HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

212
212

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN
BAND 85

(5)
Q3
Bd. 85

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

HERAUSGEGEBEN VOM

DEUTSCHEN

HISTORISCHEN INSTITUT IN ROM

BAND 85

5/3/06
LT

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

2005

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

ISBN 13: 9783-484-83085-1
ISBN 10: 3-484-83085-9 ISSN 0079-9068

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2005
Ein Unternehmen der K.G. Saur Verlag GmbH
http://www.niemeyer.de
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz und Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten/Allgäu
Binden: Norbert Klotz, Jettingen-Scheppach

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht 2004 . . . . . IX–LIII

Hubert Mordek, Die Anfänge der fränkischen Gesetzgebung für Italien 1–35

Sara Menzinger, Fisco, giurisdizione e cittadinanza nel pensiero dei giuristi comunali italiani tra la fine del XII e l'inizio del XIII secolo 36–73

Francesco Panarelli, Aspetti della molteplicità etnica nel monachesimo del Mezzogiorno normanno 74–103

Kristjan Toomaspoeg, L'Ordine Teutonico in Sicilia. Una minoranza fra le altre 104–126

Tobias Leuker, Michele Steno als *alter archangelus* und *pater patriae*. Huldigungen auf einen Dogen an einer Epochenschwelle 127–153

Mariarosa Cortesi, Il *De libero arbitrio* di Lorenzo Valla oltralpe 154–169

Ricarda Matheus, Mobilität und Konversion. Überlegungen aus römischer Perspektive 170–213

Christine M. Grafinger, Angeblich verschwundene Dokumente mit handschriftlichen Bemerkungen Gregors XIII. 214–240

Johannes U. Müller, Honoratiorenpolitik und Parteiensystem in Italien vor dem Ersten Weltkrieg. Der *Partito Giovanile Liberale Italiano* als kontrafaktisches Fallbeispiel 241–271

Peter Hertner, Großmachtrivalität und -kooperation im Adriaraum. Italien, Österreich-Ungarn und das Projekt einer albanischen Staatsbank, 1913/14 272–317

Ulrich Schlie/Thies Schulze, Die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen mit Italien nach dem Ersten Weltkrieg. Notizen Ulrich von Hassells (1919–1921) 318–350

Michael Thöndl, Der „neue Cäsar" und sein Prophet. Die wechselseitige Rezeption von Benito Mussolini und Oswald Spengler 351–394

Matthias Günther, Die 114. Jäger-Division (714. ID). Partisanenbekämpfung und Geiselerschießungen der Wehrmacht auf dem Balkan und in Italien 395–424

Thomas Schlemmer, Zwischen Erfahrung und Erinnerung. Die Soldaten des italienischen Heeres im Krieg gegen die Sowjetunion 425–466

Miszellen

Andreas Rehberg, La *portio canonica*, le clarisse, il legato papale, il vicario di Roma e un arbitro. Spigolature intorno ad un documento inedito del 1360 467–489

Stefano Tabacchi, I referendari pontifici dalla metà del Cinque-all'inizio dell'Ottocento 490–502

Waltraud Sennebogen, „Un vasto piano di pubblicità mondiale". Ein faschistischer Werbeplan für die *Esposizione Universale di Roma* 503–524

Tagungen des Instituts

Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter 525–530

Zentrum und Peripherie bei den Hospitalsorden im Spätmittelalter. Centro e periferia negli ordini ospedalieri nel tardo medioevo 531–536

Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621) 537–545

Die „Achse" im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939 bis 1945 546–554

X Congresso Internazionale di Scienze Storiche. Roma, settembre 1955. Un bilancio storiografico . . 555–566

Circolo Medievistico Romano 567–569

Anzeigen und Besprechungen 570–808

DEUTSCHES HISTORISCHES INSTITUT IN ROM

Jahresbericht 2004

Die Aufnahme neuer, zeitlich befristeter Projekte, sowie reiche Erträge historischer Grundlagenforschung haben das Forschungsprofil des DHI Rom im Jahr 2004 gestärkt. Sechs Text- und Indicesbände wurden in der Reihe des Repertorium Germanicum vorgelegt. Die noch fehlende Teiledition von Bertalots Initia Humanistica Latina ist ebenso erschienen wie der abschließende Band des Codex Diplomaticus Amiatinus sowie eine weitere Publikation in der Reihe der Nuntiaturberichte aus Deutschland. Im Rahmen eines Drittmittelprojektes konnten die Arbeiten an einer kritischen Edition der *Summa Trium Librorum* des Rolandus de Luca in Angriff genommen werden, eines Textes, der für die Entwicklung der europäischen Rechtskultur im Mittelalter von besonderem Interesse ist. Mit der Edition der Tagebücher 1938 bis 1940 von Luca Pietromarchi wurde ein Projekt begonnen, das eine wichtige Quelle zum italienischen Faschismus sowie zur faschistischen Außenpolitik erschließt.

Verstärkt wurden im Jahr 2004 in die wissenschaftliche Arbeit des DHI neue Medien und Techniken einbezogen. Sie dienen sowohl wissenschaftlichen Projekten als auch einer verbesserten Außendarstellung der Institutsarbeit, der auch ein neues Institutslogo dienlich sein soll. Die Arbeit an Onlinepublikationen wurde ebenso intensiviert wie die Vorbereitung eines Relaunchs der Homepage des Instituts.

Der Jahressitzung des wissenschaftlichen Beirates war in diesem Jahr am 19. und 20. 2. eine Tagung unter dem Titel „Forschungsstand und Perspektiven der deutschen Mediävistik“ vorgeschaltet. Führende Vertreter des Faches erläuterten an zentralen Themenfeldern aktuelle Methoden und Fragestellungen, und skizzierten Möglichkeiten künftiger Forschungsschwerpunkte in komparatistischer Perspektive. Zum ersten Mal organisierten das Istituto Storico Italiano per il Medio Evo und das DHI Rom eine derartige gemeinsame Veran-

staltung, die in die Räume beider Einrichtungen zahlreiche Interessenten lockte und deutlich werden ließ, welches Bedürfnis nach Austausch zwischen deutscher und italienischer Mediävistik besteht. Der Tagungsband in italienischer Sprache wird vorbereitet. Einen Höhepunkt stellte am 20. 2. die Abendveranstaltung im gefüllten Vortragssaal des DHI dar. In seinem Vortrag betonte der frühere langjährige Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirats des Instituts, Prof. Rudolf Schieffer, ganz im Sinne von zentralen Aufgaben der Institutsarbeit, die Bedeutung editorischer Arbeiten und skizzierte zugleich neuere Entwicklungen bei der Erschließung von Quellen. Zur Beiratssitzung am 21. 2. traten zusammen die Mitglieder Proff. Christof Dipper (Vorsitz), Silke Leopold, Volker Reinhardt, Ludwig Schmugge, Volker Sellin, Stefan Weinfurter, Hubert Wolf, der amtierende Institutsdirektor Prof. Michael Matheus sowie sein Stellvertreter, Dr. Alexander Koller, der ehemalige Institutsdirektor Prof. Arnold Esch, der Vorsitzende des Stiftungsrates der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland (D.G.I.A.), Prof. Wolfgang Schieder, als Vertreter der wissenschaftlichen Mitarbeiter Dr. Sabine Ehrmann-Herfort und Dr. Thomas Schlemmer, für den Personalrat Dr. Guido Braun sowie als Gäste die Direktoren der Institute in London und Warschau, Proff. Hagen Schulze und Klaus Ziemer. Zum neuen Vorsitzenden des wissenschaftlichen Beirats wurde gewählt: Prof. Ludwig Schmugge, zu seinem Stellvertreter Prof. Volker Sellin. Als neue Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats wurden vorgeschlagen Frau Prof. Claudia Märtl sowie Prof. Peter Hertner. Die Vorschläge hat der Stiftungsrat in seiner Sitzung am 29. 3. bestätigt.

Während der Beiratssitzung wurden einzelne Forschungsprojekte vorgestellt und diskutiert; schon im Vorfeld der Sitzung bestand Gelegenheit für die Beiratsmitglieder mit den wissenschaftlichen Mitarbeitern des Instituts deren Projekte zu erörtern, ein zentrales Anliegen der jährlichen Treffen in Rom.

Die Zahl der durchgeführten Veranstaltungen wuchs weiter an, erreichte freilich die Grenze der organisatorischen Möglichkeiten, auch wenn dank zahlreicher Kooperationen (weit über die Stiftung D.G.I.A. hinaus) Synergieeffekte erzielt werden konnten. Die geplanten Bauvorhaben werden in den Jahren 2005 und 2006 eine größere Zurückhaltung in diesem Sektor erzwingen. Besonders gefördert wur-

den Veranstaltungsformate, die zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses geeignet erscheinen (Romkurs, Studientage, Treffen von Graduiertenkollegs). Vier Mitglieder des DHI Rom nahmen am diesjährigen Historikertag in Kiel teil.

Die Zusammenarbeit mit dem Stiftungsratsvorsitzenden und den Mitgliedern der Geschäftsstelle der Stiftung D.G.I.A. gestaltete sich sehr konstruktiv. Die Stiftungsratssitzungen waren von einem sachlichen und insgesamt förderlichen Klima geprägt; unter Kürzungen hatte die Institutsarbeit erfreulicherweise nicht zu leiden, was angesichts der Situation der öffentlichen Haushalte keine Selbstverständlichkeit ist.

Die meisten Stellen im wissenschaftlichen Bereich werden wie die Stipendien und Praktika zeitlich befristet vergeben. Das fördert den ständigen personellen Wechsel und Austausch am Institut, und dies ist gewollt, um möglichst vielen die Fördermöglichkeiten des DHI zukommen lassen zu können. Was die Dauerstellen des Instituts betrifft, so ist deren Besetzung für die Bewältigung von Service- und Daueraufgaben unverzichtbar. Hier hat in den letzten Jahren ein personeller Wechsel stattgefunden, der im Jahr 2004 vorerst abgeschlossen wurde. Auf Anregung der Institutsleitung wurde im Berichtszeitraum eine Untersuchung eingeleitet, die über den beruflichen Werdegang ehemaliger Mitarbeiter und Stipendiaten des DHI Aufschluß geben soll, soweit dies unter Berücksichtigung datenschutzrechtlicher Gesichtspunkte möglich ist.

Im Verlaufe des Jahres war der Tod langjähriger Institutsmitglieder zu beklagen, die bis zu ihrer Pensionierung das wissenschaftliche Profil des DHI über Jahrzehnte hinweg geprägt haben, und an deren Wirken Nachrufe in dieser Zeitschrift erinnern: Georg Lutz am 16. 4., Hermann Goldbrunner am 17. 5.

In folgende Gremien wurde der Unterzeichnete gewählt: Consiglio di Amministrazione des Istituto Trentino di Cultura in Trento, Comitato Scientifico-Giuria del Premio Internazionale Ascoli Piceno. Weiterhin erfolgte die Ernennung zum Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Gesellschaft für die Geschichte des Weines. Dr. Alexander Koller wurde in das Comité de rédaction der Mélanges de l'École française de Rome berufen. Dr. Lutz Klinkhammer wurde in seiner Tätigkeit als Sachverständiger der Untersuchungskommission des italienischen Parlaments und Senats, die die Gründe für die Niederschlagung von Ermittlungsverfahren wegen Kriegsverbrechen

nach 1945 erforschen soll, bis zum Ende der parlamentarischen Legislaturperiode bestätigt. Dr. Andreas Rehberg wurde als korrespondierendes Mitglied in die Associazione „Roma nel Rinascimento" aufgenommen und zudem Mitglied des „Gruppo dei Romanisti".

Gerne begrüßen wir Besucher am DHI und informieren Interessenten über die Institutsarbeit. Von den Besuchern des Jahres 2004 seien genannt: am 22. 1. Studenten des Historischen Seminars der Johannes Gutenberg-Universität Mainz unter der Leitung von PD Dr. Sigrid Schmitt, am 27. 1. Herr Legationsrat I Kl. Michael Morgenstern von der Deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl, am 16. 2. Dr. Karl-Joseph Hummel, Direktor der Kommission für Zeitgeschichte in Bonn, am 2. 3. Botschafter a. D. Antonello Pietromarchi, am 31. 3. Don Giuseppe Ghilarducci von der Curia Arcivescovile in Lucca, am 21.4. Prof. Hermann Parzinger, Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin, am 22. 4. aus Bonn Dr. Harald Rosenbach, Leiter der Geschäftsstelle der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, am 23. 4. aus Bonn Herr Frank Höhn und Herr Detlef Fischer vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Herr Walter Friederichs vom Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Herr Peter Grönwoldt vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Herr Christian Borup vom Bundesministerium der Finanzen und Dr. Harald Rosenbach, am 11. 5. eine Gruppe von Rechtsreferendaren vom Landgericht Schweinfurt, am 24. 5. Pastor Matthias Fricke-Ziseniß der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde in Rom, am 1. 6. eine Gruppe Studenten des Historischen Seminars der Universität zu Köln unter der Leitung von Prof. Eberhard Isenmann, am 15. 6. eine Gruppe Studenten des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur der Universität zu Köln unter der Leitung von Prof. Ursula Peters und Prof. Hans-Joachim Ziegler, am 22. 6. eine Gruppe Studenten der Università di Roma „Tor Vergata" unter der Leitung von Prof. Teresa Maria Gialdroni, am 20. 9. eine Gruppe Studenten der Klassischen und Neulateinischen Philologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn unter der Leitung von Prof. Marc Laureys, am 21. 9. eine Gruppe von angehenden Archivaren des Wissenschaftlichen Kurses der Archivschule Marburg unter der Leitung von Prof. Rainer Polley, am 13. 10. eine Gruppe Studenten der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Prof. Johan-

nes Helmrath, am 14. 10. der neue Botschafter beim Quirinal Herr Michael H. Gerdts und der Leiter der Kulturabteilung Herr Botschaftsrat Stefano Weinberger und schließlich am 13. 12. der ungarische Botschafter beim Heiligen Stuhl Prof. Gábor Erdödy.

Personalbestand (Stand: 31. 12. 2004)

Prof. Dr. Michael Matheus, Direktor

Dr. Alexander Koller, Stellv. Direktor

Wissenschaftlicher Dienst

Wissenschaftlicher Dienst
Dr. Thomas Bardelle (Z)
Dr. Gritje Hartmann
PD Dr. Uwe Israel (Doz) (Z)
Dr. Jochen Johrendt (Z)
Dr. Andreas Rehberg

Neuzeit
Dr. Stefan Bauer (Z)
PD Dr. Almut Bues (Z)
Dr. Lutz Klinkhammer
Dr. Ruth Nattermann (Z)
Dr. Thomas Schlemmer (Z)

Sekretariat
Dott.ssa Monika Kruse
Susanne Wesely

Musikgeschichtl. Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort
Dr. Sabine Meine (Z)

Stipendiaten:
siehe Rubrik „Personalveränderungen“

(TZ = Teilzeit)
(Z = Zeitvertrag)
(Doz. = Gastdozent)

Bibliothek

Historische Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)
Elisabeth Dunkl
Antonio La Bernarda
Cornelia Schulz (TZ)
Liane Soppa (TZ)(Z)
Roberto Versaci (1/2)

Musikgeschichtl. Bibliothek
Christina Grahe
Dott.ssa Christine Streubühr (TZ)(Z)
Roberto Versaci (1/2)

Verwaltung

Petra Nikolay (Leiterin)(Z)
Paola Fiorini (TZ)
Jan-Peter Grünewälder (EDV)
Zarah Marcone
Elisa Ritzmann (Z)
Remo Tozzi

Innerer Dienst
Giuliana Angelelli
Alessandra Costantini
Pasquale Mazzei
Alessandro Silvestri
Pino Tosi

Personalveränderungen

Am 1. 1. 2004 wurde Frau Dr. Ruth Nattermann als wissenschaftliche Mitarbeiterin mit befristetem Arbeitsvertrag im DHI Rom eingestellt. Das befristete Arbeitsverhältnis des wissenschaftlichen Angestellten Herrn Dr. Guido Braun endete am 31. 3. 2004. Seine Nachfolge übernahm ab 15. 9. 2004 Herr Dr. Stefan Bauer. An die Stelle von Herrn Dr. Christoph Flamm, der bis zum 30. 6. 2004 als wissenschaftlicher Angestellter in der musikgeschichtlichen Abteilung tätig war, trat ab 1. 10. 2004 Frau Dr. Sabine Meine. Der befristete Arbeitsvertrag des Gastdozenten Herrn PD Dr. Thomas Brechenmacher endete am 30. 9. 2004. Seine Nachfolge übernahm ab 1. 10. 2004 Herr PD Dr. Uwe Israel. Am 31. 8. 2004 wurde Frau Dina Rossi in den Ruhestand versetzt. Frau PD Dr. Almut Bues wurde ab 1. 9. 2004 als wissenschaftliche Mitarbeiterin vom DHI Warschau an das DHI Rom entsandt. Am 30. 11. 2004 wurde Herr Thomas Lausen an das Bundesministerium für Bildung und Forschung zurückversetzt. Seine Nachfolge übernahm ab 15. 11. 2004 Frau Elisa Ritzmann.

Als Stipendiatinnen und Stipendiaten waren (bzw. sind noch) am Institut:

Historische Abteilung: Andreea Badea (1. 10.–30. 11. 04), Nicoletta Bazzano (1. 1.–30. 6. 04), Julia Becker (1. 11. 03–31. 5. 04), Pavel Blažek (1. 4.–31. 5. 04), Manuel Borutta (1. 3.–31. 5. 04), Elisabetta Canobbio (1. 8.–31. 12. 04), Andreas Fischer (1. 1.–29. 2. 04), Jan-Pieter Forßmann (1. 2.–31. 5. 04), Patrik Hof (1. 4.–31. 5. 04 und 1. 9.–31. 10. 04), Valentina Leonhard (1. 12. 04–31. 3. 05), Valeria Leoni (1. 7.–31. 12. 04), Letizia Penza (1. 11.–31. 12. 04), Massimo Perinelli (1. 11. 03–29. 2. 04), Karoline Rörig (1. 1.–30. 4. 04), Bettina Scherbaum (1. 6.–31. 7. 04), Maria Stuiber (1. 11. 04–28. 2. 05), Dr. Kristjan Toomaspoeg (1. 8. 03–31. 1. 04), Moritz Trebeljahr (1. 10. 04–31. 3. 05), Kordula Wolf (1. 2.–31. 8. 04).

Musikgeschichtliche Abteilung: Sebastian Kansy (1. 2.–30. 4. 04), Bert Klein (15. 11.–31. 5. 04), Thomas Nytsch (1. 5.–31. 7. 04), Carolin Pirich (1. 9.–30. 11. 04), Isolde von Foerster (1. 11. 03–31. 1. 04).

Von den ca. 75 Stipendienmonaten des Jahres 2004 entfielen somit auf das Mittelalter 30, auf die Neuzeit 33 und 12 auf die Musikgeschichte.

Das Praktikantenprogramm erfreut sich so großen Zuspruchs, daß die Nachfrage bei weitem das Angebot übersteigt. Die Institutsleitung ist bemüht, die Praktikumsplätze (wie in der Praktikumsordnung vorgesehen) in erster Linie an Studierende der Geschichte oder der Musikgeschichte höherer Semester zu vergeben, deren Studien auf das Gebiet der deutsch-italienischen Beziehungen oder der italienischen Geschichte ausgerichtet sind.

Als Praktikanten und Praktikantinnen waren am Institut: Hahle Badrnejad-Hahn (7. 1.–13. 2. 04), Elke Kuchelmeister (7. 1.–13. 2. 04), Wiebke Deimann (23. 2.–2. 4. 04), Christiane Sieveking (23. 2.–2. 4. 04), Karen Schleeh (19. 4.–28. 5. 04), Daniel Berger (19. 4.–28. 5. 04), Stefan Burkhardt (1. 6.–9. 7. 04), Christof Neugebauer (1. 6.–9. 7. 04), Silke Schmitt (30. 8.–8. 10. 04), Christian Schneider (30. 8.–1. 10. 04), Tobias Daniels (1. 9.–8. 10. 04), Cornelia Napp (1. 9.–17. 9. 04), Silke-Maria Paul (6. 9.–3. 12. 04), Melanie Fritsch (20. 9.–8. 10. 04), Britta Kägler (11. 10.–19. 11. 04), Kathrin Hofmann (11. 10.–19. 11. 04), Kai Bieker (22. 11.–17. 12. 04), Dörte Dinger (22. 11.–17. 12. 04).

Haushalt, Verwaltung, EDV

Der Gesamthaushalt 2004 des DHI Rom konnte trotz der weiterhin schwierigen Haushaltslage des Bundes im Vergleich zum Vorjahr wiederum aufgestockt werden. Mit seinem Umfang von 3991000 € liegt er um 288000 € höher als der Haushalt 2003. Damit konnten neben den allgemein gestiegenen laufenden Ausgaben im Personalbereich und für den Institutsbetrieb insbesondere noch folgende Maßnahmen finanziert werden: Die Umsetzung zu erfüllender Brandschutzauflagen wurde weiter vorangetrieben, wobei bis zum Frühjahr 2005 zusätzliche Maßnahmen in größerem Umfang notwendig werden. Die Ersatzbeschaffung von Büromöbeln wurde fortgesetzt, durch den Umbau eines ehemaligen Fotolabors konnte ein zusätzlicher Büroraum geschaffen werden. Die Neuausstattung des Konferenzsaals wurde im Jahr 2004 mit der Beschaffung einer neuen Audioanlage komplettiert. Für die Gartenbewässerung des DHI wurde ein neuer

Brunnen angelegt, so daß die Ausgaben für den laufenden Wasserverbrauch künftig deutlich reduziert werden können.

Das Institut konnte im Jahr 2004 insgesamt 114000 € an Drittmitteln einwerben. Neben der DFG seien hier die Peters-Beer Stiftung, die Johannes Gutenberg-Universität Mainz, die Gerda Henkel Stiftung, die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, die Stiftung für Wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich sowie das Museum für Kommunikation in Frankfurt/M. genannt.

Die Erarbeitung eines Merkblatts „DHI von A–Z" wurde abgeschlossen. Das (nur hausintern verteilte) Heft soll neuen Mitarbeitern bei der Lösung praktischer Fragen weiterhelfen.

Nachdem im Jahr 2003 das Gesamtkonzept für die künftige Nutzung von Haus IV (ehemaliges Gebäude der Deutschen Grundschule und seit 1984 leer stehend) vom BMBF befürwortet wurde, erfolgte im Februar 2004 die Zustimmung des Bundesministeriums der Finanzen (BMF) sowohl zum Verkauf der beiden oberen Etagen an die Evangelisch-Lutherische Kirche Italiens (ELKI) als auch zur Nutzung der beiden unteren Etagen durch das DHI Rom. Damit verbunden ist die Zusicherung von Sondermitteln für die umfangreiche Sanierung der beiden Geschosse in Haus IV und die dringend notwendigen Sanierungsmaßnahmen im Hauptgebäude des DHI Rom (genannt seien beispielsweise die Erneuerung der Fenster und Rolläden, die Flachdach- und Fassadensanierung sowie die Büroklimatisierung). Die Freigabe der Mittel wird in den Haushaltsjahren 2005 und 2006 erfolgen.

Im April 2004 lud das BMBF Vertreter des BMF, des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (BMVBW), der Stiftung D.G.I.A. und des Bundesamts für Bauwesen und Raumordnung (BBR) zu einer Koordinierungssitzung nach Rom, um Fragen der Zuwendungsmaßnahme, der Architektenauswahl, der Projektsteuerung und Verfahrensabläufe zu klären. Eine Übertragung des Hauses IV aus dem Ressortvermögen des Auswärtigen Amtes in das Ressortvermögen des BMBF ist unterdessen erfolgt. Inzwischen hat die Institutsleitung auch intensive Vertragsverhandlungen mit der ELKI geführt, die voraussichtlich im Frühjahr 2005 zum Vertragsabschluß führen werden. Daneben wurden mit Unterstützung des BBR ein Architekt und eine Projektleiterin für die beiden Sanierungsprojekte beauftragt. Die

Umbaupläne wurden gemeinsam mit dem Projekt der ELKI der Stadt Rom zur Genehmigung vorgelegt. Nach Durchführung einer weiteren (überraschenderweise notwendig gewordenen) Asbestsanierung in Haus IV im Januar/Februar 2005 werden die Bauarbeiten dort voraussichtlich noch im Frühjahr 2005 beginnen und möglichst im Jahre 2006 beendet werden. Glücklicherweise stand Herr Hans-Werner Pohler weiterhin bei der Betreuung des Gesamtprojektes dem Institut mit Rat und Tat zur Seite.

Um Erweiterungsmöglichkeiten des Instituts in der Zukunft einschätzen zu können, wurden Teile des Institutsgrundstücks geophysikalisch untersucht. Diese Untersuchungen führten vom 29. 11. bis zum 2. 12. 2004 Mitarbeiter des Instituts für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel unter der Leitung von Dr. Harald Stümpel durch. Es wurden geomagnetische sowie geoelektrische Sondierungen durchgeführt und ferner der Einsatz des Georadars erprobt. Die Ergebnisse der Untersuchungen werden dem DHI im Frühjahr 2005 zur Verfügung stehen.

Im Arbeitsbereich EDV standen die technische Konzeption und Entwicklung digitaler wissenschaftlicher Publikationen in diesem Jahr im Mittelpunkt der Arbeit. In diesem Zusammenhang sind insbesondere die Online-Datenbank „Die Präsenz deutscher militärischer Verbände in Italien 1943–1945“ sowie das Projekt „Digitale Editionen neuzeitlicher Quellen“ hervorzuheben (vgl. Abschnitt Unternehmungen und Veranstaltungen).

Für das DHI Rom wurde entschieden, sich im Sinne einer erhöhten Zukunftssicherheit seiner elektronischen Publikationen an gängigen Standards (Stichwort XML) und Open-Source-Produkten (MySQL, PHP etc.) zu orientieren.

Vor diesem Hintergrund ist ebenfalls die Entscheidung für den Relaunch der DHI-Homepage auf der Basis des Open-Source-Systems TYPO3 zu sehen. Wichtigste Ziele des im Spätsommer 2004 angelaufenen Projekts sind die Neugestaltung des Layouts der Homepage (unter Verwendung des neuen Institutslogos), die Erhöhung der Benutzerfreundlichkeit durch erweiterte Such-, Archiv- und Printfunktionen und der inhaltliche Ausbau der Seiteninhalte auf Basis eines Content-Management-Systems. Hilfreich ist hierbei auch die Kooperationsmöglichkeit in technischen Fragen mit dem Internetportal Regionalge-

schichte.Net (Dr. Elmar Rettinger und Torsten Schrade, Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz).

In der bibliothekarischen Informationsverarbeitung wurde im Jahr 2004 die Retrokonvertierung der Katalogbestände beider Bibliotheken technisch betreut. Im administrativen IT-Bereich lagen die Schwerpunkte der Arbeit bei der Sicherheitstechnik (z. B. Installation neuer Firewalltechnik, Einführung eines Spamfilters), der Versionspflege (Einführung und Schulung Office XP in Kooperation mit dem DHI Paris), im laufenden Mitarbeitersupport und in der Einführung neuer softwarebasierter Geschäftsverfahren (z. B. Telefonserver TECLEN-Blue's). Viele dieser arbeitsintensiven Aufgaben konnten nur dank der Mitarbeit externer Kräfte, namentlich von Niklas Bolli (ganzjährig) und Julia Becker (seit Sommer 2004) bewältigt werden.

Die bewährte Zusammenarbeit mit dem DHI Paris wurde auf Basis des Hosting-Abkommens vom November 2003 fortgesetzt und ausgebaut. Neben dem Pariser allegro-Katalog und der Datenbank „Prosopographia Burgundica" erfolgte auch der testweise Betrieb der Datenbank „Adreßbuch der Deutschen in Paris 1854" auf der römischen IT-Anlage. Darüber hinaus schloß die Kooperation einen stetigen fruchtbaren Erfahrungsaustausch und die gemeinsame Organisation der EDV-Schulungen (s. o.) ein.

Bibliotheken und Archiv

Die durchgehende Öffnungszeit der Bibliothek konnte weiterhin realisiert werden, weil die Institutsleitung Sondermittel zur Verfügung stellte. Erfreulicherweise ist durch einen zweijährigen Zeitvertrag seit September 2004 eine mittelfristige Planungssicherheit in diesem Bereich eingetreten, doch ist langfristig eine weitere Kustodenstelle unabdingbar. Die Personallage in der Historischen Bibliothek ist zudem sehr angespannt, zusätzliches bibliothekarisches Personal unverzichtbar.

Im Berichtszeitraum konnte die umfangreiche Modifizierung und Weiterentwicklung des Katalogprogramms allegro-C weitergeführt werden. Diese aufwendigen Arbeiten wurden neben den laufenden Tätigkeiten erbracht. Gleichzeitig wurde von Frau Elisabeth

Dunkl unter Mitwirkung von Dr. Thomas Hofmann eine ausführliche Dokumentation und Katalogisierungsanleitung erstellt, die als Nachschlagewerk für den täglichen Katalogisierungsbetrieb und für die Einarbeitung der weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bibliothek dient.

Begonnen werden konnte ferner mit der Neuprogrammierung des Internet-OPACs. Auf diese Weise soll hausinternen und externen Benutzern eine komfortable Rechercheoberfläche im Internet zur Verfügung gestellt werden. Die Projektierung einer Programmierung ist abgeschlossen. Im Rahmen der neuen Homepage-Struktur des Instituts soll die neue Katalogoberfläche zur Verfügung stehen.

Im Berichtszeitraum nahmen die Anfragen an die Bibliothek und sich daraus ergebende Recherchen erneut deutlich zu, wobei eine verstärkte Nachfrage nach „Sondermaterialien" (wie z. B. den Nachlässen oder dem Handschriftenbestand des Instituts) zu konstatieren ist.

Seit 1. 7. 2004 wurde mit Werkverträgen die Retrokonversion des Bestandes der Historischen Bibliothek fortgeführt. Insgesamt konnten von Juli bis Anfang Dezember 2004 mehr als 7000 neue Datensätze in den EDV-Katalog eingegeben werden. Auch in der musikgeschichtlichen Bibliothek wurde mit Hilfe von Werkverträgen die Retrokonversion des Altbestandes fortgeführt. Die Retrokonversion der Monographien dieser Bibliothek konnte unterdessen abgeschlossen werden.

Die Planungen für Haus IV schritten gut voran, eine schnelle Realisierung ist im Hinblick auf den akuten Raummangel im Magazin allerdings auch unerläßlich. Nach einem detaillierten Raumabgleich wurden im Herbst mit dem beauftragten Architekten die anstehenden Planungen beraten. Die notwendigen Brandschutzmaßnahmen bedingen für die Bibliothek leider auch ungünstige Veränderungen. Vor allem die Brandschutzmaßnahmen im Lesesaal werden Umstrukturierungen in diesem Bereich erfordern. Aufgrund der anstehenden Bauarbeiten werden Beeinträchtigungen des Bibliotheksbetriebs unvermeidlich sein.

Am Deutschen Bibliothekarstag, der vom 23. bis 27. 3. 2004 in Verbindung mit der Frühjahrs-Buchmesse in Leipzig stattfand, nahmen drei Institutsmitglieder teil und nutzten die gebotenen Möglichkeiten zur Weiterbildung und zur Kontaktpflege.

Vom 6. 9. bis zum 3. 12. 2004 absolvierte eine Studentin der FH Hannover (Studiengang Informationsmanagement mit Schwerpunkt Bibliothekswesen) einen Teil ihres gemäß Studienordnung vorgeschriebenen Praktikums in der Historischen Bibliothek.

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 2209 (Vorjahr: 2194) Einheiten (darunter 15 [Vorjahr: 20] CD-ROM) auf insgesamt 157445 Bände an. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 646 (davon 336 italienische, 186 deutsche und 125 „ausländische") Zeitschriften; sie ist gegenüber dem Vorjahr um 6 neu abonnierte Zeitschriften gestiegen. Besonders erfreulich ist auch in diesem Jahr die Zahl der Buchgeschenke (insgesamt 433 [Vorjahr: 392]).

Die musikwissenschaftliche Bibliothek wuchs um 1469 auf 49811 Einheiten, der Zeitschriftenbestand auf insgesamt 395, davon 222 laufende (im Vorjahr 390, davon 218 laufende). Auch hier konnten 137 Bände als Geschenk entgegen genommen werden.

Im Zeitraum vom 7. 1. bis 31. 12. 2004 wurden die Bibliotheken von 3609 Leserinnen und Lesern besucht (Vorjahr 3055). Dies bedeutet einen sehr erfreulichen Anstieg von über 15%. Davon entfielen 1800 auf die musikgeschichtliche Bibliothek.

Nach dem Tode von Dr. Georg Lutz wurde das die Nuntiaturen betreffende Material seines wissenschaftlichen Nachlasses von Dr. Alexander Koller gesichtet und nach Rom gebracht. Es ist künftig im Archiv des DHI Rom zugänglich.

Für das Archiv sind eine grundlegende Neuordnung und eine Heranführung an den allgemeinen Archivstandard geplant. So ist derzeit aufgrund einer fehlenden Gesamtübersicht eine wissenschaftliche Benutzung der Bestände nur sehr eingeschränkt möglich. Für eine Neustrukturierung des Archivs wurden Konzepte entwickelt; mit deren Umsetzung soll 2005 begonnen werden.

Arbeiten der Institutsmitglieder

a) Mittelalter und Renaissance

Dr. Gritje Hartmann, zuständig für die „Bibliothek des DHI", für Verlagskontakte sowie für den Bereich frühes und hohes Mittelalter, hat 8 Bände der „Bibliothek" in verschiedenen Produktionsstadien redaktionell betreut. In Abstimmung mit Institutsleitung und Verlag hat sie einige Abläufe sowie das Zuschußmodell umgestellt, so daß die Druckkostenzuschüsse deutlich gesenkt werden konnten. An der Redaktion der Homepage des Instituts und an der Planung für deren Neugestaltung und Strukturierung war sie beteiligt. Ihre Dissertation erschien im Jahre 2004, ein Forschungsprojekt zu innerrömischen Reliquientranslationen im Mittelalter wurde in Angriff genommen. – Die Drucklegung seiner Dissertation schloß Dr. Jochen Johrendt ab, sie wurde im Berichtszeitraum publiziert. Im Rahmen seines Forschungsvorhabens „Das Kapitel von St. Peter im Vatikan" widmete er sich vorrangig der Erfassung des Urkundenbestandes, dessen wünschenswerte Digitalisierung bisher nicht vorgenommen werden konnte. Seine Lehrtätigkeit an der LMU München führte er fort. – Die Arbeit an ihrer Promotion („Graf Roger I. von Sizilien – Wegbereiter des normannischen Königreichs") hat Julia Becker vorangetrieben und ihr Thema in einem Institutsvortrag zur Diskussion gestellt. Im Rahmen einer Archivreise konsultierte sie u. a. Bestände in den Kapitelsarchiven von Patti, Palermo und Catania sowie im Archivio di Stato in Palermo. Die Dissertation wird 2005 abgeschlossen. – Die Sichtung des Materials im Archiv des DHI hat Dr. Kristjan Toomaspoeg im Rahmen seines Forschungsprojektes („Kirchenfinanzen und Politik im Königreich Sizilien im 13. Jahrhundert") abgeschlossen (vgl. S. XXIX). – Im Rahmen seines Dissertationsvorhabens „Kardinäle im Konklave. Studien zur Sedisvakanz der Jahre 1268 bis 1271" unternahm Andreas Fischer abschließende Archivforschungen und ergänzende Literaturrecherchen. Neben dem Archivio Segreto Vaticano und römischen Bibliotheken besuchte er (nicht immer ohne Komplikationen) mehrere Archive Latiums und Umbriens (u. a. in Alatri, Narni, Spoleto, Subiaco). – Für eine kritische Edition unternahm Dr. Pavel Blažek kodikologische Untersuchungen von Abschriften des Kom-

mentars des Bartholomäus von Brügge zur pseudo-aristotelischen Ökonomik (1309); ferner betrieb er textkritische Vorarbeiten für ein Forschungsprojekt zum Bußpsalmenkommentar Papst Innozenz' III. (1198–1216). – Kordula Wolf betrieb im Rahmen ihrer Dissertation („Trojas Helden – Ahnen Europas?") intensive Recherchen zu den „italienischen Trojanermythen". Über die erzielten Ergebnisse berichtete sie auf einer Tagung in Dresden. Ausgehend von den für Italien erhobenen Befunden werden anschließend die soziale und politische Bedeutung mythischer Herkunftserzählungen im europäischen Vergleich (unter besonderer Berücksichtigung von Frankreich und England) untersucht. – Der neue Gastdozent des Instituts (ab 1. 10. 2004), PD Dr. Uwe Israel, hat mit der Arbeit an seinem Forschungsprojekt zur Abtei Subiaco begonnen. In thematischem Zusammenhang damit hat er eine Giornata di Studio konzipiert, die im Januar 2005 durchgeführt wird. Er hat an der Drucklegung seiner Habilitationsschrift gearbeitet, die in der „Bibliothek des DHI" veröffentlicht wird, und zudem den Antrag für ein Drittmittelprojekt im Anschluß an seine Gastdozentenzeit konzipiert. – Der Leiter der Historischen Bibliothek, Dr. Thomas Hofmann, war mit zahlreichen Sonderaufgaben betraut (u. a. Retrokonversion, Bibliotheksplanung im Zusammenhang mit Haus IV). Seine Arbeiten zu den griechischen Klöstern Süditaliens im 15. Jh. und die Untersuchung der Rolle Bessarions als Kommendatarabt und *protector* der griechischen Klöster Italiens konnten daher nicht in nennenswerter Form fortgesetzt werden. – Über seinen Forschungsbereich der stadtrömischen Quellen (vgl. S. XXXI) hinaus hat Dr. Andreas Rehberg seine Untersuchungen zum Heiliggeist-Orden fortgeführt und dabei vor allem Aufbau und Struktur dieser geistlichen Institution sowie das Ablaßwesen im Orden analysiert. Ein Studientag zum Thema „Zentrum und Peripherie in den Hospitalsorden im Spätmittelalter" wird von ihm, Prof. Anna Esposito und dem Unterzeichneten im kommenden Jahr durchgeführt. Die organisatorische und redaktionelle Arbeit an einer Festschrift für Prof. Brigide Schwarz teilte sich Herr Rehberg mit Dr. Brigitte Flug (Universität Bochum) und dem Unterzeichneten. – Neben seiner Arbeit am RG (vgl. S. XXX) und damit verbundenen Serviceleistungen hat Dr. Thomas Bardelle weiter an einem Beitrag zum Verhältnis zwischen Kurie und aschkenasischen Juden auf der Basis der vom RG erschlossenen Quellen

gearbeitet. – Ihre Studien zum Codice Diplomatico Digitale della Lombardia Medievale setzte Dr. Valeria Leoni fort. Dazu wertete sie verschiedene Bestände geistlicher Institutionen in Brescia und Cremona aus, die sich heute im Archivio Segreto Vaticano und in der Biblioteca Apostolica Vaticana befinden. Über das Großprojekt einer digitalen Urkundenedition zur mittelalterlichen Lombardei berichtete sie im Rahmen der Institutsvorträge.

b) Neuere und neueste Geschichte

Im Rahmen eines neuen Forschungsprojektes untersucht Dr. Stefan Bauer das Werk des römischen Gelehrten Onofrio Panvinio (1530–68). Es geht dabei vor allem um Komposition, Inhalt und Wirkungsabsicht seiner monumentalen Kirchengeschichte *(Historia ecclesiastica)*. Etwa die Hälfte des einschlägigen Materials in der Biblioteca Apostolica Vaticana steht unterdessen auf CD-Rom zur Verfügung. – Andreea Badea fand für ihr Dissertationsvorhaben („Die Absetzung und Abdankung geistlicher Herrscher im römisch-deutschen Reich der frühen Neuzeit") eine Fülle bisher unbekannten Materials vor allem im Archivio Segreto Vaticano sowie in der Biblioteca Apostolica Vaticana. Sie grenzte ihre Untersuchung auf den Fall der Absetzung des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied ein. – Für sein Habilitationsprojekt („Imagines imperii. Das Reich in der Wahrnehmung der römischen Kurie im 16. Jh.") konnte Dr. Guido Braun die erforderlichen Archiv- und Bibliotheksrecherchen weitgehend zum Abschluß bringen. Nach Ablauf seines dreijährigen Arbeitsvertrages am DHI Rom erhielt er von April bis August 2004 ein Forschungstipendium des DHI Paris und übernahm dort von September 2004 an eine Referentenstelle im Bereich der Frühen Neuzeit. Neben den neuen Aufgaben soll der Abschluß der Habilitation an der Universität Bonn, wo er auch einen Lehrauftrag wahrnimmt, zügig vorangetrieben werden. – Die römische Bibliothekslandschaft bietet beste Voraussetzungen für die Arbeit an der Edition im Rahmen des „Gruneweg-Projektes", das PD Dr. Almut Bues zügig vorantrieb. Die fast 2000 Seiten umfassenden Aufzeichnungen des Martin Gruneweg aus dem Ende des 16. Jh. geben nicht nur Reiseeindrücke (Moskau, Istanbul, Rom)

wieder; sie bieten auch wertvolle Nachrichten zur Kirchen- und besonders zur Ordensgeschichte. Die Beziehungen zu polnischen Hochschulen pflegte Frau Bues weiterhin. Zudem erbrachte sie umfangreiche redaktionelle Leistungen für das DHI Warschau. – Neben Aufgaben im Rahmen der Institutsleitung und der Betreuung des Forschungsbereichs der neueren Geschichte konnte Dr. Alexander Koller die Arbeiten für Band III/10 der Nuntiaturberichte aus Deutschland (1578–1581) aufnehmen. Die von ihm redaktionell betreuten Bände 83 der QFIAB, 107 der Bibliotheksreihe und IV/7 der Nuntiaturberichte aus Deutschland sind erschienen. Neben der Sichtung des wissenschaftlichen Nachlasses seines Vorgängers, Dr. Georg Lutz, widmete er sich der Vorbereitung einer für Mai 2005 geplanten internationalen, von der DFG geförderten Tagung zu den Außenbeziehungen Papst Pauls V. – Im Rahmen ihres Forschungsprojektes („Religiosi a Roma. Carriere ecclesiastiche e famiglie aristocratiche romane, XVI–XVII secolo") untersucht Dr. Nicoletta Bazzano die Strategien der römischen adeligen Familien mit Blick auf kirchliche Karrieren von Familienmitgliedern. Auf der Basis umfangreicher prosopographischer Studien erweist sich Rom dabei im europäischen Vergleich in vielfacher Hinsicht als ein Sonderfall von höchster politischer und sozialer Komplexität. – Bei den Recherchen für seine Promotion („Kirchenadel – Adelsorden. Die mikropolitischen Beziehungen der römischen Kurie unter Paul V. zum Johanniterorden auf Malta, 1605–1621") sichtete Moritz Trebeljahr zunächst vor allem einschlägige Dokumente (besonders Korrespondenzen) im Archivio Segreto Vaticano. Besuche im Archiv und in der Bibliothek des Malteserordens in Rom sollen im kommenden Jahr folgen. – Bettina Scherbaum konnte im wesentlichen den Abschluß der Archivstudien für ihre Dissertation („Die bayerische Gesandtschaft am Heiligen Stuhl in der Frühen Neuzeit, 1605–1765)" im Kapitolinischen Archiv realisieren. Zur Klärung von einzelnen Problemen besuchte sie gezielt eine Reihe weiterer Archive. – Für ihre Dissertation („Stefano Borgia und seine Korrespondenten. Ein europäisches Gelehrtennetzwerk im 18. Jh.") untersuchte Maria Stuiber Quellenbestände im Archivio Storico di Propaganda Fide sowie in der Biblioteca Apostolica Vaticana. Recherchen in weiteren römischen Bibliotheken und Archiven sind geplant. – Seinen Forschungsaufenthalt in Italien nutzte Jan-Pieter

Forßmann vor allem dafür, in Deutschland nicht zugängliche Periodika für sein Dissertationsthema zu konsultieren: „Der toskanische Journalismus während der Revolution von 1848/49 in vergleichender Perspektive. Entstehung, Inhalte und Wandel einer politischen Öffentlichkeit." Tageszeitungen, Zeitschriften und Nachlässe einzelner Journalisten untersuchte er insbesondere in Bibliotheken und Archiven von Florenz, Lucca und Rom. – Für die Bearbeitung ihrer Dissertation („Cristina Trivulzio di Belgiojoso (1808–1871). Geschichtsschreibung und Politik. Eine *Histoire Croisée* des Risorgimento") spürte Karoline Rörig zahlreiche bisher unbekannte Quellen in verschiedenen Bibliotheken und Archiven Italiens auf, die neue Erkenntnisse zum Selbstverständnis sowie zu Leben und Werk dieser Historikerin, Journalistin und Revolutionärin ermöglichen. Der Zugang zum Familienarchiv der Fürsten Trivulzio in Mailand wurde leider nicht gewährt. Erste Ergebnisse wurden im Rahmen der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens in Berlin vorgestellt. – In der Endphase seines Promotionsvorhabens („Liberaler Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe") wertete Manuel Borutta weitere Texte und Bilder in römischen Archiven und Bibliotheken aus, um durch den Vergleich mit dem italienischen Fall zu zeigen, daß liberaler Antikatholizismus und Kulturkampf im 19. Jh. im europäischen Kontext keine deutschen Besonderheiten darstellten. – Im Rahmen der wissenschaftlichen Betreuung des Forschungsbereichs der neuesten Geschichte hat Dr. Lutz Klinkhammer neben seinen Institutsaufgaben universitäre Lehrveranstaltungen abgehalten, Auskünfte für die Presse sowie an Institutionen erteilt, in Gremien mitgewirkt sowie bei wissenschaftlichen Anfragen und akademischen Qualifikationsprojekten beraten. Er war bei der Vorbereitung und Durchführung mehrerer Veranstaltungen beteiligt. Eigene Forschungen betrieb er vorwiegend zur Geschichte von Faschismus und Nationalsozialismus. – PD Dr. Thomas Brechenmacher schloß die Drucklegung seiner Habilitationsschrift ab. Die Arbeit am Editionsprojekt „Berichte des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus Deutschland (1930–1939)" setzte er fort (vgl. S. XXXIII). Er bestritt ferner einen der Mittwochsvorträge des Instituts und organisierte eine Giornata di Studio. – Valentina Leonhard untersucht im Rahmen ihres Dissertationsprojekts („Populäre Spielfilme im fa-

schistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland: Vergleich, Transfer, internationale Perspektive") im systematischen Vergleich die Filmpolitiken des faschistischen und des nationalsozialistischen Systems, analysiert entsprechende Austauschprozesse zwischen beiden Regimen und untersucht insbesondere die Filmsprache der in beiden Ländern produzierten populären Spielfilme. Sie sichtete einschlägige Bestände im Archivio Centrale dello Stato (Rom) und konsultierte die Fachbibliothek der Scuola Nazionale di Cinema. – Die Arbeiten an seinem Forschungsprojekt „Die Achse im Krieg. Studien zur deutsch-italienischen Kriegführung unter besonderer Berücksichtigung des sowjetischen Kriegsschauplatzes" hat Dr. Thomas Schlemmer fortgesetzt und weitere umfangreiche Recherchen in römischen Archiven unternommen. Das Manuskript der Publikation mit dem Arbeitstitel „Im Schatten von Stalingrad. Der Untergang der 8. italienischen Armee und der Bruch der ‚Achse' – deutsche und italienische Dokumente" steht vor dem Abschluß. Zudem war er an der Organisation der Tagung „Die ‚Achse' im Krieg 1939–1945" beteiligt, die im April 2005 im DHI stattfinden wird. – Im Januar 2004 begann Dr. Ruth Nattermann, die Tagebücher Graf Luca Pietromarchis (1895–1978) für den Zeitraum von 1938 bis zum Kriegseintritt Italiens im Jahre 1940 kritisch zu edieren. Aufgrund der wichtigen Rolle Pietromarchis für die italienische Außenpolitik handelt es sich um ein bemerkenswertes Dokument zum italienischen Faschismus im allgemeinen und zu seiner Außenpolitik im besonderen. Den größten Teil der einschlägigen Quellen hat Frau Nattermann, deren Dissertation zur Gründung des Leo Baeck Institute 2004 erschienen ist, zusammengetragen. Im kommenden Jahr wird das druckfertige Manuskript vorliegen. – Patrik Hof konsultierte im Rahmen seines Promotionsvorhabens („Die Wertpapierbörsen im deutschen und italienischen Faschismus") insbesondere Bankarchive. Besonders wichtig für seine Studien sind die Archive des Banco di Roma (in Rom), des Credito Italiano und der Banca Commerciale Italiana (in Mailand), ferner der Nachlaß des Finanzministers Thaon de Revel im Archiv der Fondazione Einaudi. – Für seine vergleichende Dissertation zu den geschlechterhistorischen Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges und des Zusammenbruchs des Faschismus in Deutschland und Italien (1945–1949) setzte Massimo Perinelli seine Recherchen in mehre-

ren Einrichtungen fort (u. a. in der Scuola Nazionale di Cinema; in der Mediateca des Verbundes der Biblioteche di Roma; im Archiv der Biblioteca „Luigi Chiarini" des Centro Sperimentale di Cinematografia). Im Rahmen der Mittwochvorträge stellte er sein Projekt am DHI vor.

c) Musikgeschichte

Mit der Arbeit an einem neuen Forschungsprojekt („Die Frottola: *musica cortigiana* in der Entwicklung des kulturellen Diskurses in Italien 1500–1530") hat Dr. Sabine Meine im Oktober 2004 begonnen. Kurzfristig bereicherte sie den Kongreß „Petrarca a Roma" im Dezember 2004 mit dem einzigen musikwissenschaftlichen Referat und nahm Lehraufgaben an der Hochschule für Musik und Theater Hannover wahr. – Da eine erhebliche Einengung der Materialbasis seiner Untersuchung unumgänglich wurde, nahm Sebastian Kansy einen „radikalen Einschnitt" bei der Arbeit an seiner Promotion („Möglichkeiten und Grenzen immanenter Formrekonstruktion polyphoner Vokalmusik des 16. Jh. Studien zur Analyse von Motetten und Messen Palestrinas") vor. In den Mittelpunkt der Werkanalyse wurde eine besonders instruktive Komposition Palestrinas gerückt (*Sicut lilium inter spinas*). – Für ihr Dissertationsvorhaben zu den „Auftragskompositionen anläßlich der Verheiratung von Maria Amalia von Österreich mit Ferdinand von Parma 1769" analysierte Isolde von Foerster besonders die Überlieferung zu Christoph Willibald Glucks Festa teatrale *Le feste d'Apollo* und ferner vatikanische Quellen, die für das interessierende Heiratsprojekt relevant sind. – Zur Förderung seines Promotionsprojekts („Mozarts Arien mit konzertierenden Instrumenten und ihre Tradition im 18. Jh.") hat Bert Klein die erste Phase seines Stipendiums genutzt, um die einschlägigen Musikalienbestände in der Bibliothek der musikgeschichtlichen Abteilung des DHI zu sichten und mit Blick auf besonders vielversprechende Arienfunde auszuwerten. – Der Leiter der musikgeschichtlichen Abteilung und ihrer Bibliothek, Dr. Markus Engelhardt, hatte auch in diesem Jahr zahlreiche administrative Aufgaben zu erfüllen und war zudem durch mehrere Kooperationsvorhaben in Anspruch genommen. Über seine Forschungs- und Publikationstätigkeit hinaus förderte er zudem

die Herausgabe von Bänden der Analecta musicologica und war mit der Organisation von Veranstaltungen (darunter drei Tagungen) befaßt. – Dr. Sabine Ehrmann-Herfort übernahm als stellvertretende Leiterin der Abteilung gleichfalls administrative, redaktionelle und organisatorische Tätigkeiten sowie die Betreuung der Internetseiten der Abteilung. Im Rahmen ihres Forschungsvorhabens „Die Begriffe der europäischen Vokalmusik und ihre italienischen Quellen" hat sie insbesondere Studien zur Kantate, zum Madrigal und zur Terminologie und Typologie des musikalischen Theaters und der Oper im 20. und 21. Jh. betrieben. – Die Arbeit an seinem Habilitationsprojekt („Ottorino Respighi und die Musikästhetik im faschistischen Italien") hat Dr. Christoph Flamm fortgesetzt, Aufbau und Inhalt der schriftlichen Fassung detailliert ausgearbeitet und im Rahmen eines Mittwochsvortrags sein Projekt vorgestellt. Die DFG bewilligte ein Forschungsstipendium, das die Niederschrift und den Abschluß des Vorhabens ermöglichen soll. Auch nach Ablauf seines Arbeitsvertrags am DHI Rom lehrt er weiterhin an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Frankfurt/M. – Für ihre Dissertation („Luigi Dallapiccola und Deutschland") untersucht Carolin Pirich insbesondere die Einflüsse deutschsprachiger Komponisten auf Dallapiccolas Werk, dessen Beziehungen zur deutschen Literatur und rezeptionsgeschichtliche Aspekte seiner Kompositionen in Italien und Deutschland. Sie hat über ihr Projekt im Rahmen der Mittwochsvorträge berichtet und nicht zuletzt von der Diskussion mit Historikern profitiert. Der persönliche Nachlaß des Komponisten im Archivio Contemporaneo „Alessandro Bonsanti" in Florenz blieb ihr allerdings weitgehend verschlossen. – Thomas Nytsch hat für sein Promotionsvorhaben „Hans Werner Henze und Ingeborg Bachmann in Italien – Interkulturelle und interdisziplinäre Grundlagen zur Entstehung der Ästhetik einer ‚musica impura'" vielfältige Anregungen und Impulse sammeln können, nicht zuletzt dank Zeitzeugenbefragung.

Unternehmungen und Veranstaltungen

Die infolge des plötzlichen Todes von Dr. Wilhelm Kurze (2002) hinterlassenen Materialien für Codex Diplomaticus Amiatinus III.1

konnten unterdessen gesichtet und im Berichtszeitraum in wesentlichen Teilen in einem Band publiziert werden. Die Arbeit an dieser Edition ist damit abgeschlossen. Am 18.12. wurde der Band unter Beteiligung des Unterzeichneten im Rahmen einer Buchpräsentation in der Abtei San Salvatore am Monte Amiata vorgestellt.

Seit dem 1. 11. 2004 arbeitet die ehemalige Stipendiatin des DHI Dr. Sara Menzinger di Preussenthal im Rahmen eines von der DFG finanzierten Drittmittelprojektes an der kritischen Edition eines im europäischen Vergleich wichtigen Textes, der *Summa Trium Librorum* des ROLANDUS DE LUCA. Ein in der zivilen Rechtssphäre bewanderter Intellektueller formuliert hier erstmals Überlegungen zum Thema Staat und Gemeinwohl, ein Thema, das bis dahin kanonistischen Texten vorbehalten war.

Für das von der Gerda Henkel Stiftung unterstützte Forschungsprojekt KIRCHENFINANZEN UND POLITIK IM KÖNIGREICH SIZILIEN im 13. Jh. hat Dr. Kristjan Toomaspoeg die Sichtung des Materials im Archiv des DHI Rom (Nachlaß Norbert Kamp und Nachlaß Eduard Sthamer) weiter vorangetrieben und vorerst abgeschlossen. Unterdessen gewann er einen entsprechenden concorso und trat die (unbefristete) Stelle eines ricercatore an der Universität Lecce an. Er setzt die Ausarbeitung der Regestierung der Quellen weiter fort. Eine Publikation der Ergebnisse von seiten des DHI ist geplant.

Die Arbeit am Institutsprojekt der staufischen und angiovinischen KASTELLBAUTEN Süditaliens anhand des Nachlasses von Eduard Sthamer (3. Bd. der Dokumente) hat Prof. Hubert Houben wie geplant intensivieren können und Ende des Jahres ein vorläufiges Manuskript vorgelegt, das nun für den Druck überarbeitet werden soll.

In den neunziger Jahren hat der Unterzeichnete in Zusammenarbeit mit der British School at Rome in der Nähe von Sutri Untersuchungen im Kontext von Forschungen zum Pilgerwesen und zur Straßen- und Siedlungsgeschichte durchgeführt. Die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Geschichtswissenschaft und Archäologie soll in einem neuen Projekt wiederaufgenommen werden. Mehrere Möglichkeiten in der unmittelbaren Umgebung Roms wurden sondiert, schließlich jedoch verworfen. Im kommenden Jahr werden Möglichkeiten einer Realisierung in Apulien (KASTELL IN LUCERA) geprüft. Da-

mit könnte zugleich an die Tradition des DHI Rom im Bereich der Kastellforschung angeknüpft werden.

Beim REPERTORIUM GERMANICUM (RG) konnte die Arbeit am RG V (Eugen IV., 1431–1447) trotz weiterer Verzögerungen zum Abschluß gebracht werden. Wenige Tage vor dem Weihnachtsfest 2004 verließen die insgesamt sechs Teilbände die Druckerei. Damit wird der Forschung umfangreiches neues Material zur Verfügung gestellt. Zugleich wird eine lange Zeit schmerzlich empfundene Lücke geschlossen. Im Rahmen des RG sind nun für den Zeitraum von rund hundert Jahren Quellen aus den vatikanischen Archiven erschlossen worden. Die Überlegungen über mögliche Datenbanklösungen sollen nun intensiviert werden. Im Vorfeld sind jedoch komplexe urheberrechtliche Fragen zu klären; dabei wird das DHI dankenswerterweise von der Geschäftsstelle der Stiftung D.G.I.A. beraten. Zugleich schreitet die Arbeit am RG X (Sixtus IV., 1471–1484) voran. Dr. Thomas Bardelle hat die Auswertung der wichtigsten Serien fortgesetzt und das achte Pontifikatsjahr bis August 1479 abgeschlossen. Er hat seit September bzw. seit November 2004 eng mit Dr. Elisabetta Canobbio und Dr. Kirsi Salonen zusammengearbeitet, die von der Institutsleitung gewonnen werden konnten, um im Rahmen von Werkverträgen Lücken in der Bearbeitung früherer Pontifikatsjahre zu schließen. Frau Canobbio hat darüber hinaus im Zusammenhang mit einem Datenbankprojekt zum Mailänder Herzogtum die *Registra Supplicationum* Pius' II. durchgearbeitet (ASV, Reg. Suppl. 610–675) und über den Stand dieses dem RG verwandten Unternehmens auch im „Circolo Medievistico Romano" berichtet. Vom angebahnten engen Austausch profitieren beide Vorhaben der Grundlagenforschung. Frau Canobbio hat zudem bisher unbekannte Formulare und Kanzleiregeln aus dem 15. Jh. entdeckt, die für organisatorische Abläufe an der Kurie aufschlußreich sind. Die Chancen eines Editionsprojektes werden geprüft.

Beim „Tochterunternehmen" des RG, dem aus Drittmitteln und vom DHI Rom finanzierten REPERTORIUM POENITENTIARIAE GERMANICUM (RPG), wurde das Supplikenmaterial für den Pontifikat Sixtus IV. aufgenommen, bearbeitet und durch Indices erschlossen. Im kommenden Jahr sollen zwei Bände als RPG VI veröffentlicht werden. Die Suppliken des folgenden Pontifikats Innozenz' VIII. (1484–1492) sind

zum großen Teil bereits aufgenommen und wurden partiell auch schon bearbeitet.

Dr. Andreas Rehberg hat im Bereich der STADTRÖMISCHEN QUELLEN insbesondere die Erschließung von zwei 2003 in Angriff genommenen Quellenbeständen vorangetrieben: die Weiheregister um 1500 im Archivio del Vicariato, im Archivio di Stato und im Archivio Segreto Vaticano sowie die „Libri de Schismate" im Archivio Segreto Vaticano. Er hat zudem mehrere Vorträge zu stadtrömischen Themen gehalten. Ein mit Anna Modigliani verfaßter Doppelband „Cola di Rienzo e il Comune di Roma" lag Ende des Jahres 2004 vor. An der Publikation der Regesten der römischen Stadtratsbeschlüsse für den Zeitraum von 1515 bis 1526 in italienischer Sprache wird weiter gearbeitet.

In Ergänzung zu vorliegenden analytischen Bibliographien von europäischen Reiseberichten des späten Mittelalters wurde im Rahmen eines mit dem DHI Paris erwogenen Projektes die Realisierung eines Vorhabens geprüft, das sich in Rom mit den ITALIENISCHEN REISEBERICHTEN DES SPÄTEN MITTELALTERS beschäftigen könnte. Auf der Basis von Kieler Vorarbeiten und betreut von Dr. Gritje Hartmann überprüften die Praktikantin Karen Schleeh und sodann im Rahmen eines Werkvertrags Dr. Letizia Penza Literatur- und Quellenlage. Ohne erhebliche zusätzliche Kapazitäten und ohne eine sachkundige Projektbearbeitung – so das vorläufige Ergebnis – ist das umfangreiche Projekt nicht zu realisieren. Frau Penza hat ihre eigene Untersuchung auf einen Teilaspekt konzentriert, zu dem sie eine Studie vorbereitet: „Le tempeste marine nei racconti di viaggio dei pellegrini italiani in Terra Santa tra XIV e XV secolo."

Der dritte Band von Ludwig Bertalots INITIA HUMANISTICA LATINA, zugleich der zweite Band der Prosa-Initien (Buchstaben N-Z), bearbeitet von Ursula Jaitner-Hahner, liegt nun endlich im Druck vor. Damit ist dieses langjährige Projekt abgeschlossen. Der Band erschien wenige Wochen nach dem Tode von Dr. Hermann Goldbrunner, der über Jahre hinweg an der Herausgabe des Bertalotschen Incipitariums mitgearbeitet hat. Ein druckfrisches Exemplar konnte im Anschluß an einen Gedenkgottesdienst für Herrn Goldbrunner in Rom seiner Witwe überreicht werden.

Die Arbeiten an den NUNTIATURBERICHTEN AUS DEUTSCHLAND (NBD) werden weiter vorangetrieben mit dem Ziel, das Unternehmen

mittelfristig zum Abschluß zu bringen. Dr. Alexander Koller hat im Rahmen der III. Abteilung die Bearbeitung der Nuntiaturen des Orazio Malaspina und des Ottavio Santacroce (1578–1581) aufgenommen. Erschienen ist der von Frau Dr. Rotraud Becker bearbeitete Band 7 der IV. Abteilung (1634–1635). Nach dem Tode von Dr. Georg Lutz stehen die Bände 3 bis 6 dieser Abteilung noch aus. Frau Becker hat damit begonnen, im Auftrag des DHI einen Teil dieser Lücke zu bearbeiten.

In der Reihe der INSTRUCTIONES PONTIFICUM ROMANORUM hat Dr. Silvano Giordano nach der Publikation der dreibändigen Edition des Pontifikates Pauls V. im Auftrag des DHI Rom mit der Bearbeitung des Pontifikates Urbans VIII. begonnen.

Die Bearbeitung der AKTEN ZUM DEUTSCHEN KULTURKAMPF aus dem Archivio Segreto Vaticano konnte im Rahmen einer Förderung durch die DFG nicht zu Ende geführt werden. Im laufenden Jahr wurden mehrere Möglichkeiten diskutiert, wie das Projekt zum Abschluß gebracht werden kann. Zwischenzeitlich wurde der ehemalige Institutsstipendiat Dr. Massimiliano Valente von der Institutsleitung beauftragt, im Rahmen eines Werkvertrags die Transkription ausgewählter Quellentexte zu überprüfen und die Kommentierung für die Jahre 1881 bis 1884 in Angriff zu nehmen.

Im Berichtszeitraum wurden die Bemühungen, den Einsatz neuer Medien für die wissenschaftlichen Projekte des Instituts fruchtbar zu machen, verstärkt. In der Zukunft soll insbesondere der Bereich der Online-Publikationen ausgebaut werden. Das seit längerem angekündigte, von Dr. Martin Bertram bearbeitete Gesamtverzeichnis der HANDSCHRIFTEN GREGORS IX. (*Liber Extra*, 1234) wird im Jahr 2005 erscheinen.

Bis zum Jahresende konnten die Arbeiten an der Online-Datenbank DIE PRÄSENZ DEUTSCHER MILITÄRISCHER VERBÄNDE IN ITALIEN 1943–1945 zum Abschluß gebracht werden. Die Datenbank versteht sich als Forschungs- und Arbeitsinstrument nicht nur für Fachhistoriker, sondern auch für Lokalhistoriker und alle Personen, die sich für diese dramatische Periode der deutschen und italienischen Geschichte interessieren. Für den von Carlo Gentile (Köln) im Auftrag des Instituts erfaßten Datenbestand wurde eine Internetschnittstelle mittels PHP programmiert. Bis zum Jahresende wurde in einer halbjährigen Entwick-

lungs- und Testphase die Datenbank erprobt. Im kommenden Jahr wird eine erweiterte Fassung auf der DHI-Homepage veröffentlicht.

Ein neues Unternehmen wurde mit dem Projekt DIGITALE EDITIONEN NEUZEITLICHER QUELLEN gestartet. Im April 2004 fand am DHI Rom ein zweitägiges Arbeitstreffen zum Thema digitaler Editionen statt, zu dem die Institutsleitung eingeladen hatte. An ihm nahmen Dr. Markus Mößlang und Christoph Schönberger (beide DHI London), Dr. Jerzy Kochanowski (DHI Warschau) sowie PD Dr. Thomas Brechenmacher, Dr. Alexander Koller, Jan-Peter Grünewälder und der Unterzeichnete vom DHI Rom teil. Im Ergebnis bestätigte sich die Vermutung, daß das römische Editionsprojekt „Berichte des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus Deutschland (1930–1939)" und die Londoner Edition „British Envoys to Germany (1816–1914)" eine Vielzahl von Überschneidungspunkten in den Bereichen der technisch-editorischen Bearbeitung der Quellen, der Internet-Publikation und Langzeitarchivierung aufweisen, die eine Zusammenarbeit der Institute nahelegen. Dies konkretisiert sich unterdessen in dem Kooperationsprojekt „Digitale Editionen neuzeitlicher Quellen", dessen primäres Ziel die prototypische Programmierung eines Systems zur Erstellung, Veröffentlichung und Pflege entsprechender Editionsvorhaben ist. Der Beginn der Programmierarbeiten ist für Februar 2005 geplant, ein gemeinsames standardisiertes Datenschema und ein Pflichtenheft sind bereits erarbeitet. Ein willkommenes Nebenprodukt der Kooperation ist eine eigens eingerichtete E-Mail-Diskussionsliste, über welche der fachliche Austausch der Arbeitsgruppe abläuft.

Seit 2003 nimmt PD Dr. Thomas Brechenmacher im Auftrag des DHI Rom (und in Kooperation mit der Kommission für Zeitgeschichte und dem Archivio Segreto Vaticano) die BERICHTE DES APOSTOLISCHEN NUNTIUS CESARE ORSENIGO AUS DEUTSCHLAND (1930–1939) auf und bearbeitet sie für die vorgesehene Digitale Edition. Bis Ende des Jahres 2004 konnte der Textbestand fast vollständig erhoben werden. Im kommenden Jahr soll ein erster Probelauf eines Segments der Online-Edition auf der Homepage des Instituts zur Verfügung stehen. Der Abschluß des Projektes ist für das Jahr 2007 geplant.

Die Zahl der Publikationen in der Reihe der BIBLIOGRAPHISCHEN INFORMATIONEN (B. I.) konnte erheblich gesteigert werden, weil die Institutsleitung Dr. Gerhard Kuck und Dr. Amedeo Osti Guerrazzi mit

unterstützenden Arbeiten beauftragte. So konnten im Berichtszeitraum drei Hefte vorgelegt werden (Nr. 109 bis 111).

Folgende Veranstaltungen führte das Institut im Jahre 2004 durch:

Im Rahmen des Kongresses „Musica e Scienza" fand ein Konzert des Philharmonischen Cappricios Berlin statt, in Zusammenarbeit mit der Deutschen Botschaft Rom, dem Centro di Studi Carlo della Giacoma und dem DHI Rom, Todi, Teatro Comunale, 7. 2.

„Forschungsstand und Perspektiven der deutschen Mediävistik", Tagung des Istituto Storico Italiano per il Medio Evo und dem DHI Rom, Rom, 19.–20. 2. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter", Arbeitstagung des Historischen Seminars III der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, Schloß Dhaun, Hochstetten-Dhaun, 26.–28. 2.

„Mobilität und Immobilität im mittelalterlichen Europa/Mobilità e immobilità nel Medioevo", 2. Seminar der mediävistischen Graduiertenkollegs der Universitäten Lecce und Erlangen, DHI Rom, 1.–2. 4.

„La cultura del fortepiano 1770–1830", Tagung der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom, des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum Rom und der Società Italiana di Musicologia u. a., Rom, 26.–29. 5.

„Deutsche in Italien", Veranstaltung des DHI Rom und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Rahmen des Kultursommers Rheinland-Pfalz e. V. „Italia-Germania. Dialoge über Kunst, Kultur und Gesellschaft", Mainz, 8. 6.

„Das lange 19. Jahrhundert", Tagung der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens in Verbindung mit dem DHI Rom, Berlin 10.–12. 6. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Das Ende des politischen Katholizismus in Deutschland und der Heilige Stuhl. Ermächtigungsgesetz, Reichskonkordat und Auflösung der Zentrumspartei. Neue Quellen und Forschungsperspektiven, 25 Jahre

nach der Scholder-Repgen-Kontroverse", Studientag am DHI Rom, 17. 6. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„La transizione politica in Italia e Germania dal fascismo alla democrazia", gemeinsames Doktorandenseminar des DHI Rom (Zeitgeschichtliche Doktoranden) mit dem Graduiertenkolleg der politikwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Bologna, Perugia, LUISS Rom und Sant'Orsola Benincasa Neapel, DHI Rom, 23.–24. 6.

„Grundzüge der Italienischen Geschichte", Tag der Geschichte für Mitglieder der deutschen diplomatischen Vertretungen in Rom, DHI Rom, 23. 9.

„Rom – die Ewige Stadt im Brennpunkt der aktuellen musikwissenschaftlichen Forschung: Epochen, Gattungen, Institutionen", Kongress der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom, 28.–30. 9. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Das Deutschlandbild in Italien in der Nachkriegszeit", Vortragsveranstaltung der Deutschen Schule Rom und des DHI Rom im Rahmen der Woche der deutschen Kultur in Italien, Rom, 30. 9.

„L'immaginazione dell'occidente. La rinascita dell'occidente: sviluppo del sistema politico e diffusione del modello occidentale nel secondo dopoguerra in Italia e Germania", Tagung des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Universität Bologna, Facoltà Scienze Politiche, Bologna 1. 10. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

Gebietsveranstaltung der Gesellschaft für Geschichte des Weines in Kooperation mit dem DHI Rom, Rom, 30. 10.

„Rimini enclave. Il campo per prigionieri germanici nell'area romagnola", Seminar des DHI Rom in Verbindung mit der Università di Bologna und dem Goethe-Institut Mailand, Rimini, 1. 12.

„Giorgio Miceli e la musica nel Mezzogiorno d'Italia nell'Ottocento", Tagung der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Università della Calabria und dem Istituto di Bibliografia Musicale Calabrese unter dem Patronat der Società Italiana di Musicologia, Arcavacata di Rende, 3.–5 .12.

Buchpräsentation „Codex Diplomaticus Amiatinus, Bd. III/1" von Wilhelm Kurze †, DHI Rom und Abtei San Salvatore, Abbadia San Salvatore, 18. 12.

Das Rom-Seminar für deutsche Studierende der Geschichte im fortgeschrittenen Semester konnte auch in diesem Jahr wieder durchgeführt werden (4.–13. Oktober).

Eine Exkursion, organisiert von Frau Monika Kruse und vom Unterzeichneten, bot am 3. Dezember allen Institutsmitgliedern Gelegenheit, das Museum Centrale Montemartini zu besichtigen.

Die diesjährige wissenschaftliche Exkursion des Instituts wurde von PD Dr. Thomas Brechenmacher geleitet. Unter dem Thema „Spuren jüdischen Lebens in der Grenzregion zwischen Toskana und Kirchenstaat" besuchten die Teilnehmer am 3. 6. Pitigliano und Sorano.

Eine von Dr. Sabine Ehrmann-Herfort organisierte Exkursion führte die Mitglieder der Musikgeschichtlichen Abteilung am 26.–27. Februar nach Neapel, wo musikgeschichtlich relevante Einrichtungen und Örtlichkeiten besucht wurden.

Der Leiter der Musikgeschichtlichen Abteilung vermittelte am 19. 4. den Institutsmitgliedern einen besonderen musikalischen Genuß im Vortragssaal des DHI: Konzert der Orchestra sinfonica giovanile di Roma. Auf dem Programm standen die VII. Symphonie op. 92 von Ludwig van Beethoven und die VIII. Symphonie op. 88 von Antonín Dvořák.

Im Rahmen des Kooperationsvertrags zwischen dem DHI in Rom und der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz arbeiteten am römischen Institut mehrere Gastwissenschaftler und eine Praktikantin. Am 22. und 23. 1. informierten sich Studierende der Universität Mainz über die Forschungsprojekte und besonders über das Repertorium Germanicum. Vom 26.–28. 2. organisierten das Historische Seminar III und das DHI Rom eine Arbeitstagung auf Schloß Dhaun. Darüber hinaus beteiligte sich das Institut am 8. 6. mit zwei Vorträgen am Kultursommer Rheinland-Pfalz e. V., der, in Zusammenarbeit mit der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, dem Thema „Italia-Germania. Dialoge über Kunst, Kultur und Gesellschaft" gewidmet war. Kooperationsmöglichkeiten ergaben sich auch im EDV-Bereich (vgl. S. XVII f.). Auch im Jahr 2004 hat der Unterzeichnete Verpflichtungen in Mainz wahrgenommen, u. a. Betreuung von wissenschaftlichen Abschlußarbeiten, Sprechstun-

den, Prüfungen. Ferner wurde er erneut zum Mitglied des Verwaltungsausschusses der Stiftung Mainzer Universitätsfonds gewählt.

Mehrfach fanden sich die aktiven und ehemaligen Institutsmitglieder im Park und in der Casa Rossa zum gemeinsamen Essen ein, so beim unterdessen traditionellen Sommerfest und zur vorweihnachtlichen Feier. Im Rahmen eines Essens wurde Frau Dina Rossi, die dem Institut viele Jahre treu gedient hat, in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet.

Die öffentlichen Vorträge dieses Jahres (mit Besucherzahlen zwischen 50 und 150) hielten:

am 20.2. Prof. Rudolf Schieffer, Die Erschließung der Quellen: Alte Probleme und neue Entwicklungen,

am 31. 3. Prof. Hubert Houben, Recenti sviluppi storiografici su un tema controverso: l'Ordine Teutonico (gemeinsame Veranstaltung mit der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Rom).

Die monatlichen Zusammenkünfte der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu gegenseitigem Austausch über wissenschaftliche Veranstaltungen, Angelegenheiten des Instituts u. ä. fanden statt am 14. 1., 11. 2., 10. 3., 7. 4., 5. 5., 23. 6., 8. 9., 20. 10., 17. 11., 15. 12.

Die institutsinternen (aber Gästen jederzeit zugänglichen) Mittwochsvorträge hielten:

am 14.1. L. Burkhart, Das Blut der Märtyrer und die Politik der Päpste im 13. Jh.,

am 11.2. M. Perinelli, Gender im dopoguerra: Geschlechterhistorische Betrachtung neorealistischer Filme der italienischen Nachkriegszeit 1945–1950,

am 10.3. J. Becker, Die griechischen und lateinischen Urkunden Rogers I. – tragfähige Basis für monographische Forschungen?,

am 7.4. A. Hindrichs, Stereotypen im deutsch-italienischen Verhältnis,

am 5.5. Chr. Flamm, ... *tutto il caos sensoriale del mondo esterno*. Anmerkungen zu Struktur und Ästhetik der Musik von Ottorino Respighi,

am 23.6. N. Bazzano, Religiosi a Roma: carriere ecclesiastiche nelle grandi famiglie romane (1560–1700),
am 8.9. Th. Brechenmacher, Der Heilige Stuhl und die Verfolgung der Juden in Deutschland 1933–1938,
am 20.10. C. Pirich, Zeitgeschichtliche Reflexe und ästhetische Tendenzen im Werk Luigi Dallapiccolas (1904–1975) um 1940,
am 17.11. R. Delle Donne, Reti Medievali,
am 15.12. V. Leoni, Il Codice Diplomatico digitale della Lombardia Medioevale.

PUBLIKATIONEN DES INSTITUTS

2004 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Band 83, Tübingen (Niemeyer) 2003, XLIII, 695 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom

Band 106: G. B. Clemens, *Sanctus amor patriae.* Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert, X, 514 S.

Band 107: J. Zunckel, H. von Thiessen, G. Metzler, J.-Chr. Kitzler, Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese (1605–1621) zwischen Spanien, Neapel, Mailand und Genua, eingeleitet und hg. von W. Reinhard, XIV, 790 S.

Der in der Reihe Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom publizierte Band von Gabriele Hammermann (Bd. 99) erschien (etwas gekürzt) in italienischer Übersetzung beim Bologneser Verlag Il Mulino: Gabriele Hammermann, Gli internati militari italiani in Germania 1943–1945, Bologna 2004.

Repertorium Germanicum

Band V: Eugen IV. 1431–1447, 1. Teil: Text, bearb. von H. Diener † und B. Schwarz, Redaktion: Chr. Schöner, 3 Teilbd., Tübingen (Niemeyer) 2004, CXXX u. 1677 S.

Band V: Eugen IV. 1431–1447, 2. Teil: Indices, bearb. von Chr. Schöner, 3 Teilbd., Tübingen (Niemeyer) 2004, XVI u. 1712 S.

Codex Diplomaticus Amiatinus. Urkundenbuch der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata, im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearb. von W. Kurze (†), 3. Bd., 1. Teil: Profilo storico e materiali supplementari, a cura di M. Marrocchi, Tübingen (Niemeyer) 2004, VII, 222 S.

L. Bertalot, Initia Humanistica Latina. Initienverzeichnis lateinischer Prosa und Poesie aus der Zeit des 14.–16. Jh., Bd. II/2: Prosa N-Z, bearb. von U. Jaitner-Hahner, Tübingen (Niemeyer) 2004, XVI, 731 S.

Nuntiaturberichte aus Deutschland
IV Abt.: 17. Jh., Band 7: Nuntiaturen des Malatesta Baglioni, des Ciriaco Rocci und des Mario Filonardi. Sendung des Alessandro d'Ales 1634–1635, bearb. von R. Becker, Tübingen (Niemeyer) 2004, LXXVII, 833 S.

Bibliographische Informationen zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jh., Nr. 109 (Juli 2002), 89 S.; Nr. 110 (November 2002), 65 S.; Nr. 111 (März 2003), 81 S., hg. von L. Klinkhammer, Darmstadt (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens), Rom (DHI) 2004.

Analecta musicologica
Band 33: Musik in Rom im 17. und 18. Jahrhundert: Kirche und Fest (Kongressbericht 1999), hg. von M. Engelhardt und Chr. Flamm, Laaber (Laaber-Verlag) 2004, 507 S.
Band 34: L. Aversano, Die Wiener Klassik im Lande der Oper. Über die Verbreitung der deutsch-österreichischen Instrumentalmusik in Italien im frühen 19. Jahrhundert (1800–1830), Laaber (Laaber-Verlag) 2004, 271 S.

Im Satz befinden sich:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Band 84, Tübingen (Niemeyer) 2004.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Band 102: Th. Willich, Wege zur Pfründe. Die Besetzung der Magdeburger Domkanonikate zwischen ordentlicher Kollatur und päpstlicher Provision (1295–1464).
Band 108: M. Bertram (Hg.), Stagnation oder Fortbildung? Aspekte des allgemeinen Kirchenrechts im 14. und 15. Jahrhundert.
Band 109: Th. Schulze, Dante Alighieri als nationales Symbol Italiens (1793–1915).
Band 110: A. Schlichte, Der „gute" König. Wilhelm II. von Sizilien (1166–1189).
Band 111: U. Israel, Fremde aus dem Norden. Transalpine Zuwanderer im spätmittelalterlichen Italien.

Bibliographische Informationen zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jh., Nr. 112 (Juli 2003), 77 S., hg. von L. Klinkhammer.

Analecta musicologica
Band 35: Helen Geyer, Das venezianische Oratorium 1750–1820: einzigartiges Phänomen und musikdramatisches Experiment.
Band 36: „Vanitatis fuga, aeternitatis amor", Wolfgang Witzenmann zum 65. Geburtstag, hg. von S. Ehrmann-Herfort und M. Engelhardt.
Band 37: Studien zur italienischen Musikgeschichte XVI, hg. von M. Engelhardt.
Band 38: Athanasius Kircher: Ars magna musices, Akten des deutsch-italienischen Symposiums aus Anlaß des 400. Geburtstages von Athanasius Kircher (1602–1680), Rom, 16.–18. Oktober 2002, hg. von M. Engelhardt und M. Heinemann.

VERÖFFENTLICHUNGEN DER INSTITUTSMITGLIEDER (ohne Besprechungen und Anzeigen)

Th. Bardelle, L'integration des juifs exilés dans une ville savoyarde: l'exemple de Chambéry, in: L'expulsion des Juifs de France 1394, hg. von G. Dahan und É. Nicolas, Paris 2004, S. 207–226.
Th. Bardelle, Die Siedlungsgeschichte der Juden in der Grafschaft bzw. im Herzogtum Savoyen-Piemont während des Mittelalters, in: Geschichte der Juden im Mittelalter von der Nordsee bis zu den Südalpen, Kommentarband, Hannover 2004, S. 169–186 (sowie zahlreiche Ortsartikel im dazugehörigen Ortskatalog bzw. Karten im abschließenden Kartenwerk).
Th. Brechenmacher, Das Ende der doppelten Schutzherrschaft. Der Heilige Stuhl und die Juden am Übergang zur Moderne (1775–1870) (Päpste und Papsttum 32), Stuttgart 2004, VIII u. 513 S.
Th. Brechenmacher, Pius XII. und der Zweite Weltkrieg. Plädoyer für eine erweiterte Perspektive, in: K.-J. Hummel (Hg.), Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung. Tatsachen, Deutungen, Fragen. Eine Zwischenbilanz (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B / 100), Paderborn–München–Wien–Zürich 2004, S. 83–99.
Th. Brechenmacher, Versuch und Irrtum. Die Geschichte des päpstlichen Nuntius Cesare Orsenigo muß neu geschrieben werden, in: FAZ, 27. 5. 2004, S. 42.
N. Bazzano, La Legazia Apostolica di Sicilia: nuove prospettive di ricerca, in: Gli archivi della Santa Sede e il mondo asburgico nella prima età moderna (Biblioteca 1), hg. von A. Koller, M. Sanfilippo und G. Pizzorusso, Viterbo 2004, S. 59–72.

N. Bazzano, I Colonna a Tagliacozzo, in: Tagliacozzo e la Marsica in età vicereale. Aspetti di vita artistica, civile e religiosa, hg. von F. Salvatori, Roma 2004, S. 59–73.

A. Bues, Konfesjonalizacja w księstwie Kurlandii. Przypadek wyjątkowy w skali Rzeczypospolitej szlacheckiej? [Konfessionalisierung im Herzogtum Kurland. Ein Sonderfall in der Rzeczpospolita?], in: Rzeczpospolita wielu wyznań [Die multikonfessionelle Adelsrepublik]. Festschrift für Józef Gierowski, hg. von A. Kaźmierczyk, A. Link-Lenczowski, M. Markiewicz u. a., Kraków 2004, S. 47–63.

A. Bues, Baltic Nations, in: Europe 1450 to 1789. Encyclopedia of the Early Modern World, hg. von J. Dewald, New York u. a. 2004, S. 209–212.

A. Bues (mit K. Friedrich), Poland-Lithuania, in: Europa Triumphans. Court and Civic Festivals in Early Modern Europe, hg. von R. Mulryne, H. Watanabe-O'Kelly und M. Shewring, 2 Bde., Aldershot 2004, Bd. 1, S. 371–462.

S. Ehrmann-Herfort, Artikel „Cappella/Kapelle", in: Handwörterbuch der musikalischen Terminologie, 35. Auslieferung, Stuttgart 2003, S. 1–21.

S. Ehrmann-Herfort, Vom Kirchenstil zur instrumentenfreien Zone – oder: Was ist a cappella?, in: Intermedialität. Studien zur Wechselwirkung zwischen den Künsten, Festschrift für Peter Andraschke zum 65. Geburtstag (Reihe Litterae, Bd. 126), hg. von G. Schnitzler und E. Spaude, Freiburg i. Br. 2004, S. 383–399.

M. Engelhardt (Hg. mit Chr. Flamm), Musik in Rom im 17. und 18. Jahrhundert, Akten des musikwissenschaftlichen Kongresses Rom, 27.–29. Oktober 1999 (Analecta musicologica 33), Laaber 2004, XIV u. 507 S.

M. Engelhardt, „außer Gebrauch gekommen" – Johann Nepomuk Poißl und seine Metastasio-Bearbeitungen, in: Belliniana et alia musicologica. Festschrift für Friedrich Lippmann zum 70. Geburtstag (Primo Ottocento, Studien zum ital. Musiktheater des [frühen] 19. Jahrhunderts 3), hg. von D. Brandenburg und Th. Lindner, Wien 2004, S. 70–83.

M. Engelhardt, „L'immagine di un grande avvenimento storico-politico". Richard Wagner e il suo „Rienzi", in: „Et facciam dolci canti". Studi in onore di Agostino Ziino in occasione del suo 65° compleanno, hg. von B. M. Antolini, T. M. Gialdroni und A. Pugliese, Lucca 2003, S. 1155–1163.

M. Engelhardt, Donizetti classicista: Il Pimmalione, in: Il Teatro di Donizetti. Atti dei Convegni delle Celebrazioni 1797/1997–1848/1998, II: Percorsi e proposte di ricerca, Venezia 22–24 maggio 1997 (Fondazione Donizetti, Saggi e ricerche 4), hg. von P. Cecchi und L. Zoppelli, Bergamo 2004, S. 103–125.

Chr. Flamm (Hg. mit M. Engelhardt), Musik in Rom im 17. und 18. Jahrhundert, Akten des musikwissenschaftlichen Kongresses Rom, 27.–29. Oktober 1999 (Analecta musicologica 33), Laaber 2004, XIV u. 507 S.

Chr. Flamm, „Tu, Ottorino, scandisci il passo delle nostre legioni". Respighis ‚Römische Trilogie' als musikalisches Symbol des italienischen Faschismus?, in: Italian Music during the Fascist Period, hg. von R. Illiano, Turnhout 2004, S. 331–370.

Chr. Flamm, Die Rezeption Nikolaj Metners in der UdSSR, in: Musik zwischen Emigration und Stalinismus. Russische Komponisten in den 1930er und 1940er Jahren, hg. von Fr. Geiger und E. John, Stuttgart–Weimar 2004, S. 168–192.

Chr. Flamm, Zametki o recepcii muzyki Arama Čačaturjana na Zapade [Anmerkungen zur Rezeption der Musik Aram Čačaturjans im Westen], in: Aram Xačatryanė ev XX dari eražštutᶜyunė / Aram Čačaturjan i muzyka XX veka [Aram Čačaturjan und die Musik des 20. Jahrhunderts], Erevan 2004, S. 64–69.

G. Hartmann, *Illa sacra et amara reisa.* Der *Itinerarius terre sancte* von Wilhelm Tzewers (1477/78), Itineraria 2 (2003) S. 229–251.

G. Hartmann, Wilhelm Tzewers: Itinerarius terre sancte. Einleitung, Edition, Kommentar und Übersetzung (Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins 33), Wiesbaden 2004, 455 S.

J. Johrendt, Papsttum und Landeskirchen im Spiegel der päpstlichen Urkunden (896–1046) (MGH Studien und Texte 33), Hannover 2004, XX, 306 S.

L. Klinkhammer, La „Remigration" dei docenti ebrei nelle università tedesche. Un approccio storiografico, in: D. Gagliani (Hg.), Il difficile rientro. Il ritorno dei docenti ebrei nell'università del dopoguerra, Bologna 2004, S. 71–83.

L. Klinkhammer, Uno stato sotto i tedeschi, Millenovecento. Mensile di storia contemporanea, n. 26, dicembre 2004, S. 14–22.

L. Klinkhammer, La resistenza giovanile contro il regime nazionalsocialista, in: Antifascismo e Identità europea (Italia Contemporanea 4, Collana dell'Istituto nazionale per la storia del movimento di liberazione in Italia), hg. von A. Di Bernardi und P. Ferrari, Roma 2004, S. 135–153.

L. Klinkhammer, Novecento statt Storia Contemporanea? Überlegungen zur italienischen Zeitgeschichte, in: Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa, hg. von A. Nützenadel und W. Schieder, Göttingen 2004, S. 107–127.

L. Klinkhammer, Prefazione, in: M. Valente, Diplomazia pontificia e Kulturkampf. La Santa Sede e la Prussia tra Pio IX e Bismarck (1862–1878), Roma 2004, S. IX–XV.

L. Klinkhammer, La guerra antipartigiana della Wehrmacht 1941–1944, Memoria e Ricerca. Rivista di storia contemporanea n. 16, maggio-agosto 2004, S. 9–32.

L. Klinkhammer, Il fascismo italiano tra religione di Stato e liturgia politica, in: La Chiesa cattolica e il totalitarismo. VIII giornata Luigi Firpo, Atti del

Convegno Torino 25–26 ottobre 2001, hg. von V. Ferrone, Firenze 2004, S. 185–203.
L. Klinkhammer, La politica di occupazione nazista in Europa. Un tentativo di analisi strutturale, in: Crimini e memorie di guerra. Violenze contro le popolazioni e politiche del ricordo, hg. von L. Baldissara und P. Pezzino, Napoli 2004, S. 61–88.
L. Klinkhammer (mit F. Focardi), The question of Fascist Italy's war crimes: the construction of a self-acquitting myth (1943–1948), Journal of Modern Italian Studies 9 (2004) S. 330–348.
L. Klinkhammer, Kalkuliertes Schweigen, in: Berliner Zeitung, 6. 9. 2004, S. 26.
L. Klinkhammer, Lo spettro della sconfitta scatenò la furia nazista, in: Corriere della Sera, 30. 5. 2004, S. VII.
L. Klinkhammer, Mussolini-Hitler: quell'alleanza scellerata, in: Corriere della Sera, 31. 12. 2003, S. 36.
A. Koller, Der Passauer Vertrag und die Kurie, in: W. Becker (Hg.), Der Passauer Vertrag von 1552. Politische Entstehung, reichsrechtliche Bedeutung und konfessionsgeschichtliche Bewertung, Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns 80, Neustadt a. d. Aisch 2003, S. 124–138.
A. Koller, Georg Lutz. 1935–2004, QFIAB 84 (2004) S. XLIX–LIV.
A. Koller, Artikel „Jacovacci, Ascanio", in: Dizionario biografico degli Italiani, Bd. 62, Roma 2004, S. 107f.
A. Koller (Hg. mit M. Sanfilippo und G. Pizzorusso), Gli archivi della Santa Sede e il mondo asburgico nella prima età moderna (Biblioteca 1), Viterbo 2004, 361 S.
A. Koller, Le relazione tra Roma e la corte imperiale agli inizi del regno di Rodolfo II. La fine della nunziatura di Delfino e l'intermezzo Portia, in: ebd., S. 147–171.
A. Koller, „Alcune poche reliquie de' cattolici". Roma e la Lusazia durante il regime asburgico (1526–1635), in: ebd., S. 185–217.
M. Matheus, Deutsches Historisches Institut in Rom. Jahresbericht 2003, QFIAB 84 (2004) S. VII–XLII.
M. Matheus, Premessa, in: Codex Diplomaticus Amiatinus. Urkundenbuch der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata. Von den Anfängen bis zum Regierungsantritt Papst Innozenz' III. (736–1198), bearb. von W. Kurze †, Bd. III/1, Tübingen 2004, S. VII.
M. Matheus, Historische Dimensionen des Weinbaus, in: M. Besse/W. Haubrichs/R. Puhl (Hg.), Vom Wein zum Wörterbuch – Ein Fachwörterbuch in Arbeit. Beiträge des Internationalen Kolloquiums im Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde in Kaiserslautern, 8./9. März 2002 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Abhandlungen der geistes- und so-

zialwissenschaftlichen Klasse, Einzelveröffentlichungen 10), Stuttgart 2004, S. 237–273.

M. Matheus, Zum Repertorium Germanicum Eugens IV: Rückblick, Dank und Ausblick, in: Repertorium Germanicum. Verzeichnis der in den päpstlichen Registern und Kameralakten vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien vom Beginn des Schismas bis zur Reformation. Band V/1,1: Eugen IV. 1431–1447, bearb. von H. Diener † und B. Schwarz, Redaktion: Chr. Schöner, Tübingen 2004, S. VII–X.

M. Matheus (Hg.), Weinproduktion und Weinkonsum im Mittelalter (Geschichtliche Landeskunde 51), Stuttgart 2004, 200 S.

M. Matheus, Weinproduktion und Weinkonsum im Mittelalter. Zur Einführung, in: ebd., S. VII–XI.

M. Matheus (Hg. mit H. Brüchert), Zwangsarbeit in Rheinland-Pfalz. Mainzer Kolloquium 2002 (Geschichtliche Landeskunde 57), Stuttgart 2004, 159 S.

S. Meine, ‚La dolce influenza del mio Giove' – Musikalischer Petrarchismus in der Renaissance, in: Petrarca und die Musik. Colloquium (Publikation des Schwäbischen Tagungs- und Bildungszentrum Kloster Irsee 2004), Dornstadt 2004, S. 10–16.

S. Meine, Pausen für Isabella. Musik und Otium am Renaissancehof, in: Tacet. Non tacet. Zur Rhetorik des Schweigens. Festschrift für Peter Becker zum 70. Geburtstag, hg. von C. Seither in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Musik und Theater Hannover, Saarbrücken 2004, S. 84–90.

S. Meine, Isabella d'Este Gonzaga, Grundseite im Internet-Projekt MuGi (Musik und Gender im Internet). Online-Publikation in: http://mugi.hfmt-hamburg.de

S. Meine, Cecilia ohne Heiligenschein. Musikalische virtus im Wandel, in: Wegbegleiter im Diskurs. Musikhistorisches Kolloquium von Kollegen und Freunden Arnfried Edlers, hg. von G. Katzenberger und H. Bäßler, Hannover 2004, S. 87–96.

S. Menzinger, Cittadini in attesa di giudizio, Medioevo, n. 8 (91) 2004, S. 24–29.

R. Nattermann, Deutsch-jüdische Geschichtsschreibung nach der Shoah. Die Gründungs- und Frühgeschichte des *Leo Baeck Institute*, Essen 2004, 320 S.

R. Nattermann, German-Jewish Historiography after the Shoah: The Foundation and Early History of the Leo Baeck Institute, Yearbook of the Leo Baeck Institute XLIX (2004) S. 262f.

A. Rehberg, Clientele e fazioni nell'azione politica di Cola di Rienzo (= Ders. mit A. Modigliani, Cola di Rienzo e il comune di Roma, parte I) (RR inedita, 33/1), Roma 2004, 213 S.

A. Rehberg, Cola di Rienzo, uomo politico romano. Annotazioni intorno a due nuove pubblicazioni, RR. Roma nel rinascimento (2003) S. 5–16.
A. Rehberg, „Caetani family", in: Christopher Kleinhenz (Hg.), Medieval Italy. An Encyclopedia, 2 Bde. (Routledge Encyclopedias of the Middle Ages 9/1–2), New York 2004, I, S. 169f.; „Colonna family", ebd., S. 240; „Frangipani family", ebd., S. 376; „Orsini family", ebd., II, S. 802f.; „Rome", ebd., S. 974–988.
Th. Schlemmer (Hg. mit H. Woller), Bayern im Bund, Bd. 3: Politik und Kultur im föderativen Staat 1949 bis 1973, München 2004, 504 S.
Th. Schlemmer (mit H. Woller), Einleitung, in: ebd., S. 1–21.

VORTRÄGE UND SEMINARE DER INSTITUTSMITGLIEDER

Th. Bardelle (mit A. Rehberg), Einführung in das Repertorium Germanicum: Rom-Kurs DHI 11. 10.
St. Bauer, Public terrorism: Burckhardt on ancient Greek politics and the French Revolution: Konferenz „Jacob Burckhardt und Frankreich" des Deutschen Forums für Kunstgeschichte, Paris 20. 11.
N. Bazzano, Arquitecturas efimeras y poder duradero: el ceremonial de los virreyes de Sicilia (siglos XVI–XVII): Symposium „Eine Monarchie der Höfe. Der vizekönigliche Hof als Politischer Kommunikationsraum in der spanischen Monarchie (16.–17. Jahrhundert)", Bielefeld 13.5.
J. Becker, Vorstellung des Dissertationsprojektes: Seminar „Nuove tendenze della storiografia medievista: incontro tra giovani medievisti dell'area culturale germanica e italiana" des Istituto Storico Italo-Germanico in Trento, Trient 4. 6.
Th. Brechenmacher, Restriktion de facto – Toleranz de jure. Die Juden im Kirchenstaat 1775–1870: Tagung „Katholizismus und Judentum" der Katholischen Akademie München in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Kirchengeschichte der Universität Münster und dem Lehrstuhl für Judaistik der Universität Halle-Wittenberg, München 13. 5.
Th. Brechenmacher, Reichskonkordatsakten und Nuntiaturberichte. Wie ergiebig sind die neu freigegebenen Quellen des Vatikanischen Geheimarchivs?: Studientag „Das Ende des politischen Katholizismus in Deutschland 1933 und der Heilige Stuhl – Ermächtigungsgesetz, Reichskonkordat und Auflösung der Zentrumspartei. Neue Quellen und Forschungsperspektiven, 25 Jahre nach der Scholder-Repgen-Debatte", DHI Rom 17. 6.
Th. Brechenmacher, Papst Pius XI. und Nuntius Orsenigo zwischen Frieden und Krieg: Forschungskolloquium „Kirchen im Zweiten Weltkrieg" der Kommission für Zeitgeschichte, München 6. 10.
Th. Brechenmacher, Heiliger Stuhl und NS-Staat. Neue Einsichten aufgrund neuer Quellen?: Tagung „Katholizismus und die Herausforderung der Diktatur

in Italien und Deutschland 1918–1945" der Villa Vigoni, Loveno di Menaggio 6. 11.

Th. Brechenmacher, Pope Pius XI, Eugenio Pacelli and the Persecution of the Jews in Nazi Germany, 1933–1939. New Sources from the Vatican Archives: DHI London 7. 12.

A. Bues, Patronage fremder Höfe und die Königswahlen in Polen-Litauen: Panel „Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit" des 45. Deutschen Historikertages, Kiel 17. 9.

A. Bues, „die umschnupferten unsere wagen" – Alltagskontakte eines Handelsgesellen im Spannungsfeld zwischen Orient und Okzident: Konferenz „Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Neuzeit", Wien 24. 9.

E. Canobbio, Documenti dalle diocesi del Ducato di Milano nei Registra Supplicationum di Pio II. Un progetto di studio in corso tra problemi e spunti di ricerca: Circolo Medievistico Romano, Rom 3. 11.

E. Canobbio, Ludovico II e le istituzioni ecclesiastiche del marchesato: Tagung „Ludovico II marchese di Saluzzo, condottiero, uomo di stato e mecenate (1475–1504)", Saluzzo 11. 12.

S. Ehrmann-Herfort, Kantate: Musik zwischen ästhetischer Autonomie und Bekenntnischarakter: Kolloquium „‚Musik': Begriffe und Konzepte. Zum Gedenken an Hans H. Eggebrecht" des Sonderforschungsbereichs „Ästhetische Erfahrung im Zeichen der Entgrenzung der Künste" in Zusammenarbeit mit dem Institut für Musikwissenschaft der Freien Universität Berlin und der Arbeitsstelle „Handwörterbuch der musikalischen Terminologie" der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz, Berlin 5. 1.

S. Ehrmann-Herfort, Die Kantate – zwischen ästhetischer Autonomie und Bekenntnis: XIII. Internationaler Kongreß „Musik und kulturelle Identität" der Gesellschaft für Musikforschung, Weimar 21. 9.

S. Ehrmann-Herfort, „Cappella" – Per una rivalutazione della terminologia nel campo della ricerca musicologica: Kongreß „Rom – Die Ewige Stadt im Brennpunkt der aktuellen musikwissenschaftlichen Forschung", DHI Rom 28. 9.

M. Engelhardt, Buchpräsentation „Johann Sebastian Bachs Kunst der Fuge. Ein pythagoreisches Werk und seine Verwirklichung" von H.-E. Dentler in der Veranstaltungsreihe ‚Musicologia oggi', Parco della Musica, Rom 22. 2.

M. Engelhardt, Einführung in Verdis „Trovatore" anläßlich der von Dr. S. Ehrmann-Herfort organisierten Exkursion der Musikgeschichtlichen Abteilung nach Neapel, Neapel 26. 2.

M. Engelhardt, G. F. Malipiero, G. M. Gatti e le tendenze innovative del teatro musicale del XX secolo: Tagung „Guido M. Gatti nel '900 musicale italiano" der Universität „Gabriele d'Annunzio", Chieti 26. 3.

M. Engelhardt, Begrüßung anläßlich des Konzertes der Orchestra sinfonica giovanile di Roma, DHI Rom 19. 4.
M. Engelhardt, Verdi und Joseph Méry: Internationales Symposium „Die Macht der Musik einst und heute. Giuseppe Verdis Musik als Medium gesellschaftsrelevanter Aussagen", Münster 14. 5.
M. Engelhardt, Tra impegno culturale borghese e strategia commerciale: lo spartito d'opera nei rapporti italo-tedeschi durante il primo trentennio dell'Ottocento: Tagung „La cultura del fortepiano 1770–1830" der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom, des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum Rom und der Società Italiana di Musicologia u. a., DHI Rom 28. 5.
M. Engelhardt, Gli altri „Corsari", con particolare attenzione a Pacini: Internationaler Studientag „‚Il corsaro' di Giuseppe Verdi" des Teatro Regio di Parma, der Fondazione und der Casa della Musica, Parma 11. 6.
C. Flamm, I primordi della musica pianistica russa a San Pietroburgo: Tagung „La Cultura del Fortepiano 1770–1830" der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom, des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum Rom und der Società Italiana di Musicologia u. a., Parco della Musica, Rom 29. 5.
G. Hartmann, *Illa sacra et amara reisa.* Pellegrinaggi in Palestina nel tardo medioevo: l'esempio di Wilhelm Tzewers (1477/78): Mobilität und Immobilität im mittelalterlichen Europa, 2. Seminar der mediävistischen Graduiertenkollegs der Universitäten Lecce und Erlangen, DHI Rom 1. 4.
J. Johrendt, Überblick über die eigenen Forschungen und Forschungsvorhaben: Seminar „Nuove tendenze della storiografia medievista: incontro tra giovani medievisti dell'area culturale germanica e italiana" des Istituto Storico Italo-Germanico in Trento, Trient 4. 6.
J. Johrendt, La protezione apostolica nel confronto europeo (896–1046): Circolo Medievistico Romano, Rom 15. 6.
L. Klinkhammer, La battaglia di Anzio dal punto di vista tedesco: anläßlich der Tagung der ANRP zum 60. Jahrestag der alliierten Landung in Anzio, Anzio 24. 1.
L. Klinkhammer, Der Fall Einstein: Giornata della Memoria in der Deutschen Schule Rom, 27. 1.
L. Klinkhammer, Arthur Brauner e la rappresentazione filmica del nazismo: Tavola Rotonda, Goethe-Institut Rom 3. 2.
L. Klinkhammer, Gli scioperi del marzo 1944: Beitrag zu der Tavola Rotonda „60 anni dagli scioperi del marzo 1944", La Spezia 25. 3.
L. Klinkhammer, Buchpräsentation „Driving the Soviets up the wall" von H. Harrison, Università di Roma Tre 29. 4.
L. Klinkhammer, La liberazione in Europa. Una possibile comparazione: Tagung „Europa liberata", Genua 7. 5.

L. Klinkhammer, Deutsche und italienische Strafverfolgung von NS-Verbrechen in Italien: Gruppe von Rechtsreferendaren des Landgerichts Schweinfurt, DHI Rom 11. 5.
L. Klinkhammer, Le stragi nascoste: Tavola Rotonda des Circolo Rosselli, Florenz 17. 5.
L. Klinkhammer, Tradizioni cristiane e „religioni politiche": un paragone tra fascismo italiano e nazionalsocialismo tedesco: Tagung „Feste della nazione: Religione civile e rituali politici nell'età contemporanea (secoli XIX e XX)", Università di Viterbo 27. 5.
L. Klinkhammer, Deutsche in Italien im 20. Jahrhundert: Veranstaltung „Deutsche in Italien" des DHI Rom und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Rahmen des Kultursommers Rheinland-Pfalz e.V. „Italia-Germania. Dialoge über Kunst, Kultur und Gesellschaft", Mainz 8. 6.
L. Klinkhammer, La storiografia tedesca sulla guerra nazionalsocialista: gemeinsames Doktorandenseminar des DHI Rom (Zeitgeschichtliche Doktoranden) „La transizione politica in Italia e Germania dal fascismo alla Democrazia" mit dem Graduiertenkolleg der politikwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Bologna, Perugia, LUISS Rom und Sant'Orsola Benincasa Neapel, DHI Rom 23. 6.
L. Klinkhammer, Der „Duce" und der Schatten Hitlers. Mussolini im Urteil der italienischen Historiographie: Tagung „Große Männer der extremen Rechten, Probleme historischer Biographik des 20. Jahrhunderts", Internationales Wissenschaftszentrum, Heidelberg 23. 7.
L. Klinkhammer (mit F. Focardi), Das Wiedergutmachungsabkommen mit Italien: Bilanztagung des Wiedergutmachungsprojekts (Prof. Hockerts) der Ludwig-Maximilians-Universität München, 3. 9.
L. Klinkhammer, Politische Gewalt und Terrorismus in Italien im 20. Jahrhundert: Podiumsdiskussion zum Thema „Terror ohne Grenzen", 45. Deutscher Historikertag, Kiel 15. 9.
L. Klinkhammer, Italien im 19. und 20. Jahrhundert: Studientag „Grundzüge der italienischen Geschichte" für Mitglieder der deutschen diplomatischen Vertretungen in Rom, DHI Rom 23. 9.
L. Klinkhammer, Das Bild der Deutschen in Italien nach 1945: Vortrag im Rahmen der Deutschen Kulturwoche, Deutsche Schule Rom 30. 9.
L. Klinkhammer, Zur Stadtentwicklung Roms seit 1870: Rom-Kurs DHI 11. 10.
L. Klinkhammer, Buchpräsentation „Der Himmel war strahlend blau" von Chr. Kohl, Goethe-Institut Rom 13. 10.
L. Klinkhammer, Zeitgeschichte in Italien: Vortrag vor den Stipendiaten der Villa Massimo, DHI Rom 10. 11.

L. Klinkhammer, Conclusioni: Tagung „Rimini enclave. Il campo per prigionieri germanici nell'area romagnola", Rimini 1. 12.
L. Klinkhammer, Arte in guerra: tutela e distruzione delle opere d'arte italiane durante l'occupazione tedesca 1943–1945: Tagung „Parola d'ordine Teodora. Convegno di studi nel 60° anniversario della Liberazione della Città", Ravenna 2. 12.
A. Koller, Giovan Francesco Gambara (1533–1587): profilo di un cardinale: Internazionale Tagung „Villa Lante a Bagnaia" des Ministero per i Beni e le Attività culturali, der Soprintendenza per i Beni Architettonici e il Paesaggio per il Patrimonio Storico Artistico e Demoetnoantropologico del Lazio, der Università della Tuscia und der École pratique des hautes études de la Sorbonne, Viterbo 19. 3.
A. Koller, Die Nuntiatur von Stanislaus Hosius bei Ferdinand I. (1560–61). Neubeginn der päpstlichen Deutschlandpolitik nach dem Augsburger Religionsfrieden: Internationale Tagung „Hosius in Europa" des Historischen Vereins für Ermland, des Vereins für Reformationsgeschichte und der Universitäten Olsztyn und Münster, Münster 19. 4.
A. Koller, Gli ordini religiosi in Baviera ed in Austria nella seconda metà del Cinquecento. Conflitti tra gli interessi delle potenze locali secolari ed ecclesiastiche e quelli della Curia romana: Internationales Seminar „Il clero regolare nell'Europa d'antico regime: conflittualità, politica e cultura (secoli XVI–XVIII)" der Università degli studi di Teramo, Teramo 8. 6.
A. Koller, Italien in der Frühen Neuzeit: Studientag „Grundzüge der italienischen Geschichte" für Mitglieder der deutschen diplomatischen Vertretungen in Rom, DHI Rom 23. 9.
A. Koller, Stadtentwicklung Roms vom Spätmittelalter bis zum 19. Jh. am Beispiel des Rione Parione und angrenzenden Vierteln: Rom-Kurs DHI und Exkursion des Instituts für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin (Leitung Prof. J. Helmrath und Prof. B. Schimmelpfennig), Rom 5. 10. und 19. 10.
A. Koller, Die böhmischen Länder im Spiegel der Berichte der Nuntien und kurialen Instruktionen: Internationales Symposium „Die Gesellschaft in den Ländern der Habsburgermonarchie und ihr Bild in Quellen (1526–1740)" der Universität Budweis und der Akademie der Wissenschaften Prag, Český Krumlov (Krumau) 12. 10.
A. Koller, *Zelo e talento*. Zu Aufgaben und Profil eines nachtridentinischen Nuntius: Internationales wissenschaftliches Symposium „Staatsmacht und Seelenheil. Gegenreformation und Geheimprotestantismus in der Habsburgermonarchie" der Evangelischen Akademie, des Wiener Stadt- und Landesarchivs, des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Stadtgeschichtsforschung, der His-

torischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und des Instituts für Erforschung der Frühen Neuzeit, Wien 17. 11.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Gruppe Studenten des Historischen Seminars der Johannes Gutenberg-Universität Mainz unter der Leitung von PD Dr. Sigrid Schmitt, DHI Rom 22. 1.
M. Matheus, Einleitung: Tagung „Forschungsstand und Perspektiven der deutschen Mediävistik" des Istituto Storico Italiano per il Medio Evo und dem DHI Rom, Rom 19. 2.
M. Matheus, Historische Grundlagenforschung im Deutschen Historischen Institut in Rom: Arbeitstagung „Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter" des Historischen Seminars III der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, Schloß Dhaun 26. 2.
M. Matheus, Begrüßung: Seminar „Mobilität und Immobilität im Mittelalter": 2. Seminar der mediävistischen Graduiertenkollegs der Universitäten Lecce und Erlangen, DHI Rom 1. 4.
M. Matheus, Grußworte im Namen der ausländischen Gäste: Cinquantaduesima Settimana di Studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto medioevo „Comunicare e significare nell'alto medioevo", Spoleto 15. 4.
M. Matheus, Sektionsleitung der Internationalen Tagung „Bonifacio VIII. Ideologia e azione politica" des Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, Rom 26. 4.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Gruppe Studenten des Historischen Seminars der Universität zu Köln unter der Leitung von Prof. E. Isenmann und des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur der Universität zu Köln unter der Leitung von Prof. U. Peters und Prof. H.-J. Ziegler, DHI Rom 1. 6. und 15. 6.
M. Matheus, Deutsche in Italien im Spätmittelalter und in der Renaissance: Veranstaltung „Deutsche in Italien" des DHI Rom und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Rahmen des Kultursommers Rheinland-Pfalz e.V. „Italia–Germania. Dialoge über Kunst, Kultur und Gesellschaft", Mainz 8. 6.
M. Matheus, Grußworte anläßlich der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens „Das lange 19. Jahrhundert", Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas, Berlin 10. 6.
M. Matheus, Begrüßung anläßlich des Studientags „Das Ende des politischen Katholizismus in Deutschland 1933 und der Heilige Stuhl – Ermächtigungsgesetz, Reichskonkordat und Auflösung der Zentrumspartei. Forschungsstand, Forschungsperspektiven und neue Quellen, 25 Jahre nach der Scholder-Repgen-Debatte", DHI Rom 17. 6.

M. Matheus, Begrüßung anläßlich des gemeinsamen Doktorandenseminars des DHI Rom (Zeitgeschichtliche Doktoranden) „La transizione politica in Italia e Germania dal fascismo alla Democrazia" mit dem Graduiertenkolleg der politikwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Bologna, Perugia, LUISS Rom und Sant'Orsola Benincasa Neapel, DHI Rom 23. 6.
M. Matheus, Historische Dimensionen des Weinbaus: Literarische Weinstunde im Jubiläumsjahr – 50 Jahre Weinbruderschaft, Neustadt/Weinstraße 24. 6.
M. Matheus, Sofisticazione del vino durante il medioevo e all'inizio dell'età moderna: 7. Laboratorio di Storia Agraria „La vite e il vino nell'Occidente medievale", Montalcino 31. 8.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Gruppe Studenten der Klassischen und Neulateinischen Philologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn unter der Leitung von Prof. M. Laureys und Gruppe von angehenden Archivaren des Wissenschaftlichen Kurses der Archivschule Marburg unter der Leitung von Prof. R. Polley, DHI Rom 20. 9. und 21. 9.
M. Matheus, Grundlagen der europäischen Geschichte: Italien im Mittelalter und in der Renaissance: Studientag „Grundzüge der italienischen Geschichte" für Mitglieder der deutschen diplomatischen Vertretungen in Rom, DHI Rom 23. 9.
M. Matheus, Begrüßung anläßlich des Kongresses „Rom – Die Ewige Stadt im Brennpunkt der aktuellen musikwissenschaftlichen Forschung", DHI Rom 29. 9.
M. Matheus, Einleitung des Vortrags von L. Klinkhammer „Das Deutschlandbild in Italien in der Nachkriegszeit" im Rahmen der Deutschen Kulturwoche in Italien, Deutsche Schule Rom 30. 9.
M. Matheus, Leitung des Rom-Kurses: DHI Rom 4.–12. 10.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Rom-Kurs DHI und Gruppe Studenten der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Prof. J. Helmrath, DHI Rom 5. 10. und 13. 10.
M. Matheus, Rione Trastevere und seine Kirchen: Rom-Kurs DHI 9. 10.
M. Matheus, Buchpräsentation „Mediterraneo, Mezzogiorno, Europa. Studi in onore di Cosimo Damiano Fonseca": Università degli Studi di Bari 7. 10.
M. Matheus, Tedeschi in Italien im Spätmittelalter und in der Renaissance: Festvortrag anläßlich der Übergabe der Festschrift zum 65. Geburtstag von L. Schmugge, Universität Zürich 26. 11.
M. Matheus, Sektionsleitung der Internationalen Tagung „Le culture di Bonifacio VIII" des Dipartimento di Paleografia e Medievistica der Università di Bologna und des Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, Bologna 13. 12.

M. Matheus, Grußworte anläßlich der Rückerstattung einiger Urkunden italienischer Provenienz an das Archivio di Stato di Bologna: Università di Bologna 14. 12.
M. Matheus, Buchpräsentation „Codex Diplomaticus Amiatinus. Urkundenbuch der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata" III/1 von W. Kurze †, Abbazia San Salvatore (Siena) 18. 12.
S. Meine, Fra Poesia per musica e madrigale: il petrarchismo musicale a Roma: Tagung „Petrarca e Roma" der Associazione Roma nel Rinascimento, Discoteca di Stato, Rom 2. 12.
S. Menzinger, Roma communis patria. Rispetto delle autonomie e unità giurisdizionale europea: Tagung „Processo costituente europeo e diritti fondamentali" des Centro di Eccellenza in Diritto Europeo der Juristischen Fakultät der Università Roma Tre, Rom 13. 2.
S. Menzinger, Forme di organizzazione giudiziaria delle città comunali italiane nei secoli XII e XIII: l'uso dell'arbitrato nei governi consolari e podestarili: Internationale Tagung „Praxis der Gerichtsbarkeit in europäischen Städten des Spätmittelalters" des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte und der Juristischen Fakultät der Università Roma Tre, Frankfurt a. M. 2. 4.
S. Menzinger, Linee generali della ricerca scientifica svolta nel settore politico-istituzionale dell'Italia comunale: Seminar „Nuove tendenze della storiografia medievista: incontro tra giovani medievisti dell'area culturale germanica e italiana" des Istituto Storico Italo-Germanico in Trento, Trient 4. 6.
R. Nattermann, Kommentar zum Vortrag „The founding history of the LBI" von Prof. Chr. Hoffmann (Bergen): Konferenz „The History of the Leo Baeck Institute" des Leo Baeck Institute Jerusalem, Evangelische Akademie, Tutzing 23. 2.
R. Nattermann, L'edizione dei diari di Luca Pietromarchi 1938–1940: gemeinsames Doktorandenseminar des DHI Rom (Zeitgeschichtliche Doktoranden) „La transizione politica in Italia e Germania dal fascismo alla Democrazia" mit dem Graduiertenkolleg der politikwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Bologna, Perugia, LUISS Rom und Sant'Orsola Benincasa Neapel, DHI Rom 23. 6.
A. Rehberg, Der deutsche Klerus an der Kurie: Die römischen Quellen: Arbeitstagung „Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittelalter" des Historischen Seminars III der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Institut Rom, Schloß Dhaun 26. 2.
A. Rehberg, Bonifacio VIII e il clero di Roma: Internazionale Tagung „Bonifacio VIII. Ideologia e azione politica" des Istituto Storico Italiano per il Medioevo, Rom 27.4.

A. Rehberg, I *questuarii* a servizio degli ospedali – una „piaga" del tardo medioevo: Seminar über „La ‚fortuna' dei cerretani", Cerreto di Spoleto 4. 9.
A. Rehberg, Pio II e i Colonna: fra amicizie personali e interessi della Chiesa: Internazionale Tagung „Pio II e le arti al debutto del Rinascimento", Rom 25. 9.
A. Rehberg (mit Th. Bardelle), Einführung in das Repertorium Germanicum: Rom-Kurs DHI 11. 10.
A. Rehberg, Buchpräsentation „Pio II Piccolomini. Un papa umanista (1458–1464)" von A. M. Corbo: Fondazione Marco Besso, Rom 9. 11.
A. Rehberg, Francesco Petrarca al servizio dei Colonna: Tagung „Petrarca e Roma" der Associazione Roma nel Rinascimento, Discoteca di Stato, Rom 2. 12.
A. Rehberg, La politica beneficiale nel XIV secolo: il caso del cardinale Pietro Colonna: Seminar „Ritorno alle fonti" anläßlich der Vorstellung der ersten beiden Bände der Reihe „Fonti" des Istituto Storico Italo-Germanico in Trento, Trient 3. 12.
Th. Schlemmer, La guerra contro l'Unione Sovietica. Soldati italiani e soldati tedeschi tra esperienza e memoria: Tagung: „La cicatrice della memoria – guerra e violenza nel ricordo e nella vita quotidiana" der Università di Cassino, 27. 5.
Th. Schlemmer, La Rinascita della democrazia in Germania. Storia e ricerche: gemeinsames Doktorandenseminar des DHI Rom (Zeitgeschichtliche Doktoranden) „La transizione politica in Italia e Germania dal fascismo alla Democrazia" mit dem Graduiertenkolleg der politikwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Bologna, Perugia, LUISS Rom und Sant'Orsola Benincasa Neapel, DHI Rom 23. 6.
Th. Schlemmer, Zwischen Erfahrung und Erinnerung. Die Soldaten des italienischen Heeres im Krieg gegen die Sowjetunion: Ludwig-Maximilians-Universität München 1. 7.
Th. Schlemmer, Eine Modernisierung unter konservativen Vorzeichen? Das Beispiel Bayern: Tagung „L'immaginazione dell'occidente. La rinascita dell'occidente: sviluppo del sistema politico e diffusione del modello occidentale nel secondo dopoguerra in Italia e Germania" des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Università di Bologna, Facoltà Scienze Politiche, Bologna 1. 10.
Th. Schlemmer, Diskussionsbeitrag zum Thema: „Forze Armate italiane alla prova dell'occupazione: le fonti": Tagung „Militarizzazione e nazionalizzazione nella storia d'Italia. Aspetti e problemi" des Dipartimento di Studi sullo Stato und des Centro Interuniversitario di Studi e Ricerche Storico-Militari, Florenz 26. 11.

Michael Matheus

DIE ANFÄNGE DER FRÄNKISCHEN GESETZGEBUNG FÜR ITALIEN

von

HUBERT MORDEK

Brigide Schwarz
zum 65. Geburtstag

1. Einleitung: kirchliches und weltliches Recht. – 2. Frühe Erlasse Karls des Großen. – 2.1. *Capitulare Haristallense primum, generale* und *secundum, speciale* (März 779). – 2.2. *Epistula capitularis* (780). – 2.3. *Notitia Italica* (20. Februar 781). – 3. Königserhebung Pippins Ostern 781 und erster Höhepunkt der italienischen Kapitulariengesetzgebung. – 4. Resümee und Ausblick.

1. Geschenke erhalten die Freundschaft und manchmal mehr. Als Papst Hadrian I. dem Frankenkönig Karl 774 während seines ersten Rombesuchs einen umfangreichen Kirchenrechtsband überreichte, bedeutete dies nicht nur eine Geste der Höflichkeit gegenüber dem hohen Gast; es war zugleich ein Akt vorausschauender päpstlicher Politik. Rom erwartete Gegengaben. Machte man sich doch große Hoffnungen, Karl werde das Pippinsche Schenkungsversprechen endlich gemäß den Wünschen des Papstes erfüllen. Und wichtig auch: Der König stand kurz vor der Einnahme Pavias und damit praktisch des Langobardenreichs.[1] Hadrian, des fränkischen Sieges unter

[1] Zum historischen Hintergrund der Eroberung und Neugestaltung Oberitaliens statt vieler E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, Stuttgart 1896, benutzt nach der 2. unver. Aufl. mit Nachwort und Schrifttumsverzeichnis von H. Steinacker, Darmstadt 1959, S. 95–113, L. M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter 2, 1, Gotha 1903, bes. S. 266ff.; neuere knappe Darstellungen etwa bei G. Tabacco, L'avvento dei Carolingi

der Ägide von Petrus und Paulus gewiss, hielt es da wohl für angebracht, den mächtigen Herrscher an die Einhaltung der kirchlichen Gebote und Verbote zu gemahnen, jener alten, inzwischen teilweise redigierten, auch vermehrten Konzilskanones und päpstlichen Dekretalen, die einst Dionysius Exiguus gesammelt und übersetzt hatte.

Offen kündet das zu Beginn der sog. *Collectio Dionysio-Hadriana* beigegebene Widmungsgedicht vom römischen Denken:[2]

Ad haec Hadrianus praesul Christi praedixit triumphos, ...
Aditum patunt[3] (sc. *Petrus Paulusque*) *urbis Papiae te ingredi victorem.*
Nefa perfidi regis calcabis Desiderii colla,
Vires eius prosternens mergis barathrum profundi ...
Per saecla regnari cum tuis hic in futuroque sobolis.
A lege nunquam discedi haec observans statuta.

Den hier als *lex* bezeichneten kirchlichen *statuta* kam universale Geltung zu, ihre von Rom sanktionierte Autorität stand außer Frage, und so konnte das durch Jahrhunderte bewährte kanonische Recht durchaus dazu dienen, die Vereinigung des langobardischen Italien mit dem *Regnum Francorum* zumindest, was den kirchlichen Bereich betrifft, problemloser zu gestalten. Aus den ersten Jahrzehnten der fränkischen Herrschaft in Oberitalien kennen wir jedenfalls nur das Konzil von Cividale del Friuli (796/797), das neue Beschlüsse gefasst hätte.[4] Wir werden also nicht allzu viel versäumen, wenn wir uns nun von der kirchlichen Legislative verabschieden und unserem eigentlichen

---

nel regno dei Longobardi, in: Langobardia, ed. S. Gasparri/P. Cammarosano, Udine 1993, S. 375–403, P. Delogu, Lombard and Carolingian Italy, in: The New Cambridge Medieval History 2, Cambridge 1995, S. 290–319, S. Gasparri, Il passaggio dai Longobardi ai Carolingi, in: Il futuro dei Longobardi. L'Italia e la costruzione dell'Europa di Carlo Magno. Saggi, ed. C. Bertelli/G. P. Brogiolo, Milano 2000, S. 25–43, jeweils mit ausgewählter Bibliographie.

[2] Das Zitat stammt aus dem Schlussteil des Akrostichons, ed. F. Maassen, Geschichte der Quellen und der Literatur des canonischen Rechts im Abendlande, Graz 1870, S. 966f. und, leicht abweichend, E. Dümmler, MGH Poetae Latini aevi Carolini, MGH Poetae 1, Berlin 1881, S. 91.

[3] *petunt* konjiziert Maassen, Geschichte der Quellen, S. 967.

[4] Ed. A. Werminghoff, Concilia aevi Karolini 1,1, MGH Conc. 2,1, Hannover – Leipzig 1906, S. 177ff.

Thema zuwenden, dem für Italien bestimmten weltlichen Recht der Kapitularien, das mit dem kirchlichen freilich vieles gemeinsam hat.

Nicht zufällig spricht unser Titel von der fränkischen Gesetzgebung für und nicht, eingeschränkt, in Italien. Denn die für das Gesamtreich erlassenen Kapitularien galten seit der Eroberung durch Karl den Großen grundsätzlich auch für Italien;[5] sie mussten dort nicht entstanden, wohl aber verkündet worden sein, auch wenn wir in den frühen Quellen wenig vom Vorgang der Bekanntmachung hören. Fehlen im Text konkrete Angaben zu Autor und Adressaten oder vermisst man regionaltypische Wendungen und Inhalte, aus denen sich die Intention des Gesetzgebers erkennen lässt, so ist vom Allgemeincharakter eines Stückes auszugehen. Ihm eignet in einem bestimmten Gebiet die gleiche Rechtskraft wie dem nur dort gültigen. Für uns bedeutet dies: Es geht nicht an, die Anfänge der fränkischen Gesetzgebung für Italien auf Kapitularien zu beschränken, die speziell für Italien gedacht waren, die *capitula ad omnes generaliter*[6] aber zu ignorieren, obgleich sie doch auf dem Wege der „lombardisation“[7] zusätzlichen Eingang auf regionaler Ebene gefunden haben. Ein solches Vorgehen ergäbe ein schiefes Bild der legislatorischen Absichten und Aktivitäten Karls des Großen, über die wir schon aufgrund von Überlieferungsverlusten vagen Ausmaßes nur unvollkommen unterrichtet sind.

Noch weniger ist bekannt, inwieweit die Gesetzesvorschriften den einzelnen überhaupt erreichten, ob sie in der Praxis gewirkt und, wenn ja, ob sie das Leben der Menschen spürbar beeinflusst haben. Die Frage nach der Tradition und Effektivität der Kapitularien ist aber eine grundsätzliche;[8] sie beschränkt sich keineswegs auf Italien und

---

[5] Vgl. J. Calmette, Charlemagne. Sa vie et son œuvre, Paris 1945, S. 70, F. Calasso, Medio evo del diritto 1: Le fonti, Milano 1954, S. 115, F. L. Ganshof, Was waren die Kapitularien?, Darmstadt 1961, S. 31f.

[6] So beginnt das zweite, allgemeine Kapitular von Diedenhofen (805), MGH Capit. 1 (wie Anm. 10) S. 122.

[7] F. Bougard, La justice dans le royaume d'Italie de la fin du VIIIe siècle au début du XIe siècle, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 291, Rome 1995, S. 28.

[8] Einen Teilaspekt, die merkwürdige Tatsache, dass auch obsolete Texte später immer wieder abgeschrieben wurden, thematisiert unter Verweis auf die unten S. 17ff. behandelte Notitia Italica H. Siems, Handel und Wucher im Spie-

kann daher in ihrer Komplexität bei schwieriger Beweislage hier nicht erneut aufgerollt werden.[9]

2. Alfred Boretius edierte in seiner Monumenta-Ausgabe die Königskapitularien Karls des Großen (768–800) unter den Nummern 18 (19) bis 32;[10] wir hätten es demnach nur mit 15 Stück unterschiedlicher Qualität und Zielrichtung zu tun, denen sich 10 separat gedruckte italienische Karls und Pippins hinzugesellten (Nr. 88–97).[11] Die meisten der erwähnten 15 Kapitularien waren, abgesehen von den aquitanischen und sächsischen,[12] in Karls gesamtem Herrschaftsbereich verbindlich. Rechnet man sie und die territorial begrenzten 10 italienischen Stücke zusammen,[13] so ergeben sich für den neuen Reichsteil im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts rund 20 fränkische Erlasse, eine

---

gel frühmittelalterlicher Rechtsquellen, Schriften der MGH 35, Hannover 1992, S. 499.

[9] Über ihre unterschiedlich starke Rezeption in einem Teilbereich, der frühmittelalterlichen Kanonistik, hat eingehend gehandelt V. Koal, Studien zur Nachwirkung der Kapitularien in den Kanonessammlungen des Frühmittelalters, Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 13, Frankfurt am Main u. a. 2001.

[10] Ed. A. Boretius, Capitularia regum Francorum 1, MGH Capit. 1, Hannover 1883, S. 44–91. Hier wie im folgenden beziehen sich die Nummern der Kapitularien auf diese MGH-Edition.

[11] MGH Capit. 1, S. 187–204, nach dem MGH-Text die italienische Übersetzung von C. Azzara/P. Moro, I capitolari italici. Storia e diritto della dominazione carolingia in Italia, Altomedioevo 1, Roma 1998, S. 50ff. Zu diskutieren wären noch Nr. 99–101 und 105, ebd. S. 206ff. und 215ff.

[12] Capitulare Aquitanicum, ein von Karl d. Gr. erneuertes Kapitular seines Vaters Pippin, MGH Capit. 1, Nr. 18, S. 42f. (von Boretius unter Pippin d. J. eingereiht. Es ist freilich ungewiss, ob Karl nicht doch in den Text eingegriffen hat), und Breviarium missorum Aquitanicum, Nr. 24, S. 65f.; Capitulatio de partibus Saxoniae und Capitulare Saxonicum, Nr. 26 und 27, S. 68ff. bzw. 71f. Von nur regionalem Bezug ist auch das Capitulum in pago Cenomannico datum, Nr. 31, S. 81f.

[13] Nr. 97 wechselt allerdings von der speziellen zur allgemeinen Seite, siehe unten S. 13ff. Was Nr. 32 betrifft, so wird von vielen die Geltung des Capitulare de villis et curtis imperialibus, MGH Capit. 1, S. 82ff. in Italien bezweifelt, vgl. aber C. Brühl, Capitulare de villis. Cod. Guelf. 254 Helmst. der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1, Dokumente zur deutschen Geschichte in Faksimiles, Reihe 1: Mittelalter 1, Stuttgart 1971, S. 8.

für damalige Verhältnisse imposante Zahl.[14] Sie hebt sich, wenngleich nur das Resultat einfacher Addition der Teile, so deutlich vom Rest der Kapitularienproduktion ab, dass selbst kleinere Korrekturen[15] die Schlussfolgerung nicht gefährden könnten: Italien stand während Karls des Großen Königtum im Zentrum seiner gesetzgeberischen Bemühungen. Man ist beinahe versucht, von einer Welle von Kapitularien zu sprechen, die sich damals über den Süden ergoss, sei es, dass Karl selbst für die Gesetze verantwortlich zeichnete, sei es, dass sie unter dem Namen seines Sohnes Pippin ins Land gingen.

So reizvoll die Aufgabe auch wäre – Gegenstand unseres limitierten Zeitschriftenaufsatzes kann nicht die Gesamtanalyse der frühen fränkischen Gesetzgebung für Italien sein.[16] Hier sollen nur die ‚ersten' Anfänge näher untersucht und die Fragen geklärt werden, ob – zum einen – die Kapitularien Nr. 88 (*Notitia Italica*), Nr. 20 (*Capitulare Haristallense*) und Nr. 97 (*Epistula capitularis*) genereller oder spezieller Natur sind, und – zum anderen – ob sie in dieser

[14] Die Zahl 20 errechnet sich aus den Vorgaben von Boretius, wobei zu beachten bleibt, dass die Entstehungszeit einiger Texte noch heute umstritten ist. So versuchte jüngst E. Magnou-Nortier, Revue historique 299 (1998) S. 643–689, das vielfach edierte und traktierte Capitulare de villis et curtis imperialibus (siehe vorige Anm.) in die Endphase der Regierung Karls d. Gr. („vers 810–813") und damit ins 9. Jh. zu verlegen, doch muss die letzte These zu einem Thema nicht auch die beste sein. In Hinblick auf unsere einleitende Feststellung gilt: Eine akribische Analyse der Texte könnte noch das eine oder andere Kapitular aus dem 8. Jh. verdrängen oder neue Kapitularien hinzutreten lassen. Zu möglichen Beweisen wären allerdings gesonderte, da raumfordernde Untersuchungen nötig.

[15] Z. B. hat F. Lot, Le premier capitulaire de Charlemagne, in: École pratique des hautes études. Section des sciences historiques et philologiques, Annuaire 1924–1925 (1924) S. 7–13 das sog. Capitulare primum Karls d. Gr., MGH Capit. 1, Nr. 19, S. 44ff., für unecht erklärt. Nach den sehr bedenkenswerten Überlegungen von G. Schmitz, Die Waffe der Fälschung zum Schutz der Bedrängten? Bemerkungen zu gefälschten Konzils- und Kapitularientexten, in: Fälschungen im Mittelalter 2, Schriften der MGH 33/2, Hannover 1988, S. 82ff. scheint die Frage, ob das Stück nicht doch ganz oder teilweise echt sei, wieder offen und spannender als zuvor.

[16] Für das karolingische Italien unter Kaiser Lothar I. († 855) jetzt die gründliche Studie von M. Geiselhart, Die Kapitulariengesetzgebung Lothars I. in Italien, Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 15, Frankfurt am Main u. a. 2002.

heute durchweg akzeptierten Reihenfolge korrekt angeordnet und tatsächlich den Jahren 776, 779 bzw. 779/780 zuzuschreiben sind oder ob Sequenz und Datierung anders ausgesehen haben, was Karls rechtspolitisches Konzept für Italien in einem neuen Licht erscheinen ließe. Die Quellenkritik wird, so betrachtet, zur unverzichtbaren Voraussetzung für Erkenntnisse von allgemein historischem Interesse und erinnert an die alte Einsicht: Nur auf festem Grund entsteht ein sicherer Bau. Es ist die Zeit, da Erlasse der Karolinger erstmals den Namen *capitulare* tragen, und das gleich zweimal: im Doppelkapitular von Herstal März 779[17] (Nr. 20 und 21). Mit diesem eigendatierten Gesetzespaar sei die Diskussion der Einzelstücke eröffnet.

2.1. „La charte constitutive que donne Charlemagne à tous les territoires de l'ancien royaume franc" urteilt Charles de Clercq[18] über das *Capitulare Haristallense primum, generale*[19] – sicher zu recht,[20] wenn er es nicht, zu unrecht, auf das cisalpine Frankenreich hätte beschränken wollen.[21] 779 war der Süden bereits seit fünf Jahren in

[17] MGH Capit.1, S. 47 Z. 18 und S. 52 Z. 6. Es liegt nahe anzunehmen, die Franken hätten diese Bedeutung des Wortes *capitulare* in Italien kennen gelernt, wo es vor 779 wiederholt begegnet, vgl. Ganshof, Was waren die Kapitularien? (wie Anm. 5) S. 13ff.

[18] C. de Clercq, La législation religieuse franque. Étude sur les actes de conciles et les capitulaires, les statuts diocésains et les règles monastiques 1: de Clovis à Charlemagne (507–814), Louvain – Paris 1936, S. 159.

[19] MGH Capit. 1, S. 47ff.

[20] F. L. Ganshof, Une crise dans le règne de Charlemagne, les années 778 et 779, in: Mélanges d'histoire et de littérature offerts à M. Charles Gilliard, Université de Lausanne, Publications de la Faculté des Lettres, 1944, S. 140 stimmte de Clercqs Wertung noch zu, während er sie später als „leicht übertrieben" bezeichnete: Ganshof, Charlemagne et les institutions de la monarchie franque, in: W. Braunfels (Hg.), Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben 1: Persönlichkeit und Geschichte, hg. von H. Beumann, Düsseldorf 1965, S. 350 (redigierte englische Fassung in: Ders., Frankish Institutions under Charlemagne, Providence, Rhode Island 1968, S. 4), eine Restriktion, die nach den letzten Forschungsergebnissen zu Herstal (siehe unten Anm. 26) nicht gerechtfertigt erscheint.

[21] Es lässt sich im Gegenteil zeigen, dass Herstal I schon bald nach seiner Entstehung in Italien auftauchte und dort auch rezipiert wurde. Selbst der päpstliche Legat Georg von Ostia und Amiens, der sein *capitulare* 786 auf Reichsversammlungen in England vorlegte, benutzte das Herstaler Kapitular für sei-

fränkischer Hand, und der Text bietet keinerlei Hinweis darauf, dass Italien ausgeklammert werden sollte, was auch für das andere in der Königspfalz promulgierte Stück gilt, das *Capitulare Haristallense secundum, speciale.*[22] Vielleicht führten de Clercq die zwei bei Boretius parallel gedruckten Texte von Herstal I, die *Forma communis* und die *Forma Langobardica*, zu dieser nicht haltbaren Einengung des Geltungsbereichs. Indes hätte ihn schon die grenzüberschreitende handschriftliche Verbreitung der *Forma communis* warnen müssen, und die *Forma Langobardica*, deren Redaktor offenbar die Zinsregelung mit Neunten und Zehnten nicht mehr recht verstanden hat (c. 14), dürfte frühestens dem 9. Jahrhundert angehören[23] und schwerlich als offizielle Überarbeitung aufzufassen sein.

Dass die Information des Herstaler Protokolls *Anno feliciter undecimo regni domni nostri Karoli gloriosissimi regis in mense Martio* korrekt mit Karl dem Großen und März 779 aufgelöst ist, hat wohl niemand mehr bestritten, seitdem Simon Steins These einer Urheberschaft Karls des Kahlen im März 853[24] allein schon am höheren Alter einiger Textzeugen gescheitert ist.[25] Offenbar nutzte Karl der Große den langen Winteraufenthalt in Herstal weit intensiver zur Legislative, als nach den bislang bekannten Quellen angenommen. Darüber ist schon andernorts ausführlich gehandelt mit dem Hauptergebnis, der vom MGH-Editor als Capitulare episcoporum bezeichnete Text Nr. 21 sei mit seiner Reaktion auf eine akute Hungersnot als ein

---

nen Gesandtschaftsbericht an Hadrian I., vgl. J. Story, Carolingian Connections. Anglo-Saxon England and Carolingian Francia, c. 750–870, Studies in Early Medieval Britain, Aldershot 2003, S. 78ff.

[22] MGH Capit. 1, S. 52ff.

[23] „Diese forma Langobardica wird allgemein um 830 datiert", so Ganshof, Was waren die Kapitularien? (wie Anm. 5) S. 32. Andere weisen sie „secondo l'opinione comune" dem endenden 9. Jh. zu, vgl. G. Fasoli, Carlo Magno e l'Italia 1, Bologna 1968, S. 147f. Ein stringenter Beweis fehlt.

[24] S. Stein, Étude critique des capitulaires francs, Le Moyen Age. Revue d'histoire et de philologie 51 (3e série, 12), 1941, S. 38ff.

[25] Vor allem Cod. Ivrea, Biblioteca Capitolare, XXXIV, Montpellier, Bibliothèque Interuniversitaire (Section Médecine), H 136, Sankt Gallen, Stiftsbibliothek, 733, Sankt Paul im Lavanttal, Archiv des Benediktinerstiftes, 4/1, Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Reg. Lat. 846. Näheres zu diesen Handschriften in der unten Anm. 45 zitierten Bibliotheca, s. v.

zweites Kapitular von Herstal anzusehen (= *Capitulare pro praesenti tribulatione*).[26] Wir brechen daher hier ab und gehen gleich zum angeblich jüngsten Stück der oben S. 5 genannten Trias über, der *Epistula capitularis*.

2.2. Der laut Protokoll an „unsere" weltlichen Amtsinhaber und Vasallen gerichtete Brief Karls des Großen (Nr. 97)[27] präsentiert sich nicht im traditionellen Gewande eines Kapitulars. Er gehört aber zweifellos zu jenen formal offenen Texten, denen die Funktion von Kapitularien zuerkannt werden darf. Wir sprechen daher, wie schon Francesco Manacorda,[28] von einer *Epistula capitularis* und rechnen sie u. a. zusammen mit der *Epistula de litteris colendis* (Nr. 29), der *Epistula de lectionibus divinis* (Nr. 30) oder, *cum grano salis*, der Praefatio der *Admonitio generalis* (Nr. 22, Anfang) zu einer eigenen kleinen, aber bedeutenden Gruppe von Kapitularien.[29]

Briefform wiesen schon die spätantiken staatlichen Erlasse auf,[30] ebenso zeigten sie Urkundenelemente wie die hier anzutreffenden: *Intitulatio*, *Inscriptio*, *Promulgatio*, *Narratio*, *Dispositio*, *Sanctio*, *Corroboratio* – kein Wunder, dass auch Chlodwigs I. älteste überkommene Verordnung von 507/508 als Brief publiziert wurde.[31] Andererseits fanden Kapitularienherausgeber vor Boretius nichts dabei, unser wohl in der fränkischen Königskanzlei verfertigtes Stück als „Edictum" zu bezeichnen.

---

[26] H. Mordek, Karls des Großen zweites Kapitular von Herstal und die Hungersnot der Jahre 778/779, DA 61 (2005) S. 1–52.

[27] Das Schreiben beginnt: *Karolus, gratia dei rex Francorum et Langobardorum ac patricius Romanorum, dilectis comitibus seu iudicibus et vassis nostris, vicariis, centenariis vel omnibus missis nostris et agentibus*, MGH Capit. 1, S. 203.

[28] F. Manacorda, Ricerche sugli inizii della dominazione dei Carolingi in Italia, Istituto Storico Italiano per il Medioevo, Studi storici 71–72, Roma 1968, S. 45.

[29] MGH Capit. 1, S. 78f., 80f. und 53f. Dazu gehören auch der Brief Pippins d. J. an Lul, MGH Capit. 1, Nr. 17, S. 42 und Karls d. Gr. an Fulrad von St-Quentin, Nr. 75, S. 168.

[30] P. Classen, Kaiserreskript und Königsurkunde. Diplomatische Studien zum Problem der Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter, Byzantina 15, Thessalonike 1977, S. 60f.

[31] MGH Capit. 1, Nr. 1, S. 1f.

Die Editionsgeschichte mancher Kapitularien gleicht einer Geschichte der Titel, mit denen die Herausgeber kundtun, wie sie den Quellentext verstanden haben. So auch bei der *Epistula capitularis*. Ihre langanhaltende Attraktivität bezeugen die schon im 16. Jahrhundert einsetzenden Ausgaben. Jacques Sirmond brachte sie dann an erster Stelle unter den von ihm gesammelten *Caroli Magni selecta capitula ecclesiastica*... und versah sie mit einer doppelten Überschrift *Tit. I. De episcoporum honore ac potestate. Cap. I. Edictum Caroli Regis, ut Comites et alij Iudices Episcopis, in ijs quae ad illorum ministerium pertinent, obediant.*[32] Kürzer schon fasste sich Étienne Baluze: *Edictum dominicum de honore et adjutorio episcopis praestando a Comitibus et aliis Judicibus*,[33] und Georg Heinrich Pertz begnügte sich mit den drei Worten *Edictum pro episcopis*,[34] womit er fraglos das Wesentliche traf, den Rechtscharakter des Schreibens sowie des Herrschers kompromisslosen Einsatz für die Bischöfe, mit deren und der Äbte sowie des übrigen Klerus Zustimmung Karl das „Edikt" erlassen hatte. Erst Boretius bewertete das Stück neu. Er versah es mit der Überschrift *Karoli epistola in Italiam emissa* und meinte, es sei ausschließlich für Italien bestimmt gewesen.[35] Ob Boretius' alleiniges Argument, die gesamte Überlieferung sei in Italien entstanden, einer genaueren Nachprüfung standhält, muss sich erst noch zeigen (unten S. 13ff.). Zuvor aber sollen uns inhaltliche Kriterien zum Entstehungsjahr des Stückes führen.

In seiner immer noch nützlichen Untersuchung über „Die Capitularien im Langobardenreich" erwog Boretius eine Datierung der *Epistula capitularis* in das Jahr 786,[36] doch ist die einzige von ihm

---

[32] J. Sirmond, Concilia antiqua Galliae tres in tomos ordine digesta. Cum epistolis pontificum, principum constitutionibus et aliis Gallicanae rei ecclesiasticae monimentis 2, Paris 1629, S. 230f.

[33] É. Baluze, Capitularia Regum Francorum 1, Paris 1677, zitiert nach der von P. de Chiniac herausgegebenen Neuaufl:, 1, Paris 1780, Sp. 329ff. (= G.D. Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio 17B).

[34] G. H. Pertz, <Capitularia regum Francorum>, MGH Leges 1, Hannover 1835, S. 81.

[35] A. Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung, Halle 1864, S. 112 und MGH Capit. 1, S. 203.

[36] Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich, S. 113.

vorgetragene Begründung unzutreffend, wonach sich das damals 787 datierte *Capitulare Mantuanum secundum* auf unser Stück beziehe mit dem Satz: *De decimis, ut dentur et dare nolentes secundum, quod anno preterito denuntiatum est, a ministris reipublicae exigantur.*[37] Abgesehen davon, dass Mantua II heute eher ins Jahr 813 gesetzt wird,[38] lassen sich die beiden Stellen auch inhaltlich nicht vergleichen; denn in der *Epistula* geht es um etwas anderes als den seit alters üblichen Zehnten.[39] Boretius hat dies offenbar später selbst erkannt und in seiner Edition statt 786 die Jahre 790–800 eingerückt,[40] womit er praktisch wieder bei der Pertzschen Datierung angelangt war: „Ante annum 801".[41]

Neuere Forscher wie de Clercq und, ihm folgend, François Louis Ganshof haben aus einleuchtenden Gründen die Jahre 779 bis 781 favorisiert[42] und betont, dass bei der zweimal angesprochenen Frage der Neunten, Zehnten und anderer Zinszahlungen sowie der Prekarien auf den Beschluss eines älteren Kapitulars verwiesen wird mit den Worten *sicut a nobis dudum in nostro capitulare institutum est* und *sicut in capitulare dudum a nobis factum continetur.*[43] Dieses Gesetz ist erhalten; Karl zielt auf c. 13 des ersten Kapitulars von Herstal (März 779)[44] und liefert uns so einen sicheren Terminus a quo, zu dem eine weitere Beobachtung passt: In der alten *Collectio Eporediana* der Codices Ivrea, Biblioteca Capitolare, XXXIII und XXXIV folgt unser Brief direkt auf das zweite Kapitular von Herstal, das seinerseits ursprünglich wie in der Version Nürnberg, Stadtbibliothek, Cent. V.

---

[37] MGH Capit. 1, Nr. 93, c. 8, S. 197.

[38] Zu den Kapitularien von Mantua unten Anm. 137.

[39] Siehe unten S. 11.

[40] MGH Capit. 1, S. 203.

[41] MGH Leges 1, S. 81.

[42] de Clercq, La législation religieuse franque 1 (wie Anm. 18) S. 161f., Ganshof, Was waren die Kapitularien? (wie Anm. 5) S. 32 mit Anm. 52.

[43] MGH Capit. 1, S. 203 Z. 28 und S. 204 Z. 1.

[44] MGH Capit. 1, Nr. 20, S. 50; zur Herstaler Bestimmung über Prekarienzins G. Constable, Nona et Decima. An Aspect of Carolingian Economy, Speculum 35 (1960) S. 226f., mit Hinweisen auf den Passus in Nr. 97 S. 227; dazu jüngst M. Glatthaar, Bonifatius und das Sakrileg. Zur politischen Dimension eines Rechtsbegriffs, Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 17, Frankfurt am Main u. a. 2004, S. 355ff.

App. 96 mit dem *Haristallense primum* verbunden war.[45] Der überlieferungsgeschichtliche Zusammenhang bestätigt also die schon vom Inhalt her gegebene Nähe unseres Stückes zu Herstal.

Terminus ante quem ist für de Clercq[46] die Erhebung Pippins zum *rex Langobardorum* (April 781), den die Epistel mit keinem Wort erwähnt. Sie wäre demnach zwischen April 779 und April 781 entstanden.

Dieser Zeitraum von ziemlich genau zwei Jahren lässt sich mit neuen Argumenten sogar auf die Hälfte reduzieren. Da wir es bei den Neunten und Zehnten mit Ertragsabgaben zu tun haben, deren Höhe erst nach der Ernte feststand, waren Klagen über mangelnde Abgabenbereitschaft nicht vor dem Spätherbst 779 zu erwarten, nicht eher also, bis die Basis für den diesjährigen Zins gegeben war. Das Breve von Mâcon nennt zum Beispiel als Datum den 1. November.[47] Zudem wird Karl nicht gleich auf die erste beste Beschwerde hin reagiert haben. Für einen schriftlichen Erlass des Herrschers bedurfte es eines gewissen Drucks, einer politischen Notwendigkeit. Alles spricht demnach gegen eine Entstehung der *Epistula capitularis* vor dem Jahr 780.

Alles spricht aber auch gegen eine Entstehung der *Epistula capitularis* nach dem Jahr 780. Im ersten Kapitular von Herstal hatte Karl die lückenlose Beurkundung von Herrscherprekarien verfügt: *Et precarias,*[48] *ubi modo sunt, renoventur, et ubi non sunt, scribantur.* Herstal I aber wird von der *Epistula* an eben jener Stelle zitiert, da der Boykott der Beurkundungsaktion zur Sprache kommt: *et precarias*[49] *de ipsis rebus, sicut a nobis dudum in nostro capitulare institutum est, accipere neglegitis.*[50] Man darf davon ausgehen, dass die Bestimmungen des ersten Herstaler Kapitulars, nicht zuletzt wegen der für Kirche

---

[45] Zu den Ivrea-Handschriften H. Mordek, Bibliotheca capitularium regum Francorum manuscripta. Überlieferung und Traditionszusammenhang der fränkischen Herrschererlasse, MGH Hilfsmittel 15, München 1995, S. 175 und 180, zur Nürnberger Überlieferung des Doppelkapitulars von Herstal siehe den oben Anm. 26 genannten Aufsatz.

[46] de Clercq, La législation religieuse franque 1 (wie Anm. 18) S. 162.

[47] Neu ediert von I. Heidrich, Das Breve der Bischofskirche von Mâcon aus der Zeit König Pippins (751–768), Francia 24/1 (1997) S. 22.

[48] *Et de precariis* nach anderer Version Boretius.

[49] MGH Capit. 1, Nr. 20, S. 50. Karl folgte damit Karlmanns d. Ä. Vorgabe von Estinnes (743), c. 2, MGH Capit. 1, Nr. 11, S. 28.

[50] MGH Capit. 1, Nr. 97, S. 203 Z. 27f.

und Staat gleichermaßen wichtigen Neuregelung der Zinsen und der Prekarienleihe, möglichst bald verwirklicht werden sollten, und gewiss ist auch, dass sie in der Praxis postwendend auf Widerstand stießen,[51] Einsprüche provozierten. Denn mancher, der billiges Land erhalten hatte, mag davon überzeugt gewesen sein, es sei ihm völlig legal zugefallen. Herstal I mit seiner Unterscheidung zwischen Prekarien *de verbo nostro* (des Königs) und *spontanea voluntate* (von Kirchen und Klöstern)[52] bot jedenfalls dem Prekaristen die sicher hochwillkommene Gelegenheit, erst einmal Klärungsbedarf anzumelden, um damit eine sofortige Beurkundung samt präjudizierender Abgabe zu verhindern.

Die Rechtslage wird nicht immer eindeutig gewesen sein. Zwar vermied es die *Epistula*, mit konkreten Strafen zu drohen; der Betroffene hatte aber, und das war sicher kein leichter Gang, seine ablehnende Haltung gegenüber dem Gesetzgeber selbst zu rechtfertigen, dem König – *nisi se cito correxerit*.[53] Auf Schnelle (*cito*) kam es Karl ganz offensichtlich an. Und er musste rasch handeln, wollte er das gesetzgeberische Ziel in der Prekarienfrage wie auch bei der Erhebung von *nonae*, *decimae* und *census* erreichen, bevor die Zahl der Verweigerer gefährlich anschwellen würde. Mit anderen Worten: Wenn nach obigen Darlegungen die Herstaler Vorschrift im Spätherbst 779 greifen und damit auch die Gegenreaktion einsetzen konnte, so lag es im ureigensten Interesse des Königs, spätestens vor dem neuerlichen Abgabetermin im Spätherbst 780 allen das Gewicht seiner Ver-

---

[51] Vgl. É. Lesne, Histoire de la propriété ecclésiastique en France 2: La propriété ecclésiastique et les droits régaliens à l'époque carolingienne 1: Les étapes de la sécularisation des biens d'église du VIIIe au Xe siècle, Mémoires et travaux publiés par des professeurs des facultés catholiques de Lille 19, Lille 1922, S. 116.

[52] MGH Capit. 1, Nr. 20, S. 50 Z. 21ff.: *Et sit discretio inter precarias de verbo nostro factas et inter eas, quae spontanea voluntate de ipsis rebus ecclesiarum faciunt*, als ausdrücklicher Hinweis neu gegenüber Karlmann d. Ä. wie Pippin d. J.

[53] *Si quis autem, quod absit, ullus ex vobis de nonis et decimis censibusque reddendis atque precariis renovandis neglegens apparuerit et inportunus episcopis nostris, de his, quae ad ministerium illorum pertinere noscuntur vel sicut in capitulare dudum a nobis factum continetur, contradicere presumpserit, sciat se procul dubio, nisi se cito correxerit, in conspectu nostro exinde deducere rationem*, MGH Capit. 1, Nr. 97, S. 203 Z. 36 – S. 204 Z. 3.

ordnung unmissverständlich vor Augen zu führen: Er erhob die Angelegenheit per Runderlass zur Chefsache.

Dringend erforderlich war diese Maßnahme wohl vornehmlich für das 774 eroberte Langobardenreich, wo man sich an die fränkische Gesetzgebung erst noch zu gewöhnen hatte. Karl brach gegen Ende 780 zum dritten Mal nach Italien auf, feierte das Weihnachtsfest schon in Pavia und blieb mehrere Monate im Süden, erstmals nicht in kriegerische Handlungen verwickelt, sondern beschäftigt mit nichts Geringerem als der grundlegenden Umstrukturierung seiner Herrschaft in Italien und einer Reform der Administrative. Als Grafen, Bischöfe, Missi u. a. begegnen zunehmend Franken, Alemannen und andere ‚Nord-Leute'.[54] Dass auch die *Epistula capitularis* von dort in den Süden kam, dass sie als Produkt der karolingischen Kanzlei zu gelten hat, ist weitgehender Konsens der Forschung und der Grund dafür, warum Manacorda als Terminus ante quem „con ogni verosimiglianza" Dezember 780 betrachtet.[55] Unser auf anderem Weg gewonnenes Ergebnis bestätigt nun, dass das Stück tatsächlich vor Karls Italienzug entstanden ist, im Verlauf, spätestens im Herbst des Jahres 780. Bleibt noch die Frage: Für wen?

Während Boretius' Datierung der *Epistula* längst schon grob korrigiert und daher nur noch zu präzisieren war, hat sich eine weitere, von ihm aufgestellte Behauptung bis heute selbst in der Spezialliteratur gehalten, wonach unser Brief ausschließlich das *Regnum Langobardorum* betreffe.[56] „Die Bestimmung dieses nicht datierten Briefes nur für Italien wird durch die sieben italischen Handschriften, welche allein denselben enthalten, verbürgt".[57] Nun sind zwar nicht alle Handschriften in Italien geschrieben, aber immerhin gehen die darin

---

[54] Vgl. E. Hlawitschka, Franken, Alemannen, Bayern und Burgunder in Oberitalien (774–962), Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 8, Freiburg i. Br. 1960, S. 23ff.

[55] Manacorda, Ricerche (wie Anm. 28) S. 45.

[56] So auch kommentarlos Ganshof, Was waren die Kapitularien? (wie Anm. 5) S. 16 Anm. 12, wörtlich S. 32: „an alle Vertreter der Staatsgewalt in Italien gerichtet". Dagegen hatte er früher an entlegenem Ort – ich bin erst im Laufe dieser Arbeit darauf gestoßen – eindeutig erklärt, der Brief sei „non destinée spécialement à l'Italie": Ganshof, Une crise (wie Anm. 20) S. 143 Anm. 3.

[57] Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich (wie Anm. 35) S. 112.

tradierten *Collectiones Sancti Galli*, *Eporediana*, *Tegernseensis* und *Blankenburgensis*[58] sowie der *Liber legum* des Lupus[59] im Kern auf eine kleine, unter Karl entstandene italienische Sammlung zurück,[60] zu der unser Kapitular gehört. In der Edition sprach Boretius schon vorsichtiger von „in his septem italici iuris codicibus“,[61] ohne freilich seine alte Vorstellung vom Zielbereich des Textes zu revidieren.

Die Frage der ausschließlichen Destination für Italien blieb damit weiterhin ungeklärt, denn Boretius' Karte sticht nicht: Traditions- und Geltungsbereich müssen nicht unbedingt zusammenfallen. Man kann nur sagen, die erhaltenen Textzeugen dürften sich von einem gemeinsamen Archetypen herleiten. Ob es sich dabei um jenes Exemplar handelt, welches Karl der Große aller Wahrscheinlichkeit nach im Reisegepäck mit gen Süden nahm, wissen wir nicht, wäre aber durchaus denkbar. Unabhängig davon ist von der Existenz weiterer, heute verlorener Überlieferungen auszugehen. Denn es gibt andere Beispiele für die zunächst überraschend scheinende Konstellation ‚*Capitulare generale* – rein regionale Tradition', von denen hier

---

[58] Die hier genannten Sammlungen sind kurz vorgestellt bei H. Mordek, Fränkische Kapitularien und Kapitulariensammlungen, in: Studien zur fränkischen Herrschergesetzgebung. Aufsätze über Kapitularien und Kapitulariensammlungen, ausgewählt zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main u. a. 2000, S. 36f. und 40ff.

[59] Ebd. S. 41; dazu jetzt die Monographie von O. Münsch, Der Liber legum des Lupus von Ferrières, Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 14, Frankfurt am Main u. a. 2001.

[60] Dieser in den Handschriften nachweisbare Kern alter Kapitularien wohl noch des 8. Jh. ist nicht zu verwechseln mit dem in der Literatur umstrittenen sog. Capitulare Italicum, das, frühestens ins 9. Jh. datiert, im Liber Papiensis weitergelebt haben soll. Trotz ausführlicher Explikationen etwa bei G. Astuti, Lezioni di storia del diritto italiano. Le fonti. Età romano-barbarica, Padova 1953, S. 129ff. und, kürzer, E. Cortese, Il diritto nella storia medievale 1: L'alto medioevo, Roma 1995, S. 234ff. bleiben viele Fragen offen; kritisch schon Bougard, La justice (wie Anm. 7) S. 29 und mit noch stärkeren Zweifeln C. H. F. Meyer, Auf der Suche nach dem lombardischen Strafrecht. Beobachtungen zu den Quellen des 11. Jahrhunderts, in: Neue Wege strafrechtsgeschichtlicher Forschung, hg. von H. Schlosser und D. Willoweit, Konflikt, Verbrechen und Sanktion in der Gesellschaft Alteuropas. Symposien und Synthesen 2, Köln – Weimar – Wien 1999, S. 341ff.

[61] MGH Capit. 1, S. 203.

nur zwei Kapitularien Karls des Großen herausgegriffen seien, deren allgemeiner Charakter außer Zweifel steht: das wohl zur Gesetzgebung von 789 gehörende *Capitulare missorum* (Nr. 25)[62] und das *Capitulare missorum generale* von 802 (Nr. 33).[63] Auch diese beiden reichsweit bedeutsamen Texte sind nur aus Italien überkommen, als Unikate in Cod. Paris, Bibliothèque Nationale, Lat. 4613 (10. Jh.),[64] und kein Mensch würde daran denken, sie deshalb unter die *Capitularia Italica* einzureihen. Der Verlust weiterer Ausfertigungen wird hier vielmehr als selbstverständlich vorausgesetzt. So wichtig die handschriftliche Tradition auch ist, um Schlüsse daraus zu ziehen, bedarf es stets einer genauen Prüfung und Interpretation der je unterschiedlichen Überlieferungssituation.

Mit obiger Entgegnung entfällt das einzige, von Boretius angeführte Argument für eine „Epistula in Italiam emissa". Die Macht der Gewohnheit hatte den unzulänglichen Grund für die vom Editor vergebene Etikette unbeachtet gelassen, denn durchweg wird in der Literatur ihre Korrektheit vorausgesetzt und versucht, sie mit Behauptungen zu stützen, die im Text gar nicht zu belegen sind. So lesen wir bei Gustav Eiten, der Brief sei „an die Beamten und Großen des Langobardenreichs" gerichtet,[65] und ähnlich heißt es bei Manacorda, der sich als letzter eingehender mit der Problematik beschäftigt hat: „La lettera è infatti indirizzata direttamente ai funzionari del regno italico (cf. sopra *inscriptio*)".[66] Dort, in der *Inscriptio*, vermisst man aber schmerzlich den

---

[62] MGH Capit. 1, S. 66f.; zum Datum M. Becher, Eid und Herrschaft. Untersuchungen zum Herrscherethos Karls des Großen, Vorträge und Forschungen, Sonderbd. 39, Sigmaringen 1993, S. 79ff.

[63] MGH Capit. 1, S. 91ff.

[64] Bibliotheca capitularium manuscripta (wie Anm. 45) S. 469ff.

[65] G. Eiten, Das Unterkönigtum im Reiche der Merowinger und Karolinger, Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heidelberg 1907, S. 30.

[66] Manacorda, Ricerche (wie Anm. 28) S. 45 Anm. 48. Während de Clercq in seinem Beitrag zur Festschrift Dom U. Berlière 1931 (wie unten Anm. 84) S. 234 noch schrieb, Karls Brief sei „adressée à ses fonctionnaires civils en Italie", fehlt „en Italie" bei sonst ähnlicher Formulierung in de Clercqs Buch La législation religieuse franque 1 (wie Anm. 18) S. 161, wahrscheinlich aber nur deshalb, weil er das Stück in c. III § II unter dem Obertitel „Dans l'ancienne Italie lombarde" eingereiht hatte.

von den Interpreten angekündigten Hinweis auf Italien,[67] wie er etwa in Nr. 91 steht.[68] Es lassen sich beim besten Willen keine sichtbaren Anhaltspunkte für eine exklusive Ausrichtung auf Italien finden. Die Adressaten werden von den *comitibus* bis zu den *agentibus* ohne jede regionale Spezifizierung genannt, ja, das *vel omnibus* vor *missis nostris et agentibus* scheint noch zu unterstreichen, dass wirklich alle königlichen Amtleute angesprochen waren. Selbst im Satz *haec instituta partibus vestris direximus* kann *partibus vestris* nur regionalneutral die jeweiligen Amtsbezirke der weltlichen Mitarbeiter bedeuten.[69] Und auch die als „unsere Bischöfe, Äbte und übrigen Priester" bezeichneten Geistlichen werden nicht in gallische und langobardische geschieden. Je nachdem, ob der König sich direkt an die weltlichen Adressaten wendet oder ob er aus seiner Sicht über sie und die Geistlichen spricht, heißt es *vestri* oder *nostri*.[70] Es ist immer derselbe reichsweit agierende Personenkreis. Konstatiert sei noch, dass der Text frei ist von langobardischen Spracheinflüssen und dass auch der Inhalt nicht exklusiv auf Italien ausgerichtet ist, der Inhalt mit den Schwerpunkten: Gehorsamspflicht gegenüber den Bischöfen nach weltlichem und kirchlichem Recht und, besonders wichtig, die Prekarienfrage.

Halten wir fest: Nirgendwo finden sich klare Indizien, die es rechtfertigen würden, Karls unspezifisch formulierte *Epistula capitu-*

---

[67] Siehe den Anfang von Nr. 97 oben Anm. 27.

[68] ... *qualiter complacuit nobis Pipino excellentissimo regi gentis Langobardorum, cum adessent nobis cum singulis episcopis, abbatibus et comitibus seu et reliquis* (*reliqui* Boretius) *fideles nostros Francos et Langobardos, qui nobiscum sunt vel in Italia commorantur*, MGH Capit. 1, Nr. 91, S. 191. Korrekter scheint die Pippins Kapitularienteil einleitende Version des Liber Papiensis: *cum adessent nobiscum singuli episcopi, abbates et comites seu reliqui fideles nostri Franci et Longobardi*, MGH Leges 4, Hannover 1868, S. 514.

[69] MGH Capit. 1, S. 203 Z. 31. In diesem Sinne steht *partes* auch in der Generalanweisung *HAEC CAPITULA MISSI NOSTRI COGNITA FACIANT OMNIBUS IN OMNES PARTES* der Capitula per missos cognita facienda (ebd. Nr. 67, S. 156 Z. 26), die nach dem oben Anm. 26 genannten DA-Beitrag in das Jahr 803 zu datieren sind.

[70] MGH Capit. 1, S. 203f. So sind „eure Bischöfe" Z. 21f. *quod non ita obtemperetis pontificibus vestris seu sacerdotibus, quemadmodum canonum et legum continetur auctoritas* offensichtlich identisch mit „unseren Bischöfen" Z. 36ff. *Si quis autem, quod absit, ullus ex vobis ... neglegens apparuerit et*

laris mit dem einschränkenden Attribut *in Italiam emissa* zu versehen. Die *Epistula capitularis* ist ein 780 verfasster allgemeiner Rundbrief, ein Erlass des Herrschers für das Gesamtreich, d.h. auch, vielleicht sogar vordringlich, aber nicht nur für Italien.

2.3. Anders verhält es sich mit dem dritten, angeblich ältesten der oben S. 5 genannten Stücke, der ganz auf Italien ausgerichteten *Notitia Italica* (Nr. 88)[71], in der de Clercq „le premier capitulaire franc pour la Lombardie" gesehen hat.[72]

Sie gehört wie das *Capitulare Haristallense secundum, speciale* von 779 zu den selteneren Kapitularien mit transitorischem Charakter, das heißt, sie regelt eine rechtliche Ausnahmesituation und ist daher in ihrer Geltung zeitlich, hier zudem regional, begrenzt. Das Stück führt gegen Ende die Eigenbezeichnung *notitia*, und wenn es auch die Form einer Urkunde weitgehend vermissen lässt, so zeigt der Text doch klare Strukturen; die Anweisungen des Herrschers sind bis ins Detail durchdacht. Von einer hastigen Redaktion, die auf einen raschen Aufbruch Karls nach Italien schließen ließe,[73] findet sich

---

inportunus episcopis nostris de his, quae ad ministerium illorum pertinere noscuntur.

[71] MGH Capit. 1, S. 187f. Vgl. de Clercq, La législation religieuse franque 1 (wie Anm. 18) S. 161 und O. Bertolini, I vescovi del „regnum Langobardorum" al tempo dei Carolingi, in: Vescovi e diocesi in Italia nel Medioevo (sec. IX–XIII), Atti del II Convegno di Storia della Chiesa in Italia, Roma 5–9 sett. 1961, Italia sacra 5, Padova 1964, S. 12f., wiederabgedruckt in: Ders., Scritti scelti di storia medioevale, hg. von O. Banti, 1, Università degli Studi di Pisa. Pubblicazioni dell'Istituto di Storia della Facoltà di Lettere 3, Livorno 1968, S. 81.

[72] de Clercq, La législation religieuse franque 1 (wie Anm. 18) S. 161. Noch A. Barbero formulierte in seinem Karlsbuch von 2000 ganz entschieden (ich zitiere die englische Ausgabe Charlemagne, Father of a Continent, Translated by A. Cameron, Berkeley – Los Angeles – London 2004, S. 35f.): „In February of that same year (= 776) ... Charlemagne issued his first Italian capitulary or, in other words, his first law expressly intended for the conquered kingdom".

[73] D. A. Bullough, Aula renovata: the Carolingian Court before the Aachen Palace, in: Proceedings of the British Academy 71, 1985 (1986), hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: Ders., Carolingian renewal: sources and heritage, Manchester – New York 1991, S. 129.

keine Spur. Wann ist die *Notitia* entstanden? Sie selbst, „ein außerordentliches und merkwürdiges Dokument“,[74] nennt nur ihren ‚Geburtstag‘, den 20. Februar (*ab hac presenti die vicesimo mensis Februarii*),[75] verschweigt aber dezent ihr Alter, was die Forschung nicht davon abgehalten hat, ihr ‚Geburtsjahr‘ zu ergründen mit dem seit langem einhelligen Ergebnis: 776. Damit wäre das Stück noch vor der großen Gesetzgebung von Herstal 779 anzusetzen. Wir aber fragen: War die *Notitia Italica* wirklich, wie die heutige *opinio communis* will, Karls des Großen erstes eigenständiges Kapitular von Bedeutung?

Geschichte wird zum Abenteuer, wenn man die bisherigen Datierungsversuche kurz Revue passieren lässt: Baluze ordnete unser Kapitular Ludwig dem Frommen zu,[76] Pertz, scheinbar genauer informiert, druckte es selbstsicher unter dem Titel „Hlotharii constitutiones in Maringo“ (825 Febr. 20),[77] dem heutigen Spinetta Marengo (Prov. Alessandria). Beide Editoren ließen sich von der näheren Umgebung des Stückes in den Sammlungen täuschen. In der *Chigiana* steht es zwischen, in der *Eporediana* vor Texten aus Ludwigs früherer Gesetzgebung,[78] ein Vertreter des *Liber Papiensis* bringt es in Verbindung mit Lothar I.[79] Zwar ist es in jedem Fall richtig und wichtig, einen Blick auf die Tradition zu werfen, denn sie hat uns immer etwas zu sagen, keinesfalls aber, dass die Position der Kapitularien in den Handschriften eine unveränderliche Konstante sei. Sammler stellten neue Stücke ein, ließen andere ihrer Vorlage weg, veränderten deren Ordnungsgefüge und schufen so Werke eigenen Zuschnitts. Alle

---

[74] E. Müller-Mertens, Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Freien. Wer waren die liberi homines der karolingischen Kapitularien (742/743–832)? Ein Beitrag zur Sozialgeschichte und Sozialpolitik des Frankenreiches, Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 10, Berlin 1963, S. 112.

[75] MGH Capit. 1, S. 188 Z. 18f.

[76] Baluze, Capitularia Regum Francorum 1 (wie Anm. 33) Sp. 689f.

[77] Pertz, MGH Leges 1 (wie Anm. 34) S. 241.

[78] Eporediana: Cod. Ivrea, Biblioteca Capitolare, XXXIII und XXXIV, Chigiana: Cod. Cava dei Tirreni, Biblioteca della Badia, 4 und Cod. Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Chigi F. IV. 75; vgl. Mordek, Bibliotheca capitularium manuscripta (wie Anm. 45) S. 176, 182 und 107, 761, zur weiteren Überlieferung ebd. S. 1089 (Register).

[79] Siehe unten Anm. 107.

oben genannten Sammlungen zeigen nachweislich Spuren solcher Veränderungen, alle Handschriften tradieren, angefangen von Herstal 779, noch andere Kapitularien Karls des Großen, darunter z. T. unter Pippins Namen laufende für Italien. Diesem älteren, in Teile versprengten Kern, der nach Italien weist,[80] ist auch die *Notitia* zuzurechnen.

Weiter als Baluze und Pertz, doch nicht weit genug zurück wagte sich Carlo Baudi di Vesme, kam auf Karl den Großen und, wegen der in der Quelle erwähnten großen Hungersnot, in der Pertz jene von 824/825 erblicken wollte, in das Jahr 805.[81] Boretius hielt zwar an Karl als Gesetzgeber fest, sprach sich 1864 aber dezidiert und mit guten Gründen für 781 aus,[82] um bis zum Erscheinen seiner Edition 1883 doch noch schwankend zu werden – 776 oder 781 hieß jetzt die Alternative.[83] Es war schließlich de Clercq, der, obwohl zögerlich und ohne neue Argumente, die Weichen auf 776 stellte,[84] und als Ganshof in seinem zusammenfassenden und weiterführenden Kapitularienbuch, offenbar ohne erneute Prüfung des Sachverhalts, lapidar verkündete: „Wir übernehmen die Datierung von De Clercq ...“,[85] schien die Frage endgültig entschieden. Zwei Autoritäten auf dem Gebiet der Kapitularienforschung waren ein und derselben Meinung, warum sollte man sich ihrer Zeitführung nicht anvertrauen? Viele mögen verständlicherweise so gedacht und das Datum einfach akzeptiert haben. Wenn ich das Problem an dieser Stelle nochmals aufgreife, dann in der Überzeugung, es eindeutig zugunsten von 781 lösen zu können.

Als Prämisse und Argumentationshilfe für die Beweisführung zunächst kurz zum Inhalt.[86] Kapitel 1 fordert, hier noch ohne nähere

---

[80] Vgl. Mordek, Fränkische Kapitularien und Kapitulariensammlungen (wie Anm. 58) S. 40ff.

[81] C. Baudi di Vesme, Edicta regum Langobardorum edita ad fidem optimorum codicum, Historiae patriae monumenta 8, Torino 1855, S. CV–CIX.

[82] Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich (wie Anm. 35) S. 99ff.

[83] MGH Capit. 1, S. 187.

[84] C. de Clercq, Capitulaires francs en Italie à l'époque de Charlemagne, in: Hommage à Dom U. Berlière, Bulletin de l'Institut historique belge de Rome, Supplément 11, Bruxelles 1931, S. 253 und Ders., La législation religieuse franque 1 (wie Anm. 18) S. 161.

[85] Ganshof, Was waren die Kapitularien? (wie Anm. 5) S. 33 Anm. 56.

[86] Vgl. Fasoli, Carlo Magno (wie Anm. 23) S. 147, K. Schmid, Zur Ablösung

Angaben, für Männer, die sich und ihre Frauen und Kinder in die Unfreiheit begaben, die Wiedereinsetzung in den Stand der Freiheit.[87] Die Sorge des Herrschers um das Wohl der armen und notleidenden Menschen steht also ohne Wenn und Aber an der Spitze der *Notitia*.[88] In Kapitel 2 und 3[89] werden Verkaufs- und Schenkungsurkunden für ungültig erklärt[90] und den Betroffenen Wege der Restitution gewiesen. Voraussetzungen für die Ungültigkeit der Rechtsvorgänge sind 1) Der von einem Schätzer ermittelte Wert des Landes (*iustum pretium*) liegt über dem Kaufpreis bzw. Schenkungsentgelt, und 2) Kauf wie Schenkung waren durch die Hungersnot erzwungen,[91] die offensichtlich eine Folge von Kriegshandlungen gewesen ist,[92] nicht irgendeiner Naturkatastrophe.

Kapitel 4 nimmt die an Kirchen verkauften und geschenkten Güter von der Vorschrift aus. Über das heikle Thema sollte ein künftiger

---

der Langobardenherrschaft durch die Franken, QFIAB 52 (1972) S. 22f., wiederabgedruckt in: Ders., Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter. Ausgewählte Beiträge. Festgabe zu seinem 60. Geburtstag, Sigmaringen 1983, S. 290f., der die große Unordnung nach Desiderius' Sturz hervorhebt als Folge des Krieges und einer schweren Hungersnot.

[87] *Primis omnium placuit nobis, ut cartulas obligationis, que factae sunt de singulis hominibus, qui se et uxores, filios vel filias suas in servitio tradiderunt, ubi inventae fuerint, frangantur* ..., MGH Capit. 1, S. 187.

[88] Müller-Mertens, Karl der Große (wie Anm. 74) S. 112 und 141 vermutet in Karls Eintreten für die Armen das Bemühen, die Bedürftigen und Schwachen als Stütze gegen renitente Große (*potentes*) zu gewinnen – ein eigennützig politisches Ziel also. Nun lässt sich Egoismus als Triebfeder menschlichen Handelns nie ganz ausschließen, sicher aber ist: Dem Gebot christlicher Nächstenliebe hatten alle zu folgen, in besonderem Maße der materiell abgesicherte Herrscher, der vor Gott für die Angehörigen seines Reiches verantwortlich war, ob für Arme oder Reiche, Schwache oder Mächtige, zu allererst natürlich für die gesellschaftlich Benachteiligten. Indem er ihnen half, hat Karl d. Gr. letztlich nur das getan, was von einem gerechten christlichen König erwartet werden durfte.

[89] Dazu ausführlich Siems, Handel und Wucher (wie Anm. 8) S. 758ff.

[90] *cartula ipsa* (= *de venditione*) *frangatur* (c. 2) und *cartula ipsa* (= *de donatione*) *frangatur* (c. 3), MGH Capit. 1, S. 188 Z. 3 und 11.

[91] *necessitate famis* und ähnlich in cc. 2 und 3, auch *per districtionem famis* in c. 4, ebd. Z. 2, 3, 10 und 16.

[92] *antequam nos hic cum exercitu introissemus* in c. 2, auch *ubi nos aut nostra hostis fuerimus* in c. 4, ebd. S. 187 Z. 27f. bzw. S. 188 Z. 14f.

Reichstag entscheiden.[93] Jetzt erst gegen Ende werden, staccatoförmig eingeleitet mit ähnlichen Befehlsformeln, die drei das Gesetz eingrenzenden Bedingungen genannt: a) örtliche Beschränkung auf ehemalige Kriegsgebiete;[94] b) Ausschluss jener Urkunden, die noch unter Desiderius infolge einer Hungersnot oder aus anderen Gründen ausgestellt wurden,[95] und c) zeitliche Beschränkung auf jene Rechtsgeschäfte, die nach dem Ende der Herrschaft des Desiderius (774) spätestens bis zum heutigen Tag, dem 20. Februar,[96] getätigt worden sind. Für die von b) und c) Betroffenen gilt *eorum lex*.

Fehlt zum vollen Datum also nur noch die Jahreszahl. Wie vorhin bemerkt, kann sie, und darin ist sich die Forschung einig, nur 776 oder 781 lauten, jene Jahre, in denen Karl zum zweiten bzw. dritten Mal Italien besuchte. Und solch wichtige Neuerungen, wie sie die *Notitia* für die dortigen Bewohner brachte, sollte doch der König selbst bekannt machen. 774 scheidet – immer den 20. Februar im Blick – aus, weil die Entmachtung des Desiderius endgültig erst mit der Einnahme Pavias im Mai/Juni gelang, und der noch 786 begonnene vierte Italienzug führte Karl über Florenz (Weihnachten) und Rom in den Süden des Landes zur Auseinandersetzung mit Benevent. Es gibt keinerlei Anhaltspunkte für Spekulationen wie, er könne im Februar in Oberitalien tätig gewesen sein, oder er habe aus der Ferne, vom Zug gegen die Langobarden im Süden aus, eine gleichzeitige Versöhnungspolitik gegenüber den Langobarden im Norden betrieben. Nichts weist auf 787.

Ebenso gravierend scheinen die Einwände gegen 776. Weihnachten 775 feierte der König noch im Elsass, genauer in Schlettstadt, und

---

[93] *De donatione vel venditione, que in loca venerabilia facta sunt, suspendi iussimus, usque dum* (oder *dum enim*) *compensaverimus in sinodo cum episcopis et comitibus, quomodo fieri debeant*, c. 4, ebd. S. 188 Z. 12–14.

[94] Et hoc iubemus, ut illis partibus iustum procedat iudicium, ubi nos aut nostra hostis fuerimus, pro illud, quod supra scriptum est, ebd. S. 188 Z. 14f.

[95] *Et hoc statuimus, ut cartule ille, quae tempore Desiderio factae fuerunt, per districtionem famis aut per qualecumque ingenio, ut ista causa non computetur, sed iuxta legem ipsorum exinde procedat iudicium*, ebd. S. 188 Z. 15–18.

[96] *Et hoc damus in mandatis, ut, quicumque homo ab hac presenti die vicesimo mensis Februarii res suas vendere aut alienare voluerit, in omnibus*

es ist höchst unsicher, ob er am 20. Februar überhaupt schon in Italien weilte, um die Revolte des Hrodgaud niederzuschlagen.[97] Auch wenn die Quellen von einem raschen fränkischen Erfolg sprechen und so die Größe der Gefahr herunterspielen, der Aufstand zeigt in aller Deutlichkeit, dass selbst anderthalb Jahre nach der Einnahme Pavias in Oberitalien noch kein Frieden herrschte. Die ersten Städte hatten sich schon dem Gegner angeschlossen, Karl musste dringend handeln. Jedenfalls erkennen wir als Hauptgrund für den zweiten Italienzug denselben wie für den ersten und vierten: die militärische Auseinandersetzung mit dem Feind, mögen sich die Kämpfe diesmal auch auf die Gegend von Friaul und Treviso konzentriert haben. Die kriegerischen Aktivitäten endeten offenbar erst kurz vor dem Osterfest (14. April), das Karl in Treviso beging.[98] Von energischen Maßnahmen in der Verwaltung oder im Bereich der Gesetzgebung hören wir so gut wie nichts.

Und diese von Krieg und Krisen geschüttelte Zeit soll das passende Ambiente abgegeben haben für die Vergangenheitsbewältigung der *Notitia*, für den gesuchten 20. Februar? Ich halte das für ausgeschlossen. Es wäre doch mehr als merkwürdig, wenn bereits Wochen vor dem Ende der Kämpfe das staatliche Bemühen um Linderung der schlimmsten Kriegsfolgen definitiv gestoppt worden wäre. Wir erinnern uns: Karl hatte unmissverständlich festgelegt, *ab hac presenti die vicesimo mensis Februarii* gelte für Verkäufe wieder das alte Recht,[99] d. h., die Sonderregelungen der *Notitia* waren rückwärts gewandt, nur bestimmt für das Geschehen bis zum Tage ihrer Verkündigung. Das Nachsehen hätten 776 all jene gehabt, die, erst nach dem 20. Februar durch die neu entfachten oder unmittelbar bevorstehenden Kriegshandlungen in Mitleidenschaft gezogen, zu dann unwiderruflichen Notverkäufen gezwungen worden wären, während die kö-

---

eorum permaneat potestatem. Tantum sic faciant, sicut eorum fuerit lex, ebd. S. 188 Z. 18–20.

[97] Vgl. S. Abel/B. Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen 1: 768–788, Jahrbücher der Deutschen Geschichte 3, 2, Berlin [2]1888, S. 246ff.

[98] J. F. Böhmer, Regesta Imperii I, 1: Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern. 751–918, neu bearbeitet von E. Mühlbacher. Nach Mühlbachers Tode vollendet von J. Lechner, Innsbruck [2]1908, Nr. 200b–f.

[99] Siehe oben bei Anm. 96.

nigliche Anordnung zugleich anderen, nur etwa zwanzig Monate zuvor Betroffenen gestattete, ihre Kriegsschäden zu beheben. Eine solche Politik stünde nicht zuletzt im Widerspruch zum Ideal eines *rex iustus*, dem sich Karl der Große in hohem Maße verpflichtet fühlte. Davon zeugen auch die ausgewogenen, an Recht und Gerechtigkeit orientierten Bestimmungen unseres Kapitulars.

Reagierte das zweite Kapitular von Herstal 779 mit seiner Aufforderung zu Gebet, Fasten, Almosen und Abgaben auf eine noch akute, bedrückende Hungersnot,[100] so stehen in der *Notitia* schon erbrachte Notmaßnahmen jetzt *post eventum* auf dem Prüfstand, der *tribulatio*-bedingte Verlust von Freiheit und Eigentum. Man kann sich kaum jemanden vorstellen, der eilig oder gar spontan zum sozialen Abstieg in die Unfreiheit bereit gewesen wäre. Daran denkt man erst, wenn alle Vorräte verbraucht und alle anderen Möglichkeiten zum Überleben erschöpft sind. Wochen und Monate, aber auch Jahre konnten vergehen, bis sich die Betroffenen, heillos verschuldet, in ihrer Verzweiflung zu diesem letzten Schritt entschlossen.

Behalten wir im Auge, dass laut *Notitia* die Ursachen der Krise, ihr durch Krieg, Hunger, Not und Verknechtung gekennzeichnetes Frühstadium, für zahlreiche Menschen bereits der Vergangenheit angehörten. Die *Notitia* ist Karls erstaunlich entgegenkommende Antwort auf die negativen Folgen seiner Eroberungspolitik. Es geht ihm hauptsächlich um das höchst aktuell anmutende Problem der Wiedergutmachung, der Kompensation jener Schäden, die sich auf die Kriegsereignisse und ihre Begleiterscheinungen zurückführen. Karl verspricht, wenn die Voraussetzungen einer Vertragsauflösung gegeben sind, keine kostenlose Restitution der Güter an die Alteigentümer. Diese oder ihre Söhne haben vielmehr den erhaltenen Kaufpreis zurückzuerstatten, bei inzwischen eingetretener Wertsteigerung (*aedificia aut labores*) eventuell sogar mehr, falls sich die Parteien auf die Höhe der Ablösesumme einigten;[101] mit anderen Worten: Viele der einst Notleidenden hatten das Tal der Armut schon wieder verlassen, und vielen der Neueigentümer war inzwischen hinreichend Gelegen-

---

[100] Siehe Anm. 26.

[101] ... *anteposito aedificia aut labores, qui postea ibi facti sunt, ipse, qui fecit, tollat, aut sicut inter eos convenerit*, MGH Capit. 1, c. 2, S. 188 Z. 4ff.

heit geboten, in ihren leicht erworbenen Besitz aus eigenen Mitteln zu investieren. Es müssen einige Jahre des Friedens und der Prosperität eingekehrt sein, in denen sich die Lage änderte, und das kann, nach dem soeben Dargelegten, praktisch nur die Zeit vom letzten Kriegszug 776 bis zu Karls Wiederkehr 781 meinen, ein knappes Lustrum also. Von der Eroberung des Langobardenreiches ab gerechnet, liegen die ersten Schadensfälle rund sieben Jahre zurück, eine angemessene Zeit, um endlich einen rechtlichen Schlussstrich unter die Folgen der Eroberung zu ziehen.

Und Karl hatte sich für seinen dritten Italienaufenthalt 780/781 viel vorgenommen. Weihnachten sah ihn schon in Pavia, wo er den Winter über blieb. Erstmals war er nicht gekommen, um zu zerstören, sondern um aufzubauen. Damit bot sich den Kriegsgeschädigten die günstige Gelegenheit, ihre Klagen über unredliche, der Not entsprungene Rechtsgeschäfte vor den König zu bringen. Die *Notitia* bezeugt, dass er sich ihrer Sache angenommen hat, wohl mit aus der Überlegung heraus, die fränkische Herrschaft im Langobardenreich zu festigen, was durchgreifende administrative und legislatorische Maßnahmen erforderte. Der Stabilität in Oberitalien kam jetzt auch deshalb erhöhte Bedeutung zu, da Ostern 781, d. h. binnen Wochen, ein Großereignis bevorstand: die Erhebung Karlmanns, Karls kleinem Sohn, zum König von Italien.[102] Der Papst persönlich sollte ihn auf den Namen Pippin taufen und die Patenschaft übernehmen, ihn salben und krönen, und gewiss war schon daran gedacht, den *rex puer* im Süden zu belassen und ihm zuverlässige Große als Helfer zur Seite zu stellen.[103] Karl hatte sich dazu entschlossen, seiner Herrschaft in Italien eine neue Form zu geben, das Doppelkönigtum, bei dem er de facto die Macht in Händen behielt, sein Sohn aber als „staatspolitische(r) Mittelpunkt“[104] durch die *proceres*

---

[102] Vgl. S. Gasparri, Kingship rituals and ideology in Lombard Italy, in: F. Theuws/J. L. Nelson (Hg.), Rituals of power from Late Antiquity to the Early Middle Ages, The transformation of the Roman world 8, Leiden–Boston–Köln 2000, S. 112.

[103] Dazu T. Offergeld, Reges pueri. Das Königtum Minderjähriger im frühen Mittelalter, MGH Schriften 50, Hannover 2001, S. 310f.

[104] P. Classen, Karl der Große und die Thronfolge im Frankenreich, in: Festschrift H. Heimpel zum 70. Geburtstag am 19. September 1971, hg. von den Mitarbeitern des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 3, Göttingen 1972,

die Regierung vor Ort ausübte. Bedeutsame Veränderungen in der Reichspolitik bahnten sich an, und so schien es wohl opportun, das Problem der Altlasten wie das der schon einige Jahre zurückliegenden Kriegsschäden vorher gesetzlich zu regeln – zum 20. Februar gehört 781 als das Geburtsjahr unserer *Notitia Italica*.

Derart mit Vorwissen ausgestattet, blicken wir jetzt mit anderen Augen auf die umstrittene, in allen Handschriften der alten Sammlungen überlieferte Schlussnotiz *facta notitia anno dominorum nostrorum*. Boretius hielt „die Echtheit der angegebenen Worte (für) äußerst zweifelhaft".[105] Was immer hier „Echtheit" zu bedeuten hat, im folgenden stellt sich der Autor die Sache so vor, „daß jene Worte unter der Regierung Pippins von einem Schreiber zugefügt worden sind, welcher ein Datum zuzusetzen beabsichtigte, dasselbe aber unvollendet ließ, weil er das Entstehungsjahr selbst nicht kannte".[106] Bei einer solchen Interpretation fragt man sich allerdings, ob ein doch königlicher Schreiber, ja, ob überhaupt jemand in verantwortungsvoller Position so unfähig gewesen sein kann, wie nach dem Zitat anzunehmen wäre. Der einzige Grund für den Eintrag des aus ganzen fünf Worten bestehenden Schlusssatzes lag ja darin, das Entstehungsjahr der Verordnung festzuhalten. Sollen wir im Ernst glauben, der zeitgenössische Skriptor habe seine Unwissenheit erst gemerkt, als er kurz nach dem Beginn des Schreibvorgangs die allein wichtige Zahl notieren sollte? Unvorstellbar! Jedenfalls möchte man nicht einmal seinem ärgsten Feind, geschweige denn dem König solch geradezu gefährlich zerstreute Mitarbeiter wünschen. Und er hatte sie meines Erachtens auch nicht. Die Sentenz lässt sich anders deuten.

Bevor wir dazu kommen, sei noch rasch die verdächtige, bislang ungeklärte Jahreszahl *tercio* angesprochen, die ausschließlich der erst im 11. Jahrhundert geschriebene Mailänder Textzeuge des Liber Papiensis kennt:[107] *si facta noticia anno domnorum nostrorum ter-*

S. 115, wiederabgedruckt in: Ausgewählte Aufsätze von Peter Classen, unter Mitwirkung von C. J. Classen und J. Fried hg. von J. Fleckenstein, Sigmaringen 1983, S. 211.

[105] Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich (wie Anm. 35) S. 102.

[106] Ebd. S. 103.

[107] Cod. Mailand, Biblioteca Ambrosiana, O. 55 sup., fol. 71v: Liber Papiensis, Add. I, c. 34, MGH Leges 4 (wie Anm. 68) S. 589.

cio. Hier hatte Boretius recht, wenn er *tercio* für einen jüngeren Zusatz hielt[108] und daher für „vollkommen werthlos".[109] Mit dem einleitend vorgefügten *si*, das in der Diskussion unbeachtet blieb, verrät der Redaktor übrigens selbst seine Unsicherheit. Vielleicht dachte er an das Intervall zwischen Karls Übernahme der Langobardenherrschaft und dessen zweitem Italienzug, wenngleich er dann korrekterweise *secundo* statt *tercio* hätte schreiben müssen. Spätestens bei der Suche nach dem zweiten König dürfte ihm aber klar geworden sein, dass es damals, in den ersten Jahren nach Desiderius, noch gar kein fränkisches Doppelkönigtum in Oberitalien gab, und so lässt sich leicht verstehen, warum der Konditionalsatz unvollendet blieb.

Für das Fehlen von Regierungsjahren schlage ich nun folgende einfache Erklärung vor. Im Februar 781 war Pippin zwar noch nicht König, seine Erhebung zu Ostern indes, wie bemerkt, längst beschlossene Sache und kein Geheimnis am Hofe, wo das Großereignis ebenso vorbereitet werden musste wie zumindest das Startprogramm des in Kürze zu etablierenden neuen Königtums. Noch konnte der Kapitularienautor oder Kopist kein Herrschaftsjahr für Pippin eintragen, denn seine Regierung trat offiziell erst an Ostern (Mitte April) in die Wirklichkeit. Es galt daher, eine offene Formulierung zu finden, die der besonderen Situation auch gerecht wurde, und sie wurde gefunden mit *anno dominorum nostrorum*. 781 sollte in der Tat das „Jahr unserer Herrscher" werden, zu verstehen als das erste gemeinsame Jahr von Karls und Pippins Regiment in Italien, das Jahr, in dem das Doppelkönigtum begann. Es bedeutet für mich kein Problem, den erläuternden *facta*-Satz bereits in der Erstausfertigung vom 20. Februar an der heutigen Stelle oder am Rande notiert zu vermuten und als Verfasser/Schreiber einen der für das Königtum tätigen Missi/Bischöfe. Im Archetyp, von dem die gesamte erhaltene Überlieferung abhängt, war die Datierungszeile der *Notitia* zweifellos schon anzutreffen, ja, es würde wenig überraschen, wenn dieser Archetyp mit

---

[108] Die Festlegung auf die Zahl drei übersieht z. B., dass von „unseren Herren" im Plural gesprochen wird; für jeden von ihnen wäre eigentlich eine unterschiedliche Regierungszeit anzugeben gewesen.

[109] Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich (wie Anm. 35) S. 103 Anm. 1.

dem am oberitalienischen Hofe anzunehmenden Erstexemplar identisch wäre.

Das Wortpaar *dominorum nostrorum* der mit der Schlussnotiz versehenen *Notitia* begegnet uns zeitnah wieder im *Capitulare cum episcopis Langobardicis deliberatum* (Nr. 89), das wohl um Ostern 781 zu datieren ist. Während der Ausdruck *dominorum nostrorum* ansonsten im Kapitularienbereich nur selten vorkommt,[110] verwendet ihn das von bischöflicher Hand weitgehend vorformulierte Kapitular Nr. 89 geradezu üppig,[111] und auch der bekannte, erfreulich detaillierte Bericht der Missi über ihre Untersuchungsergebnisse in Istrien 804, „eins der interessantesten Actenstücke zur Geschichte Karls" (Georg Waitz),[112] arbeitet mehrfach mit dem Wortpaar in Wendungen wie *de iustitia (iustitiis) dominorum nostrorum, in omnem potestatem domini nostri* etc.,[113] wobei der Plural in all diesen Texten Karl und seinen Sohn Pippin meint, der Singular Pippin. Diese Beobachtungen nähren weiter die Vermutung, die gestaltende Präparation solcher Texte habe in den Händen hoher Geistlicher oder Missi gelegen, die dem Königshof in Pavia nahe standen.

3. Historiker früherer Jahrhunderte kannten die mittelalterlichen Quellen oft besser als ihre Westentasche, was sie freilich nicht vor Fehleinschätzungen undatierter Texte bewahrte. Merkwürdig negativ jedenfalls urteilten Sigurd Abel und Bernhard Simson über die sich verdichtende fränkische Legislative zum Jahre 781: „So wenig auf einmal die fränkische Verfassung für das langobardische Reich in Wirksamkeit gesetzt worden ist, so wenig jene irrthümlich dem Jahre 781 zugeschriebenen Gesetze demselben angehören, ebenso wenig

---

[110] Eine Durchsicht der Texte ergab nur wenige wortgleiche Stellen. Unserer Formulierung sehr nahe kommt Lothars I. Kapitular von Pavia 832 mit der Datierungszeile *Facto capitulare anno imperii dominorum nostrorum Ludowici et Lotario* ..., MGH Capit. 2, Nr. 201, S. 62.

[111] C. 1, 3, 5, 7 und Schluss (im Singular c. 6 und 8), MGH Capit. 1, Nr. 89, S. 189.

[112] G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte 3: Die Verfassung des Fränkischen Reichs 2, Berlin ^{2}1883, S. 488.

[113] Von Waitz (wie vorige Anm.) S. 488ff. nur auszugsweise gedruckt. Das auch vollständig mehrfach edierte und kommentierte Stück ist hier zitiert nach C. Manaresi, I placiti del „Regnum Italiae" 1, FSI 92, Roma 1955, Nr. 17, S. 48ff.

kann überhaupt von einer damals in umfassenderem Maßstabe vorgenommenen Gesetzgebung für Italien die Rede sein".[114] Das Gegenteil ist richtig. Nachweislich hat der König der Franken und Langobarden im Jahre 781 gleich mehrere Kapitularien erlassen,[115] ein auffallendes Phänomen; gibt es doch unter Karl dem Großen nur wenige Jahre mit einer ähnlichen Gesetzeskumulierung, 789 etwa oder 802/803. Warum 781?

Das gesteigerte Bemühen des Herrschers um Recht und Gerechtigkeit im *Regnum Langobardorum* scheint Ausdruck längerfristiger Überlegungen gewesen zu sein mit dem ehrgeizigen Ziel, die „politische Ordnung und Verwaltung des Reiches in der Gegenwart"[116] neu zu gestalten. Das vor sieben Jahren eroberte langobardische Italien sollte als karolingisches Unterkönigtum fester an die Zentrale gebunden und durch die Konzession eines eigenen Regenten zugleich bevorzugt und versöhnt werden. Die Möglichkeit, diese gedankliche Szenerie zu verwirklichen, eröffnete sich Karl dem Großen seit 777, seit der Geburt seines dritten Sohnes Karlmann, des späteren Pippin: Er war ‚frei' für die Aufgaben eines Unterkönigs; im Notfall stand ja für Karls Nachfolge, wenn schon nicht der älteste Sohn Pippin der Bucklige, so doch der Zweitgeborene bereit, der den Namen des Vaters trug. Karl der Große dachte damals allerdings gar nicht daran, in Bälde abzutreten. Dass er sich vielmehr selbst auf Dauer die Oberhoheit in Italien vorbehalten wollte, hatte er mit der Übernahme der langobardischen Komponente in seinen fränkischen Herrschertitel unübersehbar demonstriert.

Die neuen Aufgaben eines *rex Langobardorum* enthoben ihn freilich nicht der alten Pflichten des *patricius Romanorum*. In Rom ersehnte 778 Papst Hadrian Karls Kommen „wie die Erde, die nach Regen dürstet",[117] denn er wusste, „wirkliche Entscheidungen konn-

---

[114] Abel/Simson, Jahrbücher des Fränkischen Reiches (wie Anm. 97) S. 376.

[115] Siehe die Tabelle unten S. 33.

[116] Classen, Karl der Große und die Thronfolge (wie Anm. 104) S. 121 bzw. 216, ähnlich S. 115 bzw. 211.

[117] Aus dem Brief Hadrians I. an Karl d. Gr. (Mai 778): ... *sicut terra sitiens imbrem, ita et nos exspectabiles fuimus mellifluam excellentiam vestram*, Cod. Carolinus Nr. 60, ed. W. Gundlach, MGH Epistolae 3, Berlin 1892, S. 586 (ähnliche Wendung schon im Brief Pauls I. an Pippin [761/766], Cod. Carolinus Nr. 34, S. 541).

ten ohne Karl nicht fallen".[118] Schon sprach er von Karlmanns Taufe – Karl indes sah keine Notwendigkeit, hastig nach Rom zu ziehen, um Regenwasser zu spenden und Taufwasser für seinen Sohn zu empfangen. Er ließ den Papst fast drei Jahre lang warten, er ließ aber auch Karlmann in dieser Zeit ungetauft. Ganz offensichtlich hat er an der römischen Taufe „wie an einer besonderen Bestimmung festgehalten".[119] Warum aber dieses Hinausschieben der Romreise bis 781?

Man hat das fränkische Zögern mit dem missglückten Spanienabenteuer, den Sachsenkriegen und anderen Aktivitäten des Königs zu begründen versucht und daraus gefolgert, ihm habe die Zeit gefehlt für eine Expedition nach dem Süden. Aber der große Karl wusste sehr wohl, was Priorität für ihn hatte – als 776 seine Herrschaft in Oberitalien bedroht schien, da war er blitzschnell zur Stelle und schlug den Aufstand nieder. Zwei Jahre später sieht alles ganz anders aus: Karl eilte nicht nach Rom, weil er (noch) nicht wollte. Und er wollte wohl u. a. nicht, weil er sich höchstwahrscheinlich schon damals mit dem Gedanken trug, die alten Herrschaftsstrukturen den Erfordernissen seines neuen Großreiches anzupassen. Dabei ließ er sich offenbar von der gesunden Überzeugung leiten, zwei hilflose Kleinstkinder wären doch allzu labile Staatsvertreter in den unruhigen Randgebieten des Reiches. Mögen sie im juristischen Sinn auch voll amtfähig gewesen sein, physisch sahen sie sich im wörtlichen Sinne einfach außer Stande, ihrer Hauptaufgabe nachzugehen, der staatlichen Repräsentanz.

Unter diesem bislang wenig beachteten Aspekt eignete sich der einjährige Karlmann 778 noch nicht für die Königswürde in Italien und noch weniger der erst Mitte des Jahres geborene Ludwig für die Königswürde in Aquitanien. Man sollte Verständnis dafür haben, wenn Karl nach der Maxime handelte, Kinder hätten zu dem Zeitpunkt, da sie fern von Eltern und Hof öffentliche Funktionen übernahmen, doch wenigstens auf den eigenen Füßen zu stehen. Mit drei Jahren zeigte sich dann Ludwig, wie sein Biograph berichtet, schon in der Lage,

---

[118] E. Caspar, Das Papsttum unter fränkischer Herrschaft, Darmstadt 1956, S. 48.

[119] A. Angenendt, Das geistliche Bündnis der Päpste mit den Karolingern (754–796), HJb 100 (1980) S. 72.

bewaffnet aufs Pferd gesetzt, in sein aquitanisches Herrschaftsgebiet einzureiten und auf diese Weise symbolisch von ihm Besitz zu ergreifen.[120] Und Karl selbst war erst gut fünf Jahre alt, als er im Auftrag seines Vaters Pippin dem Papst in Richtung Alpen entgegenritt und ihn ehrenvoll zur Pfalz Ponthion geleitete. Von Königskindern wurde damals viel verlangt, gewiss aber nichts Unmögliches.

Um nun endlich den Verzugsfaden wiederaufzunehmen: Karl der Große ließ sich nicht nur Zeit, er nutzte sie auch, und zwar zu einem ersten energischen Engagement in der Kapitulariengesetzgebung. Mit den *Capitularia Haristallensia* und der *Epistula capitularis* ergingen zunächst Verordnungen für das Gesamtreich, dann, als Karl in Italien weilte, weitere gezielt für Italien.

Der Einfluss des ersten Herstaler Kapitulars ist schon zu spüren in Karls Rundanweisung von 780. In der eindringlichen Mahnung, die neuen Herstaler Zins- und Prekarienvorschriften zu befolgen, rekurriert die *Epistula capitularis* auf weltliches Kapitularienrecht, im energischen Eintreten für die bischöfliche Amtsgewalt bezieht sie sich zugleich auf die kirchlichen Kanones (*canonum et legum... auctoritas*)[121] – Fassen wir hier den atmosphärischen Einfluss jener eingangs erwähnten päpstlichen Kirchenrechtssammlung, die Hadrian dem Frankenkönig 774 mit auf den Weg gegeben hatte? *Capitularia Haristallensia* wie *Epistula capitularis* erlebten wohl durch die Missi eine rasche Verbreitung im Reich, und dass zumindest je ein Archivexemplar am Hofe verblieb,[122] dafür spricht schon die umgehende Herstal I-Rezeption in der *Epistula*. Mit Karl gelangten das wandernde Archiv und sein Inhalt nach Italien und mit ihm höchstwahrscheinlich eben auch Ausfertigungen unserer Kapitularien. Sie sollten dort binnen kurzem ein Eigenleben entfalten.

In den ersten Monaten des Jahres 781 setzte die sichtbar genuine italienische Gesetzgebung Karls des Großen ein. Sie wollte mit der *Notitia* (Nr. 88) zunächst anstehende Altlasten aus der Welt schaf-

---

[120] Astronomus, Vita Hludowici imperatoris c. 4, ed. E. Tremp, MGH SS rer. Germ. in usum schol. 64, Hannover 1995, S. 294.

[121] MGH Capit. 1, Nr. 97, S. 203 Z. 22.

[122] Zum *archivum palatii* Ganshof, Was waren die Kapitularien? (wie Anm. 5) S. 103f.

fen, um dann weitere, jetzt zukunftsweisende Kapitularien folgen zu lassen, welche die Einsetzung Pippins zum *rex Langobardorum* begleiteten, unter anderem mit dem Ziel, die politischen, rechtlichen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse des jungen Reichsteils den neuen Gegebenheiten anzupassen und die Lage auf Dauer zu konsolidieren. Zu drei dieser in der Positionierung wenig umstrittenen Stücken nur ganz knappe Notizen.

Das auf einem *placitum generale* sehr wahrscheinlich im Frühjahr 781[123] bekannt gemachte *Capitulare Mantuanum* (Nr. 90)[124] handelt im ersten, wie die *Notitia* mehr rückwärts gewandten Teil vom Procedere bei Rechtsbeschwerden.[125] Erst der zweite, größere Teil, der offenbar auch Herstaler Bestimmungen aufgreift,[126] richtet den Blick nach vorn, spricht wichtige aktuelle Themen an und verkündet gravierende Veränderungen. So wird der Verkauf von Sklaven und Waffen ebenso verboten wie die Errichtung neuer Zollstellen oder – im vieldiskutierten Münzkapitel 9 – die Weiterverwendung der bisher geltenden Denare nach dem 1. August.[127]

In die noch tastende Aufbruchsstimmung der Zeit gehört ferner das schon oben S. 27 angesprochene *Capitulare cum episcopis Langobardicis deliberatum* (Nr. 89),[128] dessen Text, von bischöflicher Seite entworfen, in mehr oder weniger redigierter Form die königliche Zustimmung erhielt.[129] Ostentativ beginnt c. 1 mit den Worten *De*

[123] Story, Carolingian Connections (wie Anm. 21) S. 83 stützt im Zusammenhang mit Georg von Ostia die auch hier vertretene Mantuaner Datierung ins Jahr 781.

[124] MGH Capit. 1, S. 190f.

[125] B. Kasten, Königssöhne und Königsherrschaft. Untersuchungen zur Teilhabe am Reich in der Merowinger- und Karolingerzeit, MGH Schriften 44, Hannover 1997, S. 332f.

[126] Manacorda, Ricerche (wie Anm. 28) S. 48f.

[127] Vgl. H. Witthöft, Münzfuß, Kleingewichte, pondus Caroli und die Grundlegung des nordeuropäischen Maß- und Gewichtswesens in fränkischer Zeit, Sachüberlieferung und Geschichte, Siegener Abh. zur Entwicklung der materiellen Kultur 1, Ostfildern 1984, S. 68, Ph. Grierson/M. Blackburn, Medieval European Coinage 1: The Early Middle Ages (5th–10th centuries), Cambridge – London u. a. 1986, S. 208. Die Verfasser arbeiten wie selbstverständlich mit 781 als Entstehungsjahr des Capitulare Mantuanum.

[128] MGH Capit. 1, S. 188f.

[129] Vgl. Manacorda, Ricerche (wie Anm. 28) S. 50ff.

statu ecclesie et honore pontificum. Soll damit Flagge gezeigt und klargestellt werden, das Folgende sei über c. 1 hinaus von grundsätzlicher Natur? In der Tat scheint das Kapitular mit seinen knappen, aber inhaltsreichen Bestimmungen so etwas zu sein wie ein Kurzprogramm für vorbildliche Lebensführung und kirchenpolitische Notwendigkeiten, beeinflusst vermutlich wie die *Epistula capitularis* vom *Capitulare Haristallense primum*. Entstanden im Konsens zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, lag das *Capitulare cum episcopis Langobardicis deliberatum* allem Anschein nach dem Verfasser des *Capitulare Pippini regis Italiae primum* (Nr. 91) vor,[130] ja, de Clercq will in Pippins Kapitular, dessen mit einem Protokoll einsetzender, durchstrukturierter Text ausführliche Vorschriften enthält,[131] sogar ein staatliches Pendant sehen zur kirchlichen Nr. 89.[132] Der Vergleich von Nr. 89 und 91 mit Konzilskanones und Kapitular von Paris 614[133] droht aber den wesentlichen Unterschied zu verwischen: Nr. 89 wird von den Herrschern, sprich von Karl dem Großen, ausdrücklich bestätigt und als *capitulare* bezeichnet.[134] Es avanciert somit, anders als die Pariser Konzilskanones, selbst zum Kapitular, ohne freilich dem *Capitulare Pippini regis Italiae primum* (Nr. 91) an Bedeutung gleichzukommen. Denn dieses erste, den Namen des neuen Königs tragende Kapitular darf als Regierungs- oder Reformprogramm Karls des Großen für Italien gedeutet werden. Auffallend oft wird mit *sicut lex ipsorum est* und ähnlichen Wendungen darauf verwiesen, dass die langobardischen Leges wie die der anderen Stämme weiterhin ihre Gültigkeit behielten.[135] Das Personalitätsprinzip des alten Rechts

---

[130] Anschauliche Synopse bei de Clercq, Capitulaires francs en Italie (wie Anm. 84) S. 258–260. Dass die beiden c. 6 nicht vergleichbar sind, hat Manacorda, Ricerche (wie Anm. 28) S. 51 Anm. 63 mit Recht hervorgehoben.

[131] Vgl. Manacorda, Ricerche (wie Anm. 28) S. 50ff.

[132] de Clercq, Capitulaires francs en Italie (wie Anm. 84) S. 255.

[133] Konzil: ed. F. Maassen, Concilia aevi Merovingici, MGH Conc. 1, Hannover 1893, S. 185ff. und C. de Clercq, Concilia Galliae a. 511–a. 695, Corpus Christianorum. Series Latina 148A, Turnhout 1963, S. 274ff.; Edikt: MGH Capit. 1, Nr. 9, S. 20ff., de Clercq, l.c., S. 283ff.

[134] MGH Capit. 1, Nr. 89, S. 189 Z. 35.

[135] Verweis auf langobardische *consuetudo* in c. 1, 4 und 6, auf den langobardischen *edictus* in c. 9, auf fränkische wie langobardische *lex* in c. 6, 7 (dreimal) und 8, unspezifisch c. 5 und 10, MGH Capit. 1, Nr. 91, S. 191ff.

blieb auch bei Rechtsnovellierungen gewahrt. *Lex* und *consuetudo* der Langobarden konnten durch Karls königliche Kapitularien zwar modifiziert und ergänzt, nicht aber in toto aufgehoben werden – für die Unterlegenen ein schwacher, gleichwohl nicht zu verachtender Trost.

4. Eine chronologische Anordnung der im Italien der Jahre 779 bis 781 geltenden Kapitularien führt zu folgender Liste:

Capitularia ad omnes generaliter
1. Nr. 20 *Capitulare Haristallense primum, generale* (*Forma communis*) (März 779)
2. Nr. 21 *Capitulare Haristallense secundum, speciale* (März 779)
3. Nr. 97 *Epistula capitularis* (780)

Capitularia Italica
4. Nr. 88 *Notitia Italica* (20. Februar 781, wohl Pavia)
5. Nr. 90 *Capitulare Mantuanum* (Frühjahr 781, Mantua)
6. Nr. 89 *Capitulare cum episcopis Langobardicis deliberatum* (Frühjahr 781)
7. Nr. 91 *Capitulare Pippini regis Italiae primum* (nach Ostern 781/ vor Ostern 782)

Die oben S. 18 gestellte Frage, ob die *Notitia Italica* wirklich Karls des Großen erstes eigenständiges Kapitular von Bedeutung gewesen sei, beantwortet unsere Tabelle mit einem klaren Nein. Zwar wird die *Notitia* durch den Nachweis ihrer Entstehung im Jahre 781 (und nicht schon 776) ihrer Spitzenposition in der zeitlichen Abfolge der Karlschen Kapitularien beraubt; sie fällt auf Platz vier zurück, während die beiden *Capitularia Haristallensia* auf den ersten und zweiten Platz vorrücken und so die Tabelle konkurrenzlos dominieren. Die *Notitia* kann aber, da sich die schon 780 verfasste *Epistula capitularis* als ein generelles Rundschreiben erwiesen hat, trotz fünfjähriger Verjüngung ihre Führung auf kleinerem Feld behaupten: als das erste in und nur für Oberitalien erlassene Kapitular Karls des Großen.

Die Reihung der Stücke in unserer Übersicht unterscheidet sich also um einiges von ähnlichen Aufstellungen in der Literatur.[136] Erst jetzt wird deutlich, dass die zeitliche Gliederung zugleich eine Trennung der Texte in allgemein und begrenzt gültige herbeiführte. Die Gesetzgebung Karls des Großen für Italien begann nicht mit letzteren, sondern mit den *Capitularia ad omnes generaliter*. Sie nahm ihren Ausgang vom fränkischen Königshof mit den Kapitularien von Herstal, deren erstes man getrost als königliches Basisgesetz der Reform bezeichnen darf. Herstal I schuf in wichtigen kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten Klarheit über die keineswegs vergessenen *capitula* Pippins des Jüngeren hinaus und entfaltete eine erhebliche Wirkung auch in Italien, so dass ihm wie der *Epistula capitularis* eine Art Brückenfunktion zwischen Nord und Süd zukam. In Italien selbst räumte Karl der Große mit der *Notitia Italica* erst einmal die Nachkriegsschäden beiseite und nahm dann mit der Erhebung Pippins zum König Ostern 781 und einer Reihe flankierender Gesetze den staatlichen Neuaufbau wirkungsvoll in Angriff.

Der Einsatz der Legislative scheint, wenn das erhaltene Material nicht trügt, erneut forciert, als Karl der Große 787 zum vierten Mal nach Italien kam. Doch das wäre schon die zweite Phase karolingischer Kapitularien für das frühere Langobardenreich.[137] Wir haben uns nur den ‚ersten' Anfängen zugewandt und hegen dennoch oder gerade deshalb die Hoffnung, das hier Vorgetragene könnte zu weiterführenden Studien anregen, vielleicht sogar zu dem anspruchsvollen Vorhaben, die Kapitulariengesetzgebung Karls des Großen, Pippins und Bernhards für Italien als Ganzes in einer eigenen, ihrem historischen Gewicht angemessenen Abhandlung zu würdigen.

---

[136] Vgl. etwa de Clercq, Capitulaires francs en Italie (wie Anm. 84) S. 257, Manacorda, Ricerche (wie Anm. 28) S. 137, neuere Tabellen bei Bougard, La justice (wie Anm. 7) S. 37 und Azzara/Moro, I capitolari italici (wie Anm. 11) S. 47.

[137] Es geht vor allem um die Boretius-Nummern 92–96, die bisher nicht angesprochen wurden, da sie jünger sind als die Nummern 88–91 und 97. Problematisch scheint besonders das Doppelkapitular von Mantua mit seinen zwei unterschiedlichen, auf Karl bzw. Bernhard ausgestellten Versionen. Noch ist unklar, ob Bernhard nicht einfach eine Vorlage Karls d. Gr. novellierte.

RIASSUNTO

Dopo la vittoria sui Longobardi nel 774 Carlo Magno assunse il potere dell'Italia settentrionale e con esso anche il compito di provvedere al diritto e all'ordine nel suo nuovo dominio. Con piena efficacia egli fece uso del potere legislativo; nel decennio 779/789 divenne intensa l'attività di promulgazione di capitolari, il Sud fu comunque al centro degli sforzi legislativi di Carlo. In modo più approfondito sono state qui analizzate l'*Epistula capitularis* del 780 e la *Notitia Italica* del 20 febbraio 781, non 776. Già la rettifica della data in cui furono emanati e dell'ambito di validità dei testi hanno reso evidente il modo di procedere sistematico di Carlo. Dalla corte reale franca con i due Capitolari di Herstal e con l'*Epistula capitularis* ad essi affine giunsero nel Regno prima i *Capitularia ad omnes generaliter*. Herstal I fece chiarezza in importanti questioni ecclesiastiche e secolari e può tranquillamente essere indicata come base normativa regia della riforma. Ad essa come all'*Epistula capitularis* spettò una sorta di funzione di collegamento tra Nord e Sud. In Italia stessa con la *Notitia Italica* Carlo Magno lasciò da parte i danni del dopoguerra e affrontò quindi con successo con l'elevazione di Pipino a re nella Pasqua del 781, affiancata da una serie di leggi, pensate specificamente per l'Italia, la ricostituzione dello stato.

FISCO, GIURISDIZIONE E CITTADINANZA NEL PENSIERO DEI GIURISTI COMUNALI ITALIANI TRA LA FINE DEL XII E L'INIZIO DEL XIII SECOLO

von

SARA MENZINGER

1. Introduzione. – 2. Le riflessioni sulla cittadinanza nelle *Summae* ai *Tres Libri* del XII secolo. – 3. „Roma communis patria". – 4. Cittadinanza originaria e residenza. – 5. Cittadinanza e prelievo fiscale. – 6. Cittadinanza e giurisdizione. – 7. *Adlectio* e *potestas statuendi*.

1. Se la storia della nascita dei Comuni italiani è stato uno dei temi più indagati dalla storiografia italiana e straniera, risulta a tutt'oggi straordinariamente trascurata la questione degli stimoli intellettuali che contribuirono alla realizzazione di quel fenomeno. Quali modelli vennero presi a riferimento dalle città italiane? In che misura le prerogative statali, che svilupparono le nuove forme di governo urbane dell'Italia centro-settentrionale, furono il frutto di una riflessione astratta sul tema delle istituzioni, dell'interesse collettivo, della cosa pubblica? Quanto contribuirono, alle innovazioni politiche dei secoli XII e XIII, sollecitazioni provenienti dallo studio del diritto colto, e in particolare romano?

È convinzione diffusa, nella storiografia medievale, che riflessioni sul tema dello Stato e del bene pubblico maturarono, a partire all'incirca dalla fine dell'XI secolo, principalmente in ambito ecclesiastico. Se questo indubbiamente è vero per il panorama europeo, il contesto comunale italiano costituisce tuttavia un'importante eccezione, perché è in opere di intellettuali laici, e incentrate su temi civilistici più che canonistici, che, a partire dal XII secolo, furono formulati

alcuni dei ragionamenti più interessanti in materia. Nell'ambito dei trattati dedicati al diritto pubblico giustinianeo, alcuni giuristi italiani avanzarono originali riflessioni politiche, che ebbero ad oggetto, tra gli altri temi, la questione della cittadinanza.

Le ricerche che si sono occupate di questo tema nel mondo comunale hanno più volte sottolineato la difficoltà di definire un concetto univoco di cittadinanza, per le grandi differenze con cui la materia venne regolamentata dagli statuti dei singoli comuni, e per le diverse forme di cittadinanza coesistenti nell'ambito delle medesime realtà.[1] Questa varietà di ordinamenti va in primo luogo ricondotta alla situazione politica delle città dell'Italia centro-settentrionale, centri di potere autonomi che, sebbene ispirati a criteri istituzionali comuni, regolarono in modi molto diversi le questioni dell'appartenenza e dell'accesso alla *civitas* e gli effetti di questa condizione. A testimonianza della scarsa uniformità di orientamento sul tema è spesso addotta la corrispettiva fragilità del pensiero dei giuristi comunali sulla cittadinanza che, prima del XIV secolo, in altre parole prima di Cino da Pistoia, Bartolo da Sassoferrato o Baldo degli Ubaldi, avrebbero espresso uno scarso interesse per l'argomento, senza giungere a una sistemazione coerente della materia.[2]

Credo che da una parte sia possibile una visione più ottimistica, perché un interesse per la cittadinanza compare già a partire dalla

[1] Si vedano le recenti considerazioni di P. Costa, Civitas. Storia della cittadinanza in Europa, 1, Dalla civiltà comunale al Settecento, Roma–Bari 1999, pp. 13–18.

[2] Benché ricche di riferimenti a testi dottrinari e statutari precedenti, le ricerche sulla cittadinanza hanno valorizzato soprattutto le considerazioni di questi autori. Cf., in particolare, W. M. Bowsky, Medieval citizenship: the individual and the State in the commune of Siena, 1287–1355, Studies in Medieval and Renaissance History IV (1967) pp. 193–243; J. Kirshner, „Civitas sibi faciat civem": Bartolus of Saxoferrato's doctrine on the making of a citizen, Speculum 48 (1973), pp. 694–713; Id., „Ars imitatur naturam": a consilium of Baldus on naturalization in Florence, Viator. Medieval and Renaissance Studies 5 (1974) pp. 289–331; Id., Mulier alibi nupta, in: Consilia im späten Mittelalter. Zum historischen Aussagewert einer Quellengattung, a cura di I. Baumgärtner, Sigmaringen 1995, pp. 147–175; P. Riesenberg, Citizenship at law in late medieval Italy, Viator. Medieval and Renaissance Studies 5 (1974) pp. 333–346; J. Canning, The political thought of Baldus de Ubaldis, Cambridge 1987, pp. 159–184.

seconda metà del XII secolo; dall'altra che le riflessioni dei giuristi trecenteschi non rappresentino semplicemente una evoluzione o una fase matura del pensiero giuridico comunale, ma attestino piuttosto l'elaborazione di un concetto diverso di cittadinanza, i cui contenuti cambiano in circa due secoli di storia cittadina. Tali convinzioni si basano principalmente sull'esame delle opere di due intellettuali attivi tra la fine del XII secolo e l'inizio del XIII: il famoso *legis doctor* Pillio da Medicina, legato alla grande Università di Bologna e alla fondazione dello Studio di Modena, e la figura assai più oscura di Rolando da Lucca, giudice di professione, proveniente quindi dal mondo della prassi giudiziaria toscana anziché dall'accademia.[3]

2. L'esame del pensiero sulla cittadinanza nel secolo XII riveste una rilevanza notevole, se consideriamo che, a quest'altezza, il fenomeno delle autonomie cittadine è relativamente nuovo. A parte casi eccezionali, è soprattutto nei primi decenni di questo secolo che i comuni presentano chiare istanze di autogoverno, ossia, usando un'espressione anacronistica ma calzante, avanzano prerogative statali seppure su un territorio che supera di poco – o di molto, a seconda della potenza delle singole città – le mura cittadine. La cittadinanza costituisce un terreno di confronto fondamentale per qualsiasi potere pubblico che rivendichi un'autorità su una determinata area geografica e sulle persone che la popolano. In base a quali criteri si poteva essere definiti *cives*? Cosa comportava questo status? Sono domande tutt'altro che secondarie per un'epoca in cui esiste un massiccio fenomeno di migrazione dalle campagne verso le città, nonché una discreta mobilità sociale in conseguenza della rinascita economica e dei commerci.

[3] Per la ricostruzione della carriera professionale di Rolando da Lucca, cf. R. Savigni, Episcopato e società cittadina a Lucca da Anselmo II († 1086) a Roberto († 1125), Accademia lucchese di scienze, lettere e arti. Studi e testi 43, Lucca 1996, pp. 580–581; C. Wickham, Legge, pratiche e conflitti. Tribunali e risoluzione delle dispute nella Toscana del XII secolo, Roma 2000, pp. 97–100; F. Theisen, Rolandus von Lucca. Bemerkungen zu seiner Biographie, Appendice all'articolo di E. Conte, I diversi volti di un testo del XII secolo. La *summa* di un giudice fra aule universitarie e tribunali, in: Juristische Buchproduktion im Mittelalter, V. Colli (a cura di), Studien zur europ. Rechtsgeschichte 155, Frankfurt am Main 2002, pp. 385–394.

Attraverso il confronto con quei passi della compilazione giustinianea all'interno dei quali i giuristi romani avevano spiegato i criteri di appartenenza all'Impero e gli effetti della cittadinanza romana, gli esperti di diritto medievali cercano dunque di definire le regole da applicare nelle loro città. I luoghi principali in cui i compilatori giustinianei sistemarono la materia della cittadinanza sono due: i titoli *de municipibus et originariis* e *de incolis* contenuti nel decimo libro del Codice, e il titolo *Ad municipalem*, con cui si apre l'ultimo libro del Digesto.[4] Come molte altre sezioni del diritto pubblico romano costituiscono tre punti poco frequentati dalla scienza giuridica medievale, il che fa maggiormente risaltare le eccezioni rappresentate da Pillio e Rolando. Sappiamo infatti che gli ultimi tre libri del Codice, quelli cioè in cui nell'originario progetto di Giustiniano era stato esposto e regolato il diritto pubblico, furono oggetto di interesse prima del Piacentino, la cui *Summa* non si estende però oltre le prime pagine del libro decimo; poi del suo allievo Pillio, che si fermerà all'incirca a metà dell'opera; e infine di Rolando da Lucca, di cui ci è giunto un commento integrale ai *Tres Libri*.[5]

Per i titoli 10.39 e 10.40 del Codice, i citati *de municipibus et originariis* e *de incolis*, disponiamo quindi di due commenti scritti a cavallo tra il secolo XII e XIII:[6] le brevi, ma importanti riflessioni di

[4] Rispettivamente, C. 10.39, C. 10.40 e D. 50.1.

[5] Cf. E. Cortese, Scienza di giudici e scienza di professori tra XII e XIII secolo, in: Legge, giudici, giuristi (Atti del Convegno di Cagliari, 18–21 maggio 1981), Milano 1982, pp. 93–148, 129–133; E. Conte, Tres Libri Codicis. La ricomparsa del testo e l'esegesi scolastica prima di Accursio, Ius Commune Sonderhefte 46, Frankfurt am Main 1990, pp. 71–99.

[6] Pillio compose la sua opera tra gli anni Ottanta e Novanta del XII secolo: Cortese, Il diritto nella storia medievale, II, Il Basso Medioevo, Roma 1995, pp. 146–148. Dall'esame dei manoscritti contenenti la *Summa Trium Librorum* di Rolando da Lucca, Emanuele Conte è giunto ad identificare due redazioni dell'opera: la prima fu effettuata dal giudice anteriormente alla morte di Enrico VI (1197), visto che il testo è esplicitamente dedicato all'Imperatore; la seconda stesura, prima ritenuta di poco posteriore al 1217, è invece risultata essere successiva al 1226, come attesta la citazione di una norma canonica della *Compilatio Quinta* (o del *Liber Extra*, nel qual caso il termine *post quem* andrebbe spostato al 1234). La distinzione principale tra le due versioni è l'inserimento, nella seconda redazione, di molti pezzi delle *Summe* incompiute di Piacentino e di Pillio, che non figuravano nella prima reda-

Pillio, e la vasta e articolata trattazione di Rolando, il cui interesse per il tema della cittadinanza è testimoniato in primo luogo dall'estensione del commento.[7]

L'opera del giudice di Lucca possiede per noi una rilevanza speciale proprio per l'identità professionale dell'autore: giudice e non professore, Rolando concentrò la sua attività nelle aule giudiziarie, anziché universitarie, del suo tempo, e nella consulenza agli organi politici della sua città. Fu dunque un giurista cittadino nel senso più pieno della definizione, esponente di quella classe di *iudices* che arricchirono la loro conoscenza pratica con elementi di diritto giustinianeo e che, nella Lucca di fine XII secolo, giunsero ad esibire una formazione romanistica ormai completa. Per questa ragione, nel suo dotto commento ai testi giustinianei, l'interesse per questioni di governo trova uno spazio del tutto particolare.

3. I problemi che la costruzione romanistica poneva al giurista comunale erano di due ordini diversi: il primo consisteva nel conciliare l'appartenenza a una cittadinanza universale romana,[8] quella cioè che consentiva di sentirsi destinatari di tutti i diritti civili originariamente spettanti al cittadino romano, con la realtà particolare nella quale un intellettuale del XII secolo era inserito.

L'esigenza di classificare le proprie città come *municipia*, centri diversi da Roma, l'appartenenza ai quali consentiva l'acquisto della

---

zione: E. Conte, Diritto romano e fiscalità imperiale nel XII secolo, BISI 106/2 (2004) pp. 169–206, 182, in cui Conte rettifica gli estremi cronologici dell'opera precedentemente forniti in: I diversi volti di un testo del XII secolo, pp. 385–394, 355–356.

[7] Cf. infra, Appendice, dove riporto il commento integrale di Rolando al titolo *De municipibus et originariis* (C. 10.39), all'interno del quale sono inseriti molti passi della *Summa* di Pillio allo stesso titolo (cf. nota precedente). Tutte le citazioni di altri brani del commento di Rolando, riportate nelle note seguenti, sono tratte dall'edizione della *Summa Trium Librorum* di Rolando da Lucca, in preparazione a cura di Emanuele Conte e Sara Menzinger, con la collaborazione di Francesca Macino.

[8] Le cui vaste implicazioni sociali e giuridiche, nel mondo romano, sono state oggetto di un approfondito studio da parte di Y. Thomas: „Origine" et „commune patrie". Étude de droit public romain (89 av. J.-C.-212 ap. J. C.), École française de Rome 1996.

cittadinanza romana, sembra essere chiaramente avvertita da Pillio all'inizio del suo commento, nel quale egli provvede subito ad accostare agli esempi contenuti nel Codice di *municipes*, i cittadini a lui più familiari di Ferrara e Bologna.[9] Stabilire che i comuni avevano il rango di *municipia* consentiva ai rispettivi *cives* di essere titolari dei diritti romani, perché l'appartenenza a città così classificate rappresentava il canale per accedere alla patria universale romana.[10] Pillio, ma in misura persino maggiore Rolando, mostrano una perfetta coscienza di questo automatismo e dell'artificio giuridico attraverso il quale era stato reso possibile: sembra infatti significativo, nelle opere di entrambi, il richiamo a quei passi, in particolare del Digesto, in cui i giuristi romani avevano enunciato la forza del concetto di *Roma communis patria*.[11]

Rolando spiega chiaramente che, per mezzo di questo concetto, tutte le persone libere possono dirsi a pieno titolo *cives Romani*, perché Roma, come fonte della legge, *caput mundi*, e vertice del sommo pontificato, è un riferimento astratto che trascende l'identificazione con un luogo materiale.[12] Due punti di questa affermazione sembrano di estremo interesse: il primo è la coincidenza tra libertà e cittadinanza romana, ossia il principio per cui, con le parole di Rolando, *vocamur omnes qui sumus liberi cives Romani*.[13] Per quanto astratto possa sembrare questo ragionamento, si tratta di un'idea tutt'altro che relegata ai testi di diritto colto. In primo luogo Rolando stesso, in veste di giudice, applicava questo principio nei tribunali della sua città: ci è noto infatti che nel 1192, quando si trovò a definire una controversia tra il vescovo di Lucca e alcuni contadini, li dichiarò

---

[9] Cf. infra, Appendice, § 9.

[10] Cf. Thomas, „Origine", pp. 1–9.

[11] Si tratta, in particolare, dei passi di Modestino (D. 50.1.33), in cui compare la formula *Roma nostra communis patria*, di Paolo (D. 50.5.9) e di Callistrato (D. 48.22.18), tutti citati da Rolando nel commento al titolo *de municipibus et originariis* (cf. infra, § 74); il passo di Modestino è richiamato anche da Pillio nel commento al titolo *de incolis* (C. 10.40). Per la rilevanza di questi passi nella costruzione del concetto di cittadinanza universale romana, cf. Thomas, „Origine", pp. 9–23.

[12] Cf. infra, Appendice, § 74.

[13] Ibid.

liberi homines et cives romani per indicare appunto la condizione di libertà.[14]

Nei *Libri iurium* di Genova, vale a dire quei libri in cui, nel XII secolo, venivano conservati gli atti rilevanti per il Comune e le decisioni dei consoli, vi sono almeno tre casi in cui questa idea è resa operativa: nel 1166, quando i consoli di Genova condannarono alcuni eminenti personaggi locali con l'accusa di avere consegnato un castello sottoposto alla città al marchese di Monferrato, emanciparono i loro servi affermando che, d'ora in avanti, i servi fossero sciolti da qualsiasi vincolo di servitù e godessero di tutti quei vantaggi connessi alla cittadinanza romana.[15] Che con l'espressione *beneficio floride civitatis Romane perfruantur* si intendessero quelle prerogative che si designano oggi come diritti civili, è reso evidente da altri due documenti genovesi di poco successivi (1173) nei quali, per vendicarsi della ribellione da parte dei conti di Lavagna, i consoli di Genova emanciparono per rappresaglia i loro servi; questi sarebbero stati liberi, d'ora in poi, di godere di tutti i vantaggi connessi alla cittadinanza romana, ossia, specifica il testo, di acquistare, vendere, donare,

---

[14] L'idea, apparentemente, circolava all'epoca a Lucca, considerato che con questa affermazione Rolando confermava la petizione dei contadini che chiedevano al vescovo di non fare *eis litem vel molestiam pro aliqua manentia vel colonaria sive inquilinaria condictione sed permittat eos et eorum posteros stare et habitare ubicumque voluerint sicut liberi homines et cives Romani* [...]: Savigni (vedi nota 3) pp. 200–201; il doc. testimonierebbe, secondo l'autore, l'opposizione dei *tenitores* di terre ecclesiastiche ad essere omologati alla condizione semiservile dei *manentes* (ibid., p. 78). Sullo stesso caso, cf. E. Conte, Archeologia giuridica medievale. Spolia monumentali e reperti istituzionali nel XII secolo, Rechtsgeschichte. Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte 4 (2004) pp. 118–136, 135; sulla questione dei *manentes* nel pensiero di Rolando da Lucca, cf. Id., Servi medievali. Dinamiche del diritto comune, Roma 1996, pp. 104–116.

[15] I Libri Iurium della Repubblica di Genova, I/1, A. Rovere (a cura di), Fonti per la storia della Liguria, II; Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Fonti XIII, Roma–Genova 1992, doc. 199, pp. 291–292: *In ecclesia Sancti Laurentii, in publico parlamento, consules comunis* [...] *laudaverunt quod universi servi et ancille Guilielmi Gimbi de Carmandino, Boterici vicecomitis et Guilielmi Monticelli, cuiuscumque sexus vel etatis, sint liberi et ab omni servituitis vinculo absoluti ac de cetero honore, comodo et beneficio floride civitatis Romane omnifariam perfruantur* [...].

permutare, obbligarsi, fare testamento e compiere tutti gli altri *civilia negotia* normalmente spettanti a un uomo libero.[16]

Non stupisce che considerazioni di questo genere siano rintracciabili, per un'epoca così risalente, proprio nella documentazione genovese, essendo Genova una delle città che, insieme a Pisa, mostra maggiore familiarità con il diritto romano. Per inciso, Lucca e Genova sono a quest'epoca legate da patti commerciali e, in base ai dati biografici di cui disponiamo, il giudice Rolando potrebbe essere entrato in contatto diretto con alcuni colleghi genovesi: non solo infatti egli è ricordato nel 1181 e nel 1188 come testimone di trattati di pace tra Pisa e Genova ratificati a Lucca,[17] ma in un passo della sua *Summa* descrive anche la posizione del faro del porto di Genova, ricordo forse di un viaggio svolto personalmente nel capoluogo ligure.[18]

Il secondo aspetto rilevante che emerge dalle riflessioni di Rolando sul concetto di patria comune è l'aggiunta della residenza del Pontefice come motivo dell'universalità di Roma. Per la grande popolarità di cui godrà questa idea nei secoli XIII e XIV, è bene procedere a un esame puntuale del suo pensiero.[19] L'originalità, in questo caso, non è data tanto dalle frasi con cui si esprime il giudice, tratte quasi

---

[16] Ibid., doc. 240, pp. 341–342: *Ianue, in publico parlamento, consules de comuni* [...] *laudaverunt quod Bertolotus filius quondam Guinengisi de Cademarçano, Nobilinus de Lavania* [...], *sint liberi et ab omni servitutis vinculo absoluti et mera puraque libertate, honore, commodo ac beneficio floride civitatis Romane perfruantur, emendo scilicet, vendendo, donando, permutando, in solutum dando et ab aliis stipulando seseque aliis obligando, testamentum quoque ac cetera civilia negotia faciendo* [...]. La stessa formula è utilizzata in un altro documento che porta la stessa data (ibid., doc. 242, pp. 349–350), dove è registrata l'emancipazione di un certo Albertino di Gandolfo, effettuata, anche in questo caso, dai consoli genovesi per punire la ribellione dei conti di Lavagna.

[17] Per il 1181, cf. Wickham (vedi nota 3) p. 98; per il 1188, I Libri iurium della Repubblica di Genova I/4, S. Dellacasa (a cura di), Fonti per la storia della Liguria, XI; Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Fonti XXVIII, Roma–Genova 1998, doc. 673, pp. 43–48, e Theisen (vedi nota 3) p. 392.

[18] *Ianua civitas egregia iusta marem proposita et diviciis copiosa quam preclare se habet in nocturni luminis cura quia non fallendo sed veraciter in cornu montis ipsum hostendendo ad salutiferum portum navigantes invitando* (Rolandus de Luca, *ad tit.* C. 11.6).

[19] Infra, Appendice, § 74.

integralmente dalla compilazione giustinianea, quanto piuttosto dall'accostamento che egli propone dei passi del *Corpus iuris*. In particolare, la triplice identificazione di Roma con l'astratta *communis patria* del Digesto, con la sede concreta del Pontefice, menzionata dalle Novelle,[20] e con il luogo in cui risiedeva l'Imperatore, da equipararsi a Roma, secondo il Codice,[21] sortiva l'effetto di trasferire i temi dell'universalità alle residenze papali. Si andavano così definendo gli importanti presupposti che, alla metà del 1200, consentirono a Innocenzo IV di dichiarare „dove si trova il Papa, lì è Roma" (*ubi Papa, ibi Roma*), formula gravida di conseguenze nel Trecento, quando avverrà il trasferimento della Curia ad Avignone. Sarà allora che Alberico da Rosate († 1360), commentando il passo citato di Modestino (D. 50.1.33), giungerà alla formulazione ancor più esplicita: *Roma est ubicumque sedet dominus Papa cum curia sua.*[22]

4. Se questo esempio testimonia la complessità di un'operazione che, su un piano astratto, mirava all'applicazione del concetto di *communis patria* alle città del 1100, difficoltà assai maggiori poneva la distinzione romana tra *origo* e *domicilium*, vale a dire tra cittadinanza originaria, acquisita per discendenza, e invece la semplice residenza in un luogo, non comportante, di per sé, l'acquisto della cittadinanza. Si discute anzi se la differenza tra *civis* e *habitator* venisse ancora percepita e comportasse delle differenze significative di diritti, o viceversa fosse del tutto scomparsa nel XII secolo, come sembrano provare molti documenti che usano i termini in modo intercambia-

---

[20] Cf. la Novella *Ut ecclesia romana centum annorum habeat prescriptionem* (Auth. coll. 2.4 = Nov. 9), che inizia con la frase *Et legum originem anterior Roma sortita est, et summi pontificatus apicem apud eam esse nemo est qui dubitet*, citata quasi alla lettera da Rolando (infra, Appendice, § 74).

[21] Così in base alla costituzione di Giustiniano (C. 1.17.1.10) che equiparava Costantinopoli a Roma: [...] *Romam autem intellegendum est non solum veterem, sed etiam regiam nostram, quae Deo propitio cum melioribus condita est auguriis*, citata da Rolando sempre nel medesimo passo (infra, Appendice, § 74).

[22] Cf. L. Prosdocimi, „Roma comunis patria" nella tradizione giuridica della cristianità medievale, in: La nozione di „romano" tra cittadinanza e universalità (Atti del II seminario internazionale di studi storici „Da Roma alla terza Roma", Roma 21–23 aprile 1982), Napoli 1984, pp. 43–48, 47 in nota.

bile.[23] È quanto possiamo constatare per esempio a Lucca durante i primi decenni del 1100, quando il marchese Corrado, confermando i privilegi concessi da Enrico IV alla città, tradusse il termine *cives*, che figurava originariamente nel diploma imperiale, con l'espressione *habitatores Lucane civitatis*.[24]

La preoccupazione che la costruzione romana destava nel giurista comunale era il ruolo prevalente da assegnare alla cittadinanza originaria, ossia quella acquistata *iure sanguinis* (per discendenza da un padre cittadino) o *iure loci* (per nascita nel territorio cittadino), perché poteva costituire un limite per le competenze delle autorità comunali. L'idea romanistica secondo cui un individuo era in primo luogo legato al luogo nel quale era nato o da cui discendevano i propri antenati, costituiva un concetto scomodo e che alterava la naturale aspettativa della città di esercitare la propria autorità su tutti i soggetti e le cose che di fatto rientravano nel suo territorio. Le ragioni sono evidenti: non siamo più in un „sistema" organizzato su vasta scala, con un coordinamento e una gerarchia degli organi amministrativi e giurisdizionali, ma in entità politiche autonome, le cui prerogative statali si arrestano davanti ai confini della propria sfera di influenza politica.

La forza legittimante riconosciuta a quest'epoca al diritto romano non consente però di sbarazzarsi facilmente delle parti poco attuabili di quel diritto, tanto più se consideriamo, nel caso di Rolando da Lucca, la marginalità professionale e geografica rispetto alle sedi culturali del suo tempo, e la fede politica filoimperiale che lo portava ad attribuire un particolare valore ideologico alle fonti del *Corpus iuris*.[25] Come si coordinano allora le esigenze di un contesto politico fortemente ancorato a una cittadinanza di fatto, e una costruzione

---

[23] Cf. D. Bizzarri, Ricerche sul diritto di cittadinanza nella costituzione comunale, in: Studi di Storia del Diritto Italiano, F. Patetta/M. Chiaudano (a cura di), Torino 1937, pp. 61–158; Cortese, voce Cittadinanza, in: Enciclopedia del Diritto VII, Milano 1960, pp. 132–139, 136.

[24] Savigni (vedi nota 3) p. 49.

[25] Cf. E. Conte, De iure fisci. Il modello statuale giustinianeo come programma dell'impero svevo nell'opera di Rolando da Lucca (1191–1217), Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis 69 (2001) pp. 221–244, e Id., Diritto romano e fiscalità imperiale.

che fondava la cittadinanza su criteri originari di discendenza? Nonostante qualche incertezza terminologica, il problema è chiaramente avvertito dal giudice lucchese, che nella sua opera fornisce soluzioni originali e rivelatrici, in certa misura, del pensiero di un'epoca.

Nel suo lungo ed articolato ragionamento giuridico, Rolando sembra complessivamente orientato a convalidare due fondamentali rivendicazioni dei governi urbani: il diritto della città a riscuotere le tasse dalle terre situate nella propria area di influenza politica, e l'autorità dei consoli su chiunque risiedesse all'interno delle mura urbane o nel territorio dominato dal Comune.

5. Per la prima questione, è importante sottolineare quanto all'interesse di Rolando per i doveri fiscali che dovevano essere ingiunti a persone e terre sottomesse alla città, contribuirono in misura determinante sia personali convinzioni politiche filoimperiali,[26] che esperienze vissute nell'ambito dell'amministrazione lucchese. Non si tratta, evidentemente, di sfere disgiunte, se consideriamo l'influenza che la politica fiscale sveva esercitò sui sistemi tributari comunali della seconda metà del XII secolo.[27] La definizione delle imposte cui erano tenute le città nei confronti dell'Impero contribuì a stimolare lo sviluppo di un autonomo sistema fiscale cittadino, in cui si andarono gradualmente affinando modalità di prelievo dei tributi e tecniche di gestione delle finanze comunali.[28] Non stupisce dunque la contiguità

[26] Cf. nota precedente.

[27] Cf. Ph. Jones, The Italian City-State. From Commune to Signoria, Oxford 1997, pp. 394–395. Sulla fiscalità sveva in Italia, cf. i classici studi di C. Brühl, Fodrum, Gistum, Servitium regis. Studien zu den wirtschaftlichen Grundlagen des Königtums im Frankenreich und in den fränkischen Nachfolgestaaten Deutschland, Frankreich und Italien vom 6. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Köln–Graz 1968, pp. 645–661; A. Haverkamp, Die Regalien-, Schutz- und Steuerpolitik in Italien unter Friedrich Barbarossa bis zur Entstehung des Lombardenbundes, Sonderdruck aus Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte Band 29 (1966), ricco di riferimenti alla realtà lucchese; e Id., Herrschaftsformen der Frühstaufer in Reichsitalien, Teil II, Stuttgart 1971, pp. 559–728.

[28] Cf. in proposito le importanti considerazioni di Paolo Cammarosano, L'esercizio del potere: la fiscalità, in: Federico II e le città italiane, P. Toubert/A. Paravicini Bagliani (a cura di), Palermo 1994, pp. 104–111, e Id., Le origini della fiscalità pubblica delle città italiane, in: La gènesi de la fiscalitat municipal (segles XII–XIV), A. Furi (a cura di), Valencia 1996, pp. 39–52.

esistente, nel pensiero di Rolando da Lucca, tra fiscalità imperiale e cittadina, né il diretto coinvolgimento del giudice in incarichi legati alla riscossione delle imposte. Sappiamo infatti che egli ricoprì, insieme ad altre due persone, la carica di *communis debiti Lucani iustitiator* nel 1179 e, nel 1182, quella di *consul foretanorum*.[29]

Il primo incarico, con il quale gli venne affidato il compito di gestire il debito pubblico della sua città, si inserisce nel quadro di un più ampio sforzo intrapreso a quest'epoca da Lucca in campo tributario.[30] L'imposizione di una tassa per la costruzione di una nuova cerchia muraria rappresentò la spinta verso una razionalizzazione del prelievo fiscale, con cui le autorità comunali lucchesi si confrontarono intensamente nei decenni a cavallo tra i secoli XII e XIII. Lo attesta soprattutto un primo censimento dei beni che, sotto l'influenza dell'estimo realizzato a Pisa nel 1162, fu intrapreso da Lucca intorno al 1182.[31]

Rolando entrò in contatto diretto con il sistema fiscale pisano sia in conseguenza di alcuni incarichi diplomatici,[32] sia per il possesso di terre situate nell'area sottoposta al dominio di Pisa.[33] La giurisdizione sugli abitanti del contado di Lucca che, in veste di *consul foretanorum*, amministrò per conto del governo lucchese proprio nel 1182, e incarichi episodici che lo videro *arbiter* in controversie in cui furono coinvolti enti ecclesiastici locali, completano il quadro delle vastissime competenze fiscali che egli dovette acquisire in questi anni,

---

[29] Cf. Savigni (vedi nota 3) p. 580, e Theisen (vedi nota 3) pp. 391–392.

[30] Per il contemporaneo processo di formazione del debito pubblico a Pisa, con riferimenti a molte altre città, cf. C. Violante, Le origini del debito pubblico e lo sviluppo costituzionale del Comune, in: Id., Economia società istituzioni a Pisa nel Medioevo. Saggi e ricerche, Bari 1980, pp. 67–90; per una recente riflessone sul concetto di debito pubblico nel mondo comunale e la politica fiscale adottata dalle città toscane nel Due e Trecento: M. Ginatempo, Prima del debito. Finanziamento della spesa pubblica e gestione del deficit nelle grandi città toscane (1200–1350 ca.), Firenze 2000.

[31] Savigni (vedi nota 3) pp. 91–92, e cf. Violante, Imposte dirette e debito pubblico nel basso medioevo, in: Id., Economia società istituzioni, pp. 101–168, 104–105, per l'importanza che rivestono i lavori sulle mura nello sviluppo del sistema fiscale comunale del XII secolo.

[32] Cf. Theisen (vedi nota 3) p. 391.

[33] Vedi sotto.

anche in materia di decime e sistemi di tassazione delle terre ecclesiastiche.[34] L'intenso coinvolgimento professionale, la profonda cultura romanistica e la conoscenza del sistema tributario di Pisa spingono anzi a ipotizzare che Rolando sia stato una delle menti pensanti delle riforme fiscali attuate da Lucca tra la fine degli anni Settanta del XII secolo e i decenni successivi.

È certo, comunque, che tutte queste esperienze stimolarono nel giudice una riflessione profonda sulla classificazione delle imposte, sui motivi per i quali potevano essere richieste e sulle persone e le terre cui dovevano venire applicate. Per l'ultimo punto la cittadinanza rivestiva un'importanza fondamentale, e non sembra essere un caso il fatto che riflessioni giuridiche in proposito cominciarono a svilupparsi, nei comuni italiani, proprio in coincidenza dei primi estimi.[35]

Sulla scorta del diritto romano, le imposte dovevano essere divise, secondo Rolando, principalmente in due grandi categorie: quelle cosiddette personali[36] e quelle patrimoniali. Se dagli obblighi personali (*personalia munera*) potevano essere esentate diverse categorie di persone, tutti gli abitanti della città, a prescindere dalla qualifica di *originarii*, residenti (*incolae*) o *cives*, erano tenuti ad assolvere i do-

---

[34] Sul contenuto delle controversie di norma sottoposte ai *consules foretanorum*, cf. V. Tirelli, Lucca nella seconda metà del secolo XII. Società ed istituzioni, in: I ceti dirigenti dell'età comunale nei secoli XII e XIII (Atti del II Convegno: Firenze 14–15 dicembre 1979), Pisa 1982, pp. 157–231, 193–194; Wickham (vedi nota 3) p. 85; Theisen (vedi nota 3) p. 392. Sull'elaborata organizzazione del patrimonio fondiario del capitolo di Lucca alla fine del XII secolo, cf. Ph. Jones, Economia e società nell'Italia medievale, Torino 1980, pp. 275–294.

[35] Cf. anche quanto afferma Wickham (Comunità e clientele nella Toscana del XII secolo. Le origini del comune rurale nella Piana di Lucca, Roma 1995, p. 139) sulle pergamene di Moriano, nel contado lucchese, dove „nel primo decennio del XIII secolo, dopo un'interruzione di quattro secoli, le persone ricominciano ad essere comunemente identificate nei documenti con il luogo di residenza". Questo fenomeno, oltre che per le fondamentali ragioni esaminate da Wickham, potrebbe essersi verificato anche in conseguenza della nuova pressione fiscale cittadina.

[36] Di cui Rolando, nel commento al titolo C. 10.42, fornisce la seguente definizione: *enim personale munus est quod in corporis labore et sollicitudine animi ac vigilantia principaliter existit, et quod sine aliquo gerentis detrimento in rebus perpetratur* [...].

veri patrimoniali.[37] Tra le ragioni per cui le imposte patrimoniali potevano essere richieste,[38] le mura della città acquistano una rilevanza del tutto speciale nel commento di Rolando,[39] che non manca di rievocare il modello di Roma *communis nostra patria*, la cui cinta muraria era menzionata dal Digesto.[40] Dato il ruolo che ebbe la costruzione di una seconda cerchia muraria nello sviluppo del sistema fiscale lucchese, le argomentazioni di Rolando sembrano tutte tese a rafforzare la legittimità di prelievi finalizzati a questo scopo.

Ma in cosa consistevano, concretamente, le tasse patrimoniali? In esse, spiega Rolando, rientravano le imposte che dovevano essere corrisposte per le terre. Per dimostrare che tali tributi andavano versati alla città nell'area della quale le terre si trovavano, il giudice si appoggia a un principio enunciato in un passo del Digesto, secondo cui alcune *civitates* godevano del diritto di riscuotere annualmente una certa quantità di frumento (stabilita in base all'estensione del campo) da coloro che possedevano terre nel loro territorio.[41] Due

---

[37] Ibid.: *Et circa predicta patrimonalia munera ita dico: quod omnibus imponuntur habitantibus per ordinem, et quod nullus relevetur, sed omnibus originaris, incolis et civibus fiat collecta huius munerum pro rebus quas ibi habent ut i. e. l. ult.* (C. 10.42.10).

[38] Sul principio della necessità di una causa per l'imposizione dei tributi nella dottrina canonistica della fine del XII secolo, e la ricezione dell'idea in Rolando, cf. Conte, Diritto romano e fiscalità imperiale (vedi nota 6) pp. 191–194.

[39] Cf. il commento del giudice al tit. C. 10.42: *Sunt patrimonalia munera ut collecte impositio pro mittendis militibus ad exercitum, pontium, viarum, portuum, aqueductum, murorum civitatis refectio et reparatio et collatio ad hoc facienda ut ff. de mu. et ho. l. ult. § Patrimoniorum* (D. 50.4.18.18).

[40] Rolandus de Luca, *ad tit.* C. 10.49: *Sic ergo ad murorum constructionem omnes incole artantur; nam et in mandatis principum continetur ut qui civitatibus vel provinciis presunt curam habeant per quam et viarum et portuum et murorum et omnino quicquid est utile publico et civitatibus cogitare debent et facere ut in aut. de mand. princ. § Deinde.* (Auth. coll. 3.4 = Nov. 17.4). [...] *Et dicuntur sacri muri civitatis ut inst. de rerum di.* (Inst. 2.1.10) [...]. *Constructio ergo murorum rite facienda est eo quod civibus est valde utilissima, si quidem communis nostra patria Roma ut muris fuit vallata ea lege ab eius conditoribus fuit consecrata, ut aliunde quam per portas egredi non liceret, et qui contrafaceret quod capite foret punitus, etiam de ipsius Romuli fratre legitur ff. de rerum di. responso ult.* (D. 1.8.11).

[41] Rolandus de Luca, *ad tit.* C. 10.42: *Sed et viarum munitiones et prediorum*

punti del suo ragionamento sui testi romani lasciano intravedere la probabile influenza esercitata dai criteri ordinatori dell'estimo di Pisa del 1162: l'idea secondo cui chiunque risedeva nella città era tenuto a pagare i tributi patrimoniali, e il principio in base al quale la determinazione dell'imponibile doveva avvenire su base reale.[42] Con la creazione dell'estimo pisano si realizzò infatti una fondamentale riforma del sistema tributario comunale che, abbandonando il prelievo del „focatico", passò da un'esazione fiscale su base personale a un'applicazione proporzionale dell'imposta su base reale.[43]

Che Rolando possa avere contribuito all'introduzione di questo principio a Lucca lo suggerisce un passo della sua *Summa* in cui afferma che, pur essendo egli lucchese, doveva registrare nell'estimo di Pisa le terre che possedeva nel territorio pisano.[44] Questa teoria ricorre frequentemente nel commento del giudice e sembra essere da lui applicata non solo alle terre degli abitanti della città, ma anche a quelle dei residenti nel contado.[45] Rolando spiega infatti che una per-

---

collationes non persone sed locorum munera sunt ut ff. e. l. Honor § Viarum (D. 50.4.14.2). *Nam quedam civitates habent prerogativam, ut qui in territorio earum possident, certum quid frumenti, pro mensura agri, per singulos annos prebeant quod genus collationis munus possessionis est ut ff. e. l. ult.* (D. 50.4.18.25).

[42] O. Banti, I brevi dei consoli del comune di Pisa degli anni 1162 e 1164. Studio introduttivo, testi e note con un'appendice di documenti, Roma 1997, pp. 49–51.

[43] Cf. E. Fiumi, L'imposta diretta nei comuni medioevali della Toscana, in: Studi in onore di Armando Sapori I, Milano 1957, pp. 327–353; Violante, Imposte dirette (vedi nota 31) pp. 107–108; A. Grohmann, L'imposizione diretta nei comuni dell'Italia centrale nel XIII secolo. La libra di Perugia del 1285, Perugia 1986, pp. 5–8. Per una recente riflessione sul tema, con amplia bibliografia di riferimento, cf. P. Mainoni, Finanza e fiscalità nell'Italia centro-settentrionale (XIII–XV secolo), Studi Storici 40 (1999) pp. 449–470, 452–457.

[44] *Deferenda quidem sunt predia ubi possidentur et a quo possidentur, ut ff. e. Forma* (D. 50.15.4). *Licet enim ego Rolandus Lucanus in Pisano foro possideam, tamen non Luce que est mea patria, sed Pisis, ubi fundum possideo, in censum deferre debeo.* Il passo è contenuto nel commento di Rolando al titolo C. 11.58, la cui importanza è stata sottolineata anche da K. Neumeyer, Die gemeinrechtliche Entwickelung des internationalen Privat- und Strafrechts bis Bartolus, II, Berlin und Leipzig 1916, p. 93 in nota.

[45] Per la percentuale di terre del contado lucchese che, tra la fine del XII secolo e l'inizio del XIII, si trovava nelle mani di proprietari cittadini o che risiede-

sona originaria della campagna (*villa*) deve reputare sua patria la *res publica* nella cui amministrazione si trova il podere o borgo (*vicus*) in cui vive,[46] senza tuttavia essere sottoposta ad oneri e onori della città;[47] negli oneri, però, non sembra includere le imposte sulla terra, perché chiedendosi più esplicitamente in che posizione si trovino gli abitanti del contado rispetto ai doveri fiscali, afferma che, benché essi non siano sottoposti agli stessi obblighi dei residenti in città, devono pagare a quest'ultima i tributi per le loro terre.[48] Si tratta di una rivendicazione importante, se consideriamo le difficoltà con cui a lungo si confrontarono le autorità comunali per giungere a un'estensione sistematica delle imposte al contado.[49]

6. Il secondo tema che assume una rilevanza centrale nelle riflessioni di Rolando sulla cittadinanza è quello dell'autorità dei consoli sugli abitanti della città e del territorio comunale.[50] Ciò che concretamente interessa al giudice è impedire che uno straniero residente nella città possa avvalersi del pretesto di essere originario di un altro posto per sottrarsi ai doveri del luogo di residenza. Egli si chiede infatti: come devono comportarsi i consoli lucchesi qualora

---

vano in città, cf. i dati forniti da Wickham, Comunità e clientele (vedi nota 35) pp. 133–143.

[46] Infra, Appendice, § 22. Alla stessa costruzione ricorre anche Pillio (ibid., § 17), ma per dimostrare che, essendo egli nato a Medicina, sottoposta a Bologna, poteva lecitamente definirsi (*iure meritoque*!) bolognese.

[47] Ibid., § 54.

[48] Ibid., § 58.

[49] Per il caso di Pisa, cf. le considerazioni di Violante, Imposte dirette, pp. 110–111; per i diversi tipi di prelievo fiscale nel contado senese all'inizio del XIII secolo: O. Redon, L'espace d'une cité. Sienne et le pays siennoise (XIIIe–XIVe siècles), Collection de l'École française de Rome 200, Roma 1994, pp. 111–114; per la svolta fiscale che, sotto la spinta razionalizzante del movimento politico „popolare", si realizzò in molti comuni italiani intorno alla metà del XIII secolo, cf. M. Vallerani, L'affermazione del sistema podestarile e le trasformazioni degli assetti istituzionali, in: G. Andenna/R. Bordone/F. Somaini/M. Vallerani, Comuni e Signorie nell'Italia settentrionale: la Lombardia, Torino 1998, pp. 385–482, 419–426.

[50] Per la definizione dell'area di sei miglia su cui, in base a privilegi imperiali, si estendeva la giurisdizione di Lucca, cf. Wickham, Comunità e clientele (vedi nota 35) pp. 24–27.

una persona che abiti a Lucca si rifiuti di sottostare agli obblighi che gli vengono qui imposti, rivendicando di essere originario di Bologna? Persino nel caso in cui provenga da Bologna, fonte di giustizia per eccellenza, la questione, secondo Rolando, non compete all'autorità preposta alla Romagna.[51] Questa affermazione si spiega alla luce di una convinzione espressa altrove dal giudice, secondo cui chiunque intenda sottrarsi a un dovere impostogli dalle autorità comunali, deve provare le sue ragioni davanti a un tribunale, e non può considerarsi libero dall'impegno fin tanto che non lo dichiari tale la sentenza di un giudice.[52] Per Rolando, dunque, non vi sono dubbi: chi abita a Lucca deve sottostare agli obblighi impostigli dai consoli cittadini, e per qualsiasi contestazione sono competenti i tribunali lucchesi.

La soluzione, tuttavia, non è così semplice. Al principio romano secondo cui il legame con la città di origine non si spezza semplicemente spostando il domicilio, si aggiungeva infatti il fascino intrinseco che possedeva l'*origo* agli occhi tanto di Pillio, quanto di Rolando, perché essa era determinata dalla *natura* che, nel pensiero medievale, è fonte di *veritas*.[53] La cittadinanza derivante dal domicilio, invece, poteva loro ben apparire come un'appartenenza fittizia, come una finzione che si sovrapponeva alla naturalità dell'*origo*. La preferenza assoluta da accordare alla *veritas* è chiaramente enunciata da entrambi nei rispettivi commenti, dove vengono allegati numerosi esempi in cui questo criterio doveva essere rispettato.[54]

Sorgevano inoltre una serie di quesiti pratici tutt'altro che secondari. Cosa sarebbe accaduto, per restare nell'esempio di Rolando, se Bologna avesse imposto degli obblighi al bolognese per nascita

---

[51] Cf. infra, Appendice, § 70.

[52] *Est ergo de modo vel ordine ut vocatus ad munus si vult et potest excusari ut appellet et intra duos menses causam ipsam peragat; alioquin non esset ab iniuncto munere liber, quia non ipso iure, sed per iudicis sententiam id esset declarandum* (Rolandus de Luca, ad tit. C. 10.48).

[53] Cf. le importanti considerazioni sull'uso estensivo della *fictio* nel diritto romano e il suo impatto sul pensiero giuridico medievale, formulate da Thomas, Fictio legis. L'empire de la fiction romaine et ses limites médiévales, Droits. Revue française de théorie juridique 22 (1995) pp. 17–63; per le riflessioni sul binomio *fictio-veritas* nella dottrina trecentesca, cf. Kirshner, „Ars imitatur naturam" e Canning (vedi nota 2) pp. 170–177.

[54] Cf. infra, Appendice, §§ 3–8. Per il significato originario dei riferimenti alla

trasferitosi a Lucca? Costui doveva considerarsi ora *civis Lucanus*? E se Bologna e Lucca lo avessero contemporaneamente chiamato ad assolvere dei doveri, a quale autorità avrebbe dovuto obbedire?

Per superare questi ostacoli, Rolando cerca di valorizzare tutti gli esempi di cittadinanza artificiale menzionati dal *Corpus iuris*, in cui si poteva derogare al criterio dell'origine. Ciò si verificava, per il diritto romano, principalmente in tre casi: l'adozione, l'affrancamento e la *adlectio* (cittadinanza acquisita per privilegio concesso da una città). Benché Rolando descriva succintamente quest'ultima[55] e menzioni la regola romana secondo cui l'adottato assumeva l'origine dell'adottante,[56] sembra complessivamente essere molto più attratto dal tema dell'affrancamento, cui dedica uno spazio vastissimo nel suo commento.[57] Questo perché il liberto non solo era tenuto, analogamente all'adottato, ad assumere un'origine diversa dalla propria, divenendo cittadino del luogo di cui era originario il padrone che lo liberava; ma – e questo è il punto che davvero interessa il giudice – poteva trovarsi a godere di una cittadinanza multipla. Rolando spiega infatti che, se lo schiavo fosse stato emancipato da più padroni aventi origini diverse, avrebbe dovuto seguire la patria di tutti;[58] lo stesso si verificava, a suo avviso, quando lo schiavo veniva liberato da un padrone con una doppia cittadinanza: secondo un famoso privilegio menzionato dal Digesto, i figli di matrimoni misti tra le donne di Ilio, di Delfi e del Ponto, e uomini stranieri, potevano eccezionalmente assumere la cittadinanza della madre,[59] e dunque, secondo Rolando, essere *municipes* di due città, trasmettendo così una duplice cittadinanza agli schiavi che avessero emancipato.[60]

Il punto rivestiva una importanza fondamentale nel pensiero del giudice perché rafforzava l'idea secondo cui una persona poteva tro-

---

natura nel *Corpus iuris* e il processo attraverso il quale vengono cristianizzati nel diritto medievale, cf. Thomas, Fictio legis, pp. 37–38.

[55] Vedi sotto.

[56] Cf. infra, Appendice, §§ 42, 47.

[57] Ibid., §§ 23–34.

[58] Ibid., §§ 26 e 30.

[59] D. 50.1.1.

[60] Cf. infra, Appendice, §§ 28–29, e l'argomento viene successivamente ripreso ai §§ 56, 63 e 73.

varsi ad essere contemporaneamente sottoposta alle autorità comunali di posti diversi. E ciò non solo nei casi eccezionali di cittadinanza multipla, ma anche quando qualcuno semplicemente trasferiva il proprio domicilio in un luogo diverso da quello di origine. Anche in questa evenienza, sottolinea infatti Rolando, un individuo sarebbe stato sottoposto alla giurisdizione sia del luogo di residenza che di origine, con l'obbligo di comparire di fronte ai funzionari pubblici (*magistrati*) di entrambi le città.[61] Il ragionamento sull'affrancamento dello schiavo consente dunque a Rolando di emanciparsi da un'idea di prevalenza dello *ius sanguinis*, avvicinandosi a un principio di territorialità del diritto cittadino.[62]

La vasta trattazione della cittadinanza del liberto è poi arricchita, nel suo commento, da un lungo elenco di altri casi in cui, secondo il diritto romano, una persona poteva mutare in forma più o meno stabile il luogo di residenza. Questo avveniva in prima istanza quando una donna sposava uno straniero e si trasferiva nella sua città: la moglie passava infatti sotto l'amministrazione della città del marito e manteneva questa condizione anche qualora rimanesse vedova, fin tanto che non si fosse risposata.[63] Particolare interesse desta l'idea,

---

[61] Rolandus de Luca, ad tit. C. 10.40: *Quousque enim illic habitaverint, et illis magistratibus parere debent, et illis unde sint originarii cives; ergo in utroque municipio municipali iurisdictioni sunt subiecti, et honoribus publicis in eis debent fungi ut ff. e. l. Incola* (D. 50.1.29) *et C. e. l. Si in patria* (C. 10.40.5), *semper tamen prevalente origine ut ff. e. l. Libertus § ii.* (D. 50.1.17.4).

[62] Le convinzioni di Rolando non sembrano confermare, per il XII secolo italiano, l'idea di un'appartenenza basata su criteri di stirpe e di natali, valorizzata da Gabriella Rossetti nell'Introduzione a: Dentro la città. Stranieri e realtà urbane nell'Europa dei secoli XII–XVI, G. Rossetti (a cura di), Napoli 1989, pp. xiii–xxxiii, xvi.

[63] Infra, Appendice, §§ 44–46. Per le riflessioni della dottrina medievale sulle fonti romane relative alla condizione della donna nata in un luogo e maritata altrove, si rimanda alle approfondite ricerche di Kirshner, Mulier alibi nupta (vedi nota 2); Id., Donne maritate altrove. Genere e cittadinanza in Italia, in: Tempi e spazi di vita femminile tra Medioevo ed Età Moderna, S. Seidel Menchi/A. Jacobson Schutte/T. Kuehn (a cura di), Bologna 1999, pp. 377–429; Id., Cittadinanza come genere nelle città-stato del Medioevo e del Rinascimento (relazione al Convegno: Innesti. Storia delle donne, storia di genere, storia sociale, Siena 7–9 febbraio 2003, distribuita in forma digitale

espressa tanto da Rolando quanto da Pillio, secondo cui la *mulier alibi nupta* non doveva più essere sottoposta agli obblighi cosiddetti personali della città di origine, ma solo a quelli della città del marito.[64] Con ogni probabilità, fu infatti sulla scorta di questa convinzione che Accursio giunse, in un'importante glossa al Digesto, ad affermare che una donna modenese sposata a un bolognese non doveva più essere sottoposta ai doveri della città di origine;[65] si apriva così la strada che, poco meno di un secolo dopo, avrebbe spinto Bartolo da Sassoferrato a chiedersi se in questo caso la donna dovesse considerarsi cittadina (*civis*) o semplicemente residente (*incola*) nella città del marito.[66]

---

da Reti Medievali); per l'esame della stessa questione nel pensiero di Baldo, cf. Canning (vedi nota 2) pp. 182–183.

[64] Rolandus de Luca, *ad tit.* C. 10.64: *Parcitur ergo mulieri quod non fatigatur ad personalia nisi in domicilio viri sui et non in suo originario*. Pillius de Medicina, *ad tit.* C. 10.64: *Apud incolatum inquam mariti, non apud originem propriam, muneribus femine fungi debent* (Azo, *Summae*, Venetiis 1499, 244va).

[65] Accursio, Gl. ad D. 50.1.38.3, riferita da Kirshner, Mulier alibi nupta (vedi nota 2) p. 160 in nota. Tratto in inganno dal frontespizio dell'edizione usata, Kirshner faceva risalire l'affermazione di Accursio ad Azzone, il quale avrebbe affermato: *Illud quoque circa hunc articulum notandum est, quod adeo uxor mariti domicilium sequitur, ut propriam declinat originem, ut ff. ad mun. l. ultima § item rescripserunt* (D. 50.1.38.3); la paternità del passo deve tuttavia essere attribuita a Pillio: cf. il commento di Pillio a C. 10.40 in Azo, *Summae*, Venetiis 1499, p. 241rb. Per i problemi concernenti la tradizione a stampa delle *Summae* ai *Tres Libri* di Piacentino e di Pillio, circolanti nelle edizioni delle *Summae* di Azzone, cf. Conte, I diversi volti di un testo (vedi nota 3) pp. 355–360.

[66] Senza volere intaccare l'originalità delle tesi di Bartolo, il debito del suo pensiero nei confronti delle teorie sviluppate alla fine del XII secolo dai giuristi che si confrontarono con i *Tres Libri* non è stato ancora oggetto di un'analisi approfondita. Per restare in tema di *mulier alibi nupta*, si segnala l'importanza dei commenti di Rolando e di Pillio al tit. C. 10.64, in cui, oltre ai passi citati nelle note precedenti, compare sia il principio secondo cui la donna *que desponsata est ante contractas nuptias suum non mutat domicilium, sed ob id non apud sponsi incolatum, sed in sua patria munera sustinebit ut ff. ad munic. l. Ea que desponsata* (Pillio, *Summa ad tit.* C. 10.64, in: Azo, *Summae*, Venetiis 1499, p. 244vb), all'origine dell'idea espressa da Bartolo nel commentario a D. 50.1.38.3: *desponsata per verba de futuro, non mutat domicilium* (cf. Kirshner, Mulier alibi nupta (vedi nota 2) p. 173); sia l'importante riferimento alla legge divina: *In personalibus autem muneribus, si*

La casistica di Rolando include ancora i relegati, che assumevano il domicilio del posto che veniva loro assegnato, senza tuttavia perdere quello del luogo da cui erano stati allontanati; gli studenti, che acquistavano il domicilio nella città universitaria soltanto dopo dieci anni; e i senatori che, una volta nominati tali, potevano assumere il domicilio a Roma, ed essere esentati dagli obblighi della città di origine.[67] Il commento si conclude con un elenco dei molti casi in cui, in base al diritto romano e non solo, una persona doveva sottostare a una giurisdizione diversa dalla propria (*in non suo foro respondere teneatur*).[68] In questo campo, Rolando è interessato esclusivamente all'individuazione del foro competente nelle cause in cui fossero coinvolti stranieri, e appare invece del tutto estraneo al dibattito dottrinario relativo al diritto da applicare.[69]

7. Ma la complessiva indifferenza nei confronti del diritto statutario è un tratto caratterizzante della sua opera. L'assenza di qualsiasi interesse per il potere normativo comunale risulta particolarmente evidente in un discorso sulla cittadinanza, e si riflette nello scarso rilievo che il giudice accorda alla questione della cittadinanza acquisita per privilegio concesso dalla città. Se Pillio non menziona affatto la *adlectio* come quarta strada per divenire *civis*, limitandosi alla discussione delle altre tre vie previste dal Codice (nascita, affrancamento e adozione[70]), Rolando dedica all'argomento poche e confuse righe: il termine *adlectio* è da lui tradotto con le espressioni *expressa*

---

mulier sit nupta quia efficitur una caro cum viro, testante Domino, et erunt duo in carne una, et vir caput mulieris sit, sequitur domicilium viri et relinquit originarium; mulieres enim honore maritorum erigimus et genere nobilitamus, et forum ex eorum persona statuimus (Rolandus de Luca, *ad tit.* C. 10.64), confluito in Cino da Pistoia e poi in Bartolo (cf. Kirshner, Mulier alibi nupta (vedi nota 2) pp. 162 in nota e 173).

[67] Infra, Appendice, rispettivamente §§ 43, 53 e 75–76.

[68] Ibid., § 77, in cui il giudice si allinea all'idea romanistica secondo cui, nel penale, era competente il foro nel quale era stato commesso il delitto.

[69] Sul quale cf. C. Storti Storchi, Aspetti della condizione giuridica dello straniero negli statuti lombardi dei secoli XIV e XV, Archivio storico lombardo 111 (1985) pp. 9–66, 13–20.

[70] Cf. C. 10.40.7: *Cives quidem origo manumissio adlectio adoptio, incolas vero* [...] *domicilium facit.*

voluntas e *consensus*, che tende però a riferire all'individuo, anziché alla *civitas*.[71] Si tratta di una incomprensione interessante, se si considera il ruolo fondamentale che, per superare l'idea di una cittadinanza originaria unica, i giuristi tardo-duecenteschi e trecenteschi attribuirono alla *adlectio* come strumento per ottenere una seconda cittadinanza (artificiale), risultante da una disposizione legislativa del Comune.[72] Come abbiamo visto, però, il lungo ragionamento su tutte le categorie di persone che, nel diritto romano, si trovavano a vivere in un posto diverso da quello in cui erano nate o da cui discendevano i propri antenati, aveva consentito a Rolando di giungere per altre vie a risultati simili (cittadinanza multipla), aggirando abilmente il problema.

Il disinteresse quasi completo che sia lui che Pillio nutrono nei confronti della *adlectio* non è dunque motivato dalla mancata esigenza di superare l'*origo*, ma sembra piuttosto essere un indicatore del fatto che, per loro, la città non si identifica con la *potestas statuendi*. Ciò non implica un'indifferenza nei confronti della cittadinanza, quanto piuttosto una visione profondamente diversa dei suoi contenuti.

In questa fase della storia comunale, l'espressione fondamentale del potere della *civitas* consiste nella rivendicazione di un'autorità esclusiva in campo giurisdizionale e fiscale, che non si presentano tanto quali „settori" del potere politico comunale, ma come la vera essenza di esso. È sul diritto di riscuotere le tasse e sull'esercizio della giustizia che, nel XII secolo, la città fonda la propria identità, sia verso l'esterno, nei confronti del potere imperiale, sia verso l'interno, per ottenere il rispetto dei soggetti che la compongono. Per un giudice del XII secolo, parlare di cittadinanza significa perciò parlare dei diritti fiscali e giurisdizionali della città, fondandone la legittimità su presupposti teorici romani. Commentare il diritto pubblico romano non serve dunque a sviluppare astratte riflessioni giuridiche su istituti e figure di altri tempi; diviene piuttosto l'occasione di comprendere e usare un raffinatissimo strumentario giuridico, per trovare delle risposte alle esigenze politiche del presente.

---

[71] Cf. infra, Appendice, § 48.

[72] Cf. Kirshner, Mulier alibi nupta (vedi nota 2) p. 151. Secondo lo studioso („Civitas sibi faciat civem" p. 697), prima di Bartolo il principio di *adlectio inter cives* fu comunque „rarely developed and related to contemporary institutions".

APPENDICE

Rolandus de Luca
Summa in tit. De municipibus et originariis (C. 10.39)

Testo tratto dall'edizione della *Summa Trium Librorum* di Rolando da Lucca, in preparazione a cura di Emanuele Conte e Sara Menzinger, con la collaborazione di Francesca Macino.
Il corsivo indica i brani che Rolando ha ripreso dalla *Summa* incompiuta di Pillio da Medicina, controllata nell'edizione a stampa del 1499 (Azo, *Summae*, Venetiis, a Georgio Arrivabene). Nell'apparato sono annotate soltanto le varianti significative.
Per le questioni concernenti la storia del testo, si rimanda a E. Conte, I diversi volti di un testo del XII secolo. La summa di un giudice fra aule universitarie e tribunali, in Juristische Buchproduktion im Mittelalter, V. Colli (a cura di), Studien zur europ. Rechtsgeschichte 155, Frankfurt am Main 2002, pp. 351–366, con appendici di V. Longo e S. Magrini sulle descrizioni dei manoscritti (ivi, pp. 367–384), e di F. Theisen sulla biografia dell'autore (ivi, pp. 385–394).

Mss. utilizzati:
Md: Madrid, *Biblioteca Nacional*, 1876 (sec. 13)
Mc: Montecassino, *Archivio dell'Abbazia*, 58 (sec. 13)
P: Peralada, *Biblioteca del Palau*, 35869 (sec. 13)
S: Sankt Florian, *Stiftsbibliothek*, XI. 596 (secc. 13–14)

⟨1.⟩ De decurionibus per quos consulitur curie civitatis dictum est, nunc de aliis civibus qui et civitati ex necessitate consulere debent quod sit quidem vel ratione originis, vel domicilii, ideo de municipibus et originariis dicendum est et de incolis, et sic permixtim de duobus titulis loquamur R.
⟨2.⟩ Originarios tantum nativitas facit, municipes facit et origo et manumissio et adoptio, ut ff. e. l. i. (D. 50.1.1).
⟨3.⟩ *Origo, inquam, vera; nec enim assumptio originis, que non est, veritatem nature perimit: errore enim veritas originis non amittitur nec mendacio dicentis se esse, unde non sit, deponitur; nec recusando quis patriam, de qua oriundus est, neque mentiendo de ea quam non habet, veritatem mutare potest, ut ff. e. l. Adsumptio (D. 50.1.6); ⟨4.⟩ in iure nulla malignatione vel ymaginatione nature veritas debet obumbrari ut ff. de liberis et postu. l. Filio quem (D. 28.2.23), nec quisquam voluntate sua propriam potest originem declinare, ut C. e. l. penult. (C. 10.39.4).*
⟨5.⟩ Veritas enim rerum gestorum erroribus non vitiatur, ut ff. de officio presidis Illicitas § Veritas (D. 1.18.6.1), et preponi veritas prefertur, ut C. plus valere quod agitur, per totum (C. 4.22 per totum), et manumissio non facit libertum qui antea erat ingenuus, ut no⟨tavi⟩ s. si servus aut libertus ad decur. adspir. etc. (Rolandus de Luca, *Summa* in t. C. 10.33, §§ 9–10); ⟨6.⟩ et nominatio sola non facit filium qui non erat, ut C. de hr. insti. l. Si pater tuus (C. 6.24.4); et divisio extra ius facta et coheredis confessio qui non erat non preiudicat, ut C. de iur. et facti. igno. l. Si post divisionem (C.1.18.4).
⟨7.⟩ Nec nudis asseverationibus vel ementita professione filius constituitur qui non est ut C. de probat. Non nudis (C. 4.19.14); nec confessio contra naturam et veritatem facta preiudicat, ut ff. ad. l. aquil. l. Inde Neracius § ult. et l. Hoc apertius et l. Pro inde (D. 9.2.23.11; 24 et 25).

1. de decurionibus] set *praem.* P decurionibus – consulitur *om.* Md civibus] civilibus P et *om.* Md ex] in P sit quidem] siquidem P domicilii] idest incolatus (incollatis Md) *add.* P Mc Md R. *om.* Mc Md
2. *§ 2 om.* Md et manumissio – e l. i. *om.* P (*homoiotel.*) l. i.] l. Mc
3. *§ 3 om.* Md origo *om.* P (*homoiotel.*) veritatem] veritate Mc enim veritas] utilitas P amittitur] adimitur P dicentis] dantis Mc sit] possit Mc deponitur] depositurus S recusando] recusare P mentiendo] veritatem *add.* P de ea D. 50.1.6 *et* Py, *om. codd.*
4. *§ 4 om.* Md in iure] nimirum P Mc nulla] nec ulla P obumbrari] obumbrare S sua *om.* Mc propriam] primam P, propria Mc
5. *§ 5 om.* Mc Md rerum *om.* P Illicitas] l. *praem.* P preponi] oppinioni P manumissio] manumisso S qui] quia S
6. *§ 6 om.* Mc Md divisio] dimissio S ius facta *om.* P
7. *§ 7 om.* Mc Md asseverationibus] assertionibus P professione] confessione P facta] factam S

⟨8.⟩ Falsa enim demonstratio veritatem non perimit, ut ff. de con. et demonst. l. Falsa et l. Demonstratio (D. 35.1.33 et 17); quod enim naturale est, simulatione aliqua tolli non potest quia iura naturalia et sanguinis tolli non possunt ut inst. del. ag. tu. l. ult. (Inst. 1.15.3), instit. de hered. que ab intestato § Naturalia (Inst. 3.1.11), inst. de iur. naturali. § penult. (Inst.1.2.11).
⟨9.⟩ *Videamus itaque qui dicantur proprie municipes et qui originarii et an utriusque munera debeat sustinere.* ⟨10.⟩ *Municipes dicuntur muneris participes ut puta Campani, Puteolani, Bononienses, Ferrarienses, ita tamen ut non a matribus set a patribus denominationem accipiant. Nempe qui ex patre Bononiensi et matre Ferrariensi natus est, non Ferrariensis set Bononiensis iudicatur, nisi aliquo privilegio materna civitas muniatur ut ff. e. t. l. i. (D. 50.1.1.2)*, et dixi s. de decur. v. matris aut. (Rolandus de Luca, *Summa* in tit. C. 10.32, § 16), *vel nisi domiciliis in materna civitate detineatur ut C. e. t. Filios (C. 10.39.3)*, ⟨11.⟩ *quo casu utriusque civitatis munera sustinebit: alterius necessitate, ut paterne, alterius sponte, ut materne. Nullus enim, ut dictum est, voluntate sua propriam potest originem declinare, etiam si rescriptum imperiale impetraverit ut C. e. t. l. i. et l. penult. et ult. (C. 10.39.1, 4 et 5), nisi forte publica necessitas hoc exegerit ut C. de decur. l. Curiales ul. (C. 10.32.25) py.*
⟨12.⟩ *Quid enim si utraque civitas munera simul imponat? Potior erit originis causa ut ff. e. t. l. Libertus § ii. (D. 50.1.17.4).* ⟨13.⟩ *Originarii ergo dicuntur ab origine non sua sed paterna: licet enim in Mutinensi civitate natus fueris, si tamen pater tuus de Ferraria fuerit oriundus, licet Mutine domicilium habuerit, Ferrariensis diceris ut C. e. t. l. Filios (C. 10.39.3), ff. e. t. l. Assumptio § i. (D. 50.1.1.2).*
⟨14.⟩ *Set fortiter queri posset: quid si pater tuus natus fuerit Ferrarie, set alius avus paternus Bononie non de Ferrariensi patre, nunquid Ferrariensis an Bononiensis potius diceris? Videtur quod Bononiensis, quia sicut*

---

8. *§ 8 om.* Mc Md l. ult.] § ult. P
9. *§ 9 om.* Mc Md
10. *§ 10 om.* Mc Md Campani] camparii P Puteolani] puta oleani S, puta clam P denominationem] donationem S, donatus est P iudicatur] iudicabitur P in *om.* P
11. *§ 11 om.* Md quo casu – declinare *om.* Mc necessitate] necessitatem P ut materne] et in die P etiam] et Mc py. *om.* Mc
12. *§ 12 om.* Md utraque] una P simul *om.* Mc
13. *§ 13 om.* Md fueris] fuerit P fuerit *om.* Mc
14. *§ 14 om.* Md fortiter] forte P posset] potest P alius om. Mc patris] patrie S sequitur] sequatur P Bononia] ex *praem.* Mc

tu, sic pater tuus, non suam, set patris originem sequitur, ergo non ex Ferraria set Bononia originem traxit, sic ergo et tu.
⟨15.⟩ *Hac ergo ratione concludi posset quod ego sequor originem mei primi parentis et quod omnes sequimur unius originem, et quod sic matris ut patris, non avi vel ulterioris licet avi vel superioris videatur origo patris. Sic enim intelligo filius consequitur originem patris naturalem, idest civitatem illam in qua pater natus est, naturaliter saltim domicilio paterno vel aliud diligens lector inquirat.*
⟨*16.*⟩ *Item quid si non ex civitate ortus fuerit, set ex vico eius civitatis? Dicendus est municeps sub qua vicus ille constitutus est ut ff. e. t. l. Qui ex vico (D. 50.1.30).*
⟨*17.*⟩ *Cum igitur ex vico Medicinensi natus sim, qui sub Bononiensi civitate constitutus est, iure meritoque Bononiensis possum appellari, licet domicilio factus sim Mutinae py.*
⟨18.⟩ Videamus ergo: qui dicuntur municipes, et que faciant aliquem municipem sive civem, et ad que facienda cogantur municipes vel cives; et an plura quis possit habere domicilia, et cuius domicilium filius sequatur vel filia, et quomodo quis transferat domicilium, et quomodo distinguatur domicilium; et ut sequens titulus permixtim cum isto tractetur, audeamus de incolis qui scilicet dicantur incole; et ubi quis domicilium habere videatur, et de hiis qui studiorum causa in alia civitate degunt.
⟨*19.*⟩ *Et quidem proprie dicuntur municipes idest muneris participes in civitate recepti ut munera nobiscum facerent. Abusive vero dicuntur et municipes cuiusque civitatis cives ut ff. e. l. i. (D. 50.1.1.1), et ff. de v. sig. l. Munus (D. 50.16.18).*

---

15. *§ 15 om.* Md ergo *om.* P posset] posses P quod] secundum *praem.* P mei primi parentis originem *tr.* Mc omnes – quod[3] *om.* Mc (*homoiotel.*) patris] ad quod dicimus quod filius sequitur originem patris *add.* P Mc origo] ergo S intelligo] quod *add.* P consequitur] sequitur P Mc saltim] saltem Mc paterno] patrono S aliud] alius P lector] pater P
16. *§ 16 om.* Md est *om.* P est constitutus *tr.* P
17. *§ 17 om.* Md Medicinensi] Mediolanensi P sim] fui P iure meritoque] viro matreque P, iure merito Mc sim[2]] sit P Mutinae] Mutinensis Mc
18. dicuntur *rep.* S cives *om.* Md quis] qui S cuius] quod P et quomodo distinguatur domicilium *om.* P Mc Md (*homoiotel.*) audeamus] videamus P Mc Md incolis] et *add.* P scilicet *om.* P
19. quidem] qui P et[2] *om.* P Mc Md ff. e l. i. et *om.* Mc (*homoiotel.*) Munus] Eius *praem.* P

⟨20.⟩ Hec sunt que faciunt civem sive municipem scilicet: nativitas, manumissio, adoptio, allectio.
⟨21.⟩ Nativitas, inquam, vel origo quia ubi quis nascitur ibi domicilium habere dicitur ut ff. e. l. i. (D. 50.1.1), et de v. sign. l. Municipes (D. 50.16.228). ⟨22.⟩ Quid si de villa oriundus sit? Certe illam intelligitur habere patriam cuius rei publice ille vicus respondet ut ff. e. l. Qui ex vico (D. 50.1.30). 21.
⟨23.⟩ Manumissio inquam quia ubi quis manumissus est statim manumissoris domicilium habere intelligitur ipse et eius filii, tunc enim incipit habere statum, ut ff. de cap. mi. l. Liberos et l. Hodie (D. 4.5.3 et 4).
⟨24.⟩ Manumissoris dico et non testatoris qui manumittere rogavit, ut ff. e. Si quis a pluribus, et l. Libertus § Ex causa (D. 50.1.7 et 17.8), et C. e. l. ii (C. 10.39.2); non enim qui rogat manumittere set qui prestat libertatem is patronus est, ut inst. de singulis rebus per fideicommissum relictis (Inst. 2.24), et is venit ad successionem liberti ex testamento et ab intestato ut ff. de op. lib. (D. 38.1).
⟨25.⟩ Qui esset ingratum non potest accusare nec operas imponere ut C. de op. lib. l. ii. (C. 6.3.2), et C. de lib. et eorum li. l. i. (C. 6.7.1). ⟨26.⟩ Domicilium inquam sequitur patroni vel patronorum si plures sunt qui manumiserunt ut ff. e. l. Si quis a pluribus (D. 50.1.7); ergo, si de diversis locis erant patroni omnium sequetur patriam qui manumittitur ab eis.
⟨27.⟩ Numquid sequetur et domicilium voluntarium? Certe sic scriptum est quod liberti sequntur originem patronorum vel domicilium, ut ff. e. l. Assumptio § ult. et l. Filii in princ. et l. De iure § Libertos (D. 50.1.6.3; 22 in princ. et 37.1).
⟨28.⟩ Set contra dicere videtur alia lex: eius, qui manumisit, municeps est manumissus, non domicilium eius, set patriam secutus, et si patronum habeat municipem duarum civitatum earundem erit municeps ut ff. e. l. Eius (D. 50.1.27).

---

20. civem faciunt *tr.* Md sive *om.* P allectio] electio P, adlectio Mc
21. vel] nec P ibi *om.* Mc domicilium ibi *tr.* Md
23. ubi] ibi S, ut Mc domicilium manumissoris *tr.* P tunc] et *praem.* P enim *om.* P
24. et non] vim Md Si quis] l. *praem.* P Md ii *om.* P enim] est P manumittere[2]] manumittit Md est *om.* P
25. esset] ex set P Md, ex s Mc ii. et C. – li. l. *om.* P (*homoiotel.*)
26. vel patronorum *om.* Md sequetur] sequatur P patriam qui] patri in qui S, patri qui P
27. et sequetur *tr.* Md in princ. – Libertos *om.* Mc Md
28. eius] ei P municeps *om.* Mc patronum habeat] habeat patrimonium P earundem – Eius *om.* Md (*homoiotel.*) ut ff. e. l. Eius *om.* P (*homoiotel.*)

⟨29.⟩ Duarum quidem civitatum potest quis esse municeps, ut dictum est de Yliensibus et Delfis et Ponticis; nam concessum fuit eis ut qui de eorum mulieribus nascerentur, licet ex diversarum civitatum parentibus, ut predictarum civitatum fiant municipes ut C. e. l. i. (C. 10.39.1).
⟨30.⟩ Set, ut dictum est, a pluribus manumissus omnium sequitur originem, non dicit domicilium idem in C. e. l. ii. (C. 10.39.2), ut manumissus patriam manumissoris sequatur, et non dicit domicilium, sed quicumque sequatur potest tamen et suum eligere domicilium, licet non obsit origini patroni et sic utrobique, set prevalente patroni origine muneribus astringetur ut ff. e. l. Filii § Muni. et l. De iure § Libertos et l. Libertus (D. 50.1.22.2; 37.1; 17), et hic cum dicat non nocere origini patroni non dicit domicilio.
⟨31.⟩ Set filius familias non domicilium patris, set originem sequitur, ut ff. e. l. Assumptio § Filius (D. 50.1.6.1). ⟨32.⟩ Si vero libertus alterius sequatur originem vel domicilium non gravatur; si utrumque non debet conqueri, quia aliter non venisset ad lucem; manumissio enim dat ei capud et statum cum prius esset incognitus iuri civili et pretoriano edicto.
⟨33.⟩ Item si debet sequi domicilium intelligo de illo quod tunc habebat patronus, non si postea ad aliud convolavit; ne si per orbem terrarum vagari velit, imponatur liberto necessitas ubicumque eum sequi ut ff. de op. lib. l. Quod ubi (D. 38.1.20.1) R.
⟨34.⟩ Set quid erit si a civitatibus omnium patronorum ad munus devocetur libertus? Forte occupantis melior erit conditio ar. per hoc quod n⟨otavi⟩ s. de conditis in publicis orreis etc. (Rolandus de Luca, *Summa* in tit. C. 10.26, §§ 4–6).
⟨35.⟩ Set quid si simul vocent? Forsitan invicem concursu se impedient nisi inter se conveniant ar. ff. del. i. l. Huius § ult. (D. 30.[1].84.13), ff. de usufruc. l. Quot. duobus (D. 7.1.34), vel sortiri ea oportebit ar. C. communia del. l. ult. (C. 6.43.3), et ff. de iud. Set cum ambo. (D. 5.1.14), ⟨36.⟩ *vel*

---

29. duarum – civitatum *om.* Md (*homoiotel.*) duarum – municeps *om.* P (*homoiotel.*) municeps] ut ff. e l. Eius. Duarum quidem civitatum fiet municeps Md mulieribus eorum *tr.* Md ut predictarum – e l. i. *om.* Md
30. set *om.* Md sequitur] sequetur Md non] ut P sed – domicilium *om.* S (*homoiotel.*) prevalente] prevalendum P patroni origine] patrono in originem S, patroni originem P Muni. – Libertus] viii Md nocere] nocet Md
32. vero] ergo Mc Md alterius] alteruni S, alterum P Mc lucem] litem P iuri civili incognitus *tr.* Md
33. convolavit] convaluit Mc vagari] vagare P Mc Md liberto] patrono Md ubicumque *om.* P eum sequi] consequi Mc R. *om.* Mc Md
34. *§ 34 om.* Md devocetur] revocetur P, tenetur Mc ar. – etc. *om.* Mc
35. *§ 35 om.* Md concursu *om.* Mc impedient] impediant P

gratificationi erit locus ut ipse vocatus possit eligere ar. ff. del. iii. l. Si quis servum § Si inter (D. 31.[1].8.3), ff. de condict. inde Plane (D. 12.6.21), ⟨37.⟩ vel forsan maiori et nobiliori defertur civitati ut in aut. de hered. et falci. § i. (Auth. coll. 1.1=Nov. 1.1), et in auten. de defens. civitatum (Auth. coll. 3.2=Nov. 15), et ff. de fide instru. l. ult. (D. 22.4.6), et § De natur. liber l. Si quis (C. 5.27.3), ⟨38.⟩ vel quod videtur melius ei qui munus honus imponit ar. C. qui bo. ce. pos. l. ult. (C. 7.71.8), ff. de pactis l. Maiorem (D. 2.14.8), quia in penis promptiores sumus ad molliendum ut ff. de penis Interpretatione (D. 48.19.42) *py.*

⟨39.⟩ Patronus autem intelligitur et qui ex causa fideicommissi manumisit, ipsius enim non testatoris originem sequitur ut C. e. l. ii. (C. 10.39.2) et ff. l. Libertus § Ex causa (D. 50.1.17.8).

⟨40.⟩ Quid autem si heres non manumisit, set per decretum pretoris absente herede datum ad libertatem pervenerit? Respondeo: si quidem ex Rubriano senatus consulto hoc factum fuerit quia orcinus sit libertus testatoris non heredis originem sequitur ut ff. de fideicom. lib. l. Cum vero § Subventum (D. 40.5.26.7); si vero ex Damasiano, ad libertatem perveniat quia perinde habetur ac si ut oportet manumissus esset heredis est libertus et ob id ipsum adsequitur ut ff. de fideicom. liber. l. Neque infantes (D. 40.5.36).

⟨41.⟩ Utrique scilicet tam originarii quam municipes idest incole munera civitatum subire debent, nisi aliquibus de causis vel privilegis excusentur de quibus domino annuente plenius agetur inferius. In summa itaque notandum est quod municipis verbum proprie acceptum incolam abusive autem etiam originarium designat ut dictum est py.

---

36. *§ 36 om.* Md del. iii.] del. ii. P Mc servum] servus P Si inter] Sicut P
37. *§ 37 om.* Md maiori forsan *tr.* P defertur] referetur P § i. *om.* P §[2]] C. Mc § De natur. – Si quis *om.* P
38. *§ 38 om.* Md vel quod – l. ult. *om.* P vel] et Mc quia – Interpretatione *om.* Mc
39. *§ 39 om.* Md et *om.* Mc fideicommissi manumisit] fideicommittit P testatoris] testatus S, testoris P
40. *§ 40 om.* Md manumisit] manumiserit P Mc absente] habente Mc datum ad libertatem] dictum ab hereditate P ex Rubriano] R(ubrica) ex Rubriano P, Rubriano Mc orcinus] orchinus Mc quia perinde] proinde P
41. *§ 41 om.* Md utrique] utique Mc munera] munia Mc verbum *om.* Mc etiam] et P

⟨42.⟩ Adoptio facit civem quia adoptatus sequitur originem adoptantis, licet suum originarium non mutet et quia nichil ligabile quod non sit dissolubile ut in auten. de nupt. (Auth. coll. 4.1=Nov. 22), sicut adoptione queritur ita ea dissoluta dissolvitur ut ff. e. l. i. et l. Ordine § ult. et l. Si is. (D. 50.1.1; 15.3 et ?).
⟨43.⟩ Sicut et relegatus ubi relegatur domicilium habet et retinet primum unde arcetur ut ff. e. l. Filii § Rele. et l. Eius § ult. (D. 50.1.22.3 et 27.3).
⟨44.⟩ Secus in filia nupta illa quidem sequitur forum viri et relinquit paternum, et hoc ita si matrimonium sit legittimum: mulieres enim honore maritorum erigimus et genere nobilitamus et forum ex eorum persona statuimus ut ff. de iur. omni iud. l. penult. (D. 2.1.19), C. de dig. l. Mulieres (C. 12.1.13), C. de incol. l. Mulieres (C. 10.40.9); ⟨45.⟩ set si minoris ordinis virum postea habuerint et eius conditionem et domicilium sequentur, et non mariti prioris cuius oblita est, ut in auten. de nupt. § Non tamen (Auth. coll. 4.1=Nov. 22.36) et C. de incol. l. Mulieres (C. 10.40.9), nisi a principe impetraret ut in priore dignitate maneret ut ff. de senat. l. ult. (D. 1.9.12).
⟨46.⟩ Retinet autem domicilium viri mulier etiam viro mortuo quousque sit vidua, ut ff. e. l. Filii § Vidua (D. 50.1.22.1).
⟨47.⟩ Sequitur inquam adoptatus originem adoptantis et non domicilium ad instar legittimi filii qui, cum in veritate sit filius, magis honoribus paternis esset astrictus quam iste qui per fictionem et iuris artificium efficitur filius.
⟨48.⟩ Allectio facit quem municipem idest expressa voluntas vel consensus; nam ubicumque quis velit potest habere domicilium quod tamen ei non sit interdictum, licet si filius familias vel libertus ut ff. e. l. Labeo et l. Nichil et l. Assumptio § Viris (D. 50.1.5, 31 et 6.2) et utrobique set prevalente origine astringitur ut ff. e l. Libertus (D. 50.1.17). ⟨49.⟩ Non enim valet quicquam impetrare rescriptum ut quis suam patriam deserat ut C. e. l. ult. (C. 10.39.5).

---

42. adoptatus] adoptivus Md adoptione] et in *praem.* P queritur] quam P et l. Ordine] § Ordine P
43. sicut] sic P et *om.* Md ubi] ut Md relegatur] legatus P
44. quidem] equidem Mc mulieres] mulieris Md honore] honores S maritorum] maritum Md et[3]] idest Md nobilitamus] nobilitatis Md et[4] *om.* Md eorum] eius P ut ff. – Mulieres *om.* Mc Md
45. virum] videtur Md habuerint] habuerit Md et *om.* Md sequentur] sequantur P, sequatur Md non *om.* P maneret] manerent P
46. viri *om.* Mc etiam] et P Md § Vidua *om.* Md
47. sequitur] sequatur Md qui *om.* Md paternis esset] patris sit P iuris artificium] non de vero filio Md
48. allectio] electio P, adlectio Mc idest] scilicet Md quod] qui Md ei *om.* Md interdictum – si *om.* Md si *om.* P et l. Nichil *om.* P Viris] ult. Md astringitur] astringetur Mc Md

⟨50.⟩ Set et pro vitando personali munere nil valet pecuniam offerre ut C. de excuss. mu. l. Illud (C. 10.48.10), que ergo maior conditio quam ut originis ratione ad subeunda patrie munera invitus revocetur.
⟨51.⟩ Domicilium inquam interdicitur alicui ex suo vitio propter penam ut in certo loco non moretur ut ff. de interdictis et re. (D. 48.22), et ff. de re. mil. l. Milites § Missionum (D. 49.16.13.3), et C. de re mil. l. iii. (C. 12.35.3).
⟨52.⟩ Propria inquam voluntas ostendit quem habere domicilium, nam ubi quis larem et summam suarum rerum constituit ac fortunarum domicilium ibi habere dicitur, unde rursus non sit discessurus, si nichil advocet ut C. e. l. Cives (C. 10.40.7.1).
⟨53.⟩ Set qui certa de causa ut qui causa studiorum Bononie morantur domicilium ibi habere non creduntur nisi longo tempore peracto, idest decennio sedes ibi constituerunt ut C. de incol. l. ii. (C. 10.40.2); tunc quidem non intelligitur ut scolaris ibi manere, set sicut quislibet extraneus. Ergo, quod est notabile, ut efficiamur periti per decennium in scolis possumus morari vel usque quo sumus xxv. annorum ut C. qui etate l. i. (C. 10.50.1).
⟨54.⟩ Set et qui in territorio civitatis morantur, velud incole ad munera vel honores non astringentur ut C. de incol. l. Est verum (C. 10.40.3).
⟨55.⟩ Et sic ex predictis colligere licet modos qui faciunt aliquem civem; nam si non sit originarius vel incola Lucensis ob solam domum quam sibi habeat ad munera personalia non trahetur ut ff. e. l. Libertus § Sola (D. 50.1.17.13) et C. de incol. l. Cum neque (C. 10.40.4).
⟨56.⟩ Nam tribus de causis tantum cogimur ad munera personalia, scilicet: originis ratione, que fit in veritate vel per iuris artificium ut dicitur de liberto, vel ratione domicilii, vel ratione privilegii, ut de Yliensibus et Delfis et Ponticis legitur ff. e. l. i. (D. 50.1.1), et C. de incolis l. Privilegio (C. 10.40.6).

---

50. set] etiam *add.* Mc pro vitando] promittendo P, iurando Mc, vitando Md ut[2] *om.* Md ad subeunda] adsubeunt S
51. alicui interdicitur *tr.* Mc Md et ff. de re mil. *om.* P
52. voluntas] voluntate Md ostendit *om.* Md quem] que Md ubi quis *om.* Md larem] litem Md advocet] avocet Md
53. qui *om.* Md ibi] sibi S non *om.* Mc peracto *om.* Mc ibi[2]] sibi S constituerunt] constituerint Mc sicut *om.* Md quislibet] quilibet P Mc Md quod] non Md notabile] scobile *add.* Md periti] quod *add.* P in scolis *om.* Mc possumus in scolis *tr.* P
54. morantur] commorantur Mc Md incole] in scole S vel] et P non *om.* S astringentur] astringantur Md Est verum *om.* Md
55. et sic] sed sicut Md colligere] collige P Lucensis] Cenonum (?) P habeat] hanc S, habeas Mc Md trahetur] traheris S
56. tribus] quibus Md tantum] non Mc, *om.* P fit] sit P Mc Md legitur] ut *praem.* Md

⟨57.⟩ Ad ea coguntur unde nomen sumunt, scilicet ad subeunda honera et capiendos honores. Convenit enim unumquemque nobilium functionem in civitatibus agere quas inhabitant ut in aut. de defen. civitatum (Auth. coll. 3.2= legitur ff. e. l. i. (D. 50.1.1), et C. de incolis l. Privilegio (C. 10.40.6).
⟨58.⟩ Quid autem de hiis qui in territorio civitatis morantur? Certe non sicut civitatis illius incole ad eius munera astringentur ut C. de incol. l. Est verum (C. 10.40.3), licet in territorio eius nati illam civitatem debeant suam patriam reputare ut ff. e. l. Qui ex. (D. 50.1.30), et eorum predia in illam civitatem relevent tributa in cuius territorio possidentur ut ff. de censibus l. Forma (D. 50.15.4.2), et volens dare naturales filios curie illius demum civitatis curie debet dare ut C. de natur. lib. l. Si quis (C. 5.27.3).
⟨59.⟩ Sic et sue domus marmora illi demum civitati quis potest legare in cuius territorio possidentur ut ff. del. i. l. Cetera § Si duobus (D. 30.[1].41).4); transfertur domicilium non nuda contestatione set re et facto ut ff. e. l. Domicilium (D. 50.1.20).
⟨60.⟩ Sicut alias non sit periculum sola domini voluntate nisi naturalis datio interveniat nec sit deductio peculii destinatione set re ipsa ut ff. de peculio l. Non statim et l. Si noxali (D. 15.1.8 et 11).
⟨61.⟩ Sic et pecunia non efficitur communis destinatione set per collationem ut ff. pro socio l. Si id. (D. 17.2.58.1); item et res non quia vovetur sit sacra, set si soluta sit ut ff. de poll. l. ii. (D. 50.12.2).
⟨62.⟩ Nec etiam rei dominium mee perdo, licet dominus esse nolo, nisi aliud interveniat ut ff. de acquir. poss. l. Si quis (D. 41.2.20); sic et si de re mea vendenda tecum convenio, dominus esse non desino, nisi interveniat venditio et traditio ut ff. de rei vend. Si ag. (D. 6.1.50), C. de rei vind. Quot. (C. 3.32.15) de pactis Traditionibus (C. 2.3.20), inst. De rerum di. § Per traditionem (Inst. 2.1.40).

---

57. ad ea] adeo Md unde] cum Mc sumunt] assumunt P scilicet ad subeunda *om.* P honera] vel munera *add.* P nobilium functionem] nobilem factionem Md civitatibus] civitate P
58. hiis] illis Md civitatis *om.* Mc illius civitatis *tr.* Mc Md astringentur] restringantur Md l. – verum *om.* Mc l. *om.* Md verum – suam *om.* Md et *om.* Md in[3]] quem Md relevent] revelent Md curie] iure *praem.* Md demum] domum P dare debet *tr.* Mc natur. lib.] curial. Md
59. territorio – trans- *om.* P transfertur] confertur Md re et *om.* Md
60. sit[2]] fit Mc
61. non] si Md pro socio] de pollic. l. ii. et *add.* Md Si id] Illud Md non quia] *rep.* S vovetur] novetur P Md sit[2] *om.* Mc
62. mee dominium *tr.* P Mc Md licet] nisi Mc interveniat aliud *tr.* Md l. Si quis *om.* P sic et] sicut P si *om.* Md vendenda] vendendo P tecum] se-

⟨63.⟩ Sequitur autem filius, ut iam dictum est, originem patris sicut et familiam [ut] et non originem matris, nisi sit privilegio munita matris origo, ut dicitur de Iliensibus et Delfis et Ponticis ut si de aliqua istarum civitatum quis nascatur, licet de patre alterius originis, sit municeps materne civitatis, ut s. no⟨tavi⟩ (*supra*, § 29); idem in civitate Alexandrina, ut s. de decur. § Matris no⟨tavi⟩ (Rolandus de Luca, *Summa* in tit. C. 10.32, § 16), et s. e. ut municipes(?).
⟨64.⟩ Et ita demum quis sequitur patris originem si pater sit legittimus, alioquin maternum ut vulgo quam qui patrem non habent eo quod mater semper est certa ut ff. e. l. i. et l. Eius qui iustum (D. 50.1.1 et 9), et ff. de statu. ho. l. Cum legitime (D. 1.5.19) R.
⟨65.⟩ *Quid ergo dicemus de bastardo facto legitimo? Forsan quia factus est civiliter legittimus originem patris sequitur; nam et adoptivus sequitur patris adoptivi originem, licet naturalem originem non declinet ut C. de adopt. l. In adoptionem (C. 8.47.7), et ff. e. t. l. i. et l. Ordine § ult. (D. 50.1.1 et 15.3).*
⟨66.⟩ *Si tamen ab adoptivo patre emancipetur, non tamen filius set etiam eius civitatis civis cuius per adoptionem fuerit esse desinit ut ff. e. l. Set si is (D. 50.1.16) py.*
⟨67.⟩ *Illud quoque pretereundum non puto quia municipes scire intelliguntur quod sciunt hii quibus cura municipii est commissa ut ff. e. l. Municipes (D. 50.1.14). Nam et universis redditur quod pro voto omnium eorum primatibus indulgetur ut C. de advoc. di. iud. l. Restituente (C. 2.7.25), municipes quoque iurare intelliguntur iurantibus ipsorum amministratoribus ut ff. de cond. l. Municipibus (D. 35.1.97); igitur de calumpnia iurant iurantibus eorum amministratoribus licet dicatur quod maior pars vel ydonea iurare debeat ut C. de iur. propter calump. l. ult. § penult. (C. 2.58.2.11) hoc autem alibi tractavimus plenius py.*

---

cum P interveniat[2]] id veniat P venditio et *om.* Mc Md ut ff. – traditionem *om.* Mc Md de rei vend.] et tradicio et ff. de rei ven. Si ag. *add.* P

63. iam *om.* P ut[2] *om.* Md matris] nostris S Ponticis] pontificis S de patre] pater de S municeps] municipes S ut s. – municipes *om.* Mc Md s. de decur. § *om.* P et[5]] ut P

64. sit] est Md maternum] maternam Md ut vulgo – habent *om.* Mc Md mater semper] illa semper Mc, illa pars Md certa est *tr.* Md l. i.] l. ii. Md iustum] iustam Md et ff. – R. *om.* Mc Md

65. *§ 65 om.* Md civiliter factus est *tr.* Mc est *om.* P legittimus *om.* P patris originem *tr.* Mc Ordine] Originem S

66. *§ 66 om.* Md ab *om.* S etiam *om.* P civis cuius] cuius est P, cuius civis *tr.* Mc fuerit] et *add.* Mc py. *om.* Mc

67. *§ 67 om.* Md pretereundum] pretereundem S intelliguntur] intelligantur

⟨68.⟩ Originem quidem sequitur et non domicilium voluntarium ut ff. Assumptio § Filius (D. 50.1.6.1) si idem vel secus in liberto †.....†; potest etiam suum habere domicilium filius familias ubicumque velit ut ff. e. l. Placet (D. 50.1.3). Idem in liberto supradictum est, set filia ex quo nupta est sequitur forum viri, relinquit paternum, ita si matrimonium sit legittimum ut ff. e. (D. 50.1.38.3) et s. notavi (*supra*, § 44).

⟨69.⟩ In summa notandum est ex ipsis rebus probationes sumi oportere ut quis civis dicatur non enim sufficit quem Lucensem vocari ut propterea sit civis Lucanus, ut ff. e. l. ult. § penult. (D. 50.1.37.5).

⟨70.⟩ Quid autem si Lucani consules mei aliquem cogant ad munera Lucane civitatis et ille se negat inde incolam esse, immo opulentissime et felicissime civitatis et fontis iustitie et populose Bononie oriundum? Equidem talis cognitio non examine presidis Romanie, sub cuius cura est Bononia, sicut et in muliere dicitur aliunde orta et alibi nupta ut ff. e. l. De iure (D. 50.1.37), quasi hoc contingat ratione presentis possessionis, eo quod Luce inveniatur habitare, et ibi debeat respondere; et convictus quod ibi sit incola, cogatur quousque discedat munera ibi subire, set munere peracto renuntiet ut C. de incol. l. i. (C. 10.40.1) et ff. e. Incola (D. 50.1.34).

⟨71.⟩ Set instructus duobus locis equaliter et tam hic quam ibi habitet et animus eius aliter non apparet utrobique munera capiet.

Mc municipii] municipum P commissa est *tr.* Mc Restituente] Restituendum P, Restituende Mc tractavimus alibi *tr.* P

68. quidem *om.* Md § Filius *om.* Md si] filius *add.* Md liberto] ut *add.* P †...† supra est atticat S, supra est agitatur P, sumpta est ac citatus Mc, ac si tantum Md etiam *om.* Md suum habere] suum heredem S (habere suum *tr.* Mc Md) idem[2]] et *praem.* Md supradictum] ut *praem.* Md relinquit] et *praem.* P Mc Md paternum] patrimonium P ita] et *praem.* Mc Md sit] est Md et s. notavi *om.* Mc Md

69. in summa] *rubricam 10, 40 praem.* Md quis civis] quisquis P Lucensem (Elicensem Md) quem *tr.* Mc Md civis[2]] eius P § penult. *om.* P

70. si *om.* Md consules Lucani *tr.* Md mei *om.* Mc mei aliquem *om.* Md inde] idem S esse *om.* Mc et fontis *om.* Md Bononie *om.* P Mc cognitio] conditio Md examine] in *praem.* P Mc Romanie] Romani Md, pro *praem.* P sicut] set Md, sub preside (presidis P Mc) Tuscie, sub cuius cura Luca est (est Lucana Md), fieri debet, sicut *add.* P Mc Md contingat] contingunt Md possessionis] positionis P et ibi] ubi Md ibi[2]] inde Md discedat] decedat P ibi[3] *om.* Md

71. set] si *add.* Md et – aliter *om.* Md (*homoiotel.*) habitet] habitaret Mc apparet] appareat P

⟨72.⟩ Set si agri colendi causa in agro versetur, in municipio autem omnibus municipii commodis utitur, in eo contrahit, balneo spectaculis utitur et festos celebrat, procul dubio istius municipii istum dicemus esse municipem ut ff. e. l. Eius (D. 50.1.27.1), et quia ad ea que frequentius accidunt iura aptantur ut ff. del. et se. co. l. Nam ad ea (D. 1.3.5), ff. si pars hered. pet. Antiqui (D. 5.4.3), in auten. de hered. et falc. i. r. et § i (Auth. coll. 1.1=Nov. 1).
⟨73.⟩ Distinguitur domicilium quia aliud originarium cui omnipharam masculi obedire coguntur et illud proprie dicitur municipium sive ratione originis, sive privilegii, ut de Yliensibus et Delfis et Ponticis dictum est; aliud voluntarium quod sua sponte quis acquirit set prevalente origine et illud dicitur domicilium quasi ratione incolatus.
⟨74.⟩ Set et cum vetus Roma legum originem et summi Pontificatus apicem sortita est, ut in aut. Ut Ecclesia Ro. (Auth. coll. 2.4=Nov. 9), sic et communis nostra patria est et forum generalissimum ut ff. e. l. Roma (D. 50.1.33), cum sit caput mundi, ut C. de veteri iur. e. (C. 1.17.1.10), et per eam vocamur omnes qui sumus liberi cives Romani, ut instit. de nupt. in princ. (Inst. 1.10 in princ.), instit. de patria potestate § Ius aut. (Inst. 1.9.2), et ut quis manumittitur civis Romanus dicitur, ut instit. de lib. § Libertinorum et § Ideoque nostra (Inst.1.5.3), et qui Rome profitetur tamquam in sua patria excusationem ab aliis patrie muneribus meretur ut ff. de excuss. mu. l. Eos (D. 50.5.9).
⟨75.⟩ Specialiter tamen querunt in Urbe domicilium qui ibi creantur senatores et hoc dignitatis gratia ut C. de incol. l. Senatores (C. 10.40.8), quod autem sic est personale senatori ut ultra non procedat, nam ab eo manumissus hoc non sequetur set originarium, quia privilegia, cum sint personalia, non debeant ad alios transire ut instit. de iure naturali. § Quod princ. v. plane (Inst. 1.2.6), ut C. de legibus l. Ex relationibus (C. 1.14.2), C. de privil. doc. l. unica

---

72. agri] agitur S in agro *om.* Mc in[2] *om.* Md autem] ab Mc, *om.* Md municipii] municipiis P utitur an] *in* P in[3]] an S contrahit] contra hic P spectaculis] et *praem.* Md festos] testes P, festat Md istum] istam P esse] rem P aptantur] adaptantur Md ut ff.[2]] e. *add.* Md del. – § i. *om.* Mc Md i. r.] l. R. P
73. cui] qui P, quod Md originis sive *om.* Md
74. cum vetus] causa convinctus Md ut in – est *om.* S vocamur] revocamur Md in princ. – Ius aut. *om.* Mc Md civis] eius P dicitur Romanus *tr.* Mc Md ut instit. – nostra *om.* Mc Md Rome] ratione S aliis] eis Md
75. tamen] autem tantum Md, *om.* P querunt] conquerunt P creantur] credantur Mc hoc *om.* Mc autem] quidem Mc Md nam *om.* Md non hoc *tr.* Mc Md sequetur] sequitur P quia privilegia – Sordidorum *om.* Mc Md relationibus] legationibus P nisi] ubi P dicatur] dicitur P ii. et iii. – sacris *om.* P (*homoiotel.*)

(C. 7.74.1), nisi dicatur ad alios transire debere ut i. de magistris scrineorum l. unica (C. 12.9.1), s. de decur l. Neque et l. Neminem (C. 10.32.61 et 64), i. de comitibus consistorianis l. ii. (C. 12.10.2), i. de prox. sacrorum scri. l. Unicuique et l. In sacris ii. et iii. et l. Si quis in sacris (C. 12.19.7,12.2–3; 11), i. de silenciariis l. Iubemus (C. 12.16.5), i. de agentibus in rebus l. ult. (C. 12.20.6), s. de episcopis et c. l. Omnis a clericis in fine (C. 1.3.2.4), ff. de senat. Femine (D. 1.9.8), i. de dig. l. i. (C. 12.1.1), i. de castrensianis l. f. (C. 12.25.4), i. de privil. scolarum l. ult. (C. 12.29.3), i. de privil. eorum qui in sacro pal. militant l. i. (C. 12.28.1), i. de princ. ag. in rebus l. ult. (C. 12.21.8), i. de metatis l. ult. (C. 12.40.11), i. de profess. et medic. l. ult. (C. 10.53.11), et dic de hoc ut no. i. de excuss. mu. l. Sordidorum (Rolandus de Luca, *Summa* in tit. C. 10.48).

⟨76.⟩ Effectus autem quis senator ratione proprie originis desinit esse municeps quantum ad evitanda honera, set non quo ad capiendos honores ut ff. ad municipal. l. Municipes (D. 50.1.23).

⟨77.⟩ Emergunt etiam occasiones plures ut quis et in non suo foro respondere teneatur, puta si ibi delinquit ut ibi legi subiaceat ut C. ubi de criminibus agi oportet (C. 3.15.1) et auten. qua in provincia (Auth. post C. 13.5.2, *Qua in provincia*); si rem possideas in alieno foro ut C. ubi in rem actio ex. Debet (C. 3.19.2); si possessionem in alieno foro turbasti possessori ut C. ubi de poss. agi oportet (C. 3.16.1); si certo loco pecuniam dare promisisti ut C. ubi con. qui certo loco (C. 3.18.1), ff. de leg. Cum quer. (D. 50.7.4); si milites vel professiones aliquas vel negotiationes exerces coram tuo magistro militum tuisve prepositis respondere cogeris ut C. de iurisd. omnium iudi. Periniquum (C. 3.13.7), i. de ag. in rebus l. Omnia (C. 12.20.4.2?), i. de palatinis l. Viros (C. 12.23.12), i. de castrensianis l. Qui in scola et l. ult. (C. 12.25.3 et 4), i. de decanis l. ii. (C. 12.26.2), i. de privil. scol. l. ult. (C. 12.29.3), quod verum est durante militia vel officio, postea enim coram omnibus iudicibus convenientur.

⟨78.⟩ Item hoc verum est nisi in certis causis ut in tributis et criminalibus et in edificatione domorum et in annonis, in quibus etiam presides cognoscent

---

76. autem] enim Mc Md quis *om.* Md senator] senatori Md ratione] Rome P Mc Md quo] quantum Md capiendos] ibi *add.* P Mc

77. emergunt etiam] et vergunt et P, emergunt et Md et *om.* Md foro] fore P ibi[2]] et *praem.* Mc legi] foro Md foro[2]] turbato possessori Md possessionem] habet *add.* Md turbasti possessori *om.* Md certo loco] in loco certo Md ff. – quer. *om.* Mc Md milites] miles est Md professiones] professor Md vel aliquas *tr.* Md vel[2]] seu Mc negotiationes] negotiationem P tuo *om.* Md tuisve] eiusve P, tu suis Md i. de ag. – convenientur *om.* Mc Md convenientur] convenietur P

78. *§ 78 om.* Mc Md criminalibus] in *praem.* P etiam] et P hic *om.* P penult.] ult. P lon. l.] lon. P Ut tamen] Utrum P

licet eorum offitium non sit finitum ut hic probantur i. de privil. scol. l. penult. (C. 12.29.2), i. de palatinis l. Viros (C. 12.23.12), i. de prox. sacrorum scrineorum l. In sacris lon. l. § ita ut (C. 12.19.12), i. de ag. in rebus l. Ex eo § ut tamen (C. 12.20.4.1); ⟨79.⟩ set et ubi tutelam aliumve actum gessisti, ibi rationem reddes ut C. ubi de ratiocin. agi op. (C. 3.21.1).
⟨80.⟩ Set et dignitas senatoria et matrimonium legittimum et manumissio, sicut supra dicitur, certum dant domicilium R.
⟨81.⟩ Set et si sibi solvere promisisti ubi convenieris ibi contraxisse videris et sic in omni loco quasi ibi contraxeris poteris convenire, quod est notabile pro tabellonium instrumentis ut ff.de act. et obli. l. Contraxisse (D. 44.7.21); ⟨82.⟩ secus si diceretur convenio tecum ut me in tali loco, vel coram tali iudice, vel coram omni iudice possis convenire, quia ante litis contestationem posset declinari iudex nisi esset aliter suus non obstante tali conventione ut ff. de iurisdic. omni. iudi. l. Si convenerit (D. 2.1.18).
⟨83.⟩ *Preterea sciendum est quod ius originis amittitur si a senatoria dignitate quis removeatur ad quam non restituitur nisi specialiter hoc impetraverit ut ff. e. t. l. Filii § Senator (D. 50.1.22.4); item si senatoriam dignitatem quis adipiscatur, set hoc intelligendum est quantum ad munera: in honoribus enim originem retinet, et ideo ab eo manumissus originem ipsius sequitur ut ff. e. l. Municipes (D. 50.1.23); ⟨84.⟩ sic tamen si patrimonium ipsius liberti ad munera expedienda sufficiens sit: res enim patronorum muneribus libertorum subiecte non sunt, licet ipsorum origines vel domicilia sequantur liberti ut ff. de mu. et ho. l. iii. § Liberti (D. 50.4.3.8) py.*
⟨85.⟩ Set et originis proprie sequitur quis munera si non devocetur ad munera originis paterne, nam etiam origo paterna cuius sortitur quis munera et eam sequitur filius, ut s. notatur, est et origo propria ad cuius munera originarius potest vocari ut C. e. l. Origine propria (C. 10.39.4), C. de incol. l. Privilegio et l. Cives (C. 10.40.6 et 7).

---

79. et *om.* P tutelam] tutela P aliumve] abusive P, aliudve Md ratiocin.] cri. P
80. dicitur] dictum Md dant certum *tr.* Md R. *om.* Mc Md
81. *§ 81 om.* Mc Md contraxeris] dixeris P
82. *§ 82 om.* Mc Md tecum] tunc S litis] litem P declinari *om.* P aliter] alius P
83. *§ 83 om.* Md amittitur *om.* P quam] quod P senatoriam] senatoris P est^2 *om.* P honoribus] omnibus P retinet – originem *rep.* S
84. *§ 84 om.* Md sic tamen] sicut P patronorum] paternorum S origines] originem P vel] et Mc
85. *§ 85 om.* Mc Md quis] et P devocetur] denotetur P etiam] est P sequitur] sequatur P notatur] notavi P

ZUSAMMENFASSUNG

Im vorliegenden Aufsatz untersuche ich die Überlegungen zum Bürgerrecht, die Pillius de Medicina und Rolandus de Luca um die Wende des 12./13. Jahrhunderts entwickelten. Diese Überlegungen sind den *Summae* entnommen, die die beiden italienischen Juristen zu den *Tres Libri* des *Codex Iustinianus* verfaßt haben, womit sie also jenen Teil des *Corpus iuris* kommentierten, der das Öffentliche Recht behandelte. Aus dem bisher unedierten Werk von Rolandus veröffentliche ich im Anhang den Kommentar zum Titel *de municipibus et originariis* des *Codex Iustinianus* (C. 10.39). Das Interesse an den Werken dieser zwei Juristen beruht vor allem auf ihrer Frühzeitigkeit. Der Großteil der Forschungen zum Bürgerrecht im kommunalen Italien hat nämlich im wesentlichen das Denken der kommunalen Juristen des 14. Jahrhunderts ausgewertet. Mein Beitrag setzt sich dagegen zum Ziel, die Begriffe zu identifizieren, mit denen das Bürgerrecht am Ende des 12. Jahrhunderts definiert wurde, sowie die Unterschiede herauszuarbeiten, die die Ansichten von Pillius und Rolandus von denjenigen der späteren Juristen trennen. Ich habe mich vor allem auf drei Aspekte konzentriert: die Betrachtungen der beiden Juristen zum Konzept des allgemeinen römischen Bürgerrechts; ihre Überlegungen zur Unterscheidung, die das römische Recht zwischen Personen machte, die aus einem Ort stammten, und jenen, die dort nur wohnten; die Bedeutung, die den Themen Steuersystem und Gerichtsbarkeit in den jeweiligen Kommentaren zugemessen wird. Die ausführliche Behandlung des kommunalen Steuersystems im Werk von Rolandus de Luca hat mich zudem veranlaßt, seine gelehrten Überlegungen zu Bürgerrecht und Abgaben zur zeitgenössischen Situation in Lucca in Beziehung zu setzen.

ASPETTI DELLA MOLTEPLICITÀ ETNICA NEL MONACHESIMO DEL MEZZOGIORNO NORMANNO[1]

di

FRANCESCO PANARELLI

Che il Mezzogiorno sia luogo privilegiato per l'incontro di culture, fedi etnie differenti è dato stabilmente acquisito, in particolare per l'età medievale. Il mio intento non è certo quello di tentare un affresco di queste interconnessioni, neppure solo sub specie monastica. Qui mi fermerò solo su alcuni episodi che si collocano nella cornice cronologica della affermazione normanna e che spero siano funzionali al tema „*Vita communis* e molteplicità etnica", soprattutto per quel che riguarda rapporti tra monaci, popolo e dominatori in regimi di differenza.[2] La Sicilia presentava sicuramente il quadro più complesso, a causa della iniziale predominanza dell'elemento musulmano rispetto a quello cristiano, nel quale era peraltro nettamente prevalente la componente greca; ed è su questa base che i conquista-

[1] Questo articolo rielabora una relazione letta durante l'incontro, organizzato da Uwe Israel: *Vita communis* und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter. Giornata di studi, 26. Januar 2005, Deutsches Historisches Institut in Rom.

[2] La bibliografia, anche solo specifica sul Mezzogiorno, è molto vasta; per brevità rimandiamo a H. Houben, Möglichkeit und Grenzen religiöser Toleranz im normannisch-staufischen Königreich Sizilien, DA 50 (1994) pp. 159–198, poi in traduzione italiana, da cui citeremo, Possibilità e limiti della tolleranza religiosa nel Mezzogiorno normanno-svevo, in. Id., Mezzogiorno normanno-svevo. Monasteri e castelli, ebrei e musulmani, Napoli 1996, pp. 213–242; per un recente e sintetico esempio regionale G. Noyè, La Calabre entre Byzantins, Sarrasins et Normands, in: Cavalieri alla conquista del Sud. Studi sull'Italia Normanna in memoria di Léon-Robert Ménager, a cura di E. Cuozzo/J. M. Martin, Roma–Bari 1998, pp. 90–116.

tori normanni si trovarono a dover di necessità essere tolleranti nei confronti dei non cristiani e dei cristiani non cattolici.[3] Se i rapporti con il mondo musulmano hanno una loro decisa contrastività, non altrettanto avveniva tra cristiani di obbedienza diversa, di provenienza diversa o semplicemente tra monaci che seguivano regole e consuetudini differenti. Ancor più forti potevano risultare i contrasti in un'area – il Mezzogiorno – e in un periodo, quello normanno, in cui l'influenza benedettina sembra essere più marcata che nel resto della Cristianità, anche quando altrove il predominio dei monaci neri sembrava ormai sorpassato dalle nuove correnti del monachesimo riformato;[4] d'altra parte il monachesimo benedettino, in una apparente aporia, richiedeva la *stabilitas*, ma allo stesso tempo favoriva continuamente gli scambi e gli spostamenti tra le diverse comunità monastiche.[5]

[3] Sulla situazione dei musulmani e convertiti in Sicilia rimandiamo solo a H. Bresc/A. Nef, Les Mozarabes de Sicile (1100–1300), in Cavalieri alla conquista, pp. 134–156. Sui limiti della tolleranza nel Regno di Sicilia è stato molto netto il giudizio di Houben: „I sovrani normanni erano tolleranti verso i musulmani ed ebrei soltanto finché questi erano per loro utili. I limiti della tolleranza religiosa divennero evidenti quando la crescente latinizzazione del Regno relegò i non-cristiani (e presto anche i cristiani non-latini) in una posizione sociale emarginata. Persino Ruggero II, che aveva una grande stima della cultura araba, non si poté sottrarre a questo sviluppo", Possibilità e limiti, cit. p. 241.

[4] Questa la posizione espressa, con una certa enfasi, in: G. Loud, A Lombard Abbey in a Norman World: St Sophia, Benevento, 1050–1200 (1997) p. 273 in: Id., Montecassino and Benevento in the Middle Ages. Essays in South Italian Church History, Variorum Collected Studies Series CS673, Aldershot (Ashgate) 2000. D'altra parte difficilmente sopravvalutabile appare il ruolo giocato dal monachesimo greco nelle aree più costantemente sottoposte al dominio bizantino, come ha recentemente sintetizzato Adele Cilento: „si è delineato così anche per la Calabria un intreccio di relazioni che ruotava attorno al mondo monastico, il solo capace di offrire un'opera di intermediazione tra gli esponenti delle élites dirigenti e le comunità, grazie al grande ascendente che su ambedue le categorie sociali esso esercitava. E ciò sia per effetto dell'elaborazione di modelli di santità particolarmente consoni alle esigenze spirituali dell'aristocrazia, sia in virtù della natura stessa del ministero monastico, che imponeva ai monaci di offrirsi in totale abnegazione alle richieste dei più umili, ponendosi come riferimento sicuro all'insicurezza che in quei secoli caratterizzava la vita quotidiana delle popolazioni", Potere e monachesimo. Ceti dirigenti e mondo monastico nella Calabria bizantina, Firenze 2000, p. XI.

[5] „Il chiostro escludeva dal mondo, ma non escludeva il mondo. E non solo

In connessione con la rinnovata presenza politica di Bisanzio e con l'incremento delle incursioni saracene, buona parte del Mezzogiorno aveva conosciuto tra X e inizi dell'XI secolo l'infittirsi della presenza di monaci di rito e lingua greca, lungo un percorso che portò i religiosi a spingersi sempre più verso il nord del Mezzogiorno, verso il Cilento, l'area napoletana e amalfitana, sino a Montecassino e Roma;[6] e sotto il segno di Montecassino si sviluppa gran parte del monachesimo cenobitico latino tra X e XI secolo. Le notizie dei primi rapporti tra questi monaci, tanto greci, quanto latini, e i normanni non sono certo edificanti e attestano le solite notizie di distruzione, saccheggio o rapina.

Nel giro di un ventennio le aspettative religiose dei signori normanni paiono allinearsi con la tradizione autoctona, latina o greca che fosse.[7] Tant'è che in un documento spesso citato, del 1060, il signore normanno di Ripalta e Venamaggiore, nel nord della Puglia, Osmondo, dona la chiesa di S. Andrea di Silpoli a S. Maria di Tremiti precisando che l'abate Adamo aveva la potestas *regendi eam et cunctos qui ibi manent et mansuri sunt in ea iuxta regulam sancti patris benedicti atque Basilii, quomodo vobis Deus largierit.*[8] E' evi-

---

perché poteva amplificare gli orizzonti ... Escludeva soltanto da un modo di vivere il mondo, ma costruiva gli uomini nuovi e pronti per essere rilanciati in quello stesso mondo. E la stessa lettura delle Vite dei santi ricordava quotidianamente ai monaci che la vita del monastero non era soltanto quella nel monastero": G. M. Cantarella, Lo spazio dei monaci, in Uomo e spazio nell'Alto Medioevo, Settimane di studio del Centro italiano di Studi sull'Alto Medioevo L, Spoleto 2003, t. II, pp. 805–847, a p. 837.

[6] Per quanto ormai decisamente datata, l'unica ricostruzione d'insieme resta S. Borsari, Il monachesimo bizantino nella Sicilia e nell'Italia meridionale prenormanne, Napoli 1963.

[7] H. Houben, Malfattori e benefattori, protettori e sfruttatori: i Normanni e Montecassino, Benedictina 35 (1988) pp. 343–371, poi in: Id., Tra Roma e Palermo. Aspetti e momenti del Mezzogiorno medioevale, Galatina 1989, pp. 67–92. V. von Falkenhausen, I monasteri greci dell'Italia meridionale e della Sicilia dopo l'avvento dei Normanni: continuità e mutamenti, in: Il passaggio dal dominio bizantino allo stato normanno nell'Italia meridionale. Atti del II Convegno internazionale sulla civiltà rupestre medievale nel Mezzogiorno d'Italia (Taranto-Mottola, 31–10/4–11–1973), Taranto 1977, pp. 197–219.

[8] Codice Diplomatico di S. Maria di Tremiti (1005–1237), FSI 98, a cura di A. Petrucci voll. 3, Roma 1960, n. 69, pp. 212–213; per altri esempi di intreccio

dente la volontà di adeguarsi ad una situazione composita, linguisticamente e religiosamente, per non voler coinvolgere una discutibile diversità „etnica"; una problematicità che riguarda gli stessi normanni. Graham Loud si è esplicitamente e legittimamente interrogato su quanto fu normanna la conquista normanna,[9] ma anche, ed è dato acquisito, sulla molteplicità delle direttive della conquista. L'altro fattore che concorre alla difficoltà di definizione globale è il contesto estremamente variegato entro cui l'iniziativa – che io continuo a chiamare normanna – si andò di volta in volta ad inserire e concretare.

Il documento del 1060 indubbiamente illumina un comportamento di aderenza all'esistente. Ma può essere generalizzato? Possiamo dedurne un atteggiamento irenico, tollerante ante-litteram dei normanni? Certo sarebbe una soluzione molto semplicistica; ma a trattenerci, basterà ricordare la polemica apertasi sul giudizio da formulare riguardo il rapporto tra normanni, latini e monachesimo greco che ha infiammato gli animi ed alimentato positivamente gli studi sul monachesimo italo-greco tra gli anni '60 e '70 del '900, quando si affrontarono su fronti opposti eccellenti studiosi, quali Léon Robert Ménager e André Guillou, affiancato da Vera von Falkenhausen. I contenuti e le ragioni di quella polemica furono riassunti nel 1975 da Cosimo Damiano Fonseca.[10] Se Ménager[11] leggeva in sostanza nella poli-

---

tra regola benedettina e osservanza greca cf. Falkenhausen, I monasteri greci, p. 211.

[9] The Gens Normannorum: Myth or Reality? (1982) e How „Norman" was the Norman Conquest of Southern Italy? (1981) in: Id., Conquerors and Churchmen in Norman Italy (I e II), Variorum Collected Studies Series: CS658, Ashgate Pbs., Aldershot/Brookfield USA/Singapore/Sydney 1999; ma fondamentale per questi aspetti resta ancora lo studio prosopografico di L. R. Ménager, Inventaire des familles normandes et franques emigrées en Italie méridionale et en Sicile (XIe–XIIe siècles), in: Roberto il Guiscardo e il suo tempo. Atti delle prime Giornate normanno-sveve, a cura di C. D. Fonseca, Bari 28–29 maggio 1973, Bari 1991 (II ed.) pp. 279–410.

[10] C. D. Fonseca, La prima generazione normanna e le istituzioni monastiche dell'Italia meridionale, in: Roberto il Guiscardo e il suo tempo, cit. pp. 145–158.

[11] La „byzantinisation" religieuse de l'Italie méridionale (IXe–XIIe siècles) et la politique monastique des Normands d'Italie, Revue d'Histoire écclesiastique (1958) pp. 747–774, (1959) pp. 5–40; Id., L'Abbaye bénédictine de la Trinité

tica dei primi Altavilla una delle declinazioni di un generale atteggiamento antigreco dei normanni, Guillou e von Falkenhausen sono stati più attenti a considerare parallelamente le scelte in materia monastica tanto greca, quanto latina. Allo stesso tempo la storica tedesca invitava a smorzare i toni di una scelta filolatina o filobizantina degli Altavilla, per evidenziarne invece il pragmatismo: „se la popolazione è greca, sono greci anche gli uomini con vocazione monastica. E siccome la preghiera di uomini santi può sempre aiutare in qualsivoglia rito e lingua si preghi, i Normanni non avevano alcun motivo di essere ostili ai monasteri greci, al contrario, facevano loro donazioni per essere commemorati nei dittici".[12]

Qui mi limito a registrare come dato storiograficamente consolidato le riflessioni sulla problematicità dei rapporti tra fedi, etnie e politica religiosa[13] e quindi anche – sempre come dato – la assunzione da parte dei Normanni verso il monachesimo greco di „un atteggiamento di tolleranza, e talvolta di benevolenza", meno schierato a favore degli elementi latini di quanto non avvenisse per le sedi vescovili.[14] E va anche rilevato che, dopo quell'acceso dibattito, la ricerca

---

de Mileto en Calabre à l'époque normande, Bullettino dell'Archivio Paleografico Italiano (1958–9) pp. 9–94; Id., Les fondations monastiques de Robert Guiscard, duc de Pouille et de Calabre, QFIAB 39 (1959) pp. 1–116. Va peraltro riconosciuto a Ménager il merito di avere scardinato immagini romantiche ed acritiche ereditate dal Lenormant di una fioritura del monachesimo greco sotto i normanni.

[12] Falkenhausen, I monasteri greci, citaz. p. 214. A. Guillou, Inchiesta sulla popolazione greca della Sicilia e della Calabria nel Medio evo, Rivista Storica Italiana 75 (1963) pp. 53–68.

[13] V. von Falkenhausen, Il popolamento: etnie, fedi, insediamenti, in Terra e uomini nel Mezzogiorno normanno-svevo. Atti delle Settime Giornate Normanno-sveve, a cura di G. Musca, Bari 1987, pp. 39–73.

[14] H. Houben, I benedettini e la latinizzazione della Terra d'Otranto, in: Id., Tra Roma e Palermo, pp. 159–176, a p. 162. Si tratta di una posizione dominante; cf., tra gli altri, G. Vitolo, Insediamenti cavensi in Puglia, in L'esperienza monastica benedettina e la Puglia. Atti del Convegno di Studio organizzato in occasione del XV centenario della nascita di San Benedetto. Bari–Noci–Lecce–Picciano, 6–10 settembre 1980, a cura di C. D. Fonseca, Galatina 1984, vol. II, pp. 1–166, a p. 10: l'espansione di Cava non è dovuta a „un progetto di latinizzazione delle strutture ecclesiastiche in Puglia, perseguito dai Normanni e dal Papato".

ha continuato a muoversi grosso modo sugli stessi binari. In particolare ha messo in luce la capacità dei normanni di adeguarsi sapientemente, per non dire astutamente, alle situazioni preesistenti.[15] Questo significa capacità di individuare quei centri monastici che fossero in grado di costruire quella rete connettiva con il territorio necessaria al consolidamento della conquista.

Riporto in questa sede un solo esempio. E' quello del monastero dei SS. Elia e Anastasio di Carbone,[16] oggetto di un non lontano convegno di studi. Abbiamo qui di fronte un monastero greco fondato nella seconda metà del X secolo da Luca Karbounes, dal quale trae origine il toponimo monastico. La documentazione superstite ha permesso di seguire con sufficiente chiarezza lo sviluppo della comunità prima e dopo l'avvento dei normanni. L'arrivo di questi ultimi non fu certamente indolore: nel testamento dell'igumeno Luca II, redatto nel 1058–1059,[17] si ricorda infatti come la comunità fosse stata brutalmente oggetto degli attacchi portati da stranieri, dietro la cui genericità si celano i cavalieri normanni. Non era certo la prima volta che la comunità veniva sottoposta a saccheggi e violenze: più volte i saraceni avevano colpito, sino a rapire il terzo igumeno, Mena, non più rientrato nel monastero. Siamo in un'area in cui le incursioni saracene non erano una drammatica eccezione, come fu per Montecassino o

---

[15] Anche da un punto di vista della produzione diplomatica il primo conte di Sicilia si basò su simili considerazioni di ordine pratico, dando la preferenza a diplomi cartacei in lingua greca: „Die zunächst verstärkte Hinwendung zur griechischen Urkundensprache und die darauffolgende Relatinisierung ist zum einen endogen durch die ethnische Ausgangssituation und das Fehlen einer lateinischen Kanzleitradition in Sizilien und Kalabrien zum Zeitpunkt der normannischen Eroberung zu erklären. Hinzu kommt als exogener Umstand, dass die immigrierenden Normannen nicht auf eine ausgereifte, eigene Tradition der Urkundenausfertigung zurückgreifen können": J. Becker, Die griechischen und lateinischen Urkunden Graf Rogers I. von Sizilien, QFIAB 84 (2004) pp. 1–36, citaz. a p. 11.

[16] Il monastero dei SS. Anastasio ed Elia di Carbone e il suo territorio dal Medioevo all'Età moderna. Nel millenario della morte di S. Luca abate, a cura di C. D. Fonseca/A. Lerra, Galatina 1996, in particolare il saggio di V. von Falkenhausen, Il monastero dei SS. Anastasio ed Elia di Carbone in epoca bizantina e normanna, pp. 61–87.

[17] Falkenhausen, Il monastero dei SS. Anastasio, pp. 67–68.

S. Vincenzo al Volturno, quanto piuttosto una tragica quotidianità.[18] Ma proprio il mancato rientro dell'igumeno è il segno di una via senza futuro, in un confronto che non prevedeva la sopravvivenza dei centri religiosi attaccati dai predoni saraceni.

Per i Normanni, ricordati nel testamento e cristiani anch'essi, la condizione di depredatori non poteva che essere transitoria. E anche a Carbone, con relativa rapidità, a partire dagli anni '70, appena il profilo dei nuovi assetti di potere si fu definito, i signori normanni della regione, i Chiaromonte, cominciarono a prendere sotto la loro protezione la comunità e a girarle numerose donazioni, in sinergia con Boemondo I e II d'Altavilla, loro signori ed alleati.

E a confermare che l'avvento normanno non fu un episodio marginale nella vita di Carbone, l'Eucologio monastico redatto alla fine del XII secolo (Vat. Gr. 2005) elenca esclusivamente gli igumeni posteriori alla conquista normanna, a partire dal fratello di Luca, il citato Biagio, nel 1059, fino a Ilarione II, nel 1194, mentre sono espunti proprio quelli di età bizantina, con l'inclusione in questa amnesia dello stesso fondatore Luca Karbounes, che viene così eraso dalla memoria monastica.[19] Evidentemente la spinta verso una nuova fioritura e la nuova stabilità della comunità imposta dai Chiaromonte e dagli Altavilla furono tali da obliterare la più lontana origine, ma non da cancellare l'identità greca della comunità.

Sono elementi di cui tener poi conto nel valutare l'impatto della riorganizzazione normanna sugli istituti preesistenti. E valutazioni simili si potrebbero fare anche per l'altra più significativa fondazione greca di area lucana, S. Maria di Cersosimo, attestata a partire dal 1034, e donata nel 1088 ancora da un Chiaromonte, Ugo, a Cava, per diventare il punto di coordinamento di tutti gli insediamenti cavensi greci in Lucania.[20] Il discorso sarebbe qui in parte diverso.

Non si tratta di monasteri „fondati" dai normanni, ma come tale essi vennero probabilmente percepiti dalla popolazione. Fondamen-

---

[18] Si veda anche il solo elenco delle incursioni riportate in Noyé (vedi n. 2).

[19] Falkenhausen, Il monastero dei SS. Anastasio, p. 87; A. Jacob, Une date précise pour l'Euchologe de Carbone: 1194–1195, Archivio Storico per la Calabria e la Lucania 63 (1995) pp. 97–114.

[20] Monasticon Italiae. III. Puglia e Basilicata, a cura di G. Lunari/H. Houben/G. Spinelli, Cesena 1986, n. 17 p. 181.

tale restava però l'allineamento etnico, linguistico e cultuale dei monaci con gli indigeni e non con i nuovi dominatori; questo permetteva alle comunità greche di sottrarsi ad una totale omologazione con il nuovo gruppo dominante. Si trattava, vedremo, di una condizione differente rispetto a quei monasteri esplicitamente fondati dai normanni, e di matrice latina, che, apparentemente, costituiscono il rovescio della medaglia rispetto a quelli greci.

Mi fermo brevemente su un caso emblematico delle distorsioni a cui può condurre una lettura protesa a cercare e trovare nelle carte conferme per giudizi ormai dati per acquisiti; tanto più se si tratta di un fenomeno delicato, quale quello della convivenza tra fedi ed etnie diverse e per ciò stesso ritenute in inevitabile competizione. Il caso è quello dei rapporti che si sarebbero sviluppati tra san Bartolomeo da Simeri e i monaci latini di S. Michele, poi Trinità di Mileto, comunità latina che proprio grazie a questi rapporti si è poi vista riconoscere la patente di liquidatore del monachesimo basiliano.[21]

Ricostruiamo rapidamente: Bartolomeo,[22] al secolo Basilio, dopo diverse esperienze nei primissimi anni del XII secolo come riformatore/rifondatore di istituti monastici greci, giunge alla fondazione di Santa Maria del Patir a Rossano,[23] dove ebbe verosimilmente già una sua parte Ruggero I Granconte. Da avveduto amministratore Bartolomeo non mancò di recarsi a Roma presso papa Pasquale II per ottenere un privilegio, mentre coltivò i rapporti con il mondo bizantino, recandosi a Bisanzio e sul Monte Athos (e qui siamo in linea con la tradizione di grande mobilità dei monaci orientali).[24] Proprio al

[21] „Si l'énorme chiffre de ses obédiences situe déjà suffisamment le prestige du couvent bénédictin de Mileto, il nous paraît plus encore tirer sa véritable importance, au sein des états normands d'Italie, de son rôle de liquidateur du passé calabro-‚basilien'", Ménager, Les fondations monastiques (vedi n. 11) p. 59.

[22] Il *Bios* di Bartolomeo è stato recentemente riedito, con traduzione italiana da G. Zaccagni, Il *Bios* di san Bartolomeo da Simeri (BHG 235), Rivista di Studi bizantini e neoellenici 33 (1996) pp. 193–274.

[23] It. pont., X, a cura di D. Girgensohn, Turici 1975, p. 104.

[24] Sulla data del viaggio di Bartolomeo a Costantinopoli e sull'Athos si vedano gli interventi di G. Breccia, Dalla „regina delle città". I manoscritti della donazione di Alessio Comneno a Bartolomeo di Simeri, Bollettino greco della

ritorno dal viaggio orientale, Bartolomeo dovette difendersi da accuse mossegli da altri monaci, provenienti da un monastero di S. Angelo, identificato tradizionalmente con quello di Mileto (più noto poi nella intitolazione alla Trinità).[25] Come ha ben riassunto Filippo Burgarella „è stato perciò facile leggere l'episodio come una manifestazione estrema della avversione dei Latini (qui nella fattispecie franco-normanni, quindi ancor più esogeni, estranei alla tradizione di convivenza locale) per i Greci, come eco e strascico dell'aspra polemica ispirata e condotta dagli uni per confutare le peculiarità dottrinali e canoniche degli altri. A una simile lettura spingeva, in particolare, il fatto che tra le accuse mosse al santo figurasse quella di eresia".[26] Infatti è una chiave interpretativa che si trova in padre Scaduto[27] e in sostanza in tutta la bibliografia successiva che si è occupata dell'episodio.[28] Tutto

---

badia di Grottaferrata 51 (1997) pp. 209–224; M. Re, Sul viaggio di Bartolomeo da Simeri a Costantinopoli, Rivista di Studi bizantini e neoellenici 34 (1997) pp. 71–76; G. Breccia, Alle origini del Patir. Ancora sul viaggio di Bartolomeo da Simeri a Costantinopoli, Rivista di Studi bizantini e neoellenici 35 (1998) pp. 37–44.

[25] Sono notevoli i dubbi che l'editrice esprime nel commento, quando rileva l'incongruenza geografica di Mileto rispetto a Rossano e pure la difficoltà di interpretare il testo in riferimento a dei monaci che non fossero compagni di Bartolomeo e di rito greco anche loro, ma finisce poi per adeguarsi alla più consolidata tradizione: Zaccagni (vedi n. 22) a p. 267, nota 122.

[26] D. Minuto, S. Angelo di Militino e non S. Angelo di Mileto nel *Bios* di san Bartolomeo di Simeri, Rivista di Studi bizantini e neoellenici 35 (1998) pp. 45–46; F. Burgarella, Aspetti storici del *Bios* di san Bartolomeo da Simeri, in: *Eykosmia*. Studi miscellanei per il 75° di Vincenzo Poggi S. J., a cura di V. Ruggirei/L. Pieralli, Soveria Mannelli, 2003, pp. 119–133, citaz. a p. 126.

[27] M. Scaduto, Il monachesimo basiliano nella Sicilia medievale. Rinascita e decadenza sec. XI–XIV, (ed. or. 1947) Roma 1982, pp. 165–220, in part. p. 173: „due benedettini di S. Michele di Mileto l'accusarono al conte Ruggero II, incriminando la sua onestà nell'uso di quelle ricchezze, ma soprattutto la sua fede, sospetta secondo essi di eresia"; ma prima di lui anche B. Leib, Rome, Kiev et Byzance a la fin du XIe siècle. Rapports religieux des latins et des gréco-russes sous le pontificat d'Urbain II (1088–1099), Paris 1924, pp. 112–113, si poneva su questa linea.

[28] Ménager, L'abbaye bénédictine de la Trinité de Mileto, pp. 9–94; G. Loud, Byzantine Italy and the Normans (1988), in: Id., Conquerors and churchmen (III) a p. 231; S. Lucà, I normanni e la „rinascita" del XII secolo, Archivio

dunque parrebbe nella norma dello scontro tra etnie, della difficoltà di acclimatazione da parte dei monaci latini, invidiosi anche dei favori che i loro compatrioti normanni, comunque, continuavano ad elargire ai monaci greci. Ma si tratta di una distorsione, dietro cui si nasconde anche una sopravvalutazione della distanza che avrebbe separato i monaci latini di Mileto da quelli greci.

Un caposaldo nella analisi del monachesimo normanno è costituito dal giudizio espresso da un cronista normanno, ma non meridionale, Orderico Vitale († 1142), che dal suo osservatorio in Normandia commenta la situazione del Mezzogiorno, soprattutto sulla scorta delle notizie a lui riportate dai frequenti viaggiatori che mantenevano in collegamento la Normandia al regno di Sicilia. Nella *Historia ecclesiastica* Orderico afferma infatti che *usque hodie*, cioè tra 1130 e 1140, nei tre monasteri meridionali affidati a Roberto di Grandmesnil (S. Maria di S. Eufemia, S. Michele di Mileto e SS. Trinità di Venosa) si canta la liturgia secondo l'uso della comunità di Saint-Evroul e se ne seguono le stesse consuetudini monastiche *prout opportunitas illius regionis et amor habitantium permittit.*[29] Il testo di Orderico apporta una nitida testimonianza della coscienza, a oltre un secolo dall'inizio della conquista, che i normanni avevano della loro diversità,

---

Storico per la Calabria e la Lucania 60 (1993) pp. 1–88 a p. 16; E. Follieri, I santi dell'Italia greca, Rivista di Studi bizantini e neoellenici 34 (1997) pp. 3–36 a p. 34; V. von Falkenhausen, L'Archimandritato del S. Salvatore in Lingua Phari di Messina e il monachesimo italo-greco nel regno normanno-svevo (secoli XI–XIII), in: Messina. Il ritorno della memoria, a cura di Fr. Campagna Cicala/E. Calandra, Palermo 1994, pp. 41–52, a p. 45.

[29] *In his itaque tribus monasteriis Italiae Uticensis cantus canitur: et monasticus ordo usque hodie prout opportunitas illius regionis et amor habitantium permittit, observatur, Ordericus Vitalis*, Historia ecclesiastica, II, 91, ed. M. Chibnall, Oxford, 1969, vol. II, p. 102. Uno dei primi storici a valorizzare la pagina di Orderico in relazione alla storia del monachesimo meridionale è stato proprio Ménager, Les fondations monastiques (vedi n. 11) p. 2, in quanto si trattava di dare finalmente adeguato risalto alla immigrazione anche di monaci franco-normanni al seguito della conquista; il tema è stato poi sviluppato, e in parte reinterpretato, da H. Houben, Il monachesimo cluniacense e i monasteri normanni dell'Italia meridionale, Benedictina 39 (1992) pp. 341–361, poi in: Id., Mezzogiorno normanno-svevo (vedi n. 2) pp. 7–22, da cui citeremo.

rispetto alle popolazioni sottomesse, ma anche del loro *modus operandi*. Se per un verso infatti nel testo si rivendica la capacità di far trasmigrare dalle sponde della Manica sino allo Stretto di Sicilia il canto e gli usi liturgici normanni, per altro verso vi è la contestuale espressione della consapevolezza da parte normanna di dover adeguare le proprie scelte al contesto, alla rete dei rapporti regionali, di tener conto dei condizionamenti suggeriti dal senso dell'opportunità, e la percezione del carattere problematico della devozione che le popolazioni locali potevano manifestare, o meno, nei confronti di monaci che praticavano usi liturgici allogeni. Nulla è dato per scontato.

E' stato peraltro osservato come i monaci immigrati nel Mezzogiorno e provenienti dall'area della Normandia uscissero da monasteri (Saint-Evroult, Fécamp, Jumièges, La Croix-Saint-Leufroy), nei quali vigevano consuetudini legate all'attività di Guglielmo da Volpiano e soprattutto all'influsso cluniacense subentrato proprio grazie alla volontà del Grandmesnil,[30] e nei quali verosimilmente l'attività liturgica si svolgeva in linea con la magnificenza cluniacense e proprio per questo veniva così orgogliosamente ribadita da Orderico anche a distanza di un secolo.

La prima, grande fondazione normanna risale agli anni '40, per l'iniziativa di Drogone d'Altavilla, e si colloca nel settore strategicamente più importante dell'area di conquista degli Altavilla; parliamo della SS. Trinità di Venosa, dove trovarono ultima dimora i primi Altavilla in terra italiana.[31] Ricostruire una propria identità, fissando un luogo preciso per la permanenza post-mortem della propria stirpe, nella nuova terra di insediamento era una priorità assoluta, quando era chiaro che l'avventura italiana non prevedeva un ritorno nella patria d'origine: la scomparsa dei primi fratelli Altavilla in Italia non

---

[30] N. Bulst, Untersuchungen zu den Klosterreformen Wilhelms von Dijon (962–1031), Bonn 1973, alle pp. 147–185 per l'azione di riforma in Normandia; Houben, Il monachesimo cluniacense (vedi n. 29) p. 13.

[31] Si tratta di Unfredo, Guglielmo Bracciodiferro e Drogone, Guglielmo conte di Principato, fratello minore del Guiscardo; Roberto Guiscardo e la prima moglie, Alberada; per questo aspetto cf. H. Houben, Il „Libro del capitolo" del monastero della SS. Trinità di Venosa (Cod. Casin. 334): una testimonianza del Mezzogiorno normanno, Galatina, 1984.

poteva che rafforzare questa convinzione.[32] L'avvicinamento procedette per gradi.

Nei pressi di Scribla Roberto aveva fondato a sua volta già un cenobio (forse prima del 1054), S. Maria di Camigliano,[33] presto sostituito da S. Maria della Matina,[34] fondato dal Guiscardo e dalla moglie Sichelgaita nel 1065 presso S. Marco Argentano, dove da ormai un decennio aveva anche trasferito la sua base operativa. Ma negli stessi anni il Guiscardo provvide a fondare S. Maria di Sant'Eufemia, contestualmente assegnata a Roberto di Grandmesnil. Si tratta di un personaggio ben noto, che si era allontanato dal suo monastero di Saint-Evroult a seguito di contrasti con il duca di Normandia, e che, dopo un passaggio a vuoto in Aquino, entrò in rapporto diretto con il Guiscardo. Il rapporto tra i due divenne stretto e fiduciario, tanto che al Grandmesnil, e al gruppetto di monaci che con lui si erano spostati dalla Normandia, venne anche assegnata la guida di S. Michele di Mileto, prima importante fondazione di Ruggero di Sicilia, e della Trinità di Venosa.[35] Sempre dalla Normandia, con la mediazione del passaggio per i chiostri di Sant'Eufemia, provenivano anche il primo abate di S. Agata a Catania, fondato da Ruggero I di Sicilia, Ansgerio, e il monaco-cronista Goffredo Malaterra.[36]

---

[32] Anche il ramo capuano non mancò di dar voce alle sua esigenze di radicamento tramite fondazioni monastiche familiari: all'epoca di Riccardo I (1058–1078) risale la fondazione di S. Lorenzo di Aversa, affidato all'abate Roberto proveniente dal monastero normanno di La Croix-Saint-Leufroy (It. pont. VIII, a cura di P. F. Kehr, Berolini 1935, p. 287), mentre anche precedente pare la fondazione del monastero femminile in Aversa di S. Biagio (Houben, Il monachesimo cluniacense, p. 10).

[33] V. von Falkenhausen, Una ignota pergamena greca del monastero calabrese di S. Maria di Camigliano, Rivista storica Calabrese 1 (1980) pp. 253–280, che corregge i dati relativi alla fondazione contenuti in It. pont. X, a cura di D. Girgensohn, Turici 1975, p. 29.

[34] It. pont. X, p. 89.

[35] La guida del monastero di Mileto venne affidata a Guglielmo, monaco normanno di Sant'Eufemia (cf. H. Houben, Roberto il Guiscardo e il monachesimo, in: Roberto il Guiscardo tra Europa, Oriente e Mezzogiorno, a cura di C. D. Fonseca, Galatina 1990, pp. 223–243), mentre Venosa passò quasi subito dal Grandmesnil a Berengario.

[36] Le notizie sono riportate dallo stesso Malaterra nella sua opera: Gaufredus Malaterra, De rebus gestis Rogerii Calabriae et Siciliae comitis et Roberti

L'afflusso di monaci dalla Normandia fu reale ed anche qualitativamente elevato; ma se indubbiamente corrispondeva ad un desiderio di ricongiungimento con la propria identità d'origine da parte degli immigrati normanni, non ebbe una incidenza profonda nel vissuto religioso delle popolazioni locali, e direi anche in quello politico, di più lunga durata.

Tutti i monasteri latini fondati dai normanni in Calabria (S. Eufemia, Mileto, Bagnara, Camigliano, Matina) mantennero un carattere troppo dinastico e restarono per questo estranei alla vita religiosa delle popolazioni locali.[37] Altrettanto è stato riaffermato, grazie agli studi di Hubert Houben, per quanto riguarda Venosa:[38] qui i segni della pietà e della devozione dei locali traspaiono nelle carte del più modesto monastero greco di S. Nicola a Morbano, mentre svaniscono in quelle della Trinità di Venosa.

In quel processo complesso, che per comodità viene indicato con il nome di rilatinizzazione, il ruolo del monachesimo fu centrale, ma al suo interno il peso preponderante restò a carico del monachesimo meridionale preesistente,[39] ed almeno per i primi decenni della conquista, nelle sue forme più tradizionali e quindi riconoscibili. Ed è anche per questo che l'etichetta „rilatinizzazione" risulta fuorviante, in quanto espunge dal processo di riorganizzazione pastorale dei nuovi sudditi la componente monastica greca, che invece mantenne un ruolo fondamentale.

---

ducis fratris eius, RIS V,1, ed. E. Pontieri, Bologna 1928, epist. ded. p. 3, e IV, 7 p. 89

[37] Cf. Falkenhausen, Il popolamento: etnie, fedi, insediamenti (vedi n. 13) p. 56.

[38] H. Houben, Die Abtei Venosa und das Mönchtum im normannisch-staufischen Süditalien, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 80, Tübingen 1995, pp. 37–47.

[39] Houben, Il monachesimo cluniacense (vedi n. 29) p. 22: „Nella riaffermazione del primato romano nel Mezzogiorno e in quel complesso processo che, in maniera un po' riduttiva, viene chiamato rilatinizzazione, il contributo del monachesimo fu notevole. Si trattò di un monachesimo benedettino in cui ebbe un peso preponderante la tradizione meridionale, rappresentata da Montecassino e Cava, ma dove non era del tutto assente la componente borgognone della riforma monastica, e ciò grazie alla presenza di monaci normanni e contatti personali con la Francia".

Non a caso quindi monasteri greci e latini preesistenti condividono il problema di impostare e gestire i rapporti con i conquistatori normanni, trasformatisi ben presto, per riprendere qui un felice titolo, in benefattori.[40]

In questo quadro complessivo evidentemente mal si addice l'episodio sopra ricordato delle accuse rivolte da monaci latini, anzi probabilmente franco-normanni, a Bartolomeo di Simeri. Se non che, è ormai accertato che i monaci accusatori provenivano da un'altra comunità greca, S. Angelo di Militino (dove era cominciata la formazione monastica dello stesso Bartolomeo), con la conseguenza di dover riconoscere che lo scontro in atto si mosse all'interno di dialettiche tutte greche, ma non esclusive del mondo greco: probabilmente si tratta di „attriti patrimoniali e gelosie tra il nucleo monastico originario e quello costituito da un monaco intraprendente, quale Bartolomeo, che dall'uno si era distaccato per dar vita autonoma e speciale floridezza all'altro".[41] L'intervento latino c'è, ed è quello dell'autorità politica, che tramite Ruggero cerca di risolvere lo scontro tra i monaci greci; ma anch'esso è insufficiente, sino alla comparsa risolutrice della volontà divina che spinge Ruggero II non solo a riconoscere l'innocenza di Bartolomeo, ma anche a dotare e donargli il monastero di S. Salvatore *in Lingua phari* a Messina, destinato a divenire il punto di riferimento per i monasteri greci della Sicilia orientale.[42]

E' un caso limite, dicevo, di lettura di attriti a sfondo etnico/nazionale che nelle fonti non sembrano invece esserci.

Nonostante gli innegabili sforzi di normalizzazione da parte normanna, il Mezzogiorno resta terra di eremiti, il cui percorso può svolgersi in una dimensione quasi astorica, come nel caso di Stefano di

---

[40] Houben, Da malfattori a benefattori (vedi n. 7).

[41] Burgarella, Aspetti storici (vedi n. 26) p. 125.

[42] Oltre al citato Scaduto, Il monachesimo basiliano, sulla fortuna posteriore del monastero di S. Salvatore (vedi n. 27), cf. N. Coureas, The Greek-rite Monastery of the Holy Saviour of Lingua Maris in Sicily, 1334–1415, in: Porphyrogenita. Essays on the History and Literature of Byzantium and the Latin East in Honour of Julian Chrysostomides, a cura di C. Dendrinos/J. Harris/E. Harvalia-Crook/J. Herrin, Aldershot 2003, pp. 199–215.

Muret a Benevento, o in accordo con la massima autorità, ed è il caso di Bruno di Colonia in Calabria, o in sostanziale autonomia da essa, come succede per i personaggi più significativi dell'ultima età premonarchica: Giovanni da Matera, Guglielmo da Vercelli, Giovanni da Tufara.[43] Guglielmo da Vercelli, fondatore di S. Maria di Montevergine, ad esempio, apostolo venuto dal nord, non sembra essere mai stato percepito come un forestiero; tutt'altro. Sin dagli esordi si intende perfettamente con l'altro asceta, – questo sì tutto meridionale – Giovanni da Matera, riceve doni ed ossequi dai nuovi signori normanni, raccoglie schiere di fedeli e seguaci nel mondo meridionale.[44]

I nuovi fondatori e riformatori riuscirono a ritagliarsi gli spazi per una rete di rapporti che coinvolse le migliori energie religiose delle popolazioni locali, indirizzandole nella fondazione di comunità monastiche con caratteri spiccatamente eremitici e pauperistici. La temporanea chiusura degli orizzonti politici, dopo la morte del Guiscardo, non coincise con una chiusura degli orizzonti di riforma monastica, che anzi nella instabilità della età premonarchica trovarono il loro humus. Con la riaffermazione di un forte potere centrale, a seguito della ascesa di Ruggero II, ricompare la tentazione da parte del nuovo sovrano di segnare in maniera più forte e diretta la vicenda monastica, in parte recuperando l'iniziativa nei confronti delle comu-

---

[43] Per la bibliografia relativa cf. F. Panarelli, L'eremitismo in Puglia (secc. XI–XIV) in: Ermites de France et d'Italie (XIe–XVe siècle), a cura di A. Vauchez, Collection de l'École Française de Rome 313, Rome 2003, pp. 199–209 e G. Vitolo, Forme di eremitismo indipendente nel mezzogiorno medievale, Benedictina 48 (2001) pp. 309–323. Esistono spazi ulteriori per l'inserimento di nuove comunità, in relazione anche alla gestione del movimento di pellegrini, come accadde nel caso del monastero garganico di Sant'Angelo d'Orsara, dove a partire dagli inizi del XII secolo vi fu un costante insediamento di monaci spagnoli, cf. G. Vitolo, Comunità monastiche e pellegrini nel Mezzogiorno medievale: l'abbazia spagnola di Sant'Angelo di Orsara (FG), Archivio Storico per le Province Napoletane 118 (2000) pp. 1–12.

[44] F. Panarelli, Scrittura agiografica nel Mezzogiorno normanno: La Vita di san Guglielmo da Vercelli, Università degli studi di Lecce, Dip. dei Beni delle Arti della Storia, Fonti Medievali e moderne VI, Galatina 2004; Id., Tre documenti inediti sugli esordi della comunità di S. Salvatore al Goleto, in: Mediterraneo, Mezzogiorno, Europa. Studi in onore di Cosimo Damiano Fonseca, a cura di G. Antenna/H. Houben, Bari 2004, pp. 799–815

nità cresciute nei decenni precedenti, in parte cercando di imporre nuove comunità sotto l'egida della corona.

Vorrei soffermarmi su un caso che può essere emblematico delle difficoltà a cui andò incontro anche re Ruggero II nel momento in cui volle imporre dall'alto una riforma monastica; il caso è quello del priorato di S. Maria di Juso, presso Montepeloso, centro del materano, a confine con la Puglia, che alla fine del XIX secolo ha deciso di sostituire il proprio nome con quello classicheggiante di Irsina.

Le notizie sull'insediamento urbano di Montepeloso coincidono cronologicamente con la comparsa dei cavalieri normanni agli inizi dell'XI secolo; i primi tempi fecero di Montepeloso uno dei castra in cui si arroccarono i bizantini, ma a partire dal 1043 anche Montepeloso entrò a far parte delle terre soggette ai Normanni, prima nella persona di Tristaino e poi (1063) di Goffredo, conte di Conversano.[45]

Nello stesso torno di anni, cioè intorno alla metà dell'XI secolo, come successe per molti dei piccoli, se non infimi centri dell'area meridionale, anche a Montepeloso andò consolidandosi una tradizione vescovile, che con ogni probabilità non aveva radici più antiche dello stesso secolo undecimo.[46] Ma tale era la debole consistenza della diocesi, che nel 1123 papa Callisto II decise di assegnare di fatto la dignità vescovile ad un membro della comunità monastica benedettina, S. Maria de Juso, che in prossimità dello stesso centro abitato si era consolidato nei decenni precedenti.

Probabilmente Juso ospitava nel X secolo una comunità monastica che la tradizione, locale e storiografica, vuole di rito greco;[47] tra il 1054 e il 1093 era stata trasformata in un priorato dipendente dall'abbazia di S. Lorenzo di Aversa, il monastero dinastico del ramo capuano dei conquistatori normanni.[48] In questa situazione il priorato ricevette una cospicua donazione da parte del vescovo di Ruvo nel

---

[45] Ancora fondamentale sulle vicende di Montepeloso il volume di M. Janora, Memorie storiche, critiche e diplomatiche della città di Montepeloso (oggi Irsina), Matera 1901, qui alle pp. 1–39.

[46] It. pont. IX, p. 476.

[47] Janora (vedi n. 45) p. 41.

[48] Cf. It. pont. VIII, p. 288. Nel documento di permuta del 1093 il conte Goffredo ricorda *ecclesiam sanctae Mariae acheruntinus Archiepiscopus meo as-*

1082, secondo una dettagliatissima notizia riportata dal cronista Lupo Protospata.[49] Pronubo della donazione non poteva non essere stato il conte Goffredo di Conversano, nei cui territori ricadevano tanto Montepeloso, quanto Ruvo ed ancora Monopoli.[50] Da questa città, col consenso del vescovo e del papa, Goffredo offrirà a S. Lorenzo di Aversa una nuova dipendenza, ottenendo in cambio l'autonomia proprio di S. Maria di Juso.[51] Si trattava di una scelta strategica, secondo la quale il monastero di Montepeloso era vocato a svolgere le funzioni di monastero dinastico, dove si raccordassero simbolicamente e fisicamente le sparse membra della contea di Conversano. Ed infatti nei decenni successivi, Goffredo e il figlio Alessandro continuarono a beneficiare la comunità monastica, con la donazione di chiese e uomini in Irsi, S. Mauro, Polignano, Monte Serico, Conversano, Monopoli, Minervino, Spinazzola.

Tutto questo contribuisce a spiegare la decisione pontificia del 1123.

In quella occasione il papa Callisto II non agì d'impulso: in un insuperato studio del 1977 Norbert Kamp rilevava come, approfit-

---

sensu ecclesiae sancti Laurentii de Aversa et abbati eiusdem congregationis in cellam concesserat, in: Janora (vedi n. 45) doc. I, p. 64.

[49] Lupo Protospata, Annales 855–1102, ed. G. H. Pertz, in MGH SS 5, Hannover 1844, pp. 52–63, a p. 61: *episcopus Rubensis nomine Guislibertus donavit priori Montispilosi ecclesiam sancti Sabini, quae est in civitate Rubi; qui prior tenebatur omni anno ad quatuor libras cere in die sabbati sancti, et mittere unum hominem equestrem ad suas expensas, quando episcopus Rubensis ibat ad Barensem civitatem seu ad Canusium.*

[50] Su di lui cf. voce Goffredo, a cura di C. D. Poso, in: DBI, vol. 57, Roma 2001, pp. 522–529. Molto istruttivo sulla situazione di Goffredo, nipote di Roberto il Guiscardo, è il racconto in Malaterra (II, 39, p. 48) dell'assalto che nel 1068 il Guiscardo diede a Montepeloso, per costringere il nipote Goffredo a fornire il *servitium* richiesto e riconoscere quindi la dipendenza dal Guiscardo stesso.

[51] Documento del 1093, in: Janora (vedi n. 45) doc. I, p. 64; a conferma degli stretti rapporti dell'abate Januarius con il conte di Conversano egli è presente, insieme a Godino, arcivescovo di Brindisi, e a Leone, vescovo di Conversano, all'atto di donazione di ampie concessioni fiscali che Goffredo opera a favore del monastero di S. Benedetto di Conversano nel luglio del 1098; ed. in: Le pergamene di Conversano, Codice Diplomatico Pugliese XX, a cura di G. Coniglio, Bari 1975, n. 59, p. 135–141.

tando degli spazi aperti dal debole potere ducale in Puglia, prima Pasquale II e poi Callisto II avevano cercato di rafforzare i legami di obbedienza con Roma; anzi Callisto si spinse, ma con poco successo, anche in Calabria.[52] Nello specifico il papa aveva accertato di persona la situazione in un soggiorno a Montepeloso nel novembre 1121 e si era convinto che la diocesi di Montepeloso era stata illegalmente soppressa dall'arcivescovo di Acerenza ed unita a quella di Tricarico. A questo punto popolo e clero avevano eletto vescovo Leone, destinatario del privilegio pontificio, che era contestualmente abate di Juso. Partendo da questa scelta, che viene espressamente attribuita agli abitanti, il papa stabilì che il monastero di cui Leone era abate e la chiesa cattedrale di S. Maria di Montepeloso *unius episcopalis sedis dignitate ac nomine censeatur*. Per questo alla morte di Leone, il popolo il clero e i monaci dovevano sì eleggere il successore, ma *de monachis*. Il dettagliato elenco dei beni della diocesi dimostra già con chiarezza che erano stati fusi il patrimonio monastico e quello diocesano per rafforzare la stessa diocesi.[53]

Si tratta di una soluzione inusuale, ma non eccezionale nel contesto del riassetto dei quadri giurisdizionali del Mezzogiorno.[54] Era l'età della grande stagione del monachesimo benedettino, nella quale l'esenzione dalla autorità vescovile slitta, in maniera più o meno formalizzata, verso la costituzione di diocesi monastiche, o come tali percepite dai fedeli. In questo senso a Montepeloso, il papa assecondò due situazioni di fatto: in primo luogo la oggettiva debolezza della diocesi, che infatti era già stata temporaneamente unita a Tricarico;

---

[52] N. Kamp, Der Unteritalienische Episkopat, in: Società, potere e popolo nell'età di Ruggero II. Atti delle terze Giornate Normanno-sveve, Bari 1979, pp. 99–132, a p. 102–3.

[53] Edizione in P. F. Kehr, Papsturkunden in Italien. Reiseberichte zur Italia Pontificia, IV (1903–1911), Città del Vaticano 1977, p. 102 n. 2

[54] Jean-Marie Martin ha già rilevato la sostanziale coincidenza della diocesi con i beni del monastero, che sono poi il risultato della generosità dei conti di Conversano; cfr. La Pouille du VIe au XIIe siècle, Collection de l'Ecole française de Rome 179, Rome 1993, p. 575. Una situazione simile si venne configurando per S. Stefano di Monopoli, che rivendicava la giurisdizione vescovile su Putignano, contro il vescovo di Conversano e vantava concessioni in tal senso operate proprio da Pasquale II e Callisto II; It. pont., IX, p. 379 n. 1*; Martin, La Pouille, p. 579, nota 106.

dall'altro la presenza di una ricca comunità monastica, più estesa territorialmente nei suoi possessi e legata alla dinastia comitale.

Nel giro di pochi decenni la comunità monastica di Juso era passata da una ipotetica osservanza greca alla dipendenza dal monastero dinastico di S. Lorenzo di Aversa, per diventare poi abbazia autonoma legata a doppio filo con la famiglia comitale di Goffredo di Conversano, sino a vedersi assegnare di fatto anche la giurisdizione vescovile. Data questa soluzione, la pace non fu lunga, proprio a seguito della ascesa di Ruggero II a nuovo duca di Puglia e poi re di Sicilia. Problemi seri si presentarono nel 1133, quando Ruggero II, sedando una delle cicliche rivolte baronali, in cui furono ripetutamente coinvolti proprio i conti di Conversano, Alessandro e Tancredi, distrusse Montepeloso e il monastero di S. Maria de Juso.[55]

Per riparare almeno in parte alle devastazioni arrecate, Ruggero decise di ripopolare il monastero di Juso, decidendo autonomamente riguardo la comunità che avrebbe dovuto essere inserita. Si tratta, ed è bene sottolinearlo, di un atto disinvolto da parte di Ruggero, che di fatto procede alla soppressione di una diocesi, seguendo quella libera politica in materia ecclesiastica alla quale era abituato in Sicilia e che trasferì sul continente.[56] Il perdurare dello scisma ecclesiastico dal

---

[55] Della violenza del re ci ha lasciato un quadro vivido Falcone di Benevento, cronista ostile allo stesso monarca. Dopo aver infierito sui ribelli Ruggero di Pleuti e Tancredi di Conversano, *nec mora, civitatem ipsam Montis Pilosi et monasteria, viros et mulieres, omnes habitatores cum parvulis eorum in ore ignis et gladii trucidavit*: Falcone di Benevento, Chronicon Beneventanum. Città e feudi nell'Italia dei Normanni, a cura di E. D'Angelo, Firenze 1998, p. 154; toni simili si ritrovano nello stesso contesto per Bari e Troia, con quell'astio caratteristico di Falcone, che spesso traccia l'immagine di un Ruggero II vendicativo e sanguinario, sin troppo pronto a distruggere le città ribelli.

[56] Il giudizio, per quanto fazioso, del contemporaneo Giovanni di Salisbury coglieva nel segno: *Rex enim aliorum more tirannorum ecclesiam terre sue redegerat in servitutem, ne alicubi patiebatur electionem libere celebrari, sed prenominabat quem eligi oporteret, et ita de officiis ecclesiasticis sicut de palacii sui muneribus disponebat. Ob hanc causam taliter electos inhibuit Romana ecclesia consecrari, adeoque processerat inhibitio ut pauce sedes propriis gauderent episcopis et fere in omnibus ecclesiis residebant viri a multis annis electi*: The Historia Pontificalis of John of Salisbury, ed. M. Chibnall, Oxford 1986, XXXII, p. 65. Oltre i già citati studi di Kamp (vedi

1130 sino al 1138 aveva di fatto lasciato amplissimi spazi di manovra al sovrano.

Per il ripopolamento del monastero Ruggero si rivolse non all'astro in ascesa, quello dei monaci cistercensi, o alla più rodata esperienza dei cluniacensi, ordini che, ricordiamolo, furono poco fortunati nel Mezzogiorno normanno;[57] o ancora a comunità meridionali (Cava e Montecassino in primo luogo). In maniera eccentrica si volse verso una congregazione non sconosciuta, ma che all'epoca vantava una ridotta presenza in Italia settentrionale e con l'eccezione di Lucca, era assente in quella centrale e meridionale. Parliamo della congregazione della Chaise-Dieu, fondata nel 1048 da Roberto di Turlande.[58]

La scelta dovette tener conto della struttura organizzativa che la Chaise-Dieu si era data. Infatti Juso venne eretta in priorato conventuale, con il riconoscimento quindi della esistenza di una vera comunità monastica, che era però sottoposta in tutto all'abate della Chaise-Dieu. Una innegabile riduzione di rango, che non era inevitabile nell'ottica di una unione alla congregazione casadeiana, che pure ospitava altre comunità abbaziali. Nel caso dei priorati invece all'abate della Chaise-Dieu spettava la nomina del priore e presso di lui avrebbero dovuto fare professione i nuovi monaci, a meno della presenza di un suo speciale delegato. Non si trattava quindi di vincoli

---

n. 52), resta fondamentale J. Déer, Papsttum und Normannen. Untersuchungen zu ihren lehnsrechtlichen und kirchenpolitischen Beziehungen, Studien und Quellen zur Welt Kaiser Friedrichs II., I, Köln–Wien 1972.

[57] Sulla presenza cistercense cf. I cistercensi nel Mezzogiorno medioevale. Atti del convegno internazionale di studio in occasione del IX centenario della nascita di S. Bernardo di Clairvaux (Martano–Latiano–Lecce, 27–29 febbraio 1991), a cura di H. Houben/B. Vetere, Galatina 1994; per quella cluniacense: G. Cantarella, Osservazioni a proposito di un monastero cluniacense in Sicilia, Benedictina 25 (1978) pp. 109–126; G. Vitolo, Cava e Cluny, in: Minima Cavensia, a cura di S. Leone/G. Vitolo, Salerno 1983, pp. 19–44; Houben, Il monachesimo cluniacense (vedi n. 29).

[58] P.-R. Gaussin, L'abbaye de la Chaise-Dieu (1043–1518), Paris 1962. Per la diffusione in Italia settentrionale rimandiamo a G. Forzatti Golia, I priorati della Chaise-Dieu in Italia centro-settentrionale, in: Archivi e reti monastiche tra Alvernia e Basilicata: il priorato di Santa Maria di Juso e la Chaise-Dieu. Atti del convegno Matera-Irsina 21–22 aprile 2005, a cura di F. Panarelli, in corso di stampa.

formali, o meramente economici, ma di un corpo monastico a forte integrazione tra le diverse sedi, quella centrale e quella periferica del priorato.

Ruggero II non poteva non sapere tutto questo, ma decise comunque di rivolgersi a loro. Le ragioni di natura religioso-penitenziali, con il desiderio di Ruggero di espiare le sue colpe attraverso la preghiera dei monaci, non spiegano perché quei monaci dovessero essere casadeiani.[59]

Dal punto di vista economico, chi traeva vantaggi erano i monaci stessi, che si vedevano affidare una sede con un ricco patrimonio ed ampie prerogative vescovili.[60] Può aver avuto un peso l'opportunità politica, in quanto la Chaise-Dieu era in buoni rapporti con Innocenzo II, ma non così apertamente schierata e coinvolta nella disputa anacletiana, come invece succedeva ai cistercensi, specie nella persona di Bernardo di Chiaravalle. E suggerisce ancora questa pista il fatto che Innocenzo II avrebbe, in un perduto privilegio, confermato le donazioni e decisioni di Ruggero II dopo la riappacificazione del 1139.[61]

Qualche eco della fama della Chaise-Dieu poteva anche essere rimasta in Calabria per il tramite di Bruno di Colonia, che quando si mise in marcia alla volta dell'Italia e della Calabria abbandonando i suoi discepoli della prima Certosa per seguire la volontà di Urbano II,

---

[59] A spiegazione del suo gesto si è parlato di vincoli di parentela, in quanto una sorella di Ruggero II, Matilde, aveva sposato il conte di Tolosa, Raimondo di Saint-Gilles, mentre l'altra sorella, Emma, aveva sposato Guglielmo V, conte di Alvernia, entrambi benefattori della Chaise-Dieu; Gaussin, L'abbaye de la Chaise-Dieu, p. 153 e p. 289. In realtà dalla genealogia si evince che Matilde era già defunta prima del 1094, e cioè prima ancora che nascesse lo stesso Ruggero II, mentre Emma aveva effettivamente sposato un conte di Clermont, ma era anch'ella morta già nel 1120; Cf. genealogia degli Altavilla in: H. Houben, Ruggero II di Sicilia. Un sovrano tra Oriente e Occidente, (ed. or. 1997) Bari 1999, p. 289. Risulta quindi poco credibile una loro influenza diretta sulle scelte del 1133, ma allo stesso tempo non si può ignorare la testimonianza di rapporti complessivi della corte siciliana con l'Alvernia.

[60] Non penso che avvenisse il contrario, come invece ipotizza Gaussin, L'abbaye de la Chaise-Dieu, p. 660.

[61] It. Pont., IX 478, n. 6 per una conferma del privilegio di Callisto II; 479 n. 7* per la conferma delle decisioni di Ruggero II.

aveva affidato la guida della sua comunità in Francia proprio all'abate della Chaise-Dieu, Seguino, con una dimostrazione di estrema fiducia nelle sue capacità amministrative e nella sua disponibilità al rispetto delle specificità della comunità certosina. Anche questa è una pista suggestiva, ma lontana. Come suggestivo è pensare ad un'eco del passato canonicale del fondatore, Roberto di Turlande, e quindi di una propensione da parte dei suoi discepoli ad esercitare quel ruolo di supplenza nella diocesi soppressa.[62]

Non ci sono altri elementi per spiegare la decisione di Ruggero, anche per un oggettivo difetto della documentazione del XII secolo, che non ci permette di stabilire con precisione neppure l'anno in cui venne realizzata la chiamata dei monaci: il 1133 è l'anno della distruzione, mentre il primo riferimento alla decisione di sottomettere Juso alla Chaise-Dieu risale all'azione di Innocenzo II e quindi deve essere posteriore al 1139, quando il pontefice si riappacificò con il sovrano normanno.

Per quasi tutto il secolo XII risulta difficile seguire la storia del priorato e verificare nei fatti la composizione e la provenienza della famiglia monastica. Sappiamo solo che il priore di Juso era la massima autorità religiosa e civile nell'area di Irsi e Montepeloso.[63]

Il silenzio delle fonti può essere interpretato come un segno di tranquillità, veicolata dai due Guglielmi; ma anche una conseguenza dello spostamento del baricentro del regno verso la Sicilia, che lasciò più ai margini l'area del melfese e del materano rispetto all'età precedente. In questa sorta di calma piatta non è casuale che il primo ful-

---

[62] Per la figura di Roberto rimandiamo alla relazione di Cr. Andenna (vedi n. 58) su Roberto di Turlande e la riforma monastica dell'XI secolo, in Archivi e reti monastiche tra Alvernia e Basilicata, oltre che a Marbodus Redonensis, Vita beati Roberti, Biblioteca di Medioevo Latino, a cura di A. Degl'Innocenti, Firenze 1985. Per altri aspetti della vicenda dell'insediamento casadeiano a Irsina rimandiamo a F. Panarelli, Monaci e priori della Chaise-Dieu a Montepeloso, in: Archivi e reti monastiche tra Alvernia e Basilicata (vedi n. 58).

[63] Il dato più significativo proviene dal *Catalogus Baronum*, dove l'elenco dei feudi fornisce una immagine chiara della ricchezza della comunità; Catalogus Baronum, FSI 101, ed. E. Jamison, Roma 1972, nn. 119–124, pp. 21–22.

mine cada nel dicembre 1193: sono gli anni travagliati della fine della dinastia degli Altavilla, quando Tancredi (spentosi nel febbraio del 1194) aveva tentato di mantenere l'autonomia della corona di Sicilia contro Enrico VI.[64] Nel giugno del 1192 lo stesso Tancredi aveva raggiunto a Gravina, quindi in prossimità di Montepeloso, un nuovo accordo in materia ecclesiastica con il pontefice, Celestino III, suo sostenitore; è il cosiddetto Concordato di Gravina, che riduceva notevolmente le prerogative regie in materia ecclesiastica rispetto al passato, cioè agli accordi di Benevento del 1156.[65] E' ben probabile che proprio a seguito di questo passaggio gli abitanti di Montepeloso pensassero giunta ormai l'ora di rimettere in discussione quel che era stato, di fatto, un atto d'imperio in materia ecclesiastica da parte di Ruggero II. Dal che dobbiamo dedurre che sino ad allora le nomine in Juso erano sempre avvenute per scelta della Chaise-Dieu ed in accordo con il sovrano, ma che allo stesso tempo non si era persa memoria in Montepeloso della precedente autonomia della sede vescovile.

Il papa, di fronte alla richiesta dei Montepelosini di ripristinare la sede vescovile autonoma, aveva fatto svolgere una indagine dai cardinali delegati, che avevano consultato i documenti, a partire dalla bolla di Callisto II. Ne conseguì la decisione di Celestino di imporre il *perpetuum silentium* alle rivendicazioni dei locali, e la conferma dei diritti del priore, al quale spettava anche il diritto di individuare un vescovo che un paio di volte l'anno si recasse a Montepeloso per *pontificalia sacramenta clero et populo illius loci, sicut in aliis mundi partibus ... ministrare.* Va sottolineato che tutta la pratica venne svolta tra il papa e l'abate della Chaise-Dieu, Stefano di Brezons (1190–1194), rappresentato dal suo priore, nonché nipote, Armando de Brezons, personaggio di massimo rilievo all'interno della intera comunità e destinato a divenire priore della Chaise-Dieu nel 1203.[66]

---

[64] Chr. Reisinger, Tankred von Lecce. Normannischer König von Sizilien 1190–1194, Kölner Historische Abhandlungen 38, Köln–Weimar–Wien 1992; Tancredi Conte di Lecce Re di Sicilia, a cura di H. Houben/B. Vetere, Galatina 2004.

[65] Testo in MGH, Const. I, p. 593, n. 417; J. Deér, Das Papsttum und die süditalienischen Normannenstaaten 1053–1212, Historische Texte Mittelalter 12, Göttingen 1969, p. 97.

[66] Gaussin, L'Abbaye de la Chaise-Dieu (vedi n. 58) p. 186.

L'interlocutore istituzionale è insomma in Francia e non in Basilicata.

Non bisogna però pensare che Celestino III fosse sempre favorevole ai monaci di Juso: appena due anni dopo, il 15 dicembre 1195, intervenne per risolvere una incresciosa situazione che si era verificata in Barletta.[67] Qui O. e il marito L. de Brundusio, avevano fondato un monastero intitolato a S. Tommaso e lo avevano affidato alla cura del priore di Juso e dei suoi monaci, nonché all'arcivescovo di Trani. Alla morte del marito O. era diventata badessa del monastero, che quindi era femminile, ma aveva subito dure violenze da parte del priore di Juso, dei suoi monaci, affinché cedesse la chiesa con i suoi beni al priore di Juso. Per porre fine a questa violenta spoliazione della badessa, il papa chiese ai vescovi di Andria e Potenza di svolgere indagini e restituire alla badessa i suoi legittimi beni. E' difficile valutare la situazione da questo singolo documento, che rappresenta la versione fornita dalla presunta vittima, la badessa di S. Tommaso. Non sappiamo quali fossero le basi giuridiche sulle quali il priore di Juso fondava le sue richieste;[68] certo abbiamo – per quanto inserita in un livido quadro di violenze – la testimonianza dell'estendersi degli interessi di Juso verso lo sbocco geograficamente naturale di Barletta e anche verso il mondo monastico femminile, che solo in questo documento fa la sua comparsa.

Ben presto però, con l'ascesa al soglio pontificio di Innocenzo III, i priori di Juso e gli abati della Chaise-Dieu ebbero problemi ben più gravi. La disputa presso Innocenzo III vede all'opera prima l'abate Ugo d'Anglard (1200–1203) e poi Armando de Brezons (1203–1227). Ancora una volta è la situazione di crisi politica a scatenare le aspettative del popolo di Montepeloso: siamo negli anni travagliati e violenti della minorità del piccolo Federico II e della tutela da parte dello stesso pontefice. Veniamo ai fatti. Il 3 gennaio 1204 con una prima lettera indirizzata al priore di Juso, papa Innocenzo III chiede di riaprire la vertenza chiusa da Celestino III e invita il priore di Juso

[67] It. pont., IX p. 480, n. 12; ediz. Pergamene di Barletta del R. Archivio di Napoli (1075–1309), Codice Diplomatico Barese, X, a cura di R. Filangieri, Bari 1927, n. 35, p. 55. P. F. Kehr, Gött. Nachr. 1900, p. 267, n. 34.

[68] Probabilmente ebbe la sua importanza il fatto che il monastero femminile fosse stato in un secondo momento eretto come abbazia, il che andava a sottolineare una volontà di indipendenza rispetto al priore di Juso.

a sentire le ragioni degli abitanti di Montepeloso.[69] Si trattava però di una falsa partenza, in cui mancava l'interlocutore più importante. Infatti il 25 aprile dello stesso anno Innocenzo,[70] meglio istruito dai postulanti, scrive all'abate della Chaise-Dieu, Armando di Brezons, una lettera nella quale si riassume la vicenda della diocesi di Montepeloso e si dice che il priore di Juso ha risposto alla precedente *quod cum prioratus ipse ad vestrum monasterium pertineret et ipse per vos in eo prior fuerit institutus, preter mandatum vestrum respondere super tam arduo negotio non auderet.* Innocenzo invita quindi l'abate a far sentire le sue ragioni entro due mesi; ma in realtà prospetta già con chiarezza la sua intenzione, perché afferma che *in prioratu ipso fere penitus ordo deperierit regularis* con grave detrimento della vita spirituale dei fedeli; si spinge anzi già a proporre in cambio una pensione sostitutiva per l'abate della Chaise-Dieu. In caso di mancata risposta il papa anticipa che guarderà alla salute delle anime, piuttosto che al tornaconto economico della Chaise-Dieu. Il tono della lettera nel complesso è molto minaccioso. Ma Armando non cede.

Il 17 giugno con tono adirato Innocenzo fa presente all'abate della Chaise-Dieu che non si è presentato per l'affare di Montepeloso, adducendo scuse anche „frivole", quali il controllare il raccolto o i pericoli delle intemperie; il papa esprime l'obbligo perentorio di comparire entro la festa di S. Michele di settembre.[71]

Un anno dopo, il 18 maggio 1205, Innocenzo III interviene nuovamente, perché ha a cuore la *numerosa populi multitudo, que in periculum animarum suarum quasi grex sine pastore vagatur* nonché il *defectus* del priorato, che quindi non era degnamente popolato.[72] Ancora una volta l'abate della Chaise-Dieu non si è presentato, ma ha inviato due monaci, che non erano però ufficialmente delegati; quindi si aspetta il nuovo termine di San Michele.

---

[69] Die Register Innocenz' III. Pontifikatsjahr 1203–1204, Wien 1995, vol. VI, n. 193, p. 329

[70] Die Register Innocenz' III. Pontifikatsjahr 1204–1205, Wien 1997, vol. VII, n. 40, p. 66.

[71] Ibid., n. 91, p. 145.

[72] Die Register Innocenz' III. Pontifikatsjahr 1205–1206, Wien 2001. vol. VIII, n. 60, p. 101.

In questo gioco delle parti, è chiaro che l'abate Armando non intende rimettere in gioco decisioni già più volte approvate dalla curia, mentre Innocenzo III, non sappiamo da chi concretamente sollecitato, pare fermamente intenzionato ad esercitare i suoi diritti nel Regno e cancellare una decisione che era stata di Ruggero II. Non sappiamo quando con precisione, ma dopo il settembre 1206 e prima del 1216, i montepelosini, forti dell'appoggio pontificio riuscirono ad eleggere un loro vescovo.

La restaurazione non ebbe però lunga vita, visto che nel luglio del 1223 papa Onorio III conferma *Armanno abbati monasterii Casae Dei eisque fratribus, ad exemplar* di Leone IX, Alessandro, Urbano, Pasquale, Callisto, Eugenio, Alessandro e Lucio la sua protezione sul monastero e su tutte le sue dipendenze, includendo anche Montepeloso.[73]

Ancora e ripetutamente nei decenni seguenti gli abitanti di Montepeloso tenteranno di liberarsi del dominio esercitato dai monaci di Juso, ma i pontefici da Gregorio IX[74] a Clemente V[75] e Giovanni XXII[76] interverranno sempre a favore della comunità benedettina.

Ma chi erano, se non i monaci, almeno i priori che governavano Juso e difendevano i diritti della casa madre alverniate? Nel 1263 priore di Juso è Giovanni Braccardo; suoi predecessori erano stati

---

[73] Pressutti, Reg. Honorii papae III, n. 4452 (con solo un regesto ridottissimo). ASV, Reg. Vat. 8, ep. 1, fol. 81. Potthast append. 2093, n. 7063°–26102. Notizia anche in: Janora, Memorie storiche (vedi n. 45) n. V, p. 142, che data per erroneamente al 25 agosto 1224.

[74] 1234 maggio 4: intervento di Gregorio IX presso i vescovi di Melfi e Minervino perché difendano Juso, ed.: Auvray, Reg. Greg. IX, t. I 1040, n. 1905. 18 aprile 1236: nuovo intervento di Gregorio IX, su sollecitazione degli abitanti di Montepeloso, che però conferma in pieno le decisioni prese a suo tempo da Celestino III, riportando il testo della sua lettera, ed. Auvray, Reg. Greg. IX, t. II 384, n. 3140. 16 gennaio 1240: Gregorio IX interviene per reprimere il tentativo di restaurare la sede vescovile, in: Janora, Memorie storiche (vedi n. 45) n. VII p. 143.

[75] Dicembre 1312: Clemente V chiede all'abate di Banzi di difendere il priorato di Juso, Janora, Memorie storiche (vedi n. 45) p. 159.

[76] 8 marzo 1321: Giovanni XXII interviene per difendere dalle vessazioni dei montepelosini il priorato di Juso; Janora, Memorie storiche (vedi n. 45) p. 161.

Raimondo, Benedetto, Stefano e Giambetto citati dai testi escussi durante l'inchiesta.[77] Sono questi i primi priori dei quali abbiamo almeno i nomi e tutti possono rispondere ad una onomastica francese; niente di più mi sentirei di dire. A loro succede a partire dal 1272 Ugo, il quale sembra avere concentrato le sue attenzioni nello sfruttamento del casale d'Irsi: è di qui che attinge le risorse per far fronte alle spese per partecipare al concilio di Lione del 1272, mentre nel 1277 procede ad uno dei pochi casi di concessione a censo (un casile presso il cimitero di S. Maria Vecchia, la cattedrale), dove è affiancato da Ottonetto *de Parisius*, suo avvocato.[78] Un francese, ma in età angioina non necessariamente la presenza francese è ricollegabile alla rete della Chaise-Dieu. Ancora nel corso del XIV e XV secolo, sino alla soppressione del 1452, i nomi dei priori rimandano ancora alla casa-madre francese.[79]

Questa rapida incursione nelle vicende del priorato di Juso dalla fine del XII secolo consente comunque di ricavare alcuni elementi. In primo luogo i nomi attestati dei priori testimoniano di una loro certa o probabile provenienza francese, così come gli abati e priori della Chaise-Dieu risultano sempre coinvolti nella difesa della comunità presso la corte pontificia. E di difesa i monaci ebbero costante bisogno, perché tra il 1133 e il 1450 di fatto il loro più grave problema rimase il rapporto contestato con il clero locale e con una parte degli abitanti della diocesi. Anche qui si potrebbe propendere a leggere una scarsa integrazione di monaci in sostanza forestieri, con la realtà sociale e religiosa del loro contesto diocesano.[80]

---

[77] Si tratta di un'indagine condotta dai giudici delegati da Manfredi che confermava il diritto dei priori di Juso ad esigere la decima sulla baiulatione, terraggieria e reddito del vino, ed. Janora, Memorie storiche (vedi n. 45) pp. 145–152, da una copia notarile del 1609.

[78] Irsina, Archivio Storico Diocesano, Diplomatico, Busta 1, fasc. 3 (10 maggio 1277).

[79] Per questo rimandiamo a Panarelli, Monaci e priori della Chaise-Dieu a Montepeloso (vedi n. 62).

[80] Non ha bisogno di commenti quanto, all'aprirsi del XX secolo, il più illustre storico che Irsina abbia ospitato, Michele Janora, scriveva, a chiosa delle vicende di Montepeloso e di S. Maria di Juso nel XV secolo: „Comunque sia, nel 1452 potettero finalmente il clero e il popolo di Montepeloso respirare a

Il conflitto viene sempre giustificato con il desiderio degli abitanti di ripristinare l'antica dignità di diocesi autonoma, con accuse di inadeguatezza dei monaci nello svolgere i compiti pastorali, ma mai si rinviene accenno al fatto che una parte delle entrate fosse, ad esempio, dirottato per pagare pensioni e procurazioni per la casa madre in Francia, o che i monaci fossero estranei al contesto locale. Certo vi sono elementi di opportunità nella redazione dei documenti di supplica e lamentela, ma è significativo che il fattore della estraneità non venga mai fatto valere. Scorrendo la documentazione non irrilevante relativa alla secolare querelle svoltasi presso la corte pontificia, non si trova mai allusione alla provenienza dei monaci. Allusioni che, peraltro, nel mutato contesto angioino, sarebbero probabilmente risultate controproducenti; non altrettanto in età sveva.

Indubbiamente è invece la capacità degli abati della Chaise-Dieu di rapportarsi con la corte pontificia (non dimentichiamo che Clemente VI è un monaco della Chaise-Dieu, mentre Gregorio XI è un suo nipote) a garantire nell'arco di oltre tre secoli la resistenza dei monaci ad ogni tentativo di ripristino.

Molto arduo è invece valutare l'apporto in campo più squisitamente spirituale dei monaci casadeiani; i documenti trasmettono memoria solo di un paio di donazioni e di episodi critici, come quello ricordato di Barletta del 1194. Un episodio che può essere anche letto al negativo: la fama dei monaci di Juso aveva spinto i coniugi barlettani a porsi sotto la loro guida spirituale. Anche la comparsa ricorrente nella documentazione della dedicazione a S. Giuliano per il priorato di Juso è il risultato dell'influenza della tradizione casadeiana, in quanto il capitolo canonicale di Brioude, dove fu inizialmente accolto Roberto era dedicato al martire di età dioclezianea, di cui anzi era custode delle reliquie.

La vicenda dell'insediamento casadeiano a Montepeloso non si lascia decifrare in tutte le sue parti, ma induce a mio parere, ancora una volta, a considerare con molta cautela queste inserzioni di comu-

---

più bell'agio, una volta dato, e per sempre, lo sfratto agli aborriti Priori, che per più di tre secoli, erano piovuti dal monastero della Casa-Dei"; Janora, Memorie storiche (vedi n. 45) p. 132.

nità monastiche estranee alla realtà locale. Quel che in definitiva emerge è lo scontro di una parte della popolazione locale, aizzata dal clero, dai vescovi vicini e spesso anche dalla feudalità, contro il signore ecclesiastico e feudale dell'area di Montepeloso, con la campanilistica prospettiva di un ripristino della diocesi, in un prolungato atto di rivolta contro un potere monarchico che aveva imposto come punizione la riduzione a priorato dell'abbazia di Juso e soppresso la diocesi.

Come già nel corso dell'XI secolo, quando la conquista normanna era ancora in corso, la società meridionale non si mostrò chiusa ad interventi esterni e a presenze religiose allogene, ma queste non dovevano supinamente identificarsi con il gruppo franco-normanno dominante e con la nuova dinastia regnante. La comunità di Juso seguì infatti un destino non dissimile da quello delle altre grandi fondazioni latino-normanne dell'XI secolo, rispetto alle quali si differenziò almeno per un aspetto tutt'altro che secondario: essa venne istituzionalmente legata ad un'efficiente congregazione, che garantiva una continuità delle relazioni, ben al di là di episodici trasferimenti di monaci. Questa stretta dipendenza, in miscela con il legame genetico con i dinasti normanni, non giovò all'instaurarsi di pacifiche e proficue relazioni con gli abitanti, ma permise solo una tenace sopravvivenza alla comunità monastica.

ZUSAMMENFASSUNG

In diesem Beitrag werden entscheidende Momente der Geschichte des süditalienischen Mönchtums in normannischer Zeit reflektiert, um Probleme zu beleuchten, die durch das Zusammentreffen von Menschen unterschiedlicher ethnischer, sprachlicher und religiöser Herkunft in den monastischen Gemeinschaften hervorgerufen wurden. Ein besonderes Augenmerk richtet der Autor auf das Verhältnis der neuen normannischen Herren zu der vitalen Tradition griechischen Mönchtums, indem er eine historiographische Debatte aufgreift, die den Pragmatismus der normannischen Entscheidungen weithin unterstrich; unter diesem Gesichtspunkt betrachtet er zwei Beispiele: das Kloster SS. Elia e Anastasio in Carbone und den Bios von Bartolomeo di Simeri. Die Untersuchung der lateinischen Kommunitäten, die von den Normannen gegründet und von fränkisch-normannischen Mönchen besetzt wur-

den, offenbart ihre grundsätzliche Schwäche und ihre Ferne zum religiösen Leben der Bevölkerung. Zum Beleg für diese These wird die Situation des Priorats S. Maria di Juso bei Montepeloso betrachtet, das nach einer ersten Blüte in herzoglicher Zeit zu einem Priorat der großen Abtei von Chaise-Dieu in der Auvergne herabgedrückt wurde, wobei es die Ausübung weitreichender bischöflicher Prärogativen behielt. Mit Hartnäckigkeit gingen die Bewohner von Montepeloso Konflikte zur Wiederherstellung des Bischofssitzes ein. Nur indirekt findet sich in den Quellen ein Bezug auf die Herkunft der Mönche aus Frankreich, die nach dem Willkürakt Rogers II. von 1133 starke Bindungen dahin behielten und denen es offenbar nicht gelang, positive Beziehungen zur Bevölkerung aufzubauen.

L'ORDINE TEUTONICO IN SICILIA

Una minoranza fra le altre*

di

KRISTJAN TOOMASPOEG

1. Introduzione. – 2. Le origini dei Teutonici. – 3. I Teutonici e le minoranze della società siciliana. – 4. Conclusioni.

1. Il titolo di questa comunicazione si ispira alla realtà demografica della società siciliana del tardo Medioevo, prodotto di una serie di dominazioni e ondate migratorie che le diedero l'aspetto di un mosaico di religioni, culture e tradizioni geografiche diverse. Nel corso del XIII secolo, i componenti di questa società finirono per formare un insieme di nuclei che, piuttosto che „minoranze", si potrebbero definire „gruppi costituiti", dal momento che in Sicilia non esisteva una vera e propria „maggioranza" e che il gruppo al potere dell'isola fu periodicamente sostituito, a seconda delle dinastie che si succedevano nel Regno.[1]

A questo contesto molto particolare appartenevano anche i grandi ordini monastici della Chiesa cattolica, proprietari di numerosi possedimenti immobiliari e di vaste tenute agricole tali da conferirgli un ruolo di primo piano nello sviluppo sociale ed economico dell'isola, consentendogli di divenire elementi di interazione fra le diverse

* Il testo riproduce senza modifiche la relazione tenuta durante la giornata di studi „Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter", Roma, Istituto Storico Germanico, 26 gennaio 2005.

[1] Per la storia generale della Sicilia medievale, cf. I. Peri, Uomini, città e campagne in Sicilia dall'XI al XIII secolo, Roma–Bari 1978, Id., La Sicilia dopo il vespro: uomini città e campagne, 1282–1376, Roma–Bari 1981, Id., Restaurazione e pacifico stato in Sicilia, 1377–1501, Roma–Bari 1988.

frange della popolazione locale, interessate alla possibilità di sfruttare le ricchezze patrimoniali della Chiesa.[2]

Una delle più prospere ed influenti fra queste congregazioni fu l'Ordine dei frati dell'Ospedale di Santa Maria dei Teutonici di Gerusalemme, insediatosi in Sicilia per volere dell'imperatore Enrico VI nel 1197, che seppe stringere alleanze sia con i re della dinastia degli Hohenstaufen che con i loro successori angioini ed aragonesi e rimase presente nell'isola fino al 1492.[3]

La storia dell'Ordine Teutonico in Sicilia interessa l'argomento di questa Giornata di studi da due diversi punti di vista: in primo luogo i preti e cavalieri Teutonici di stanza in Sicilia ebbero, nella maggior parte dei casi, le loro origini nel mondo germanico, rappresentando quindi un gruppo minoritario *in loco* e venendo a svolgere un ruolo d'intermediario fra il Mezzogiorno d'Italia e l'Oltralpe; in secondo luogo, come intendo dimostrare, la continuità e la potenza dei Teutonici di Sicilia si pu spiegare con i legami stretti dall'Ordine con

---

[2] Non esiste un repertorio esaustivo dei monasteri latini siciliani, ad eccezione del periodo normanno, studiato in L. T. White jr., Latin monasticism in Norman Sicily, The Medieval academy of America 31, Cambridge 1938 (ed. italiana: Il monachesimo latino nella Sicilia normanna, Catania 1984), ed è doveroso fare ricorso agli studi al livello locale e alle opere di antica data di F. Ughelli, Italia Sacra sive de episcopis Italiae et insularum adjacentium rebusque ab iis praeclare gestis deducta seria ad nostram usque aetatem (2. ed.), Venezia 1717–1721 e R. Pirro, Sicilia Sacra disquisitionibis et notis illustrata. Editio tertia emendata, auctore Vito M. Amico, in Thesaurus antiquitatum et historiarum nobilissimarum insularum Siciliae, Sardiniae, Palermo 1733.

[3] Per la storia dei Teutonici in Sicilia, cf. K. Toomaspoeg, Les Teutoniques en Sicile (1197–1492), Collection de l'École française de Rome 321, Roma 2003, e Id., L'Ordine Teutonico in Puglia e in Sicilia, in H. Houben (a cura di), L'Ordine Teutonico nel Mediterraneo. Atti del Convegno internazionale di studio Torre Alemanna (Cerignola)–Mesagne–Lecce 16–18 ottobre 2003, Acta Theutonica 1, Galatina 2004, pp. 133–160. Per la storia generale dell'Ordine Teutonico, cf. M. Tumler, Der Deutsche Orden in Werden Wachsen und Wirken bis 1400 mit einem Abriß der Geschichte des Ordens von 1400 bis zur neuesten Zeit, Wien 1955; K. Militzer, Von Akkon zur Marienburg. Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190–1309, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Deutschen Ordens 56, Marburg 1999 e U. Arnold, L'Ordine Teutonico-una viva realtà, Lana 2001.

quasi tutti i componenti della società locale, in particolare con gli immigrati dell'Italia settentrionale e centrale e con la comunità ebraica dell'isola.

Nella mia comunicazione, analizzerò appunto questi due aspetti, ovvero le origini geografiche dei Teutonici e i loro rapporti con le minoranze presenti in Sicilia.

2. Come è noto, l'Ordine Teutonico non fu, almeno fino al XV secolo, una congregazione riservata esclusivamente ai nobili o ai Tedeschi. I membri dell'Ordine provenivano da una vasta area geografica che includeva tutte le regioni dell'Impero Germanico, dal Baltico fino alla Lorena e dall'Olanda fino al Tirolo meridionale, ma l'adesione non era preclusa a persone di origini non germaniche e non fu sottoposta, in questo senso, ad alcun vincolo scritto.

Di conseguenza, come sottolineano gli storici Erich Maschke e Kurt Forstreuter,[4] nell'Ordine Teutonico si ebbero anche frati di origine italiana, francese o altra il cui numero esatto è difficile da stimare. Tuttavia, la percentuale e il ruolo di queste persone non divennero mai particolarmente rilevanti a causa della prassi che era alla base della stessa esistenza dell'Ordine: evitare che i Teutonici si alleassero con gli ambienti laici dei loro luoghi di residenza. Questo atteggiamento risulta evidente dalle norme espresse nella prima Regola dei cavalieri che, come già era accaduto con i Templari e gli Ospitalieri di San Giovanni, determinava una netta separazione fra l'Ordine e gli ambienti esterni, associandola al voto di obbedienza imposto ai frati e alla necessità di osservare all'interno delle commende teutoniche una rigida disciplina e di garantire una „inossidabile" solidarietà.[5]

---

[4] K. Forstreuter, Der Deutsche Orden am Mittelmeer, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 2, Bonn 1967, in particolare p. 215; E. Maschke, Domus hospitalis Theutonicorum. Europäische Verbindungen der Deutschordensgeschichte. Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1931–1963, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 10, Bonn 1970.

[5] Cf. M. Perlbach, Die Statuten des Deutschen Ordens nach den ältesten Handschriften, Halle 1890; H. Houben, I Cavalieri teutonici, in Centro italo-tedesco di Storia comparata degli Ordini religiosi „Secundum regulam vivere", Seminario internazionale di studio, Regole, Consuetudini, Statuti nella storia

Per scongiurare il pericolo di legami con gli esterni che avrebbe comportato interferenze, usurpazioni e insubordinazioni, i Teutonici fecero ricorso ad un sistema di rotazione che implicava lo spostamento dei frati dopo un certo numero di anni da una zona geografica all'altra. Così, nelle province italiane dell'Ordine Teutonico, la maggior parte dei preti e cavalieri rimasero *in loco* per periodi molto brevi di circa 5 anni e anche durante la loro permanenza, essi furono spesso dislocati da una commenda all'altra.[6]

In Sicilia, non pochi membri delle famiglie nobili legate ai Teutonici, come i Ventimiglia, avrebbero senza dubbio voluto entrare nell'Ordine, ma solo a patto di poter continuare a vivere nell'isola. L'Ordine Teutonico non permetteva questa prassi, a differenza degli Ospitalieri che reclutarono i loro cavalieri sul posto e che nel XIV secolo finirono per avere seri problemi di gestione e controllo dei loro possedimenti, concentrati nelle mani di un ristretto gruppo di famiglie nobili siciliane, come i Ventimiglia, i Diana e i Romano.[7]

Anche in Puglia, la famiglia dei Del Balzo Orsini, sebbene fosse un alleato potente dell'Ordine Teutonico, non ebbe mai un suo componente fra i Teutonici e riuscì solo ad ottenere che Raimondello del

---

degli Ordini religiosi: un'analisi comparativa, Bari–Noci–Lecce, 26–27 ottobre 2002 (di prossima stampa).

[6] A questa conclusione porta lo studio del *corpus* dei nomi dei Teutonici di Sicilia, presentato in Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) e del personale del baliato di „Lombardia" presentato, ancora solo parzialmente, in Id., La fondazione della provincia di „Lombardia" dell'Ordine dei Cavalieri Teutonici (secoli XIII–XIV), Sacra Militia 3 (2003) pp. 111–159: possediamo in entrambi i casi i nominativi di più di 200 cavalieri e preti teutonici che possiamo mettere in paragone con i nomi dei Teutonici noti dal baliato di Puglia: cf. F. Camobreco (a cura di), Regesto di S. Leonardo di Siponto, Regesta Chartarum Italiae 10, Roma 1913; J. Mazzoleni (a cura di), Le carte del monastero di S. Leonardo della Matina in Siponto (1090–1771), Codice Diplomatico Pugliese 31, Bari 1991; H. Houben, Zur Geschichte der Deutschordensballei Apulien. Abschriften und Regesten verlorener Urkunden aus Neapel in Graz und Wien, Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 107, 1–2 (1999) pp. 50–110; Id., Die Landkomture der Deutschordensballei Apulien (1225–1474), Sacra Militia 2 (2001) pp. 116–154.

[7] Cf. K. Toomaspoeg, Templari e Ospitalieri nella Sicilia Medievale (Gran Priorato di Napoli e Sicilia del Sovrano Militare Ordine di Malta, Melitensia 11), Bari 2003.

Balzo Orsini, principe di Taranto, partecipasse nei primi anni del Quattrocento ad una delle spedizioni militari organizzate dall'Ordine in Prussia contro i Lituani.[8]

Alla luce di questo principio di esclusione adottato dall'Ordine, la teoria di Maschke e Forstreuter, per i quali fra i Teutonici del Mezzogiorno si sarebbero trovati anche numerosi italiani, deve essere in gran parte riconsiderata; fra l'altro, come ha recentemente notato Hubert Houben, ben poche sono le testimonianze documentate di questa presenza.[9]

Nel Due- e Trecento, abbiamo due casi, entrambi molto eloquenti, della presenza di persone di origine italiana nelle strutture dell'Ordine. Si tratta di Giovanni da Capua, protonotario apostolico che, nella seconda metà del XIII secolo, era procuratore dei Teutonici presso la Sede Apostolica, ovvero il loro massimo rappresentante presso il papa,[10] e di Guido de Amendolea, commendatore dei baliati teutonici in Grecia e in Puglia, che, all'inizio del XIV secolo, dovette organizzare la base economica delle ultimi spedizioni militari dell'Ordine nel Mediterraneo.[11]

L'accettazione di Capua e di Amendolea fra i Teutonici può essere facilmente spiegata con le qualità e l'influenza dei due personaggi e niente consente di interpretare la loro adesione come il frutto di una strategia destinata a facilitare l'entrata degli italiani nell'Ordine.

---

[8] Sulla partecipazione della nobiltà europea alla guerra dei Teutonici in Lituania, cf. W. Paravicini, Die Preußenreisen des europäischen Adels, Beihefte der Francia, Deutsches Historisches Institut Paris 17, 1–2, Sigmaringen 1989–1995; sul viaggio di Raimondello, cf. K. Forstreuter/H. Koeppen (Hg.), Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, I, Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 12 (1961) p. 378.

[9] H. Houben, Die Staufer und die Ausbreitung des Deutschen Ordens in Apulien, in: Kunst der Stauferzeit im Rheinland und in Italien. Akten der 2. Landauer Staufertagung 25.–27. Juni 1999, a cura di V. Herzner/J. Krüger/F. Staab, Speyer 2003, pp. 167–182, qui pp. 172–173.

[10] Cf. J.-E. Beuttel, Der Generalprokurator des Deutschen Ordens an der römische Kurie. Amt, Funktionen, personelles Umfeld und Finanzierung, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 55, Marburg 1999.

[11] Cf. Houben, Die Landkomture (come n. 6) pp. 129–130.

Diverso fu invece il caso di una serie di adesioni di preti di origine siciliana e pugliese, documentate nella prima metà del XIV secolo.[12]

Allora, dopo il 1309, quando i gran maestri dell'Ordine Teutonico si stabilirono a Marienburg in Prussia (oggi Malbork in Polonia), abbandonando il Mediterraneo, e i procuratori dell'Ordine presso la Sede Apostolica si spostarono ad Avignone, le province di Puglia e di Sicilia, da avamposto per la difesa della Terra Santa che erano state, divennero una periferia dell'Ordine ed ebbero non poche difficoltà per completare il loro personale. Di conseguenza, entrambe accettarono al loro interno frati locali, in particolare preti il cui numero da sempre era stato insufficiente. Questa prassi ebbe tuttavia durata limitata perché causò le temute interferenze esterne: così, per fare un esempio, dalle fonti risulta che, nel 1334, alcuni Teutonici „insolenti e ribelli" occuparono la casa madre del baliato pugliese a Barletta, con l'aiuto di laici loro „consanguinei".[13]

In seguito, non furono più accettati italiani fra il personale dei baliati di Puglia e Sicilia e i Teutonici compensarono la scarsità del loro numero con il ricorso ai confrati, che erano degli associati e non dei membri dell'Ordine.[14] Nel corso del XV secolo, si ebbero ulteriori evoluzioni anche sul piano storico generale e l'accoglienza dei non-germanici si restrinse in maniera radicale a causa del favore accordato alla media nobiltà tedesca dai gran maestri e dai maestri di Germania dei Teutonici.

Così, nel 1423, quando un nobile della Penisola Iberica, Pedro de Luna, chiese di entrare nell'Ordine Teutonico e di essere inviato in Puglia o in Sicilia, si accese un dibattito fra il gran maestro dell'Ordine e il suo procuratore a Roma che si concluse con la constatazione dell'inopportunità di aprire le porte delle Case teutoniche agli stranieri, pratica che avrebbe potuto originare problemi di natura politica. In questa occasione, si espresse per la prima volta anche il concetto dell'obbligo della conoscenza della lingua tedesca per chiunque vo-

---

[12] Cf. Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) nn. 82, 93, 109, 110, 119, pp. 467–470.

[13] 1334 settembre 13, Houben, Zur Geschichte (come n. 6) doc. n. 35, pp. 104–106.

[14] Cf. K. Toomaspoeg, „Confratres, procuratores, negociarum gestores et factores eorum ..." Storia dei familiares dei Cavalieri Teutonici in Sicilia (1197–1492), Sacra Militia 1 (2000) pp. 149–163.

lesse entrare a far parte dei Teutonici. Tuttavia, si lasciò al candidato la possibilità teorica di adesione, a patto di servire nelle zone germaniche, condizione che Pedro de Luna non accettò.[15]

I Teutonici di Sicilia furono quindi per lo più di origine germanica, il che non vuole dire che fossero oriundi del territorio dell'odierna Repubblica Federale: il primo gruppo consistente di frati e il primo commendatore di un certo rilievo del baliato, Todinus de Middelburg, provenivano infatti dalla contea di Olanda.[16]

Sono noti i nomi di 261 Teutonici che soggiornarono nell'isola che possiamo mettere in relazione con quelli dei membri dell'Ordine in Puglia e nella terza provincia teutonica in Italia, la „Lombardia",[17] senza dimenticare i rapporti con gli altri gruppi di persone provenienti dal mondo germanico presenti nella Penisola Italiana, come i mercenari del XIV secolo a servizio dei papi e degli imperatori nell'Italia centrale,[18] o i mercanti e gli studenti tedeschi.[19]

---

[15] 1423 agosto 29, Berichte (come n. 8) III, n. 154, pp. 333–336, regesto in E. Joachim (ed.), Regesta ordinis S. Mariae Theutonicorum. 1198–1525, a cura di W. Hubatsch, Göttingen 1948–1950, I, n. 4149.

[16] Sulla provenienza geografica e sociale dei Teutonici di Sicilia, cf. Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) pp. 136–139, 239–250, 367–375, l'elenco dei frati pp. 455–483 e la carta p. 248.

[17] Cf. nota n. 6.

[18] K. H. Schäfer, Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien, Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte 15–16, 25, Paderborn 1911–1940; Id., Wappenurkunde deutscher Ritter von 1361, Paderborn 1911, S. Selzer, Deutsche Söldner im Italien des Trecento, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 98, Tübingen 2001.

[19] Fra molte ricerche esistenti sull'argomento, quelle fondatrici sono A. Doren, Deutsche Handwerker und Handwerkerbruderschaften in mittelalterlichen Italien, Berlin 1903; G. M. Thomas, G. B. Milesio's Beschreibung des Deutschen Hauses in Venedig. Aus einer Handschrift in Venedig, Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, I. Kl. 16, 2 (1881) pp. 1–100, Id., Register zur Capitular des Deutschen Hauses in Venedig, in: Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, philosophisch-philologische Klasse 14 (1878) pp. 1–94; H. Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen, Stuttgart 1887; E. Friedländer/C. Malagola (edd.), Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis ex archetypis tabularii Malvezziani, Berlin 1887; G. C. Knod (Hg.), Deutsche Studenten in Bologna (1289–1562). Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, Berlin 1899.

Studiando le origini geografiche dei Teutonici di Sicilia, si possono distinguere tre diverse epoche: una prima che va dalla fine del XII secolo sino al 1240 circa e che è caratterizzata dalla relativa mancanza di informazioni, dal momento che la maggior parte dei frati è indicata nelle fonti senza un *cognomen*, mentre un secondo e un terzo periodo, ben documentati, sono definiti dal passaggio dell'amministrazione del baliato nelle mani del maestro di Germania dell'Ordine Teutonico, avvenuto intorno al 1365, e dall'allontanamento dei Teutonici dall'isola nel 1492.

Prima del 1365, i Teutonici provenivano per la maggior parte dalla bassa Renania, in particolare dall'arcivescovato di Colonia e dalle contee di Jülich, di Klewe e di Olanda, dall'Alsazia e dalla Lorena. I principali centri urbani di origine dei frati erano Colonia e dintorni (Bonn, Brühl) e Metz.

Oltre a questi, troviamo dei frati originari di quasi tutti gli altri territori dell'Impero Germanico che formarono circa il 10% del personale del baliato. Fra di essi troviamo anche alcuni Teutonici originari della parte orientale dell'Impero, compresi due frati provenienti dalla Livonia.[20]

Nello stesso periodo, il personale del baliato di Puglia, secondo gli studi di Hubert Houben, proveniva per lo più dall'alta Renania e dall'odierna Svizzera,[21] mentre i Teutonici del baliato di „Lombardia" spesso venivano dai vicini baliati di Austria e „dell'Adige e tra i monti", nel Tirolo meridionale[22]. Ciascuno dei tre baliati ebbe quindi la sua particolare area destinata al reclutamento di frati per l'integrazione e il completamento del personale, pratica vigente nell'Ordine Teutonico: ad esempio, i frati della Livonia provenivano generalmente dalla Vestfalia ecc.[23] L'esistenza di queste zone di reclutamento non

---

[20] Nicolaus de Corlandia (da Kurland), Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) n. 108, p. 469, Conradus de Livonia, Id., n. 225, p. 481.

[21] Houben, Die Staufer (come n. 9) p. 172.

[22] Così indicano le ricerche in corso sul fondo archivistico lasciato dai Teutonici di Padova (incorporato in Archivio di Stato di Padova, Corporazioni religiose soppresse, Gesuiti), cf. l'elenco dei commendatori della „Lombardia" in Toomaspoeg, La fondazione (come n. 6) pp. 146–148.

[23] F. Benninghoven, Zur Zahl und Standortverteilung der Brüder des Deutschen Ordens in den Balleien um 1400, Preußenland 26 (1988); L. Fenske/K.

era voluta o incoraggiata dalle massime autorità dell'Ordine e l'origine del fenomeno va cercata a livello locale. Ovvero, in ogni territorio dell'Impero si possono distinguere gruppi di famiglie dell'alta e media nobiltà, associate alle attività dell'Ordine Teutonico e spesso legate ad una particolare area geografica dove questo era presente. Così, molti Teutonici di Sicilia provenivano dalle zone controllate in Alsazia dai conti di Leiningen, talvolta anche dalla stessa famiglia comitale, e lo stesso vale anche per le contee e le famiglie di Jülich, Kleve e Olanda. Ad esempio, in Sicilia troviamo come cavaliere dell'Ordine Florenz di Olanda, un figlio illegittimo del conte e re di Germania, Guglielmo di Olanda.[24]

Questi legami delle dinastie nobiliarie con i Teutonici ebbero sempre una precisa origine: l'esempio di Florenz di Olanda proviene da un'epoca immediatamente successiva all'alleanza conclusa, alla fine del quinto decennio del XIII secolo, fra una parte dell'Ordine Teutonico e il re Guglielmo contro Federico II. Un buon esempio della creazione e della persistenza di queste tradizioni è anche quello dei conti di Arnstein, in Svevia: il legame con l'Ordine fu creato da Gebhard di Arnstein che negli anni '30 del XIII secolo era il legato imperiale di Federico II nell'Italia centrale e settentrionale, favorendo non poco l'insediamento dei Teutonici in queste zone, in particolare a Precenicco nel Friuli, a Castiglion Fiorentino in Toscana e a Padova nel Veneto. Qualche decennio dopo, tutti i suoi tre nipoti entrarono nell'Ordine Teutonico, causando l'estinzione della famiglia: due di loro furono Teutonici in Sicilia.[25]

Questo tipo di legame tradizionale con l'Ordine e con la Penisola Italiana non riguardava solo le famiglie nobili, ma intere regioni geografiche, come illustra anche l'esempio dei mercenari tedeschi dell'Italia centrale e settentrionale che provenivano spesso dalle zone già coinvolte nelle spedizioni italiane degli imperatori. Così, la città di

---

Militzer (Hg.), Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 12, Weimar–Wien 1993.

[24] K. Toomaspoeg, Les premiers commandeurs de l'Ordre Teutonique en Sicile. Évolution de la titulature, origines géographiques et sociales, Mélanges de l'École française de Rome, Moyen Âge 109–2 (1997) pp. 443–461; Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) n. 46, p. 462.

[25] Ibid., p. 139.

Colonia costituì, fino alla seconda metà del XIV secolo, la principale città di origine del personale del baliato siciliano, essendo allo stesso tempo anche uno dei principali luoghi di reclutamento dei drappelli dei mercenari e degli eserciti imperiali nella Penisola.[26]

Il fatto che i Teutonici di Sicilia provenissero sempre dalle stesse zone geografiche dipese anche dalle modalità del loro invio nell'isola: fino al 1365, i frati raggiunsero il baliato in gruppi composti dagli originari di una determinata zona e, sembra, spesso uniti da legami di parentela o di dipendenza feudale.

Nel corso del Trecento, il numero dei frati del baliato siciliano cominciò a ridursi, il che, insieme con l'instabilità politica e militare che regnava nell'isola, rappresentò un serio pericolo per l'integrità del patrimonio locale dell'Ordine. Intorno al 1365, dopo che i gran maestri, consapevoli di non possedere più i mezzi e gli uomini necessari per amministrazione dei baliati italiani, decisero di delegare la gestione del Mezzogiorno ai maestri di Germania, si verificarono dei cambiamenti notevoli nella composizione del personale dei baliati.

I maestri di Germania adottarono una politica di promozione della nobiltà originaria delle regioni dove si concentrava il patrimonio della loro Sede, in particolare dell'Assia e della Franconia. Di conseguenza, dalla fine del XIV secolo in poi, i Teutonici di Sicilia, ma anche degli altri baliati italiani, provenivano per la maggior parte da queste due regioni, molto spesso dalla bassa e media nobiltà e dalla borghesia urbana di Francoforte e di Norimberga, mentre si interruppero i legami tradizionali del baliato con l'alta nobiltà del basso Reno. Allo stesso tempo, fu adottato un nuovo sistema per l'invio dei Teutonici nella Penisola Italiana, ovvero, i frati furono inviati non più in gruppi ma individualmente prima nel baliato di „Lombardia" da dove poi, dopo alcuni anni di servizio, partivano per la Puglia e la Sicilia.

Già nei primi decenni del XV secolo, questo sistema di rotazione presentò dei problemi a causa della difficoltà di trovare dei Teutonici desiderosi di recarsi nel Mezzogiorno.

Conosciamo alcuni documenti che illustrano molto bene queste difficoltà, fra cui il più noto è la supplica presentata nel 1401 da un Teutonico del baliato di Alten-Biesen, nell'attuale Belgio, con cui chie-

[26] Cf. Selzer, Deutsche Söldner (come n. 18) pp. 215 sg.

deva a papa Bonifacio IX l'autorizzazione di lasciare l'Ordine che aveva servito per più di 20 anni, per non doversi recare nel Regno di Sicilia dove i suoi superiori l'avevano destinato, poiché – sosteneva – per lui questa regione era molto remota, del tutto estranea e sconosciuta e inoltre non conosceva i costumi e la lingua locali. Il papa gli concesse l'autorizzazione, evidenziando, nella sua risposta, due aspetti interessanti: il primo, che il Teutonico aveva affermato di essere stato „relegato" in Italia a causa dell'invidia dei suoi superiori e perciò che la sua destinazione nel Mezzogiorno costituiva un'ingiusta punizione; il secondo, egli era un uomo già anziano e provato dalla vita e il soggiorno nel Sud avrebbe messo in pericolo la sua salute, a causa del clima insopportabile di questa zona.[27]

Il Regno di Sicilia appariva quindi agli occhi di alcuni Teutonici come un luogo dove „si relegavano" i frati indesiderati, un luogo remoto e, almeno per un uomo anziano, anche insalubre: opinione condivisa dal papa napoletano Bonifacio IX.

Conseguenza del mancato interesse dei Teutonici per il Mezzogiorno e del generale cambiamento di mentalità all'interno dell'Ordine, il numero dei frati del baliato di Sicilia, il loro prestigio sociale e le loro qualità personali diminuirono ulteriormente, mentre la durata della permanenza dei singoli cavalieri e preti sull'isola si prolungava.

La situazione andò sempre deteriorandosi al punto che, al momento della perdita del baliato di Sicilia, nel 1492, i quattro Teutonici ancora presenti *in loco* erano stati totalmente assorbiti dalla società locale tanto che il commendatore del baliato scriveva le sue lettere alle autorità dell'Ordine in siciliano.[28]

3. In realtà il numero dei Teutonici presenti nell'isola fu sempre relativamente ridotto, dell'ordine di 7–8 frati. Al tempo stesso l'Ordine Teutonico possedeva in Sicilia un patrimonio molto esteso che

---

[27] La risposta del pontefice, scritta nel 1401, è pubblicata parzialmente in Schäfer, Deutsche Ritter (come n. 18) IV, pp. 304–305, cit. in Forstreuter, Mittelmeer (come n. 4) p. 115.

[28] K. Toomaspoeg, Ultimi Teutonici di Sicilia (1491–1492), Sacra Militia 2 (2001) pp. 155–177.

consisteva, dopo la sua definitiva formazione, nel XIII secolo, nei possedimenti distribuiti in sedici centri urbani e in una decina di feudi e tenute agricole. Nella sola capitale del Regno di Sicilia, Palermo, i cavalieri possedevano circa duecento immobili e un loro quartiere con la strada principale, detta *Ruga Nova Alamannorum*, l'odierna Via Alloro. A questi beni si aggiunsero una quindicina di chiese e cappelle ubicate in varie parti dell'isola.[29]

Esisteva quindi una contraddizione fra le dimensioni estese del patrimonio e il numero ridotto del personale al quale esso era sottoposto. Questa contraddizione fu risolta tramite la delega della gestione economica dei beni ai laici associati dell'Ordine Teutonico, in particolare mediante l'applicazione del sistema delle locazioni ad enfiteusi che affidava la responsabilità e la manutenzione dei possedimenti agli affittuari, tenuti a pagare ai Teutonici annualmente piccoli censi monetari prestabiliti.[30]

Questo sistema, distaccato dalla congiuntura economica, privò i Teutonici della possibilità di incrementare i loro guadagni, ma, poiché il numero dei loro possedimenti immobiliari era assai elevato, gli garantì comunque un afflusso regolare di quantità rilevanti di denaro contante. Il problema principale posto da questa forma di gestione era quello di evitare le usurpazioni dei beni, selezionando bene gli affittuari che, come è spesso sottolineato nelle fonti, dovevano essere degli „uomini comuni" e non dei „potenti e privilegiati". Allo stesso

---

[29] Cf. le carte in Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) pp. 82, 85, 100, 111, 203, 207, 219, 327, 340, 342.

[30] Sulla gestione economica dei Teutonici, cf. Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3); Id., Base économique de l'expansion des bourgs siciliens. Exemple des possessions de l'Ordre Teutonique dans la zone Corleone–Vicari–Castronovo, 1220–1310, in: Actas del XVII Congreso de Historia de la Corona de Aragón, „El món urbà a la Corona d'Aragó del 1137 als decrets de Nova Planta", Barcelona–Lleida, 7–12 septiembre 2000, Barcelona 2003, I, pp. 595–604; H. Houben, Die Wirtschaftsführung der Niederlassungen des Deutschen Ordens in Süditalien und auf Sizilien, in: Die Ritterorden in der europäischen Wirtschaft des Mittelalters, a cura di R. Czaja/J. Sarnowsky, Universitas Nicolai Copernici. Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica 12, Torun 2003, pp. 89–106; K. Toomaspoeg (a cura di), La contabilità delle Case dell'Ordine Teutonico in Puglia e in Sicilia nel Quattrocento, Acta Theutonica 2 (di prossima stampa).

tempo, gli affittuari dovevano anche possedere un minimo di capitale e capacità personali per mantenere e valorizzare lo stato delle case e dei terreni dell'Ordine.

I primi commendatori del baliato di Sicilia rivolsero la loro politica di affitti ad enfiteusi verso gruppi di immigrati che corrispondevano ad entrambe le esigenze, garantendo sia la sicurezza che la manutenzione dei beni. Il primo gruppo di affittuari ai quali i cavalieri affidarono gran parte dei loro terreni palermitani e delle vigne del lebbrosario di San Giovanni, ubicate nei dintorni della città, furono persone originarie dell'entroterra siciliano, di centri come Capaci, Cefalù e Termini, e le più lontane Messina e Mistretta. Si trattava di uomini che si erano recati nella capitale a seguito del ripopolamento di Palermo, voluto da Federico II, e anche in seguito alle vicissitudini che avevano investito i loro luoghi di provenienza. Sradicati rispetto al loro contesto d'origine, essi non rappresentavano alcun pericolo per i possedimenti dell'Ordine Teutonico, ma anzi le loro competenze nel lavoro agricolo, in particolare nel settore della viticoltura, e la loro volontà di emergere fecero sì che entrassero a servizio dei Teutonici senza alcuna diffidenza da parte dell'Ordine.[31]

La collaborazione con le minoranze si estese progressivamente, nel corso dei primi decenni del XIII secolo, a tutti i possedimenti del baliato nell'isola, in particolare tramite gli accordi stretti fra i Teutonici e i Toscani residenti a Palermo e nel centro della Sicilia occidentale.[32] A differenza degli immigrati dell'entroterra, i Toscani, in particolare i Pisani, erano generalmente giuristi, artigiani specializzati e mercanti che, una volta in Sicilia, si integrarono nella società, venendo a costituire, già nella seconda metà del Duecento, una parte consistente della nuova classe media „borghese" dell'isola.

In questo modo, la ricchezza e il prestigio dei clienti toscani dell'Ordine aumentarono assieme al potere economico e sociale dei Teutonici e vice versa. Dall'insurrezione dei Vespri siciliani in poi, molti membri delle famiglie d'origine toscana tradizionalmente legate ai cavalieri ricoprirono un ruolo rilevante nell'amministrazione della società siciliana, non dimenticando di ricambiare i favori ricevuti dal-

---

[31] Toomaspoeg, „Confratres, procuratores" (come n. 14) pp. 161–164.
[32] Cf. Toomaspoeg, Base économique (come n. 30).

l'Ordine Teutonico. Lo stesso si può dire anche per i numerosi Lombardi, associati alle attività dei Teutonici in molte zone dell'isola, in particolare nei feudi dell'Ordine presenti nella parte occidentale della Sicilia. L'esempio più significativo fra i Lombardi a servizio dei cavalieri è quello di Rinaldo di Giovanni Lombardo, ricco imprenditore di Polizzi che, all'inizio del Trecento, creò nella città una commenda dei Teutonici con il suo patrimonio personale.[33]

A questo punto, bisogna notare che le forme di collaborazione esistenti fra i cavalieri e la popolazione siciliana subirono dei notevoli cambiamenti nel corso del XIII secolo, con una progressiva apertura della *forma vitae* dei Teutonici alla società circostante, così come si verificò anche in possedimenti europei degli altri ordini religioso militari. All'interno di queste trasformazioni, la confraternita che gravitava attorno alle commende dei Teutonici, praticando uno stile di vita semi-monastico, divenne esclusivamente laica includendo diverse categorie di persone a servizio dell'Ordine, come notai, gestori economici o agricoli e affittuari, e anche le persone che avevano lasciato per disposizioni testamentarie i loro beni ai Teutonici, mantenendone in vita il diritto di usufrutto.[34]

Nel Trecento, tutta la gestione economica del baliato di Sicilia era fondata sul lavoro dei confrati, al punto da costituire una minaccia per l'integrità del patrimonio dell'Ordine, così, alla fine del secolo, i commendatori del baliato furono costretti a delegare molti dei compiti che prima erano stati affidati alla confraternita a procuratori salariati e a imprenditori associati. Tuttavia, anche per questi due incarichi furono sempre scelti uomini già legati all'Ordine Teutonico, spesso per una tradizione familiare.

---

[33] I. Peri, Rinaldo di Giovanni Lombardo habitator terre Policii, in: Studi medievali in onore di A. de Stefano, pp. 429–506, Palermo 1956 (rist. in: I. Peri, Villani e cavalieri nella Sicilia medievale, Roma–Bari 1993, pp. 143–197).

[34] Sulla confraternita dei Teutonici in Terra Santa e Germania, cf. G. Müller, Die Familiaren des Deutschen Ordens, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 13, Marburg 1980; per quanto riguarda la Sicilia, cf. Toomaspoeg, „Confratres, procuratores" (come n. 14) pp. 155–158, per il baliato pugliese cf. M. Intini, I laici pugliesi e la casa teutonica di S. Leonardo di Siponto, in: San Leonardo di Siponto. Cella monastica, canonica, Domus Theutonicorum. Convegno internazionale di Studio, San Leonardo di Siponto, 18–19 marzo 2005 (in corso di stampa).

L'esistenza del baliato di Sicilia si basava quindi su di un folto gruppo di persone che comprendeva confrati, affittuari, imprenditori associati e clienti a vario titolo, donatori e procuratori, senza dimenticare che una determinata persona spesso apparteneva a più di una delle categorie appena elencate. La base di questo gruppo era sempre formata da famiglie provenienti dalle ondate migratorie: agli immigrati dell'entroterra, ai Toscani e ai Lombardi si aggiunsero, nel corso del XIV e XV secolo, i Catalani, gli Ebrei e alcuni Tedeschi. La collaborazione fra questi uomini e i Teutonici avveniva sempre alla stessa maniera: un primo rapporto, stretto al momento dell'arrivo degli immigrati, si rafforzava durante il radicamento e l'integrazione delle famiglie nella società siciliana, venendo a durare per decenni, talvolta per secoli.

Un particolare ruolo all'interno di questo gruppo lo aveva la comunità ebraica dell'isola.[35] Il legame dei Teutonici con gli Ebrei siciliani[36] ci permette di sottolineare un aspetto non secondario della collaborazione fra i cavalieri e le minoranze, ovvero la protezione e i benefici che risultavano dall'essere tra i familiari dell'Ordine Teutonico.

Infatti, già dalla fine del XII secolo, nel Regno di Sicilia i Teutonici godettero di una serie di privilegi che si estesero automaticamente anche alle persone a loro servizio, ovvero tutte le categorie già elencate, compresi gli affittuari. In particolare, il commendatore del baliato aveva il diritto di giudicare i suoi familiari (salvo nei casi di

---

[35] Per la storia degli Ebrei siciliani si dispone di un codice diplomatico, B. Lagumina/G. Lagumina (a cura di), Codice diplomatico dei giudei di Sicilia, Palermo 1884, e di una serie di ricerche, da I. La Lumia, Gli Ebrei siciliani, in: Studi di storia siciliana, Palermo 1883, fino a H. Bresc, Arabi per lingua, ebrei per religione, Messina 2002. Nell'aprile e maggio del 2002, questo argomento è stato oggetto di una mostra allestita a Palermo, nei locali dell'antica chiesa teutonica della Magione, il cui catalogo offre degli aggiornamenti molto utili: N. Bucaria/M. Luzzati/A. Tarantino (a cura di), Ebrei e Sicilia, Palermo 2002.

[36] Nel trattare questo soggetto, faccio riferimento a K. Toomaspoeg, La Magione dei Cavalieri Teutonici e gli Ebrei siciliani, in: Ebrei e Sicilia (come n. 35) pp. 299–300. Questo breve saggio riassume l'argomento che può essere approfondito con l'aiuto degli atti catalogati in Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3).

crimini di sangue), inoltre questi godettero, insieme ai Teutonici, dell'uso di ampi spazi del demanio reale siciliano, degli esoneri dalle tasse commerciali ecc. Infine, e non per ultimo, i familiari dell'Ordine erano sotto la sua protezione, fatto simbolizzato dalla costruzione del castello della Margana, edificato nel 1351 proprio per difendere gli abitanti del feudo teutonico,[37] e da alcuni processi avviati dai commendatori del baliato in difesa dei loro dipendenti siciliani.[38]

Le prime testimonianze dei contatti fra i Teutonici e la comunità ebraica dell'isola risalgono alla seconda metà del XIII secolo quando troviamo nella documentazione scritta dell'Ordine i nomi di alcuni Ebrei di Palermo.[39] Nel corso dei due secoli successivi, i rapporti divennero più intensi, arrivando al loro culmine nella seconda metà del Quattrocento.

L'elenco degli affittuari del baliato di Sicilia, databile al 1460–61, fornisce i nomi di molte famiglie ebraiche, residenti principalmente in due aree geografiche: il quartiere del Cassaro di Palermo e la città di Polizzi.[40]

Nel Cassaro, in particolare nella zona di Ballarò, quindi in pieno quartiere ebraico di Palermo, troviamo allora un gruppo di tredici famiglie che affittavano le case, le botteghe, i bagni e i terreni dell'Ordine, essendo spesso imparentati tra loro attraverso diversi gradi di consanguineità: i Taguil, Minnichi, Bracha, Colpi, Curi, Marchili, Nabira e altri.[41]

Il caso di Polizzi è diverso perché i Teutonici si stabilirono nel borgo relativamente tardi, nel primo quarto del Trecento. Dopo aver ricevuto in eredità numerosi beni mobili e immobili dal suo confrate locale, Rinaldo di Giovanni Lombardo,[42] l'Ordine ebbe delle difficoltà

---

[37] Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) p. 186.

[38] Cf. ad esempio Ivi, docc. nn. 555 e 557, pp. 741–742.

[39] La prima testimonianza data del 1260: si tratta della famiglia di un cambiatore palermitano, Chalfunius Judeus: Ivi, p. 151.

[40] Vienna, Deutschordens Zentralarchiv, Abteilung Welschland, 124/1, ff. 2v–51.

[41] Queste famiglie si trovano nelle fonti archivistiche dei Teutonici a partire dal 1303 (1303 aprile 21, Archivio di Stato di Palermo, Tabulario della Magione, 379); esse abitarono principalmente i dintorni del bagno di Johar e la Ruga Calda.

[42] Peri, Rinaldo di Giovanni (come n. 33).

per sfruttarli e, non potendo permettersi di tenere a Polizzi un commendatore, dovette delegare tutta la gestione economica ai rappresentanti della popolazione locale, liberi di ogni controllo.[43]

Nel 1367, quando il commendatore Ulrich di Schmalenstein riprese in mano il baliato, la sua prima mossa fu quella di destituire il gestore dei beni dell'Ordine a Polizzi, un prete secolare, e cambiare radicalmente l'amministrazione locale,[44] facendo ricorso ai membri della comunità ebraica.

Il risultato di questo procedimento è ben visibile nella documentazione del secolo successivo, in particolare nel 1460–61 quando i Teutonici affittarono a Polizzi degli immobili a quattordici gruppi di famiglie ebree che risiedevano fra i quartieri di Santa Maria Maggiore, San Nicola, Santa Maria Maddalena, San Biagio e San Pancrazio.[45] Si trattava di famiglie e di persone dotate di un dinamismo economico (spesso affittarono delle botteghe dove si vendevano i prodotti agricoli provenienti da feudi teutonici) e di una mobilità geografica. Infatti, vi troviamo un ramo dei Taguil di Palermo e, fra le famiglie locali, alcune furono presenti anche altrove in Sicilia: così, gli eredi di Gayn *Judeus* che furono affittuari del baliato a Polizzi e ad Agrigento.[46]

Sulla base del caso di Polizzi possiamo parlare di un rafforzamento del ruolo degli Ebrei fra i clienti della Magione. Questo fenomeno si spiega in parte con le difficoltà sofferte dalla comunità ebraica nel Quattrocento, dai tentativi di conversione fino all'espulsione avvenuta nel 1492. È quindi lecito pensare che gli Ebrei cercassero nell'Ordine Teutonico un potente protettore.

D'altronde, anche i Teutonici avevano le loro ragioni per favorire e incentivare la collaborazione con la comunità ebraica. Infatti, avendo vissuto, fra 1320 e il 1360, una serie di vicissitudini economiche e politiche, il baliato dovette, in seguito, rivedere le basi della sua gestione, evitando ogni rischio di usurpazione. Allo stesso tempo, i

---

[43] Cf. Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) docc. nn. 575, 578, 590–594, pp. 747–754.

[44] Ivi, doc. n. XVI (1367 febbraio 15), pp. 538–540.

[45] Cito sempre l'elenco degli affittuari dei Teutonici del 1460–61 (come n. 40).

[46] Su questi esempi, cf. Toomaspoeg, La Magione (come n. 36).

nuclei familiari originari dei flussi migratori del Duecento (i Toscani, i Lombardi, i Siciliani dell'entroterra), che sino ad allora avevano costituito la maggioranza dei clienti dei Teutonici, dopo il 1282 acquistarono una posizione sociale tale da non poter essere più considerati uomini „qualificati, ma non potenti". Quindi, l'Ordine dovette ricorrere alle altre minoranze per amministrare e valorizzare il suo patrimonio.

Questo fatto è comprovato da un atto del 1 luglio 1411: i Teutonici di Sicilia fecero allora trascrivere e confermare una lettera del loro superiore, il maestro di Germania dell'Ordine Teutonico, che li autorizzava a concedere le loro terre in enfiteusi, disponendo di non affittarli a „uomini potenti e privilegiati". Questa trascrizione fu annessa a un contratto d'affitto stipulato nello stesso giorno con cui si affittava ad un Ebreo del Cassaro di Palermo, Isacco *Judeus*, due case ed una bottega dell'Ordine in una zona densamente popolata da affittuari ebrei del baliato.[47]

Raccogliendo i dati su tutte le famiglie ebree al servizio della Magione, vediamo che la maggioranza di esse erano semplici affittuarie delle case dell'Ordine che beneficiarono, mediante questo statuto, della protezione dei cavalieri per le loro persone fisiche e i loro beni. Comunque, anche se in modo meno rilevante, notiamo un contributo tecnico apportato dagli ebrei ai Teutonici. Ad esempio, troviamo a loro servizio artigiani ebrei specializzati, come i produttori di seta e, nel 1436, il medico dei Teutonici fu proprio un Ebreo, maestro Moyse.[48]

Possiamo concludere che il baliato teutonico esercitava una sorta di patronato su buona parte della comunità ebraica siciliana, un patronato motivato da una reciproca ricerca di sicurezza e stabilità.

Sono pochi gli esempi contemporanei di una tale coesistenza: uno di essi proviene da Lentini dove l'Ospedale di San Giovanni Battista, altro ordine militare fondato in Terra Santa nel XII secolo, affittò negli anni '70 del Quattrocento botteghe e case agli Ebrei della Giudecca locale.[49] Non è da escludere che questa collaborazione fra gli Ospitalieri e gli Ebrei di Lentini risalisse a più antica data.

[47] Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3) doc. n. 791, pp. 819–820.

[48] Toomaspoeg, La contabilità (come n. 30) pp. 32–33.

[49] Così risulta da molti atti conservate in copia in Archivio di Stato di Palermo, Commenda della Magione, voll. 413 e 419.

Troviamo quindi un elemento in comune fra i due ordini che, durante la loro permanenza in Oriente, avevano imparato a collaborare con la popolazione locale non cristiana. Nel caso dei Teutonici di Sicilia, i rapporti con la comunità ebraica furono assai più consistenti, il che, come abbiamo visto, si spiega con l'esiguità del numero dei cavalieri stessi, originari per lo più del mondo germanico. Per il caso siciliano si può parlare di coesistenza e cooperazione fra due minoranze, fra cui l'una era alla ricerca di un dipendente economico e di un amministratore affidabile, l'altra di protezione.

Nel corso della sua storia, il baliato di Sicilia dell'Ordine Teutonico ebbe dei legami anche con la comunità germanica o tedesca dell'isola.

Nei primi decenni della sua esistenza, erano proprio i nobili tedeschi, tale Markward d'Anweiler o Wilhelm di Schweinspeunt, a garantire il consolidamento della presenza dei Teutonici in Sicilia,[50] mentre, dal 1212 in poi, troviamo fra i familiari dell'Ordine un numero esiguo di mercanti e artigiani del mondo germanico, che spesso soggiornarono solo temporaneamente nell'isola. Il numero di questi uomini tra i familiari e confrati dei Teutonici aumentò nella seconda metà del XIV secolo quando, nell'ambito della ripresa in mano del baliato da parte dei maestri di Germania, si cercò di sostituire molti confrati siciliani con dei tedeschi. A quest'epoca risale anche la collaborazione del baliato con il notaio Adolf de Waard (o Adolfo de Lu Guardo), originario della bassa Renania e attivo a Palermo nel periodo a cavallo fra il Tre- e Quattrocento.[51]

---

[50] Sul ruolo della nobiltà tedesca in Sicilia, cf. N. Kamp, Die deutsche Präsenz im Königreich Sizilien (1194–1266), in: T. Kölzer (Hg.), Die Staufer im Süden. Sizilien und das Reich, Sigmaringen 1996, pp. 141–185.

[51] Questo notaio è stato per molto tempo considerato un siciliano, ma, in realtà, egli non fece che „sicilianizzare" in De Lu Guardo il suo cognome. Inoltre, questo cognome fu fino a poco tempo fa decifrato come Inkilbut e non De Waard. Cf. Toomaspoeg, Les Teutoniques (come n. 3), p. 257. Le attività di De Waard sono documentate principalmente dal fondo pergamenaceo dei Teutonici (Archivio di Stato di Palermo, Tabulario della Magione, nn. 682, 683, 685, 686) e da uno spezzone di registro del notaio (Archivio di Stato di Palermo, Spezzoni Notarili, 107) che purtroppo non è consultabile, il che impedisce d'intraprendere una ricerca approfondita sul personaggio che lo meriterebbe.

Il numero degli oriundi dell'Oltralpe rimase tuttavia molto ridotto in Sicilia e, nel corso del XV secolo, abbiamo notizie più che altro relative ai mercanti provenienti da Norimberga o da altre città tedesche in visita a Palermo e che l'Ordine Teutonico utilizzò per la sua corrispondenza. Così, la Casa teutonica di Palermo divenne in qualche modo un avamposto del mondo germanico nel Mediterraneo dove si recavano i mercanti per raccogliere informazioni sullo stato dei prezzi e delle mercanzie.[52]

Nel XV secolo abbiamo notizie anche della presenza dei Tedeschi fra i confrati dei Teutonici di Puglia[53] e del baliato di „Lombardia". Quest'ultimo dava alloggio agli studenti tedeschi nelle sue commende di Bologna e Padova,[54] mentre a Venezia partecipò alle attività commerciali della comunità dei mercanti tedeschi locali, senza tuttavia poter anche minimamente competere con il potente Fondaco dei Tedeschi. Infine, presso la Casa veneziana dell'Ordine si trovava anche un ospizio, dotato di taverna, dove spesso alloggiavano i Tedeschi di passaggio.[55]

---

[52] Ho trattato questo argomento in una relazione tenutasi nell'ottobre 1999 presso l'Istituto Storico Germanico di Parigi (La Dimension européenne de l'Ordre Teutonique). Le informazioni sui viaggi dei mercanti tedeschi in Sicilia e sui loro rapporti con i Teutonici provengono principalmente dal verbale della visita indetta nel 1491 nella casa palermitana dell'Ordine e dalla corrispondenza dei visitatori con i loro superiori, materiale che sarà prossimamente pubblicato nella terza parte di M. Biskup/I. Janosz-Biskupowa (Hg.), Visitationen im Deutschen Orden im Mittelalter, I, 1236–1449, II, 1450–1519, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 50 I–II, Veröffentlichungen der Internationalen historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens 10 I–II, Marburg 2002–2004.

[53] Come questo Peter Mendel che abitava la Casa dell'Ordine Teutonico a Bari dal 1443 al 1448: Toomaspoeg, La contabilità (come n. 30) pp. XLVII, 356–359.

[54] Cf. 1322 gennaio 23, Archivio di Stato di Padova, Corporazioni religiose soppresse, Gesuiti, 152, n. 6, cit. in: Forstreuter, Mittelmeer (come n. 4) p. 255, M. Fanti/G. Roversi, S. Maria degli Alemanni in Bologna, Bologna 1969, p. 18.

[55] Si tratta dell'albergo tedesco di San Giorgio, detto *zur Flöten* e anche *zur Trinität* (documentato nel 1488 e nel 1499), che si trovava nelle immediate vicinanze della chiesa teutonica di Santissima Trinità: Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi (come n. 19) II, p. 69, p. 284.

Dunque le commende dell'Ordine Teutonico in Italia ebbero spesso la funzione di centro di accoglienza degli oriundi del mondo germanico, anche e soprattutto per il fattore linguistico. Lo stesso vale anche per la Sicilia, indipendentemente dal fatto che la comunità germanica locale fosse molto ridotta.

4. Il caso dei Teutonici di Sicilia illustra una serie di aspetti particolari della storia del monachesimo latino. I cavalieri e i preti dell'Ordine, quasi sempre di origini germaniche, rappresentavano nell'isola, in modo non dissimile dei Teutonici di Terra Santa, una tessera all'interno del mosaico di diverse religioni, culture e tradizioni che fu la Sicilia medievale. Per le necessità pratiche legate all'amministrazione del loro patrimonio, i Teutonici entrarono presto in un sistema di mutua collaborazione con i gruppi minoritari presenti sull'isola che finirono per rappresentare la base sociale dei loro dipendenti e familiari.

I primi Teutonici dell'isola furono per lo più originari del corso inferiore del Reno e si recarono nel Mezzogiorno nell'ambito delle tradizioni familiari di alcune dinastie nobili della Germania e dei Paesi Bassi, legate sia alle crociate che all'adesione alla politica di Federico II o alla partecipazione alle spedizioni „italiane" degli imperatori successivi. Nella seconda metà del XIV secolo, dopo un periodo di crisi attraversato dal personale del baliato siciliano a seguito dello spostamento dei centri decisionali dell'Ordine dal Mediterraneo verso la Prussia, i nuovi amministratori del baliato, i maestri di Germania, crearono una rottura con il precedente sistema di reclutamento del personale, inviando in Sicilia quasi esclusivamente frati della Franconia e dell'Assia.

La collaborazione dei Teutonici con le minoranze dell'isola procedette per fasi e successivamente interessò gli immigrati dell'entroterra siciliana, i Toscani, i Lombardi, i Catalani e gli Ebrei, senza dimenticare gli originari d'Oltralpe. Le minoranze garantirono ai Teutonici la sicurezza del loro patrimonio – dal momento che non ebbero modo di usurparlo –, la stabilità dei redditi e la conservazione in buono stato degli edifici e dei terreni dell'Ordine. Da parte sua, il baliato offriva alle minoranze una protezione, un'autonomia giudiziaria ed una serie di privilegi di carattere economico.

Tutto sommato, si trattò di un particolare rapporto clientelare, istituzionalizzato nell'ambito della confraternita laica dei Teutonici. Il caso della comunità ebraica dell'isola ci indica una precisa volontà dei cavalieri di ripetere, alla fine del Trecento, il rapporto clientelare, tale come era stato applicato con successo, nel secolo passato, ai Toscani, Lombardi ed altri. Gli Ebrei, economicamente benestanti e dotati di un notevole bagaglio culturale e tecnico, erano motivati dal bisogno di protezione, mentre i Teutonici erano da sempre alla ricerca di clienti che non fossero „potenti e privilegiati", ma possedessero comunque le conoscenze e i mezzi adatti per la gestione delle terre dell'Ordine.

Il rapporto fra i Teutonici e gli Ebrei siciliani è un fenomeno storico abbastanza singolare, forse importato dalla Terra Santa. Sono noti anche altri casi che testimoniano il legame esistente fra l'Ordine Teutonico e le comunità ebraiche: ad esempio, molte Case dell'Ordine in Europa ebbero medici ebrei a loro servizio; tuttavia nessuno di questi casi ha la rilevanza di quello siciliano.

Anche lo stesso fenomeno della collaborazione fra i Teutonici e i gruppi minoritari caratterizza solo la storia del baliato siciliano dell'Ordine e non troviamo esempi simili nel resto del suo patrimonio italiano. Questo fatto si spiega con lo sviluppo particolare della società siciliana la cui evoluzione e trasformazione seguì il succedersi delle ondate migratorie e delle dominazioni straniere.

Per concludere, vorrei ricordare una concomitanza, che è solo temporale, fra la partenza dell'Ordine Teutonico dalla Sicilia e l'espulsione degli Ebrei dall'isola, fatti avvenuti entrambi nel 1492. Questi due eventi, anche se senza legami diretti fra loro, simbolizzano, oggi, la fine della coesistenza medievale e la nascita di un mondo moderno basato sul concetto di Stato territoriale.

ZUSAMMENFASSUNG

Die sizilianische Gesellschaft war während des Spätmittelalters starken politischen und demographischen Einflüssen von außen ausgesetzt, auf der Insel lebten verschiedene Religionen, Kulturen und Ethnien zusammen. In diesen Kontext gehört auch der seit dem Jahre 1197 auf Sizilien beheimatete Deutsche Orden. Die meist aus deutschen Landen stammenden Brüder blieben zwar wenige, doch erlangte der Deutsche Orden beträchtliche Bedeutung dank der engen Beziehungen, die zu fast allen Teilen der lokalen Gesellschaft eingegangen wurden, insbesondere aber zu anderen ethnischen und sogar zu religiösen Minderheiten, was hier untersucht wird. Obwohl es kein Verbot gab, Einheimische im Orden aufzunehmen, kamen die allermeisten Brüder der Ballei gleichwohl aus dem Reich, bis Mitte des 14. Jahrhunderts vor allem vom Niederrhein, danach aus Franken und Hessen. Da ihre Zahl gering, die Ordensbesitzungen aber ausgedehnt waren, bediente man sich zur Bewirtschaftung – im Gegensatz zu anderen Balleien Italiens und Europas – der jeweiligen lokalen Bevölkerung, insbesondere aber der aus anderen Gegenden Siziliens, der Toskana, der Lombardei und Katalonien stammenden Laien sowie Teilen der lokalen jüdischen Gemeinschaft und der kleinen deutschen Zuwandererschaft.

MICHELE STENO ALS *ALTER ARCHANGELUS* UND *PATER PATRIAE*

Huldigungen auf einen Dogen an einer Epochenschwelle

von

TOBIAS LEUKER

Verschiedene Spielarten des Dogenlobs am Beispiel von Michele Steno (*um 1331, †1413)[1] zu untersuchen, ist das Ziel dieser Studie. Dabei soll sichtbar werden, wie an den Patrizier herangetragene Huldigungen auf vorhandene Traditionen ein- und über sie hinausgingen. Der heterogene Charakter und die relative Komplexität der zu betrachtenden Zeugnisse scheinen mir dieses Ansinnen zu rechtfertigen.

Schon lange vor dem Quattrocento wurden Dogen in Gesängen und Gedichten verherrlicht. Vielleicht war dies schon seit dem 11. Jahrhundert der Fall, spätestens aber seit dem Duecento.[2] Im 14. Jahrhundert ließen sich einige Häupter der Serenissima nicht mehr allein durch Lieder und Verse feiern, sondern auch durch Gemälde, auf denen ihr Abbild zu sehen war.[3] Im Lauf des Trecento wurden zudem die Dogengräber immer aufwändiger.[4] Stenos Grabmo-

[1] Zu Steno vgl. vor allem A. Da Mosto, I Dogi di Venezia nella vita pubblica e privata, Milano 1960, S. 151–157; ferner C. Rendina, I dogi. Storia e segreti, Roma 1984, S. 223–227.

[2] F. A. Gallo, Il Medioevo II, Storia della Musica II, Torino 1977, S. 83; D. Stevens, Ceremonial Music in Medieval Venice, The Musical Times 99 (1978) S. 321–327, hier S. 322; M. Laini, Vita musicale a Venezia durante la Repubblica. Istituzioni e Mecenatismo, Venezia 1993, S. 15–16.

[3] Vgl. Stevens (wie Anm. 2) S. 321–322; Gallo (wie Anm. 2) S. 83–84.

[4] Für eine Übersicht über die erhaltenen Dogengräber vgl. M. Knezevich, I funerali del doge e i monumenti funebri, in: U. Franzoi (Hg.), Il serenissimo doge, Treviso 1986, S. 193–205, hier S. 201–205.

nument, dessen spärliche Reste heute in SS. Giovanni e Paolo, nicht weit entfernt vom ursprünglichen Aufstellungsort des Denkmals, der im 19. Jahrhundert abgerissenen Kirche S. Marina, betrachtet werden können, war bereits weitgehend fertig, als der Patrizier starb. Zum Zeitpunkt seines Todes fehlte dem Ensemble vermutlich nur die Liegefigur des Dogen. Bei der Gestaltung ihres Gesichts scheint sich der Bildhauer (möglicherweise ein Steinmetz namens Paolo di Biagio) der Totenmaske Stenos bedient zu haben.[5] Das älteste erhaltene Gemälde, das ein Porträt des Dogen wiedergibt, befindet sich im Muzeum Sztuki in Łodz.[6] Ein unbekannter venezianischer Künstler schuf es in der ersten Hälfte des Quattrocento. Einige Jahrzehnte später entstand ein Bild von Lazzaro Bastiani, das Steno gemeinsam mit seinem Vorgänger Antonio Venier (im Amt von 1382–1400) zeigt.[7] Es gehörte einst zu einer der staatlicherseits in Auftrag gegebenen Serien mit Dogenporträts[8] und bietet dieselben Tituli, die auf dem Doppelbildnis von Steno und Venier in der Sala del Maggior Consiglio zu sehen waren, das Domenico Tintoretto nach dem verheerenden Brand des Jahres 1577 erneuerte.[9]

Drei schriftliche Würdigungen Stenos aus der Zeit seines Dogats sind auf uns gekommen: eine Rede von Leonardo Dolfin, eine Motette von Johannes Ciconia und ein Gedicht von Antonio Loschi. Keines dieser Werke ist unbekannt, von der Existenz aller drei scheint jedoch kaum ein Forscher zu wissen, und aus philologischer Sicht bieten sie noch reichlich Anlass zur Bearbeitung. Ein erster Schritt zur Bewältigung dieser Aufgabe soll auf den folgenden Seiten unternommen werden.

---

[5] Zu Stenos Grabmal und dessen Schicksal vgl. ausführlich Da Mosto (wie Anm. 1) S. 155–156.

[6] Vgl. D. Kacprzak, Portret doży Michele Steno, Tygiel Kultury 91–93 (2003) S. 277–278 (mit farbiger Abbildung).

[7] Venedig, Museo Correr. Eine Farbabbildung des Gemäldes findet sich in: Franzoi (wie Anm. 4) S. 292.

[8] Vgl. W. Wolters, Der Bilderschmuck des Dogenpalastes, Wiesbaden 1983, S. 84–85.

[9] Zu Tintorettos Bild vgl. U. Franzoi, Storia e leggenda del Palazzo Ducale di Venezia, Venezia 1982, S. 246.

Besonderer Bemühungen bedarf die Rede Dolfins (1353/54–1415), die auf den (modern nummerierten) Seiten 195–197 des Kodex Marcianus Latinus XIV 127 (4332) überliefert ist.[10] Ihr Autor war von 1392–1401 Bischof von Castello und hielt die Ansprache in dieser Eigenschaft. Aus seinen Ausführungen geht nicht hervor, wo er dies tat. Der predigtartige Aufbau der Rede – sie beginnt mit der Formel *In nomine Jesu Christi domini nostri*[11] und dem Zitat zweier Bibelworte, deren letztes im Schlussteil des Textes einer scholastischen Exegese unterzogen wird – legt jedoch nahe, dass sie in einer Kirche gehalten wurde. Anders als Maria Pia Pedani im Lemma „Dolfin, Leonardo" des DBI[12] behauptet, ist Dolfins Text nicht „con le collazioni autografe"[13] erhalten. Es bedarf eines groben Übersetzungsfehlers, um dies aus dessen *subscriptio – Collatio facta per Reverendum in Christo patrem et dominum dominum Leonardum Delphino Dei gratia Episcopum Castellanum nunc eadem gratia et sedis Alexandrine Patriarcham*[14] – abzuleiten. Insgesamt ist die Qualität der Abschrift der Rede nicht zufriedenstellend. Dies gilt besonders für einige Partien des ersten Teils. Irrtümlich gesetzte Wortgrenzen (*inde fessis* statt *indefessis*, *benedicere* statt *bene dicere*, *indirecta* statt *in directa*) lassen aber auch sonst die Vermutung, ein Autograph vor sich zu haben, gar nicht erst aufkommen.

Laut Pedani hielt Dolfin seine Rede „per l'assunzione di Michele Steno al soglio ducale",[15] nach Alvise Da Mosto wurde Steno mit dem Vortrag bedacht, „quando [...] venne eletto",[16] und Denis Stevens bezeichnet sie als „inaugural speech".[17] All diese Angaben hängen direkt oder indirekt von der Beschreibung ab, die der Text im Inhaltsverzeichnis des Manuskripts erfährt: *Delphini Leonardi Episcopi Castel-*

---

[10] Edition im Anhang dieser Studie.
[11] Venedig, Biblioteca Marciana, Ms. Marc. lat. XIV 127, S. 195.
[12] DBI, Bd. 40, Roma 1991, S. 550–552.
[13] Ebd., S. 551.
[14] Ms. Marc. lat. XIV 127, S. 197. Das Wort *et* wurde später durchgestrichen und durch (schwer lesbares) *solum* ersetzt. Anlass dieser Korrektur war eine kirchliche Sanktion (vgl. unten).
[15] DBI, Bd. 40, S. 551.
[16] Da Mosto (wie Anm. 1) S. 156.
[17] Stevens (wie Anm. 2) S. 323.

lani et Patriarche Alexandrini Oratio ad Venetos pro electione Michaelis Steni in Venetiarum Ducem.[18] Diese Kurzcharakteristik gibt den Anlass der Ansprache freilich nicht exakt wieder. Aus dem Text der Rede resultiert eindeutig, dass sie keineswegs zur Feier der am 1. Dezember 1400 erfolgten Wahl des Dogen gehalten wurde, sondern erst Tage, wenn nicht Wochen nach dessen Amtsantritt, der entgegen den örtlichen Gepflogenheiten[19] nicht gleich nach der Abstimmung hatte stattfinden können, da Steno in der ersten Zeit nach seiner Kür an einer Krankheit laborierte. Über das Datum seines *ingresso* herrscht, wie Da Mosto berichtet, in den Quellen Uneinigkeit: „Chi dice il 23 dicembre [*sc.* 1400], chi l'8 gennaio 1401 e chi il 9 dello stesso mese [...]."[20] Dolfins Rede sorgt in dieser Frage für Klarheit. Der Bischof unterrichtet darüber, dass am Tag der Zeremonie gemäß dem liturgischen Jahreskalender die Antiphon *In excelso t[h]rono vidi sedere virum quem adorat [ms: adorant] multitudo angelorum, psal[l]entes in unum: „Ecce cuius imperii nomen est in eternum!"* gesungen wurde.[21] In der lateinischen Messordnung der katholischen Kirche ist dieser Text im Kirchenjahr erstmals am Sonntag nach dem Fest der Epiphanie zu hören.[22] Der erste Sonntag nach dem 6. Januar fiel 1401 auf den 9. Januar.[23] Somit dürfte feststehen, dass Stenos *ingresso* am spätesten der drei von Da Mosto erwähnten Termine vonstatten ging.

Wie angedeutet, eröffnet Dolfin seine Rede in einer Weise, die sie der Gattung „Predigt" einschreibt. Die beiden Zitate, die er *pro*

---

[18] Vgl. Ms. Marc. lat. XIV 127, S. 1.

[19] Zur Amtseinführung und Krönung neugewählter Dogen vgl. Å. Boholm, The Doge of Venice. The Symbolism of State Power in the Renaissance, Göteborg 1990, S. 133–148.

[20] Da Mosto (wie Anm. 1) S. 152.

[21] Vgl. Ms. Marc. lat. XIV 127, S. 196.

[22] Zwischen 1921 und 1969 war dies vorübergehend nicht so. In jenen Jahren wurde am Sonntag nach dem 6. Januar das mittlerweile in den Dezember verlegte Fest der Heiligen Familie begangen, das Papst Benedikt XV. 1920 zum Fest der gesamten katholischen Kirche erklärt hatte; vgl. den von A. Adam verfassten Abschnitt „Verehrung" des Lemmas „Heilige Familie" in: LThK, Bd. IV, Freiburg i. Br. ^{2}1995, Sp. 1276–1277.

[23] Vgl. A. Cappelli, Cronologia, Cronografia e Calendario Perpetuo dal principio dell'èra cristiana ai nostri giorni, Milano ^{4}1978, S. 60.

themate[24] seiner Ansprache gewählt hat, stammen aus dem Philipperbrief und dem Lukasevangelium. Es handelt sich zum einen um einen schlichten Imperativ, *Gaudete!* (Phil 4,4), zum anderen um den Auftakt der Erzählung von Mariä Verkündigung, *Missus est angelus* (Lk 1,26). Dolfin rundet das Exordium seines Vortrags mit einem Zitat aus einem weiteren Paulusbrief, der Epistel an die Römer, ab, in dem unterstrichen wird, dass alles Geschriebene dazu bestimmt sei, die Menschen zu belehren und ihnen Grund zur Hoffnung zu geben (vgl. Röm 15,4). Mit diesem Hinweis schafft sich Dolfin gleichsam eine Lizenz für die selbst nach mittelalterlichen Interpretationsmaßstäben kühnen Allegoresen, mittels derer er im Laufe seiner Ansprache das Lukas-Zitat und eine Reihe weiterer Texte auf die Wahl Michele Stenos zum Dogen bezieht.

Die folgende Sektion der (im Manuskript nicht untergliederten) Rede – in ihr finden sich die gravierendsten Überlieferungsfehler – handelt zunächst von der Machtlosigkeit der Menschen und ihrem daraus erwachsenden Bedürfnis, Gaben Gottes zu erbitten. Christus habe die Menschen nachdrücklich der Wirkkraft ihrer Gebete versichert, so dass für sie kein Grund bestehe, in Notlagen in Trübsal zu verfallen. Gott selbst wisse besser als die hilfsbedürftigen Menschen, wie ihnen geholfen werden könne. Bedeutende Männer der Geschichte hätten dies erkannt, etwa Konstantin der Große, den Augustinus für sein Vertrauen in das Gebet gelobt habe. Auch die venezianischen Ratsherren, sagt Dolfin, hätten gewusst, welche Wirkung aufrichtiges Beten haben könne, und deshalb die Bevölkerung der Republik aufgerufen, zu Gott *pro bono, utili et grato toti civitati principe creando*[25] zu flehen. Der Herr, lautet der zur Würdigung Stenos überleitende Satz, habe die Bitten der Venezianer erhört.

Dolfin verzichtet darauf, des Näheren auf die Vita des neu gewählten Dogen einzugehen. Statt dessen merkt er an, dass man von Steno exakt das sagen könne, was man in der Messe von Päpsten zu sagen pflege. Den Text, auf den er anspielt, liefert er gleich mit: Es handelt sich um die ersten sechs Verse der Hymne *Iste confessor Domini sacratus*, die, wie der Bischof selbst andeutet, im Spätmittel-

[24] Ms. Marc. lat. XIV 127, S. 195.
[25] Ebd.

alter im Rahmen von Gedenkfeiern für Päpste angestimmt wurde, die vorbildlich ihren Glauben bekannt hatten, freilich nicht als Märtyrer gestorben waren:

Iste confessor Domini sacratus,
festa plebs cuius celebrat per orbem,
hodie letus meruit secreta
scandere celi.

Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
sobrius, castus fuit et est quietus[26]

Selbstverständlich zitiert Dolfin den Text nicht, um das Begräbniszeremoniell des in seiner Rede gefeierten Dogen vorwegzunehmen, vielmehr liest er, wie die folgende Exegese des Passus zeigt, den in vv. 3–4 erwähnten Aufstieg des *confessor* in den Himmel allegorisch auf die Besteigung des Dogenthrons durch Steno um und interpretiert die Klausel *et est quietus*, die eigentlich auf die himmlische Ruhe des verstorbenen Bekenners gemünzt ist, als Beschreibung des Gemütszustands des neuen Hauptes der Serenissima. Die übrigen adjektivischen Elemente der vv. 5–6 werden als Charakteristika Stenos gewertet, die feierliche Stimmung des Volkes, die in v. 2 konstatiert wird, mit den Festlichkeiten bei seiner Inthronisierung assoziiert. Nicht auf die Dogenkrönung übertragen wird allein das Adjektiv *hodie* aus v. 3 der Hymne: Die Sätze der „Auslegung" sprechen von Stenos *ingresso* ausdrücklich als von einem vergangenen Ereignis. Dass es eingetreten sei, sagt Dolfin zur Abrundung seiner Exegese, biete allen Grund dazu, *Gaudete!* zu rufen. Der Imperativ, der nicht weiter kommentiert wird, war, wie oben erwähnt, eingangs der Rede als eines der beiden prägenden Bibelzitate derselben präsentiert worden.

Noch merkwürdiger als Dolfins Exegese der Hymne ist die Tatsache, dass er sich als Bischof nicht scheute, mit *confessor Domini sacratus* eine Formel, die in einem liturgischen Text einer bestimmten Kategorie von Päpsten vorbehalten war, auf einen weltlichen Herrscher zu übertragen, und noch dazu auf den obersten Repräsentanten eines Staatswesens, das vielfach Befugnisse beanspruchte, die die Rö-

[26] Ebd., S. 196; vgl. Analecta hymnica medii aevi, hg. von G. M. Dreves/C. Blume, Bd. 51, Leipzig 1908, S. 134–135.

mische Kirche für sich reklamierte. Dies erstaunt um so mehr, als Dolfin selbst sich schon im Frühjahr des Jahres 1401 in einer typischen Kompetenzstreitigkeit zwischen weltlicher und geistlicher Autorität mit Teilen des Senats überwerfen sollte.[27] Damals versuchte er mit aller Macht, dem von Papst Bonifaz IX. (1389–1404) favorisierten Kandidaten Branda Castiglione eine vakante Kommende in der venezianischen Pfarrei S. Pantalon zu sichern.[28] Als der Bischof sich am 12. Mai, dem Himmelfahrtstag, weigerte, an der Seite des Dogen am Ritual des *Sposalizio del mare* teilzunehmen,[29] und der am 3. Juni 1401 ergangenen Aufforderung des Oberhauptes der Serenissima, sich von ihm investieren zu lassen, beharrlich widerstand, spitzte sich sein Konflikt mit dem Senat zu. Der Papst belohnte Dolfins Sturheit. Am 14. Juni 1401 verlieh er ihm zusätzlich zu seinem Hirtenamt den politisch zwar bedeutungslosen, aber in Anbetracht der venezianischen Markuslegende recht klangvollen Titel eines Patriarchen von Alexandria.

Maria Pia Pedani und Dieter Girgensohn glauben, dass die Zuerkennung des Titels nur scheinbar eine Beförderung dargestellt und in Wahrheit allein dazu gedient habe, den Weg zur Entfernung Dolfins aus dem venezianischen Bischofsamt zu erleichtern. Der Prälat sollte das Bistum Castello am 27. Juli 1401 tatsächlich verlieren,[30] doch gibt es keinerlei Indizien dafür, dass Bonifaz IX. seinem Bischof bereits Mitte Juni feindlich gesinnt war. Anzeichen für eine veränderte Einstellung des Papstes lassen sich erst einen Monat später, am 13. Juli, greifen, als Dolfin nach Rom zitiert wurde, um sich gegen Vorwürfe, er sei nachlässig und für sein Amt nicht geeignet, zu verteidigen. Was, ist zu fragen, mag diese Vorwürfe und ihre Folge, den Stimmungswan-

---

[27] Angesichts des Streites ist zu vermuten, dass Dolfin seine Rede nicht lange nach dem Ingresso des Dogen hielt.

[28] Zu dieser Affäre vgl. Pedani (wie Anm. 12) S. 551; D. Girgensohn, Kirche, Politik und adelige Regierung in der Republik Venedig zu Beginn des 15. Jahrhunderts, 2 Bde., Göttingen 1996, Bd. 1, S. 107–108.

[29] Zu dieser Zeremonie vgl. M. Foscari Malacrea, Il doge nelle cerimonie pubbliche, in: Franzoi (wie Anm. 4) S. 105–192, hier S. 148–155, vor allem aber Boholm (wie Anm. 19) S. 217–239.

[30] Im Gegenzug erhielt Dolfin die winzige istrische Diözese Cittanova, die er, wie Pedani (wie Anm. 12) S. 551, informiert, bald danach gegen das Priorat der venezianischen Kirche San Salvador eintauschen sollte.

del Bonifaz' IX., bewirkt haben? Ein Verdacht scheint mir erwägenswert: Interessierte Senatskreise könnten dem Pontifex oder einflussreichen Männern aus seiner Umgebung die Rede Dolfins auf Michele Steno zugespielt oder ihm von deren Inhalt berichtet haben.

Sofern der Oberhirte von der Ansprache Kenntnis erhielt, könnte ihn neben der geschilderten „Zweckentfremdung" einer Bekennerpäpste verherrlichenden Hymne zumindest auch der Schluss der Rede verärgert haben. Darin trägt Dolfin der Sakralisierung, die der Doge im Zeremoniell der Republik Venedig erfuhr,[31] in einer Weise Rechnung, die man angesichts seiner Stellung in der kirchlichen Hierarchie getrost als überraschend bezeichnen darf. Inspiriert durch den „englischen" Vornamen Stenos, umschreibt der Prälat zunächst dessen Wahl mit dem Bibelwort *Missus est angelus a deo* (Lk 1,26).[32] So wie der *archangelus* Michael *princeps angelorum* sei, fährt er fort, sei Steno *princeps Venetorum subditorum et devotorum*, so wie jener von den übrigen Engeln als *prepositus paradisi* verehrt werde, werde dieser als *prepositus conscilii* von den Bürgern der Republik Venedig gerühmt. Mit dem emphatischen Hinweis darauf, dass Steno ausgerechnet an dem Tag in sein Amt eingeführt worden sei, an dem gemäß der kirchlichen Liturgie der Introitus „Auf einem hohen Thron sah ich einen Mann sitzen, den die Schar der Engel anbetet, indem sie wie aus einer Kehle singt: ‚Seht den, dessen Herrschaft ewig währt!'" gesungen werde, treibt Dolfin seine Schmeichelei auf die Spitze. Der Doge wird durch diese Bemerkung in den Rang eines gottgleichen Wesens erhoben.

Auch wenn unklar bleibt, ob die Richter der Rota Romana oder Bonifaz IX. selbst jemals in den Besitz von Dolfins Rede gelangten, lässt sich sagen, dass die Ansprache allerlei Anlass geboten hätte, beim Papst selbst und in seinem Umfeld Zweifel an der Amtstauglichkeit des Bischofs von Castello zu wecken.[33]

---

[31] Vgl. G. Cozzi/M. Knapton, Storia della Repubblica di Venezia dalla Guerra di Chioggia alla riconquista della Terraferma, Torino 1986, S. 102.

[32] Natürlich ist es im Lukasevangelium nicht auf Michael, sondern auf Gabriel gemünzt.

[33] Zum Zeitpunkt, da der Text der Rede in den Kodex Marcianus latinus XIV 127 kopiert wurde, hatte Dolfin sowohl das venezianische Bischofsamt als

Wie schon in der Rede Leonardo Dolfins begegnet auch in einer zu Ehren von Michele Steno verfassten Motette,[34] genauer gesagt im Text ihrer zweiten Stimme, ein Vergleich des Dogen mit dem Erzengel Michael. Der aus Lüttich stammende, seit 1400 in Padua ansässige Komponist Johannes Ciconia (*um 1370–1412)[35] komponierte den Festgesang nach dem 22. November 1404, dem Tag, an dem die Universitätsstadt von der Republik Venedig erobert wurde.[36] Die *tertia comparationis*, über die Steno und der Erzengel in beiden Zeugnissen miteinander assoziiert werden, sind freilich verschieden: Während sie in der Ansprache Dolfins *princeps* und *prepositus conscilii* heißen, lauten sie im lateinischen Liedtext, den Ciconia offenbar selbst verfasste,[37] „gerechte Beurteilung der Menschen" und „Verteidigung der Kirche". Unter Anspielung auf Michaels Wirken als Seelenwäger beim Jüngsten Gericht und an den Triumph des Erzengels über den Drachen (Offb 12, 7–9) bescheinigt Ciconia Steno, mit seinem Handeln für Gerechtigkeit im Staat zu sorgen und die Kirche beherzt zu schützen (v. 9; vv. 11–16). Auf eine explizite Nennung des Heiligen kann er dabei verzichten.

---

auch den Patriarchentitel inne; die Aberkennung des Bistums Castello führte zur nachträglichen Veränderung der *subscriptio* (vgl. oben Anm. 14).

[34] Ediert in: The Works of Johannes Ciconia, ed. M. Bent/A. Hallmark, lateinische Texte ed. M. J. Connolly, Polyphonic Music of the Fourteenth Century 24, Monaco 1985, S. 77–80 (Partitur) und S. 221–222 (kritischer Text).

[35] Zu den Lebensdaten Ciconias vgl. G. Cattin, L'„Ars nova" musicale a Padova, in: N. Mazzonetto (Hg.), Padua sidus preclarum – I Dondi dall'Orologio e la Padova dei Carraresi, Brugine 1989, S. 107–122, hier S. 112–113. S. Clercx, die Verfasserin der ausführlichsten Monographie über den Komponisten, gab sowohl dessen Geburts- als auch dessen Todesdatum falsch an: Johannes Ciconia: un musicien liégeois et son temps (vers 1335–1411), 2 Bde., Brüssel 1960. Dass der in Italien wirkende Ciconia der jüngere zweier namensgleicher Komponisten war, zeigte D. Fallows, Ciconia padre e figlio, Rivista italiana di musicologia 11 (1976) S. 171–177, auf.

[36] Zur Datierung der Motette vgl. Gallo (wie Anm. 2) S. 84–85. Für Clercx (wie Anm. 35) Bd. I, S. 46–47, entstand sie am ehesten 1407, da Steno in jenem Jahr der Sakristei des Paduaner Doms, wo der Komponist als Kantor tätig war, ein Privileg zuerkannte. Auf einem falschen Textverständnis beruht die von Stevens (wie Anm. 2) S. 322, formulierte Hypothese, dass die Motette in das Jahr 1400 zu datieren sei.

[37] Vgl. die „Signatur" des Komponisten am Ende des Textes der ersten Stimme (v. 24).

Der Motettentext attestiert dem Dogen noch eine Reihe weiterer Herrschertugenden: Er wird als gut (v. 3), keusch (v. 4), mild (v. 9; v. 17) und weise (v. 17) gerühmt sowie als heiliger Fürst (v. 5) und eifriger Diener der Republik (v. 20) verherrlicht. Der Stern im Wappen Stenos[38] trägt dem Dogen vermutlich das Attribut „[dem Sonnengott] Phoebus ebenbürtig" (v. 5) ein, während die Behauptung, dass er als Sieger den Seinen die „Frucht der Palme" darbringe (vv. 7–8), wohl in erster Linie gewissen als „segensreich" interpretierten Verfügungen gilt, die Steno als oberster Repräsentant der Republik Venedig in der Friedenszeit nach der Unterwerfung der Stadt erließ.[39]

Umfasst die Huldigung des Dogen auch viele Tugenden, so liegt ihr Hauptakzent doch zweifelsohne auf der Gerechtigkeit. Dies fügt sich trefflich zu einer um 1400 bereits etablierten Tradition, die Venedig als Hort der Justitia feiert und nicht ohne Bedacht im Text der ersten Stimme der Motette aufgegriffen wird.[40] Von dieser Tradition zeugen z. B. der *Liber de proprietatibus rerum* des Bartholomaeus Anglicus,[41] ein berühmter Brief Francesco Petrarcas[42] und eine politi-

[38] Er ließ sich, wie u. a. eine Inschrift am der Mole zugewandten Balkon des Dogenpalastes bezeugt, in Anspielung auf sein Wappen *dux stellifer* nennen; vgl. Da Mosto (wie Anm. 1) S. 152.

[39] Womöglich besonders dem *Privilegium concessum a Republica Veneta Civitati Paduae in prima adoptione, 1405 die 30 januarii*, das im Kodex Marcianus Latinus XIV 230 (4736) auf fol. 104r–119v enthalten ist. Es beginnt mit der Formel *Nos Michael Steno Dei Gratia dux Venetiarum.*

[40] Vgl. die vv. 5–6 und vv. 17–18 des Textes.

[41] Vgl. Bartholomaeus Anglicus (13. Jh.), Liber de proprietatibus rerum, Nürnberg: Koberger, 1519, XV 169, *De Venecia, ad finem: Venecia [...] Italie est provincia que multarum terrarum et civitatum dominium habet ab antiquo in mari et in terra. Cuius potestas hodie per longissimos maris tractus et usque in Greciam se extendit, Germanorum fines usque in Aquilegiam tangit, Dalmaciam et Sclavorum piratarum predam Tiranicam reprimit et compescit; insulas et portus, promontoria maris et sinus sub eius dominio existentes iustissime regit, subditos protegit ab hostibus potentissime ac defendit, rem publicam et civilem iustis legibus subicit, nullam sectam divinis contrariam institutis infra suos terminos manere dissimulat aut permittit. Huius gentis referre singulas probitates estimo superfluum, cum de gentis Venetorum virtute et potentia, circumspectione et providentia, unitate et civium concordia, amore iusticie cum clementia omnibus fere nationibus iam sit notum, ut dicit idem regius scriptor Historie Lombardorum.* Es ist mir nicht gelungen, den hier erwähnten Verfasser einer

sche Kanzone Franco Sacchettis.[43] In der Lagunenstadt selbst war zumindest nach Meinung von Wolfgang Wolters[44] schon seit der Mitte des Trecento eine *Venezia in forma di Giustizia* als thronende Figur auf einem steinernen Medaillon an der Westfassade des Dogenpalastes zu sehen.[45] Ciconias Text steht dem Vers auf der Schriftrolle in der linken Hand der Allegorie, *Fortis iusta trono furias mare sub pede pono* („Stark und gerecht, dränge ich die Furien mit meinem Fuß unter die Oberfläche des Meeres zurück"),[46] inhaltlich so nahe, dass

---

Geschichte der Lombarden zu ermitteln. Zu Beginn des Kapitels wird er *Longobardorum ac Ligurum historie verissimus recitator* genannt. Es dürfte sich um einen Chronisten des 12. oder beginnenden 13. Jahrhunderts handeln. Zuvor dürfte Venedig zu unbedeutend gewesen sein, um als ausgezeichnetes Staatswesen gewürdigt werden zu können.

[42] Es handelt sich um die *Senilis* IV 3, in der es heißt: *Augustissima Venetorum urbs que una hodie libertatis ac pacis ac iustitie domus est, unum bonorum refugium, unus portus, quem bene vivere cupientium tyrannicis undique ac bellicis tempestatibus quasse rates petant, urbs auri dives, sed ditior fama, potens opibus, sed virtute potentior, solidis fundata marmoribus, sed solidiore etiam fundamentis civilis concordie stabilita, salsis cincta fluctibus, sed salsioribus tuta conciliis [...]* (zitiert in: L. Puppi, „Rex sum justicie". Nota per una storia metaforica del Palazzo dei Dogi, in: G. Benzoni (Hg.), I Dogi, Milano 1982, S. 183–224, hier S. 205).

[43] Sacchetti schreibt in seiner vor dem 8. August 1399 entstandenen *Frottola fatta per la mala disposizione del mondo* über Venedig, nachdem er es als den einzigen Ort bezeichnet hat, den das Böse noch nicht eingenommen habe: *Città con dirittura / in stato fermo, / e non infermo, / novecent'anni sanza mutar schermo / esser filice! / Sí che si dice / fra l'altre meglio regna / e degna / vive* (vv. 151–159). Wenig später bescheinigt er der Lagunenstadt: *Per la iustizia grande / agli altri è specchio* (vv. 163–164). Text und Datierung der Frottola nach: Franco Sacchetti, Il libro delle rime, ed. F. Brambilla Ageno, Perth-Firenze 1990, S. 495–503.

[44] W. Wolters, La scultura veneziana gotica (1300–1460), 2 Bde., Venezia 1976, Bd. I, S. 46.

[45] Andere Forscher datieren das Medaillon in das letzte Viertel des Trecento bzw. das dritte Jahrzehnt des Quattrocento; vgl. den Forschungsüberblick in: D. Rosand, Venetia figurata: The Iconography of a Myth, in: Ders. (Hg.), Interpretazioni veneziane. Studi di Storia dell'arte in onore di Michelangelo Muraro, Venezia 1984, S. 177–197, hier S. 179. Rosand selbst signalisiert vorsichtige Zustimmung zu Wolters' Hypothese.

[46] Für den Text der lateinischen Inschrift vgl. Wolters (wie Anm. 44) Bd. I, S. 46. Der Kunsthistoriker selbst gibt den leoninischen Hexameter auf S. 122

man selbst dann, wenn das Medaillon 1404 noch nicht existiert haben sollte, vermuten muss, dass der Typus der herrscherlich-herrischen Jungfrau Venetia-Iustitia seinerzeit bereits geläufig war. Die erste Strophe des Textes der Oberstimme (*Venecie,*[47] *mundi splendor, / Italie cum sis decor, / in te viget omnis livor / regalis* [in der Handschrift: *regulis*] *mundicie*) könnte dafür sprechen, dass Ciconia die Ikonographie von einer bildlichen Darstellung her kannte, die die Stadt als weibliche Allegorie in einem königsblauen Mantel zeigte.

Eine besonders schöne, bislang in ihrer gedanklichen Tragweite nicht hinreichend gewürdigte Inszenierung sollte die *Venezia in forma di Giustizia* an der von Bartolomeo und Giovanni Bon 1438 begonnenen Porta della Carta des Dogenpalastes erfahren.[48] Dort sind der das Monument bekrönenden allegorischen Figur – sie trägt wie ihr Pendant an der Westfassade des Gebäudes just die beiden Attribute, Schwert und Waage, in Händen, über die Ciconias Liedtext den Erzengel Michael mit Michele Steno assoziiert – die Allegorien der übrigen drei Kardinaltugenden untergeordnet. Ihre Zahl wird, vermutlich nach einer Maßgabe des Thomas von Aquin,[49] durch die christliche Tugend der *caritas* ergänzt.[50] Insgesamt spiegelt die An-

---

seines Beitrags Il Palazzo ducale: la scultura (S. 117–224) zu dem von ihm gemeinsam mit U. Franzoi und T. Pignatti edierten Sammelband Il Palazzo ducale di Venezia (Treviso 1990) fehlerhaft wieder. Auch die dort gebotene italienische Übersetzung des Verses weist einen leichten Irrtum auf. NB: Die Akkusativform *mare* ist durch die Präposition *sub* bedingt, die jener aus metrischen Gründen nachgestellt ist.

[47] Die Form *Veneti(a)e, -arum* war im lateinischen Mittelalter geläufig, da der offizielle Staatsname bis 1462 *Commune Veneciarum* lautete; vgl. A. Zorzi, La Repubblica del Leone. Storia di Venezia, Milano 2001, S. 81; Cozzi/Knapton (wie Anm. 31) S. 100. Auch in mehreren Textauszügen, die in der vorliegenden Studie zitiert werden, begegnet der Plural. Die Form *Venecie* aus v. 1 der Motette als archaische Singular-Variante eines Vokativs zu deuten, wie es Connolly (wie Anm. 34) S. 221, tut, ist nicht angezeigt.

[48] Zu diesem Werk vgl. S. Romano (Hg.), La Porta della Carta, Venezia 1979.

[49] Vgl. Thomas von Aquin, Summa theologica I–II, q. 65, aa. 2–3.

[50] Links und rechts stehen je zwei Tugendallegorien übereinander in Nischen der die Porta flankierenden Türmchen. Oberhalb der Toröffnung ist der Doge Francesco Foscari kniend vor dem Markuslöwen dargestellt, darüber (und unter der das Monument bekrönenden Figur der Venetia-Justitia) ein Medaillon mit der Büste des „venezianischen" Evangelisten platziert.

ordnung der Skulpturen die Auffassung des dominikanischen Theologen wider, dass die Gerechtigkeit über den anderen *virtutes* stehe.[51] Thomas folgte in dieser Einschätzung Aristoteles, der Justitia nicht nur als vollkommenste aller Tugenden ansah, sondern darüber hinaus die Meinung vertrat, dass sie das Funktionieren eines Staatswesens überhaupt erst ermögliche.[52]

Die thomistische Tugendhierarchie erscheint – dies zu erwähnen, sei mir am Ende dieses kleinen Exkurses noch gestattet – mit der Gleichung *Venetia* = *Justitia* bereits in einem Passus der Kanzone *Giusta mia possa una donna onorando*[53] verknüpft, in der der Aretiner Niccolò Cieco, einer der berühmtesten Bänkelsänger des Quattrocento,[54] die Serenissima anlässlich einer 1425 geschlossenen Allianz mit der Republik Florenz feierte. Im Anfangsteil des Gedichts spricht Niccolò die Lagunenstadt folgendermaßen an:

> *O tu, che nel supremo grado sola*
> *lieta ti siedi in abito più degno*
> *ch'altra particular della tua scuola* (vv. 10–12)

Der Ausdruck *la tua scuola* meint hier nicht minder die Schar der anderen Einzeltugenden (*virtutes particulares*) als die der anderen Städte, von denen Venedig im weiteren Verlauf der Dichtung als *gemma d'Italia bella, [...] d'Europa la più diva e più degna* (vv. 29–30) abgesetzt wird. Angesichts der vor 1438 sehr geringen Zahl panegyrischer Venedig-Verse aus venezianischer Feder halte ich eine inspirierende Wirkung von Niccolò Ciecos Kanzone auf die Anordnung der Statuen an der Porta della Carta durchaus für denkbar.

Anders als das Gedicht des blinden Barden, das Antonio Lanza gut ediert hat, scheinen mir die Texte der Motette Ciconias noch einer Reihe von Konjekturen zu bedürfen, die über die bisher vorgebrachten Verbesserungsvorschläge hinausgehen. Da auch die jüngsten Übersetzungen in lebende Sprachen, die die Verse erfahren haben, nicht voll-

---

[51] Vgl. Thomas von Aquin, Summa theologica I–II, q. 66, a. 4.
[52] Vgl. Aristoteles, Nikomachische Ethik 1129b 26 bzw. Politik 1283a 20–21.
[53] Text in: Lirici toscani del Quattrocento, ed. A. Lanza, 2 Bde., Roma 1973/75, Bd. 2, S. 169–172.
[54] Zu seiner Person vgl. Lanzas Angaben ebd., Bd. 2, S. 167–169.

ends überzeugen,[55] sehe ich mich veranlasst, im Anhang dieser Studie nicht nur eine neue Version der lateinischen Originale vorzulegen, sondern ihnen jeweils auch eine Übertragung ins Deutsche hinzuzugesellen.

In den beiden bisher betrachteten Huldigungen wurde Michele Steno für sein gerechtes Wirken gepriesen. Für Leonardo Dolfin bestand in der zu Gerechtigkeit und dauerhaftem Frieden führenden *fructuosa operatio* des Dogen einer der vier Gründe, deretwegen sich die Venezianer über dessen Herrschaft freuen sollten. Die Gerechtigkeit und den Frieden gemeinsam mit der Freiheit zu schützen, wurde Steno in einer lateinischen Hexameterdichtung bescheinigt, die der Vicentiner Antonio Loschi († 1441), „uno dei protagonisti del primo Quattrocento italiano",[56] verfasste. Die Zusammenstellung der drei Werte dürfte nicht gedankenlos vollzogen worden sein. Ihre Wahrung dem Dogen zu attestieren, hieß vielmehr, ihn dafür zu rühmen, erfolgreich zu gewährleisten, dass die Serenissima das bleibe, was sie laut Petrarca im Jahr 1364 gewesen war: eine *libertatis ac pacis ac iustitie domus*.[57] Für diese Leistung verlieh Loschi, ein Schüler des Florentiner Humanisten Coluccio Salutati, Steno einen antiken Titel, den Cicero für sich reklamiert und, wie man von der Kaiserzeit bis über die Renaissance hinaus irrtümlich glaubte,[58] auch tatsächlich als Erster erhalten hatte: *Pater Patriae*. Das Gedicht des Vicentiners beginnt mit der Beschreibung dessen, was einen „Vater des Vaterlands" ausmache, und erläutert dann ausführlich, warum der Doge diesen Titel, den Loschi als schönsten von allen bezeichnet, verdiene. Abgeschlossen wird die Komposition von einem *augurium*, in dem der Dichter Steno wünscht, nach einem langen Leben ins Paradies zu gelangen und Venedig als blühendes und freies Staatswesen zu hinterlassen. Hier die gewandten Verse in extenso:

---

[55] Vgl. Cattin (wie Anm. 35) S. 122; Connolly (wie Anm. 34) S. 221–222.

[56] G. Gualdo, Antonio Loschi, segretario apostolico (1406–1436), Archivio Storico Italiano 147 (1989) S. 749–769, hier S. 766.

[57] Vgl. oben, Anm. 42.

[58] Vgl. J.-M. Kliemann, Politische und humanistische Ideen der Medici in der Villa Poggio a Caiano, Bamberg 1976, S. 30.

Ad serenissimum principem dominum Michaelem Steno Dei gratia ducem Venetiarum commendatio sui felicis principatus et longaevae vitae precatio

Vere Pater Patriae, Michael, iustissime princeps,
principis officium est cives defendere, et ipsos
natorum servare loco, manibusque pudicis
iustitiam et pacem cum libertate tueri,
communemque sui populi praeferre salutem.
Qui facit haec patriae pater est, qui pulchrior unus
omnibus est titulis, hominum quibus alta superbit
ambitio; et longe est nomen speciosius istud,
quam Dominum et Regem populo plaudente vocari.
Ergo ego te patrem patriae, dignissime Princeps,
iure voco. Tu iustitiam, tu publica pacis
commoda, tu cives patrio tutaris amore.
Non igitur solum Veneti, populusque patresque,
qui tecum imperii cum majestate triumphant,
pro te vota Deo faciunt, caput utile votis
exposcunt, sanctumque ducem venerantur amantes;
nos etiam patulis Marci quicumque sub alis
vivimus, inque tua cum pace quiescimus umbra,
longa tibi optamus felicis tempora vitae.
Aurea temporibus, te principe, saecula nostris
cernimus, a vitrea vicinis finibus unda
Benaci, super usque Padum montesque propinquos:
quae loca iam Veneti, gens olim dicta, potenti
nunc tenet imperio regina Venetia gentis.
Haec regio est Italas inter pulcherrima terras,
dulcis, opima, potens speciosis urbibus, ipsi
reginae vicina suae, cui plurima fundit
officiosa brevi labentia flumina cursu:
quae, veluti humano diffusae in corpore fibrae
vitalem effundunt calido de corde calorem,
sic alimenta vehunt, sic illa ex urbe magistra
oppida nostra sua virtute et robore firmant.
Haec fuit antiquis tellus cruciata tyrannis;
sed tandem auspiciis, post multos fracta labores,
libera facta tuis, pacem secura recepit
depulso graviore iugo, quae gloria soli
magna Duci, aeterno tibi servabatur ab aevo.

Principe te, crevit Venetum respublica tantum
quantum tercentum non creverat ante per annos.
Crescet adhuc etiam! Te Principe, Iadria quondam
flammatis infensa odiis totiesque rebellis,
opportuna situ maris, et per litora circum
oppida Dalmatiae bellis amissa cruentis
redduntur, meliusve auro quam sanguine constant.
Postquam igitur tantis dignum te Numina ducunt
muneribus, vitamque tuam feliciter ornant.
Vive diu, Princeps mitissime, vive, precamur;
hostibus ut vacuam, terraque marique potentem,
crescentemque opibus patriam, dulcique quietam
libertate regas; et quando ad summa vocabit
debita siderei Christus te praemia coeli,
illam inconcussa florentem pace relinquas.

VI kalend. Aprilis. Vale.
Majestatis tuae fidelis servitor Antonius Luschus Vicentinus.[59]

Loschis Herkunft aus Vicenza, das sich 1404 freiwillig unter die Fittiche der Republik Venedig begeben hatte,[60] prägt die Verse 17–37 des Gedichts, in denen von der Herrschaft der – im Einklang mit der ikonographischen Tradition der Venetia-Iustitia als *regina*[61] bezeichneten – Serenissima über das Veneto die Rede ist und Steno als Befreier der Region vom Joch der Tyrannis und Schöpfer eines Goldenen Zeitalters gepriesen wird. Unter der Ägide des Dogen hatte sich das Territorium der Lagunenrepublik binnen weniger Jahre (1403–1405) um Verona, Vicenza, Padua, Rovigo, Treviso, Belluno, Feltre und Ceneda vergrößert. Die erste große Ausdehnung des Staates ins Hinterland war so vollzogen worden.[62] Da Loschi in vv. 43–44 auch der

[59] Text in: Antonius de Luschis, Carmina quae supersunt fere omnia, ed. G. Da Schio, Padova 1858, S. 62–64.

[60] Vgl. Zorzi (wie Anm. 47) S. 214.

[61] Vgl. die vv. 24 und 27 von Loschis Gedicht.

[62] Vgl. Zorzi (wie Anm. 47) S. 215. Zum leitenden Motiv dieser Politik – dem Schutz vor Angriffen auf die Lagunenstadt – siehe ebd., S. 213. Steno sollte für die Gebietserweiterungen in seiner Ära auf dem bereits erwähnten Porträt Lazzaro Bastianis gerühmt werden. Die dem Dogen zugedachte Inschrift auf dem Abbild lautet: *SVB ME CA/PTA VENIS / IANVENSIS / PLVRIMA / CLAS-*

Rückgewinnung einiger (im späten Trecento verlorener) dalmatischer Küstenstädte gedenkt, dürfte seine Huldigung nicht vor dem 9. Juli 1409 entstanden sein, als neben anderen Orten der Region Zara, das heutige Zadar, nach über 50 Jahren ungarischer Besatzung dem venezianischen Herrschaftsgebiet wieder eingegliedert wurde.[63] Der Humanist kannte Steno spätestens seit dem Juni des Jahres 1406. Damals hatte ihn der Doge als Gesandten Venedigs zu Papst Innozenz VII. (1404–1406) geschickt.[64]

Cicero hatte den Titel *Pater Patriae* lautstark für sich beansprucht. Da der antike Redner und Philosoph in einem republikanisch verfassten Staatswesen gewirkt hatte, war der Ehrenname als Bezeichnung für den obersten Repräsentanten der Serenissima adäquat. Im Alten Rom war die Formel rasch von den Kaisern usurpiert worden. Dies machte es späterhin leicht, sie auch Alleinherrschern zuzuerkennen. Loschi selbst hatte in seiner Zeit als Sekretär am Mailänder Hof (1397–1406) zweimal den lombardischen Potentaten Gianga-

---

SIS / SAXOSA / ET DOMIN/VM ME / NOSTI / PVLCRA / VERONA / TV QVOQU/E PATAV/IVM TV / ET VIN/CENTINA / PROPAGO / M.CCCC. Sieht man von der Jahreszahl ab, besteht der Titulus aus drei Hexametern: *Sub me capta venis, Ianuensis plurima classis, / saxosa et dominum me nosti, pulcra Verona, / tu quoque, Patavium, tu et Vincentina propago.* („Unter meiner Herrschaft kommst du gefangen daher, vielgliedrige Flotte Genuas. Du, schönes Verona, reich an Steinen, erkanntest mich als deinen Herrn an, und so auch du, Padua, und ihr, Vicenzas Bewohner.").

[63] Vorausgegangen war eine Zahlung von 100000 Goldflorinen an König Ladislaus von Ungarn; vgl. Zorzi (wie Anm. 47) S. 220 und S. 636, sowie Cozzi/Knapton (wie Anm. 31) S. 19. – Hält man sich an die *subscriptio* von Loschis Gedicht, so entstand dieses frühestens am 27. April 1410; falsche Datierung bei G. Da Schio, Sulla vita e sugli scritti di Antonio Loschi, vicentino, uomo di lettere e di Stato, Padova 1858, S. 96 und S. 151.

[64] Zu Loschis Berufung und zu den Gründen des Dogen, den Vicentiner und nicht, wie üblich, einen Angehörigen des venezianischen Patriziats zum Botschafter der Serenissima zu bestimmen, vgl. ebd., S. 90–91. Das Botschafterdiplom vom 19. Juni 1406 ist ebd., S. 177–181, abgedruckt. Loschi traf Ende August 1406 in Rom ein. Er erfüllte seine Mission zur vollen Zufriedenheit seines Auftraggebers. Im Herbst 1406 wurde er zum offiziellen Repräsentanten Venedigs bei der Trauerzeremonie für Innozenz VII. und bei der Beglückwünschung von dessen Nachfolger, dem Venezianer Gregor XII., bestimmt; vgl. ebd., S. 94–95.

leazzo Visconti als „Vater des Vaterlands" gewürdigt: einmal zu Lebzeiten des 1402 verstorbenen Herrschers,[65] ein weiteres Mal in einem verklärenden Rückblick auf dessen Wirken.[66] Im ersten der beiden Zeugnisse hatte er dem Titel – wie im Auftaktvers der Dichtung auf Steno – das Adjektiv „verus" vorangestellt.

Es ist nicht auszuschließen, dass die Wertetrias aus v. 4 von Loschis Dichtung, *iustitia – pax – libertas*, auf dem Epitaph Michele Stenos hätte wiederkehren sollen, es aber durch einen Irrtum des ausführenden Bildhauers nicht dazu kam. Friede und Gerechtigkeit werden auf der Grabplatte nicht von der Freiheit begleitet, sondern von der Fülle, der Doge folglich als *amator iustitie pacis et ubertatis* gewürdigt.[67] Die Hervorhebung der „Liebe zur Fülle" kann zwar nicht ohne Weiteres als Folge eines „Schreibfehlers" eingestuft werden, ist aber gewiss ungewöhnlich.

Loschis Verse scheinen einen machtbewussten Dogen beeindruckt zu haben, dessen politische Karriere in Stenos Ära begann und der die expansionistische Politik Venedigs auf der Terraferma, die unter dessen Nachfolger Tommaso Mocenigo (1414–1423) eingestellt wurde, entschieden fortsetzte: Francesco Foscari (1423–1457).[68] Das Doppelporträt der Sala del Maggior Consiglio des Dogenpalastes, das ihn gemeinsam mit seinem Vorgänger zeigte, wurde wie alle anderen Sukzessionsbilder des Raumes nach dem Feuer des Jahres 1577 unter Verwendung der alten Inschriften erneuert.[69] Auf der Banderole hin-

---

[65] Vgl. *Ad illustrem principem ducem Mediolani comitemque Virtutum exhortatio ut pacem cogitet per viam belli*, in: Loschi (wie Anm. 59) S. 27–29, v. 4.

[66] Vgl. *Epitaphium conditum per dominum Antonium Luschum Vicentinum ad monumentum seu sepulchrum quondam gloriosae memoriae illustrissimi ducis Mediolani et comitis Virtutum*, ebd., S. 35–38, v. 19.

[67] Vgl. die Abbildung der Grabplatte in: Wolters (wie Anm. 44) Bd. I, S. 233.

[68] Die angegebenen Jahreszahlen betreffen jeweils die Verweildauer im Dogenamt. Zu den Eroberungen Venedigs in der Amtszeit Foscaris vgl. Zorzi (wie Anm. 47) S. 239–240; zu Foscari als Weiterführer der Politik Stenos vgl. ebd., S. 233 und S. 250.

[69] Wie die Nachschöpfung des Doppelporträts von Antonio Venier und Michele Steno stammt auch die Neufassung der gemeinsamen Darstellung der Dogen Mocenigo und Foscari von Domenico Tintoretto; vgl. Franzoi (wie Anm. 9) S. 247.

ter Foscaris Haupt ist ein Distichon zu lesen, das man als Synthese des Finales von Loschis Dichtung bezeichnen kann: *Post mare perdomitum, post urbes Marte devictas / florentem patriam longaevus pace reliqui*. Die letzten drei Worte des Steno zugedachten Auguriums werden darin regelrecht zitiert.[70]

Weisen die drei vorgestellten Würdigungen des Dogen Michele Steno inhaltlich durchaus Gemeinsamkeiten auf, so sind sie doch von sehr unterschiedlicher Machart. Leonardo Dolfin rekurrierte in seiner predigtartigen *Collatio* auf Modi der Schriftexegese. Was die Freiheit der Textauslegung betrifft, verfuhr er dabei sehr großzügig und gelangte so mehrfach zu Interpretationen, die schon unter seinen Zuhörern Befremden hervorgerufen haben dürften. Johannes Ciconia, als Dichter wenig begabt, brachte immerhin einen Motettentext zustande, der die Namensgleichheit zwischen Michele Steno und dem Erzengel Michael wesentlich dezenter ausnutzt, als es die Rede Dolfins getan hatte. Auch nahm der Komponist bei seiner Verherrlichung des Dogen geschickt auf die lokale Tradition der *Venezia in forma di Giustizia* Bezug. Loschis Lobgedicht lädt in zweierlei Hinsicht dazu ein, es als „humanistische Schöpfung" von den beiden anderen Zeugnissen abzusetzen: zum einen wegen seiner hohen sprachlichen und formalen Qualität, zum anderen, weil darin erstmals in einem venezianischen Kontext der antike Ehrentitel des *Pater Patriae* reaktiviert wurde.

---

[70] Eine Fernwirkung der *Pater-Patriae*-Stilisierung, die Michele Steno durch Antonio Loschi erfuhr, auf die Art und Weise, in der Cosimo de' Medici (1389–1464) nach seiner triumphalen Rückkehr aus dem venezianischen Exil im Jahre 1434 von seinen florentinischen Parteigängern als „Vater des Vaterlands" gefeiert wurde, ist möglich. Speziell im Falle der (meines Erachtens nicht postumen, sondern um 1458 entstandenen) „Primus-Pater-Patriae"-Medaille auf Cosimo (vgl. G. F. Hill, A Corpus of Italian Renaissance Medals before Cellini, 2 Bde., Ndr. der Ausgabe London 1930, Firenze 1984, Nr. 909), deren Rückseite eine ein Joch zertretende Florentia mit Ölzweig und *palla* samt der Legende *Pax libertasque publica* zeigt, halte ich eine Inspiration durch das Gedicht des Vicentiners für erwägenswert. Allerdings hat sich in Florenz kein Manuskript des Panegyrikus auf Steno erhalten.

ANHANG

1. Leonardo Dolfin, Rede auf Michele Steno

Venedig, Ms. Marcianus latinus XIV 127 (4332), S. 195–197

Transkriptionskriterien:
Abkürzungen im Manuskript werden stillschweigend aufgelöst. Zusätze in eckigen Klammern betreffen in der Handschrift fehlende Buchstaben bzw. Wörter. Die Termini „Dominus", „Deus" und „Spiritus Sanctus" werden in der Edition durchgängig groß geschrieben, ebenso sämtliche Eigennamen. Vom Kopisten durch Streichung kenntlich gemachte und umgehend korrigierte Irrtümer werden im Apparat nicht vermerkt.

In nomine Yhesu Christi Domini nostri

I

1 „*Gaudete*", „*Missus est angelus*": hec duo dicta pro themate sumpsi in dicendis iuxta gratiam Domini – quorum primum scribitur per apostolum ad Philippenses iiii°, secundum vero dictum Luce primo –, serenissime princeps, quia *quecunque scripta sunt ad nostram doctrinam scripta sunt, ut per patientiam et consolationem scripturarum spem habeamus* (ad Romanos xv°).

II

7 Sapientia [est] infusa a Spiritu Sancto prophetis, apostolis, doctoribus et aliis scribentibus, cum nichil sit a nobis iuxta illud: „Numquid ydonei sumus *aliquid cogitare* [*a*] *nobis quasi ex nobis*?", quasi dicat: „Non solum omnis *sufficientia* a *Deo est*, ymo *nemo potest* etiam *dicere «Dominus Yhesus» nisi in Spiritu Sancto*" (primo ad Corinthos, quinto capitulo), et, cum sit scriptum, in oratione confidendum habemus. Ergo in oratione fore sperandum et per orationes ad doctrinam habendum probatur Marci xi°, *Quecunque orantes petitis credite, quia invenietis*. Unde per orationem revelantur divina in canone viii[a] quaestione prima et per Boetium.

16 Non ergo frustra in Deo spes ponitur, confiditur sive speratur, quia preces que recte sunt inefficaces esse non possunt. Et legitur in vita beati Bernardi doctoris egregii quod de omni re magis fidebat orationi quam industrie proprie vel labori. Qui in libro Meditationum scribit: „Ex duobus unum indubitanter sperare debemus: aut habere quod petimus aut quod est utile“, quia medicus novit melius quid infirmo sit utile quam egrotus, cum medendi peritus frequenter invitum sanat egrotum, quia voluntas recta in gravibus passionibus non est, sed potius illud petitur quod salutem gravare posse sentitur. Pro quo Valerius libro vii° capitulo ii°: „Votis sepe exposcimus quod non impetrasse melius foret.“

26 Confideamus ergo in oratione, sperantes in potentia virtutis Domini per orationis devotionem omnia superante. Ut in Psalmo: „*Dominus in Celo* posuit *sedem suam, et regnum* eius *omnibus* donabitur“, et alibi in Psalmo: „*Hii in cur[r]ibus, hii in equis, nos autem in* oratione *Dei nostri invocabimus. Ipsi ceciderunt et obligati sunt, nos autem sur[r]eximus et [e]recti sumus*“, scilicet a Domino per orationis devotionem. Quod probatur: Moyse orante populus vincebat, desinente vincebatur (xxxvi[a] distinctione, capitulo finali, originaliter Exodi capitulo xvii°), et etiam probatur in Ystoria tripartita, per Ugonem Floriacensem et Helinandum et [in] alio Ystoriographos, quod Theodosius senior imperator suis orationibus et devotionibus obtinuit mirabilem victoriam contra Eugenium et Arbogastem, ut ponit Claudianus poeta tunc florens:

38 O nimium dilecte Deo cui mittit ab a[l]tis
Eolus armatos hyemes, cui militat ether
et coniurati veniunt ad clas[s]ica venti.

41 De quo per beatum Augustinum [scriptum est] libro v° capitulo xxv° De civitate Dei, ubi glorificat etiam Constantinum propter zelum ad religionem et orationis devotionem.

44 Cuius effectum sentientes, egregii domini tunc consciliarii fecerunt orari pro bono, utili et grato toti civitati principe creando. Pro quo orantium votis annuit Dominus sua clementia.

III

47 De cuius quidem principis serenissimi laudibus et meritis pro laboribus eius, virtute et mansuetudine non insisto, cum pateant, unum tamen non obmittens: de ipso posse dici quod de [S. 196] pontificibus in ecclesia legitur:

50 Iste confessor Domini sacratus,
festa plebs cuius celebrat per orbem,
hodie letus meruit secreta
scandere celi.

54 Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
sobrius, castus fuit et est quietus
etc.

57 Dico ego quod serenissimus princeps noster est confessor Domini sive pontifex sive presidens, cum ut pontifex ex hominibus et pro hominibus constituitur presidere. Unde apostolus ad Hebreos v°: *Omnis pontifex* idest presidens *ex hominibus assumptus* (idest: assumi debet) *pro hominibus constituitur presidere in hiis que sunt ad Deum*, scilicet [ad] iustitiam et equitatem, pacem et tranquil[l]itatem, concordiam et unitatem.
63 Talis assumptus est ergo digne confessor, pontifex sive gloriosus presidens. Sequitur in [h]ymno: sacratus, idest unctus oleo letitie sive gratie Dei pre consortibus sive civibus suis. Quare quia prudens, humilis, pudicus, sobrius, castus fuit et est quietus etc., propterea letus meruit secreta scandere celi, idest altum gradum hunc excelsum vel apicem ducatus Venetiarum.
69 Cuius ideo festa et creationem potuit nedum celebrare condigne plebs, idest civitas Venetiarum, sed etiam totus orbis terrarum. Quibus, civitati totique orbi sive mundo, ipse serenissimus princeps indefessis viribus suumque dominium servit ad iustitiam et equitatem, pacem et tranquil[l]itatem, concordiam et unitatem. Condigne ergo dicitur:

74 Iste confessor Domini sacratus,
festa plebs cuius celebrat per orbem,
hodie letus meruit secreta
scandere celi.

78 Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
sobrius, castus fuit et est quietus.

80 Ergo possumus bene dicere „*Gaudete*“, quod fuit primum dictum thematis preassumpti, quod fuit probandum et [est] clarissime probatum.

IV

82 *Gaudete* ergo, cives Veneti, quia *missus est* scilicet *angelus* nobis *a Deo*, quod fuit secunda pars seu secundum dictum thematis preassum[p]ti. Quod probatur ex eius creatione, quia mediante oratione [facta est], ut dixi, et [ex] eius proprii nominis vocatione, quia Michael vocatur princeps noster et, sicut Michael angelus dicitur archangelus idest princeps angelorum, ita serenissimus princeps est princeps Venetorum subditorum et devotorum, et sicuti Mic[h]ael dicitur prepositus paradisi quem honorificant angelorum chori, ita dicitur prepositus conscilii quem cives glorificant et honorant; tercio ex eius ad sacrum palatium ascensione sive int[h]ronizatione, quia quodammodo miraculose, cum ascendit illa die, et non a proposito cantabatur pro introitu sacratissime misse: „In excelso t[h]rono vidi sedere virum quem adorat multitudo angelorum, psal[l]entes in unum: ‚Ecce cuius imperii nomen est in eternum!'", sequente versu sive Psalmo: „*Iubilate deo omnis terra*" etc.; et ex eius fructuosa operatione, quia [*orietur*] *in diebus eius* et semper erit *iustitia et [a]bundantia pacis*, fientque *prava* [*in*] *directa et aspera* ducentur *in vias planas*.

99 Dico quod *erunt prava in directa*, idest malorum corda per iniustitiam [S. 197] detorta et a terrena [mole] incurvata erunt in directa, idest dirigentur a[d] desideria bona et eterna per iustitie regulam. Dixi etiam quod *aspera* erunt *in vias planas*: aspera, idest immites et iracunde mentes olim superborum hominum erunt in vias planas, idest per superne gratie infusionem a[d] lenitatem mansuetudinis redeuntes, quasi dicat: Que prius videbantur aspera esse peccatoribus erunt eis plana ad credendum et facilia ad agendum – sicut patuit in Paulo cui cum diceret Christus „*Durum est [t]ibi contra stimulum calcitrare*", respondit Paulus tremens ac stupens, et dixit „*Domine, quid me vis facere?*", ut dicitur Actuum nono – prestante Altissimo, qui regnat benedictus in secula seculorum. Amen.

111 Collatio facta per reverendum in Christo patrem et dominum dominum Leonardum Delphino Dei gratia Episcopum Castellanum nunc eadem gratia et sedis Alexandrine Patriarcham.

Z. 3f.: serenissime princeps] *add. in marg.*; Z. 7: Sapientia] semper; infusa] infussa; Z. 9: nobis quasi] vobis quasi; Z. 10: sufficientia] suffitientia; Z. 13: orationes] conñs; Z. 21: sit utile] sit utilius; Z. 22: peritus] peritius; Z. 32f.: distinctione] destinctione; Z. 34: Floriacensem] Floratiensem; Helinandum] Eliamundum; Z. 35: Theodosius] Theodoxius; Z. 36: Eugenium] Heugenium; Z. 36f.: Arbo-

gastem] Erbogastem; Z. 37: Claudianus] *corr. ex* Gaudianus; Z. 38: ab a[l]tis] abatis; Z. 39: hyemes] yhemes; Z. 41: xxv°] *super lineam corr. ex* xxxvi°; Z. 60: assumi] assummi; Z. 63f.: Talis – Sequitur] *add. in marg.*; Z. 66: etc.] et; Z. 71: mundo] mondo; indefessis] inde fessis; Z. 77: celi] celli; Z. 89: chori] cives; Z. 90: ascensione] assensione; Z. 91: miraculose] nircaculose; Z. 93: adorat] adorant; Z. 95: Iubilate] Iubillate; Z. 97: fientque] fient quia; Z. 99: in directa] indirecta; Z. 100: in directa] indirecta; Z. 102: iracunde] iraconde; Z. 104: redeuntes] reddeuntes; Z. 113: et] *postea mutatum in* solum.

Z. 1: Phil 4,4; Lk 1,26; Z. 4f.: Röm 15,4; Z. 8f.: 2 Kor 3,5; Z. 9–11: 1 Kor 12,3; Z. 14: Mk 11,24; Z. 15: Stellen nicht ermittelt; Z. 17–19: Gaufridus Clarevallensis, *Sancti Bernardi vita prima, liber tertius auctore Gaufrido*, PL 185, Sp. 301–322, hier Sp. 303; Z. 19–21: Ps.-Bernardus Clarevallensis, *Meditationes piissime de cognitione humane conditionis*, PL 184, Sp. 485–508, hier Sp. 497 (gekürzt und verändert); Z. 24f.: Valerius Maximus, *Dictorum et factorum memorabilia* 7,2 ext. 1 (Sokrates zugeschriebene Meinung); Z. 27f.: PsG 102,19 (mit „dominabitur" statt „donabitur"!); Z. 29–31: PsG/PsH 19, 8–9 (mit „nomine" statt „oratione"!); Z. 32f.: durch den Bibeltext nicht gedeckter Verweis; Z. 34: cf. Cassiodor und Epiphanius, *Historia tripartita* IX 45; in den edierten Teilen der *Historia Regum Francorum* des Hugo v. Fleury ist die Theodosius-Episode nicht enthalten (cf. PL 163, Sp. 821–854); vermutlich Anspielung auf einen verlorenen Passus der nur fragmentarisch erhaltenen Chronik des Helinand v. Froidmont (cf. PL 212, Sp. 772–1082); Z. 34f.: weitere unklare Allusion; Z. 38–40: Claudianus, *De III consulatu Honorii* 96–98; Z. 41–43: cf. Augustinus, *De civitate Dei* V 25; Z. 50–55: cf. *Analecta hymnica* LI, S. 134; Z. 59–61: Hbr 5,1; Z. 74–79: cf. *Analecta hymnica* LI, S. 134; Z. 80: Phil 4,4; Z. 82: Phil 4,4; Lc 1,26; Z. 92–94: cf. *Das vollständige Römische Meßbuch*, lateinisch und deutsch, Freiburg i. Br. 1941, S. 91; Z. 95: PsG/PsH 65,1 (zu erwarten wäre: PsG/PsH 99,1: „Iubilate Domino omnis terra", weil dieser Psalmvers im zuvor anzitierten Introitus folgt); Z. 96f.: PsG 71,7; Z. 97f.: Jes 40,4; Z. 98: Jes 40,4; Z. 101: Jes 40,4; Z. 107–109: Apg 9, 5–6 [in heutigen Vulgata-Ausgaben so nicht enthalten!].

2. Johannes Ciconia, *Venecie, mundi splendor – Michael, qui Stene domus*

Siglenverzeichnis:

MsI Bologna, Civico Museo, Bibliografico Musicale, Ms. Q 15, Text der 1. Stimme, übernommen aus dem Apparat von C.

MsII Bologna, Civico Museo, Bibliografico Musicale, Ms. Q15, Text der 2. Stimme, übernommen aus dem Apparat von C.

C The Works of Johannes Ciconia, hg. von M. Bent/A. Hallmark. Lateinische Texte hg. von M. J. Connolly, Monaco 1985, S. 221–222.

Ct Giulio Cattin, L'„Ars nova" musicale a Padova, in: N. Mazzonetto (Hg.), *Padua sidus preclarum – I Dondi dall'Orologio e la Padova dei Carraresi*, Brugine 1989, S. 107–122, hier S. 122 (Cattin folgt C, allerdings mit einigen Irrtümern).
R Konjektur von Konrad Ruhland, zitiert im Apparat von C.
S Konjekturen von Denis Stevens, zitiert im Apparat von C.

Die mit wenigen Textfragmenten unterlegte Tenorstimme des Manuskripts (vgl. den Apparat von C) bleibt hier unberücksichtigt. Der Tenor soll (soweit erkennbar) den Text der ersten Stimme singen. Durch das Manuskript nicht abgedeckte Buchstaben erscheinen im Folgenden kursiv.

1. Stimme

Venecie, mundi splendor,	Venedig, Glanz der Welt
Italie cum sis decor,	und Zierde Italiens,
in te viget omnis livor	in dir leuchtet das volle Blau
rega*l*is mundicie.	königlicher Reinheit.
Gaude, mater maris, salus	Freue dich, Mutter des Meeres, Heil,
qua purgatur quisque malus,	durch das jeder Böse gereinigt wird,
terre, ponti tu es palus,	du bist der Stützpfahl der Erde und des Meeres,
miserorum baiula.	die Lastenträgerin der Leidgeplagten.
Gaude late, virgo digna,	Freue dich sehr, würdige Jungfrau,
principatus portas signa	du trägst Herrschaftszeichen
(tibi soli sunt condigna)	herzöglicher Macht,
ducalis dominii.	die dir allein angemessen sind.
Gaude, victrix e*x*terorum,	Freue dich, Besiegerin äußerer Feinde,
nam potestas Venetorum	denn die Macht der Venezianer
nulli cedit perversorum,	weicht keinem der Schlechten
domans terram, maria.	und bezähmt Erde und Meere.
Nam tu vincis manu fortis,	Denn du siegst mit starker Hand,
pacem redd*i*s tuis portis	gibst deinen Häfen den Frieden zurück
et disrumpis fauce*m* mo*r*tis,	und zerschlägst den Rachen des Todes,
tu*tela* fidelium.	o Beschützerin der Gläubigen.

Pro te canit voce pia	Für dich singt mit frommer Stimme
(tui statum in hac via	– die Fülle deines Besitzes hier auf Erden
El conservet et Maria)	mögen Gott und Maria bewahren –
Johannes Ciconia.	Johannes Ciconia.

1,4 regalis] regulis *MsI*, *C*, *Ct*
2,4 baiula *MsI*, *C*, *Ct*] bacula *vel* baiulans *S*
4,1 exterorum *C*, *Ct*] hesterorum *MsI*
5,1 Nam *addunt C*, *Ct*] *syllaba deest in MsI*; manu] manus *MS*, *C*, *Ct*
5,2 reddis *C*, *Ct*] redis *MsI*
5,3 faucem mortis *S*] fauce montis *MsI*, fauces mortis *C*, *Ct*
5,4 tutela] tuorum *MsI*, *C*, *Ct*
6,3 El conservet et Maria *C*, *Ct*] hel conservet et maria *MsI*

2. Stimme

Michael, qui Sten*e* domus,	Michael aus dem Hause Steno,
tu ducatus portas onus,	du trägst die Last des Dogenamts,
honor tibi, quia bonus	Ehre sei dir, denn als guter Mann
vitam duc*is* celibem.	führst du ein keusches Leben.
Phebo compar, princeps alme,	Heiliger, Phoebus ebenbürtiger Fürst,
tibi mundus promit „salve“,	dir wünscht die Welt Heil,
spargis tuis fructum palme,	du gewährst den Deinen die Frucht der Palme,
victor semper *nobilis*.	o stets vornehmer Sieger.
Clemens, justus approbaris,	Für sanft und gerecht wirst du befunden,
decus morum appellaris,	„Zier der Sitten“ wirst du genannt,
tu defensor extimaris	du giltst als Verteidiger
fidei catholice.	des katholischen Glaubens.
Bon*i*s pandis m*u*nus dignum,	Den Guten gibst du würdige Gaben,
malis fundis pene signum,	den Bösen prägst du ein Zeichen der Strafe ein,
leges *tu das* ad condignum	du gibst Gesetze, wie es sich gebührt,
gladio justitie.	mit dem Schwert der Gerechtigkeit.
Saga*x*, prudens, mitis pater	Weiser, kluger, milder Vater
(lex divina, cum sis mater),	(du, heiliges Gesetz, bist die Mutter),
mentis virtus tibi frater,	die Kraft des Geistes ist dir ein Bruder,
zelator reipublice.	o eifriger Förderer des Staates.

Sedem precor tibi dari,	Ich bete, dass dir ein Sitz im Himmel
Deo celi famulari,	zuteil wird, dass du Gott dort oben aufwarten
eius throno copulari	und bis in alle Ewigkeit in der Nähe
per eterna secula.	seines Throns verweilen darfst.
Amen.	Amen.

1,1 Stene] Stena *MsII*, *C*, *Ct**
1,2 ducatus *MsII*, *C*] ducaturus *Ct*
1,4 ducis] ducem *MsII*, duces *C*, *Ct*
2,3 tuis *MsII*, *C*] tui *Ct*
2,4 nobilis *addunt R*, *C*, *Ct*] *tres syllabae desunt in MsII*, benignus *addit S*
3,3 extimaris *MsII*] estimaris *C*, *Ct*
4,1 Bonis *C*, *Ct*] Bonus *MsII*
4,1 munus *C*, *Ct*] minus *MsII*
4,3 tu das] suas *MsII*, *C*, *Ct*
5,1 sagax *C*, *Ct*] sagas *MsII*
5,2 sis *MsII*, *C*] six *Ct*

* Ich ziehe die Form „Stene" (= „Stenae") der handschriftlich überlieferten vor, da mir das Wort als adjektivisches Komplement zum Substantiv „domus" zu fungieren scheint. Den Ausdruck „qui Stene domus" werte ich als elliptischen Relativsatz, den darin enthaltenen Nominalausdruck als *genitivus qualitatis*.

RIASSUNTO

Il saggio presenta e analizza tre testi che rendono omaggio al doge Michele Steno († 1413): un discorso, finora inedito, del vescovo di Castello, Leonardo Dolfin, un motetto del compositore fiammingo Johannes Ciconia, attivo a Padova, e un carme dell'umanista vicentino Antonio Loschi. I testi rappresentano diversi modi panegirici: Dolfin esalta Steno ricorrendo – spesso temerariamente – alle tecniche dell'esegesi biblica; Ciconia, buon conoscitore del tipo iconografico della *Venezia in forma di Giustizia*, limita le allusioni alla Scrittura a una comparazione implicita tra il doge Michele e l'omonimo arcangelo; Loschi infine rinuncia del tutto al linguaggio sacrale: glorificando il patrizio veneziano come perfetto esempio d'un *Pater Patriae*, gli attribuisce un titolo d'onore che risale alla Roma repubblicana.

IL *DE LIBERO ARBITRIO* DI LORENZO VALLA OLTRALPE

di

MARIAROSA CORTESI

Nella nota all'edizione del *De libero arbitrio* Maria Anfossi giustificava la sua decisione di interessarsi ad un'opera di Lorenzo Valla affermando che „permulta de eo dicuntur, leguntur perpauca" e motivava la scelta dell'opuscolo non solo perché di grande interesse quanto piuttosto perché „absolutam atque perfectam quasi imaginem contineret mentis et animi scriptoris".[1]

L'operetta, composta durante il soggiorno napoletano dell'umanista tra il 1438 e il 1439, colpita da non poche condanne, da quella del tribunale inquisitoriale a Napoli nel 1444 all'inclusione nell'indice tridentino dei libri proibiti, aveva trovato però solo Oltralpe i suoi lettori attenti e desiderosi di individuare negli scritti valliani una risposta ideologica ai fermenti etico-culturali che animavano la vita politica ed ecclesiastica. Tra il 1460 e il 1480 infatti il dialogo, in cui il Valla invita i teologi a rigettare la filosofia dannosa per la religione, visse il suo momento di maggiore diffusione, come testimoniano le otto copie manoscritte rintracciate recentemente, tutte prodotte in area tedesca, che hanno arricchito notevolmente la tradizione nota alla Anfossi, costituita da soli tre codici monacensi della Staatsbibliothek.[2] Uno spaccato curioso e degno di attenzione degli umanisti tran-

[1] Laurentii Vallae *De libero arbitrio*, ed. M. Anfossi, Opuscoli filosofici. Testi e documenti inediti o rari VI, Firenze 1934, p. 55.

[2] Ne diedi notizia in Scritti di Lorenzo Valla tra Veneto e Germania, in: Lorenzo Valla e l'Umanesimo italiano, Atti del Convegno internazionale di studi umanistici (Parma 18–19 ottobre 1984), O. Besomi/M. Regoliosi (a cura di), Medioevo e Umanesimo 59, Padova 1986, pp. 374–376, mentre affrontai più ampiamente la folta tradizione manoscritta in Fortuna dei testi e costituzione del testo: Per il „De libero arbitrio" di Lorenzo Valla, in: L'edizione critica tra

salpini, i quali scoprivano nelle opere dell'umanista italiano anche di carattere più propriamente grammaticale e stilistico un punto di riferimento sicuro per il recupero della latinità. Per cui nelle biblioteche di Eichstätt, Ingolstadt, Nürnberg, Augsburg rinveniamo sì le opere del Petrarca, modello di stile e di vita nelle sue proposte asceticomorali e come esempio di distacco dal mondo, quelle del letterato ed ecclesiastico in carriera Enea Silvio Piccolomini, del polemico Poggio Bracciolini e del grammatico Gasparino Barzizza, ma vediamo circolare pure gli scritti del Valla.[3] Ad avvalorare questa fortuna e diffusione sono rimasti vivaci aneddoti e scambi epistolari tra alcuni dei principali protagonisti della vita intellettuale in ambiente tedesco;[4] e uno di questi ci conduce all'ampia ed eterogenea miscellanea monacense Clm 3561(A), che custodisce, tra testi di vario genere, una copia del *De libero arbitrio* esemplata nel 1461,[5] da identificarsi forse con l'argomento di una lettera che Ludwig Rad inviò da Zurigo nel 1462 a Niklas von Wyle, il ‚restauratore dell'eloquenza in Germania', come amò definirsi, e il volgarizzatore di scritti del Piccolomini.[6]

Il Rad, dopo aver espresso il desiderio di vedere quanto prima la copia delle *Elegantie* posseduta dall'amico, prega quest'ultimo di recuperare presso Sigismund Gossembrot il manoscritto con un testo valliano che egli aveva temporaneamente concesso al borgomastro in cambio di un ulteriore favore, il prestito delle *Commedie* di Plauto. Ora il proprietario della raccolta monacense è proprio il borgomastro di Augsburg, Gossembrot, e A potrebbe rappresentare o il manoscritto di Rad o la copia che Gossembrot fece trarre l'anno prima della missiva per aggiungerla a quanto già possedeva di argomento

testo musicale e testo letterario. Atti del Convegno internazionale (Cremona 4–8 ottobre 1992), R. Borghi/P. Zappalà (a cura di), Lucca 1994, pp. 181–192.

[3] Per rendersene conto basta scorrere il censimento di A. Sottili, I codici del Petrarca nella Germania occidentale, Padova 1971–1978.

[4] Ne dà un esempio Sottili, Notizie sul „Nachleben" di Valla tra Umanesimo e Riforma, in Lorenzo Valla (cit. nota 2) pp. 329–364.

[5] È anonimo in Lorenzo Valla, Dialogue sur le libre-arbitre, ed. par J. Chomarat, Textes et documents de la Renaissance 5, Paris 1983, p. 17.

[6] Sul Rad e sul Wyle cf. le rispettive voci curate da F. J. Worstbrock in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, 7, Berlin–New York ^{2}1989, coll. 959–960; 6, ^{2}1987, coll. 1016–1035.

valliano.[7] In una postilla al *De libero arbitrio* rinvia infatti ad una sua copia dell'*Antidotum in Facium* ora perduta o non ancora identificata, poiché nessuno dei testimoni censiti e descritti nell'edizione dell'opera di Lorenzo risponde alle caratteristiche dei codici da lui posseduti. Da lui trascritto e postillato è il Clm 3569 con le *Eleganze*: dalle fitte note poste ai margini si ricava che conosceva la *Dialettica*, che possedeva pure un codice dell'*Apologia ad Eugenium papam*[8] e che le idee innovatrici del Valla, espresse ad es. nel proemio al IV libro delle *Eleganze*, quello polemico contro la tarda tradizione teologica, acquistano valore di conferma alla posizione da lui stesso assunta nei confronti della teologia e manifestata chiaramente in una lettera trattato, quella che si inserisce nella polemica del rapporto tra poesia e teologia, tra testi patristici e classici.

Ma il circolo non è chiuso, poiché anche il manoscritto della Universitätsbibliothek di München è strettamente legato a queste vicende: in particolare esso tramanda oltre al *De libero arbitrio*, datato 1463, le epistole di Niklas von Wyle copiate da Heinrich Huter: tra queste quella che nel 1461 accompagnava il prestito al parroco di Weil di un manoscritto con l'ultima *Invettiva* di Poggio contro il Valla, è qui preceduta proprio dalla terza *Invettiva* poggiana.

Dello scriba e proprietario della grossa miscellanea Clm 78 (B), che contiene pure il primo libro delle *Eleganze*, il norimberghese Hartmann Schedel, è inutile qualsiasi presentazione, perché è universalmente riconosciuto, come il più attivo diffusore a nord delle Alpi dell'umanesimo italiano in vari settori, insieme ad Hermann, possessore invece dell'importante antologia della Stadtbibliothek di Nürnberg, Cent. V App. 15 (N).[9]

---

[7] Il codice non risulta nell'elenco della biblioteca del Gossembrot fornito da P. Joachimsohn, Aus der Bibliothek Sigismund Gossembrots, Centralblatt für Bibliothekswesen 11(1894) pp. 249–268, 297–307.

[8] Ulteriori informazioni su queste glosse in Cortesi, Scritti di Lorenzo Valla (cit. nota 2) pp. 377–382.

[9] Basta il rinvio a R. Stauber, Die Schedelsche Bibliothek, Freiburg i. Br. 1908, Niewkoop, Rist. 1969). La miscellanea di Norimberga con una copia del *De libero arbitrio* valliano è ora dettagliatamente descritta da I. Neske, Die Handschriften der Stadtbibliothek Nürnberg. IV. Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften. Varia. 13.–15. und 16.–18. Jh., Wiesbaden 1997, pp. 129–142.

Ma ancora un altro nome possiamo aggiungere accanto a questi, quello di Johannes Mendel, cancelliere di due vescovi di Eichstätt, Johannes von Eich e Wilhelm von Reichenau, legati da amicizia al Piccolomini, che hanno trascorso un periodo della loro formazione a Padova, ricordati per i loro interessi umanistici, ma soprattutto per l'azione di riforma religiosa attuata nella loro sede episcopale. Mendel è sicuramente il possessore della copia di Erlangen, poiché, pur datandola il catalogo al sec. XVI, ho riconosciuto la sua grafia nell'indice del manoscritto: con il dialogo dedicato al rapporto tra la libertà umana e la predestinazione divina è conservata pure una lettera del prelato Johannes von Eich al priore del monastero di Tegernsee, in cui il vescovo contrappone l'attività pastorale alla vita monastica e insiste sulla vita religiosa animata dall'apostolato. Ma legame ancor più stretto con tesi care al Valla, esalta l'azione motivata dalla carità in opposizione all'aridità della speculazione metafisica.[10]

Questo Mendel a Padova nel 1470 riuscì a procurarsi una copia delle *Declamationes maiores* pseudo-quintilianee collegate con una eventuale *recensio* valliana, il cui archetipo è riconoscibile nel codice Bodleiano Selden 22s. Ritenuto dagli editori apografo dell'esemplare di Lorenzo, del quale trasmette numerose annotazioni che accompagnano a margine soprattutto le prime *Declamationes*, rivelando nel glossatore una buona conoscenza della retorica greca e latina, il manoscritto è più importante di quanto si sia pensato, perché la nota che si riscontra al termine della seconda *Declamatio* è scritta dallo stesso Valla. Il tema della prima *Declamatio*, seconda nel Seldense, è qui conservato in una redazione nuova rispetto a quella tradita dagli altri manoscritti insieme a congetture valliane che sono passate anche nella copia del Mendel, sconosciuta al recente editore delle *Declamationes*.

Accanto ad una tradizione di area prettamente tedesca, possiamo individuare pure una pista fiamminga per la diffusione del nostro dialogo: la testimoniano il manoscritto di Utrecht, l'incunabolo di Lovanio del 1483 e un perduto codice segnalato nel catalogo della

---

[10] Riprendo qui quanto ho esposto in Una pagina di umanesimo in Eichstätt, QFIAB 64 (1984) pp. 227–260; Scritti di Lorenzo Valla (cit. nota 2) pp. 372–376.

biblioteca dell'abbazia di Park, già nota per il testo delle *Adnotationes ad Novum Testamentum*. Pubblicato dal Sanderus nel 1644 nella *Bibliotheca Belgica* esso registra un manoscritto con il *De vero bono* e il *De libero arbitrio* disposti nella medesima successione in cui le opere furono poi edite a Lovanio.[11]

E ancora: nella lettera di dedica premessa all'edizione viennese, l'editore Joachim Vadian racconta al dedicatario, il gimnasiarca dello studio di Vienna Victor Gamp, di aver ricevuto le tre operette valliane, che pubblica (*De libero arbitrio*, *Apologia ad Eugenium papam*, *Ad Candidum contra Bartoli libellum*), dal canonico „Vratislaviensis Stanislaus Saurus", uomo dottisimo.[12] Di primo acchito speravo di identificare il manoscritto usato per la stampa con quello conservato a Wroclaw, Bibl. Univ., Nuovi Acquisti, F. di Liegnitz Petro Paulinische Kirchenbibl., 60 (W), che si è invece rivelato portatore dell'ultima volontà dell'autore.

L'opuscolo valliano risulta così conservato in 11 manoscritti e gode di ben 6 edizioni a stampa:[13] una tradizione considerevole e rilevante, riscontrabile per nessuna delle opere che qualificano l'azione intellettuale innovatrice di Lorenzo, fatta eccezione per le *Elegantie*.

La collazione poi di tutti i testimoni permette di recuperare il valore dell'edizione di Strasburgo, 1475 (S), di individuare segnali probanti di un comune antigrafo a tutta la tradizione e di mettere quindi

---

[11] Al manoscritto perduto accenna C. Vecce, Valla tra Parigi e le Fiandre, in: Lorenzo Valla (cit. nota 2) p. 404.

[12] Una scheda su Sauer in C. Bonorand, Personenkommentar II zum Vadianischen Briefwerk, Vadian-Studien, Untersuchungen und Texte 11, St. Gallen 1983, pp. 368–369; per la lettera pp. 101–103.

[13] Do qui di seguito l'elenco dei testimoni con le rispettive sigle: Erlangen, Universitätsbibl., 647 (E); Giessen, Universitätsbibl., NF 207 (G); Kassel, Murhardsche Bibl.-Landesbibl., Philos. 4° 6 (K); Mainz, Bibl. d. Bischöfl. Priesterseminars, 166 (M); München, Staatsbibl., Clm 78 (B), Clm 3561 (A), Clm 17523 (C); München, Universitätsbibl., 2° Cod. 667 (Mu); Nürnberg, Stadtbibl., Cent. V App. 15 (N), Utrecht, Universiteit Bibl., 386 (U); Wroclaw, Bibl. Univ., Nuovi Acquisti, F. di Liegnitz Petro Paulinische Kirchenbibl., 60 (W); e per le stampe: *Dialogi decem variorum auctorum*, [Coloniae, Johannes Schilling], 1473 (Di); Strassburg, [Georg Husner, ca. 1475] (S); Lovanii, per Rodulphum Loeffs, 1483 (Lo); Viennae, per Ioannem Singrenium, 1516 (Vi); Basileae, apud Andream Cratandrum, 1518 (Bas.); Basileae, apud Henricum Petrum, 1543 (Ba).

in discussione l'affermazione di Chomarat dell'esistenza di tre archetipi – un dato sorprendente per il breve lasso di tempo entro il quale si sarebbero formate le tre famiglie indipendenti – e infine di cogliere anche in questo caso un testo soggetto a modifiche effettuate dallo stesso Valla, delle quali con chiarezza si possono stabilire la successione e l'ordine diacronico.[14]

In particolare la famiglia *a* era rappresentata per la Anfossi e Chomarat da ABLo, la *b* da CBa, cui Chomarat aggiunse la stampa viennese del 1516 (Vi), la terza dall'incunabolo del 1473 (Di), „en général plus près du groupe ABLo que du groupe CViBa, mais il forme pour ainsi dire une famille à lui seul".[15] Alla luce dei nuovi testimoni Di non è più l'unico portatore delle due rilevanti aggiunte che lo rendevano prezioso, cioè l'inserzione di una citazione di san Girolamo a conferma della dimostrazione sostenuta dal Valla che Dio non può prevedere le cose che dovranno accadere (par. 48) e un elogio di quanto affermato dal suo interlocutore: intervento quest'ultimo che realizza un miglioramento stilistico e concettuale, dettato dalle modalità del procedere dialettico dell'argomentazione valliana, alla maniera socratica (par.73):[16] alla stampa si uniscono ora anche GMUW.

E ancora: proprio la presenza o l'assenza di parti consistenti del testo permette di accorpare i testimoni: il primo gruppo individuato dall'Anfossi è ora costituito da ABKMuNLoS, il secondo è rappresentato da CEBaBasVi; ma i manoscritti si diversificano tra loro per errori e lacune proprie, mentre altre divergenze costituiscono segnali di un comune antigrafo.

Ad esempio anche il primo gruppo, ABKMuNLoS, ha un'aggiunta rispetto a CEBaBasVi, condivisa pure da GMUWDi: al par.52 il Valla ironicamente si domanda:

---

[14] Cortesi, Fortuna dei testi (cit. nota 2) pp. 186–188. All'edizione della Anfossi si devono aggiungere quella francese a cura di Chomarat, citata, e quella tedesca Lorenzo Valla, Über den freien Willen. De libero arbitrio, hg. von E. Kessler, Humanistische Bibliothek. Texte und Abhandlungen II, 16, München 1987, che si rifece sostanzialmente all'edizione dell'Anfossi con le integrazioni dello Chomarat.

[15] Chomarat (cit. nota 5) p. 19.

[16] I riferimenti di paragrafo riguardano il testo critico approntato dallo Chomarat più facilmente accessibile dell'edizione della Anfossi.

Quis, queso, unquam (undique GMUWDi) tam argutus inventus est (est inventus GMUWDi) ut hic Glarea? qui se deo putet posse imponere, *more illius qui apud Esopum viveretne passer quem sub pallio tenebat an mortuus esset Apollinem decipiendi gratia consuluit (consulit AKMMuNUS)*

con un chiaro riferimento alla favola *De homine et Apolline*, che egli aveva tradotto insieme ad altre 32 del *corpus*.[17]

Questo folto gruppo di testimoni ha in comune altre omissioni,[18] ma i manoscritti GMUWDi ne hanno pure di peculiari, motivate per lo più dalla necessità di alleggerire la narrazione e rendere il dettato più incisivo e pungente: *futura variabilia, ideoque presciri* (par. 49); *possum enim dextrum pedem priorem movere, concedamus ita fore* (par. 64); *habet rex quid futurum sit ut deus. Dicat ergo Apollo: „Mendax ego sum, Sexte? nec quid futurum sit conpertum ...“* (par.76), dovuti ad omoioteleuto; *Quare cum a principio petierim ut hanc materiam liberet tibi lucidius eloqui, non est quod dubites de mea voluntate* (par. 66); *licet, ut es animo bene constituto, non desideres exhortationem* (par.104).

Elementi che permettono di individuare un testo soggetto a modifiche effettuate dallo stesso autore, delle quali cogliamo con chiarezza la successione e l'ordine diacronico: la prima stesura sarebbe conservata dalla ex-famiglia *b*, la più scarsamente testimoniata, la cui redazione viene accolta dalla stampa ufficiale; il ritocco successivo con l'inserimento del richiamo a Esopo ebbe la diffusione più ampia,

---

[17] Sulla versione di Esopo, collocabile entro il 1438: T. O. Achelis, Die Aesopübersetzung des Lorenzo Valla, Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und Renaissance 2 (1913–14) pp. 239–278; Id., Heinrich Eckert von Homberchs Ausgabe von Lorenzo Valla Aesop und der Codex Urb. lat. 886, Münchener Museum f. Phil. d. Mitt. u. Ren. 5 (1929) pp. 202–209; C. E. Finch, The Greek source of Lorenzo Valla's translation of Aesop's Fables, Classical Philology 55 (1960) pp. 118–120; R. Galli, The first humanistic translations of Aesop, Urbana (Illinois), Diss., 1978, pp. 116–188, con la descrizione di alcuni manoscritti e il testo della traduzione valliana; J. R. Berrigan, The Latin Aesop of the early Quattrocento: the metrical apologues of Leonardo Dati, Manuscripta 26 (1982) pp. 15–23. L'edizione critica si legge ora in Laurentius Vallensis, Fabulae Aesopicae, a cura di M. P. Pillolla, Favolisti latini medievali e umanistici IX, Genova 2003.

[18] Ad es. par. 45: *ut noctem ... erat*; par. 60 *si quidem ... providentiam*, che potrebbero essere imputabili ad omoioteleuto.

come testimoniano i manoscritti superstiti.[19] L'ulteriore aggiunta poi dell'autorità di Girolamo, molto caro al Valla perché rappresentante della teologia patristica 'retorica' e della filologia applicata all'esegesi del testo sacro,[20] è la prova del processo di elaborazione e revisione a cui il dialogo venne sottoposto in un arco cronologico ben ristretto. Le divergenze tra i vari momenti sono di modeste proporzioni, ma chiare negli intenti e negli effetti e tali che in una edizione non è consentito appiattirle o sfumarle.

Della ex-famiglia *b*, rappresentata da due soli manoscritti, il monacense 17523 opera del monaco Giovanni Burger, datato 1468 e appartenuto al monastero di Scheyern (C) e quello della Universitätsbibliothek di Erlangen, 647 posseduto da Johannes Mendel, e da tre stampe cinquecentesche, fa parte il nuovo testimone della Biblioteca Nazionale di Russia di Sankt Petersburg, Lat. F I N 312 (SP):[21] un ma-

---

[19] Sulla base dei dati forniti dall'ampia *recensio* si deve rivedere quanto affermato da Chomarat (cit. nota 5) p. 55, secondo il quale la data di composizione del dialogo sarebbe da collocarsi entro il 1438–39, ma „on pourrait rejeter cette hypothèse et placer la conception, voir la redaction plus haut dans le temps, si l'on considérait l'allusion à Esope comme une addition postérieure de Valla, car elle manque en CViBa; mais cette dernière supposition serait incompatible avec celle de même nature qui a été proposée dans l'Introduction pour expliquer les deux passages présents en Di seulement: car s'il s'agissait partout d'additions, elles devraient figurer ensemble dans le manuscrit copié le plus tardivement; or Di ne contient pas d'allusion à Esope, et les autres manuscrits n'ont pas les deux phrases propres a Di. Il paraît plus raisonnable de s'en tenir à l'hypothèse de Mancini", che aveva fissato la data a prima del 1439.

[20] Sui manoscritti con opere di san Girolamo postillati dal Valla: Cortesi, Fortuna dei testi (cit. nota 2) p. 188; E a d., Lorenzo Valla, Girolamo e la Vulgata, in: Motivi letterari ed esegetici in Gerolamo, C. Moreschini/G. Menestrina (a cura di), Brescia 1997, p. 273; A. Manfredi, Nuove postille autografe alle Epistole di s. Girolamo (Vaticano lat. 355–360), Italia medioevale e umanistica 35 (1992) pp. 105–121.

[21] Devo questa segnalazione alla generosità di Pierre Petitmengin, a cui sono grata anche per aver messo a mia disposizione il suo microfilm. Ho già anticipato la notizia dell'esistenza di questo testimone in Cortesi, Humanistische Bücher im Transfer vom Veneto nach Deutschland, in: Venezianisch-deutsche Kulturbeziehungen in der Renaissance. Jahrestagung der Willibald-Pirckheimer-Gesellschaft, 8–10 novembre 2001, Pirckheimer Jahrbuch 18 (2003) pp. 9–24.

noscritto cartaceo di ff. I+46+1, di mm. 284×202 ⟨183×122⟩, che contiene ai fol. 1–35 l'*Apologeticum* di Tertulliano e ai fol. 36–46 il *De libero arbitrio* di Lorenzo Valla,[22] scritti ambedue dallo stesso copista tedesco del sec. XV. Numerose annotazioni lasciate su vari fogli permettono di ricostruirne la storia: sul verso del foglio di guardia anteriore e sopra la consueta nota di possesso del monastero di Rebdorf nella diocesi di Eichstätt[23] leggiamo un ricordo della morte di Johannes Mendel di Amberg, cancelliere del vescovo Wilhelm von Reichenau, avvenuta nel 1484, e del dono del volume al cenobio per la salvezza della sua anima e di quella del fratello, pure di nome Giovanni:[24]

Anno domini millesimo quadringentesimo octuagesimo quarto obijt circumspectus vir Johannes Mendel de Amberga cancellarius reverendissimi patris et domini domini Wilhelmi episcopi Eystetensis, qui legavit hunc librum monasterio Rebdorff ob salutem anime sue et fratris sui Johannis Mendel canonici Ratisponensis et prepositi Novi collegii Beate Marie Virginis in Eystet.

Posta tra i titoli delle opere contenute nel manoscritto (*Appologeticus Tertuliani contra gentes. Dyalogus Laurentii Valle de libero arbitrio*) e la nota obituaria riconosco la mano del Mendel che lascia la solita traccia: *Johannis Mendel*,[25] e ancora sul recto del foglio di guardia posteriore compaiono i nomi dei primi possessori: *Iste libellus est*

---

[22] Traggo questi dati da E. V. Bernadskaja, Ital' janskie gumanisticeskie rukopisi v sobranii gosudarstvennoj publicnoj Biblioteki im. M. E. Saltykova-Scedrina (Leningrad): opisanie, Srednie Veka 48 (1985) pp. 276–277, che risulta però poco attendibile nella trascrizione delle note presenti nel manoscritto. Un breve cenno al codice, e solo per quanto riguarda il testo valliano, in: P. O. Kristeller, Iter Italicum, V, London–Leiden 1990, p. 185b.

[23] *Hic codex est monasterii sanctissimi Johannis Baptiste in Rebdorff canonicorum regularium ordinis sancti Augustini Eystetensis dyocesis.*

[24] Parte di questa nota è trascritta con errori di lettura sia da Bernadskaja (cit. nota 22) p. 277, sia da M. G. Logutova, The manuscript codices from Modern Devotion libraries in Russia, Auxiliary historical disciplines 28 (2002) p. 186. Un appunto dello stesso tenore si legge pure sul codice della Staatsbibliothek di Eichstätt, 746, di proprietà del Mendel; nota che mi permise insieme ad altra documentazione archivistica di distinguere le carriere quasi simili dei due fratelli: Cortesi, Una pagina (cit. nota 10) pp. 232–233.

[25] Così anche ad esempio al fol. 1r del ms. di Eichstätt 746.

Johannis Troster canonici Ratisbonensis ...,[26] quindi *Donavit mihi Johanni Mendel.* Sono qui affiancati il cancelliere e l'amico umanista bibliofilo Johannes Tröster, che abbiamo imparato a conoscere dal profilo fondamentale e magistrale di Lehmann nelle vesti di generoso benefattore di libri alla Facoltà degli Artisti dell'Università di Ingolstadt, all'abbazia benedettina di Tegernsee e al monastero agostiniano di Rebdorf.[27] A quest'ultimo giunsero nel 1480 un Orosio (Clm 15143), che Tröster aveva fatto scrivere a Salisburgo nel febbraio 1463 e che aveva poi acquistato, nel 1481 la traduzione del *De preparatione evangelica* di Eusebio ad opera di Giorgio da Trebisonda (Clm 15142),[28] mentre l'amico Mendel legò nel suo testamento alla stessa istituzione la miscellanea ora ad Eichstätt, 746.[29] Mendel e Tröster, uniti da vincoli di parentela e dal paese d'origine – *cognati et ambo*

---

[26] Mi ha aiutato nel controllo di alcune letture divergenti da quelle pubblicate nei due articoli sopra citati il dott. Vladimir Mazhuga, cui sono grata. Non sono in grado di leggere quanto segue a *Ratisbonensis*, Bernadskaja pone tre punti dopo *canonici* e li fa seguire da una data *1467*; Logutova legge *Vaticanensis 1462.*

[27] P. Lehmann, Dr. Johannes Tröster. Ein humanistisch gesinnter Wohltäter bayerischer Büchersammlungen, in: Erforschung des Mittelalters, IV, München 1961, pp. 336–352, cui si deve aggiungere la recente voce a cura di F. J. Worstbrock, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, 9, Berlin–New York ^{2}1995, coll. 1078–1083. Un manoscritto di proprietà del Tröster, conservato a Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. poet. et phil. 4° 37 e sconosciuto al Lehmann è stato segnalato da A. Perosa, Per una nuova edizione del „Paulus" del Vergerio, in: L'Umanesimo e l'Istria, V. Branca/S. Graciotti (a cura di), I, Firenze 1983, pp. 288–289.

[28] Lehmann (cit. nota 27) pp. 349–350.

[29] Scritta il 30 settembre 1469 contiene il *De spiritu et anima* di s. Agostino, un frammento del *De iustitia Dei* di Lattanzio, l'Omelia di s. Giovanni Crisostomo sulle parole di s. Paolo *Gaudete in Domino semper*, il *De colendis parentibus* di s. Girolamo e l'*Historia Attila* di Giovenco Celio. Sulla biblioteca di Rebdorf, che fu dispersa dopo la secolarizzazione: J. G. Sutter, Die Plünderung der Bibliothek des Klosters Rebdorf, Pastoralblatt des Bisthums Eichstätt 13 (1866) pp. 107–108; J. E. Weis-Liebersdorf, Rebdorfer Handschriften in Paris und München, Sammelblatt des historischen Vereins Eichstätt 24 (1909) pp. 58–60; J. Hollweck, Beiträge zur Geschichte des Klosters Rebdorf, Sammelblatt des historischen Vereins Eichstätt 29 (1914) pp. 47–64; Th. Neuhofer, Rebdorfer Handschriften in USA, Historische Blätter für Stadt und Landkreis Eichstätt 1 (1952) p. 24.

Ambergenses –, da identici canonicati – *ambo canonici Ratisponenses* –[30] e da comuni studi a Vienna, lo sono anche nella generosa disponibilità a donare i propri libri. Infatti al cenobio di Tegernsee regalano insieme nel 1472 il prezioso Cipriano monacense, Clm 18203, *pro studio et emendacione codicis ... ut deum pro eis orent*: un manoscritto acquistato a Venezia nel 1462 per 12 ducati[31] e miniato, secondo una proposta recente, da Antonio Maria da Villafora, uno dei più eminenti miniatori dell'area padovana, che sembra essersi specializzato nell'illustrazione di incunaboli giuridici.[32] Tröster poi destina

[30] Lo rivela la nota al fol. 2r del Clm. 18203.

[31] L'ho ricordato in Una pagina di umanesimo (cit. nota 10) p. 234. Sulle postille che ne coprono i margini tornerò in un prossimo contributo. Esso è designato come „liber preciosus" nel catalogo del 1483 steso dal bibliotecario Ambrogio Schwerzenbeck: Tegernsee. Benediktinerkloster, in: Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, 4/2, München 1979, p. 775. Il codice è stato presentato da C. M. Monti, La famiglia Pomposiana di Cipriano, in: Pomposa monasterium modi in Italia primum. La biblioteca di Pomposa, G. Billanovich (a cura di), Medioevo e Umanesimo 86, Padova 1994, pp. 257–260 con alcune inesattezze nella descrizione. Un accenno al testimone per il testo della *Cena Cypriani* versificato da Giovanni, diacono romano, nel sec. IX in B. K. Vollmann, I manoscritti bavaresi, in: Poesia dell'Alto Medioevo europeo: manoscritti, lingua e musica dei ritmi latini. Atti delle euroconferenze per il *Corpus* dei ritmi latini (IV–IX sec.), Arezzo 6–7 novembre 1998 e Ravello 9–12 settembre 1999, F. Stella (a cura di), Firenze 2000, pp. 258, 260.

[32] L'identificazione è stata avanzata da U. Bauer-Eberhardt, Antonio Maria da Villafora. Opere sconosciute a Monaco, Verona illustrata 4 (1991) pp. 17–21, ma è ignota alla Monti. Avanza però riserve sull'attribuzione Giordana Mariani Canova (comunicazione orale), che è esitante pure di fronte alla proposta relativa alla miniatura su incunaboli a tematica giuridica stampati a Venezia (G. Mariani Canova, La miniatura a Padova nel tempo di Iacopo da Montagnana: l'attività di Antonio Maria da Villafora, in: Iacopo da Montagnana. La pittura padovana del secondo Quattrocento. Atti delle giornate di studio, Montagnana e Padova 20–21 ottobre 1999, A. De Nicolò Salmazo/G. Ericani (a cura di), Padova 2002, pp. 261–284, in particolare 263–264. La Bauer-Eberhardt a p. 21 nota 1 afferma che il manoscritto proviene dal monastero di Tegernsee, „di cui è lo stemma al f. 1r": ma questo stemma, che ritrovo anche se in forma incompleta nel Clm. 18201, reca pure le iniziali C. T. sopra le due foglie di edera: si può così avanzare l'ipotesi che esse designino un abate o un priore del monastero, ad esempio Christian Tesenbacher, professo a Tegernsee nel 1462, priore per parecchi anni e poi abate di

alla medesima istituzione anche un manoscritto con l'*Itinerarium Clementis* (Clm 18201) e un incunabolo dell'*Historia naturalis* di Plinio pubblicata a Roma nel 1470 (München, Bayerische Staatsbibl. 2° Inc. c. a. 37).

Il manoscritto di Sankt Petersburg fu prima nelle mani di Tröster poi in quelle dell'amico Mendel, ma il bibliofilo risulta esserne anche il copista, e di ambedue le parti, la prima con il testo dell'*Apologeticum* di Tertulliano, che si chiude al fol. 35v con una singolare e interessantissima nota: *Nota volumina que habentur Salzburgi Tertuliani apud m. Bernardum canonicum quos ego Jo. Troster Florentie emi*, e la seconda con il *De libero arbitrio* del Valla, che occupa un fascicolo di dodici fogli, chiusa da una scritta in rosso, poco leggibile in alcune sue parti (fol. 46r): *Finis. Anno 1466 Salzburgi (?) in scribebam (?) Jo. Troster.*[33] Quindi a Salisburgo si trovano i manoscritti con le opere di Tertulliano che ha acquistato a Firenze e di cui dà un prezioso elenco di quello che risulta essere il ramo fiorentino della tradizione d'Hirsau[34] e a Salisburgo dovrebbe avere copiato il testo valliano.[35]

Melk, che studiò a Vienna, legato al circolo di Mendel, di Enea Silvio Piccolomini e che disponeva di una dignitosa biblioteca: W. Müller, Die Anfänge der Humanismusrezeption in Kloster Tegernsee, Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige 92 (1981) pp. 28–90, in particolare per i sei manoscritti portati all'abbazia, pp. 57–61. Su di lui e sui codici a lui appartenuti o contenenti opere sue: P. Lindner, Familia S. Quirini in Tegernsee. Die Äbte und Mönche der Benediktiner-Abtei Tegernsee von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Aussterben (1861) und ihr literarischer Nachlass, Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 50 (1897) pp. 100–102.

[33] Bernadskaja riporta *1466 julii scribebam*, Logutova invece *1460 julii* ...; propongo la lettura *Salzburgi* perché la parola abbreviata è molto vicina alla forma usata nella nota al fol. 35v, meglio leggibile per l'inchiostro più intenso.

[34] Si veda ora P. Petitmengin, Tertullien entre la fin du XIIe et le début du XVIe siècle, in: Padri greci e latini a confronto (secoli XIII–XV). Atti del Convegno di studi della SISMEL, Certosa del Galluzzo Firenze, 19–20 ottobre 2001, Millennio medievale 51, Atti di Convegni 15, M. Cortesi (a cura di), Firenze 2004, pp. 63–88, in particolare 76–78.

[35] Il Tröster è copista di altri testi umanistici, quali ad es. il *Dialogus veritatis et Philalethis ad Eustachium fratrem* e il *De felicitate et miseria* di Maffeo Vegio conservati nel Parigino lat. 8632 e *scriptum in pallacio sanctissimi*

L'Italia è la fornitrice dei testi: Roma, Venezia e Firenze sono le città in cui il Tröster durante le sue missioni diplomatiche acquista manoscritti e stampe: nel gennaio del 1462 a Roma l'opera di Biondo Flavio, *Roma triumphans* (München, Universitätsbibl. 2° Cod. 681), quindi l'Eusebio che regalerà a Rebdorf (Clm 15142); a Venezia nello stesso anno il Cipriano (Clm 18203) e nel maggio 1476 la stampa veneziana (1472) di Macrobio; a Firenze nel 1467 da Vespasiano da Bisticci un Cicerone *De fato* per il vescovo di Chiemsee, Bernardo (Clm 15741) e per sé un Boccaccio *De montibus* (München, Universitätsbibl. 8° Cod. 336). Ma a questa città riconducono il Plutarco con le *Vite*, scritto tra il 1454/1460 (München, Universitätsbibl. 2° Cod. 549) e il Quinto Curzio Rufo, di mano forse del Tröster stesso, terminato a Firenze il 17 ottobre 1462 (München, Universitätsbibl. 2° Cod. 547). Codici che acquista a volte privi di miniature e di legatura, come il Biondo Flavio e il Plutarco: per quest'ultimo pagò un fiorino renano per inviarlo Oltralpe e successivamente spese un'altra somma per il copista che lo completò e per il legatore;[36] mentre il primo, acquistato a Roma nel gennaio fu fatto rubricare e rilegare a Salisburgo entro il luglio dello stesso anno.[37]

E il testo valliano conservato nel nuovo testimone di Sankt Petersburg a quale area geografica ci riconduce? Scarse sono le notizie

---

domini, domini Nicolai pape V, in urbe Romana ... anno 1452, l'uno il 15 di aprile e l'altro il 19 dello stesso mese (cf. Ch. Samaran/R. Marichal, Catalogue des manuscrits en écriture latine portant des indications de date, de lieu ou de copiste, III, Bibliothèque Nationale, Fonds latin N 8001–18613, Paris 1974, p. 73 e Pl. CLVIII, segnalato anche in Logutova (cit. nota 24) p. 185). A lui viene attribuita la scrittura della seconda parte del manoscritto della Universitätsbibl. di München, 4° Cod. 533a con il *De chorographia* di Pomponio Mela redatto nel 1468 a Roma nella casa del cardinale Francesco Todeschini Piccolomini (M. Reuter, Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek München. Die Handschriften aus der Quartreihe, Wiesbaden 2000, pp. 160–161, mentre il Lehmann, cit. nota 27, p. 348 gli riconosce solo i tituli, un breve estratto del *De claris mulieribus* di Boccaccio e la nota finale con alcune glosse).

[36] Cf. N. Daniel/G. Schott/P. Zahn, Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek München. Die Handschriften aus der Folioreihe, II, Wiesbaden 1979, pp. 68–71.

[37] Ibid., pp. 176–177.

sulla circolazione del dialogo: da una lettera di Maffeo Vegio del 1442–43 apprendiamo che l'opuscolo gira nell'ambiente toscano,[38] mentre un'epistola del Valla stesso al Tortelli, datata al 1439, comunica che una copia si trova presso un grammatico dello Studio di Firenze, di cui Lorenzo ignora il nome.[39] Solo sulla base di questi dati si afferma che l'operetta era finita entro il 1439 senza poter stabilire con maggior precisione la data di composizione. Sulla scorta dei numerosi testimoni recuperati possiamo fornire qualche tessera in più: la prima stesura è da collocarsi sicuramente prima del maggio 1438, data che appare sulla maggior parte dei codici che contengono la traduzione delle *Favole* di Esopo. A questo ci guida l'inserzione raccolta dal maggior numero di testimoni del testo favolistico. Inoltre non molto tempo deve intercorrere tra la seconda fase, collocabile appunto attorno alla data della traduzione, e il terzo momento, se già nel 1439 il dialogo circolava. Rimane l'incertezza sul testo trasmesso dalla copia presente a Firenze. E ancora: in ambiente veneto esisteva una copia del *De libero arbitrio* in una miscellanea di Giovanni Marcanova, su cui era intervenuto anche Felice Feliciano, costruita a Bologna negli anni 1464–1465 e giunta a noi smembrata in tre manoscritti con perdita di due unità: la traduzione dell'*Asinus* di Luciano a opera di Poggio Bracciolini e il testo valliano; quest'ultimo già mancante al tempo della catalogazione effettuata dal Tomasini.[40]

[38] La lettera, pubblicata da R. Sabbadini, Cronologia documentata della vita del Panormita e del Valla, Firenze 1891, pp. 89–92 e ripresa in Lauretii Valle Epistole, edd. O. Besomi/M. Regoliosi, Padova 1984, p. 238, è stata più precisamente collocata in ambito curiale, tra Firenze e Roma dagli editori dell'epistolario in Conferme e ritocchi sulle lettere edite, in Lorenzo Valla (cit. nota 2) pp. 91–92.

[39] Valle Epistole, p. 191.

[40] Ph. Tomasini, Bibliothecae Patavinae manuscriptae publicae et privatae. Utini 1639, p. 17a nella registrazione omette l'ultima voce, quella del Valla. La miscellanea, che conteneva la traduzione di Francesco Pipino del Milione – attuale Marciano lat. XIII, 12 (4307) – è ricostruita da C. W. Dutschke, Francesco Pipino and the manuscripts of Marco Polo's Travels, II, Ann Arbor 1995, pp. 956–971, mentre S. Marcon, Vale feliciter, Lettere italiane 40 (1988) pp. 536–556, identifica il copista in Giovanni Antonio Zupone da Padova, scriba presso l'umanista padovano Marcanova tra il 1461 e il 1465 e a cui attribuisce molti interventi che compaiono tra i libri marcanoviani anteriori all'arrivo di Feliciano; in particolare per il nostro manoscritto pp. 545–546.

La collazione del nostro testo con il resto della tradizione a noi nota assicura l'appartenenza di SP al gruppo *b* poiché condivide le peculiarità di questa fase redazionale e permette pure di caratterizzarlo ulteriormente in sede di trasmissione testuale. Mentre il titolo dell'opera si avvicina a quello presente nel solo manoscritto monacense, Clm 17523 (C), del 1468, dove compare la forma *Valla* al posto di quella più diffusa *Vallensis*,[41] due varianti lo imparentano con il testimone di Erlangen 647(E) posseduto dall'amico Mendel.[42] Al par. 61 quando Lorenzo loda l'onestà del suo interlocutore, che nell'impossibilità di vincere non si ostina nel combattimento, ma si ritira (*non pertinaciter pugnas, sed cedis*[43]), la forma *cedis* è seguita in E da *sedis*, una probabile annotazione posta a margine, non ben compresa dal copista che l'ha fatta confluire nel testo; il nostro testimone presenta la lezione *cedis* corretta su sedis. E ancora al par. 92 il termine *erario* proprio di un ramo della tradizione e accolto nell'edizione critica (*quasi aerario absconditam*) trova la variante *scrinio* in C, la forma errata *eruno* con a margine *al' scrinio* in E, e la conferma della lettura *eruno* in SP a testimoniare un antigrafo comune.

Anche questo nuovo manoscritto conferma così il processo elaborativo del testo valliano, si colloca quale documento della sua storia interna, contribuisce alla formulazione di uno stemma meno artificioso e più sicuro migliorando la costituzione del testo, è infine un ulteriore significativo testimone dell'interesse cresciuto in area transalpina intorno a Valla, delle vitali relazioni intercorse con l'Italia e del ruolo giocato da alcuni insigni e accorti intellettuali, quali Mendel e più ancora Tröster nel nostro caso, nell'evoluzione dell'Umanesimo tedesco, la cui adeguata illustrazione per una esatta comprensione necessita di ulteriori esplorazioni proprio nel mondo complesso dei libri e della loro produzione.

---

[41] *Laurencius Valla de libero arbitrio ad Garsiam episcopum Illerdensem feliciter incipit* (SP), *Laurencius Valla de libero arbitrio ad Garsiam episcopum Ilerdensem* (C).

[42] Intendo esporre più dettagliatamente i risultati della collazione in sede di edizione critica.

[43] Rinvio alla divisione in paragrafi dell'edizione di Chomarat.

ZUSAMMENFASSUNG

Lorenzo Vallas Abhandlung *De libero arbitrio*, die während seines Aufenthalts in Neapel zwischen 1438 und 1439 entstand, wurde 1444 vom neapolitanischen Inquisitionstribunal verurteilt und später auch aufgenommen in den tridentinischen Index der verbotenen Bücher. Nördlich der Alpen fand der Text jedoch aufmerksame Leser, die in den Schriften Vallas eine ideologische Antwort erhalten wollten auf die ethisch-kulturellen Tendenzen, die das politische und kirchliche Leben beherrschten. Neben den elf überlieferten Handschriften der Bibliotheken Erlangen, Ingolstadt, Nürnberg, Augsburg und München aus dem Besitz namhafter deutscher Humanisten wird hier besonders ein Kodex in den Blick genommen, der sich in der russischen Nationalbibliothek befindet (Lat. F I N 312). Vorbesitzer waren zunächst der bibliophile Johannes Tröster und danach dessen Freund und Verwandter Johannes Mendel, der zudem einen Erlanger Sammelband besaß, der diesen Text Vallas enthielt, bevor der Band in die Bibliothek des Klosters Rebdorf gelangte.

MOBILITÄT UND KONVERSION

Überlegungen aus römischer Perspektive

von

RICARDA MATHEUS

Einleitung. – 1. Reiseziel Rom. – 2. Konversionen als Gegenstand historischer Forschung. – 3. Katholische Konversionsstrategien und das *Ospizio dei Convertendi*. – 4. Römische Quellen und ihre Aussagemöglichkeiten. – 5. Mobilität und Konversion. – 6. Interkonfessionalität und konfessionelle Identität.

Die Zusammenhänge von Konfession und Mobilität, von Konfession und Migration im frühneuzeitlichen Europa waren und sind in der historischen Forschung Gegenstand zahlreicher Studien.[1] Dabei fanden jene Vertreibungen und Ausweisungen von Andersgläubigen und konfessionellen Minderheiten besonderes Interesse, die eine unmittelbare Konsequenz der Konfessionalisierung in den europäischen Staaten waren, da die Landesherren innerhalb ihres Territoriums auf konfessionelle Einheit bedacht waren. Diese Konfessionsmigration, wie Heinz Schilling sie bezeichnete, stellte einen besonderen Typus der alteuropäischen Migration dar und vollzog sich in kleineren oder größeren Wellen.[2] Zu den bekanntesten Beispielen zählen der Exodus

[1] Für einen ersten Überblick vgl. das Literaturverzeichnis mit Stand von 1996: Glaubensflüchtlinge: Niederländer, Wallonen, Hugenotten, Waldenser, Salzburger Emigranten, Herrnhuter – ein Literaturverzeichnis, Veröffentlichung der Stadtbibliothek Hanau: Landeskundliche Abteilung Hanau – Hessen, Hanau 1997; A. Herzig, Der Zwang zum wahren Glauben: Rekatholisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Göttingen 2000.

[2] Zu Begriff und Typus der Konfessionsmigration vgl. H. Schilling, Die niederländischen Exulanten des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zum Typus der frühneuzeitlichen Konfessionsmigration, Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 43 (1992) S. 67–78, hier S. 68f.; H. Schilling, Die frühneuzeitliche Kon-

der Hugenotten aus Frankreich nach der Widerrufung des Ediktes von Nantes 1685[3], die Vertreibung der Salzburger Protestanten 1731/32[4] sowie die Auswanderung der niederländischen Exulanten während des 16. Jahrhunderts.[5] Die geschätzte Zahl der Protestanten, die im frühneuzeitlichen Europa von diesen Vertreibungen betroffen waren, beläuft sich auf gut eine halbe Million Menschen. Rechnet man die noch weniger untersuchten Fälle der katholischen Migranten aus protestantischen Ländern sowie die in Spanien vertriebenen Juden hinzu, steigt die Gesamtzahl der Glaubensflüchtlinge für den Zeitraum von 1550–1750 auf ca. eine dreiviertel Million.[6] Dabei handelt es sich selbstverständlich um grobe Schätzungen, die aber immerhin Dimensionen des Phänomens illustrieren. War in diesen Fällen die Mobilität bzw. die Migration erzwungen, um Sanktionen, Zwangskonversion oder gar Hinrichtung zu vermeiden, konnte umgekehrt eine hohe räumliche Mobilität auch zentrale Voraussetzung für eine Konversion werden. Im Folgenden soll dieses, bisher in der Forschung weniger

---

fessionsmigration, in: K. Bade (Hg.), Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter: Vorträge auf dem deutschen Historikertag in Halle a. d. Saale, 11. September 2003 [2002], IMIS-Beiträge 20, Osnabrück 2002, S. 67–89.

[3] Was die Hugenotten betrifft, seien nur einige wenige, besonders neuere Publikationen genannt: H. Duchhardt, Der Exodus der Hugenotten: die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 als europäisches Ereignis, Köln 1985; M. Yardeni, Le refuge huguenot: assimilation et culture, Paris 2002; M. Böhm (Hg.), Die Hugenotten zwischen Migration und Integration: neue Forschungen zum Refuge in Berlin und Brandenburg, Berlin 2005; W. Gahrig, Hugenotten in Berlin und Brandenburg, Berlin 2005; A. Bernard, Die Revokation des Edikts von Nantes und die Protestanten in Südostfrankreich (Provence und Dauphiné) 1685–1730, Pariser Historische Studien 59, München 2003.

[4] M. Walker, Der Salzburger Handel: Vertreibung und Errettung der Salzburger Protestanten im 18. Jahrhundert. Aus dem Engl. übersetzt von Sabine Krumwiede, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 131, Göttingen 1997; G. Florey, Geschichte der Salzburger Protestanten und ihrer Emigration 1731/1732, Wien 1977.

[5] H. Schilling, Niederländische Exulanten im 16. Jahrhundert: ihre Stellung im Sozialgefüge und im religiösen Leben deutscher und englischer Städte, Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 187, Gütersloh 1972.

[6] Zu den Zahlen Schilling, Konfessionsmigration (wie Anm. 2) S. 72f.

beachtete Phänomen aus römischer Perspektive in den Blick genommen werden.[7]

1. Das Jubiläumsjahr 1700 zog, bisher nachweislich, mindestens 100000, vermutlich aber sehr viel mehr Menschen in die Ewige Stadt.[8] Neben frommen Pilgern und Klerikern strömten Kaufleute, Handwerker, Bettler, Abenteurer, von Neugier getriebene bürgerliche und adelige Reisende nach Rom.[9] Dabei übte die Stadt am Tiber in jenen Jahren auch auf Lutheraner und Calvinisten, Anglikaner und Täufer aus den Ländern jenseits der Alpen eine ganz besondere Anziehungskraft aus.[10]

Zu ihnen zählte der Soldat Giovanni Pietro Lederer aus der Pfalz, der am Weihnachtstag des Heiligen Jahres 1700 einige seiner

[7] Einschlägig für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hat dazu bisher besonders Irene Fosi gearbeitet: I. Fosi, Roma e gli „Ultramontani". Conversione, viaggi, identità, QFIAB 81 (2001) S. 351–396.

[8] Sichere Zahlen sind aus der vorstatistischen Zeit ohnehin nur annäherungsweise ermittelbar. Allein in dem zentralen römischen Pilgerhospiz SS. Trinità dei Pellegrini wurden im Jahr 1700 100000 Pilger beherbergt, etwa die gleiche Anzahl ist in den zahlreichen Nationalhospizen der Stadt zu veranschlagen. Vgl. dazu D. Julia, Gagner son jubilé à l'époque moderne: mesure des foules et récits de pèlerins, in: S. Nanni/M. A. Visceglia (Hg.), La città del perdono. Pellegrinaggi e anni santi a Roma in età moderna. 1550–1750, Roma moderna e contemporanea V 2/3 (1997) S. 311–354; zuletzt dies., Pour une géographie européenne du pèlerinage à l'époque moderne et contemporaine, in: Ph. Boutry/D. Julia (Hg.), Pèlerins et pèlerinages dans l'Europe moderne, Roma 2000, S. 3–126. Andere Autoren nennen hingegen 300000 Pilger für SS. Trinità dei Pellegrini. S. Vasco Rocca, SS. Trinità dei Pellegrini, Le chiese di Roma illustrate 133, (Roma) 1979, S. 15.

[9] Von den zahlreichen neueren Publikationen zu den Heiligen Jahren sei nur exemplarisch verwiesen auf: La storia dei giubilei, vol. 1–4, Firenze 1997–2000.

[10] Im Heiligen Jahr 1650 wird der Anteil protestantischer Fremder auf 3000 von 25000 Besuchern geschätzt. G. Christ, Fürst, Dynastie, Territorium und Konfession. Betrachtungen zu Fürstenkonversionen des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, Saeculum 24 (1973) S. 367–387, hier S. 369; M. Caffiero, L'anno santo come risorsa politica. Il giubileo del 1675 tra polemica antiprotestante e apologia del papato, Roma moderna e contemporanea 5 (1997) S. 475–497; I. Fosi, Percorsi di salvezza. Prepare le strade, accogliere, convertire nella Roma barocca, in: La storia dei giubilei (wie Anm. 9) vol. 3: 1600–1750, a cura di A. Zuccai, S. 42–83, hier S. 72ff.

Lebensdaten in Rom zu Protokoll gab. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr im katholischen Glauben aufgewachsen, zog er anschließend weiter nach Ulm, wo er in den Dienst eines lutherischen Herrn getreten sei, der ihn zur protestantischen Konfession bekehrt habe. Der Weg führte ihn weiter nach Katalanien, *dove si tratenne per molti anni né da cattolico né da Luterano, stando sempre dubbioso, se fosse vera la fede cattolica, o la setta de' Luterani.* In lebensgefährlicher Situation habe er gelobt, zum katholischen Glauben zurückzukehren und zur Beichte nach Rom zu reisen, falls er gerettet würde. Tatsächlich kam er mit seiner Frau Margarita Remmele aus Augsburg, ebenfalls Lutheranerin, sowie drei kleinen Kindern in die Tiberstadt, um hier feierlich vor dem Tribunal des Heiligen Offiziums abzuschwören.[11] Nicht nur aus dem Jahr 1700 sind vergleichbare Berichte über Konversionen in Rom erhalten. Zwei weitere, knapp referierte Beispiele können das Spektrum allenfalls andeuten.

Im April 1701 traf der schwedische Kunsttischler und Soldat Luca Schmaltz in Rom ein. Der damals 31-jährige Stockholmer hatte im Alter von etwa 22 Jahren seine Heimat verlassen und zwei Jahre lang sein Handwerk in Danzig ausgeübt. In Hamburg verbrachte er anschließend neun Monate, diesen folgten eineinhalb Jahre in Dänemark und ein halbes Jahr in England. Als weitere Stationen nennt er Portugal und Madrid, wo er jeweils eineinhalb Jahre gelebt habe. Sein Weg führte ihn schließlich weiter nach Wien. Dort heiratete er eine Katholikin, *la quale di continuo lo stimolò alla fede cattolica per motivo dell'antichità.* Gemeinsam mit ihr kam er nach Rom, um die Heiligen Stätten der Ewigen Stadt zu besichtigen und schwor nach intensivem Katechismusunterricht seinem alten Glauben ab.[12]

Adam Bennet, schottischer Medizinstudent, kam bereits im Jahre 1693 nach Rom. Als Sohn eines *Pastore o Ministro Presbiteriano* (sic!) studierte er in Leiden und Utrecht Medizin. Aufgrund einer Krankheit musste er jedoch seine Studien unterbrechen und reiste nach London. Im Anschluss an seine Genesung wurde er erneut vom Vater nach Leiden geschickt, doch nutzte er diesmal sein Geld nicht

[11] ASV, Ospizio dei Convertendi, 14, fol. n.n., No. 1881; ebd. 5, fol. 73v–74r. Die Vornamen der Insassen werden in den Quellen in der Regel immer in der italienischen Form angegeben.

[12] ASV, Ospizio dei Convertendi, 14, fol. n.n., No. 1889; ebd. 5, fol. 74v–75r.

für die Fortsetzung seiner Studien, sondern beschloss, es für eine Italienreise zu verwenden, die er mit zwei weiteren jungen Männern unternahm. Die Reise führte über Nimwegen, Köln, Frankfurt, Augsburg, Innsbruck, Venedig nach Loreto, wo sie gemeinsam die *santa casa* besuchten. Der Wunsch zu konvertieren, so seine toposartig klingende Begründung, sei in ihm beim Betreten italienischen Bodens erwachsen. Im Anschluss an seine Konversion in Rom konnte ihm ein Posten im Spital *S. Giovanni in Laterano* vermittelt werden, wo er seine medizinischen Studien fortsetzte.[13]

Bei den hier exemplarisch paraphrasierten Protokollen über Konversionswillige und Konvertiten handelt es sich um einen Teil des Archivbestandes des 1673 in Rom gegründeten *Ospizio dei Convertendi*, einer eigens für die nach Rom kommenden konversionsbereiten „Häretiker" eingerichteten Fürsorgeanstalt, der im Archivio Segreto Vaticano erhalten ist.[14]

Der Weg nach Rom war nicht zwingend, um eine Konversion zum Katholizismus zu vollziehen. Hierzu waren durch entsprechende Fakultäten Bischöfe, Nuntien und zahlreiche Orden in den europäischen Ländern befugt.[15] Dass sich aber dennoch zahlreiche Protestan-

---

[13] ASV, Ospizio dei Convertendi, 14, fol. n.n., No. 1311; ebd. 5, fol. 51v–52r.

[14] Zum *Ospizio dei Convertendi* sowie zu Konversionen in Rom im 17. und 18. Jahrhundert vgl. demnächst ausführlich meine Dissertation. Für jüdische Konvertiten existierte in Rom die *Casa dei catecumeni e neofiti*. Vgl. dazu besonders D. Rocciolo, Documenti sui catecumeni e neofiti a Roma nel Seicento e Settecento, in: „Dall'infamia dell'errore al grembo di Santa Chiesa": conversioni e strategie della conversione a Roma nell'età moderna, Ricerche per la storia religiosa di Roma: studi, documenti, inventari 10, Roma 1998, S. 391–454 sowie ders., L'archivio della Pia casa dei catecumeni e neofiti di Roma, ebd. S. 545–580; M. Caffiero, Battesimi forzati. Storie di ebrei, cristiani e convertiti nella Roma dei papi, La corte dei papi 14, Roma 2004.

[15] Vgl. zu den Fakultäten immer noch grundlegend: L. Mergentheim, Die Quinquennalfakultäten pro foro externo: ihre Entstehung und Einführung in deutschen Bistümern; zugleich ein Beitrag zur Technik der Gegenreformation und zur Vorgeschichte des Febronianismus, Kirchenrechtliche Abhandlungen 52 und 53, Stuttgart 1908, hier Bd. 1, S. 105f.; H. Heinemann, Die rechtliche Stellung der nichtkatholischen Christen und ihre Wiederversöhnung mit der Kirche, Münchener Theologische Studien 20, München 1964, hier S. 140ff., unter Berücksichtigung der Ritualien für die Diözese Köln in nachtridentinischer Zeit.

ten aus ganz Europa auf den Weg in die Ewige Stadt machten, um ihrem Glauben vor der römischen Inquisition abzuschwören, wirft Fragen auf, zumal Reisen, besonders über weite Strecken, in der Frühen Neuzeit bekanntlich mit zahlreichen Risiken verbunden waren. Warum nahmen also Konversionswillige diese Strapazen und Gefahren auf sich? War es der Wunsch, hier im Zentrum der katholischen Christenheit diesen einschneidenden Schritt zu vollziehen?[16] Sollte die aufwendige Reise die Bedeutung des Konfessionswechsels sowohl für den Einzelnen selbst als auch nach außen in besonders eindringlicher Weise demonstrieren? Handelte es sich gar um eine Sühnewallfahrt, wie Antje Stannek vermutet?

2. Die historische Forschung hat sich dem Thema Konversionen lange Zeit anhand prominenter Beispiele genähert.[17] Über die Konversionen von Heinrich IV. von Frankreich, Christine von Schweden, August dem Starken oder über Fürstenkonversionen im Reich liegen somit zahlreiche Studien vor.[18] Gleichfalls untersucht wurden biogra-

[16] P. Schmidt, De Sancto Officio Urbis – Aspekte der Verflechtung des Heiligen Offiziums mit der Stadt Rom im 16. und 17. Jahrhundert, QFIAB 82 (2002) S. 404–489, hier S. 464.

[17] Die konfessionellen Kontroversen des 19. Jh. führten zur umfangreichen 13bändigen Darstellung über Konversionen in der Frühen Neuzeit aus der Feder des Straßburger Bischofs Andreas Räß. Die gesammelten Konversionsberichte, Briefe und zahlreiche andere Quellen sollten das Bild der siegreichen katholischen Kirche vermitteln. A. Räß, Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt, Bd. 1–13, Freiburg im Breisgau 1866–1880. Siehe auch C.-F. Chevé, Dictionnaire des conversions: ou essai d'encyclopédie historique des conversions au catholicisme depuis dix-huit siècles, et principalement depuis le protestantisme, Migne II 33, Paris 1866.

[18] C. d'Onofrio, Roma val bene un'abiura. Storie romane tra Cristina di Svezia, piazza del Popolo e l'accademia d'Arcadia, Roma 1976; P. Haake, August der Starke, Berlin–Leipzig 1926; M. Wolfe, The conversion of Henri IV: politics, power, and religious belief in early modern France, Harvard historical studies 112, Cambridge–London 1993; H. Schmidt, Konversion und Säkularisation als politische Waffe am Ausgang des konfessionellen Zeitalters. Neue Quellen zur Politik des Herzogs August von Hannover am Vorabend des Friedens von Nymwegen, Francia 5 (1977) S. 182–230; W. Michel, Die Konversion des Grafen J. Ludwig von Nassau-Hadamar, Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 20 (1968) S. 71–101; W. Kratz S. J., Landgraf Ernst von Hessen-

phische oder autobiographische Konversionsberichte, die Adelige, Theologen und Gelehrte nutzten, um ihren Glaubenswechsel zu rechtfertigen. Viele von ihnen wurden im 17. und 18. Jahrhundert gedruckt und zu Instrumenten konfessioneller Polemik. Einschlägige historische Untersuchungen konzentrierten sich entweder auf die politischen, dynastischen, wirtschaftlichen oder religiösen Motive der Konvertiten oder, im Fall der Fürstenkonversionen, auch auf die jeweiligen Konsequenzen für die Untertanen.[19] Jene Studien, die frühneuzeitliche Konversionsberichte auswerten, können freilich nur die Darstellungen einer Elite, vielfach durch den autobiographischen Blickwinkel gefiltert und meist mit entsprechenden Schärfen gegenüber der früheren Konfession versehen, in Betracht ziehen.[20] Beson-

Rheinfels und die deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Konvertitengeschichte des 17. Jahrhunderts, 117. Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg 1914; L. Just, Die Konversion des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, Jahrbuch für das Bistum Mainz 6 (1954) S. 187–195; W. G. Marigold, Die Bekehrungswelle im 17. und 18. Jahrhundert und die Familie Schönborn, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 41 (1981) S. 89–117; Th. Winkelbauer, Karrieristen oder fromme Männer? Adelige Konvertiten in den böhmischen und österreichischen Ländern um 1600, Frühneuzeit-Info 10 (1999) 1/2, S. 9–20; I. Polverini Fosi, Fra tolleranza et intransigenza: La conversione al cattolicesimo di Federico II di Assia-Kassel (1749), QFIAB 71 (1991) S. 509–47; dies., Viaggio in Italia e Conversioni: Analisi di un binomio, RHM 30 (1988) S. 269–288; H.-G. Aschoff, Rückkehr nach Rom: Konversionen im Welfenhaus, Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 70 (2002) S. 175–250; R. Reinhardt, Konvertiten und deren Nachkommen in der Reichskirche der Frühen Neuzeit, Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 8 (1989) S. 9–37.

[19] Christ (wie Anm. 10); ders., Hof – Territorium – Untertanen: Beobachtungen zur Stellung zum Katholizismus konvertierter Fürsten im 17. und 18. Jahrhundert, Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 13 (1994) S. 25–61; H. Tüchle, Zum Kirchenwesen fürstlicher Konvertiten des 17. und 18. Jahrhunderts, in: W. Braun (Hg.), Kirche und Staat in Idee und Geschichte des Abendlandes. Festschrift zum 70. Geburtstag von und für Ferdinand Maaß, S. J., Wien–München 1973, S. 231–247; U. Mennecke-Haustein, Conversio ad ecclesiam: der Weg des Friedrich Staphylus zurück zur vortridentinischen katholischen Kirche, Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 74, Göttingen 2003; R. Bäumer, Motiva conversionis ad fidem catholicam. Konversionsgründe im Zeitalter der Katholischen Reform, in: Forum Katholische Theologie 7 (1991) S. 254–272.

[20] Zur Gattung der Konversionsberichte vgl. Th. Luckmann, Kanon und Kon-

ders seit den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts rückten im Zusammenhang mit mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen und mikrohistorischen Ansätzen auch Konversionen der Angehörigen jener sozialen Schichten in den wissenschaftlichen Fokus, die keine Gelegenheit hatten, sich selbst zu artikulieren. Besonders aus Frankreich und Italien kamen erste neue Impulse in der historischen Konversionsforschung[21], im letzten Dezennium wurde das Forschungsspektrum auch im deutschen und englischsprachigen Raum auf breitere soziale Bevölkerungsschichten ausgeweitet, so dass unterdessen wertvolle Einzelstudien vorliegen.[22] Während Konversionen

---

version, in: A. u. J. Assmann (Hg.), Kanon und Zensur. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation II, München 1987, S. 38–46.

[21] La Conversion au XVIIe siècle. Actes du XIIe colloque de Marseille, CMR 17, Marseille 1983; Dall'infamia (wie Anm. 14); A. Foa/L. Scaraffia (Hg.), Conversioni nel Mediterraneo. Atti del convegno, Roma, 25–27 marzo 1996, Milano 1996; Vgl. auch das Schwerpunktheft Conversions religieuses, Annales H SS 54 (1999) S. 805–944 sowie den Rezensionsteil Identités religieuses et conversion, ebd. S. 967–1004.

[22] F. Niewöhner/F. Rädle (Hg.), Konversionen im Mittelalter und in der Frühneuzeit, Hildesheim u. a. 1999; E. François, Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg 1648–1806, Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg 33, Sigmaringen 1991; B. Hodler, Konversionen und der Handlungsspielraum der Untertanen in der Eidgenossenschaft im Zeitalter der reformierten Orthodoxie, in: Gemeinde, Reformation und Widerstand. Festschrift für Peter Blickle zum 60. Geburtstag, hg. von H. R. Schmidt/A. Holenstein/A. Würger, Tübingen 1998, S. 281–292; A. Lozar/A. Schaser: Die Rückkehr zum „wahren Glauben". Konversionen im 17. Jahrhundert, Frühneuzeit-Info 13 (2002) S. 65–74; H. v. Thiessen, Konversionsbereitschaft als Lebensunterhalt. Der Fall der vermeintlichen Konvertitin Catharina Baumännin vor dem Freiburger Stadtgericht (1730/31) und seine Bedeutung für das Verständnis der Konfessionalisierung, Schau-ins-Land. Zeitschrift des Breisgauer Geschichtsvereins 119 (2000) S. 87–101; F. Volkland, Konfession, Konversion und soziales Drama. Ein Plädoyer für die Ablösung des Paradigmas der „konfessionellen Identität", in: K. v. Greyerz u. a. (Hg.), Interkonfessionalität – Transkonfessionalität – binnenkonfessionelle Pluralität. Neue Forschungen zur Konfessionalisierungsthese, Gütersloh 2003, S. 91–104; K. Luria, Rituals of Conversion. Catholics and Protestants in Seventeenth-Century Poitu, in: B. D. Diefendorf/C. Hesse (Hg.), Culture and identity in Early Modern Europe (1500–1800): essays in honor of Natalie Zemon Davis, Ann Arbor 1993; Ch. Kooi, Converts and Apostates: The Competition for Souls in Early Modern Holland, Archiv für Reformationsge-

von Juden zum Katholizismus in Italien und besonders in Rom als relativ gut aufgearbeitet gelten können,[23] gerieten spätestens seit der Öffnung des Archivs der römischen Inquisition im Jahre 1998 auch die innerchristlichen Konversionen in der Stadt des Papstes in den Blick.[24] Systematische und umfassende Zugriffe auf das Thema unter soziokulturellen und mentalitätsgeschichtlichen Gesichtspunkten

schichte 92 (2001) S. 195–214; M. C. Questier, Conversion, Politics and Religion in England 1580–1625, Cambridge 1996; H. Bock, Konversion: Motive, Argumente und Normen. Zur Selbstdarstellung von Proselyten in Zürcher Bittschriften des 17. und 18. Jahrhunderts, erscheint in: K. v. Greyerz/Thomas Kaufmann (Hg.), Konfessionen und Kulturen, Gütersloh 2006 (vgl. die Vorabveröffentlichung unter http://www.unilu.ch/dokumente/dokus_gf/Bock_Bittschriften_Preprint.pdf). Auch die im Dezember 2004 an der Humboldt-Universität in Berlin veranstaltete Tagung „Konfession und Konversion in der Frühen Neuzeit" belegt ein neues Forschungsinteresse an dem Thema. Vgl. den Tagungsbericht unter http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=699. Von den neueren religionssoziologischen Studien sind zu nennen: F. Wiesberger, Bausteine zu einer soziologischen Theorie der Konversion: soziokulturelle, interaktive und biographische Determinanten religiöser Konversionsprozesse, Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft 19, Berlin 1989; H. Knoblauch u. a. (Hg.), Religiöse Konversion: systematische und fallorientierte Studien in soziologischer Perspektive, Passagen & Tendenzen 1, Konstanz 1998.

[23] Rocciolo, Documenti (wie Anm. 14); ders., L'archivio (wie Anm. 14); Caffiero (wie Anm. 14); W. H. Rudt de Collenberg, Le baptême des juifs à Rome de 1614 à 1798 selon les registres de la „Casa dei catecumeni". Première partie: 1614–1676, AHP 24 (1986) S. 91–231, Deuxième partie: 1676–1730, AHP 25 (1987) S. 105–261, Troisième partie: 1730–1798, AHP 26 (1988) S. 119–294.

[24] M. Völkel, Individuelle Konversion und die Rolle der „famiglia". Lukas Holstenius (1596–1661) und die deutschen Konvertiten im Umkreis der Kurie, QFIAB 67 (1987) S. 221–281; Polverini Fosi, Viaggio (wie Anm. 18); L. Fiorani, Verso la nuova città. Conversione e conversionismo a Roma nel Cinque-Seicento, in: Dall'infamia (wie Anm. 14). Die nachfolgenden Untersuchungen stützen sich im Wesentlichen auf die Bestände des Heiligen Offiziums: Fosi, Roma (wie Anm. 7); Fosi, Percorsi (wie Anm. 10); Schmidt (wie Anm. 16); J. Wickersham, Results of the Reformation: Ritual, Doctrine and Religious Conversion, The Seventeenth Century [UK] 18.2 (2003) S. 266–289; zuletzt I. Fosi, Conversions de voyagers protestants dans la Rome baroque, in: R. Babel/W. Paravicini (Hg.), Grand Tour: Adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, Francia Beihefte 60, Ostfildern 2004, S. 569–578. Zum *Ospizio dei Convertendi* siehe Anm. 33.

stellen für breitere Bevölkerungsschichten allerdings noch ein Forschungsdesiderat dar. Auch im Folgenden kann keine vertiefte Behandlung des Themas erfolgen. Vielmehr soll das spezifisch römische Szenarium der Konversionen zum katholischen Glauben im Mittelpunkt der Untersuchung stehen und besonders die Frage erörtert werden, in welchem Verhältnis Mobilität, Konversion und konfessionelle Identität an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zueinander standen. Dabei wird auch zu fragen sein, ob in einer Zeit, in der das Individuum vermeintlich stark von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Erwartungshaltungen geprägt war, individuelle Entscheidungen in religiösen Fragen möglich waren.

3. Spätestens anlässlich des Heiligen Jahres 1600 gab es unter Clemens VIII. intensivere Bestrebungen, sich der nach Rom reisenden Protestanten anzunehmen. Der Gedanke, die Pilgerströme der Heiligen Jahre speziell für Konversionsstrategien zu nutzen, hatte bereits 1575 eine Rolle gespielt, zumal die Jubiläen auch zahlreiche neugierige Protestanten anzogen.[25] Allerdings war das 16. Jahrhundert seitens der Kurie noch von großer Skepsis geprägt, konnten diese Personen doch gleichermaßen „häretisches" Gedankengut und damit Unsicherheit in die Ewige Stadt bringen. „Erano gli anni di lotta all'eresia e d'intolleranza, di paura e di sospetto".[26] An der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert änderten sich jedoch die Strategien von katholischer Seite, nun ging es primär darum, die in der Ewigen Stadt befindlichen „Häretiker" ausfindig zu machen, sie dogmatisch zu unterweisen und ihre Konversion spirituell wie materiell zu forcieren bzw. zu unterstützen.[27]

---

[25] I. Fosi, Fasto e decadenza degli anni santi, in: Roma la città del papa. Vita civile e religiosa dal giubileo di Bonifacio VIII al giubileo di papa Wojtyla, a cura di L. Fiorani e A. Prosperi, Storia d'Italia 16, Torino 2000, S. 789–821. Vgl. auch Fiorani (wie Anm. 24) S. 150f.

[26] Fosi (wie Anm. 7) S. 363.

[27] Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede (= ACDF), St. St. M 4-a, fol. 231. Zur Konvertitenbetreuung in Rom bis zur Gründung des *Ospizio dei Convertendi* ausführlich: Fosi (wie Anm. 7); Schmidt (wie Anm. 16) S. 460ff.; Fosi (wie Anm. 10) S. 72ff.

So wurde im zeitlichen Umfeld des Heiligen Jahres 1600 unter dem maßgeblichen Einfluss des Oratorianers Giovenale Ancina eine erste Kongregation *de iis qui ad catholicam fidem redeunt* bzw. *convertuntur* mit der Betreuung der Konversionswilligen beauftragt. Sie unterstützte die Konvertiten finanziell und vermittelte Kontakte zu den Jesuitenbeichtvätern von Sankt Peter oder zu den verschiedenen in Rom ansässigen Ausländerseminaren, die die Unterweisung im katholischen Glauben übernahmen. Schon im Pontifikat Clemens VIII. gehörten dem Gremium hochrangige Vertreter der Kirche an, unter anderem die Kardinäle Annas Escars de Givry, Roberto Bellarmino und Camillo Borghese, der spätere Papst Paul V.[28] Noch aber, so lässt sich mit Blick auf die Arbeitsweise der Kongregation feststellen, die spätestens seit 1618 der Aufsicht des Heiligen Offiziums unterstand, wies das Netz der Erfassung und Betreuung der in Rom anwesenden Protestanten recht weite Maschen auf, erfolgte die Instruktion im „wahren Glauben" doch nur zwei bis drei Mal pro Woche.[29] Wenngleich sich in den Beständen der römischen Inquisition zahlreiche Belege für eine erfolgreiche Tätigkeit der Kongregation in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden lassen, fehlte es aber sowohl an einer institutionellen Verfestigung als auch an hinreichenden finanziellen Mitteln für eine intensive Konvertitenbetreuung.[30]

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, dessen Friedensschluss die konfessionelle Spaltung Europas besiegelte, nahm der Strom der Italienreisenden fortwährend zu. Besonders seit dem Pontifikat Alexanders VII. (1655–1667), der von 1639–1651 Nuntius in Köln gewesen war und an den Verhandlungen des Westfälischen Friedens von 1648 teilgenommen hatte, werden neue Konversionsstrategien in Rom seitens der Kurie erkennbar. Auch aufgrund seiner langjährigen Erfahrungen in den protestantischen Ländern arbeitete er energisch für eine Erneuerung von Papsttum und katholischer Kirche. Den nach

[28] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 48r–49r.

[29] Vgl. Schmidt (wie Anm. 16) S. 466 sowie Fiorani (wie Anm. 24) S. 136f. und S. 150.

[30] ACDF, St. St. M 4-a, fol. 195r. Zur Finanzierung standen Almosen einiger Kardinäle, Einkünfte aus verschiedenen *luoghi di monte* sowie die Zahlungen der *Propaganda Fide* in Höhe von 50 scudi zur Verfügung. Fosi (wie Anm. 25) S. 816ff.

Rom kommenden „Häretikern" aus den Ländern nördlich der Alpen sollte diese Kirche auch medial mittels prachtvoller Architektur, feierlichen Prozessionen und künstlerischen Inszenierungen präsentiert werden. Die Stadt wurde zu einer Bühne, auf der sich eine katholische Kirche darzustellen wusste, die sich als überlegen empfand und aufwendig das Bild einer *ecclesia triumphans* inszenierte. Nicht zuletzt die Anwesenheit der Konvertitin Christine von Schweden, die 1655 feierlich in Rom eingezogen war, konnte für die antiprotestantische Polemik fruchtbar gemacht werden.[31] Zur gleichen Zeit bemühten sich am päpstlichen Hof der Gelehrte Athanasius Kircher und der Konvertit Lukas Holstenius mittels eines weit gespannten Netzes um potenzielle Konversionskandidaten aus adligen Häusern.[32] Vor diesem Hintergrund müssen die Bestrebungen gesehen werden, die der Konvertitenbetreuung im Jahre 1673 zu ihrem quantitativen und qualitativen Durchbruch verhalfen, als ein eigenes Hospiz für konversionsbereite Protestanten eingerichtet wurde, das *Ospizio dei Convertendi*. Die päpstliche Approbation der neuen Institution erfolgte mit der Bulle Clemens' X. vom 3. März 1675.[33]

---

[31] ACDF, St. St. M 4-a, fol. 320r–321v; Fosi (wie Anm. 7) S. 384ff.; R. Krautheimer, The Rome of Alexander VII, 1655–1667, Princeton 1985, S. 142–145; Fosi (wie Anm. 10) S. 79ff.; Fosi (wie Anm. 25) S. 817.

[32] Siehe dazu ausführlich Völkel (wie Anm. 24).

[33] Zur Vorgeschichte der Hospizgründung: ACDF, St. St. M 4-a, fol. 469r–476v. Zur Approbation: Bullarium romanum XVIII, Neapoli 1882, S. 545–550. Zum *Ospizio dei Convertendi*: J. Kleyntjes S. J., Un hospice pour nouveaux convertis à Rome au XVIIe siècle, Revue d'histoire ecclésiastique 38 (1942) S. 435–447; B. Neveu, Tricentenaire de la fondation à Rome de l'Ospizio de' Convertendi, 1673: ses hôtes français au XVIIe siècle, Rivista di Storia della Chiesa in Italia 27 (1973) S. 361–403; Dem Präfekten des Archivio Segreto Vaticano, Sergio Pagano, ist nicht nur eine Neuordnung und Inventarisierung des Bestandes zu verdanken, er verfasste auch einen grundlegenden Aufsatz zum Hospiz und edierte einige zentrale Quellen. Vgl. dazu S. Pagano, L'Ospizio dei Convertendi di Rom fra carisma missionario e regolamentazione ecclesiastica (1671–1700), in: Dall'infamia (wie Anm. 14) S. 313–390; ders., L'archivio dell'Ospizio apostolico dei Convertendi all'Archivio Segreto Vaticano, ebd. S. 455–544; A. Stannek, Migration confessionnelle ou pèlerinage? Rapport sur le fonds d'un hospice pour les nouveaux convertis dans les Archives secrètes du Vatican, in: Ph. Boutry/P.-A. Fabre/D. Julia (Hg.), Rendre ses Vœux. Les identités pèlerines dans l'Europe moderne (16e-18e siècle), Paris 2000, S. 57–74.

Über die Gründung des Hospizes sind wir aufgrund verschiedener zeitgenössischer Abhandlungen, die vermutlich von Josef Melgarin, selbst *fratello* des Hospizes, verfasst wurden, detailliert informiert.[34] *Ma perché l'esperienza dimostrava che il bisogno dei poveri convertiti non consisteva in qualche sola moneta, che si desse loro, poiché il loro estremo bisogno consisteva in pane, vino, in letto, in albergo, in scarpe, in vestito, et in tutto.*[35] In dieser Denkschrift werden allerdings die Existenz und kontinuierliche Arbeit der während des gesamten 17. Jahrhunderts bestandenen Kongregation verschwiegen. Als Initiatoren und treibende Kräfte des Hospizes werden lediglich der Salzburger Franz Gschwendter, *sagrestano in S. Giovanni dei Fiorentini* sowie Mariano Sozzini herausgestellt, der, wie rund 70 Jahre zuvor auch Giovenale Ancina, ebenfalls Oratorianerpater war.[36]

Aufgaben und Zielsetzung des *Ospizio dei Convertendi* formulierte der schottische Deputierte William Lesile,[37] ehemaliger Sekretär unter dem Präfekten Kardinal Carlo Barberini und in den Jahren 1650–1672 erster Archivar der *Propaganda Fide*, in seinen umfangreichen Reflektionen über das neue Hospiz: *Il fine propostosi nella fondat[io]ne e nell'erret[io]ne dell'hospitio de convertiti non è stato altro che di sodisfare ad un'obligo di carità che hanno tutti i christiani, e singolarm[en]te quelli di Roma, di soccorrere quelli che vengono alla fede, acciò che in primo luogo non si vedino con vergogna nostra accattare per le strade, massime quando sono persone civili e ben nate; 2. acciò che dalle carezze che gli si fanno, altri piglino animo per convertirsi mossi dalla carità, che regna fra veri christiani; e 3. finalm[en]te per ovviare al pericolo che ci è che molti, vedendosi in q[ue]lle angustie che porta seco la mutatione della credenza falsa in vera, e non vedendo rimedio alle loro miserie,*

---

[34] Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 313. Diese Gründungsgeschichte liegt in zwei verschiedenen, in einigen Punkten leicht voneinander abweichenden Fassungen im ASV, Ospizio dei Convertendi, 1, fol. 10r–34r vor. Eine Version findet sich abgedruckt auch bei Kleyntjes (wie Anm. 33) S. 438–447.

[35] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 25v.

[36] Vgl. dazu Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 314–316. Zur Zielsetzung und Arbeitsweise des *Ospizio dei Convertendi* vgl. demnächst meine Dissertation.

[37] Zu Leslie vgl. Fiorani (wie Anm. 29) S. 159 sowie Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 322 mit Anm. 49.

non soccombino alle tentationi, ch'averebbero di ritornare fra i loro per godere li avantaggi ch'anno lasciato.[38] Offensichtlich sollten Zwangskonversionen vermieden werden, vielmehr war die Entscheidung zum Konfessionswechsel durch Überzeugungsarbeit, materielle Großzügigkeit und Werke der Barmherzigkeit herbeizuführen, *p[er]ché mille volte è meglio, che partano manifesti Heretici, anco quando si sono serviti et abusati dell' Hospitio, che finti e mali cattolici [...].*[39]

Geleitet wurde das Hospiz wiederum von einer Kongregation, allerdings unterstand diese nicht mehr direkt dem Heiligen Offizium, wenngleich die enge Zusammenarbeit zwischen beiden Einrichtungen weiter bestand, erfolgte doch der formelle Akt der Konversion, d. h. die Abschwörung, nach wie vor dem Kommissar der Inquisition. Die Zusammensetzung der Kongregation verweist auf die Präsenz angesehener Geistlicher und Laien: Unter den Deputierten der ersten Jahre finden sich die Kardinäle Giacomo Fransoni, Filippo Tommasso Howard de Norfolk, Gerolamo Gastaldi sowie Cesare Rasponi, Giacomo Filippo Nini, Carlo Carafa, Flavio Chigi, Alessandro Crescenzi und Fabrizio Spada.[40] Die alltägliche Hospizführung oblag dem geistlichen Direktor, an dessen Seite unter anderem zwei Katechisten, Prior, Vize-Prior und Priorin, Koch, Krankenpfleger, Prokurator, Sekretär und Pförtner standen.[41] Eine Schlüsselrolle kam den Katechisten zu; sie mussten nicht nur die jeweiligen Sprachen beherrschen, sondern vielmehr selbst aus den nordalpinen Ländern stammen. Von ihnen versprach man sich eine höhere Sensibilität für mentale Spezifika der Probanden und erwartete somit eine effektivere Unterweisung und Kontrolle der Konversionswilligen.[42] *Non si trovano italiani capaci*

[38] Denkschrift von Leslie vom 3. September 1680, ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 294r–333r, hier fol. 298r. Abgedruckt auch bei Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 350–356, hier S. 350f.

[39] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 105v sowie Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 368.

[40] Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 324. Zu den ersten Deputierten siehe ebd. S. 319.

[41] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 74r–92v.

[42] Auf die einzelnen Direktoren und Katechisten kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Zweifellos sind aber jene Personen genauer in den Blick zu nehmen, die eine Schlüsselrolle in der Konvertitenbetreuung

di questi, né che vogliono rendersi capaci, gli manca la prattica e delle materie istesse, e delli humori di q[ue]lle genti, e tal maniera che ad essi pare propriissima per produrre l'effetto desiderato farà effetto contrario affatto, et all' incontro talvolta trascurano certe diligenze e motivi che infallalantem[en]te (sic!) *produrriano l'effetto, p[er] crederli inefficaci.*[43] So wie auch der Direktor des Hospizes mit den zentralen Argumenten der Protestanten und den wichtigsten kontroverstheologischen Schriften vertraut sein musste, sollten auch die Katechisten gewappnet sein für etwaige theologische Diskussionen mit Lutheranern, Calvinisten und Anglikanern, um Zweifel hinsichtlich der bevorstehenden Konversion ausräumen zu können.[44]

Zunächst in einem kleinen Haus in der Nähe von *S. Giovanni dei Fiorentini* zur Miete untergebracht, waren die Anfänge des *Ospizio dei Convertendi* noch recht bescheiden.[45] Als Gönner und Wohltäter der römischen Herberge taten sich in den ersten Jahren bedeutende Persönlichkeiten hervor, so etwa Kardinal Cesare Rasponi, selbst Deputierter der Kongregation, der nach seinem Tod im Jahre 1675 dem *Ospizio dei Convertendi* aus seiner Erbschaft 21760 scudi vermachte, womit die finanzielle Ausstattung deutlich verbessert werden konnte.[46] Darüber hinaus wurden die Ausgaben des Hospizes durch Schenkungen kleineren und größeren Ausmaßes, Zuschüsse etwa seitens der *Propaganda Fide* sowie durch Einkünfte aus einigen *luoghi di monte* finanziert. Unter finanziellen Gesichtspunkten kann die Erbschaft von Kardinal Gerolamo Gastaldi gleichsam als zweite Hospizgründung gelten. Bei seinem Tod im Jahre 1685 hinterließ er nahezu sein gesamtes Vermögen dem *Ospizio dei Convertendi*, dessen Entwicklung er als Mitglied der Kongregation seit 1675 persönlich

---

einnahmen. Hierauf wird in der in Bearbeitung befindlichen Dissertation näher einzugehen sein.

[43] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 315v–316r, abgedruckt bei Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 353.

[44] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 97rv/102r, fol. 98rv/101r.

[45] Zu den Anfängen des *Ospizio dei Convertendi* vgl. Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 313ff.

[46] ASV, Ospizio dei Convertendi 173, fol. 194r–195r. Eine Abschrift des Testamentes von Rasponi ebd. 40, fol. 55r–62v.

verfolgt und gefördert hatte.[47] Ein Großteil dieses Erbes bestand in seinem Palast im *Borgo Nuovo*, unweit von Sankt Peter gelegen, dessen Wert mit 30000 scudi taxiert wurde.[48] Hier fand das Hospiz, nachdem es in den ersten Jahren mehrfach innerhalb der Stadt umgezogen war, nun seine endgültige Unterkunft. Am 9. September 1685 bezogen *fratelli* und Gäste des Hospizes im Rahmen einer feierlichen Prozession den repräsentativen Palast an der Piazza Scossacavalli.[49] Neben den *entrate de frutti de Luoghi de monti* sollten in der Folgezeit vor allem die Mieteinnahmen aus den zahlreichen Geschäften und Werkstätten, die ebenfalls im genannten Palast untergebracht waren, zu einer zentralen Einnahmequelle werden. Mit der Übertragung des Erbes von Gastaldi an das Hospiz war die Einrichtung für die folgenden rund 200 Jahre abgesichert.[50]

Das Zusammenleben wurde durch umfangreiche Statuten geregelt, der Tages- und Wochenablauf sowie die Vorbereitung auf die Konversion waren detailliert vorgegeben. Die Zeit des Aufenthaltes im römischen Hospiz war mit einem täglichen, mehrstündigen Katechismusunterricht, zahlreichen spirituellen Übungen, der gemeinschaftlichen Lektüre geistlicher Bücher, verschiedenen Kirch- und Messbesuchen sowie dem Erlernen von Gebeten und Heiligenlitaneien zu verbringen.[51] Ferner sah das Hospiz für die Gäste den Besuch der heiligen Stätten vor. Über die wichtigsten Kirchen hinaus gehörten dazu die *Scala Santa*, die Katakomben sowie karitative Einrichtungen, um so den konversionswilligen Protestanten die Barmherzigkeit und Großzügigkeit der katholischen Kirche vor Augen zu führen. Viermal im Jahr, und zwar an Ostern, Fronleichnam, am Michaelstag und an Weihnachten stand der Besuch aller sieben Haupt-

---

[47] Eine Kopie des Testamentes von Gastaldi in ASV, Ospizio dei Convertendi 40, fol. 63r–69r. Zu Gastaldi vgl. zuletzt R. de Rosa, Gastaldi, Gerolamo, in: DBI, Bd. 52, Catanzaro 1999, S. 528f.

[48] ASV, Ospizio dei Convertendi 174, fol. 2v. Siehe auch Abb. 1 und 2.

[49] Zum feierlichen Einzug vgl. Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 325 mit Anm. 58.

[50] Dies ergibt eine Auswertung des Bestandes *Libro Mastro*, ASV, Ospizio dei Convertendi 173–177. Vgl. auch die Bulle Innozenz' XI. vom 22. April 1685, Bullarium Romanum XIX, Neapoli 1882, S. 680–682.

[51] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 110rv.

kirchen auf dem Programm.[52] Die durchschnittliche Aufenthaltszeit im Hospiz lag bei vier bis sechs Wochen, den Abschluss bildete die Abschwörung der „Häresie" vor dem Kommissar der Inquisition, die anschließende Beichte und der Empfang der Kommunion, sowie – im Idealfall – die Firmung.[53] Nach dieser hatten die Konvertiten das Haus innerhalb weniger Tage zu verlassen.[54]

Während absolute Zahlen über Konversionen in Rom aus der Zeit vor der Gründung des *Ospizio dei Convertendi* nicht vorliegen,[55] stellt sich die Überlieferungslage für die Folgezeit dank einer peniblen Buchführung im Hospiz günstiger dar. Namen und weitere persönliche Angaben der Insassen wurden nach einem vorgegebenen Schema in chronologischer Reihenfolge ihrer Ankunft in ein Gesamtverzeichnis eingetragen.[56] Neben Namen und Vornamen[57] sahen die Register folgende Rubriken vor: Laufende Nummer[58], Nation, Provinz, Ort, Be-

---

[52] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 97rv/102r sowie ebd. fol. 116r/121v.

[53] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 104r–107v. Diese Aufenthaltszeit wurde beispielsweise dann deutlich verlängert, wenn der Gast aufgrund von Krankheit mehrere Wochen im Hospital S. Spirito in Sassia verbrachte. Daneben gibt es auch kürzere Aufenthalte. Die hier angegebene Zeitspanne ergibt sich aus der exemplarischen Auswertung einiger Monate. Die bei Stannek angegebene durchschnittliche Dauer von drei Monaten muss korrigiert werden, vgl. A. Stannek, Konfessionalisierung des „Giro d'Italia"? Protestanten im Italien des 17. Jahrhunderts, in: Babel/Paravicini (wie Anm. 24) S. 555–568, hier S. 564. Nicht in allen Fällen erfolgte die Firmung in Rom, etwa wenn die Konvertiten schon vor dem nächsten Firmungstermin das Hospiz oder die Stadt verließen, vgl. auch Heinemann (wie Anm. 15) S. 115ff.

[54] Zur Unterstützung der Neukatholiken nach ihrem Hospizaufenthalt vgl. Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 336ff. sowie demnächst ausführlich meine Dissertation.

[55] Die Bestände der römischen Inquisition sind leider sehr lückenhaft. Es finden sich jedoch für das gesamte 17. Jh. zahlreiche Belege für Abschwörungen von *sponte comparentes* im Heiligen Offizium.

[56] ASV, Ospizio dei Convertendi 5 und 7.

[57] Die Vornamen, sowie die Herkunftsangaben wurden in der Regel in der italienischen Übersetzung vermerkt. Probleme bei der Identifikation bereiten oftmals die unterschiedlichen Schreibweisen der Namen sowie Uneinheitlichkeiten bei der Zuordnung von Städten und Territorien.

[58] Die in den Registern und entsprechend in der Sekundärliteratur angegebenen Zahlen sind zuweilen zu korrigieren, da es sich um Schreib- bzw. Zählfehler der entsprechenden Schreiber handelt.

ruf, Alter, Haarfarbe, Größe[59], bisheriger Glaube, Daten der Ankunft, Abschwörung, Firmung und Abreise sowie die Dauer des Aufenthaltes im Hospiz.[60] Darüber hinaus stand eine Spalte für weitere Bemerkungen und Beobachtungen zu den Konvertiten zur Verfügung, aus denen in vielen Fällen aufschlussreiche Zusatzinformationen über die Zukunftspläne der Gäste gewonnen werden können.[61]

Der erste Registerband umfasst die Jahre 1673 bis 1714 und enthält insgesamt 3538 Einträge[62], den Zeitraum von 1714 bis zum Jahr 1893 dokumentiert der zweite Band. Das Schema des jeweiligen Eintrags wurde hierin verkürzt, es finden sich keine Rubriken mehr zu den äußeren Merkmalen, auch die weiteren Bemerkungen zu den Konversionswilligen fehlen in der Regel. Berufsangaben werden erst wieder seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verzeichnet.[63] Auf

---

[59] Die Gäste mussten sich in der Regel mit einem Patent ausweisen. Vermutlich um einen Missbrauch der materiellen Unterstützung zu verhindern, wurden auch Angaben über die Physiognomie notiert. Eine ähnliche Kontrolle findet sich beispielsweise im Kölner Fernpilgerhospiz. Vgl. A. Lassotta, Pilger in Köln: Das Hospital zum Ipperwald und seine Passantenlisten aus den Jahren 1770–1790. Ein Beitrag zum Wallfahrtswesen am Ende des alten Reiches, in: Die Heiligen Drei Könige – Darstellung und Verehrung. Katalog zur Ausstellung des Wallraf-Richartz-Museums in der Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln, 1. Dezember 1982–30. Januar 1983, Köln 1982, S. 84

[60] Diese Spalte wurde nur in den ersten Jahren ausgefüllt und errechnet. Sie diente u. a. der Buchführung, Kostenkontrolle und Finanzplanung.

[61] Grundlegend zum Hospiz: Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33). Zu den französischen Konvertiten 1673–1700 vgl. Neveu (wie Anm. 33). Zur Herkunft der Konvertiten im Zeitraum 1673–1714 vgl. Stannek (wie Anm. 33).

[62] Im ersten Register werden insgesamt 3632 Gäste namentlich genannt, Stannek zählte hingegen 3511 Personen. Stannek (wie Anm. 33) S. 62. Diese Abweichungen gehen auf die erwähnten Zählfehler der Schreiber zurück. So folgt beispielsweise auf die laufende Nummer 2709 der Eintrag 2800, so dass 90 laufende Nummern übersprungen wurden. Weitere Beispiele dieser Art ließen sich anfügen.

[63] Relevantes Kriterium ist dabei immer der Zeitpunkt der Aufnahme im römischen Hospiz. Der Band selbst führt 5557 Gäste auf, doch sind auch in diesem Fall einige Korrekturen vorzunehmen, da beispielsweise für die Jahre 1715 bis 1717 nur jährliche Nummern verzeichnet wurden, die Jahresnummerierung dann aber ab dem Jahr 1718 als laufende Nummer fortgesetzt wird, so dass in der Endsumme 168 Konvertiten aus den Jahren 1715 und 1716 fehlen. Hinzu kommen weitere Nummerierungsfehler.

der skizzierten Grundlage lassen sich 5726 Einträge im zweiten Band ermitteln, wobei die Jahre nach 1750 unterproportional vertreten sind und die Zahlen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nie wieder erreicht wurden. Die Gesamtzahl von bisher 9264 namentlich fassbaren Personen lediglich aufgrund dieses Quellenbestandes für den Zeitraum von 1673 bis 1893 vermittelt eine Vorstellung von der Größenordnung des Phänomens innerchristlicher Konversionen in Rom.[64]

Wurden im Gründungsjahr 1673 nur 13 Gäste verzeichnet, stieg die Zahl im folgenden Jahr auf 53, im Heiligen Jahr 1675 gar auf 76. Bereits 1678 erreichte die Anzahl der jährlichen Insassen die Schwelle von 100 Personen. Neben diesen fest im Hospiz aufgenommenen Personen sind noch jene zu berücksichtigen, die Almosen oder materielle Unterstützung in Form von Mahlzeiten, Kleidung und/oder Reisegeld erhielten und oftmals am Katechismusunterricht teilnahmen. Sie wurden aus verschiedenen Gründen aber nicht im *Ospizio dei Convertendi* aufgenommen, sondern kamen anderweitig in Rom unter. In den ausgewerteten Registern werden sie nicht aufgeführt. Ihre Zahl ist bisher nicht zu beziffern, doch scheint sie nicht unerheblich gewesen zu sein, zieht man die überlieferten Almosenverzeichnisse für hospizexterne Konvertiten und Bedürftige heran.[65] Mit Blick auf die Anzahl der Konvertiten wird man aus der Sicht der katholischen Kirche eine erfolgreiche Entwicklung der römischen Einrichtung nicht von der Hand weisen können. Einerseits stützt das römische Material die Kennzeichnung des 17. Jahrhunderts als dem Konversionsjahrhundert.[66] Andererseits wird deutlich, dass mit Blick auf die hier ermittelten Konversionszahlen, die ihren eigentlichen Gipfelpunkt erst im ers-

[64] Vgl. dazu Graphik S. 212.

[65] ASV, Ospizio dei Convertendi 209ff. Außerdem finden sich besonders sozial höher gestellte Personen oftmals außerhalb des *Ospizio dei Convertendi*, vgl. etwa F. Noack, Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. Neudruck der Ausg. Stuttgart 1927, Aalen 1974, Bd. 1, S. 185ff. Die hier genannten Konvertiten konnten bis auf eine Ausnahme nicht im Hospiz namhaft gemacht werden konnten. Partiell mussten aber die Vertreter des Hospizes konversionswillige Protestanten auch aufgrund von Überbelegung abweisen bzw. auf einen späteren Zeitpunkt vertrösten.

[66] V. Press, Kriege und Krisen. Deutschland 1600–1715, Neue Deutsche Geschichte 5, München 1991, S. 303f.; U. Mennecke-Haustein, Konversionen, in: W. Reinhard/H. Schilling, Die katholische Konfessionalisierung, Refor-

ten Viertel des 18. Jahrhunderts erreichen, für eine adäquate Bewertung des Phänomens der Untersuchungszeitraum bis wenigstens 1750 ausgeweitet werden muss.[67]

An dieser Stelle kann es nicht um eine umfassende Auswertung der Register gehen, vielmehr sei lediglich auf einige erste Ergebnisse verwiesen. Detaillierte Auflistungen der Konvertiten nach ihrem Ursprungsland finden sich für die Jahre 1673–1700 bei Bruno Neveu und Sergio Pagano[68], während Antje Stannek eine graphische Auswertung der am häufigsten vertretenen Herkunftsländer für den Zeitraum 1673–1714, also dem Berichtszeitraum des ersten Registerbandes, liefert. Die kartographische Darstellung der Herkunftsländer der konversionswilligen Gäste entspricht zahlenmäßig der europäischen „Konfessionskarte" nach dem Westfälischen Frieden. Augenfällig ist die Dominanz der „Rompilger" aus dem Heiligen Römischen Reich, die bis 1714 rund 40 Prozent der Konvertiten ausmachten, gefolgt von den Engländern, Niederländern, Schweizern, Franzosen und Schotten; aus Schweden, Irland, Ungarn, Dänemark und Polen kam eine vergleichsweise geringe Zahl der Gäste.[69]

Überlegungen zu Berufsstruktur und sozialer Herkunft der Konvertiten sind aufgrund einer relativ dichten Quellenüberlieferung für den Zeitraum 1676 bis Mitte 1706 möglich. Für diese knapp 31 Jahre kommen für eine Auswertung 2070 Einträge in Frage.[70] Drei Gesell-

---

mationsgeschichtliche Studien und Texte 135, Gütersloh 1995, S. 242–257, hier S. 244.

[67] Allein für den Zeitraum 1673 bis 1750 konnten 6710 Insassen namentlich erfasst und ihre Daten zu Herkunft, Alter, Beruf, Geschlecht ausgewertet werden. Die Ergebnisse dieser Auswertung werden in der in Bearbeitung befindlichen Dissertation ausführlich vorgestellt.

[68] Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 326–328 mit kleineren Korrekturen zu Neveu (wie Anm. 33) S. 372f.

[69] Stannek (wie Anm. 33) S. 62–64 mit Fig. 1–3. Probleme bereiten die zeitgenössischen geographischen Zuordnungen. So werden die Straßburger auch nach 1681 noch oft als *tedeschi* bezeichnet, Genf und Savoyen wenigstens partiell Frankreich zugeordnet. Auch bezüglich der habsburgischen Erblande und der Niederlande finden sich zahlreiche Diskrepanzen.

[70] ASV, Ospizio dei Convertendi 5. Bei ca. 330 der genannten 2070 Personen liegen keine Berufsangaben vor. Meist handelte es sich bei ihnen um Frauen oder Kinder.

schaftsgruppen fallen bei der Analyse ins Auge: Handwerker und Künstler (ca. 20 Prozent), Angehörige des Militärs (ca. 16 Prozent) sowie Seeleute (ca. 17 Prozent). Unter letzteren sind sowohl jene zusammengefasst, die auf Kriegsschiffen eingesetzt waren, als auch solche, die auf Handelsschiffen angeheuert hatten. Ebenfalls nennenswert ist mit jeweils ca. fünf Prozent der Anteil von Studenten und von Adeligen. Auffällig gering ist die Anzahl von Angehörigen aus dem agrarischen Sektor.

Die Präsenz von Frauen war offenbar zunächst von äußeren Faktoren, konkret den räumlichen Umständen abhängig. Erst nachdem das Hospiz in den großzügig angelegten Palast an der Piazza Scossacavalli umgezogen war, konnte man einen Teil der Läden und Werkstätten in einen eigenen Trakt für die weiblichen Gäste umwandeln.[71] So erklärt sich vermutlich die Tatsache, dass in den ersten Jahren kaum Frauen aufgenommen wurden, 1690 aber der Anteil der Frauen erstmals auf über 30 Prozent stieg. Aufs Ganze gesehen stellten Frauen im Zeitraum von 1673 bis 1750 ca. 18 Prozent der Insassen, in zahlreichen Jahren wurde aber auch die Marke von 25 Prozent überschritten.[72] Schon aufgrund dieser Zahlen wird deutlich, dass Konversionen nicht eine Randerscheinung, sondern ein verbreitetes und ein alle soziale Schichten umfassendes Phänomen darstellten.[73]

4. Bei der Interpretation der eingangs zitierten Quellen ist ihr besonderer Entstehungskontext zu beachten. Es handelt sich um Befragungsprotokolle, die bei der Aufnahme der „Häretiker“ oder der

---

[71] ASV, Ospizio dei Convertendi 173, fol. 90v, 108v, 231v. Im Jahr 1687 stellte man den Frauen 1,5 *botteghe* zur Verfügung, 1693 weitete man den Platz für das *Ospizio delle donne* bereits auf insgesamt vier b*otteghe* aus.

[72] Die bei Stannek (wie Anm. 33) S. 73 angegebene Zahl von ca. zehn Prozent bzw. der von Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 341 ermittelte Wert von acht Prozent müssen damit korrigiert werden.

[73] Ähnliche Beobachtungen für die Schweiz bei Hodler (wie Anm. 22). Auch die von Schacher publizierten Quellen verdeutlichen, dass Konversionen ein wenn zwar nicht alltägliches, so aber doch häufig zu konstatierendes Phänomen darstellten. J. Schacher, Luzerner Akten zur Geschichte der Konvertiten 1580–1780, Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 57 (1963) S. 1–36, 165–220, 303–341; ders., Die Konvertitenkataloge der Schweizer Kapuzinerniederlassungen: 1669–1891, 2 Bde., Freiburg 1992.

bereits konvertierten Personen im römischen Hospiz angefertigt wurden.[74] Sie sind gleichsam Bestandteil der Aufnahmemodalitäten, für die detaillierte Regelungen vorgesehen waren. *Quando uno si presenta alla nostra portaria, e domanda d'esser ricevuto p[er] esser instrutto il Direttore chiama a sé il Catechista di sua lingua, et un'altro di casa, che serva di scrivano; entrati tutti quattro nell'Oratorio domandino a Dio Lume in affare così nascosto con dire almeno la prima strofa del* Veni Creator Spiritus. *Indi postisi a sedere con tutto il tempo necessario senza fretta si faccino le interrogationi; e tutto si scriva p[er] conservarle e confrontarle a suo tempo, dovendosi fare p[er] tal effetto una minuta dell'esame da persona perita; il che terminato, il Direttore senta il voto del Catechista e d'altri se vuole e risolva d'accettarlo o licentarlo, se la cosa è probabilmente certa; se dubbia puol' differire e darli intanto a mangiare alla porta.*[75]

Notiert wurden in der Regel jene biographischen Daten, die anschließend auch Eingang in die bereits vorgestellten Register fanden, sowie die dort verzeichnete laufende Nummer. Diesen Informationen folgten Angaben über den Glauben der Eltern[76] sowie über die verschiedenen Lebens- und Reisestationen. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Umständen der religiösen Bekehrung, der Bereitschaft zur

---

[74] ASV, Ospizio dei Convertendi 14.

[75] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 96r. An anderer Stelle wird ausgeführt: *Quando si presenterà l'ospite per essere ricevuto nell'Ospizio, o sia uomo o sia donna, deve far avvisare quel catechista, secondo la nazione di detto ospite, al quale spetterà istruirlo, e prima di riceverlo ed ammetterlo deve essere bene esaminato, da qual paese venga, quanto tempo sia che da quello manchi, se sia solo o in compagnia, e particolarmente, con tutta buona maniera ed attenzione, procurare di conoscere le care che possa il detto ospite o ospita havere in dosso, con li loro fagotti, per prendere da questi tutti quelli maggiori lumi e notizie che si possono, per bene assicurarsi che veramente non sia cattolico, e che meriti di essere ricevuto ed istruito...*, ASV, Ospizio dei Convertendi 40, fol. 88r–92v, abgedruckt auch bei Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 371.

[76] Dies war unter kanonistischen Gesichtspunkten von grundlegender Bedeutung, wurde doch zwischen den in der Häresie geborenen und jenen Häretikern, die vom katholischen Glauben abgefallen waren, unterschieden. Zur materiellen und formalen Häresie vgl. Heinemann (wie Anm. 15) S. 23f.

Konversion und zur Reise nach Rom zuteil. In diesem Zusammenhang waren auch die Namen jener Personen von Interesse, die an der Konversionsentscheidung beteiligt waren. Die potenziellen Konvertiten mussten ihre Lebens- und Reisestationen sowie ihre nichtkatholische Herkunft, wenn möglich, durch entsprechende Dokumente belegen. Damit ähneln die vorliegenden Protokolle in Struktur und Aufbau jenen Prozessakten und Abschwörungsformularen der römischen Inquisition, deren Frageraster durch Inquisitionsmanuale geregelt waren. Offenbar orientierte sich das Befragungsschema des Konvertitenhospizes an der Praxis der benachbarten Institution.[77]

Die Befragung und ihr schriftlicher Niederschlag dienten folglich vor allem dazu, die Konversionsabsichten der Probanden zu prüfen. In gewisser Weise gerieten die Vertreter des Hospizes dadurch in einen Zielkonflikt; einerseits sollten mittels rigoroser Kontrollen Simulanten und Betrüger aufgespürt werden, andererseits durften noch zögerliche Probanden nicht davon abgebracht werden, in den „Schoß der katholischen Kirche" aufgenommen zu werden. Dementsprechend sollte bei der Aufnahme durchaus großzügig verfahren werden, selbst ein schwacher Hinweis auf eine Konversionsabsicht sollte ernst genommen werden, war es doch in den Augen des Mentors Leslie den Intentionen des Hauses dienlicher *che cento furbi ingannino noi che perisca un'anima per le nostro troppo grandi circonspettioni.*[78]

[77] Aus den Jahren 1682 und 1686 haben sich zahlreiche standardisierte und vorgedruckte Prozessakten für aus dem Hospiz kommende Protestanten erhalten. ACDF, St. St. M 4- g, h. In anderen Häresiefällen wurden von der Inquisition in der Regel ausführliche, individuelle Protokolle angefertigt. Vgl. das Inquisitionsmanual von Desiderio Cardinale Scaglia, ACDF, St. St. Q 2-g. Besonders aufschlussreich in diesem Fall die *Annotationi al CAP. II: De gli Heretici sponte comparenti*, ebd. fol. 117f. Eine ähnliche Fassung (ohne die genannten Anmerkungen), allerdings unkritisch ediert, von A. Mirto, Un inedito del seicento sull'Inquisizione, Nouvelles de la Republique des lettres 1985, S. 99–38, hier besonders S. 104f. Vgl. auch J. Tedeschi, The Roman Inquisition and Witchcraft: An early Seventeenth-Century „Instruction" in Correct Trial Procedere, in: ders., The Prosection of Heresy. Collected Studies on the Inquisition in Early Modern Italy, Medieval & Renaissance texts & studies 78, New York 1991, S. 205–227.

[78] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 294r–333r, hier fol. 314r, abgedruckt bei Pagano, L'Ospizio (wie Anm. 33) S. 352.

Vergleichbare Quellen fanden in den letzten Jahrzehnten als Ego-Dokumente ein wachsendes Interesse in der historischen Forschung. Besonders Befragungs- und Verhörprotokolle erwiesen sich etwa für die Sozial- und Mentalitätsgeschichte als wertvoll.[79] Allein im Archivio Segreto Vaticano haben sich rund 550 der hier interessierenden Befragungsprotokolle aus den Jahren 1689 bis 1702 erhalten; somit liegen von ca. 70 Prozent der 808 in diesem Zeitraum beherbergten Hospizinsassen ausführlichere Protokolle vor. Für weitere Konvertiten sind zwar „Akten" überliefert, außer Namen und Angaben über Almosen erhalten diese aber keine weiterführenden Informationen.[80]

Eine Analyse dieser Quellen hat freilich spezifische methodische Probleme zu berücksichtigen. In ihnen spiegeln sich religiöse Erwartungshaltungen und Vorstellungen aus unterschiedlichen Perspektiven. Die Befragten scheinen nicht selten darüber informiert gewesen zu sein, welche Argumente und Motive opportun waren, um im *Ospizio dei Convertendi* aufgenommen zu werden. Andererseits scheinen auch die Vertreter des Hospizes bestimmte Formulierungsmuster und Begründungen vorgegeben zu haben. So tauchen in den Protokollen nahezu standardisierte Phrasen auf wie etwa *l'antichità ed uniformità della Chiesa Cattolica Romana*[81] oder *che la fede cattolica è l'unica per salvarsi*[82] oder auch die Hervorhebung der *verità della*

[79] W. Schulze, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte?, in: Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlaß seines 65. Geburtstages, hg. v. B. Lundt/H. Reimöller, Köln–Weimar–Wien 1992, S. 417–450, hier S. 428f. sowie S. 435; Vgl. auch den Tagungsband W. Schulze (Hg.), Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte, Selbstzeugnisse der Neuzeit 2, Berlin 1996; R.-P. Fuchs/W. Schulze, Zeugenverhöre als historische Quelle – einige Vorüberlegungen, in: Dies. (Hg.), Wahrheit, Wissen, Erinnerung. Zeugenverhörprotokolle als Quellen für soziale Wissensbestände in der Frühen Neuzeit, Wirklichkeit und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit 1, Münster 2002, S. 7–40.

[80] Allerdings enthält der Faszikel auch kleinere und größere Lücken, offenbar sind diese Blätter verloren gegangen. Eine umfassende und systematische Auswertung dieser Protokolle erfolgt im Rahmen meiner Dissertation.

[81] Vgl. beispielsweise ASV, Ospizio dei Convertendi 14, No. 1867, 1869, 1872, 1876, 1878, 1879, fol. n. n.

[82] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, No. 1796, 1808, fol. n. n.

fede cattolica.[83] Solche Stereotypen wurden den Konversionswilligen offensichtlich wiederholt gleichsam in den Mund gelegt. Im Einzelfall scheint es schwierig, solche Versatzstücke für eine Analyse zu verwerten. Doch das Studium einer dichten Folge von Berichten aus der Hand weniger, zudem identifizierbarer Schreiber bzw. Katechisten innerhalb eines geschlossenen Zeitfensters lässt über Gemeinsamkeiten, stereotype Formulierungen, standardisierte Konversionsmotive und toposartige Begründungen hinaus auch individuelle Argumente erkennen. Gerade diese aber sind von besonderem Interesse und dürften auf spezifische Diskurselemente zwischen potenziellen Konvertiten und Katechisten verweisen.

Dabei kann es nicht darum gehen, nach den vermeintlich „wahren" Motiven der Konvertiten zu fragen, selbst Annäherungen sind hier wohl nur im Ausnahmefall möglich. Ebenso wenig erscheint es sinnvoll, grundsätzlich zwischen religiös motivierten und opportunistischen bzw. strukturell bedingten (z. B. politisch, wirtschaftlich oder familiär begründeten) Glaubenswechseln zu unterscheiden,[84] zumal in der Regel mehr als ein Motiv hinter der jeweiligen Konversion gestanden haben dürfte. Vielmehr, dies haben die eingangs angeführten Beispiele verdeutlicht, gerät vieles aus Lebensweise und sozialem Umfeld der Konvertiten in den Blick, gewinnt man Einsichten in die Gedankenwelt von Schneidern und Soldaten, Studenten und Frauen, die in Rom zum katholischen Glauben konvertierten. Die Quellen lassen somit direkt und indirekt Personengruppen zu Wort kommen, über deren Konversionshintergründe Historiker vergleichsweise selten etwas erfahren.

Es finden sich aufschlussreiche Hinweise auf individuelle Entscheidungen sowie die soziokulturellen Rahmenbedingungen, die für den Konversionsentschluss im Einzelfall ausschlaggebend waren. Eine gewisse Kontrolle gestatten die dokumentierten Informationen über Lebens- und Reisestationen der Konvertiten. Erst das „gegen den Strich lesen" und die Auswertung aller erhaltener Protokolle schärfen

---

[83] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, No. 1801, 1804, fol. n. n.

[84] Vgl. den Versuch einer solchen Differenzierung bei K. Alland, Über den Glaubenswechsel in der Geschichte des Christentums, Theologische Bibliothek 5, Berlin 1961, besonders S. 119ff.

den Blick für die verschiedenen Inhalts- und Bedeutungsebenen. Diese systematisch voneinander abzugrenzen ist zwingende Voraussetzung, um einer Über- bzw. Falschinterpretation der Ergebnisse vorzubeugen. Die Einbeziehung und komplexe Analyse der hier notwendigerweise nur skizzenhaft vorgestellten Befragungsprotokolle in Verbindung mit den vorliegenden statistischen Ergebnissen verdeutlichen somit die Bandbreite möglicher sozialer Kontexte, auslösender Faktoren sowie von Strategien und Argumentationsmustern.

5. Es liegt nahe, aufgrund der ausführlichen Informationen der Register den Zusammenhang zwischen der Herkunft der Personen und möglichen Konversionsgründen der Probanden zu untersuchen. Folgende Fragen sind in diesem Zusammenhang von Interesse: Wirkte sich eine gemischtkonfessionelle Zusammensetzung des Heimatterritoriums auf die Zahl der aus diesen Gebieten stammenden Konvertiten aus, bzw. erleichterte die räumliche Nachbarschaft zur anderen Konfession die Entscheidung zur Konversion? Lassen sich Auswirkungen von Kriegen, von politischen, religionspolitischen Entscheidungen oder Glaubenswechseln in Fürstenhäusern auf die Konversionsbereitschaft der Untertanen nachweisen? Stieg in Heiligen Jahren auch die Zahl der nach Rom reisenden Konversionswilligen? Im Folgenden soll zumindest angedeutet werden, dass die seriellen und statistisch auswertbaren Quellen mit Blick auf vermeintliche „Konversionswellen" mit Vorsicht zu interpretieren sind.

Bei einer vordergründigen Betrachtung drängen sich einige der genannten Korrelationen auf, und auf entsprechende Zusammenhänge wurde in den wenigen vorliegenden Studien explizit verwiesen. So geht die Präsenz der schwedischen Konvertiten nach dem Tod Christines von Schweden deutlich zurück. Offenbar ihrem Beispiel folgend und partiell in der Hoffnung, am römischen Hof der abgedankten Königin Anstellung zu finden, kamen bis 1689 nicht wenige Schweden nach Rom, um hier zum katholischen Glauben zu konvertieren.[85] So fand etwa Isaac le Felure 1685 als Kammerdiener am Hofe der damals

[85] Von den insgesamt 121 Schweden, die für die Zeit von 1673–1750 in den Registern verzeichnet sind, kamen allein 50 bis zum Jahr 1688. ASV, Ospizio dei Convertendi 5 und 7.

berühmtesten Konvertitin in Rom eine Beschäftigung und der Schwede Giovanni Gens diente ihrem Sekretär. Der 14-jährige Giorgio Nicolò d'Werne, selbst adeliger Herkunft, befand sich hingegen nach seiner Konversion *in cura della Regina di Suetia* und studierte bei der *Propaganda Fide*.[86]

In der relativen Dominanz der englischen Konvertiten in den Jahren 1685–1688 scheinen sich die politischen Verhältnisse auf der Insel zu spiegeln, betrieb doch Jakob II. nach einer Phase der Restauration der anglikanischen Staatskirche unter Karl II. eine massive Rekatholisierungspolitik. Dementsprechend gehen die Zahlen der englischen Konvertiten seit dem Sturz Jakobs II. ab dem Jahr 1689 deutlich zurück.[87] Antje Stannek konnte zeigen, dass in dem von ihr exemplarisch ausgewerteten Jahr 1711 der Großteil der aus dem Heiligen Römischen Reich stammenden Konvertiten aus den vornehmlich gemischtkonfessionellen Gebieten Brandenburg, Preußen, Schlesien und Sachsen stammten.[88] Diese Beobachtungen legen es nahe, in der nachbarschaftlichen Nähe und den damit einhergehenden Kontakt- und Austauschmöglichkeiten in den genannten Gebieten Hintergründe für die Konversionen erkennen zu wollen. Auch das Ansteigen der Zahl französischer Konvertiten im Zeitraum 1676–1678 deutet auf Auswirkungen der sich zuspitzenden Situation für die Hugenotten in Frankreich vor der Widerrufung des Ediktes von Nantes im Jahre 1685 hin.[89] Andererseits ist beispielsweise keine Wechselwirkung zwischen der Zahl der aus Sachsen stammenden Konvertiten und der Konversion August des Starken für die Zeit nach 1697 feststellbar.[90] Unterschiedlich hoch ist auch der Andrang in den Heiligen Jahren. Während man in den Jahren 1700 und 1749/1750 ein deutliches Ansteigen der Konvertitenzahlen konstatieren kann, war die Zahl im Heiligen Jahr 1725 mit nur 27 Neuaufnahmen so gering wie zu Beginn der 1690er Jahre nicht mehr. Das Jubeljahr 1675 muss hier unberücksich-

---

[86] ASV, Ospizio dei Convertendi 5, fol. 31v–32r, No. 832, fol. 17v–18r, No. 442 und ebd. No. 467. Weitere Beispiele ließen sich anfügen.
[87] Vgl. Stannek (wie Anm. 33) S. 64, Abb. 3.
[88] Ebd. S. 65f. mit Karte 2.
[89] Ebd. S. 64 mit Abb. 3.
[90] Ebd. S. 66.

tigt bleiben, da das *Ospizio dei Convertendi* sich noch in seiner Etablierungsphase befand.[91]

Doch zurück zu den eingangs zitierten Beispielen: Der schwedische Tischler zog bereits seit über neun Jahren durch ganz Europa und hielt sich während dieser Zeit sowohl in protestantischen als auch in katholischen Regionen auf. Der Soldat aus der Pfalz zählt mithin zu der großen Zahl von Soldaten, die während der Frühen Neuzeit jahrelang auf den Straßen Europas unterwegs waren. Adam Bennet wiederum brannte, salopp formuliert, mit zwei Freunden durch, um seine Italiensehnsucht zu stillen. Auch er war bereits mehrere Jahre zuvor studienbedingt fern der Heimat. Zahlreiche weitere Beispiele ließen sich an dieser Stelle anfügen.

Über Monate oder gar Jahre hinweg unterwegs zu sein, stellte im 17. und 18. Jahrhundert für Mitglieder des Adels sowie für Studenten, für Soldaten, Handwerker und Künstler keine Seltenheit dar. Die Beweggründe des Unterwegsseins waren dabei entsprechend ihrer sozialen Stellung ganz unterschiedlicher Natur. Waren die Handwerksgesellen im Rahmen ihrer Berufsausübung auf Wanderschaft, gingen Kaufleute in ganz Europa ihren Geschäften nach. Militärwerber und Söldner zogen den wechselnden Kriegsherrn und Kriegsschauplätzen im frühneuzeitlichen Europa hinterher, Studenten besuchten die angesehenen europäischen Universitäten,[92] Angehörige des Adels wiederum zog es im Rahmen ihrer standesgemäßen Bildungsreise nach Italien.[93] Just diese Berufsgruppen sind im römischen Konvertitenhospiz zahlenmäßig am stärksten vertreten, Gruppen also, die aufgrund ihrer sozialen und beruflichen Herkunft geographisch in hohem Maße

[91] Siehe Graphik S. 212.

[92] Vgl. etwa C. A. Zonta, Schlesische Studenten an italienischen Universitäten: eine prosopographische Studie zur frühneuzeitlichen Bildungsgeschichte, Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 10, Köln 2004.

[93] Auf die umfängliche, nicht leicht analytisch zu erschließende Reiseliteratur kann hier nur kursorisch verwiesen werden, vgl. stellvertretend die jüngsten Publikationen zur adligen Bildungsreise: Babel/Paravicini (wie Anm 24); A. Stannek, Telemachs Brüder. Die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts, Geschichte und Geschlechter 33, Frankfurt–New York 2001; M. Leibetseder, Die Kavalierstour. Adlige Erziehungsreisen im 17. und 18. Jahrhundert, Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 56, Köln–Weimar–Wien 2004.

mobil waren. Im Gegenzug erklärt sich die relativ geringe Zahl jener Konvertiten, die aus bäuerlich und ländlich geprägten sozialen Schichten nach Rom kamen, oder um es mit den Worten Arnold Eschs zu formulieren: „Bauernjungen laufen eben nicht nach Italien."[94]

Anhand dieser wenigen Beispiele wird deutlich, dass man die Frage, warum und über welche (Um-)Wege die Probanden nach Rom kamen, nicht verallgemeinernd wird beantworten können. Nur auf der Grundlage des sozialstatistischen Materials können auch „Konversionswellen" nicht hinreichend erklärt werden. Zu komplex sind die jeweiligen soziokulturellen Hintergründe der einzelnen Konversion, dies freilich erschließt sich nicht aus der bisher punktuell ausgewerteten Registerüberlieferung. Wären die Befragungsprotokolle nicht erhalten, käme es aufgrund einer sozialstatistischen Analyse allein zu gravierenden Fehlinterpretationen. Erst die Berichte legen offen, dass der Weg nach Rom selten ein direkter war. Das Unterwegssein war zu oft von langer Dauer und der Ankunftszeitpunkt in der Ewigen Stadt von Zufällen abhängig, um Korrelationen zwischen Herkunft, Romreise, Konversionszeitpunkt und politisch bzw. religionspolitischen Faktoren in der Heimat nachweisen zu können.

6. Eine der zentralen Thesen des Konfessionalisierungsparadigmas besagt, dass sich konfessionelle Identitätsstiftung und damit einhergehende Abgrenzung zu den jeweiligen Konfessionen innerhalb des Territoriums, innerhalb der Gemeinde und der Pfarrei vollzogen. Diese Entwicklung verlief in gemischtkonfessionellen Gebieten ungleich komplizierter, doch gerade durch die nachbarschaftliche Nähe kam es hier neben einem meist friedlichen Nebeneinander auch zu einer deutlicheren konfessionellen Identitätswahrung und Abgrenzung, die Etienne François als „unsichtbare Grenze" bezeichnete.[95]

---

[94] A. Esch, Italien von unten erlebt. Handwerker, Arbeitsuchende, Vagabunden in den Akten eines deutschen Hilfsvereins in Rom 1896–1903, in: Ders., Wege nach Rom. Annäherungen aus zwei Jahrhunderten, München 2003, S. 152–178, hier S. 158 mit Blick auf den deutschen Hilfsverein in Rom am Ausgang des 19. Jh.

[95] François, Die unsichtbare Grenze (wie Anm. 22); H. Schilling, Nationale Identität und Konfession in der europäischen Neuzeit, in: B. Giesen (Hg.), Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven

Im Rahmen der zahlreichen, teils heftig geführten Diskussionen um das Konfessionalisierungsparadigma, für manche das Deutungsmodell der Frühneuzeitforschung schlechthin, ist u. a. an den Aspekten des „Zwanges zur Abgrenzung" und der damit einhergehenden kollektiven Identitätsstiftung immer wieder Kritik laut geworden.[96] Noch jüngst wurde gefordert, interkonfessionelle Prozesse stärker in den Blick zu nehmen, um die Validität des Paradigmas und die Grenzen von Konfessionalisierbarkeit auszuloten. Dabei sind unter Interkonfessionalität in Anlehnung an Thomas Kaufmann „Austauschprozesse zwischen einzelnen Personen oder Gruppen verschiedener konfessioneller Milieus oder verschiedener konfessioneller Einheiten" zu verstehen, die auch „in Bezug auf ihre Rückwirkung auf die jeweilige Konfession von Interesse sein dürften."[97] Sind aus der Sicht der hier vorgestellten Quellen und der Tatsache, dass es sich nicht um vereinzelte Fälle, sondern um ein „Massenphänomen" handelt, zentrale Elemente des Paradigmas in Frage zu stellen?

Im Folgenden sollen an einigen Beispielen die sozialen und zeitlichen Kontexte des Entscheidungsprozesses zur Konversion illustriert werden. Einflussfaktoren finden sich oft im beruflichen Umfeld, so etwa bei Giorgio Ridolfo Zwingenberg, den es im Rahmen seiner Berufsausübung als Barbier zunächst über Berlin nach Küstrin und

---

Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt 1991, S. 192–252; Vgl. zur konfessionellen Identität auch A. Schindling, Konfessionalisierung und Grenzen der Konfessionalisierbarkeit, in: Ders./W. Ziegler (Hg.), Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650. Bd. 7: Bilanz – Forschungsperspektiven – Register, S. 9–44, hier S. 31f. An dieser Stelle kann der Forschungsstand über das Konfessionalisierungsparadigma nicht detailliert diskutiert werden. Eine Zusammenfassung der Debatte bei U. Lotz-Heumann, The Concept of „Confessionalization": a Historiographical Paradigm in Dispute, Memoria y Civilización 4 (2001) S. 93–114. Vgl. auch H. Schnabel-Schüle, Vierzig Jahre Konfessionalisierungsforschung – eine Standortbestimmung, in: P. Frieß/R. Kießling, Konfessionalisierung und Region, Forum Suevicum 3, Konstanz 1999, S. 23–40; Th. Kaufmann, Einleitung: Transkonfessionalität, Interkonfessionalität, binnenkonfessionelle Pluralität – Neue Forschungen zur Konfessionalisierungsthese, in: Greyerz, Interkonfessionalität (wie Anm. 22) S. 9–15.

[96] Zu diesem und dem folgenden Volkland (wie Anm. 22) S. 99f. und Hodler (wie Anm. 22) S. 291.

[97] Kaufmann (wie Anm. 95) S. 15.

von dort schließlich nach Graz zog, wo er häufig Gespräche mit einem bereits konvertierten Berufskollegen führte.[98] Der in den römischen Quellen als *nobile* bezeichnete Giovanni Leopoldo Zahn gab ebenfalls seinen Dienstherren Andre de Bischi, der selbst zum Katholizismus konvertiert war, als Gewährsmann für seine ernsthaften Konversionsabsichten an.[99]

Der Oranienburger Koch Giovanni Gräber, gebürtiger Lutheraner, verließ bereits vier Jahre vor seiner Ankunft in Rom die Heimat, und verbrachte als Begleiter eines *cavalliere* mehrere Jahre in Bautzen und Wien. In der kaiserlichen Residenzstadt trat er in die Dienste des florentinischen Botschafters, mit welchem er sich nach neun Monaten in dessen italienische Heimat begab. Der aus Hannover stammende Schneider Giovanni Rust, der während der Zeit seiner Gesellenwanderschaft im fernen Wien oftmals katholische Gottesdienste besucht hatte, will durch zahlreiche Gespräche mit einem Jesuiten von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugt worden sein.[100] Das katholische Umfeld in Wien, Graz und Florenz beeinflusste in diesen Fällen die Entscheidung zur Konversion offensichtlich maßgeblich.[101]

Die Auswirkungen des engen Zusammenlebens von Katholiken und Protestanten werden besonders bei den Mitgliedern von Armeen und auf den zahlreichen Kriegs- und Handelsschiffen des frühneuzeitlichen Europa greifbar.[102] Konfessionsgrenzen wurden hier, so scheint es, relativ leicht überschritten. Protestanten suchten in Italien oder Spanien aus *curiosità* katholische Kirchen auf, oftmals kam es zu Diskussionen unter den Mitgliedern von Schiffsbesatzungen oder Soldaten über religiöse Themen, wie etwa bei Tobia Willems, der da-

---

[98] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n.n.; ebd. 5, fol. 71v–72r, No. 1817.

[99] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n.n.; ebd. 5, fol. 63v–64r, No. 1619.

[100] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n.n.; ebd. 5, fol. 72v–73r, No. 1843.

[101] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n.n.; ebd. 5, fol. 72v–73r, No. 1845. Vgl. auch Christ (wie Anm. 10) S. 369f.

[102] Zur gemischtkonfessionellen Zusammensetzung der Truppen vgl. R. Pröve, Reichweiten und Grenzen der Konfessionalisierung am Beispiel der frühneuzeitlichen Militärgesellschaft, in: Greyerz (wie Anm. 22) S. 73–90. Vgl. auch Christ (wie Anm. 10) S. 370f.

durch zur Konversion angeregt wurde.[103] Wieder waren es die Ferne zur Heimat und die damit einhergehende „Aufweichung" konfessioneller Identität, gepaart mit einer Portion Neugier an den Glaubensinhalten der anderen Konfession, die die Bereitschaft zur Konversion beeinflussen konnten.

Wie komplex und langwierig der Prozess bis zur tatsächlichen Abschwörung verlaufen konnte, wird am Beispiel des Soldaten Giovanni Cristoforo Bretschneider deutlich. Zwölf Jahre verdingte er sich in den Diensten verschiedener Herren und Armeen, und in dieser Zeit reiste er vom Rhein nach Piemont, Katalanien und Barcelona bis er schließlich gemeinsam mit Marchese Spada, nach Rom kam *[...] pratticando tanti anni con li cattolici, spesse volte fu stimolato ad abbracciar la fede cattolica, ma per paura di perdere tutto quella, che ha lasciato a casa sua, non volse mai consentire.*[104] Tatsächlich verließ er zunächst Rom, konvertierte erst bei einem späteren Aufenthalt in der Ewigen Stadt und diente anschließend der Tochter seines ehemaligen Dienstherren.

Religiöse Einflussnahme lässt sich oftmals in familiären Kontexten beobachten. In konfessionellen Grenzregionen, weniger hingegen in paritätischen Städten, waren gemischtkonfessionelle Ehen keine Seltenheit, auch wenn katholischer Klerus und protestantische Kirchenführer gegen diese Mischehen argumentierten bzw. polemisierten.[105] Familieninteressen oder wirtschaftliche Überlegungen ließen im Einzelfall konfessionelle Gegensätze überwindbar erscheinen. Nicht selten leistete einer der beiden Partner das Versprechen zur Konversion bereits bei der Eheschließung. Zu dieser Gruppe zählt die 23-jährige Engländerin Anna Phiesy, die im Heiligen Jahr 1700 mit ihrer kleinen Tochter nach Rom kam. Bereits in ihrer Jugend habe sie einen *affetto alla Religione Cattolica* entwickelt, während sie in einem katholischen Haushalt Musikunterricht erhielt; durch die Ehe mit einem Katholiken erfolgte schließlich endgültig der Anstoß zur Kon-

---

[103] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n. n.; ebd. 5, fol. 51v–52r, No. 1300.

[104] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n. n.; ebd. 5, fol. 71v–72r, No. 1839.

[105] Luria (wie Anm. 22) S. 67f.; François (wie Anm. 22) S. 190–203. Das paritätische System etwa in Augsburg institutionalisierte das Nebeneinander der Konfessionen, Mischehen blieben hier vergleichsweise selten.

version.[106] Hier waren die Bindungen durch die Heirat über die konfessionellen Grenzen hinweg aufgebrochen. In anderen Fällen wurde durch die Konversion des Partners ein neues religiöses Umfeld geschaffen. An der Konversion des eingangs angeführten schwedischen Handwerkers Luca Schmaltz wird ferner deutlich, dass es nicht immer die Ehefrauen waren, die den Glauben des Mannes annahmen, sondern die Einflussnahme in beide Richtungen erfolgen konnte. Im Fall des jungen Studenten Giovanni Battista Mayer aus Nürnberg wurde der bereits zuvor konvertierte Bruder nach dem Tod der lutherischen Eltern zur wichtigsten familiären Bezugsperson, die ihn zum Konfessionswechsel überredete.[107] Bislang kaum untersucht sind die Auswirkungen von Mischehen auf das konfessionelle Zugehörigkeitsgefühl der Kinder.[108] Dass konfessionelle Spaltung und Zerrissenheit des Elternhauses nach langjährigen Zweifeln zur Konversion führen konnten, zeigt sich beispielsweise an Giovanni Beervort, der nach dem frühen Tod des katholischen Vaters von einem calvinistischen Onkel mütterlicherseits aufgezogen wurde, im Alter von 34 Jahren jedoch wieder zum katholischen Glauben zurückkehrte.[109]

Der Gefahr einer möglichen Konversion, die mit „Auslandserfahrungen" und entsprechenden Kontaktmöglichkeiten verbunden sein konnte, waren sich Angehörige aller Konfessionen bewusst. Der reformierte Landgraf Moritz von Hessen-Kassel verfügte 1612 beispielsweise, dass die hessischen Prinzen und Adeligen „zu den Heerlagern und Universitäten der Hugenotten und in die Niederlande ziehen sollten, während er ausdrücklich vor Italien und Spanien warnte, weil dort Schwierigkeiten und Verführung in der Religion und in profanen Sachen zu erwarten seien."[110] Entsprechende Befürchtungen werden auch in Abhandlungen zeitgenössischer Reiseschriftsteller formuliert, die beim Besuch fremdkonfessioneller Gebiete mit Blick auf religiöse

---

[106] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n.n., No. 1844; ebd 5, fol. 72v–73r.

[107] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n.n., No. 1331; ebd. 5, fol. 52v–53r.

[108] Vgl. François (wie Anm. 22) S. 198f. Vgl. auch U. Küppers-Braun, „Kinder-Abpracticirung": Kinder zwischen den Konfessionen im 18. Jahrhundert, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001) S. 208–225.

[109] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n.n. No. 1787.

[110] Zit. nach H. Th. Gräf/R. Pröve, Wege ins Ungewisse. Eine Kulturgeschichte des Reisens 1500–1800, Frankfurt 2001, S. 43.

Diskussionen zur Vorsicht und Zurückhaltung mahnten.[111] Für Angehörige des Adels konnte bereits in mehreren Studien gezeigt werden, dass die Strahlkraft Roms einen Glaubenswechsel nach sich ziehen konnte.[112] Dieses gilt in gleichem Maße für die Angehörigen anderer Gesellschaftsschichten. Den Soldaten Matteo Silber aus der Pfalz, mehrere Jahre in Frankreich, Genf und Neapel im Militärdienst unterwegs, trieb zunächst touristische Neugier nach Rom. Hier erlebte er die prachtvoll ausgestalteten Zeremonien der Karwoche des Heiligen Jahres 1700, die seinen Angaben zufolge den Anstoß für seine Konversionsbereitschaft gaben.[113] Explizit nicht mit dem Wunsch nach Rom gekommen, um zu konvertieren, sondern *per veder Roma* fand sich der Engländer Roberto Moore in der Ewigen Stadt ein.[114] Nach jahrelangem Dienst auf verschiedenen Schiffen, die unter englischer Flagge auf dem Mittelmeer unterwegs waren, kam er von Neapel aus in die Stadt am Tiber und wurde vom *Collegio Inglese*, seiner ersten Anlaufstation, ins *Ospizio dei Convertendi* geschickt, nachdem man von seiner protestantischen Herkunft erfahren hatte. Offenkundig griff hier das lokale Netzwerk der römischen, karitativen Einrichtungen und begünstigte den Entschluss zur Konversion.

Soziale und konfessionelle Bezugssysteme in heimatlicher, vertrauter Umgebung waren in den angeführten Fällen bereits aufgebrochen.[115] Mit anderen Worten, die Mobilität des Einzelnen, die temporäre oder dauerhafte Loslösung aus der ursprünglichen konfessionellen Bezugsgruppe und die verschiedensten Kontakt- und Kommunikationsmöglichkeiten bildeten einen Nährboden für eine mögliche Konversion, unabhängig davon, ob die Entscheidung relativ spontan getroffen wurde oder aber das Ergebnis längerer Reflektio-

---

[111] Stannek (wie Anm. 53) S. 556ff.

[112] Christ (wie Anm. 10) S. 369f.; Völkel (wie Anm. 24); Polverini Fosi, Viaggio (wie Anm. 18); Mennecke-Haustein (wie Anm. 66) S. 257: „Die über Rom führende adelige Kavalierstour wurde im 17. Jahrhundert zu einer regelrechten Klippe des protestantischen Glaubens."

[113] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n. n., No. 1838; ebd. 5, fol. 71v–72r.

[114] ASV, Ospizio dei Convertendi 14, fol. n. n., No. 1637: [...] *e dal Sig. P. Guglielmo fù disportato a farsi Cattolico, che in prima non ne voleva sentire di mutar Religione.* Siehe auch ebd. 5, fol. 63v–64r, No. 1637.

[115] So auch François (wie Anm. 22) S. 209f.

nen darstellte. Vielfach scheint weniger die Abwendung vom alten Glauben am Beginn des Bekehrungsprozesses zu stehen, als vielmehr Neugier und Interesse an der anderen Konfession, die in der Folge Zweifel an den bisherigen Glaubensinhalten wachsen ließen. Die hier angeführten Beispiele verdeutlichen ferner, dass dort, wo das Neben- und Miteinander der Konfessionen – freiwillig oder unfreiwillig – praktiziert wurde, wo eine gewisse Offenheit gegenüber den Mitgliedern der anderen Konfession gegeben war, die bisherige kirchliche Zugehörigkeit nachhaltig in Frage gestellt werden konnte. Mobilität und damit einhergehender Kontakt mit anderen Konfessionen, hier dem katholischen Glauben, gingen oftmals Hand in Hand mit der Entscheidung zur Konversion. Das Überschreiten geographischer, kultureller Grenzen wurde somit zur Voraussetzung für das Überschreiten persönlicher, konfessioneller Grenzen. Ging es innerhalb der jeweiligen Territorien um konfessionelle Abgrenzung und damit einhergehende Identitätsstiftung, so war umgekehrt das Verlassen derartiger gesellschaftlicher Milieus für zahlreiche Mitglieder der verschiedensten Gesellschaftsgruppen zentrale Voraussetzung für die Annahme einer neuen konfessionellen Identität.[116] Das römische Quellenmaterial dokumentiert folglich Prozesse der sozialen und religiösen Formierung, für die die Durchlässigkeit konfessioneller Begrenzungen eine wichtige Bedingung darstellte.

Frauke Volkland konstatierte jüngst: „Konfessionszugehörigkeit wird also als die Größe verstanden, die in jeweils unterschiedlichen Kontexten für die historischen Subjekte auch unterschiedliche Bedeutung annehmen konnte“[117] und forderte, sich angesichts der zahlreichen Konversionen im frühneuzeitlichen Europa vom Modell der „konfessionellen Identität“, verstanden als die von Herrschern den Untertanen aufoktroyierte kollektive Identität, zu verabschieden.

---

[116] So auch M. Maurer, Reisen interdisziplinär – Ein Forschungsbericht in kulturgeschichtlicher Perspektive, in: Ders. (Hg.), Neue Impulse der Reiseforschung, Berlin 1999, S. 287–410, hier S. 351ff.

[117] Volkland (wie Anm. 22) S. 103. Die Dissertation von F. Volkland, Konfession und Selbstverständnis: reformierte Rituale in der gemischtkonfessionellen Kleinstadt Bischofszell im 17. Jahrhundert, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 210, Göttingen 2005, konnte bis zum Redaktionsschluss leider nicht mehr eingesehen werden.

Auch die hier diskutierten römischen Phänomene – in gewisser Weise handelt es sich um „extraterritoriale Interkonfessionalität" – lassen sich mit dem Paradigma nicht angemessen beschreiben. Eine Erweiterung und Ergänzung der bisherigen Konfessionalisierungsperspektive scheint unverzichtbar. Bei dem hier untersuchten Personenkreis kommt u. a. eine zusätzliche Dimension der Konfessionalisierung in den Blick, die als „soziale Konstruktion von Einheit der Gläubigen durch einen umfassenden Kommunikationsprozeß" interpretiert werden kann, „wobei subjektive Erwartungshaltungen und symbolische Sinngebungen mit den Erfahrungsbedingungen der Umwelt in Wechselwirkung standen".[118] Offenkundig spielte die konfessionelle Zugehörigkeit zur jeweiligen sozialen Bezugsgruppe eine so zentrale Rolle, dass die Konversion als Ausdruck der Anpassung an ein neues, meist fern der familiären und geographischen Wurzeln angesiedeltes Umfeld für die Betroffenen erforderlich zu werden schien. Dabei sollte man unter dem durchaus problematischen Begriff der konfessionellen Identität nicht etwas Statisches verstehen, sondern ihn vielmehr als einen Prozess von sozialer Formierung und Sinnstiftung mit Blick auf die jeweiligen sozialen Lebenskontexte begreifen.[119]

Dabei wird ausdrücklich nicht an der Bedeutung jener Konversionsstrategien gezweifelt, die soziale und wirtschaftliche Vorteile in Aussicht stellten bzw. stellen wollten. Dieser Aspekt bleibt freilich weiteren Untersuchungen vorbehalten. Allerdings konnten die hier untersuchten Probanden keineswegs immer mit materiellen oder sozialen Vorteilen nach der Konversion rechnen. Viele von ihnen verloren ihre wirtschaftlichen Güter, und über dieses Problem reflektierten die Gäste des römischen Hospizes, wie die Bedenken des bereits

---

[118] Schindling (wie Anm. 95) S. 13.

[119] Zur Wechselwirkung von kollektiver und individueller Identität vgl. W. Reinhard, Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie, München 2004, S. 275–282, besonders S. 277; ders., Religione e identità – Identità e religione. Un'introduzione, in: P. Prodi/W. Reinhard, Identità collettive tra Medioevo ed età moderna; convegno internazionale di studio, Quaderni di discipline storiche 17, Bologna 2002, S. 87–124, hier S. 98: „La conversione può permettere però il cambio consapevole dell'identità religiosa personale di individui, con il passaggio in altri gruppi religiosi, non di rado antagonisti."

genannten Giovanni Cristoforo Bretschneider deutlich machen.[120] Darüber hinaus lassen sich zahlreiche Beispiele von Konvertiten benennen, die anschließend in Rom zu dauerhaften Almosenempfängern wurden, unabhängig von ihrer vorherigen sozialen Stellung. Ob und inwiefern ein tiefgehender, religiöser Bewusstseinswandel mit der Konversion einherging, wie stabil die neue konfessionelle Identität tatsächlich war, wird im Einzelfall ebenso schwer zu beurteilen sein wie die Frage, ob Konvertiten zu einem späteren Zeitpunkt wieder vom katholischen Glauben abfielen, da sich die Spuren derer, die Rom wieder verließen, meist verlieren. Allerdings sollte auch nicht übersehen werden, dass die in Rom vollzogene Konversion mit ihrer Inszenierung der Abschwörung vor dem Inquisitionstribunal den Probanden die Bedeutung ihrer Entscheidung in besonderer Art und Weise vor Augen geführt haben dürfte. So waren die Katechisten während der dogmatischen Unterweisung angehalten, ihre Schützlinge mit Nachdruck und auch mit Drohungen auf die Unumkehrbarkeit ihres Schrittes hinzuweisen: *Devono parimenti intimarli, che avanti l'abiura sono* sui iuris, *ma doppo l'abiura non possono recedere, né in minima cosa discordare dalla verità cattolica, e infliggerli al cuore il delitto di lesa maestà divina, l'editto della S[an]ta Inquisitione e la pena d'esser bruggiati vivi come relassi.*[121] Für Reflektionen über die weit reichenden Konsequenzen sprechen denn auch jene nicht seltenen Fälle, in denen es nicht zur Konversion kam, sondern die Insassen vor ihrer Abschwörung bisweilen in Panik aus dem Hospiz flohen.[122]

Die Bedeutung des konfessionellen Momentes wird durch die zahlreichen Konversionen nicht in Frage gestellt, sondern vielmehr geradezu akzentuiert. Auch die römischen Konvertiten konnten sich der konfessionellen Identitätsstiftung nicht entziehen, allerdings war diese offenbar nicht primär territorial gebunden, sondern vollzog sich

---

[120] Vgl. Anm. 104.

[121] ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 105v.

[122] Zu dieser Gruppe zählen beispielsweise die englischen Seeleute Guglielmo Bridroell und Elia Artur, die gemeinsam nach nur fünftägigem Aufenthalt im Hospiz flohen. ASV, Ospizio dei Convertendi 5, fol. 26v–27r, No. 678 und No. 680.

innerhalb kleinerer sozialer Bezugsgruppen.[123] Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass der interkonfessionelle Prozess, der sich in zahlreichen Konversionen im römischen Hospiz spiegelt, als eine zusätzliche Dimension der Konfessionalisierung angesehen werden muss.

Dies führt zu einer abschließenden und zusammenfassenden Überlegung: Bei den in Rom tausendfach vollzogenen Konversionen zum katholischen Glauben wurde vor allem die Komplementarität dreier Faktoren wirksam: 1. ein hoher Grad räumlicher Mobilität der Betroffenen, einhergehend mit der Lösung bestehender konfessioneller Bindungen sowie biographischen Brüchen, die oftmals gerade durch das vielfach lang anhaltende Unterwegssein bedingt waren; 2. interkonfessionelle Kommunikationsprozesse, die die bisherige konfessionelle Zugehörigkeit in Frage stellen konnten; 3. das offensive Vorgehen der römischen Kurie oder im weiteren Sinne der katholischen Kirche, die im Zuge des nachtridentinischen Erneuerungsprozesses Konversionsstrategien entwickelte und durch karitative Maßnahmen sowie durch theologische Argumente, aber auch durch mediale Inszenierung ein Gegenbild zu den in protestantischen Gebieten propagierten Darstellungen Roms, des Papsttums und der katholischen Kirche vermittelte.

War Rom der herausragende Ort der katholischen Christenheit schlechthin, so stellt sich die Frage, ob die hier skizzierten Zusammenhänge lediglich einen Sonderfall darstellen, oder ob auch andernorts partiell vergleichbare Phänomene zu konstatieren sind. Hierzu wären Studien über Konversionen etwa in der kaiserlichen Residenzstadt Wien gleichermaßen aufschlussreich wie die Untersuchung jener italienischen Orte, die bekanntermaßen eine hohe Strahlkraft auf die *oltramontani*[124] ausgeübt haben, wie beispielsweise Loreto.[125] In den Blick zu nehmen wären ferner jene Städte, in denen ähnliche

[123] Reinhard, Lebensformen (wie Anm. 119) S. 276f.

[124] Der hier verwendete Quellenbegriff ist im rein geographischen Sinne zu verstehen, ohne seine seit der Mitte des 18. Jh. zu konstatierenden Bedeutungserweiterungen, vgl. dazu H. Raab, Zur Geschichte und Bedeutung des Schlagwortes „Ultramontani" im 18. und 19. Jahrhundert, in: Ders., Reich und Kirche in der frühen Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze, Fribourg 1989, S. 461–475.

[125] Stannek (wie Anm. 53) S. 566f.

Einrichtungen wie das römische Hospiz existierten. Dazu zählen etwa das savoyische Thonon, Paris mit seiner *Pia casa delle novelle cattoliche*, aber auch Lyon, Turin oder Köln.[126]

Mit den in Rom vollzogenen Konversionen zum katholischen Glauben wird nur ein Ausschnitt des Phänomens erfasst. Gleichwohl kann das hier skizzierte und noch näher zu erforschende Thema zu neuen Erkenntnissen über das soziale und konfessionelle Verhalten breiter Bevölkerungsschichten führen. Auf diese Weise wird ein Beitrag zu einem differenzierteren Bild der Konfessionalisierungsprozesse in Europa geleistet, der die soziale und religiöse Dimension der Konfession sowie ihre Bedeutung für den Einzelnen aus der Perspektive der Betroffenen berücksichtigt.[127]

Konversionen in Rom zogen vielfältige geographische, soziale und mentale „Bewegungen" nach sich. Diese Konsequenzen konnten in diesem Beitrag lediglich angedeutet werden.[128] In einem ersten Schritt sollten anhand römischer Quellen Auswirkungen von hoher räumlicher Mobilität auf die konfessionelle Identitätssuche und die Konversionsbereitschaft breiter Bevölkerungsgruppen beleuchtet werden.

---

[126] Es wäre ein viel versprechendes Unterfangen, diese vergleichend aufzuarbeiten, zumal bisher wenig über diese Konvertitenhospize bekannt ist. Ein entsprechendes Projekt in europäischer Perspektive ist mittelfristig geplant. Vgl. zu Lyon: O. Martin, La conversion protestante à Lyon, Hautes Etudes médiévales et modernes 57, Genève 1986. Da sich im ASV, Ospizio dei Convertendi 1, fol. 146r und 147r sowie fol. 174r–209v die Statuten des Pariser Konvertitenhauses finden, könnte sich das römische Hospiz in der Gründungsphase an diesen orientiert haben. Zu Turin und Köln finden sich auch im ACDF zahlreiche Hinweise, hier wäre die lokale Gegenüberlieferung zu prüfen.

[127] K. v. Greyerz, Religion und Kultur. Europa 1500–1800, Göttingen 2000, S. 65ff.

[128] Zu den Zukunftsperspektiven der Neukatholiken vgl. demnächst meine Dissertation.

Abb. 1. Ausschnitt des Planes 1693 – Roma di Antonio Tempesta, edita di Giovanni de Rossi (zusammengesetzt und leicht überarbeitet). Das Ospizio dei Convertendi (1) befand sich im Herzen des Borgo Nuovo, in unmittelbarer Nähe zu Sankt Peter und dem Heiligen Offizium (2).

Abb. 2. Der Stich von Matteo Gregorio Rossi aus dem späten 17. Jahrhundert zeigt den Brunnen von Carlo Maderna auf der Piazza Scossacavalli im Borgo Nuovo vor dem *Palazzo dei Convertendi*. Im Hintergrund ist Sankt Peter zu erkennen (Bibliotheca Hertziana, Neg.-Nr. U. PI. D 37534 (R))

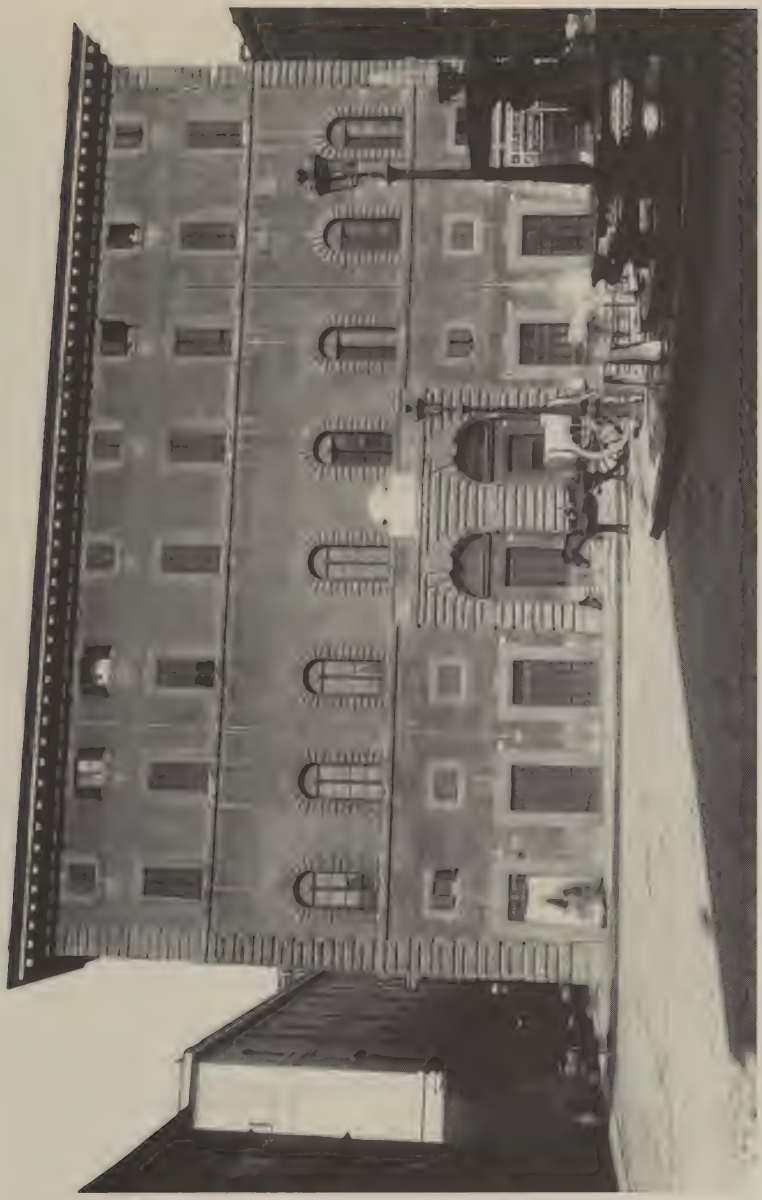
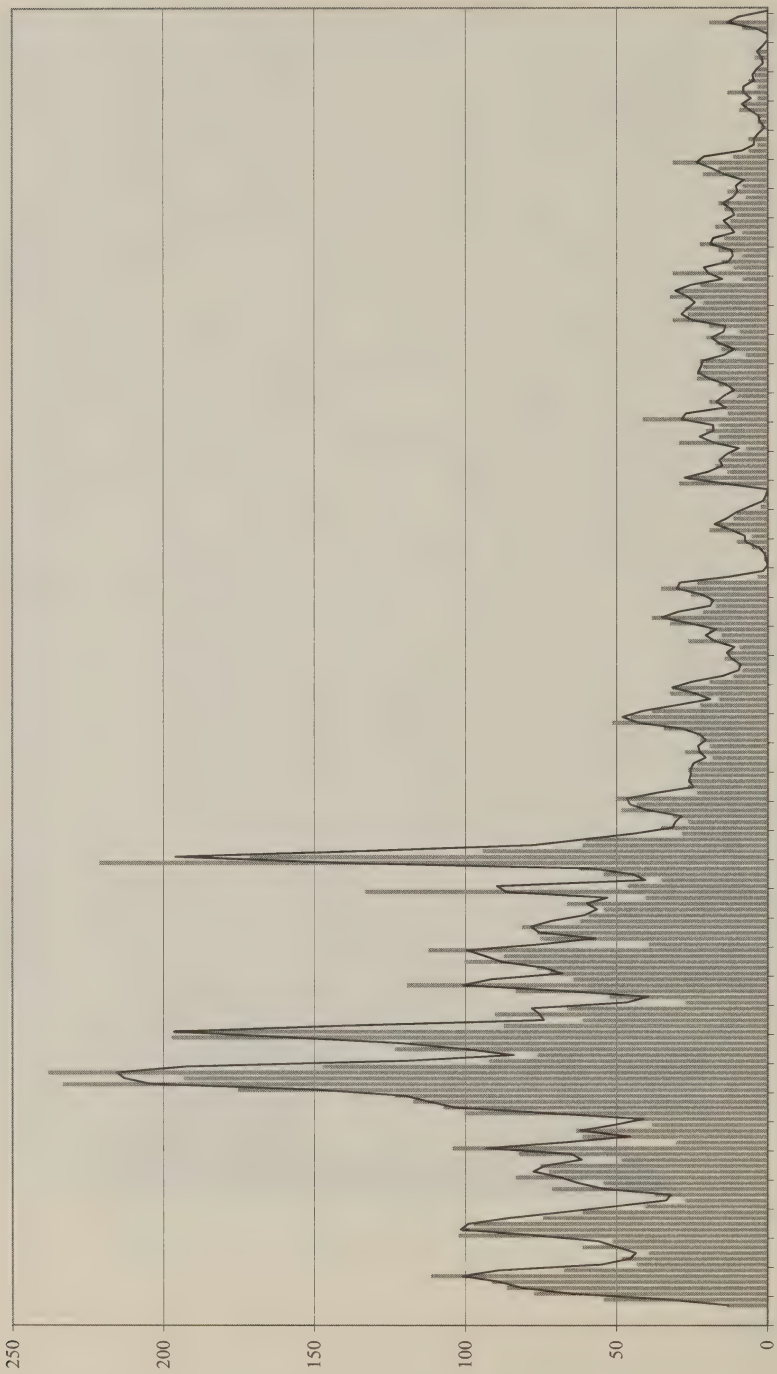


Abb. 3. *Palazzo dei Convertendi* (früher *Palazzo Caprini*) vor der Niederlegung im Jahre 1937 (Musei Vaticani, Archivio Fotografico, Neg. Nr. XXVIV.4.7).



Anzahl der jährlich neu aufgenommenen Insassen im *Ospizio dei Convertendi*, 1673–1895.

RIASSUNTO

Nel 1673 fu fondato a Roma l'*Ospizio dei Convertendi*, istituzione destinata a prendersi cura dei protestanti che giungevano nella Città Eterna dai vari paesi europei. Tramite un sostegno materiale e spirituale si intendeva forzare la loro disponibilità a convertirsi alla fede cattolica. Grazie a ciò l'assistenza ai convertendi ebbe successo non solo a livello istituzionale ma di conseguenza anche a livello qualitativo e quantitativo. Il fenomeno delle conversioni riguardava quasi tutti gli strati sociali della popolazione, ma soprattutto quei gruppi che in base alla loro posizione professionale o sociale si muovevano maggiormente sul territorio: artigiani, soldati e marinai, ma anche aristocratici e studenti. Per le migliaia di conversioni alla fede cattolica avvenute nella Roma del XVII e XVIII secolo, acquistò efficacia soprattutto la complementarità di tre fattori: 1. un alto grado di mobilità degli interessati, collegato allo scioglimento di esistenti legami confessionali nonché a fratture biografiche, spesso causate proprio da viaggi molto lunghi; 2. processi di comunicazione interconfessionali, che potevano mettere in discussione l'appartenenza confessionale fino ad allora professata; 3. la tattica offensiva della Chiesa cattolica, che in seguito al processo di rinnovamento posttridentino sviluppò delle strategie di conversione che le permisero di ribaltare l'immagine negativa di Roma, del papato e della Chiesa cattolica presente nei territori protestanti grazie a misure caritative ed argomentazioni teologiche ma anche grazie a determinate forme mediali. Con le ricerche sulle „conversioni romane" alla fede cattolica, che in futuro dovranno essere necessariamente intensificate, si vuole contribuire ad un quadro maggiormente diversificato dei processi di confessionalizzazione in Europa, che consideri la dimensione sociale e religiosa della confessione nonché la sua importanza per il singolo individuo dalla prospettiva dei diretti interessati.

ANGEBLICH VERSCHWUNDENE DOKUMENTE MIT HANDSCHRIFTLICHEN BEMERKUNGEN GREGORS XIII.

von

CHRISTINE MARIA GRAFINGER

Papst Gregor XIII.[1], der nach dem Studium der Rechtswissenschaften in den Dreißigerjahren des 16. Jahrhunderts an der Universität in Bologna gelehrt hatte[2], zeigte zeit seines Lebens Interesse an juristischen Fragen. Seine Zeitgenossen sahen in ihm einen erfahrenen Juristen und das mag wohl auch bei seiner Wahl zum Nachfolger Pius' V. ausschlaggebend gewesen sein. In seiner kurialen Karriere als Rechtsgelehrter war er in erster Linie im Bereich des Kirchen-, Zivil- und Steuerrechts tätig gewesen.[3] Auch während seines Pontifikates intervenierte er vielfach persönlich in rechtlichen Angelegenheiten. Von Beginn an bemühte er sich um eine Straffung und Zentralisierung der Verwaltung des Kirchenstaates. In diesem Sinne sind seine Bemühungen um eine Verbesserung des Steuersystems und eine effizientere Kontrolle der Einnahmen der Apostolischen Kammer zu verstehen. In erster Linie galt es die finanziellen Schwierigkeiten zu beseitigen, denn die der Kurie zur Verfügung stehenden Geldmittel waren erheblich gesunken, weil der Geldstrom aus den europäischen Ländern beträchtlich nachgelassen hatte oder bisweilen ganz zum Erliegen ge-

---

[1] A. Borromeo, Gregorio XIII, in: DBI, Bd. 59, Roma 2002, S. 204–219; ders., Gregorio XIII, in: Enciclopedia dei Papi, 3, Roma 2000, S. 181–202.

[2] Die im November 1532 gehaltene Vorlesung über *Corpus Juris, Instituta, Tit. De Donationibus* findet sich in BAV, Boncompagni D. 2, fol. 5r–41v: *Haec sunt notaciunculae qui super de donationibus ex domini Ugonis Boncompagni lectionibus annuis sunt collectae 1532 mensis decembris.*

[3] P. Blastenbrei, *Clemenza* und *Equità*. Zur Justizpolitik Papst Gregors XIII. (1572–1585), QFIAB 80 (2000) S. 369.

kommen war.[4] Die Stelle des päpstlichen Schatzmeisters besetzte er mit Bolognesern, die sein Vertrauen genossen und ihm beratend zur Seite standen. Bereits ein Jahr nach seinem Amtsantritt entschloß sich der Papst, durchgreifende steuerliche Maßnahmen in die Wege zu leiten. Als ersten Schritt bestätigte er die Konstitution Pius' V. über die kirchlichen Lehensrechte.[5] Aufgrund dieser Entscheidung wurde eine genaue Prüfung aller Besitztitel angeordnet und dabei zur größten Überraschung festgestellt, daß viele Besitzer von wertvollen Gütern, Schlössern und Ländereien schon die längste Zeit keinen Lehenszins mehr entrichtet hatten. Eine Kontrolle der Besitzverhältnisse ergab aber auch, daß bisweilen Personen willkürlich oder rechtswidrig an die Stelle von erbberechtigen, aber bereits erloschenen Linien getreten waren. Bei der Lösung dieser anstehenden Frage kam ihm seine Ausbildung als Jurist zugute. Gregor XIII. kontrollierte mit äußerster Genauigkeit, indem er die Originaldokumente verwendete, die einzelnen Fälle, bevor er der Apostolischen Kammer anordnete, gegen diesen Rechtsbruch strenge Maßnahmen zu ergreifen. Dies war allerdings nur durch einen Entzug oder durch eine Einlösung der jeweiligen Güter realisierbar.[6] Gegen alle, die sich diesen Anordnungen widersetzten, sollte ohne Unterschied des Standes und der gesellschaftlichen Stellung auf dem Prozeßwege vorgegangen werden. Diese Wiederherstellung der lehensherrlichen Rechte traf nicht nur den Kleinadel des Kirchenstaates, sondern in erster Linie die römische Nobilität und bisweilen auch kirchliche Würdenträger und Einrichtungen. Wenn Ungereimtheiten aufgedeckt wurden und die Besitzrechte angezweifelt werden konnten, wurden im Rahmen der Geltendmachung der Ansprüche der Apostolischen Kammer die betreffenden Güter eingezogen. So wurde das reiche Krankenhaus S. Spirito in

---

[4] L. v. Pastor, Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation. Gregor XIII. (1572–1586). Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. 9, Freiburg-Rom [13]1958, S. 757.

[5] Bullarum diplomatum et privilegiorum sanctorum romanorum Pontificum Taurensis editio, 8, Augustae Taurinorum 1863, S. 11f. (Bulle vom 27. Mai 1572).

[6] E. Albèri, Relazioni degli Ambasciatori veneti al senato, Bd. 8, Firenze 1846, S. 276: ... *e Sua Santità medesima vuole studiare i processi prima che le cose sieno ridotte in Camera.*

Rom keineswegs verschont. In erster Linie traf es allerdings die römischen Barone, gegen die ohne Rücksicht und Schonung vorgegangen wurde.[7] Bereits kurze Zeit nach der Realisierung dieser päpstlichen Anweisung ist ein Anstieg der Einkünfte der Kammer zu verzeichnen.

Eine endgültige Regelung dieser seit Januar 1579 im Zuge befindlichen Verfahren erfolgte durch die Bulle vom 1. Juni 1580.[8] Einer der ersten, der von dieser Maßnahme betroffen wurde, war der Kardinal Marcus Sitticus von Altemps, weil er einige Jahre hindurch für ein von den Erben des Kardinal Madruzzo erworbenes Kastell keinen Lehenszins entrichtet hatte. Der Papst beharrte unbeirrt auf dieser Entscheidung und vertrat die Meinung, daß er mit vollem Recht das Seinige zurückverlangen könne und dabei niemandem unrecht geschehe.[9] Die Apostolische Kammer begann im Juli 1581 verstärkt, die in Rom und der ummittelbaren Umgebung der Ewigen Stadt befindlichen Güter zu prüfen. Diese waren vor allem in den Händen der römischen Barone. Als die Besitzungen Giulio Colonnas in Palestrina eingezogen wurden,[10] bat dieser den Papst in der ihm gewährten Audienz, Milde walten zu lassen.[11] Gregor XIII. jedoch zeigte sich unerbittlich, weil es sich um eine rechtmäßige Entscheidung gehandelt habe und man der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen sollte. Giulio Colonna mußte daher nicht nur Palestrina, sondern zahlreiche andere Besitzungen abtreten. Darüber hinaus wurde dem Bibliothekar befohlen, sechs Kisten, in denen sich Dokumente dieser Belehnungen und Zahlungsmodalitäten befanden, in das Archiv der Engelsburg bringen zu lassen. Je ein Schlüssel zu diesen Kisten befand sich in den Händen

---

[7] *Questo commissario della camera ha posto sottosopra tutta questa città, pretendendo che forse 20 castelli siano devoluti alla camera, parte per censi non pagati, et parte per linea finita, con volerne anco despegnar alcuni; sono interessati in questi le case Orsini, Savello, et l'hospitale ricco di S. Spirito con diversi altri.* Depesche Giovanni Correrss vom 4. X. 1579, vgl. M. Brosch, Geschichte des Kirchenstaates, Bd. 1: Das 16. und 17. Jahrhundert, Gotha 1880, S. 255, Anm. 2.

[8] Bullarum diplomatum et privilegiorum (wie Anm. 5) S. 336–342; A. Theiner, Codex diplomaticus domini temporalis S. Sedis, Bd. 3, Romae 1862, S. 544–547.

[9] Pastor (wie Anm. 4) S. 759.

[10] BAV, Urb. lat. 1049, fol. 263r: Avviso di Roma vom 8. VII. 1581.

[11] Ebd., fol. 270r: Avviso di Roma vom 15. VII. 1581.

des Papstes und in denen des Bibliothekars. Gregor XIII. beabsichtige, persönlich den Inhalt dieser Dokumente genauestens zu prüfen.[12] Nicht einmal ein Monat später ließ er sich Schriften und Akten, die ebenfalls Devolutionsmaßregeln enthielten, bringen und befahl, sie dann auch ins Archiv der Engelsburg zu transportieren.[13] Mitte des Monats soll der Papst schließlich noch den Druck einer Bulle angeordnet haben, in der er allen jenen die Exkommunikation androhte, die sich widerrechtlich kirchliche Güter angeeignet hatten.[14] Zur Kontrolle wurde eine Aufstellung der wichtigsten Besitzungen, auf die die Apostolische Kammer Anspruch erheben konnte, angefertigt.[15] Nicht alle Betroffenen fügten sich dieser Entscheidung. Immer häufiger regte sich Unzufriedenheit und Widerstand machte sich breit. So mußte bereits zu Jahresende der Papst einlenken und die angedrohten Konfiskationen teilweise zurücknehmen und nahm Abstand davon, neue zu verhängen.[16]

Gregor XIII. hatte sich aber nicht nur Dokumente, die lehensrechtliche Angelegenheiten betrafen, aus dem Archiv der Kammer bringen lassen, sondern befahl auch dem Sekretär des Brevensekretariats, ihm derartige Akten zu übergeben. Im Laufe des Pontifikats hatten sich in der Privatkanzlei des Papstes eine Anzahl von Denkschriften und Abhandlungen zu dieser Frage, aber auch kuriale Schriftstücke juristischen Inhalts zum Herzogtum Ferrara und zur Bulle *De non infeudandis*[17] angesammelt. Einen Großteil dieser Schriften hatte Gregor XIII. durchgesehen, sich mit deren Inhalt eingehend auseinandergesetzt und mit Randbemerkungen und persönlichen Notizen

---

[12] Ebd., fol. 280r: Avviso di Roma vom 19. VII. 1581.

[13] Ebd., fol. 319r: Avviso di Roma vom 5. VIII. 1581.

[14] Ebd., fol. 399r: Avviso di Roma vom 19. VIII. 1581.

[15] Theiner, Codex diplomaticus (wie Anm. 8) S. 547–553 *Elencus omnium locorum, bonorum et possessionum, quae olim a Romanis pontificibus in feudum concessa et a Gregorio PP. XIII sive exstinctione investiturae, sive alia transactione recuperata et acquisita fuere, ab eoque camerae apostolicae incorporata, a Tydeo de Marchis eiusdem camerae notario et archivii illius custode, iussu Gregorii XIII confectus, recuperationum ac acquisitionum instrumentis.*

[16] Depesche des venezianischen Gesandten in Rom vom 2. XII. 1581, vgl. Brosch, Geschichte des Kirchenstaates (wie Anm. 7) S. 25f. mit Anm. 3.

[17] Arm. I–XVIII 840 (Arm. III cap. I n. 4).

versehen.[18] Der folgende Papst, Sixtus V., fand bei seinem Amtsantritt in der päpstlichen *Guardarobba* Kisten mit solchen Dokumenten und lose Schriftstücke in verschiedenen Schränken vor. Am Beginn seines Pontifikates plante er, ein neues zentrales Archiv einzurichten.[19] In der Konstitution *Non sine maxima* vom 27. April 1587 beauftragte er den Kommissar der Kammer Goffredo Lomellino[20] – wie zuvor Pius V. Carlo Grassi[21] und Onofrio Camaiani[22] – mit der Rekrutierung der Schriften der Apostolischen Kammer und des Heiligen Stuhles.[23] Jedoch bereits zwei Tage später hob der Papst diese Entscheidung wieder auf, indem er die Bischöfe und Ordensoberen bevollmächtigte, eine Bestandsaufnahme der eigenen Archive zu machen und die kirchlichen Dokumente ihrer Obhut anzuvertrauen.[24] Der Kardinal Giulio Antonio Santoro[25] hatte den päpstlichen Plan der Errichtung eines

---

[18] ASV, Fondo Borghese Serie IV 292; vgl. Anhang unten.

[19] V. Peri, Progetti e rimostranze. Documenti per la storia dell'Archivio Segreto Vaticano dell'erezione alla metà del XVIII secolo, AHP 19 (1981) S. 199–200.

[20] Vermutlich Goffredo Lomellino vgl. BAV, Ruoli 121, fol. 17r als *Chierico della Camera*. Kommissar der *Camera* bis 1591, Ruoli 99, fol. 4v: als *Commissario della Camera*; vgl. G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, Bd. 74, Venezia 1855, S. 299.

[21] Carlo Grassi (1519/20–15. III. 1571; Kardinal: 17. V. 1570); vgl. U. Mazzone, Grassi (Carlo de), in: Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques, Bd. 21, Paris 1986, Sp. 1210–1211; St. Tabacchi, Grassi Carlo, in: DBI, Bd. 58, Roma 2002, S. 601–603.

[22] Onofrio Camaiani (10. IX. 1517–28. IV. 1574); vgl. M. Giansante, Camaiani, Onofrio, in: DBI, Bd. 17, Roma 1974, S. 71–72. – Im Verzeichnis der Mitglieder der Kurie vom 1. X. 1570 und den Klerikern der Apostolischen Kammer aufgeführt, vgl. BAV, Ruoli 64, fol. 3r; Im Motu proprio Pius' V. vom 19. VIII. 1568 wird er als Priester aus Arezzo ebenfalls im Zusammenhang mit der Kammer erwähnt, vgl. ASV, Arm. LII tom. 4, fol. 339r (olim 324r) vgl. auch Indice 515, fol. 182v.

[23] Bullarum diplomatum et privilegiorum (wie Anm. 5) S. 840–841.

[24] Archivio Segreto Vaticano. Profilo storico e silloge documentaria, Firenze 2000, S. 18. S. Duca/S. a S. Familia, Enchiridion archivorum ecclesiasticorum, Città del Vaticano 1966, S. 11–13.

[25] Giulio Antonio Santoro (6. VI. 1532–1. VI. 1602; Kardinal: 17. V. 1570, seit 1566 Erzbischof von S. Severina); vgl. G. Hofmann, Santori (Santorio) Giulio Antonio, in: Enciclopedia cattolica, Bd. 10, Città del Vaticano 1953, Sp. 1883; F. Tamburini, Santoro (Santori, Santorio), Giulio Antonio, in: LThK, Bd 9, Freiburg-Basel-Rom-Wien ^{3}2000, S. 65.

Zentralarchives gleichfalls forciert. In seiner Autobiographie berichtet er folgendes: *Li ricordai che si facesse inventario delle scritture ch'erano in Guardarobba del Papa, de' quali parte dovevano essere lettere di Nuntii e trattati di Principi, che conveniva ch'il Signor Cardinal di Como ne desse conto, altre appartenenti al Sant'ufficio et altre proprio di Papa Gregorio, ond'era bene restituirli ai suoi nepoti.*[26] Santoro hatte auch das gesamte Material mit handschriftlichen Notizen Gregors XIII. vor der Ablage in der päpstlichen Garderobe gesichtet. Kurz danach übergab der Papst die Schlüssel dieser Kisten dem Datar und Erzbischof von Cosenza.[27] Lomellino benötigte als Kommissar der Apostolischen Kammer einige Akten, die lehensrechtliche Angelegenheiten betrafen und fand in den Registern der Datarie den Hinweis, daß sich die Originaldokumente in der päpstlichen *Guardarobba* befanden. Schließlich sollte er aufgrund einer Anweisung Sixtus' V. alle Schriftstücke der *Camera Apostolica* in das Archiv zurückführen. Von den Briefminuten hingegen sollten vom Sekretär knappe Verzeichnisse angefertigt werden. Ein Teil der Akten wurde dann zur Inventarisierung dem Notar und Archivar der Kammer ausgehändigt. Lomellino setzte die Sichtung dieser juristischen Akten auch unter dem nachfolgenden Papst, Gregor XIV., fort und übergab dem Notar des Brevensekretariats gegen eine Übernahmebestätigung die zu dieser Abteilung gehörigen Materialen. Als ein neuer Kommissar der Kammer ernannt wurde, waren zwei Kisten noch nicht gesichtet und aufgearbeitet. Lomellino war bekannt, daß sich darunter die Schreiben zur Investitur mit den persönlichen Anmerkungen Gregors XIII. befanden. Dies hatte er unter anderem auch dem Kardinal Piatti[28] gegenüber erwähnt. In Hinsicht auf den bevor-

[26] G. Cugnoni, Autobiografia di Monsignor G. Antonio Santori Cardinale di Santa Severina, Archivio della R. Società Romana di Storia Patria 13 (1890) S. 165.

[27] Giovanni Evangelista Pallotta (8. II. 1548–23. V. 1620; Kardinal: 18. XII. 1587); vgl. W. v. Gulik/C. Eubel, Hierarchia catholica medii et recentioris aevi, Bd. 3, Monasterii 1923, S. 52; A. Chacón, Vitae et res gestae summorum pontificum et S. R. E. cardinalium ab initio nascentis Ecclesiae usque ad Clementem IX. ..., Romae 1677, Bd. 4, S. 179f.; P. Sannazzaro, Pallotta (Giovanni Evangelista), in: Enciclopedia cattolica, Bd. 9, Città del Vaticano 1952, Sp. 647.

[28] Flaminio Piatti (Plato) (1548–1613 Kardinal: 6. III. 1591); vgl. Chacón, Vitae

stehenden Besuch des Herzogs von Ferrara wurde der Kommissar der *Camera* vom Kardinal Piatti und dem Papstnepoten und Präfekten der *Signatura* dem Kardinal Sfondrati[29] beauftragt, nach diesem Dokument und Schriftstücken ähnlichen Inhalts Ausschau zu halten. Lomellino konnte allerdings aus Zeitmangel vor seiner Abreise nach Genua die von Gregor XIII. eigenhändig verfaßten Erläuterungen zur Bulle *In casu de quo agebatur*[30] nicht mehr ausfindig machen.

Dieses Dokument sollte im Rahmen der Regelung der Sukzession in Ferrara eingesehen werden. Herzog Alfonso II. von Ferrara, der keine eigenen Nachkommen hatte, war Anfang August 1591 in Rom eingetroffen, um in dieser Angelegenheit mit dem Heiligen Stuhl zu verhandeln. Als aussichtsreichster Kandidat galt der Neffe des Herzogs Cesare d'Este. Die Kurie begünstigte jedoch Filippo d'Este den Marchese von S. Martino, den Sproß aus einer Nebenlinie. Man legte dem Herzog nahe, sich für den letzteren zu entscheiden, weil dann einer notwendigen neuen Belehnung durch den Heiligen Stuhl kein Hindernis entgegenstehe und diese problemlos erfolgen könnte. Als allerdings der Papst Mitte August die Angelegenheit im Konsistorium erwähnte, hielt man ihm die von ihm selbst am 19. Dezember 1590 erneuerte Konstitution der Belehnung Pius' V. entgegen, die jede Veräußerung von Kirchenlehen untersagte.[31] Eine eigens eingesetzte und aus 13 Kardinälen bestehende Kommission sollte untersuchen, ob bei der Sukzession in Ferrara diese Bestimmung auch zur Anwendung käme. Die meisten Kardinäle verweigerten allerdings ihre Einwilligung zur Investitur in Ferrara. Der Papst holte Ratschläge von verschiedenen Seiten ein. Die Berater des Herzogs ihrerseits waren bemüht, die Kardinäle zu überzeugen, daß diese Konstitution nur bereits

---

et res gestae (wie Anm. 27) S. 233f.; Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastico, Bd. 53, Venezia 1852, S. 313.

[29] Paolo Camillo Sfondrati (1561–14. II. 1618; Kardinal: 19. II. 1590); vgl. Chacón, Vitae et res gestae (wie Anm. 27) S. 224–227; R. Orazi Ausenda, Sfondrati, in: Enciclopedia cattolica, Bd. 11, Città del Vaticano 1953, Sp. 472; Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastico, Bd. 55, Venezia 1854, S. 83f.

[30] Arm. I–XVIII 896 (Arm. III cap. II n. 31) fol. 19r–20r.

[31] Bullarum diplomatum et privilegiorum (wie Anm. 5) Bd. 9, Augustae Taurinorum, 1865, S. 383. Erneuerung der Bulle *Admonet Nos* Pius' V.

heimgefallene Lehen betreffe, dies aber bei der Investitur in Ferrara keineswegs zur Debatte stehe.[32] Zu Klärung und Beweisführung waren die authentischen Dokumente mit den persönlichen Bemerkungen Gregors XIII. zu juristischen und lehensrechtlichen Entscheidungen von außerordentlichem Wert. Als es im Laufe des Sommers zu keiner Einigung zwischen dem Papst und der von ihm eingesetzten Kardinalskommission gekommen war, wurden die beiden Kisten vom Kardinal Sfondrati und dem päpstlichen Schatzmeister aufgebrochen und daraus die lehensrechtlichen Dokumente entnommen. Diese Akten sollten den Kardinälen dienen, um deren Haltung in der Investiturfrage zu untermauern.[33] Der Papst ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen, daß die Konstitution Pius' V. die Wiederverleihung eines noch nicht heimgefallenen Lehens keineswegs verbietet, vor allem dann, wenn dies der Kirche zum Nutzen gereiche. Schließlich entschied er sich, diese Einsetzung in der Form eines Motu proprios oder Breves zu deklarieren, weil dazu die Zustimmung der Kardinäle, die sich heftigst weigerten, nicht erforderlich war. Ein solches Schreiben wurde zwar aufgesetzt aber nicht mehr veröffentlicht, denn der Gesundheitszustand Gregors XIV. verschlechterte sich merklich, und der Papst verstarb, bevor eine Bereinigung der Angelegenheit erfolgte.[34]

Sein Nachfolger auf dem Stuhle Petri, Innozenz IX., bat Lomellino um Informationen darüber, welche Dokumente auf welche Weise aus den Kisten entnommen worden seien. Noch bevor diese Nachforschungen zu einem positiven Ergebnis führten, verstarb auch dieser Papst.

Diese Dokumente mit lehensrechtlichen Bestimmungen, Dekreten für die *Camera Apostolica*, Verfügungen hinsichtlich des Herzogtums Ferrara und andere territoriale Entscheidungen wie die im Veneto, der Emilia-Romagna oder den Marken mit den persönlichen Randbemerkungen und Ergänzungen juristischen Inhalts wurden während des Pontifikats Clemens' VIII. aus der päpstlichen *Guardarobba* weggeschafft. Diese Schriftstücke wurden allerdings nicht in das Archiv der Apostolischen Kammer gebracht, sondern in das der

---

[32] Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 10, Freiburg-Rom [13]1958, S. 552f.
[33] Vgl. unten Anhang.
[34] Ebd. S. 554f.

Engelsburg. In dem unter Paul V. im Jahre 1610 erstellten Inventar des Castel S. Angelo[35] sind die meisten dieser Schriften mit handschriftlichen Bemerkungen des Boncompagni-Papstes angeführt. Wie gezeigt werden konnte, sind die Akten Gregors XIII. eben nicht, wie vermutet wurde, entwendet, sondern auf Anweisung seines Nachfolgers zur Einsichtnahme aus den Kisten entnommen worden.

[35] ASV, Indice 26: Series scriptorum quae in archivo arcis Hadrianae continentur iussu Sanctis. D. N. Pauli Papae V. a Silvio de Paulis dispositae Anno MDCX. Indice 24: Primo abbozzo dell'Indice dell'Archivio di Castel S. Angelo fatto da Silvio de Paulis.

ANHANG

Verzeichnis der als vermißt geltenden Akten Gregors XIII. ASV, Fondo Borghese IV 292[1]

Padre Santo.

Per ubidire al comandamento di Vostra Santità riportatomi dal Signor Comissario de la Camera, ho messo in iscritto quello ch'io so de le scritture di guardarobba. La felice memoria di Papa Sisto ritrovò ne l'ingresso del suo pontificato tra la stanza de lo studio del suo predecessore, et la guardarobba molte casse di libri et scritture. Parte di queste erano libri autentichi cavati de l'Archivio de la Camera apostolica che la felice memoria di Papa Gregorio XIII s'havea fatto portare per vedere, et in molti d'essi vi sono note et postille di sua mano. Molti libri v'erano di quelli che a la morte del Cardinal Vitello[2] d'ordine de la santa memoria di Pio V Monsignor Grassii all'ora Chierico, et Monsignor Camaiano haveano preso in casa sua, la maggior parte copie di scritture de la Camera, et di quelle che furono portate d'Avignone, et ch'ora stanno ne la biblioteca con altre diverse. V'era un gran fascio di minute originali de brevi de Pontefici passati quasi tutte sopra materie d'Investiture, che l'istesso Gregorio s'havea portare da secretarii de breve, et anco libri di rubricelle de brevi. V'erano molte scritture sciolte in fasciculi, come informationi di cause, memoriali, proposte, discorsi, ricordi, et altre simili, con molte note di mano del medesimo Gregorio sopra alcune cause importanti, et fra l'altre una colletta di tutte le scritture de la Sedia Apostolica sopra 'l Ducato di Ferrara con alcune informationi in iure et alcune di mano di detto Papa, et una de l'istesso sopra la bolla de non infeudandis. Tutti questi libri et scritture erano in casse, et alcune in certi armarii di guardarobba Papa Sisto di Santa memoria fece prima riveder queste scritture dal Signor Cardinal Santaseverina[3]

---

[1] *Am Beginn des Aktenpaketes steht:* Riguardanti la Biblioteca Vaticana e l'Archivio Segreto Vaticano nei Pontificati di Clemente VIII e Paolo V e da G. Mercati in C. Baronio da altra fonte. *Über dem Text steht in einer Hand des 19. Jh. geschrieben:* Giuff[redo] Lomellini di cui veggonsi altre Scritture in questo Archivio Storico.

[2] *Vitelli Vitellozzo (1531–19. XI. 1568; Kardinal: 15. III. 1557); vgl. W. v. Gulik/C. Eubel, Hierarchia catholica medii et recentioris aevi, Bd. 3, Monasterii 1923, S. 36; P. Sannazzaro, Vitelli, Vitellozzo, in: Enciclopedia cattolica, Bd. 12, Città del Vaticano 1954, Sp. 1530.*

[3] *Giulio Antonio Santoro wurde am 6. V. 1566 zum Erzbischof von Santa Severina ernannt und behielt auch als Kardinal den Namen S. Severina.*

che le ordinò alquanto, poi tutte si mandorno in guardarobba, et ne tenne Papa Sisto un pezzo le chiave et poi le diede al Signor Cardinal di Cosenza[4]. Essendo io Comissario de la Camera hebbi bisogno da la Secreteria d'alcuni brevi d'infeudationi, i quali non si trovando in Secreteria ne al Registro di Dataria si venne in cognitione di quelle scritture autentiche, ch'erano in guardarobba, però mi fù da Papa Sisto ordinato ch'io ripigliassi tutte le scritture toccanti a la Camera, et si riportassero nel solito Archivio, et le minute de la Secretaria si consignasserò al Secretario, et se ne facessero fare le rubricelle et legarle ordinatamente in libri. Il che cominciai ad essequire con haver consegnato molti libri et scritture per Inventario a Tideo de Marchi notaro et Archivista de la Camera[5]. Venuto poi Papa Gregorio XIV di felice memoria et da me informato pigliai l'ordine de seguitare, et perche havevo havuto le chiavi dal Signor Cardinal di Cosenza le rividi tutte in confuso con l'intervento sempre di detto Tideo, et del Guardarobba, o Sottoguardarobba, et poi per ordine cominciando a rivederle consignai in due altre volte al detto Tideo tutti que' libri legati che mi parvero toccanti a l'interesse de la Sedia et Camera Apostolica massime in materie de privileggi et giurisditione et simili. Consignai con ricevuta di notaro a Monsignor Vestrio[6] tutte le originali scritture de la secreteria de brevi, che s'andorno trovando ne le casse, de le quali feci far le rubricelle. Restorno a vedere due casse piene quando fù fatto il nuovo Commissario dell Camera Riva[7], et perche stando il Papa a Montecavallo era difficile trovarsi a palazzo col Guardarobba et Notaro tralasciai l'impresa, et in quel mentre me convenne con licenza di Papa Gregorio andar' a Genova, si stringeva all'ora la venuta del Signor Duca di Ferrara a Roma, il negotio de l'investitura, del quale qualche mese prima m'era stato parlato in modo, che io havevo inteso, et perche havevo gagliardamente risposto in difesa de la bolla de non infeudandis, et per rispetto delle cose grandi tenuto saldo ne le piccole occasioni che si presentavano fai [!] favorito in farmi mutar l'ufficio di Comissario nel Chiericato. Havevo in quell'occasione detto ad alcuni, et tra gl'altri al Signor Cardinale Piatta che fra le scritture di Gregorio XIII v'era di sua mano una dichiarazione de la bolla in casu de

---

[4] *Giovanni Evangelista Palotto wurde am 11. IX. 1587 zum Erzbischof von Cosenza ernannt und behielt auch als Kardinal diesen Beinamen.*

[5] *Tideo de Marchis († 5. III. 1597); vgl. Vat. lat. 7873, fol. 105r mit dem Hinweis, daß er Notar der Apostolischen Kammer war.*

[6] *Marcello Vestrio († 7. VI. 1606) Signatar im Brevensekretariat und später Sekretär des Papstes; vgl. BAV, Vat. lat. 7875, fol. 75r.*

[7] *Cristoforo della Riva vgl. BAV, Ruoli 120, fol. 4r.*

quo agebatur, però così dal Signor Cardinal Sfondrato, come dal detto Signor Cardinal Piatta del mese di luglio mi fù comandato d'ordine del Papa ch'io trovassi detta dicharatione, et altre scritture sopra quel negotio. Io mi scusai che bisognava andar' a posta a cercar le casse di guardarobba, et perche stavo in procinto di partir per Genova non hebbe tempo a farlo, et lassai le chiavi di dette casse riserrate in un mio studiolo. Mi fù poi scritto a Genova che dette casse erano state aperte, et toltene molte scritture. Tornato a la creatione d'Innoc(enz)o di Santa memoria sù l'occasione di certe scritture che sapevo esser ne le casse il detto Papa mi assignò un giorno che andassi seco in guardarobba a riveder tutte quelle che vi restavano. Io andai prima con le chiavi a ricontrarle con le casse, acciò la Sua Santità non stesse a disaggio, et ritrovai le casse aperte, et tutte le scritture trasportate in altre, di che domandatone conto al Guardarobba, mi disse del mese d'agosto et settembre esservi andato Monsignor Tesoriero[8] et l'Illustrissimo Signor Cardinale Sfondrato, et haver rotte le serrature toltone alcune scritture, et Monsignor Tesoriero haver cavate tutte l'altre, et postole in altre casse, et indi ad' alcuni giorni haverne riportato alcune di quelle che s'erano tolte. Ne diedi subito raguaglio a la felice memoria d'Innoc(enz)o, il quale mi comandò ch'io cercassi d'informarmi meglio che scritture mancavano. Monsignor Tesoriero saputo questo portò a Sua Santità un'Indice che disse haver fatto fare di tutte le scritture che restavano in guardarobba. Io cercando fra li Palatini hebbi notitia da Monsignor Vestrio, che del mese di settembre haveva fatto un breve d'ordine di Papa Gregorio felice memoria nel quale dichiarava haver ordinato al Signor Cardinal Sfondrato che rompasse le dette casse di guardarobba, poiche non si sapeva che havesse le chiavi, et ne cavasse una scrittura, de la quale haveva bisogno, et atestava esserle stata data da detto Signor Cardinale et però lo liberava da la rottura di dette casse et dal dar conto di detta scrittura, de la quale non s'esprimeva ne il titolo, ne la materia, et mi disse detto Monsignor Vestrio che Papa Gregorio gli fece scrivere in sua presenza il detto breve, et sigillarlo, et poi lo diede al Signor Cardinale. Il che con tutte le circonstanze rifersi a Papa Innoc(enz)o et egli rimanendo assai maravigliato haveva preso risolutione di voler che 'l detto Signor Cardinale gli dichiarasse che scrittura fusse, et poi si trovasse. Intesi anco da alcun' altri che parlavano de auditu che fusse stata tolta quella colletta di scritture sopra Ferrara, la quale Monsignor Tesoriero dicesse havevi poi riportato. Se fra queste fusse la scrittura sudetta, et dove elle sia non ho potuto

[8] *Bartolome Cesi (1567–18. X. 1621); vgl. A. Borromeo, Cesi, Bartolomeo, in: DBI, Bd. 24, Roma 1980, S. 246f.*

verificare, perche segui in quel mentre la morte di Papa Innoc(enz)o. Et questo è tutto quello che posso in questo fatto di certa scienza dire a la Santità Vostra a la quale con ogni riverenza bacio i Santissimi Piedi.

Di Vostra Santità
umilissimo et devotissimo Servo
Gius(eppe) ab Lomellino

Dokumente mit handschriftlichen Notizen Gregors XIII.

Arm. I–XVIII 694 (Arm. II cap. IX n. 20): Variae adnotationes super hac materia [dominum temporale] Gregorii XIII sua manu conscriptae ... Quia Imperator concessioni factae ...[1]

Arm. I–XVIII 701 (Arm. II cap. IX n. 26): Similis de dicta causa facta Gregorio - XIII et eiusdem sua ipsius manu conscriptae annotationes ... Havendo io scritto al Granduca ... senza data. Incipit delle annotazioni di Gregorio XIII: La S. M. di Pio 4 ... senza data.[2]

Arm. I–XVIII 702 (Arm. II cap. IX n. 27): Memoriale magni ducis Gregorio XIII, ut dictam causam cognoscat, et eiusdem pontificis aliae annotationes ... Il foglietto contenente le annotazioni di Gregorio XIII ... Incipit del memoriale del granduca: ... La domanda del Gran Duca di Toscana ... manca la data. Incipit delle annotazioni di Gregorio XIII qui unite: Si presuppone che la causa sia in Roma ...[3]

Arm. I–XVIII 789 (Arm. II cap. XI n. 16): Copia memorialis a Paulo Iordano Ursino pontifici porrecti, ut nonnulla bona fidei commissaria a se alienata pretio restituto recuperare possit ... Copia motus proprii Pii V, in quo fideicommissum super bonis Pauli Iordani Ursini confirmat, illique recuperandi alienata bona facultatem concedit, cal. iun. an. V. Copia informationis Coronati Plancae de Coronatis super dicto motu proprio, et aliquae Gregorii XIII adnotationes. ... 1. Memoriale di Paolo Giordano Orsini. ... Paulo Giordano devoto orator ... senza data. 2. Motu proprio di S. Pio V: Motu proprio etc. Non ignari ... Datum Romae apud sanctum Petrum kal. Iunii anno quinto. 3. Informazioni di Coronato Planca degli Incoronati: ... Clara iuris conclusio ... senza data. 4. Annotazioni originali di Greg. XIII: Monetur ad peten. hanc gratiam ... senza data.[4]

---

[1] *ASV, Indice 26, fol. 180v:* Imperatorum obedientia Romanis Pontificibus prestanda formulae.

[2] *Ebd., fol. 103v:* Cosmus Medices Magnus dux Etruriae super causa precedentiae Alphonso duce Ferrariae Informationes.

[3] *Ebd., fol. 103v:* Cosmus Medices Magnus dux Etruriae ipsius causa praecedentiae cum Alphonso Ferrariae duce committitur terminanda per Pium V. Maximiliano II. tanquam Maximiliano ab Austria.

[4] *Ebd., fol. 145v:* Gregorius PP. XIII. praeponitur excusatio Pauli Jordani romani receptoris Bannitorum.

Arm. I–XVIII 840 (Arm. III cap. I n. 4): Copia bullae Gregorii XIII, in qua praedecessorum bullas confirmans feudatarios, qui a solutione censuum debitorum cassaverant, in caducitatis poenas incurrisse declarat. Cum adnotatione pontif. ... foglietto unito, in cui è l'annotazione di Gregorio XIII ... Ex debito pastoralis officii ... manca la data. Incipit dell'annotazione suddetta di Gregorio XIII: Videantur litterae ... manca la data.[5]

Arm. I–XVIII 849 (Arm. III cap. I n. 39): Copia memorialis S.mo porrecti super reformatione concessionis camerariatus facta a Pio V cardinali Cornelio, cum nonnullis annotationibus Gregorii XIII. Et capita reformationis Camerae Apostolicae cum Gregorii XIII animadversionibus: an. 1574. ... Cum in calce clausularum ...[6]

Arm. I–XVIII 870 (Arm. III cap. II n. 5): Diversae informationes iuris pro filialibus quondam Caroli comitis Olivae contra Cameram super devolutione castrorum Piagniani et Plani Mileti Feretan. dioec., cum adnotatione Gregorii XIII. Et sententia rotalis pro dictis foeminis contra abbatem S. Paterniani de Fano ... in cui sono alcune annotazioni di Gregorio XIII ...1a. Informazione: ... Non repetam ... senza data. 2a. Informazione: ... Vera et communis ... senza data. 3a. Informazione: ... Quoad primum dubium ... senza data. Incipit delle annotazioni di Gregorii XIII: Natura feudi ... 4a. Informazione: ... Satis alias creditur ... manca la data. 5a. Informazione: ... Pro tribunali sedentes ... senza data. 6a. Informazione: ... Li Conti di Pian di mileto ... senza data.[7]

Arm. I–XVIII 876 (Arm. III cap. II n. 11): Aliquae informationes iuris S.mo porrectae a Carolo Birago, qui in castro Viscarum ab episcopo Eporodiensi [sic] obtento, foeminis exclusis, nepotes succedere posse supplicat, cum annotationibus Gregorii XIII. ... 1a. Informazione: ... Alias anno 1273 ... 2a. Informazione: ... Potest S.mus D. N. ... 3a. Informazione: ... Duo petuntur ... tutte queste informazioni sono senza data. A questo quaderno è unito un pezzo di carta, in cui sono scritte alcune annotazioni di mano di Gregorio XIII.[8]

[5] *Ebd., fol. 145v:* Gregorius PP. XIII. confirmat constitutionem Innocentii VIII, Alexandri VI, et Pauli IV Romanorum Pontificum contra feudatarios terrarum Sanctae Romanae Ecclesiae ob non solutionem censuum.

[6] *Ebd., fol. 145v*: Gregorius PP. XIII. Super Impositione Decimarum per Italiam contra Turcos, et super deputatione Cardinalis Cornelii Camerarii Collectoris Generalis.

[7] *Ebd., fol. 284v:* Piagnani Castrum Fererranensis (sic) Diocesis diversaeque Informationes contra Cameram Apostolicam super illius non devolutione.

[8] *Ebd., fol. 329r:* Viscarum Castrum petitur Primogenitura in illo ad favorem Cardinali Laurentii Comitis Briagae Pronepotis.

Arm. I–XVIII 878 (Arm. III cap. II n. 13): Copia memorialium pontifici porrectorum cum praetensionibus Camerae super castro Rocchae Antiquae ... 1°. Memoriale: ... Ho visto il privilegio ... 2°. Memoriale, diretto ad un monsignore: ... Sino dall'anno 1069 ... Questi due memoriali sono senza data.[9]

Arm. I–XVIII 893 (Arm. III cap. II n. 28): Copia sententiae latae a Camerae clerico super divisione tenimenti Plani Arcionis inter DD. Philippenses et procuratorem fiscalem et dohanarios Patrimonii cum aliquibus Gregorii XIII annotationibus. 26 novembre 1552 ... In questi due fogli 3 e 4 sono scritte annotazioni di Gregorio XIII: Christophorus Cincius Smi. D. N. Papae capellanus Camerae apostolicae clericus ... Romae in domo nostrae solitae habitationis ... sub anno a Nativitate D.ni millesimo quingentesimo quinquagesimo secundo ... D. Iulii ... papae tertii (sic) ... : Et ego Ioannes Petrus Grimaldus Camerae Apostolicae et hmoi [huismodi] causae not. ... 1a. Annotazione di Gregorio XIII: ... Alla lettera di V. S. ... 2a. Annotazione del medesimo ... Pro R. P. D. Paulo ...[10]

Arm. I–XVIII 896 (Arm. III cap. II n. 31) [fol. 19r–20r bolla in casu de quo agebatur]: Aliae informationes pro Camera super tenimento Plani Arcionis. ... Diversi supplices libelli super dicta re Gregorio PP. porrecti cum rescriptis et illius annotationibus. ... Informationes ad favorem Cardinalis Medices illius emptoris. Alia (1580) sunt fol. 33: ... 1a. Informazione: ... Ho fatto intender ... 2a. Informazione: ... Il San Galizo ... con annotazioni di Gregorio XIII. 3a. Informazione: Fui dal Illmo. Sr. car. Medici ... con annotazioni di Gregorio - XIII. 4a. Informazione: ... Ho messo insieme ... con annotazioni dello stesso pontefice. 5a. Informazione: ... Le raggioni che ha la R. Camera apostolica ... con annotazioni dello stesso pontefice. 6a. Informazione: ... Ho parlato a messer Alesandro ... 7a. Informazione: ... Si S. D. N. Gregorius XIII ... Lettera di Pietro Usimbardi a mgr. Bianchetti maestro di Camera: Il silentio di V. S. Rma. ... Di Casa li XVII di Agosto MDLXXX. 8a. Informazione: ... Non obstat casu de quo agitur ... 9a. Informazione: ... Intentio Ill.mi D. Cardinalis ... 10a. Informazione: ... Cum nobis in Camera apostolica ... Datum Romae in Camera apostolica die 29 Iulii 1530 ... con annotazioni del pontefice suddetto. Motu proprio di Giulio III: ... Motu proprio et Cum inter alias ... manca la data Copia di una bolla di Alessandro VI, riguardante l'indennità della Camera

[9] *Ebd., fol. 297r:* Rocchae antiquae Castrum Praetensiones Camerae Apostolicae super illo.

[10] *Ebd., fol. 285v:* Plani Arcionis Tenimentum sententiae latae per Christophorum Cincium clericum Camerae Apostolicae in eum divisionis ipsius.

apostolica: ... Romani Pontificis providentia circumspecta ... Datum Romae apud Sanctum Petrum anno Incarnationis Dominicae millesimo quadringentesimo nonagesimo quinto sexto calen. novembris ... anno quinto n. s. 1495 ottobre 27.[11]

Arm. I–XVIII 902 (Arm. III cap. II n. 37): Copia publici instrumenti, quo camerarius, thesaurarius et clerici nomine Camerae concedunt tenimentum nuncupatum la Chiaruzza, et S. Silvestro, situm in tenimento Vallis Marinae in Patrimonio prope Civitatem veterem Andreae de Vellis rom[an]o cum obligatione quod ibi turrim construere debeat et custodire 12 novembre 1561. Cum adnotationibus Gregorii XIII ... Per hoc praesens publicum instrumentum ... anno a nativitate D.ni 1561 4a Indictione die vero XII mensis novembris, pontificatus ... D. Pii ... papae IIII anno 2do ... manca la data geografica. Incipit della 1a annotazione di Gregorio XIII: Contractus iste ... Incipit della 2a annotazione del medesimo: Si respondetur in illa parte ...[12]

Arm. I–XVIII 905 (Arm. III cap. II n. 40): Memoriale pro clericis Camerae Apostolicae contra auditorem Camerae porrectum Gregorio XIII, cum illius adnotationibus, et particulis bullarum Leonis X, aliorumque pontificum ... Acciò che le differentie ...[13]

Arm. I–XVIII 990 (Arm. III cap. III n. 37): Litterae diversae pecuniarum, quae reperiebantur in acrario apostolico, cum Gregorii XIII adnotationibus. ... 1a lettera: Dinari che si trovano in essere al primo di Febraro 1590 ... 2a lettera: Nel erario vecchio, per tutto il primo di febraro 1590 ... 3a lettera: Per l'ultimo conto che fu dato N. S. ... 4a lettera: In uno cassone di ferro con quattro chiavi ... In fine di questa lettera, vi sono scritte alcune annotazioni del suddetto pontefice: 72 a dì 18 di agosto dal Ceulo ... 5a lettera: Nel erario Sanctior ... Foglietto contenente le annotazioni di Gregorio XIII: Sono in castel scudi quatrocento vintesette milia ...[14]

---

[11] *Ebd., fol. 285v:* Plani Acionis Tenimentum Informationes pro Camera, et Cardinale de Medices super illo.

[12] *Ebd., fol. 23r:* Andreae Vellio Romano fuit concessum per Camerarium, et Clericos Camerae tenimentum la Chiaruzza, et Sancti Silvestri nuncupatum.

[13] *Ebd., fol. 217r:* Leo PP. X. Confirmationes Statuta et Privilegia aliter per Romanos Pontifices Clericis Camerae concessa.

[14] *Ebd., fol. 146r:* Gregorius PP. XIII. Super assignatione novorum terminorum ad solvendum decimas ab ipso impositas.

Arm. I–XVIII 1049 (Arm. III cap. VI n. 12): Diversae informationes Gregorio - XIII porrectae in causa Romana residui pretii participationis alumeriarum inter magnum Etruriae ducem, et Thobiam Pallavicinum (post an. 1581), cum adnotationibus Gregorii XIII.

1a. informazione: ... Si volumus ... fol. 1
2a. informazione: ... Respondendum videtur affirmative ... fol. 3
3a. informazione: ... Alias de Bindinellus ... fol. 4
Annotazioni di Gregorio XIII: ... Videndum est ... fol. 5
4a. informazione: ... Augustinus Saulius ... fol. 8–10.
5a. informazione: In causa vertente ... fol. 12
6a. informazione: ... Ut occurratur calumniis ... fol. 14.
7a. informazione: ... Ut occurratur calumniis ... fol. 16.
8a. informazione: ... Quae dicunt informantes ... fol. 18.
9a. informazione: ... Adest cessio bonorum ... fol. 20.
10a. informazione: ... Dignetur S. V. ... fol. 22v.
11a. informazione: Die 22 Augusti 1581 ... Fran.cus Baron. S. D. N. Papae cursor ... fol. 23.
12a. informazione: Die 5 Ottobris 1581 ... Io. B. Bagni S. D. N. PP. Cursor ... fol. 24v e 25.[15]

Arm. I–XVIII 1300 (Arm. III cap. IX n. 191): Variae doctorum allegationes ad favorem regis Hispaniarum super exactione decimarum in suo regno cum annotationibus Gergorii XIII pag. 29.
Allegationes variae, ut supra ... Et si ... bus Regiis Hispaniarum ...[16]

Arm. I–XVIII 1595 (Arm. V cap. II n. 20): Diversae informationes Iuris S.mo porrectae super successiones in Castro Pieri a Paulo III. Pirro et Rodulpho de Balleonibus in feudum concesso, cum annotationibus Gregorii XIII ... Duplici fundamento parsa da niti potest ...[17]

Arm. I–XVIII 1743 (Arm. VII cap. II n. 5): Quaedam scriptura contra graecos vulgo albanenses, in Regno commorantes, et de eorum erroribus circa dog-

[15] *Ebd., fol. 118r:* Etruriae Dux Informationes pro ipso contra Thobiam Pallavicinum in Causa allumeriarum.

[16] *Ebd., fol. 170v:* Hispaniarum Regni universalis clerus petit per Gregorium PP. XIII. declaratum subsidium, et excusatum tam super decimis, quam aliis fructibus ecclesiasticis impositum fuisset.

[17] *Ebd., fol. 295v:* Rodulphus de Balleonibus Informatione contra ipsum super devolutatione non nullorum Castrorum ad Cameram Apostolicam.

mata matrimonii, ac libellum repudii, et sacramentorum administrationem et ritibus ac cadaverum combustionem et cum annotationibus manu Gregorii - XIII. Fit mentio Concilii provincialis super his celebrati. Item de iure episcopi Paphen. latini confirmandi graecorum ... Quoniam vero in nonnullis provinciae huius dioecesibus ...[18]

Arm. I–XVIII 2135 (Arm. IX cap. III n. 22): Adnotationes pontifici directae Gregorii XIII super reformatione curiae. Simp. ... Postquam S. V. placuit ... senza data.[19]

Arm. I–XVIII 2155 (Arm. IX cap. IV n. 7): Copia bullae Leonis X ubi Emanueli Portugalliae regi contra saracenos bellum gerenti decimas et Cruciatam et plures concedit indulgentias anno 1515, 8 mart. Copia. Copia semplice della suddetta bolla di Leone X ... Orthodoxae fidei nostrae curae ... Datum Romae etc. Anno Incarnationis Dominicae millesimo quingentesimo quarto decimo octavo idus Martii ... anno secondo ... n. s. 1514 marzo otto.
N. B. unito a questo quaderno vi è un piccolo foglio di carta scritto di mano di Gregorio XIII, a quanto sembra, in cui sono alcuni appunti intorno alla sospensione delle indulgenze, nell'anno santo del giubileo.[20]

Arm. I–XVIII 2167 (Arm. IX cap. IV n. 19): Variae annotationes manu Gregorii - XIII super Cruciata ... Varie annotazioni di mano di Gregorio XIII ... : Videretur quod omnia concessa ...[21]

Arm. I–XVIII 2311 (Arm. X cap. III n. 30): Informatio in iure Horatii Arigonii cum adnotationibus Gregorii XIII super rebus hostium in navi amica capiendis in causa super huiusmodi materia vertente in Venetos et milites Hierosolimitanos ... Cum inter Christianos et Turcos ... senza data.[22]

---

[18] *Ebd., fol. 156v:* Graecos in Regno commorantes Albanenses nuncupatos quibusdam superstitiosis ritibus riti dicitur.
[19] *Ebd., fol. 112v:* Curia Romana quomodo reformanda.
[20] *Ebd., fol. 112r:* Cruciata fuit concessa a Leone PP. X° Emanueli pro expeditione contra Turcas Portugalliae Regi.
[21] *Ebd., fol. 112v:* Cruciatam non esse concedendam variis de causis iuxta mentem Gregorii PP. XIII.
[22] *Ebd., fol. 173v:* Horatii Arrigoni informatio, quod bona infidelium a navibus Christianorum libere capi possunt.

Arm. I–XVIII 2312 (Arm. X cap. III n. 31): Diversae adnotationes eiusdem pontificis in causa depositionis magni magistri supradicti ... Fu deputato il Gran Maestro ... senza data.[23]

Arm. I–XVIII 2319 (Arm. X cap. III n. 38): Consilia impressa in favorem iurisdictionis magni magistri cum adnotationibus manu Gregorii XIII ... Consilia in favorem et conservationem iurisdictionis ... Primo benefitia ordinis militaris ... Romae, Apud Haeredes Antonii Bladii Impressores Camerales, 1583. Incipit delle annotazioni di Gregorio XIII: 1. Sunt benefitia insignia ...[24]

Arm. I–XVIII 2358 (Arm. X cap. IV n. 9): Supplex libellus Ducis Sabaudiae pro unione Ordinis S. Lazari cum Ordine S. Mauritii, cum adnotationibus Gregorii - XIII. Ea intentione et desiderio ... senza data.[25]

Arm. I–XVIII 2359 (Arm. X cap. IV n. 10): Scriptura in qua Cancellarius Militiae S. Mauritii et Lazari quasdam clausulas in brevi reformationis illius religionis delendas esse probare intendit, cum adnotationibus manu Gregorii XIII ... Comes Carolus Ciconia ... senza data.[26]

Arm. I–XVIII 2364 (Arm. X cap. IV n. 15): Adnotationes Gregorii XIII super Militia S. Lazari, et bullis eidem concessis. Adest una epistola originalis, in qua commendatur pontifici Religio S. Lazari, sed cuius sit illa epistola ignoratur, quia extrema pars folii, ubi est subscriptio lacerata est. Adest praeterea supplex libellus pontifici oblatus ab equite S. Lazari uxorato pro retinendis pensionibus. ... Incipit delle annotazioni di Gregorio XIII: S. Lazari privilegia ... Incipit di alcune altre annotazioni: Exemptio a iurisdictione ordinariorum ... Incipit e data della lettera, mancante della sottoscrizione: ... Mando alla S.tà V. ... di Casa li X giugno 1576 ... Incipit della supplica: Carlo Muto devoto oratore ...[27]

---

[23] *Ebd., fol. 149r:* Gregorius PP. XIII. supplicatur a Magno Magistro et Consilio Religionis Hierosolimitanae, ut triremes remittantur.

[24] *Ebd., fol. 149r:* Gregorius PP. XIII. supplicatur a Carolo Borromeo ut terminetur, quod Ordinarii Milites Hierosolimitani in eorum diocesibus punire possint.

[25] *Ebd., fol. 298v:* Sabaudiae Dux ad Sanctissimum pro Sanctorum Mauritii et Lazzari religione.

[26] *Ebd., fol. 149r:* Gregorius PP. XIII. annotationes super privilegiis Militiae S. Lazzari concessis.

[27] *Ebd., fol. 238r:* Militiae S. Lazzari privilegia, annotationes Gregorii PP. XIII super illis.

Arm. I–XVIII 2369 (Arm. X cap. VI n. 2): Informationes in iure pro militibus superstitibus Collegii militum S. Georgorii extincti super pensionibus cum adnotationibus Gregorii XIII ... Perpendendo privilegia ... senza data. N. B. Le annotazioni di Gregorio XIII sono in un foglietto staccato.[28]

Arm. I–XVIII 3055 (Arm. XI cap. VI n. 50): Prophetia Mahometti cum adnotationibus Gregorii XIII ... Si levarà la spada tagliente ...[29]

Arm. I–XVIII 3132 (Arm. XI cap. VII n. 44): Informatio ad S.mum de recipientibus beneficia animo non suscipiendi ordines ad quos tenentur ratione dictorum beneficiorum cum adnotationibus Gregorii XIII quod ad cardinales ... Qui accipit, vel retinet ... senza data.[30]

Arm. I–XVIII 3150 (Arm. XI cap. VII n. 62): Adnotationes Gregorii XIII super investitura insulae Siciliae ... In investitura regni Neapolitani ... Nel primo foglio di guardia: Ibi et dilectos filios ...[31]

Arm. I–XVIII 3152 (Arm. XI cap. VII n. 64): Motus proprius Pii V contra Senatum Mediolanen. favore archiepiscopi S. Caroli Borromaei de iure sibi competenti tenendi familiam armatam, cum adnotationibus Greg. XIII ... Motu proprio etc. In ea quae coram nobis ... senza data.[32]

Arm. I–XVIII 3153 (Arm. XI cap. VII n. 65): Adnotationes Gregorii XIII super libris consistorialibus ab Alexandro VI ad Pium V ... Ex primo libro consistorii Alexandri 6 ...[33]

Arm. I–XVIII 3233 (Arm. XI cap. XI n. 6): Supplex libellus a caesareo oratore Pontifici porrectus super declaratione primariarum precum, et cum alia infor-

[28] *Ebd., fol. 140v:* Sancti Gregorii Militibus privilegia super obtinendis pensionibus concessa a Pio PP. V. revocantur.

[29] *Ebd., fol. 230r:* Mahometti Prophetia.

[30] *Ebd., fol. 145v:* Gregorius PP. XIII. super recuperatione et acquisitione multorum locorum pro Camera Apostolica.

[31] *Ebd., fol. 148v:* Gregorius PP. XIII. annotationes de Regno Siciliae, et Trinaeriae.

[32] *Ebd., fol. 234v:* Mediolanensis Senatus super sententiam inter ipsum et Carolum Cardinalem Borromeum Archiepiscopum a Pio PP. V. prolatam circa familiam armatam dicti Archiepiscopi.

[33] *Ebd., fol. 147v:* Gregorius PP. XIII. annotationes super libris Concistorialibus a tempore Leonis PP. X usque ad Pium PP. V. inclusive.

matione num principes conferre possint ecclesiastica beneficia, notis Gregorii XIII illustrata ... Sancta Sedes Apostolica ab antiquissimo ... Incipit delle osservazioni annesse ... Undecimo quaero ...[34]

Arm. I–XVIII 3962 (Arm. XIV cap. I n. 27): Adnotationes Greg. XIII de attentatis in Ducatu Sabaudiae, Pedemontio et in Ducatu Brittanniae ac Provincia Provinciae in praeiudicium Sedis apostolicae et libertatis ecclesiae contra tenorem litterarum Henrici III, anni 1550, 21 iulii superius descriptarum, quam observantiam intimandam Franciae regi proponitur sub poena amissionis privilegiorum ... Quattro fol. ... Ex concessionibus factis ... senza data.[35]

Arm. I–XVIII 4690 (Arm. XV cap. IV n. 41ss): Decretum de iis qui censendi sunt oratores in Romana Curia plurimum faciens ad causam praecedentiae inter oratorem Bononien. et oratorem Ierosolim. cum adnotationibus Gregorii XIII 1504.
Decreto dell'anno 1504 sopra la precedenza dei detti ambasciatori. ... due foglietti in cui sono scritte le annotazioni di Greg. XIII: ... Qui sint et vocentur oratores Ro: C. Secundum Ro: Cur: vitum et usum ...[36]

Arm. I–XVIII 4786 (Arm. XV cap. VI n. 24): Exemplum capitulorum initorum (sic) inter Cameram Apostolicam et Ducem Ferrariae super sale (Comachi) 1547
Simile ut supra 29 novembre 1554.
Item exemplum prorogationis facultatis fabricandi salis quinquennium concessae Duci Ferrarie a Paulo IV prid. kal. octobris 1556 an. 2.
Item scripturae complures de facultate concessa ducibus Ferrariae super sale (Comachi) cum adnotationibus Gregorii XIII ... Che il Ser. Duca debba in servitio ...[37]

Arm. I–XVIII 4792 (Arm. XV cap. VI n. 30): Fragmenta bullarum Ioannis XXII contra Ferrarienses, qui dictum castrum devastaverant, cum adnotationibus Greg. XIII (1319) copia

[34] *Ebd., fol. 289r:* Principes Imperii super ratificatione privilegiorum Sanctae Romanae Ecclesiae concessorum per Federicum II Regem Romanorum.
[35] *Ebd., fol. 151r:* Gregorius PP. XIII. annotationes super quibusdam attentatis in Britanniae, et Sabaudiae Ducatibus in praeiudicium libertatis Ecclesiasticae.
[36] *Ebd., fol. 150v:* Gregorius PP. XIII. annotationes super praecedentiam inter Oratores Bononienses et Religionis Hyrosolimitanae.
[37] *Ebd., fol. 126v:* Ferrariae Ducis conventiones cum Camera Apostolica super fabricatione Salis tempore Pauli III. et Julii etiam III.

Estratti delle suddette bolle di Giov. XXII. ... 1° Dierum excrescente malitia ... senza data 2° ... Si velletis ... senza data.[38]

Arm. I–XVIII 4795 (Arm. XV cap. VI n. 33): Adriani VI Breve pro absolutione Alphonsi Ferrariae ducis a sententiis excommunicationis adversus eum latis a Iulio II et Leone X cum adnotationibus Gregorii XIII, et capitula novae investiturae Ducatus Ferrariae 17 octobr. 1522. Copia.
Breve di Adriano VI con cui assolve il duca di Ferrara dalla scomunica, e capitoli della nuova investitura di Ferrara. ... 1. Beve di Adriano VI. ... Noverint universi ... Datum Romae apud S. Petrum sub Annulo Piscatoris die XVII octobris 1522 ... anno p. 2. capitoli della detta investitura: In primis p.tus S.mus Dominus Noster ... Acta fuerunt haec Ferrariae in palatio ducali ... sub anno a nativitate D. N. ... 1522 Indictione X die 30 mensis octobris ... Ego Baptista fr. egregii causidici Ferrarien. d. Io. Andreae de Serachis ... noth. ... Ego Opizo Remus filius q. Egregii ser Iacobi Mariae notarii ... noth. Ferrarien ...[39]

Arm. I–XVIII 4943 (Arm. XV cap. VIII n. 9): Adnotationes Gregorii XIII de solutione onerum publicorum facienda a Venetis possidentibus bona in territorio Ravennae.
I. ... Liber idest ... II. La Comunità di Ravenna ...[40]

Arm. I–XVIII 5505 (Arm. XV cap. 15 n. 3): Volumen primum scriptorum, quae a Gregorio papa XIII sua manu sunt adnotata vel scholiis illustrata, vel interlineata, aut titulo indicata.
1. Episcopi Coronen. testamentum, et bona fol. 7–22.
2. Petri Lucae de Gradi secretariatus fol. 23 secq. ...
20. Commissio causae facta Ugoni Boncompagno viceregenti, qui fuit postea Gregorius XIII fol. 204.
21. Deploratio malorum morum ac scelerum cum propositione mediorum tempore Gregorii XIII fol. 205 ...
24. Annotationi diverse di mano di Gregorio PP XIII fol. 213–14.

---

[38] *Ebd., fol. 151r:* Gregorius PP. XIII. annotationes super Bulla Ioannis PP. XXII contra Ferrarenses edita propter Devastationem Castri Thebaldi.
[39] *Ebd., fol. 151r:* Gregorius PP. XIII. supplicatur ab Alphonso Ferrariae Duce de quibusdam privilegiis pro Clericis sui Ducatus.
[40] *Ebd., fol. 151r:* Gregorius PP. XIII. Annotationes super quadam exactione pecuniarum in Camera Apostolica per Civitatem Ravennatem contra Venetos.

25. Memoriale dato a Greg. XIII super diversis rebus gerendis sopra la Congregatione delle cose pecuniarie, donativi, che designava d'haver Pio V^to^ del fermare le galere del gran duca fol. 205 ...
47. Copia Brevis Gregorii XIII pro solutione anticipata cuiusdam gabellae pro constructione monasterii monialium S^ti^. Antonii de Padua Neapolitan fol. 274 ...
50. Lettera de' galeotti sopra le galere del Doria a papa Gregorio XIII fol. 282, 285.
51. Exemplum litterarum principis Svetiae, quae ad Gregorium papam XIII erant mittendae, sed noluit rex eas obsignare fol. 284.
53. Il cardinale Altemps a papa Gregorio XIII Si duole del poco rispetto de' sbirri alla casa sua fol. 289.
54. Il vescovo di Piacenza nuncio in Spagna a papa Gregorio XIII, dell'ospedale dell'italiani fol. 290.[41]

Arm. I–XVIII 5506 (Arm. XV cap. 15 n. 4): diviso tertia Volumen secundum scriptorum quae similiter sunt a Gregorio XIII sua manu, vel illustrata, vel indicata.
Pro cancellario ducis Cliviensis in causa Constantienensi bonorum contra cardinalem ab Altemps fol. 1 secq.
Litterae administrationis ecclesiae Monasteriensis, et ducis Iuliae, Cliviae et Montium super eadem causam fol. 8.
Litterae ducis Iuliae super eadem causam fol. 11.
Memoriale contra indebite obtinentes beneficia ecclesiastica fol. 198. ... etc.
Gregorii XIII constitutio super observatione Calendarii Gregoriani fol. 339 etc.[42]

Arm. I–XVIII 5934 (Arm. XVI cap. I 1) Exemplum Decreti Gregorii XIII pro ecclesia Aquileien. pro iurisdictione in oppidis SS. Viti de Danieli ... Cum alias ... nel fol. 6 vi sono 4 righe, scritte da Greg. XIII.[43]

Arm. I–XVIII 5968 (Arm. XVI cap. I n. 35): Copia litterarum Ducis Venetorum ad Cardinalem Farnesium de donatione feudi S. Viti. Venetiis, 30 Iunii 1582 et

[41] *Unter anderem: Ebd. fol. 154v*: Gregorius PP. XIII. omnes Indulgentias variis diversisque ecclesiis per alios Romanos Pontifices concessas ex causa Jubilei generalis iudicendi suspendit.
[42] *Ebd., fol. 146r:* Gregorius PP. XIII. super observatione Calendarii iussu suo editi.
[43] *Ebd., fol. 152v:* Gregorius PP. XIII. declarat omnia officia et feuda in oppido S. Viti, et S. Danielis existentia ad Patriarcam Aquilegiensem pertinere.

27 Iulii 1582 ... 1a. Nos Nicolaus de Ponte ... Dat. in nostro Ducali Palatio, die 20 Iunii, ind. X, 1592. La 2a. lettera La buona disposizione ... Data in nostro Ducali Palatio, die XVIII Iulii, ind. X, 1582.
Nel fol. 3 vi sono le decisioni autografe di Greg. XIII.[44]

Arm. I–XVIII 5983 (Arm. XVI cap. I n. 50): Lettera del Patriarca d'Aquileia a Gregorio XIII, con quale propone per coadiutore Alvise Giustiniani, canonico di Padova, Venezia, 22 magg. 1574 ... Continuando il bisogno ... da Vinetia alli XXII Maggio MDLXXIIII. Per il sigillo, come nel n. preced. – Nella piccola striscia di carta che copre il sigillo vi è la decisione autografa di Greg: Nominatio in coadiutorem Aquilegien. Admissa die 14 Iulii '74.[45]

Arm. I–XVIII 6146 (Arm. XVI cap. IX n. 50): Memoriale ad. SS.mum, in quibus variis adductis rationibus, concluditur ludum, chorea esse licitum, dummodo nonnullae circumstantiae hic annotatae observentur; et in feriis in honorem Dei institutis, ut colligitur ex variis DD. hic annotatis, non solum abstinendum esse a peccatis, sed etiam ab operibus servilibus, quae sunt propria servorum; cum annotationibus Gregorii pp. XIII ... Ut colligitur.[46]

Arm. I–XVIII 6155 (Arm. XVI cap. IX n. 59): Nonnulla capitula pro ineunda concordia inter Archiepiscopum Mediolanen. et Ducem et Senatum Mediolan. super eo quod liceat Archiepiscopo habere familiam armatam usque ad numerum sex vel septem personarum ultra collateralem, per quos capi possunt, mandato Archiepiscopi praedicti et eius offitialium, etiam laici, in casibus tamen hic expressis ... Quae nobis videntur ... nel verso del 2° fol. vi sono alcune parole di Greg. XIII.[47]

Arm. I–XVIII 6379 (Arm. XVI cap. XVI n. 2): Informatio super terra Matrici (= Amatrice), in provincia Aprutina, eius villis et redditibus, donatis a Carolo V, imperatore, Alexandro Vitellio, tamquam benemerito suae Caesareae Maiestatis, et de eorum venditione, facienda a Beatrice Vitellia, coniuge Virginii

---

[44] *Ebd., fol. 152v:* Gregorius PP. XIII. feudum in territorio S. Viti ad Rem publicam Venetam a Nicolao de Ponte Duce Gregorio XIII. conceditur.

[45] *Ebd., fol. 30v, 155r:* Aquilegiensis Patriarcha pro Coadiutore suae ecclesiae nominat Aloysium Justinianum Gregorio Papae XIII.

[46] *Konnte im Indice 126 nicht nachgewiesen werden.*

[47] *Ebd., fol. 153r. 146r:* Gregorius PP. XIII. annotationes super editis a Gobernatore Civitatis Mediolani emanatis circa familiam armatam Archiepiscopi.

Ursini, filii qd. Latini Ursini ... La terra dell'Amatrice ... Nel foglio esterno, vi sono le parole autografe de Gregorio XIII: La Matrice.[48]

Arm. I–XVIII 6383 (Arm. XVI cap. XVI n. 6): Litterae Card. Medicis, scriptae ad Gregorium XIII, cum quibus mittit scripturas pertinentes ad terram Maliani Senarum, ex Florentia sibi delatas. Romae, 15 Iulii 1577 ... Mando alla S.tà V ... di casa li 15 di luglio 1577. Nel foglio esterno, vi sono le parole autorgrafe di Greg. XIII: Magliani Senarum.[49]

Arm. I–XVIII 6387 (Arm. XVI cap. XVI n. 10): Litterae Iohannis Baptistae episcopi Arimin. scriptae ad Rev. Antonium Spetianum, super vita et moribus et qualitatibus Archidiaconi Cremen. Arimini, 17 Ianuarii 1580 ... Innanzi ch'io andassi ... Di Rimini alli 17 di Gen. 1580. Vi è il sigillo vescov. carta aderente alla cera ed alcune righe autografe di Gregorio XIII.[50]

RIASSUNTO

Gregorio XIII – un eccellente giurista – si adoperò per la centralizzazione dell'amministrazione e il controllo delle entrate della Camera Apostolica. Dopo essere stato eletto papa, egli dispose subito un'accurata indagine sui feudi ecclesiastici e sui relativi titoli di possesso. Talvolta intervenne personalmente e chiese che gli fossero presentati i documenti originali. Nella bolla del giugno 1580 fu stabilita una regolamentazione definitiva. Per l'esame dei titoli di possesso da parte della Camera furono trasportate nell'archivio di Castel Sant'Angelo sei casse contenenti documenti di infeudazione. Inoltre il papa aveva raccolto nella sua cancelleria privata alcuni documenti che riguardavano il ducato di Ferrara e la bolla *De non infeudandis*. Sisto V consegnò le chiavi di queste casse al datario. Nel frattempo il commissario della Camera Lomellino chiese di consultare parte degli atti relativi a questioni giuridico-feudali. Per regolamentare la successione del ducato di Ferrara fu necessario esaminare la bolla *In casu de quo agebatur* con commenti di Gregorio XIII. Il duca si era recato nel 1591 a Roma per trattare la questione con la Curia. Dal

[48] *Ebd., fol. 75v:* Carolus V. Imperator super donatione facta Alexandro de Vitellis de Terra Matriciis.

[49] *Ebd., fol. 153r:* Gregorius PP. XIII. a Cardinale Medices mittuntur scripturae ad Terram Malliani Senarum pertinentes.

[50] *Ebd., fol. 112r:* Cremonensis Episcopus super iniunctis per eum de mandato S.mi Abbati Spetiano Economo Sedis Apostolicae in Ducatu Mediolani.

canto suo il papa istituì una commissione cardinalizia. Ma il duca e la Curia non riuscirono a raggiungere alcun accordo. Su disposizione del cardinal Sfondrati e del tesoriere papale furono aperte le due casse, che contenevano i documenti con appunti di mano di Gregorio XIII e che non erano ancora catalogati alla sua morte. Gregorio XIV e Innocenzo IX morirono prima che fosse trovata una soluzione definitiva. Le scritture giuridiche riguardanti Ferrara, il Veneto, l'Emilia-Romagna e le Marche, furono trasferite sotto Clemente VIII dal *Guardaroba* del pontefice a Castel Sant'Angelo. La maggior parte di questi documenti compaiono nell'inventario elaborato nel 1610 sotto Paolo V.

HONORATIORENPOLITIK UND PARTEIENSYSTEM IN ITALIEN VOR DEM ERSTEN WELTKRIEG

Der *Partito Giovanile Liberale Italiano* als kontrafaktisches Fallbeispiel[1]

von

JOHANNES U. MÜLLER

1. Einleitung. – 2. Strukturprobleme der politischen Praxis im italienischen Nationalstaat. – 3. Vor- und Frühformen politischer Organisation im bürgerlichen Liberalismus. – 4. Ein parteipolitisches Experiment im konstitutionellen Lager: Der PGLI. – 5. Der PGLI im politischen Raum der Ära Giolitti. – 6. Systemische Grenzen (partei-)politischer Reformbemühungen. – 7. Schlussbetrachtung.

1. Während noch vor wenigen Jahren das Urteil der Historiker über die ersten anderthalb Jahrzehnte Italiens im 20. Jahrhundert gespalten war zwischen den intellektuellen Erben Croces und Salveminis,[2] herrscht heute gemeinhin ein positives Bild von der Ära Giolitti vor.[3] Zumindest über die generelle Einschätzung jenes Zeitraums, der

[1] Eine erste Fassung dieses Textes wurde auf der XIII. Tagung der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens präsentiert, die vom 10. bis 12. Juni 2004 in Berlin im Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas der Freien Universität Berlin stattfand.

[2] Vgl. z. B. die divergierenden Urteile über die Ära Giolitti in E. Ragionieri, La storia politica e sociale. Storia d'Italia IV, Bd. 3, Torino 1976 und F. Gaeta, La crisi di fine secolo e l'età giolittiana, Torino 1982 (Ndr. 1996).

[3] Symptomatisch ist hier die tendenziell hagiographische, jüngste Giolitti-Biographie von Aldo Mola, der in der Età Giolittiana den Beginn jener Nuova Italia sieht, die unwiderruflich den Weg in die Moderne angetreten hat. Vgl. A. A. Mola, Giolitti. Lo statista della nuova Italia, Milano 2003.

von der Krise der Jahrhundertwende bis zum italienischen Eintritt in den Ersten Weltkrieg reicht, besteht Einigkeit: nämlich als eine Zeit, in der die italienische Gesellschaft nach der angestrengten und überstürzten Gründungsphase zur Ruhe kommt, der Aufbruch in eine moderne Industrialisierung gelingt und zumindest partiell – nämlich im Norden – erste Ansätze zur Lösung der sich in Italien infolge der nachholenden Modernisierung überlappenden Partizipations- und Distributionskrise gefunden werden.[4] Während Giolittis Politik im sozio-ökonomischen Raum zweifellos äusserst flexibel und erfolgreich war, blieb eine grundlegende Modernisierung im politischen Raum jedoch weitgehend aus. Weder kam es zur Ausbildung eines im politischen System verankerten Parteiensystems, das bei der Erweiterung der sozialen Basis des Staates integrierend hätte wirken und zur Überwindung der Staatsfremdheit, ja Staatsfeindschaft grosser Bevölkerungsteile hätte beitragen können. Noch gelang es den staatstragenden bürgerlich-liberalen Kräften, durch eine stabile landesweite politische Organisation ein konstruktives Instrument zur Steuerung der zunehmenden Politisierung der Bevölkerung zu entwickeln. Infolgedessen traf die massenhafte politische Mobilisierung der Öffentlichkeit im Anschluss an den Ersten Weltkrieg das politische System und die staatstragenden Führungsschichten Italiens unvorbereitet. Ein Umstand, der wegbereitend für den Aufstieg des Faschismus werden sollte.[5]

Mit diesem Befund, der oft auch als Vorwurf an die italienische Führungsschicht und ihre Reformunfähigkeit formuliert wird, möchte

---

[4] Noch immer unübertroffen sind die Gesamtdarstellungen von F. Gaeta, La crisi di fine secolo e l'età giolittiana (wie Anm. 2) und A. Aquarone, L'Italia giolittiana, Bologna 1988. Die jüngere Forschung wird berücksichtigt und zusammengefasst in den monographischen Aufsätzen in G. Sabbatucci/V. Vidotto (a cura di), Storia d'Italia, vol. 3: Liberalismo e democrazia, Bari 1995, unter denen besonders hervorzuheben ist der Beitrag von F. Barbagallo, Da Crispi a Giolitti. Lo Stato, la politica, i conflitti sociali, S. 3–133.

[5] Mola widmet diesem Problemfeld in seiner Biographie einen einzigen Satz, im Zusammenhang mit den Vorbereitungen der Wahlen von 1909 – die ihrerseits bemerkenswerterweise mit einem einzigen Absatz bedacht werden: „(Giolitti) non aveva motivo di sottrarre energie al governo per dar vita a un ⟨partito⟩ che nessuno voleva davvero. Non ve n'era bisogno né per varare le grandi riforme né, meno ancora, per amministrare province e comuni." – Mola (wie Anm. 3) S. 290.

ich mich im Folgenden beschäftigen; zunächst im Kontext jener neuen Politikgeschichte Italiens, die seit Mitte der 1980er Jahre im Sinne einer historischen Politologie nach den strukturellen und systemischen Bedingungen sowie den normbildenden Faktoren des politischen Handelns fragt,[6] und anschließend im Lichte einiger Ergebnisse meiner vor dem Abschluss stehenden Untersuchung über die weitgehend unbekannte liberale Splittergruppe der „Jungliberalen Partei", des *Partito Giovanile Liberale Italiano* (PGLI).

2. Im März 1909 stellte die regierungstreue Turiner Zeitung „La Stampa" den bürgerlich-liberalen Kräften im Hinblick auf ihr Verhalten im zurückliegenden Wahlkampf ein ausgesprochen schlechtes Zeugnis aus: Zwar habe man auf lokaler Ebene erste organisatorische Fortschritte erzielt, aber, so das giolittianische Organ: ... *questa organizzazione ristretta al campanile del proprio collegio è per molte cause insufficiente e difettosa. Essa si trova contro al complesso sistema dei popolari, nella stessa posizione di inferiorità in cui le vecchie e primitive leghe operaie di resistenza sono di fronte alle poderose federazioni nazionali di mestiere.*[7]

Im weiteren Verlauf der Kritik benennt die Zeitung schonungslos jene Defekte, die die Bemühungen um eine Koordination der liberalen Politik überschatten:

> *Fino a quando la scelta [del candidato] dipende solo dai piccoli comitati centrali – i quali, come tutti sappiamo, sono poi l'esponente di pochi intraprendenti più o meno disoccupati – è facile che si proceda a un atto così vitale con poca preparazione, ispirandosi a preoccupazioni piccine o egoiste ... E, una volta scelti, tali candidati credono*

[6] Die Erneuerung der Politikgeschichte in Italien ist wesentlich der schulbildenden Forschungstätigkeit Paolo Pombenis in Bologna zu verdanken. Vgl. hierzu G. Quagliariello, Il ritorno della storia politica. Note sui recenti sviluppi della ricerca, in: Ders. (a cura di), Il partito politico nella belle époque. Il dibattito sulla forma-partito in Italia tra '800 e '900, Milano 1990, S. XVII–XXXIX; M. Ridolfi, Storia sociale e ‚rifondazione' della storia politica, Italia Contemporanea 192 (1993) S. 529–542; P. Pombeni, La storiografia politica sull'Italia (1985–1995), Ricerche di Storia Politica XI (1996) S. 79–106, sowie die Beiträge in G. Orsina (a cura di), Fare storia politica. Il problema dello spazio pubblico nell'età contemporanea, Soveria Mannelli 2000.

[7] Per una Direzione del Partito, La Stampa, 11. 3. 1909.

> *di essere investiti di una specie di diritto di usucapione, per cui il collegio deve essere e restare infeudato a loro, per prescrizione acquisitativa.*

Und dies sei umso schlimmer, als vielfach fähige und kompetente Köpfe den örtlichen Interessen geopfert würden, *costretti a cedere il campo a dei perfetti scemi, i quali appunto per tale qualità negativa possono dedicare maggior tempo a soddisfare i piccioletti bisogni e le ambizioncelle esigue di certi loro elettori, delle loro mogli, dei loro parenti, di tutta la clientela.*[8]

Vor diesem Hintergrund beschwört der unbekannte Kommentator die Notwendigkeit einer „direzione centrale del partito", die sich der klientelistischen Logik widersetzen solle.

Ebenso deutlich und aus einer anderen Perspektive widmet sich diesen Fragen im September 1911 der oppositionelle „Giornale d'Italia", der von jeher aus konservativer Sicht dem Thema der Parteidisziplin und politischen Organisation besondere Aufmerksamkeit schenkte:

> *Purtroppo i costituzionali italiani hanno trascurato finora il loro primo dovere politico: quello della organizzazione del partito. Abituato a confidare sugli organi governativi, dal prefetto all'ultimo impiegato dello Stato, il partito costituzionale in gran parte d'Italia si è completamente dimenticato di foggiarsi quella che nelle moderne democrazie è la sola e vera arma di combattimento: cioè l'organizzazione. Salvo che nelle principali città, i costituzionali si sono dimenticati di fondare sodalizi, di formare le liste elettorali, di sostenere giornali – in una parola: di organizzarsi. Al momento delle elezioni si trova comodo da molti l'intervento del prefetto per scegliere i candidati, dirigere la lotta elettorale, inspirare la stampa ecc. ecc. Data la pigrizia che affligge tanta parte della borghesia liberale italiana, la funzione del Governo come deus ex machina elettorale è considerata in molti luoghi provvidenziale.*[9]

Diese beiden Zitate zweier repräsentativer Organe des italienischen Liberalismus aus der Mitte der Ära Giolitti, denen zahlreiche andere

---

[8] Ebd.

[9] Contro l'equivoco della situazione politica. Il dovere del partito liberale, Giornale d'Italia, 5. 9. 1911.

auch aus den übrigen landesweit gelesenen Organen zur Seite gestellt werden können,[10] illustrieren dreierlei:

a. Auch in der Ära Giolitti bestehen im lokalen Rahmen vormoderne politische Praktiken fort: klientelistische Politikformen auf der Basis eines autoritären Paternalismus herrschen weiterhin vor und stehen einer Öffnung des politischen Raums im Wege.

b. Die Verbindung dieser lokalen Praktiken mit dem Handeln des Regierungsapparates hat in der Ära Giolitti systemischen Charakter angenommen und ist Teil einer Verfassungsrealität geworden, in dem der ursprünglich für die liberale Staatstheorie zentrale Repräsentationsgedanke stark deformiert wurde.

c. Die überraschende Offenheit der Kritik und das offenbar weithin geschärfte Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Änderung der damaligen politischen Methoden zeigen, dass auch die Zeitgenossen sie für nicht mehr zeitgemäss hielten.

Wie konnte es zu dieser Situation kommen? Die neueren Forschungen zur politischen Praxis der liberalen Führungsschichten seit der Gründung des italienischen Nationalstaates legen nahe, dass auch in Italien, entsprechend der gesamteuropäischen Entwicklung, in den 70er und frühen 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ein erster Schub politischer Organisierung[11] zu verzeichnen war: vor dem Hintergrund paternalistischer und hierarchischer Sozialstrukturen hatten sich erste Formen organisierter politischer Mobilisierung der Bevölkerung entwickelt und Ansätze einer überregionalen Koordination wurden sowohl von der *destra* wie der *sinistra storica* erprobt[12]. Dass dies

[10] Ähnliche Beiträge finden sich selbst in Organen, die besonders traditionellen „consorterie" des moderaten Liberalismus zuzuordnen sind, wie z. B. in der Florentiner La Nazione. Für die Haltung des Mailänder Corriere della Sera vgl. L. Albertini, Venti anni di vita politica. Parte prima: L'esperienza democratica italiana. Dal 1898 al 1914, vol. I: 1898–1908, Bologna 1950, S. 61 ff., der sich ausgesprochen drastisch über die organisatorischen Mängel der liberalen Politik in diesen Jahren äussert.

[11] Im Sinne des von Raymond Huard für Frankreich eingeführten Begriffs der *organisation politique*. Vgl. R. Huard, La naissance du parti politique en France, Paris 1996.

[12] Die einschlägigen Pionierstudien von Hartmut Ullrich aus den 1980er Jahren zur *Associazione Costituzionale Centrale* der destra storica und zur *Associa-*

zunächst unter Beibehaltung der klientelistischen persönlichen Bindungen im lokalen Raum erfolgte – und entsprechende Praktiken der Patronage fortbestanden –, muss nicht unbedingt Ausdruck post-feudalistischen Beharrens sein, sondern kann auch als Versuch gewertet werden, den Übergang zu modernen, formalisierten und unpersönlichen politischen Strukturen fliessend zu gestalten und gesellschaftlich zu vermitteln.[13]

Dieser Aufbruch fand jedoch nach der Wahlrechtsreform von 1882 mit ihrer quantitativ bescheidenen, aber qualitativ bedeutsamen Erweiterung des Wahlvolks und dem dadurch provozierten Zusammenrücken der bürgerlichen Führung keine Fortsetzung;[14] die organisatorische Ausdifferenzierung – oder, wenn man so will: die Par-

---

zione Progressista di Roma der sinistra storica sind noch immer nicht von umfassenden Untersuchungen abgelöst wurden: H. Ullrich, L'organizzazione politica dei liberali italiani nel Parlamento e nel Paese (1870–1914), in: R. Lill/N. Matteucci (a cura di), Il liberalismo in Italia e in Germania dalla rivoluzione del '48 alla prima guerra mondiale, Bologna 1980, sowie ders., Ragione di stato e ragione di partito. Il ‚grande partito liberale' dall'Unità alla prima guerra mondiale, in: G. Quagliariello (a cura di), Il partito politico nella belle époque (wie Anm. 6) S. 107–192.

[13] In diesem Sinne argumentiert E. Franzina, Le strutture elementari della clientela, in: R. Camurri (a cura di), La scienza moderata. Fedele Lampertico e l'Italia liberale, Milano 1992, S. 377–430. Für eine Abkehr von der überholten Dichotomie „modern" versus „vormodern" zugunsten von funktionalistischen Erklärungen plädiert auch J.-L. Briquet, Clientelismo e processi politici, Quaderni Storici 97 (1998) S. 9–30. Beispiele für die Ausdifferenzierung der politischen Organisation bieten die Studien von P. Finelli/G. L. Fruci, L'organizzazione della politica nell'Italia liberale: Due casi di studio, Società e Storia 88 (2000) S. 217–220; G. L. Fruci, „Sotto la bandiera di Zanardelli": Notabili, rappresentanza e organizzazione della politica a Mantova (1879–1886), Società e Storia 88 (2000) S. 221–268; P. Finelli, „Un collegio moderno". Reti notabilari, discorso politico e strutture organizzative nella costruzione del „Partito Boviano" in terra di Bari (1882–1890), Società e Storia 88 (2000) S. 269–294, sowie G. L. Fruci, Alla ricerca della „Monarchia amabile". La costellazione politica di Zanardelli nell'Ex-Lombardo-Veneto e negli Ex-Ducati padani (1876–1887), Società e Storia 96 (2002) S. 289–349.

[14] Zur Bedeutung und zu den Debatten im Umfeld der Wahlrechtsreform von 1882 vgl. R. Romanelli, Alla ricerca di un corpo elettorale. La riforma del 1882 e il problema dell'allargamento del suffragio, in: ders., Il commando impossibile. Stato e società nell'Italia liberale, Bologna 1988, S. 151–206.

teibildung – von *destra* und *sinistra storica* wurde zugunsten der zentristischen Strategie des Trasformismo aufgegeben und es setzte sich infolge der Abgrenzung von den vermeintlich staatsfeindlichen oppositionellen Gruppierungen eine Anschauung durch, in der sich die bürgerlich-liberale Führungsschicht nicht mehr als führende politische Kraft, sondern als Teil des Staates selber betrachtete, eben als Regierungs- oder Staatspartei.[15] Die klientelistischen Praktiken wurden daraufhin zur osmotischen Schnittstelle zwischen den Interessen der jeweiligen lokalen Führungsschicht und der zentralstaatlichen Regierung; der Exekutivapparat wurde zum Surrogat – und Faustpfand – der Organisierung der staatstragenden politischen Kräfte.[16] Das alternative Modell einer Politik, die sich einer unabhängigen, überregionalen Parteiorganisation zur Koordination von Programm und Strategie, Selektion des politischen Personals und auch langfristigen, nachhaltigen Mobilisierung der Bevölkerung bedient, wurde nur von den politischen Gegnern des liberalen Staates praktiziert.[17]

---

[15] Vgl. die Argumentation in M. L. Salvadori, Storia d'Italia e crisi di regime, Bologna ^{3}2001; aus staatsrechtlicher Sicht bestätigt diesen Befund M. Fioravanti, Costituzione, amministrazione e trasformazioni dello Stato, in: A. Schiavone (a cura di), Stato e cultura giuridica in Italia dall'unità alla repubblica, Roma–Bari 1990, S. 3–88. Welche Folgen dies für die liberale Konzeption der Partei und des Parteiensystems hatte, diskutiert P. Pombeni, Trasformismo e questione del partito. La politica italiana e il suo rapporto con la vicenda costituzionale europea, in: ders. (a cura di), La trasformazione politica nell'Europa liberale, 1870–1890, Bologna 1986, S. 215–254. Für eine positivere Neubewertung des Trasformismo, die den Systemcharakter betont vgl. G. Sabbatucci, Il trasformismo come sistema, Roma–Bari 2003. Aus einer wesentlich kritischeren Perspektive heraus vgl. auch L. Musella, Il trasformismo, Bologna 2003, der im *Trasformismo* eine die politische Entwicklung Italiens überschattende Grundkonstante sieht.

[16] Vgl. A. Mastropaolo, Notabili, clientelismo e trasformismo, in: L. Violante (a cura di), Storia d'Italia. Annali 17. Il Parlamento, Torino 2001, S. 773–816. Zum Verhältnis Peripherie und Zentralregierung vgl. R. Romanelli, Centralismo e autonomie, in: ders. (a cura di), Storia dello Stato italiano dall'Unità a oggi, Roma 1995, S. 125–186.

[17] Zu den Bedenken der liberalen Führungsschicht hinsichtlich einer gezielten Öffnung des politischen Raums vgl. F. Cammarano, Nazionalizzazione della politica e politicizzazione della nazione. I dilemmi della classe dirigente nell'Italia liberale, in: M. Meriggi/P. Schiera (a cura di), Dalla città alla nazione. Borghesie ottocentesche in Italia e in Germania, Bologna 1993, S. 139–163.

Die fundamentale Krise der Jahrhundertwende, die in den Aufständen vom Mai 1898 kulminierte, machte jedoch deutlich, dass die schmale soziale Basis des liberalen Staates, zumal vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Rückständigkeit, auch die politische Unzufriedenheit verstärkte und die Staatsferne weiter Bevölkerungsteile bedrohlich vertiefte: die Gleichzeitigkeit von Partizipations- und Distributionskrise weitete sich zu einer Legitimationskrise des liberalen Staats aus. Neben den notwendigen wirtschafts- und sozialpolitischen Reformen wurde nun auch in liberalen Kreisen die Notwendigkeit eines Paradigmawechsels in der politischen Praxis diskutiert (z. B. von den Liberisten, aber auch von einigen Vertretern der *destra* und von Radikalliberalen).[18]

Im Zuge des politischen Neuansatzes durch Giovanni Giolitti bot sich die Chance für eine sukzessive Modernisierung der politischen Praxis und eine weitere Öffnung des politischen Raums, die jedoch nicht genutzt wurde.[19] Stattdessen bediente sich Giolitti der bestehenden Strukturen und Praktiken, um sein sozio-ökonomisches Programm einer partiellen wirtschaftlichen Modernisierung und Industrialisierung durchzusetzen und abzusichern. Mit dieser Feststellung möchte ich keineswegs das abgenutzte Stereotyp vom „ministro della malavita"[20] aufgreifen und Giolitti des fortgesetzten Wahlbetrugs beschuldigen: zweifelsohne hat Giolitti jedoch keinerlei Anstalten ge-

---

Zu den Parteibildungen und Politisierungsprozessen bei den sog. antikonstitutionellen Parteien vgl. die Beiträge in M. Degl'Innocenti (a cura di), Verso l'Italia dei partiti. Gli anni della formazione del PSI, Milano 1993, sowie insbesondere die Studien von M. Ridolfi, Il partito della Repubblica. I repubblicani in Romagna e le origini del PRI nell'Italia liberale 1872–1895, Milano 1989; ders., Il PSI e la nascita del partito di massa 1892–1922, Bari 1992, und jüngst ders., Nel segno del voto. Elezioni, rappresentanza e culture politiche nell'Italia liberale, Roma 2000.

[18] Vgl. v. a. A. Cardini, Stato liberale e protezionismo in Italia (1890–1900), Bologna 1981, insbesondere S. 276–289.

[19] Besonders nachdrücklich und in kritischer Perspektive analysiert die Permanenz klientelistischer Praktiken M. Severini, La rete dei notabili. Clientele, strategie ed elezioni politiche nelle Marche in età giolittiana, Venezia 1998.

[20] So der sprichwörtlich gewordene Titel einer Streitschrift von G. Salvemini, Il Ministro della mala vita, Firenze 1910, die die Wahlmanipulationen der Regierung Giolitti vor allem in Süditalien anprangerte.

macht, den politischen Usancen seiner Zeit als Erneuerer entgegenzutreten.[21] Was gemeinhin als „dittatura giolittiana" bezeichnet wird, kann als neo-transformistische Strategie beschrieben werden, in der die Verflechtung von lokalen Klientelen mit dem Staatsapparat systematisch mit Blick auf die Bedürfnisse der parlamentarischen Mehrheitsbildung instrumentalisiert wurde.[22] Überspitzt formuliert: Die Lösung der Partizipations- und Legitimationskrise des italienischen Staates wurde zugunsten der Lösung der Distributionskrise aufgeschoben. Damit blockierte er nicht nur die Ausprägung eines tragfähigen Parteiensystems, sondern auch die Entstehung einer oder mehrerer staatstragender liberaler Parteien, die der bürgerlich-liberalen Politik grösseren Rückhalt in der Bevölkerung, dem liberalen System höhere Legitimation, und seiner eigenen Mehrheit höhere Stabilität und Konsistenz hätten verleihen können.[23]

3. Gleichwohl gab es auch im bürgerlich-liberalen Lager Versuche, stabilere Organisationsformen oder gar parteiähnliche Struktu-

[21] In neueren Arbeiten wird Giolitti vor allem wegen seines rationalisierenden Umgangs mit den politischen Strukturen im Kontext eines enormen sozioökonomischen Wandels gewürdigt. An der grundsätzlichen Diagnose einer ausgebliebenen Öffnung des politischen Raums durch gezielten Umbau der politischen Strukturen ändert dies jedoch nichts. Vgl. S. Montaldo, Il Parlamento e la societa di massa (1900–1919), in: L. Violante (a cura di), Il Parlamento (wie Anm. 16) S. 197–251, hier insb. S. 210–219.

[22] In welcher Weise Giolitti, der stets auch sein eigener Innenminister war, insbesondere im Vorfeld von Parlamentswahlen die Provinzialverwaltung instrumentalisierte, ist vielfach dokumentiert worden. Ein bislang unbekanntes Zeugnis, das nicht zuletzt auch die naive Selbstverständlichkeit zeigt, mit der Giolitti die bestehenden Strukturen nutzte, findet sich in der Biographie von A. A. Mola, Giolitti (wie Anm. 3) S. 284. In einem Brief an seine Frau berichtet Giolitti von seiner Korrespondenz mit buchstäblich jedem Wahlkreis: *Ora, nel periodo in cui si mettono a posto le candidature, vi è un lavoro minutissimo ma essenziale, nel quale la parte più difficile e più antipatica è di mettere d'accordo i monarchici. In tempo di elezioni vengono fuori tutti gli odii, i rancori vecchi, le invidie, le vanità e simili altre belle qualità. Guai se non fossi ottimista.* (Brief vom 23. 10. 1904) Wenig später schreibt er: *Sono qui in mezzo a un monte di telegrammi, perché mi sono preso l'incarico di fare ogni cosa da me per avere unità d'indirizzo, e finora vi sono riuscito in modo da non avere un telegramma senza risposte* (Brief vom 31. 10. 1904).

[23] Vgl. in diesem Sinne die diesbezüglichen Ausführungen in R. Vivarelli, Sto-

ren zu etablieren. Sie erwiesen sich aber durchweg als Totgeburten: Bereits 1899 fanden sich in einem Kongress in Mailand die Reste der *destra lombarda* zusammen, die sich seinerzeit gegen die Regierung Francesco Crispi neu formiert hatte. Der Kongress konstituierte zwar eine *Federazione fra le Associazioni Liberali Conservatrici Italiane*, deren Satzung und Zweck einer modernen Parteiorganisation nahe kam,[24] aber weder gelang die Einigung auf ein gemeinsames Parteiprogramm, noch trat das theoretisch eingesetzte Parteidirektorium je zusammen. 1902 scheiterte der Versuch einer *Federazione delle Associazioni Monarchiche della Toscana* am unverhohlenen Führungsanspruch des konservativen Florentiner Moderatismo.[25] Im Januar 1904 befasste sich in Turin ein *Convegno politico*, der auf Initiative ehemals dem inzwischen verstorbenen Giuseppe Zanardelli verpflichteter Parlamentarier einberufen worden war, mit dem Problem der Koordination und Organisation des *Partito liberale costituzionale*; trotz vielerlei Lippenbekenntnisse gelang es den Teilnehmern jedoch nicht, die allzu offensichtlichen fraktionellen Interessen der Initiatoren zu überspielen.[26] Wobei darauf hinzuweisen ist, dass es Fraktionen im eigentlichen Sinne gar nicht gab, da das Parlamentsreglement keinerlei Fraktionsbildung vorsah und auch konsequent unterband. Stattdessen gab es Gruppierungen, die sich um führende Parlamentarier

---

ria delle origini del fascismo. L'Italia dalla grande guerra alla marcia su Roma, vol. II, Bologna 1991, S. 39–54.

[24] *(La Federazione) si propone di mantenere alto il sentimento della Patria e delle Istituzioni, di disciplinare e sviluppare tutte le forze vive e sparse del partito liberale conservatore, di diffondere l'educazione politica nel popolo, favorirne i legittimi interessi e con ogni mezzo di propaganda creare una corrente feconda e vigorosa di pubblica opinione.* – Statuto per una Federazione fra le Associazioni Liberali Conservatrici Italiane, Art. 2, in: Atti ufficiali del primo congresso fra associazioni liberali conservatrici monarchiche italiane – Milano 22–24 aprile 1899, Milano 1900, S. 21

[25] Vgl. L'organizzazione monarchica. Il congresso di Firenze, La Nazione, 23. 5. 1902; Il primo congresso delle Associazioni Monarchiche della Toscana in Firenze, ebd., 30. 5./31. 5./1. 6. 1902; Dopo il congresso delle Associazioni Monarchiche della Toscana, ebd., 3. 6. 1902.

[26] Vgl. La riunione di Torino, Corriere della Sera, 21. 1. 1904; Il convegno politico di Torino per l'organizzazione del Partito liberale costituzionale, ebd., 25. 1. 1904; Il convegno parlamentare di Torino: Le cause del insuccesso, La Stampa, 26. 1. 1904

herum eben in Form von parlamentarischen Klientelgruppen bildeten.[27] Weitere Bemühungen um eine von solchen parlamentarischen Gruppierungen ausgehende politische Organisation lassen sich in der Folge nur noch in der konservativen Opposition gegen Giolitti nachweisen – nämlich im Gefolge der beiden rivalisierenden Führer der *destra* Antonio Di Rudini[28] und Sidney Sonnino.[29] Diese Anstrengungen kamen jedoch kaum über den parlamentarischen Raum hinaus und versandeten im Dickicht divergierender personalistischer Beziehungen. Aus demselben Grund kam es auch im giolittianischen Lager nicht mehr zu extraparlamentarischen Organisationsbemühungen, denn auch hier basierte der Zusammenhalt der parlamentarischen Mehrheit ganz auf den persönlichen Beziehungen der einzelnen Abgeordneten zum Regierungschef, ohne dass eine übergeordnete politische Klammer nötig oder wünschenswert erschien. Jedenfalls wären die kaleidoskopartigen Variationen der parlamentarischen Mehrheit Giolittis nicht möglich gewesen, hätte es eine liberal-demokratische oder progressive liberale Partei gegeben.[30]

Es bleibt also festzuhalten, dass es trotz des vielfach geäußerten Unmuts über die mangelhafte Organisation der bürgerlich-liberalen Kräfte keine nennenswerten Versuche einer dauerhaften Parteibildung gegeben hat; und wo es sie gab, handelte es sich um Bemühungen bereits etablierter Staatsmänner, die durch die Vernetzung der an sie gebundenen Parlamentarier und ihrer jeweiligen lokalen Einfluss-

---

[27] Die knappste und klarste Übersicht über das Parlamentsreglement und seinen Einfluss auf die interne Organisation der Parlamentarier findet sich in der Einleitung zu H. Ullrich, La classe politica nella crisi di partecipazione dell'Italia giolittiana. Liberali e Radicali alla Camera dei Deputati 1909–1913, Roma 1979, S. 30–36; einschlägig weiterhin P. Ungari, Profilo storico del diritto parlamentare in Italia 1971. Mit anderer Gewichtung siehe auch den jüngsten Beitrag zu diesem Thema von P. Caretti, Le svolte della politica italiana nelle riforme dei regolamenti parlamentari, in: L. Violante (a cura di), Il Parlamento (wie Anm. 16) S. 583–612.

[28] Vgl. P. L. Ballini, La Destra mancata. Il gruppo Rudiniano-Luzzattiano fra ministerialismo e opposizione (1901–1908), Firenze 1984.

[29] Vgl. U. Gentiloni Silveri, Conservatori senza partito. Un tentativo fallito nell'Italia giolittiana, Roma 1999.

[30] Vgl. H. Ullrich, Ragione di stato e ragione di partito (wie Anm. 12), hier S. 168.

zonen sozusagen ein überregionales Klientel-Netzwerk zu bilden versuchten, das kaum dem Bild einer modernen, offenen Parteiorganisation entsprochen hätte. Die bestehenden Strukturen ermöglichten es dem Regierungschef, in jedem Wahlkreis einen Abgeordneten seiner Wahl zu unterstützen, ja sogar aufzubauen, ohne auf die Belange einer übergeordneten Parteiorganisation Rücksicht nehmen zu müssen. Der einzelne Abgeordnete wiederum war einerseits seiner lokalen Wahlklientel verbunden, andererseits auf ministerielle Unterstützung oder parlamentarische Protektion angewiesen – wenn nicht im Wahlkampf, so doch bei der Umsetzung seiner Wahlversprechen. Eine zwischen diesen Instanzen vermittelnde oder gar davon unabhängige Parteiorganisation hätte das Koordinatensystem der bürgerlichen Abgeordneten nachhaltig verschoben, was einem Systemwechsel gleichgekommen wäre. Zumindest die bereits etablierten Abgeordneten konnten daran kein Interesse haben.

4. Welche Möglichkeiten zur politischen Organisation bürgerlicher Politik gab es angesichts derartiger Strukturen? War die oft beschworene Parteigründung „von unten", also an der Basis und aus den lokalen Kontexten heraus, fernab der parlamentarischen Politik, eine gangbare Alternative? Wieviel Handlungsspielraum blieb unter diesen Bedingungen noch für parteipolitische Strategien bürgerlich-liberaler Gruppierungen? Eine bislang von der Forschung wenig beachtete – und für die politische Entwicklung Italiens auch weitgehend unbedeutende – liberale Splittergruppe kann sozusagen als Gegenprobe zur Beantwortung dieser Fragen herangezogen werden. Die jungliberale Bewegung, entstanden als Reaktion auf die Krise der Jahrhundertwende, konstituierte sich bereits im Februar 1901 als *Partito Giovanile Liberale Italiano* und wählte mit Giovanni Borelli ihren langjährigen Vorkämpfer und Spiritus Rector zum Vorsitzenden. Sie bemühte sich explizit um eine Parteigründung „von unten" und versuchte über ein Jahrzehnt lang, eine modernen Vorstellungen entsprechende, landesweite Parteiorganisation aufzubauen, bürgerlich-liberale Reformpolitik mit parteipolitischen Strategien und Handlungsformen zu betreiben und für eine pluralistische Form der politischen Auseinandersetzung zu werben.[31] Ihr Scheitern wirft ein grelles Schlaglicht auf die Diskrepanz

[31] Von der Forschung entweder wegen seiner vorwiegend lokalpolitischen Akti-

zwischen der öffentlichen Diskussion um das Problem der politischen Organisation im bürgerlich-liberalen Lager und der tatsächlichen Reformfähigkeit und Reformbereitschaft der italienischen Liberalen.

Die jungliberale Bewegung formiert sich auf dem Höhepunkt der Krise der Jahrhundertwende, Mitte 1898, im Umfeld der Mailänder Zeitschrift „L'Idea Liberale", die sich unter ihrem Chefredakteur Giovanni Borelli seit 1896 als liberales Dissidentenorgan profiliert hatte und mit ihren von der *destra storica* ausgehenden Erneuerungsbestrebungen insbesondere unter der jüngeren Generation Zustimmung fand.[32] Angeregt von der publizistischen Kampagne Borellis, aber organisatorisch zunächst weitgehend von ihm unabhängig, machen die

---

vität zumeist übersehen und unterschätzt oder wegen der späteren Nähe zum Nationalismus und der retrospektiven, vereinnahmenden Verklärung im Faschismus ignoriert, ist dem PGLI bislang keine wissenschaftliche oder wenigstens unvoreingenommene Darstellung zuteil geworden. Neben hagiographischen (z. B. M. Viana, Giovanni Borelli. Poeta, artista, letterato, agitatore politico, La Vita Italiana CCXLV (1933) S. 5–18) oder vereinnahmenden Gedenkschriften (z. B. A. Solmi, Giovanni Borelli e la rinascita nazionale, Civiltà Fascista IV (1937) S. 594–603), sind es vor allem Studien zum Nationalismus, die auf die jungliberale Bewegung hinweisen. Hervorzuheben sind insbesondere die Ausführungen in der Einleitung zu D. Castelnuovo Frigessi (a cura di), La cultura italiana del '900 attraverso le riviste. „Leonardo", „Hermes", „Il Regno", Torino 1960, S. 11–85, hier v. a. S. 57–85, sowie die verkürzten und daher irreführenden Anmerkungen von F. Perfetti, Il movimento nazionalista in Italia (1903–1914), Roma 1984, S. 35–40. In den Arbeiten zur Politik- und Parteiengeschichte finden sich – wenn überhaupt – nur knappe, oft fehlerhafte Anmerkungen. Als protonationalistisch und antidemokratisch und ohne jeglichen Hinweis auf ihre Reformorientierung präsentiert die Partei z. B. G. De Rosa, I partiti politici in Italia, Bergamo 1972, S. 513f. Als gescheiterte Reformpartei mit bemerkenswert innovativem Anspruch charakterisiert sie hingegen G. Galli, I partiti politici, Torino 1974, S. 186. Mit dem Parteiführer Giovanni Borelli befasst sich neben A. Riosa, Giovanni Borelli, DBI, Bd. 12, Roma 1970, ad vocem, auch D. Veneruso, Il nazionalismo e il fascismo come risposta negativa all'avvento di una politica aperta, Studium 83/3 (1987) S. 357–382, allerdings in stark verengter Perspektive.

[32] Vgl. zur Idea Liberale in ideengeschichtlicher Perspektive M. M. Rizzo, Una proposta di liberalismo ‚moderno'. „L'Idea Liberale" dal 1892 al 1906, Lecce 1984, sowie V. Bagnoli, Letterati e massa. „L'Idea Liberale" (1891–1906), Roma 2000, der v. a. dem Rollenwandel vom Literaten zum politisch engagierten Intellektuellen nachspürt, wie er sich im Politisierungsprozess der Idea Liberale idealtypisch nachzeichnen lässt.

Jungliberalen als Studentenbewegung mit Zentren in Mailand, Turin, Bologna, Mantua und Florenz auf sich aufmerksam.[33] Es handelt sich also um Vertreter der nach 1870 (viele gar erst nach 1880) geborenen Generation: es sind zumeist Angehörige jenes neuen Mittelstands von Freiberuflern, Akademikern und Verwaltungsangestellten, der um die Jahrhundertwende erstmals als eigenständige, aufstrebende soziale Schicht wahrgenommen werden kann[34] – in dieser Hinsicht kann der PGLI auch als Emanzipationsbewegung begriffen werden. In offener Polemik zu den traditionellen Führungsschichten des moderaten Liberalismus fordern die Jungliberalen das bürgerliche ‚konstitutionelle' Lager zum Umdenken auf: auf die sozio-politischen Umwälzungen, so ihre These, könne nicht mit repressiven oder autoritären Mitteln reagiert werden, sondern nur mit einer politischen Öffnung, die sich konstruktiv und werbend um die Integration der handarbeitenden Schichten bemühe und zugleich den politischen Wettbewerb mit den populären Parteien aufnehme.[35] Politisch vertreten sie vor dem Hintergrund einer besitzindividualistischen Weltanschauung mit klar antisozialistischer Prägung ein liberales Reformprogramm, das sich rhetorisch auf die *destra storica* bezieht, aber zwischen wirtschaftsliberalen, radi-

---

[33] Ein Abriss der Entstehung der jungliberalen Bewegung findet sich bei L. Piccioli, Alcune Note su gruppi sociali e correnti liberali antimoderate a Firenze dalla fine del secolo al 1904, Rassegna Storica Toscana (1/1990) S. 91–138.

[34] Vgl. F. Socrate, Borghesie e stili di vita, in: G. Sabbatucci/V. Vidotto (a cura di), Storia d'Italia 3 (wie Anm. 4) S. 363–442, hier S. 364–384; A. M. Banti, Italian professionals: markets, incomes, estates and identities, in: M. Malatesta (a cura di), Society and the professions in Italy 1860–1914, Cambridge 1995, sowie ders., Storia della borghesia italiana. L'età liberale, Roma 1996, v. a. S. 99–142

[35] Der damit verbundene ideologische und programmatische Klärungsprozess lässt sich anhand der publizistischen Debatten nachvollziehen, die seit Anfang 1897 die Entstehung der jungliberalen Bewegung begleiteten: Zunächst in der Idea liberale, dann ab März 1899 in einem eigenen Forum, der in Bologna erscheinenden Wochenschrift Avanti Savoia!, deren Publikation schliesslich unter dem Namen Il Rinnovamento in Florenz bis Oktober 1902 fortgesetzt wurde und der ab 1901 als das erste offizielle Parteiorgan des PGLI firmierte. Parallel zu diesem publizistischen Leitorgan wurden jedoch weitere kleinere Zeitungen herausgegeben, die sich explizit zur Bewegung bekannten, z. B. Il Santerno (Imola, 1/1898), Lo Squillo (Reggio Emilia, 1899), Il Risveglio Liberale (Mantova, 1/1901).

kaldemokratischen und sozialkonservativen Positionen changiert und nur schwerlich in herkömmliche Rechts-Links-Schemata einzuordnen ist. Auch wenn das politische Programm im einzelnen hier nicht von Interesse ist, sollten doch wenigstens einige zentrale Punkte genannt werden: Dezentralisierung und Abschaffung der kontrollierenden Provinzialinstanzen; Abschaffung der Schutzzölle; Einführung einer Steuerprogression bei gleichzeitiger Reduktion der Konsumsteuern; volle juristische Anerkennung der Gewerkschaften und der Arbeitskammern und Einführung eines auch den Arbeitskampf regelnden Arbeitsrechts; Wahlreform durch Einführung der proportionalen Listenwahl aber Erhalt des minimalen Bildungsrequisits; Senatsreform durch Einführung der Direktwahl; aussenpolitische Zurückhaltung bei verstärktem politischem und militärischem Engagement zum Schutz der Emigrationszentren; verbaler, abwartender Irredentismus.[36]

Wichtiger als das politische Programm sind für die Bewegung jedoch ganz praktische Neuansätze hinsichtlich der Erneuerung der politischen Kultur, die in den Augen der Jungliberalen seit den Zeiten Camillo Cavours in ständiger Degeneration begriffen ist. Hier führen sie einen im bürgerlichen Lager bis dato völlig unbekannten, neuartigen politischen Stil ein – „il nuovo metodo", wie sie selbstbewusst verkünden: nämlich die Kombination von stringenter Organisation der eigenen politischen Kräfte und einem propagandistischen Aktivismus, der nicht ohne eine gewisse Naivität den offenen Wettstreit mit den sog. populären Parteien um die politische Gunst der handarbeitenden Schichten sucht. Die Jungliberalen verfolgen somit ausdrücklich das Ziel einer politischen Mobilisierung der Bevölkerung im Verfassungsrahmen und für eine liberale Politik. So schreibt einer der Protagonisten des PGLI,

---

[36] Partito Giovanile Conservatore-liberale italiano, Programma del partito giovanile conservatore-liberale italiano, Firenze, Biblioteca del Rinnovamento, 1901 – Ein kommentiertes und um die Beschlüsse des zweiten Nationalkongresses des PGLI erweitertes Parteiprogramm wurde Anfang 1903 vorgelegt: G. Borelli (a cura di), Linee cronologiche e programmatiche del Partito Giovanile Liberale Italiano, Milano 1903. Erst 1908 erschien eine Neuauflage, ergänzt um die Parteitagsbeschlüsse der Kongresse III (1903), IV (Juni 1907) und V (September 1907) und mit zum Teil erheblich veränderten Interpretationen: P. G. L. I., Linee programmatiche del Partito Giovanile Liberale Italiano (pubblicate per cura della Direzione del Partito), Novara 1908.

Aldemiro Campodonico, der erste Generalsekretär der Partei, in einem Beitrag für die Mailänder Zeitschrift „L'Idea Liberale" vom Juni 1905:

> *Credo che una ragione di* metodo politico *differenzi il partito giovanile. (...) Perchè i giovani liberali sorsero principalmente per reazione alla* stasi *dei così detti partiti liberali italiani e alla immane disgregazione della nostra vita politica. (...)*
> *Dicono i giovani: Ricominciamo il lavoro di organizzazione politica nel Paese; educhiamo, discipliniamo, organizziamo sulla base di interessi onesti e di un programma di libertà vera tutte le forze giovanili della Nazione: – da Torino a Messina, da Roma a Venezia, e via via per tutte le terre piccole e grandi con la stessa fede e per il medesimo scopo.*
> *Quando avremo formato con tenace e aperta opera di propaganda la nuova coscienza politica della Nazione, ne scaturiranno gli uomini e i governi preparati alla grande opera della rinascenza Italiana. (...)*
> *Il metodo tende evidentemente a costituire con le forze liberali un centro di coesione contrapposto alla odierna anarchia dei partiti: a formare una grande organizzazione nazionale con programma e intendimenti liberali, cementata da un alto senso di disciplina, di responsabilità e di solidarietà politica; una organizzazione vittoriosa di tutte le piccole camarille, di tutti i gruppetti più o meno forti e numerosi che oggi dividono a brandelli la vita nazionale.*[37]

Mit ihrem jugendlichen, zunächst belächelten Elan erregen die Jungliberalen aber zunehmend den Unmut der etablierten politischen Eliten, so dass innerhalb von anderthalb Jahren aus der Erneuerungsbewegung, die sich zunächst noch als Speerspitze der bürgerlichen konstitutionellen Kräfte begriff, eine autonome Dissidentengruppierung des italienischen Liberalismus wird, die ihre politischen Vorstellungen nunmehr gegen die etablierte liberale Führungsschicht durchzusetzen versucht und sich im Februar 1901 als eigenständige Partei konstituiert. Sie vollzieht damit die erste explizite Parteibildung modernen Typs im italienischen Bürgertum.[38] Was die Partei in den ersten Jah-

[37] A. Campodonico, A proposito dei ‚partiti giovanili' italiani, L'Idea liberale, 24, 11. 6. 1905

[38] Der *Partito Radicale Italiano*, der im weiteren Sinne als bürgerliche Partei gelten kann, wurde im Mai 1904 gegründet; der kurzlebige *Partito Costituzionale Democratico Italiano*, 1913 im Vorfeld der ersten Wahlen auf der Basis des allgemeinen Männerwahlrechts formal gegründet, kann kaum als abge-

ren ihrer Existenz leistet, ist in der Tat bemerkenswert: etwa 200 Ortsvereine in Mittel- und Oberitalien schliessen sich zu einem relativ stabilen Parteiverband zusammen, der einer verbindlichen Satzung gehorcht, Zentralorgane kennt und sich in regionale Unterverbände artikuliert, die ihrerseits über Propaganda-Initiativen, Wahltaktiken und Parteizeitungen wachen, Regionalkongresse einberufen und bis 1903 drei jährliche Nationalkongresse vorbereiten und durchführen (drei weitere folgen 1907, 1910 und 1913). Die Aktivisten des *Partito Giovanile Liberale* sind als Propagandisten und politische Redner unaufhörlich von Sektion zu Sektion unterwegs, organisieren und nehmen teil an öffentlichen Rededuellen mit Repräsentanten des politischen Gegners (vorzugsweise mit Sozialisten und Republikanern, zum Teil in Form von spektakulären Massenveranstaltungen),[39] lassen keinen nationalen Gedenktag ohne öffentliche patriotisch-politische Kundgebung verstreichen (sie integrieren sogar Gelegenheiten wie den 1. Mai in ihren Festkalender) und legen in Wahlkämpfen ein aussergewöhnliches Engagement an den Tag.[40] Dennoch: trotz einer in einigen

schlossene, schon gar nicht als erfolgreiche Parteigründung gelten. Erst der im November 1921 gegründete *Partito Nazionale Fascista* sollte eine nennenswerte Parteiorganisation bürgerlicher Kräfte zustande bringen, während den Liberalen – nach mehreren Regionalkongressen zwischen 1919 und 1922 – erst im Oktober 1922, wenige Tage vor dem Marsch auf Rom, offiziell die Gründung des *Partito Liberale Italiano* gelingt.

[39] Neben zahlreichen diesbezüglichen Berichten in der Partei- und Lokalpresse findet sich eine eindrucksvolle Beschreibung dieser propagandistischen Praxis im Nachlass Aldemiro Campodonicos, den ich lokalisieren und zu dessen Überführung in ein öffentliches Archiv ich die Erben bewegen konnte. In seinen unvollendeten und unveröffentlichten Memoiren schildert er in einem „L'epoca dei contraddittori" überschriebenen Kapitel minutiös die Vorbereitungen und den typischen Ablauf solcher Veranstaltungen, während ein „Partiti, comizi, contraddittori" betiteltes Kapitel Einblick in den ungewöhnlich lebhaften politischen Alltag der Florentiner Parteisektion gibt. – Vgl. Carte Aldemiro Campodonico, Busta *Manoscritti inediti*, Archivio Contemporaneo Bonsanti, Gabinetto Vieusseux, Florenz. Eine vom Verfasser kommentierte Auswahledition der Schriften Campodonicos ist derzeit in Vorbereitung.

[40] In den landesweiten italienischen Zeitungen wurde der PGLI kaum zur Kenntnis genommen bzw. ab 1901 bewusst ignoriert oder kritisiert (vgl. z. B. *Viribus Unitis*, Giornale d'Italia, 15. 6. 1902, wo der PGLI für seinen Sezessionismus kritisiert und zur Rückkehr in die konstitutionelle Einheitsfront aufgerufen wird; vgl. auch die jungliberale Replik C. Genovesi, Viribus Scissis, Risveglio

Regionen beachtlichen und konstanten Präsenz und ungeachtet einiger Achtungserfolge auf lokaler Ebene, gelingt es der Partei nicht, ihren Zielen Gehör zu verschaffen und politische Ämter zu besetzen.

5. Es ist hier nicht der Ort, die wechselhafte, oft tragikomische Geschichte der Partei nachzuzeichnen, aber zumindest die drei Hauptphasen ihrer Entwicklung sollten kurz skizziert werden.

In einer ersten Phase (1900–1904) hegt die Partei die Hoffnung, eine politische Massenbewegung initiieren und auf diesem Weg Wähler mobilisieren zu können. Zu diesem Zweck bemüht sie sich im Rahmen eines liberalen Wettbewerbsmodells um weitgehende Akzeptanz der Arbeiterbewegung und ihrer Emanzipationsforderungen, und zwar in einer Weise, die weit über die bekannte Neutralitätsdoktrin der Regierung Giolitti hinausgeht, bekämpft aber vehement sowohl die sozialistische Partei und ihre Lehre als auch das als reformunfähig und verknöchert beschriebene liberale Establishment. Damit sitzt der PGLI zwischen allen Stühlen, zumal er sich als explizit bürgerlich-monarchisch versteht und daher nur sehr zögerlich zu einer Annäherung an radikalliberale Kräfte bereit ist.[41]

Liberale, 25, 22. 6. 1902). Bezeichnenderweise fand die jungliberale Bewegung aber die herausgehobene Beachtung des Italienkorrespondenten der Münchner Neuesten Nachrichten, der in einem Leitartikel auf der ersten Seite u. a. schrieb: *Ihre Hauptthätigkeit besteht jedoch bis jetzt in Missionsreisen durch das Land, unter Arbeitern und Bauern. Sie versuchen es, dem Volke die Augen über mögliche Verbesserungen und unmögliche Forderungen zu öffnen und haben sich schon häufig im Wortkampfe öffentlich mit den Sozialisten gemessen. Sie haben zu diesem Behufe die Waffen ihrer Gegner angenommen. Reden und Flugschriften sind nicht nur volksthümlich gehalten, sondern nach der Vorschrift des groben Keiles auf den groben Klotz. Sie sind überhaupt so thätig, wie man das leider sonst nur von den Umsturzparteien gewohnt ist.* – M. T., Die Jungmonarchisten Italiens, Münchner Neueste Nachrichten, 24. 3. 1902.

[41] Neben dem Florentiner Il Rinnovamento sind für die Rekonstruktion der Parteigeschichte in dieser Phase die in Piacenza herausgegebene Wochenzeitung L'Azione, die in Novara publizierte Zeitung L'Ora Nuova und die in Mantova veröffentlichte Zeitung Risveglio Liberale von Bedeutung. Das schwierige Verhältnis zu den *radicali* wird besonders deutlich in der Parteitagsrede Giovanni Borellis anlässlich des III° Congresso Nazionale des PGLI, November

Andauernder Misserfolg und harsche Ablehnung von seiten der Altliberalen, die im PGLI nur Nestbeschmutzer und Spalter erkennen können, führen ab 1904 zu einer Neuorientierung der Parteistrategie.[42] Ihr Reformanliegen will die Partei jetzt durch Propaganda unter unverbrauchten bürgerlichen Eliten voranbringen, weshalb sie sich gezielt an die Mittelschichten wendet (die als *borghesia del lavoro* verklärt werden). Aus der Reformpartei wird nun eine Protestpartei, die sich jener diffusen Protesthaltung anschliesst, die unter dem Begriff Antigiolittismo zusammengefasst wird. Innerhalb der antigiolittianischen Kakophonie unterscheiden sich die Jungliberalen jedoch durch eine konsequent liberistische Haltung, die auch auf den politischen Bereich übertragen wird: Giolittis Strategie einer Entpolitisierung der sozio-ökonomischen Konflikte, die damit nicht nur entschärft, sondern auch der politischen Auseinandersetzung entzogen werden, und sein unverhohlener Rückgriff auf personalistisch-klientelistische Praktiken bei der Organisation seiner parlamentarischen Basis, stossen auf den scharfen Protest der Jungliberalen. Stattdessen befürworten sie auch im politischen Raum das freie Spiel der organisierten Kräfte und gelangen so zu Positionen, die als Vorformen einer pluralistisch-liberalen Demokratietheorie angesehen werden können.[43] Ihr Protest richtet sich konsequenterweise auch gegen die

---

1903 in Ravenna: G. Borelli, Affinità di programma e di metodo, Ravenna 1903.

[42] Massgeblich waren hierfür einerseits eine Artikelserie von G. I. Olivetti, Che cosa siamo? E dove andiamo? I; II: Ab initio; III: Il congresso di Firenze; IV: A Mantova e a Ravenna; V: Riassumendo, L'Ora Nuova, 3./24./31. 5. + 14. 6. + 12. 7. 1904 und andererseits ein Regionalkongress in Arezzo im September 1904, der den Grundstein für die programmatische Neuorientierung der Partei legte. Vgl. insbesondere die vorabveröffentlichte Grundsatzrede von A. Caroncini, Indirizzo generale del Partito, La Vedetta, 29, 30 .7. 1904.

[43] Typisch, auch für den neuen bildungsbürgerlichen Stil, sind die beiden zeitkritischen Zeitschriften der Partei: die beiden Serien von Critica e Azione (1905/1906 + 1908–1910), eine in Mailand von den beiden Liberisten und PGLI-Direktionsmitgliedern Alberto Caroncini und Giulio Bergmann herausgegebene Monatsschrift, sowie die zweite Serie der Florentiner Zeitschrift Il Regno, deren Leitung 1905 von Enrico Corradini an den Jungliberalen Aldemiro Campodonico übergeben worden war und die daraufhin betont liberalkonservative und jungliberale Positionen annahm.

bürgerliche Blockpolitik, die durch die Einbeziehung der klerikal-katholischen Wähler den Erhalt der klientelistischen Strukturen zu sichern suchte, und bringt den PGLI sogar zeitweise (1907) zur Annäherung an den *blocco popolare* – ein Kurs, der beinahe zur Spaltung der Partei führt und sich daher nicht durchsetzt.[44]

Die andauernde Erfolglosigkeit leistet weiterer Radikalisierung Vorschub und bringt die Partei ab 1909 in engen Kontakt zur nationalistischen Bewegung, was die dritte Phase ihrer Geschichte einleitet. Der bis dahin unternommene Versuch einer Elitenmobilisierung wird nun sozusagen um eine populistische Komponente ergänzt, indem der PGLI versucht, die neue nationalistische Begeisterung – insbesondere im Anschluss an den Libyen-Feldzug – für die eigenen politischen Ziele zu nutzen.[45] Aber auch die Bemühungen, den Nationalismus in eine nationalliberale Erneuerungsbewegung zu verwandeln, erweisen sich als fruchtlos.[46] Stattdessen gelingt es der jungliberalen Partei immer weniger, sich vom imperialistischen Nationalismus der *Associa-*

---

[44] Giovanni Borelli hatte im September 1907 in einer nicht mit der Parteispitze abgestimmten Aktion öffentliche Wahlhilfe für die linkspopulare Allianz im landesweit beachteten römischen Kommunalwahlkampf geleistet (vgl. G. Borelli, I Giovani Liberali e la democrazia – Per la sovranità politica e per la questione operaia, La Libertà Economica, 9, 1907) und damit die Partei einer Zerreissprobe ausgesetzt (vgl. die ausschliesslich der Diskussion der künftigen Taktik gewidmete Sonderausgabe der in Ravenna erscheinenden Parteizeitung Il Rinnovamento, die im Vorfeld des V. Nationalkongresses der Partei unter dem Titel „Il nostro referendum sull'orientamento a sinistra" die interne, kontroverse Diskussion dokumentierte. Vgl. Il Rinnovamento, num. straordinario dedicato al V° Congresso del PGLI, 19. 9. 1907.

[45] Charakteristisch für die Verschmelzung von nationalistischen und reformliberalen Ansätzen sind hier vor allem zwei Propagandaschriften von G. Borelli, Gente Latina, Milano 1913, sowie ders., La Guerra Proletaria, Milano 1913.

[46] Die Auseinandersetzung mit dem Nationalismus und insbesondere mit der *Associazione Nazionalista Italiana* findet ihren deutlichsten Niederschlag in den Debatten und Beiträgen der PGLI-Wochenzeitung La Vedetta, Arezzo, die bis zum Kriegsausbruch das wichtigste Organ der inzwischen stark geschrumpften Partei bleiben sollte. Einer besonderen Erwähnung wert ist die 1914 gegründete Wochenschrift L'Azione Liberale, in Mailand herausgegeben von Paolo Arcari und dem Jungliberalen Alberto Caroncini, die zu einem führenden Organ des liberalen Interventismo werden sollte und sich vergeblich bemühte, dem imperialistischen Nationalismus mit einer nationalliberalen Bewegung Konkurrenz zu machen. Vgl. hierzu auch G. Belardelli,

zione Nazionalista Italiana abzugrenzen, deren agitatorische Propaganda nicht zuletzt im Kontext des erfolgreichen Libyen-Feldzugs jegliche Differenzierungsversuche übertönt. Marginalisiert und auf eine Handvoll Aktivisten geschrumpft, bereitet der Erste Weltkrieg der Existenz der Partei ein Ende.[47]

Bilanz ziehend muss festgehalten werden: weder gelingt es dem PGLI in nennenswertem Umfang Zustimmung und Gefolgschaft unter der Bevölkerung zu mobilisieren, noch kann die Partei sich mit ihren Reformvorschlägen beim liberalen bürgerlichen Establishment durchsetzen. Schlimmer noch: es gelingt den Jungliberalen nicht einmal, innerhalb der eigenen Partei zu einer konsequenten Organisation und zu einem geschlossenen Auftreten zu finden. Die vielbeschworene Parteidisziplin wurde häufig lokalpolitisch opportunen Absprachen geopfert, und die Parteiorganisation, stets am Rande des finanziellen Ruins, blieb prekär und existierte vielfach nur auf dem Papier der Statuten.[48]

6. Was waren die Gründe dieses Scheiterns? Eine nähere Betrachtung der verschiedenen lokalen Situationen legt eine Reihe von strukturellen Barrieren offen, die eine parteipolitische Konzeption behinderten.

Hier ist zunächst das Wahlrecht zu nennen. Das in Italien angewandte Mehrheitswahlrecht in Ein-Abgeordneten-Wahlkreisen bot kaum eine günstige Ausgangssituation für Kandidaturen, die sich der personalistischen Logik widersetzten und stattdessen parteipolitische

---

„L'Azione" e il movimento nazionale liberale, in: G. Quagliariello (a cura di), Il partito politico nella belle époque (wie Anm. 6) S. 293–328.

[47] Ein letzter Regionalkongress der Partei, der eher den Charakter eines ‚Veteranentreffens' hatte, fand im Juni 1914 in San Gimigniano statt. Vgl. Il Convegno Liberale di S. Gimignano, La Vedetta Aretina, 23, 6. 6. 1914

[48] Seit ihrer Gründung pflegt die Partei eine zum Solipsismus neigende, kritische Selbstbespiegelung, die sich in zahlreichen Artikeln und Artikelserien zum Zustand der Parteiorganisation, -Disziplin und -Struktur niederschlägt und viel über die bürgerliche Unsicherheit im Umgang mit dem Instrument der Parteiorganisation verrät, zugleich aber Einblicke sowohl in die oft desolate organisatorische Realität, als auch in die parteipolitischen Konzeptionen und Idealvorstellungen der Jungliberalen gewährt.

Kriterien zu etablieren suchten[49] – nicht umsonst forderte der PGLI eine Wahlrechtsreform im Sinne einer proportionalen Listenwahl.

Weiterhin entzogen sich die Jungliberalen den gängigen bürgerlichen Rekrutierungspraktiken des politischen Personals: Da der Abgeordnete weniger als politischer Repräsentant, sondern eher als ein lokaler Fürsprecher bei der Zentralregierung bzw. als Anwalt lokaler Interessen in Rom konzipiert wurde, erfolgte die Aufstellung der Kandidaten durch die dominierende Interessenkoalition des lokalen Patriziats – entweder direkt durch die Kandidatur eines führenden Mitglieds des Notabilats, oder indirekt durch einen stellvertretenden Fürsprecher, der das Placet der wichtigsten Interessengruppen der Notablengesellschaft erhielt.[50] Hier zählten vor allem politische Zusagen und Garantien. Der Kandidat musste in erster Linie über persönliche Kontakte und Verbindungen zu den wirtschaftlich führenden Lokalgrößen verfügen und deren Interessen wahren. Da sich daran eine Art Interessenpyramide der untergeordneten bürgerlichen Schichten

---

[49] Der offenkundige Zusammenhang zwischen Wahlsystem und Parteienbildung bzw. Parteiensystem ist schon früh von der Forschung thematisiert worden. Während H. Ullrich, Partiti, Parlamento, elezioni nell'Italia liberale, in: M. Brigaglia (a cura di), L'origine dei partiti nell'Europa contemporanea 1870–1914, Bologna 1985, S. 281–312, noch zahlreiche Forschungsdesiderate anmelden musste, ist die Forschung inzwischen deutlich fortgeschritten. Siehe z. B. P. Ungari, Les réformes électorales en Italie aux XIXe et XXe siècles, in: S. Noiret (a cura di), Political Strategies and Electoral Reforms: Origins of Voting Systems in Europe in the 19th and 20th Centuries, Baden Baden 1990, S. 127–138, und vor allem die Studien von M. S. Piretti, Le elezioni politiche in Italia dal 1848 a oggi, Roma–Bari 1995, sowie dies., Sistemi elettorali e struttura del Parlamento, in: L. Violante (a cura di), Il Parlamento (wie Anm. 16) S. 545–582.

[50] Vgl. A. M. Banti, Clientele, coalizioni, partiti. Strategie e forme della politica nell'Italia liberale, in: Les familles politiques en Europe occidentale au XIXe siècle, Roma 1997, S. 335–355, hier S. 342 ff. – Die Forschung hat inzwischen zahlreiche beispielhafte Detailrekonstruktionen für das Funktionieren der politischen Klientelstruktur hervorgebracht. Vgl. insbesondere L. Musella, Individui, amici, clienti: relazioni personali e circuiti politici in Italia meridionale tra Otto e Novecento, Bologna 1994 und M. Severini, La rete dei notabili (wie Anm. 19). Zur Kandidatenaufstellung vgl. auch die jeweiligen Abschnitte in biographischen Studien wie E. Mana, La professione di deputato. Tancredi Galimberti fra Cuneo e Roma. 1856–1936, Treviso 1992, oder A. A. Mola, Giolitti (wie Anm. 3).

knüpfte, die im übrigen ganz wesentlich von der politischen Dominanz der Spitze bestimmt wurde und insofern tautologisch definiert war, resultierte daraus ein entsprechendes Wählerverhalten. Eine übergeordnete Parteibindung wurde nur als störend wahrgenommen, jedenfalls als sekundär betrachtet.[51]

Die jungliberalen Kandidaten präsentierten sich ihren Wählern sozusagen mit leeren Händen, als rein politisch, noch dazu parteipolitisch motivierte Kandidaturen, ohne vorgängige Absprachen mit den örtlichen Potentaten und ohne bestimmte Interessengruppen gezielt zu bedienen oder die lokalen Interessen explizit in den Mittelpunkt zu stellen. Dies war bürgerlichen Wählern nicht zu vermitteln und lag quer zu allen gängigen Formen klientelistischer Kandidaten-Auswahl. Den Jungliberalen war das durchaus bewusst. So warnte z. B. Aldemiro Campodonico seine Parteifreunde in Ancona davor, ihn als einen Ortsfremden als Kandidaten des PGLI in den Provinzialwahlen 1907 aufzustellen und zog diesbezüglich einen Vergleich zwischen der Kandidatenaufstellung bei den Sozialisten und bei den bürgerlich liberalen Kräften:

> *Gli avversari hanno organismi forti e disciplinati; i costituzionali il nulla; i primi obbediscono a un alto senso di partito; i costituzionali seguono fantasmi di persone, non persone vere, ordini di pontefici o comandi di autorità. La compattezza i primi rende temibili, ai secondi manca del tutto. I primi possono permettersi il lusso di portare candidati purchessia: un loro nome per essi è sempre una bandiera – venga dalla Cina o dal Giappone lo seguono. Date ai monarchici un uomo nato a 15 o 30 chilometri come me, vi diranno che è un estraneo, si arroventeranno contro di lui le piccole gelosie campanilistiche, piccole e tutte care.*[52]

PGLI-Kandidaten waren daher fast ausschliesslich Protestkandidaten.[53]

---

[51] Dies bestätigen auch die neueren Studien zu regionalen Eliten und ihrer politischen Praxis in der Ära Giolitti, so die Studie zu den Marken von M. Severini, La rete dei notabili (wie Anm. 19) oder die Untersuchung zu Ligurien von M. Pignotti, Notabili, candidati, elezioni: lotta municipale e politica nella Liguria giolittiana, Milano 2001.

[52] Aus einem Brief Aldemiro Campodonicos an die Sektion des PGLI in Ancona vom 18. April 1908, in: Archivio Contemporaneo Bonsanti, Gabinetto Vieusseux, Carte Campodonico, Lettere.

[53] Dies zeigt sich besonders deutlich an den Kandidaturen Giovanni Borellis.

Ähnlich systemfremd war die Mobilisierung der Wähler, wie sie die Jungliberalen praktizierten. Die klientelistische Praxis war in ihrem Zugriff auf die bürgerlichen Wählerpotentiale ausserordentlich effektiv: einerseits liessen sich über Wahlversprechen und politische Zugeständnisse an „grosse", potente Wahlmänner ganze Heerscharen von abhängigen Wählern dirigieren, und auch Stimmenkauf in grossem Stil war durchaus üblich, andererseits war es angesichts der lokalen sozioökonomischen Machtverteilung für viele ärmere Bürgerliche schlicht opportun, den Kandidaten des Establishment zu wählen.[54] Für Gegenkandidaten – ganz gleich wie wohlorganisiert die sie stützende Partei und wie lautstark ihre Propaganda sein mochten – gab es an bürgerlichen Stimmen nicht viel zu gewinnen.[55]

Ich verweise exemplarisch auf die ersten beiden einer langen Reihe: 1901 tritt er als Protestkandidat gegen den Kandidaten des moderaten Establishments, Giovanni Piccini, im 2. Wahlkreis von Florenz an und wird von der Lokalpresse als Spalter und Nestbeschmutzer verunglimpft (vgl. Nel II Collegio di Firenze, La Nazione, 7. 3. 1901 e La situazione elettorale del II collegio di Firenze e i veri monarchici, Il Fieramosca, 9. 3. 1901); 1902 protestiert er mit einer Überraschungskandidatur im 5. Wahlkreis von Mailand gegen den vermeintlich reaktionären, liberalen Kandidaten Mojana und sucht die direkte Konfrontation mit Filippo Turati, der den Wahlkreis unangefochten dominiert (vgl. L'elezione nel V Collegio, Corriere della Sera, 21. 4. 1902; Dopo la riconquista!, La Nazione, 22. 4. 1902; L'elezione di Milano, La Stampa, 21. 4. 1902; die jungliberale Presse begreift diese Kandidatur als Una lezione di politica, La Tribuna dei Giovani, 13, 27. 4. 1902). Borelli spezialisierte sich in der Folge auf derartige Kandidaturen, die zwar absehbar erfolglos, aber publizistisch aufsehenerregend waren.

[54] Die sozialgeschichtliche Forschung zu den Wahlen und die Rekonstruktion der konkreten Praxis in Wahlkämpfen und an Wahltagen wurde zwar bereits durch R. Romanelli, Le regole del gioco. Note sull'impianto del sistema elettorale in Italia (1848–1895), Quaderni Storici 69 (1988) S. 685–725, angeregt, kam aber erst in den letzten Jahren in Gang – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der in Anm. 13 und 51 genannten Lokalstudien. Vgl. S. Noiret, Le campagne elettorali dell'Italia liberale: dai comitati ai partiti, in: P. L. Ballini (a cura di), Idee di rappresentanza e sistemi elettorali in Italia tra otto e novecento, Venezia 1997, S. 383–454, sowie E. Mana, Le campagne elettorali in tempi di suffragio ristretto e allargato, in: P. L. Ballini/M. Ridolfi (a cura di), Storia delle campagne elettorali in Italia, Milano 2002, S. 89–136.

[55] Sehr deutlich wird dies z. B. am Verlauf der PGLI-Wahlkampagne zugunsten des im Wahlkreis Colle Val d'Elsa antretenden Marcello Galli-Dunn. Während die Toskanischen Moderati für den propagandistischen Aktivismus der Jungli-

Bezeichnenderweise erreichte der PGLI nur in solchen Regionen und Wahlkreisen eine gewisse politische Präsenz, in denen sich das lokale Notabilat angesichts der Dominanz der popularen Parteien weitgehend aus der politischen Auseinandersetzung zurückgezogen hatte: z. B. im mantovanischen Umland,[56] in einigen Gebieten der Romagna und in einzelnen städtischen Wahlkreisen. In einigen Fällen wurden daraufhin aber auch die etablierten Eliten auf die jungliberalen Aktivisten aufmerksam, was zu einem neuerlichen Aufleben der klientelistischen Strukturen führte und oftmals mit der Assimilierung der Jungliberalen im Honoratiorensystem endete, mithin mit der Aufgabe der parteipolitischen Identität.[57]

Generell befand sich der PGLI in einer taktischen Zwickmühle, die von der unguten Polarisierung des politischen Lebens in ein „konstitutionelles" und ein „antikonstitutionelles" Lager herrührte und parteipolitisches Handeln im bürgerlichen Lager zusätzlich überschattete: als bürgerliche, konstitutionelle Kraft lag es der Partei fern,

---

beralen nur Spott übrig haben – vgl. z. B. Elezioni generali – Colle Val d'Elsa: Il candidato del PGLI, La Nazione, 2.–3. 11. 1904 – beklagen die PGLI-Wahlkämpfer die massive Einschüchterung des Wahlvolkes und die auch physische Behinderung des eigenen Wahlkampfs durch die lokale Verwaltung und Angestellte des moderaten Kandidaten Luigi Callaini. Vgl. Nel Collegio di Colle Val d'Elsa – Le ragioni della nostra sconfitta, La Riscossa Liberale, 4, 19. 11. 1904.

[56] Im Mantovano hatten sich die liberalen Kräfte angesichts der Dominanz der sozialistischen Partei auf dem Land und der Radikalen in der Stadt von der politischen Auseinandersetzung weitgehend zurückgezogen und sich stattdessen als Grundbesitzer und Gutsherren auf die Organisation einer Widerstandsfront gegen die Gewerkschaftsbewegung der leghe operaie verlegt. Vgl. R. Salvadori, Dalla congiura di Belfiore alla fine della Seconda Guerra Mondiale, in: L. Mazzoldi/R. Giusti/R. Salvadori (a cura di), Mantova – La storia, le lettere, le arti. La Storia, vol. III: Da Guglielmo III Duca alla fine della Seconda Guerra Mondiale, Mantova 1963, S. 529–702, hier S. 647ff.

[57] Gerade im Mantovano ist dies bereits ab Mitte 1902 zu bemerken: wurde anfänglich die politische Unabhängigkeit des PGLI von der liberalen Führungsschicht kritisiert, ist danach ein zunehmender Assimilierungsprozess zu bemerken, der im Dezember 1906 gar in ein formales Wahlbündnis mit dem Wahlkomittee der *Unione Liberale Monarchica* mündet. Vgl. die Wahlberichterstattung der moderaten Gazzetta di Mantova in den Jahren 1901–1907, sowie Le elezioni di Mantova, Risveglio Liberale, 35/36, 16./23. 12. 1906.

durch inopportune Gegenkandidaturen im eigenen Lager zum Zünglein an der Waage zugunsten populärer Kandidaten zu werden. Auch hier drohte also bisweilen ein Identitätsverlust, insofern sich die Partei als antibürgerliche Formation erwiesen hätte. Vielfach wurde in solchen Situationen die Stimmenthaltung propagiert.[58]

Auch im kommunalpolitischen Rahmen konnten die Jungliberalen ihre politische Isolation zumeist nur durch die Kompromittierung ihrer politischen Identität durchbrechen: entweder fügten sie sich einer Adaption an das politische Umfeld im bürgerlichen Lager und liessen sich bei der Aushandlung von Allianzen und Listenplätzen auf klientelistische Praktiken ein;[59] oder sie mussten durch den Anschluss an eine populare Allianz ihre bürgerliche Identität in Frage stellen. Die in einigen lokalen Kontexten (Florenz 1903, Rom 1907) zeitweise verfolgte Option, mit dem rechten (konstitutionellen) Flügel der Radikalen zusammenzugehen, erwies sich nur in bestimmten politischen Konstellationen als möglich und war – obwohl eine vielfach geäusserte Wunschvorstellung – nicht als taktische Vorgabe geeignet.

Dies verweist auf ein weiteres grundsätzliches Problem, nämlich die enorme Fragmentierung der politischen Landschaft in Italien und die dadurch bedingte Vielfalt der lokalen politischen Situationen. Sie machten es der Partei fast unmöglich, verbindliche Strategien zu entwickeln: im sozialen, wirtschaftlichen und politischen Patchwork der italienischen Regionen konnte es selbst innerhalb der Regionalverbände derart heterogene politische Konstellationen geben, dass z. B.

---

[58] So riefen z. B. bei den Parlamentswahlen 1904 die Sektionen in Rom, Torino, Pescia, Arezzo und Parma explizit zur Enthaltung auf (vgl. Il bilancio del Partito Giovanile Liberale nelle elezioni politiche, La Vedetta, II, 42, 13 novembre 1904) und begründeten dies just mit diesem Dilemma. Vgl. z. B. Perché ci asteniamo, Araldo Liberale, 5. 11. 1904.

[59] So z. B. in Cremona, wo die PGLI-Sektion vor Ort sogar mit ihrem Vorsitzenden Fulvio Cazzaniga den Bürgermeister stellte, sich aber wegen ihrer unverhohlenen Nähe zu den traditionellen moderaten Führungsschichten immer wieder harscher Kritik aus der Partei stellen musste. Das Cremoneser Direktoriumsmitglied Giulio Cervi wurde sogar mehrfach Gegenstand parteiinterner Disziplinarverfahren. Vgl. z. B. Il caso Cervi – Un inchiesta, Risveglio Liberale, 49, 6 dicembre 1903, G. Bronzi, L'Avvocato Cervi e il nostro Partito, Vita Nuova, 52, 19 dicembre 1903 und La riunione del consiglio federale – il caso Cremona, Risveglio Liberale, 15, 10. 4. 1904.

keine gemeinsame Haltung zur Frage möglicher Koalitionen und Allianzen gefunden werden konnte.[60]

Die dadurch zwangsläufig gegebene lokale Eigenständigkeit der Sektionen stand der Durchsetzung von Parteidisziplin beständig entgegen – und führte zu zahlreichen Umstrukturierungen der Parteiorganisation. Trotz dieser Bemühungen und obwohl das Problem durchaus zutreffend erkannt worden war, gelang es der Partei zu keinem Zeitpunkt, ein tragfähiges Gleichgewicht zwischen zentralistischen und föderalistischen Belangen zu erreichen.[61]

Zudem stiessen auch die Jungliberalen an die geistigen Grenzen der politischen Kultur des italienischen Liberalismus. Bei allen Erneuerungsplänen waren auch die Jungliberalen Teil ihrer politischen Kultur, zu der sie sich im Übrigen auch ostentativ bekannten: obwohl sie sich zeitweise sehr weitgehend radikal-/liberaldemokratischen Positionen annäherten und ein pluralistisches Modell des offenen politischen Wettbewerbs vertraten, waren sie in letzter Instanz nicht bereit, das Machtmonopol der bürgerlich-liberalen Kräfte in Frage zu stellen. Die paternalistischen Tendenzen des italienischen Liberalismus, dem stets eine pädagogische, tutelarische Qualität innewohnte,[62] tauchten das Bemühen der Jungliberalen um eine pluralistische, liberale Demokratie in ein eigentümlich ambivalentes Licht: sie bemühten sich letzt-

---

[60] So war z. B. in Pisa eine konstruktive Allianz zwischen den dortigen Sektionen von PGLI und Partito Radicale im Sinne einer liberaldemokratischen, bürgerlichen Konzeption gelungen, während sie in Arezzo nur unter Einschluss antibürgerlicher Kräfte möglich gewesen wäre und daher kategorisch abgelehnt wurde. Vgl. La Vedetta, 1903/1904, passim.

[61] Eindrucksvolle Dokumente sowohl des ständigen Bemühens wie auch des wiederholten Scheiterns sind die Debatten und Referate zum Thema innere Organisation im Umfeld der Parteitage. Neben zahlreichen Beiträgen in den Parteizeitungen ist insbesondere hinzuweisen auf G. Bergmann/U. Baruffini, Organizzazione Interna del Partito, Milano 1903 sowie G. Ciotti, IV° Congresso Nazionale del PGLI I – Relazione sull'Organizzazione del Partito, Il Rinnovamento (Ravenna), 46, 17. 11. 1906 und 16. 2. 1907.

[62] Vgl. die in dieser Hinsicht sehr erhellende Studie von N. Urbinati, Le civili libertà. Positivismo e liberalismo nell'Italia unita, Venezia 1990. Eine anregende Betrachtung zu den Grenzen der liberalen Tradition in Italien bietet – bei aller ermüdenden Redundanz – auch A. Cardini, Il grande centro. I liberali in una nazione senza stato: il problema storico dell'arretratezza politica (1796–1996), Manduria–Bari–Roma 1996.

lich um die Quadratur des Kreises, nämlich um eine elitäre Massenpolitik, um einen Meinungswettbewerb, in dem sie wie selbstverständlich die Meinungshoheit beanspruchten.

Diese kulturelle Begrenztheit ermöglichte am Ende auch die partielle Übernahme nationalistischer Theoreme: die Akzeptanz der sozial hierarchisierten, „bürgerlichen" Nation als oberstem Wert, wie sie entgegen den universalistischen Wurzeln des Liberalismus im italienischen Bürgertum gegen Ende der Ära Giolitti Platz griff, ist mittelbar eine Folge dieser Strukturschwäche in der liberalen politischen Kultur Italiens.[63]

7. Abschliessend lässt sich also konstatieren, dass trotz der vielen Lippenbekenntnisse und rhetorischen Appelle im Vorkriegsitalien unter bürgerlich-liberalen Kreisen kaum Interesse an parteipolitischen Praktiken und Organisationsformen existierte, sondern ganz im Gegenteil parteipolitisches Handeln als systemfremd und inopportun betrachtet wurde. Die Struktur des öffentlichen Raums und die Fragmentierung in höchst unterschiedliche lokale Situationen liess für eine bürgerliche Partei, die sich der Logik der Honoratiorenpolitik verschloss, keinen Raum.

War der PGLI also nur eine Partei, die niemand brauchte und wollte?

Mit Blick auf das italienische politische System wird man diese Frage bejahen müssen. Drei Aspekte möchte ich jedoch hervorheben, welche der Partei eine historische Bedeutung über ihr beispielhaftes Scheitern hinaus verleihen.

Dies ist erstens der Beitrag des PGLI für die politische Kultur und Praxis: in vielen lokalen Kontexten haben die Aktivisten der Partei einen neuen Politikstil vorgelebt und neue, offenere Formen politischer Kommunikation demonstriert, die seit 1908 und insbesondere nach Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts 1912 auch von den traditionellen bürgerlichen Politikern kopiert werden. In diesem Kontext suchen übrigens vielerorts die alten Eliten den Schulter-

---

[63] Vgl. die Argumentation in D. Veneruso, Il nazionalismo e il fascismo come risposta negativa all'avvento di una politica aperta (wie Anm. 31).

schluss mit den propagandistisch erfahreneren Jungliberalen.[64] Der kämpferische Aktivismus der Jungliberalen war zudem Vorbild für den militanten Propagandastil des Nationalismus. Der PGLI hat damit indirekt und gegen seine ursprüngliche Intention auch einen ersten Schub der Verbreitung populistischer, gewaltnaher Propagandatechniken in der politischen Auseinandersetzung ausgelöst.

Zweitens repräsentieren die Jungliberalen auch ein generationsspezifisches Aufbegehren:[65] bereits vor der nationalistischen Bewegung und noch ohne deren charakteristischen Radikalismus bekennt sich der PGLI zu jenem eigentümlichen ideellen Bündnis zwischen *nipoti* und *padri della patria*, das sich gegen die mittlere Generation wendet.[66] Der Vorwurf an die eigene Elterngeneration, die Ideale der Grosseltern verraten zu haben, ist ein wiederkehrendes Motiv bei den jungliberalen Propagandisten, die der ersten im geeinten Italien geborenen Generation angehören, aber bereits die zweite Generation bilden, die nicht am risorgimentalen Geschehen beteiligt war.

Drittens sollte die Rolle des PGLI als Mittelstandspartei nicht unterschätzt werden; in der Tat kann man ihre politische Entwicklung auch als Emanzipationsbewegung einer neuen, selbstbewussteren Mittelschicht lesen, die sich in der offiziellen Politik und insbesondere in der offiziellen politischen Praxis nicht hinreichend berücksichtigt

---

[64] So z. B. in Florenz im Zusammenhang mit der Gründung der alle bürgerlichen Kräfte vereinenden Unione Liberale (1910), deren Zustandekommen wesentlich von den inzwischen nicht mehr ganz so jungen Jungliberalen Aldemiro Campodonico und Giulio Ciotti geprägt wurde. Vgl. H. Ullrich, Fra intransigenza laica e blocco dell'ordine. I liberali fiorentini dalle prime elezioni a suffragio universale alle elezioni amministrative dell'estate 1914, Nuova Rivista Storica, 3–4 (1967) S. 297–357. In ähnlicher Weise sind Jungliberale auch an der Gründung ständiger und umfassender lokaler Parteiorganisationen der bürgerlich-liberalen Gruppierungen in Arezzo, Novara und Ravenna beteiligt.

[65] Vgl. hierzu den die aktuelle Literatur berücksichtigenden Beitrag von M. Fincardi/B. Bianchi, Giovani e ordine sociale. Miti e ruoli, in Europa e in Italia, tra XIX e XX secolo, Storia e problemi contemporanei 27 (2001) S. 7–33.

[66] Nachdrücklich weist darauf hin E. Papadia, L'apologia del conflitto: la politica „giovane" in età giolittiana, Memoria e Ricerca 13 (2003) S. 17–36, die auch den Jungliberalen einen Absatz widmet, ohne jedoch hinreichend zwischen Nationalisten und Jungliberalen zu differenzieren.

sieht.[67] Die bis dato vorherrschende Option, den eigenen Aufstieg über den Anschluss an die Klientel eines führenden lokalen Honoratioren abzusichern, war offenbar zahlreichen Vertretern dieser zwar noch kleinen, aber aufstrebenden Schicht nicht mehr genug. Für eine unabhängige politische Betätigung bot der öffentliche Raum in der Ära Giolitti aber kaum Alternativen. Das Beispiel des PGLI zeigt, dass der Radikalisierungsprozess, der gerade in den Mittelschichten in der Ära Giolitti Platz greift, zu einem guten Teil auch eine Folge der starren, abgeschlossenen und personalistischen politischen Strukturen war. Das Aufbegehren des PGLI ist in diesem Sinne typisch für weite Teile des Antigiolittismo; die Radikalisierung von rechts, wie sie mit dem imperialistischen Nationalismus erfolgen sollte – der seinerseits ein Sammelbecken von in ähnlicher Weise unzufriedenen Mittelständlern und Intellektuellen war – traf angesichts der langjährigen Misserfolge und politischen Einflusslosigkeit bei vielen Jungliberalen auf fruchtbaren Boden.

Das politische System Italiens hatte sich also bereits vor dem Ersten Weltkrieg selbst blockiert und zentrifugale Kräfte hervorgebracht, die den liberalen Staat zu sprengen drohten – und vermutlich auch ohne das katalytische Zutun des Weltkriegs die Krise des liberalen Staates heraufbeschworen hätten.

RIASSUNTO

Il saggio in un primo momento riassume la recente storiografia sul problema dell'organizzazione politica nel mondo borghese nell'Italia liberale fino alla Prima Guerra mondiale. L'a. insiste sulla discrepanza tra retorica politica e prassi politica nello schieramento borghese-liberale che costantemente lamenta l'assenza di strutture partitiche nel proprio campo, ma continua ad

[67] Die auch von Jungliberalen oft bemühte Metapher einer Diskrepanz zwischen *paese legale* und *paese reale* muss vielfach in genau diesem Kontext gesehen werden. Den *paese reale* verkörperte für die Jungliberalen nämlich jene *borghesia del lavoro*, mit der sie sich identifizierten und die als Produktivkräfte der Nation der zu unrecht privilegierten politischen *classe dirigente* gegenübergestellt wurden. Vgl. z. B. A. Campodonico, Il paese fa da sé, Il Regno, II, 9, 26. 2. 1905.

appoggiarsi su strategie clientelari e forme politiche paternaliste, le quali nell'era giolittiana assumono addirittura carattere sistemico. Su questo sfondo il gruppo dissenziente liberale del Partito Giovanile Liberale Italiano (PGLI) rappresenta una curiosa e rimarchevole eccezione: Dalla crisi di fine secolo al primo conflitto mondiale questa formazione s'impegna in vari contesti regionali e locali a dar vita a forme politiche basate sul concetto del moderno partito organizzato ed a riformare la cultura politica in senso liberale pluralista. Il suo fallimento e le varie resistenze che incontra sono indicativi per i limiti della capacità riformatore del sistema politico in età giolittiana e contribuiscono all'analisi della radicalizzazione politica che si verifica appunto anche nei ceti borghesi medi durante il periodo giolittiano.

GROSSMACHTRIVALITÄT UND -KOOPERATION IM ADRIARAUM

Italien, Österreich-Ungarn und das Projekt einer albanischen Staatsbank, 1913/14[1]

von

PETER HERTNER

Am 28. März 1913 sandte der Wiener Bankverein, eines der damals führenden österreichischen Kreditinstitute, ein Schreiben an das österreich-ungarische Außenministerium, in dem das folgende Anliegen vorgebracht wurde:

> *... Gestützt auf die Erfahrungen und Kenntnisse von Land und Leuten, die wir uns durch unsere vieljährige Beschäftigung mit dem Orient erworben haben, beabsichtigen wir nunmehr, wo die Umwandlung Albaniens in ein eigenes Staatswesen in greifbare Nähe gerückt ist, auch dieses Land in den Kreis unserer Tätigkeit einzubeziehen. Unser Plan geht dahin, in diesem Lande ein Bankinstitut zu errichten, welches seine Wirksamkeit auf die verschiedensten Branchen wirtschaftlicher Tätigkeit ausdehnen soll. Wir denken hiebei an ein Zentral-In-*

---

[1] In den Anmerkungen benutzte Abkürzungen:

Asbi	Archivio Storico della Banca d'Italia, Roma
ASI-BCI	Archivio Storico di Banca Intesa, patrimonio Banca Commerciale Italiana, Milano
HADB	Historisches Archiv der Deutschen Bank, Frankfurt/Main
HHStA, MA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Ministerium des k. u. k. Hauses und des Äussern, Wien
M.A.E.R., ASD	Ministero degli Affari Esteri, Archivio Storico-Diplomatico, Roma
PA	Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Berlin

stitut, welches neben der Regelung des Geldumlaufes sich auch mit der Gewährung von Escompte- und Hypothekarkrediten beschäftigen und, sei es selbstständig oder durch Errichtung affiliierter Institutionen, auch landwirtschaftliche und industrielle Zwecke verfolgen soll.[2]

Anfang April sprach dann ein Vertreter des Wiener Bankvereins in derselben Angelegenheit im Außenministerium vor. Der zuständige Beamte teilte ihm mit, die Wiener Regierung sei bereit, die Bank zu unterstützen, allerdings müsse er auf das bisherige Fehlen einer *definitiven Staatsgewalt* in Albanien hinweisen. Das Ministerium werde sich jedoch bemühen, den Bankverein mit maßgeblichen albanischen Persönlichkeiten in Verbindung zu bringen. Auf die Frage des Bankvertreters, ... *ob dieses Unternehmen ein rein österreichisches oder ein österreichisch-italienisches sein sollte*, habe der Beamte – so seine Aktennotiz – darauf hingewiesen, es sei dem Ministerium ... *gewiß sympathischer [...], ein österreichisch-ungarisches Unternehmen zu poussieren, jedoch würden vielleicht die Verhältnisse zu einem mit den Italienern gemeinsamen Unternehmen drängen.*[3]
Wenige Tage später schickte der italienische Außenminister San Giuliano dem Generaldirektor der *Banca d'Italia*, der de facto-Zentralen Notenbank Italiens, die Abschrift eines Telegramms des italienischen Botschafters in Wien, in dem dieser vom Besuch eines Grafen de Conti berichtete, der beabsichtige, eine Bank mit dem Recht der Notenausgabe in Albanien zu gründen. Die Bank sei zu gleichen Teilen von österreich-ungarischem und italienischem Kapital zu konstituieren und sei zunächst von diesen beiden Ländern zu subventionieren. Die Mitwirkung der Österreichischen Länderbank sei zugesagt und Außenminister Graf Berchtold würde diese Gründung *con piacere* sehen. In seinem Begleitschreiben an *Banca d'Italia*-Generaldirektor Bonaldo Stringher stellte der Marchese di San Giuliano fest:

---

[2] HHStA, MA, F 23, K 65.

[3] Ebd.: Aktennotiz vom 5. 4. 1913 betr. den Besuch des Direktors Kuranda vom Wiener Bankverein im Außenministerium. – Der Beamte bemerkt in dieser Aktennotiz ferner noch, dass auch zwei andere Wiener Banken, die Bodenkreditanstalt und die Östereichische Länderbank, den Wunsch nach einer Bankgründung in Albanien zum Ausdruck gebracht hätten, allerdings ... *nicht mit dem ausdrücklichen Zwecke, als Noteninstitut zu fungieren.*

> [...] *Sulla utilità di creare un istituto bancario nel futuro Stato* [gemeint ist Albanien, P. H.] *non vi può essere dubbio poiché in un paese dove è tutto da fare e dove mancano elementi di ricchezza da mettere in valore, la maggior influenza politica sarà di chi saprà attivare nel campo economico un maggior numero di interessi.*

San Giuliano wollte von Stringher dessen Meinung zu diesem Projekt wissen und insbesondere wissen, ob er einen Alleingang Italiens oder ein Zusammengehen mit Österreich-Ungarn befürworte.[4] In seiner Antwort sprach sich Stringher eindeutig für eine italienisch-österreichische Lösung aus. Außerdem sollten alle großen italienischen Banken daran teilhaben: ... *al momento opportuno, tutti indistintamente i grandi Istituti della Banca italiana dovrebbero essere chiamati a concorrervi.*[5]

In einer Aktennotiz, die zwei Monate später offenbar vom selben Beamten des Wiener Außenministeriums angefertigt wurde, finden sich die folgenden Feststellungen:

> *Direktor Popper vom Bankverein hat mich heute benachrichtigt, daß Direktor Marcus von seiner Bank mit der Banca Commerciale anläßlich gemeinsamer Konferenzen in Mailand Besprechungen über das albanische Bankprojekt gepflogen hat. Von Seite des italienischen Institutes sei man in dieser Sache auch an die italienische Regierung herangetreten und sei sowohl die Banca Commerciale wie auch die italienische Regierung bereit, bei je 50%iger Anteilnahme mit den österreichischen und ungarischen Interessenten die in Rede stehende Bank zu gründen.*[6]

So weit die Anfänge dieses österreich-ungarisch-italienischen Projektes. Ehe wir uns aber mit dessen weiterer Entwicklung beschäftigen,

---

[4] Asbi, Rapporti con l'Estero, pratt., n. 11, fasc. 1: San Giuliano an Stringher am 9. 4. 1913.

[5] Ebd.: Stringher an San Giuliano am 17. 4. 1913.

[6] HHStA, MA, F 23, K 65, Aktennotiz vom 2. 6. 1913. – Über ein Treffen mit Marcus am 23. Mai in Mailand berichtet auch Otto Joel, einer der beiden deutschstämmigen Leiter der Mailänder *Banca Commerciale Italiana*, in einem Schreiben vom gleichen Tag an den italienischen Außenminister Marchese di San Giuliano. Dabei habe er, Joel, hingewiesen ... *alla necessità di perfetta uguaglianza nella ripartizione del capitale della banca, la quale nelle idee di Vienna dovrebbe essere munita di speciali privilegii* (ASI-BCI, PJ 13 [carte private di Otto Joel], San Giuliano/23. 5. 1913).

hier noch einige Bemerkungen zur albanischen Frage am Vorabend des Ersten Weltkrieges und zum Verhältnis der beiden beteiligten Staaten Österreich-Ungarn und Italien, die damals zum Kreis der europäischen Großmächte gehörten.

Das Gebiet des heutigen Albanien war zu Beginn des 15. Jahrhunderts unter osmanische Herrschaft geraten und ging der Hohen Pforte erst als Ergebnis des Ersten Balkankrieges von 1912/13 verloren.[7] Italien und Österreich-Ungarn, seit 1882 zusammen mit Deutschland im Dreibund zusammengeschlossen, hatten sich bereits 1897 informell auf die Beibehaltung des status quo im osmanischen Albanien geeinigt und dies Anfang 1901 durch einen Notenaustausch bekräftigt. Darin wurde festgehalten, dass, falls der status quo sich doch nicht garantieren ließe, die Autonomie Albaniens und ein Ausgleich der beiderseitigen Interessen in dieser Region anzustreben sei.[8]

Für die Dauer eines Jahrzehnts schien es damit gelungen zu sein, Albanien im Verhältnis zwischen Wien und Rom gleichsam zu neutralisieren. Dessen ungeachtet standen sich jedoch die beiden verbündeten Großmächte, deren Verhältnis trotz aller regierungsamtlichen Bemühungen vom latenten italienischen Irredentismus belastet blieb, auf dem Südostufer der Adria durchaus als Rivalen gegenüber. Zwar stagnierte der Handel Italiens mit Österreich-Ungarn nach 1900 und ging in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch relativ gesehen sogar deutlich zurück, doch nahm der italienische Warenaustausch mit Serbien und Montenegro zu, „... ma si tratta di cifre modeste", denn die italienische Ausfuhr in diese beiden Länder überstieg nie 0,5% der Gesamtausfuhr Italiens.[9] Immerhin blieb es nicht beim Wa-

[7] Vgl. dazu und im folgenden A. Biagini, Storia dell'Albania, Milano 1998, passim; vgl. auch J. Swire, Albania. The rise of a kingdom, London 1929 [Ndr. New York 1971]; C. and B. Jelavich, The establishment of the Balkan national states, 1804–1920, Seattle/London 1977, S. 222ff. sowie P. Bartl, Albanien. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Regensburg 1995, S. 40ff.

[8] Vgl. S. Skendi, The Albanian national awakening 1878–1912, Princeton, N. J. 1967, S. 246f.; vgl. ferner H. D. Schanderl, Die Albanienpolitik Österreich-Ungarns und Italiens 1877–1908, Wiesbaden 1971, S. 69f. sowie E. Serra, L'Italia e le grandi alleanze nel tempo dell'imperialismo. Saggio di tecnica diplomatica, 1870–1915, Milano 1990, S. 88f.

[9] E. Sori, La penetrazione economica italiana nei territori degli Slavi del Sud (1896–1914), Storia contemporanea 12 (1981), S. 217–269, bes. S. 264 (Zitat

renaustausch. Der Venezianer Giuseppe Volpi, self-made man mit ausgeprägter Bereitschaft zum Risiko und zur Selbstdarstellung,[10] hatte 1903 zusammen mit einer Gruppe venezianischer Notabeln ein *Sindacato italo-montenegrino* ins Leben gerufen. Hauptzweck dieses *Sindacato* war die Gründung eines Tabakmonopols für das kleine Balkanfürstentum Montenegro mit Sitz in dessen Hauptstadt Podgorica, an dessen Erträgen der montenegrinische Staat maßgeblich beteiligt wurde, dessen Steuerung jedoch von Venedig aus erfolgte.[11] Das *Sindacato* hatte daneben noch viel weiter reichende Pläne, so beispielsweise den Bau einer Eisenbahnlinie vom montenegrinischen Hafen Antivari nach Podgorica und weiter durch Montenegro mit dem Fernziel eines Anschlusses an das serbische Netz, die Aufnahme der Dampfschiffahrt auf dem albanisch-montenegrinischen Skutari-See, den Bau von Straßen und die Ausbeutung von Bodenschätzen und Wäldern in Montenegro, den Bau eines Hafens in Antivari und dessen Verbindung mit Bari und Brindisi mit Hilfe einer direkten Dampferverbindung.[12] Mangelnde finanzielle Unterstützung durch den italienischen Staat brachte diese Pläne jedoch zunächst ins Stocken. Erst als sich 1905 die *Banca Commerciale Italiana*, zu der Volpi über exzellente Verbindungen verfügte, zur Mitwirkung bereit erklärte, kamen die Dinge erneut ins Rollen. Im Dezember 1905 kam es zur Gründung der *Compagnia di Antivari*, einer Gesellschaft montenegrinischen Rechts, an der die *Banca Commerciale* zunächst mit über 90% des Aktienkapitals beteiligt war. Ihre Versuche, diese Beteiligung drastisch zu reduzieren, blieben nur teilweise erfolgreich, denn die Quote der Mailänder Bank lag auch Jahre später noch bei etwas über 50%. Der Bau einer Schmalspurbahn – zu mehr reichten die Finanzen

---

S. 221); vgl. auch E. Di Giacomo, Il commercio italiano nei Balcani e nel Levante all'inizio del XX secolo, Il Veltro 41 (1997) S. 197–209.

[10] Vgl. S. Romano, Giuseppe Volpi. Industria e finanza tra Giolitti e Mussolini, Milano 1979; R. A. Webster, L'imperialismo industriale italiano 1908–1915. Studio sul prefascismo, Torino 1974, S. 379ff.

[11] Vgl. A. Tamborra, The rise of Italian industry and the Balkans (1900–1914), The Journal of European Economic History 3 (1974) S. 87–120, hierzu bes. S. 98ff.; vgl. auch R. A. Webster (wie Anm. 10) S. 384ff.

[12] Vgl. dazu u. a. M. Behnen, Rüstung-Bündnis-Sicherheit. Dreibund und informeller Imperialismus 1900–1908, Tübingen 1985, S. 394f.

nicht – über das Küstengebirge hinweg auf eine Distanz von 44 km bis Virpazar am Nordwestende des Skutari-Sees war bis Ende 1908 abgeschlossen. Im Oktober 1909 wurde der Hafen von Antivari mit einer Freihafenzone und vorerst noch relativ bescheidenen Kaianlagen eingeweiht.[13] Bis dahin hatte die *Compagnia di Antivari* insgesamt 9 Mill. österreichische Kronen – das war die Währung, die auch in Montenegro umlief – investiert, aber bis 1914 kam die Gesellschaft aus den Verlusten nicht heraus.[14] Volpi und seine Geldgeber hatten offensichtlich die Entwicklungschancen der montenegrinischen Wirtschaft, die nach wie vor überwiegend aus einer agrarischen Subsistenzökonomie bestand und nach 1900 durch massive Auswanderung gekennzeichnet war,[15] weit überschätzt. Negativ hinzu kamen dann noch die Balkankriege der Jahre 1912/13 sowie das Mißlingen des Weiterbaus der einmal begonnenen Eisenbahn in Richtung Serbien.

Die österreich-ungarischen Politiker und die Wiener Presse hatten die italienischen Aktivitäten in Montenegro mit Mißtrauen beobachtet. Vergleichbare Initiativen wurden in Wiener Regierungskreisen zwar in Betracht gezogen, doch ließen sich dafür letzten Endes keine öffentlichen Gelder auftreiben. Auch waren die Wiener und Budapester Banken nicht bereit, irgendwelche Mittel in Montenegro oder im angrenzenden nördlichen Albanien zu investieren[16]. Ob dann wirklich das „Scheitern des großen wirtschafts- und verkehrspolitischen Programms Wiens" ursächlich für die im Herbst 1908 von Außenminister Aehrenthal vorbereitete und durchgeführte Annexion

---

[13] Vgl. den Bericht eines deutschen Reisenden vom Herbst 1912, der „Neu-Antiwari" zwar langfristig gute Entwicklungschancen zubilligt, der aber unter anderem darauf hinweist, dass „... die Hafenarbeiten [...] auch heute noch nicht bis zu der im Vertrage vorgesehenen Vollendung gediehen sind" (H. Grothe, Durch Albanien und Montenegro. Zeitgemäße Betrachtungen zur Völkerkunde, Politik und Wirtschaftswelt der westlichen Balkanhalbinsel, München 1913, S. 67ff., Zitat S. 77).

[14] Vgl. A. Tamborra (wie Anm. 11) S. 105f.; vgl. auch R. A. Webster (wie Anm. 10) S. 388ff.; vgl. ferner M. Behnen (wie Anm. 12) S. 400ff. sowie A. Confalonieri, Banca e industria in Italia dalla crisi del 1907 all'agosto 1914, Bd. 1, Milano 1982, S. 408ff.

[15] Vgl. M. Palairet, The Balkan economies c. 1800–1914. Evolution without development, Cambridge 1997, S. 238ff.

[16] Vgl. M. Behnen (wie Anm. 12) S. 405ff.

Bosnien-Herzegowinas gewesen ist,[17] soll dahingestellt bleiben. Der Handel Österreich-Ungarns mit Montenegro blieb bis 1908 relativ unberührt von den neu aufgetauchten Rivalitäten: „über drei Viertel der montenegrinischen Einfuhr" stammten bis dahin aus der Doppelmonarchie. Deren Anteil sank erst in den letzten drei Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges und „... bewegte sich [...] rund um die Fünfzig-Prozent-Marke, der Italiens lag bei etwas über zwanzig Prozent. Die Verluste der österreichisch-ungarischen Exportwirtschaft und die italienische Konkurrenz in Montenegro waren somit sicher nicht so dramatisch, wie sie manchmal in der Öffentlichkeit präsentiert wurden, die Monarchie begann aber doch ihre bis dahin unanfechtbare Position einzubüßen".[18] Im noch unter osmanischer Herrschaft stehenden Albanien war die österreichisch-italienische Rivalität zunächst weitaus gedämpfter. Beide Seiten versuchten, die albanischsprachige Bevölkerung der Region durch Ausbau der Handelsbeziehungen, durch Subventionierung von Albanien anlaufenden Schiffahrtslinien und durch Kulturpropaganda – wie zum Beispiel durch finanzielle Unterstützung von katholischen Schulen im nördlichen Albanien – jeweils zu ihren Gunsten zu beeinflussen, ohne dass jedoch eine der beiden Regierungen offiziell am status quo gerüttelt hätte.[19] Trotz des Fehlens einer gesamtalbanischen Statistik lässt sich für die einzelnen Teile des Landes feststellen, dass, wie im Falle Montenegros, mindestens bis 1908 Österreich-Ungarn der bei weitem bedeutendste Handelspartner Albaniens war, dass Italien in den folgenden Jahren vor allem in der südlichen Landeshälfte aber zum Teil kräftig aufzuholen begann.[20] Insgesamt blieb Albanien aber auch noch

[17] So Behnen ebd., S. 444ff. (Zitat S. 448), der für die Politik Aehrenthals zusätzlich noch die französisch-italienisch-russisch-serbischen Donau-Adria-Bahnprojekte verantwortlich macht.

[18] E. Kolm, Die Ambitionen Österreich-Ungarns im Zeitalter des Hochimperialismus, Frankfurt a.M. – Berlin – Bern u.a. 2001, S. 112f.; der Handel mit Montenegro betrug allerdings nur 0,5% des gesamten österreich-ungarischen Balkanhandels (vgl. ebd., S. 113f.).

[19] Vgl. M. Behnen (wie Anm. 12) S. 373ff.; vgl. auch S. Skendi (wie Anm. 8) S. 257ff.; H. D. Schanderl (wie Anm. 8) S. 92ff. sowie E. Kolm (wie Anm. 18) S. 139ff.

[20] Vgl. die Zahlen aus den österreich-ungarischen Konsularberichten bei E. Kolm (wie Anm. 18) S. 147.

in den unmittelbaren Vorkriegsjahren wirtschaftlich ausserordentlich rückständig und im wesentlichen von agrarischer Subsistenzwirtschaft geprägt.[21]

In den im Oktober 1912 ausgebrochenen ersten Balkankrieg griffen die europäischen Großmächte bekanntlich nicht ein. Auch die Wiener Regierung hielt sich trotz des Drängens ihrer Militärs bewusst aus diesem Konflikt heraus. Auf zwei grundsätzliche Forderungen wollte jedoch der österreich-ungarische Außenminister Graf Berchtold nicht verzichten: die Unabhängigkeit Albaniens und den Ausschluss Serbiens von einem Zugang zur Adria.[22] In der Frage des serbischen Adriazugangs gelang es Berchtold schon im November, die italienische und die deutsche Regierung hinter sich zu bringen, und auch die britische Seite, deren Verhältnis zu Deutschland zu diesem Zeitpunkt weit besser war als in den Jahren zuvor,[23] neigte allmählich den österreichischen Vorstellungen zu, die dieses Problem direkt mit der Autonomie Albaniens in Verbindung brachten.[24]

---

[21] Vgl. die zeitgenössischen Schilderungen aus österreich-ungarischer Sicht ebd., S. 153f.

[22] Vgl. F. R. Bridge, Österreich(-Ungarn) unter den Großmächten, in: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen, 1. Teilband (Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. VI), Wien 1989, S. 196–373, hierzu bes. S. 325; S. R. Williams, Jr., Austria-Hungary and the origins of the First World War, Basingstoke 1991, S. 121ff.; H. Hantsch, Leopold Graf Berchtold. Grandseigneur und Staatsmann, Bd. 1, Wien 1963, S. 337ff.

[23] Vgl. dazu G. Schöllgen, Imperialismus und Gleichgewicht. Deutschland, England und die orientalische Frage, 1871–1914, München 1984, S. 354ff. Wolfgang J. Mommsen spricht von einer „durchgreifenden Verbesserung des deutsch-britischen Verhältnisses" im Zuge des Londoner Präliminarfriedens vom 13. 5. 1913, der den Ersten Balkankrieg abschloss (W. J. Mommsen, Großmachtstellung und Weltpolitik. Die Außenpolitik des Deutschen Reiches 1870 bis 1914, Frankfurt a. M. – Berlin 1993, S. 259). Vgl. in diesem Sinne auch K. Hildebrand, Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler, Stuttgart 1995, S. 290.

[24] Vgl. F.-J. Kos, Die politischen und wirtschaftlichen Interessen Österreich-Ungarns und Deutschlands in Südosteuropa 1912/13. Die Adriahafen-, die Saloniki- und die Kavallafrage, Wien – Köln – Weimar 1996, S. 76, 85f.; F. Kießling, Österreich-Ungarn und die deutsch-englischen Détentebemühungen 1912–1914, HJb 116 (1996) S. 102–125; M. Kröger (unter Mitarbeit von F. Broicher), Kein serbischer Zugang zur Adria. Britisch-deutscher Friedenskurs im Jahr 1912, in: J. Dülffer/M. Kröger/R.-H. Wippich (Hg.), Vermie-

Obwohl sie sich direkt in den Konflikt nicht einmischen wollten, waren die Großmächte keineswegs bereit, den gegen das Osmanische Reich kriegführenden Balkanstaaten die alleinige Initiative zu überlassen. Sie pochten auf das ihnen als Signatarstaaten des Berliner Kongresses von 1878 zustehende letztendliche Entscheidungsrecht über alle politischen und territorialen Veränderungen auf dem Balkan und beschlossen daher die Einberufung einer Botschafterkonferenz nach London unter dem Vorsitz des britischen Außenministers Grey zum 16.12.1912.[25] Bei den Treffen der Botschafter, die bis Ende Juli 1913 nahezu wöchentlich zusammenkamen, wurden vor allem Grenzfragen diskutiert und die parallel dazu ebenfalls ab Mitte Dezember 1912 und gleichfalls in London ablaufende Friedenskonferenz der Balkanstaaten und der Türkei „abgestützt".[26] Gleich in der ersten Sitzung der Botschafterkonferenz am 17. Dezember 1912 einigte man sich auf „the principle of Albanian autonomy under the guarantee and control of the six Great Powers".[27] Albanien war freilich nur eines von einer Reihe von Problemen, mit denen sich die Londoner Konferenz zu beschäftigen hatte, doch waren in den folgenden Monaten vor allem seine Grenzen eines der Hauptthemen und einer der Hauptstreit-

---

dene Kriege. Deeskalation von Konflikten der Großmächte zwischen Krimkrieg und Erstem Weltkrieg 1865–1914, München 1967, S. 641–655.

[25] Vgl. K. Boeckh, Von den Balkankriegen zum Ersten Weltkrieg. Kleinstaatenpolitik und ethnische Selbstbestimmung auf dem Balkan, München 1996, S. 40f.; H. C. Löhr, Die Albanische Frage. Konferenzdiplomatie und Nationalstaatsbildung im Vorfeld des Ersten Weltkrieges, Phil. Diss. Universität Bonn 1992, S. 73ff. Zur Einstellung der deutschen Außenpolitik gegenüber der Londoner Botschafterkonferenz, besonders zum Einfluss des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt von Kiderlen-Wächter, der allerdings bereits am 30. Dezember 1912 verstarb, vgl. R. Forsbach, Alfred von Kiderlen-Wächter (1852–1912). Ein Diplomatenleben im Kaiserreich, Bd. 2, Göttingen 1997, S. 741ff.

[26] Vgl. dazu die nach wie vor grundlegende Darstellung bei E. C. Helmreich, The diplomacy of the Balkan wars, 1912–1913, Cambridge, Mass. – London 1938, S. 249ff.

[27] L. Albertini, The origins of the War of 1914, Bd. 1, London – New York – Toronto 1952, S. 425. In der Sitzung vom 17. 12. 1912 wurde tatsächlich jedoch zunächst die Bildung eines autonomen Albanien „sous la souveraineté ou la suzeraineté du Sultan" beschlossen (A. Puto, L'indépendance albanaise et la diplomatie des grandes puissances 1912–1914, Tirana 1982, S. 125).

punkte der Zusammenkünfte der Botschafter.[28] Nachdem die diesbezüglichen Konflikte mit Montenegro und Serbien schließlich aus dem Weg geräumt waren, wurde als letzte die albanische Grenze mit Griechenland im Protokoll von Florenz vom 19. Dezember 1913 endgültig festgelegt.[29]

> „In der Konferenz vom 29. Juli 1913 einigte man sich auf die Formulierung eines Organisations-Statutes für Albanien, das als „autonomes, souveränes" und neutrales, unter der Garantie der Großmächte stehendes Fürstentum gegründet werden sollte [...]. Weiter wurde festgelegt, daß die Zivil- und Finanzverwaltung des Landes einer siebenköpfigen Kommission mit Vertretern der sechs Mächte und Albaniens übertragen werde, deren Mandat zunächst auf zehn Jahre beschränkt wurde. Innerhalb der nächsten sechs Monate sei von den Mächten ein Fürst zu bestimmen – man sprach sich schließlich für Prinz Wilhelm zu Wied aus, der im Frühjahr 1914 in Albanien ankam".[30]

Man wird Michael Schmidt-Neke sicher zustimmen können, wenn er feststellt, dass sich die Großmächte auf die Selbständigkeit Albaniens vor allem deshalb einigen konnten, weil „... sie die Neuverteilung der Karten auf dem Balkan nicht den Staaten und Völkern des Balkan überlassen wollten". Was speziell Österreich-Ungarn und Italien be-

---

[28] Zur Londoner Botschafterkonferenz und speziell zum deutsch-französischen Verhältnis im Jahr 1913 vgl. K. Wilsberg, Terrible ami-aimable ennemi. Kooperation und Konflikt in den deutsch-französischen Beziehungen 1911–1914, Bonn 1998, S. 76ff.

[29] J. Swire (wie Anm. 7) S. 163ff.; E. C. Helmreich (wie Anm. 26) S. 430f.; A. Puto (wie Anm. 27), S. 331f., 444f.; A. Biagini (wie Anm. 7) S. 92.

[30] K. Boeckh (wie Anm. 25) S. 43; vgl. auch E. C. Helmreich (wie Anm. 26) S. 332f. – Der französische Text des Beschlusses der Botschafterkonferenz vom 29. 7. 1913 findet sich z. B. in: PA, R 4301. – Bereits in ihrer Sitzung vom 5. 6. 1913 hatte die Londoner Botschafterkonferenz unter Vorsitz des britischen Außenministers Grey beschlossen, ... *de procéder à l'institution d'une Commission internationale de contrôle composée de délégués de chacune des grandes puissances avec l'adjonction d'un élément albanais. Cette commission procederait sur place à l'étude d'une organisation progressive du pays et prendrait les mesures nécessaires au maintien de l'ordre.* [...] (M. A. E. R., ASD, Archivio di Gabinetto (1910–14), pacco 28, fasc. 367: Telegramm des italienischen Botschafters in London, Imperiali, an das ital. Außenministerium vom 5. 6. 1913).

traf, so waren diese beiden Staaten am Selbstbestimmungsrecht der Albaner wohl nur zu allerletzt interessiert. „Vielmehr wollte jeder dem anderen und beide den Russen und ihren serbischen und montenegrinischen Schützlingen die Niederlassung in Albanien verwehren".[31] Tatsächlich hatten die Großmächte mit der Gründung eines albanischen Staates einen historisch-kulturellen Schritt unternommen, wie er, folgt man Fabio Martelli, im Westen nie zuvor getan worden war:

> „Improvvisamente una realtà rigorosamente prestatuale e clanica compiva un bruschissimo salto di qualità: si passava senza soluzione di continuità da un aggregato tribale allo Stato-Nazione mentre le varie fasi intermedie, quelle dall'egemonia dei poteri feudali all'accentramento monarchico consolidate dalla tradizione europea, erano rimaste ignote".[32]

Die hier dargestellten Entwicklungen und die für die albanische Frage vorläufig erzielten Ergebnisse bilden den Hintergrund für die eingangs geschilderte österreichisch-italienische Initiative zur Gründung einer albanischen Bank. Sie fällt in eine Periode relativ guter Beziehungen zwischen Wien und Rom, und dies war nicht zuletzt auch eine Konsequenz des verschlechterten italienisch-französischen Verhältnisses, so wie es aus dem italienisch-türkischen Krieg um Libyen hervorgegan-

---

[31] M. Schmidt-Neke, Entstehung und Ausbau der Königsdiktatur in Albanien (1912–1939). Regierungsbildungen, Herrschaftsweisen und Machteliten in einem jungen Balkanstaat, München 1987, S. 32. A. J. P. Taylor (The struggle for mastery in Europe 1848–1918, Oxford 1954, S. 496) stellt dazu fest: „By May 1913, when the treaty of London ended the first Balkan war, Albania had an international existence [...]. This was a victory, of a sort, for Austria-Hungary: Albania was evidence that the Habsburg monarchy could still impose its will as a Great Power". Ganz im Gegensatz zu diesem Standpunkt, der die traditionelle Diplomatiegeschichte widerspiegelt, der albanische Historiker Arben Puto, der in seiner 1982 in Tirana veröffentlichten Geschichte der Gründung eines albanischen Staates in den Jahren 1912–1914 feststellt (wie Anm. 27) S. 272: „La manière dont fut traitée la question albanaise à la Conférence de Londres [...] répondait à l'essence même de la politique des Grandes Puissances dans la question albanaise: l'indépendance et la création de l'État albanais conçues non pas comme le couronnement de la lutte d'un peuple pour son émancipation, pas plus que comme une nouvelle application du principe des nationalités, mais comme le résultat du jeu diplomatique, de l'équilibre des convoitises des Puissances.

[32] F. Martelli, Capire l'Albania, Bologna 1998, S. 30f.

gen war.[33] Äußere Zeichen der Annäherung zwischen den – immerhin seit Jahrzehnten sich in einem gemeinsamen Bündnis mit Deutschland befindlichen – beiden Mächten war die vorzeitige Erneuerung des Dreibundes im Dezember 1912, bei der unter anderem auch die früher schon getroffene österreichisch-italienische Verständigung über Albanien als fester Vertragsteil in die Bündnisabsprachen aufgenommen wurde. Ebenfalls auf das Jahr 1912 datiert, möglicherweise aber erst aus dem folgenden Jahr stammend, ist eine Studie zu einem österreichisch-italienischen Wirtschaftsabkommen hinsichtlich Albaniens, bei dem das Prinzip einer wirtschaftlichen Parität zwischen den beiden Mächten festgelegt wurde.[34] Im Juni 1913 folgte ein österreichisch-deutsch-italienisches Marineabkommen.[35] Auf italienischer Seite war es in erster Linie der Außenminister Marchese di San Giuliano, der eine aktivere Außenpolitik, „aber im Rahmen des Dreibundes", verfocht und auf diese Weise versuchte, die Rivalität zu Österreich-Ungarn im Adriaraum unter Kontrolle zu behalten.[36] Auf der österreichischen Seite war Berchtolds Politik im Jahr 1913, und besonders ausgeprägt während des Zweiten Balkankrieges im Juni und Juli jenes Jahres, zunehmend gekennzeichnet von seiner Neigung, „außer-

---

[33] Vgl. E. Decleva, Da Adua a Sarajevo. La politica estera italiana e la Francia 1896–1914, Bari 1971, S. 411ff.

[34] M. A. E. R., ASD, Archivio di Gabinetto 1910–14, pacco 26, fasc. 286: „Accordi italo-austriaci relativi all'organizzazione economica ed allo sfruttamento industriale dell'Albania".

[35] Vgl. E. Serra (wie Anm. 8) S. 114f., 174f.; vgl. auch G. Andrè, L'Italia e il Mediterraneo alla vigilia della Prima Guerra Mondiale. I tentativi di intesa mediterranea (1911–1914), Milano 1967, S. 144f.

[36] E. Decleva (wie Anm. 33) S. 420ff. (Zitat S. 427); F. L. Grassi, Il ruolo dell'Italia nella crisi balcanica del 1912–13, Annali dell'Istituto Ugo La Malfa 12 (1997) S. 375–381. Zur Person und zum Wirken des italienischen Außenministers vgl. u. a. F. Cataluccio, Antonio di San Giuliano e la politica estera italiana dal 1900 al 1914, Firenze 1935, S. 74ff.; A. Torre, Ricordo di Antonino di San Giuliano, Nuova Antologia, gennaio 1955, S. 29–42, hierzu bes. S. 36; G. Martelloni, Il Marchese di San Giuliano all'ambasciata di Londra (1906–1909), in: L. Pilotti (Hg.), La formazione della diplomazia italiana 1861–1915, Milano 1989, S. 493–505; G. P. Ferraioli, L'apprendistato di un ministro degli esteri: Antonino di San Giuliano ambasciatore a Londra e Parigi (1906–1910), Clio 37 (2001) S. 621–647, 38 (2002) S. 25–56.

halb des Konzerts [der Großmächte, P. H.] zu manövrieren".[37] Beide in diesen Monaten vorherrschende Tendenzen, die italienische zur weitgehenden Abstimmung mit Österreich-Ungarn und die österreichische zu international wenig abgesichertem Vorgehen, werden uns bei der näheren Betrachtung des gemeinsamen Bankprojekts immer wieder aufs Neue vor Augen treten.[38]

Nach dem ersten Schritt des Wiener Bankvereins beim österreichisch-ungarischen Außenministerium und der Kontaktaufnahme zwischen Bankverein und *Banca Commerciale Italiana*[39] kamen die außenpolitisch Verantwortlichen der beiden Länder im Lauf des Juni 1913 in dieser Sache allmählich ins Gespräch.[40] Wie Außenminister San Giuliano dem *Banca d'Italia*-Generaldirektor Stringher am 13. Juni mitteilte, hatte der italienische Botschafter in Wien, der Herzog von Avarna, vom dortigen Außenminister Graf Berchtold erfahren, dass die führenden Banken Wiens wissen wollten, wie viele italienische Banken an diesem Projekt teilzunehmen gedachten. Berchtold habe im übrigen den Standpunkt vertreten, dass der albanischen Bank das Monopol der öffentlichen Arbeiten im neuen albanischen Staat gewährt werden solle. Der italienische Botschafter habe daraufhin zu

---

[37] F. R. Bridge (wie Anm. 22) S. 329.

[38] Eine knappe, allerdings nur auf Wiener Quellen basierende Darstellung des Bankprojekts findet sich bei M. R. Atzenhofer-Baumgartner, Kapitalexport aus Österreich-Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg. Die Stellung der österreichisch-ungarischen Monarchie im System der internationalen Kapitalbeziehungen, Phil. Diss. (maschinenschriftl.) Universität Wien 1980, S. 251–256. Einige Aspekte dieses Bankprojekts finden auch eine kurze Behandlung bei A. Confalonieri, Banca e industria in Italia dalla crisi del 1907 all'agosto 1914, Bd. 1, Milano 1982, S. 403–406. Vgl. ferner R. A. Webster (wie Anm. 10) S. 557 ff.

[39] So schrieb Joel am 31. 5. 1913 an Außenminister San Giuliano: *Intanto ho avuto qui diverse lunghe conferenze col Direttore Marcus del Wiener Bankverein [...]. Il suo istituto è fra le banche austriache più al corrente degli affari orientali* ... (ASI-BCI, PJ 13).

[40] Auf italienischer Seite war Außenminister San Giuliano schon früh in das Projekt eingeweiht worden, denn er informierte darüber bereits Anfang Mai 1913 den Generaldirektor der *Banca d'Italia* Stringher sowie den Ministerpräsidenten Giolitti und nannte das Projekt eine Frage von „großer politischer Bedeutung" (R. B. J. Bosworth, La politica estera dell'Italia giolittiana, Roma 1985 [brit. Erstausgabe 1979], S. 261 sowie Anm. 169 ebd.).

bedenken gegeben, dass die anderen Großmächte Letzteres kaum akzeptieren dürften, sondern im Gegenteil für Albanien wahrscheinlich auf dem „Prinzip der offenen Tür" bestünden.[41] Dementsprechend meldete dann der österreichische Botschafter beim Quirinal, Mérey, am 14. Juni nach Wien:

> *Der italienische Außenminister ... steht der Idee der baldigen Gründung einer italienisch-österreichisch-ungarischen Bank für Albanien durchaus sympathisch gegenüber. [...] Marquis di San Giuliano ist umsomehr bereit, für eine solche Bankgründung einzutreten, als dieselbe, insoferne es sich nicht um ein Monopol* [handle, P. H.], *von niemand angefochten werden könne. Von einem Monopol könne aber nicht die Rede sein, nicht nur weil dies die anderen Mächte niemals zugeben würden, sondern auch weil in Albanien dermalen kein zur Verleihung eines Monopols berechtigter Faktor existiere.*[42]

Anscheinend blieb in dieser Angelegenheit das Wiener Außenministerium der treibende Part, denn bereits zwei Tage später telegraphierte Graf Berchtold zurück an Mérey: *Wegen Besprechung albanischer Bank und Eisenbahn-Angelegenheiten wäre erwünscht, wenn italienische Regierung veranlassen würde, daß Director Joel der Banca Commerciale am 23. Juni hier vorspricht ...*[43] Inzwischen hatte Botschafter Mérey in Rom weitere Informationen gesammelt: San Giuliano habe zunächst angekündigt, dass sich neben der *Banca Commerciale* noch der *Credito Italiano* beteiligen werde und später sogar von vier italienischen Banken gesprochen. Joel, welcher nach den Worten von Mérey *als ein ebenso tüchtiger wie anständiger Finanzmann gilt*, halte das von Wiener Seite aus vorgesehene Nominalkapital der albanischen Bank in Höhe von 10 Millionen – gemeint waren österreich-ungarische Kronen – für zu hoch ... *und zweifle, dass dafür in den ersten Jahren in Albanien Verwendung sein werde.*[44]

Genau in jenen Tagen hatten sich auch San Giuliano und Stringher über einige wichtige Punkte in dieser Angelegenheit verständigt.

---

[41] Asbi, Rapporti con l'estero, pratt. n. 11, fasc. 1: San Giuliano an Stringher am 13. 6. 1913.
[42] HHStA, MA, F 23, K 65: chiffriertes Telegramm von Mérey vom 14. 6. 1913.
[43] Ebd.: Telegramm Berchtold an Mérey vom 16. 6. 1913.
[44] Ebd.: Mérey an Berchtold am 18. 6. 1913.

Auf österreich-ungarischer Seite würden sich, so der italienische Außenminister, vier Banken – die Boden-Credit-Anstalt, die Österreichische Länderbank, der Wiener Bankverein und ein ungarisches Kreditinstitut – an dem Projekt beteiligen. Man halte dort auch an dem Monopol der öffentlichen Arbeiten für die neue Bank und an deren Führung der laufenden Geldgeschäfte für den albanischen Staat fest.[45] Stringher beurteilte die Möglichkeit, dass über die zwei größten italienischen Banken – *Banca Commerciale Italiana* und *Credito Italiano* – hinaus weitere italienische Kreditinstitute an dem albanischen Projekt teilnehmen sollten, sogar als *erwünscht* und *politisch nützlich.*[46] Dem Vizepräsidenten des *Credito Italiano* und bekannten Industriellen Giovanni Battista Pirelli, mit dem er eng befreundet war, schrieb Stringher am folgenden Tag, man müsse eine Bankengruppe bilden, die imstande sei, ein Gegengewicht zur alleinigen Macht der *Banca Commerciale* zu bilden. So könne sich beispielsweise der *Credito Italiano* mit zwei anderen Banken zusammentun, ... *in modo da dominare e da non essere dominato.*[47] In gewisser Weise war dies die Vorstellung vom wünschenswerten Gleichgewicht zwischen den großen italienischen Geschäftsbanken, die Stringher seit Jahren vertrat und die er bislang mit wenig Erfolg, vor allem was die „Eindämmung" der führenden Rolle der *Banca Commerciale* betraf, in die Tat umzusetzen versucht hatte.[48]

Wie von der österreichischen Seite gewünscht, reiste Joel in der Tat zu einem dreitägigen Aufenthalt nach Wien und sprach dort als ein, wie er sich selbst charakterisierte, *bis dahin gaenzlich unbekannte[r] „outsider"*[49] mit keinem Geringeren als Außenminister Graf

---

[45] Asbi, Rapporti con l'estero, pratt. n. 11, fasc. 1: San Giuliano an Stringher am 17. 6. 1913.

[46] Ebd.: Stringher an San Giuliano am 18. 6. 1913.

[47] Ebd.: Stringher an G. B. Pirelli am 19. 6. 1913.

[48] Vgl. dazu am Beispiel der Krise des Jahres 1907 und der Intervention der *Banca d'Italia* zugunsten der *Società Bancaria Italiana* F. Bonelli, La crisi del 1907. Una tappa dello sviluppo industriale in Italia, Torino 1971, bes. S. 93ff., 124; A. Confalonieri, Banca e industria in Italia dalla crisi del 1907 all'agosto 1914 (wie Anm. 38) Bd. 1, S. 12ff.

[49] ASI-BCI, PJ 16, fasc. 6: Joel an Sektionschef Graf Wickenburg am 30. 6. 1913.

Berchtold. Diesem war er übrigens vom deutschen Botschafter in Wien wärmstens empfohlen worden.[50]

Vor seiner Abreise hatte Joel dem deutschen Botschafter in Rom, von Flotow, mitgeteilt, er fahre jetzt zu Verhandlungen über die österreichisch-italienischen Interessen in Albanien nach Wien, um dort ... *eine den Interessen beider Laender entsprechende und zugleich den internationalen Bestimmungen der Londoner Botschafter-Konferenz Rechnung tragende Grundlage fuer concrete Vereinbarungen zu suchen, und hoffentlich auch zu finden. Es handelt sich da allerdings gewissermassen um die Quadratur des Zirkels [...].*[51] Wie vorgesehen führte Joel am 23. Juni ebenfalls im Wiener Außenministerium mit dem Leiter der Handelsabteilung, dem Grafen Wickenburg, Gespräche über die Donau-Adria-Eisenbahn und über das aktuelle Projekt der albanischen Bank.[52] Das allgemeine Ergebnis der Besprechungen, die Joel am Wiener Ballhausplatz geführt hatte, fasste Berchtold in zwei Dokumenten zusammen: Aus einer Notiz, die er über eine Unterredung mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Tisza am 26. Juni angefertigt hatte, geht hervor, dass Berchtold Tisza gegenüber *ungefähr folgendes ausgeführt* habe: *Die wirtschaftliche Betätigung Oesterreich-Ungarns und Italiens in dem zukünftigen Albanien bildet der Natur der Sache nach, sofern dieser Gegenstand nicht eine grundsätzliche Regelung erfährt, den Grund zu gegenseitiger Eifersucht und zu Reibereien.* Beide Staaten müßten sich daher entscheiden, ... *ob sie gegenseitig einen Schutz vor einander in der möglichsten Internationalisierung Albaniens suchen, oder ob sie nach einer klaren Aussprache eine grundsätzliche Kooperation und in dieser Kooperation einen Schutz vor der Internationalisierung suchen. Ein nationales und unabhängiges Albanien* sei, so Berchtold, *nur im Interesse der zwei zunächst beteiligten Großmächte, Oesterreich-Ungarn und Italien.* Eine Kooperation mit Italien böte sich auch deshalb an, weil die Entente-Mächte bestrebt seien, ... *Ita-*

[50] PA, R 14585: Botschafter v. Tschirschky an Reichskanzler v. Bethmann Hollweg am 28. 6. 1913.

[51] ASI-BCI, PJ 7, fasc. 14 (v. Flotow/21. 6. 1913).

[52] Ebd. sowie bezüglich des präzisen Datums und Programms von Joels Reise nach Wien: HHStA, MA, F 23, K 65: Telegramme von Mérey aus Rom vom 17. und 21. 6. 1913.

lien von der Triple-Alliance abzuziehen. Auch die gesamte Problematik der Donau-Adria-Eisenbahnlinie, bei der die Italiener auf ihre Mitsprache *ein ungeheures Gewicht legen*, sei in diesem Zusammenhang von großer Bedeutung. Mit Joel habe man bei dessen Besuch *sehr eingehende Konversationen über das ganze wirtschaftliche albanische Problem geführt* ... und dabei Übereinstimmung erzielt, dass ... *jede der beiden Regierungen [...] wirtschaftliche Unternehmungen seiner* [sic] *Staatsangehörigen, welche eine Konzession der zukünftigen albanischen Regierung erfordern, nur in dem Falle unterstützen wird, wenn dieselbe einem Unternehmer des anderen Staates eine paritätische Beteiligung an dem betreffenden Unternehmen anträgt.* Ferner habe er, Berchtold, dem Grafen Tisza das Projekt einer gemeinsamen Bankgründung in Albanien vorgestellt und darauf hingewiesen, dass beide Banken ... *je 100000 frcs. dem gegenwärtigen Staatsoberhaupte Ismail Kemal Bey in Valona zur Verfügung gestellt haben.* Tisza habe all dem zugestimmt.[53] In einem Schreiben an den österreichischen und an den ungarischen Ministerpräsidenten vom 7. Juli nannte Berchtold ganz im Sinne seiner früheren Ausführungen *die Mitbeteiligung der italienischen Bank unter Patronanz der italienischen Regierung [...] ein Gebot der Notwendigkeit, das sich übrigens auch aus dem [...] Gedanken einer allgemeinen wirtschaftlichen Cooperation Österreich-Ungarns und Italiens in den albanesischen Fragen ergibt.*[54] Joels Sicht der Dinge war davon nicht wesentlich verschieden. Aus den langen Gesprächen mit Berchtold und den Beamten des Ballhausplatzes, so schrieb er in einem Bericht über seine Wiener Verhandlungen, den er für Ministerpräsident Gio-

[53] HHStA, MA, F 23, K 65: Gesprächsnotiz Berchtolds vom 27. 6. 1913.

[54] Ebd.: Entwurf eines Schreibens vom 7. 7. 1913. – In einem Schreiben an Sektionschef Graf Wickenburg vom Wiener Außenministerium hatte Joel bereits am 30. 6. 1913 darauf hingewiesen, die italienische Regierung habe ... *das Uebereinkommen ueber die Gruendung der Alban.*[ischen, P. H.] *Bank mit hoher Befriedigung zur Kenntnis genommen, indem sie darin den ersten Schritt, und zwar einen sehr bedeutungsvollen, zur Bethaetigung des gemeinsamen Programmes sieht* (ASI-BCI, PJ 16, fasc. 6). In dem oben in Anm. 34 zitierten Memorandum zur österreichisch-italienischen wirtschaftlichen Parität in Albanien wird der zukünftigen gemeinsamen Bank von Albanien der Status einer *camera di compensazione italo-austriaca* für die Wirtschaftsparität zugesprochen (ebd., S. 10).

litti verfasst hatte, habe er den Eindruck gewonnen, ... *che a Vienna si desidera sinceramente di mantenere e rinforzare i buoni rapporti coll'Italia, non già per ragioni di sentimentalità, ma di ben inteso interesse proprio, e direi quasi per necessità* ...[55] In den Wiener Akten findet sich im übrigen auch die Kopie des Protokolls eines Abkommens, das der Leiter der Provisorischen Regierung Albaniens, Ismail Kemal Bey[56], am 25. Juni 1913 in Wien mit Joel und mit dem Direktor des Wiener Bankvereins Kuranda abgeschlossen hatte. Darin wird unter anderem festgehalten, dass die Bank den Charakter eines privilegierten Instituts erhalten solle. Ihr Kapital solle sich auf 10 Mill. Kronen belaufen. *La Banque s'occupera de toutes les affaires de banque ... [...] La Banque aura le privilège exclusif de l'émission de billets de banque et aura à s'occuper de la circulation monétaire du pays. [...] La Banque aura un droit de préférence pour toutes les affaires financières de l'État, des départements et des communes. [...] La Banque se chargera du service de l'administration financière de l'État, de sorte que celle-ci sera centralisée auprès de la Banque* ...[57] Der Mischcharakter der geplanten Bank – Zentrale Notenbank und zugleich führende Geschäftsbank des neuen Albanien – wird von Giuseppe Toeplitz auch am 10. Oktober 1913 in der Sitzung des *Comitato Centrale* – des Ausschusses des Verwaltungsrats – der *Banca Commerciale* angesprochen: *L'Istituto godrà di tutti i privi-*

---

[55] ASI-BCI, PJ 8, fasc.3: Joel an Giolitti am 2. 7. 1913.

[56] Zu der Ende November 1912 in Valona – albanisch: Vlorë – gebildeten ersten provisorischen Regierung und zur Person von Ismail Qemal Bey Vlora, wie er dort genannt wird, vgl. M. Schmidt-Neke (wie Anm. 31) S. 24ff.; vgl. auch A. Puto (wie Anm. 7) S. 70ff.

[57] HHStA, MA, F 23, K 65: Kopie des Protokolls (in französischer Sprache) vom 25. 6. 1913 (Unterstreichung auch im Original). Weitere Kopien finden sich in: ASI-BCI, PJ 15, fasc. 11, sowie ebd., SG 33, fasc. 24, n. 1. – Offenbar haben die *Banca Commerciale* und der Wiener Bankverein dem Abschluss dieses Abkommens „nachgeholfen" durch Zahlung eines „Vorschusses" von 200000 Francs an die provisorische albanische Regierung (ASI-BCI, SG 33, fasc. 24, n. 2: Ismael Kemal Bey an *Banca Commerciale* und Wiener Bankverein am 25. 6. 1913). Ministerpräsident Giolitti stimmte dem zu, gleichzeitig übernahm die italienische Regierung für die Rückzahlung des Anteils der *Banca Commerciale* die Garantie (ebd., n. 4: der Unterstaatssekretär im ital. Außenministerium, Principe di Scalea, an Joel am 9. 7. 1913).

legi di una Banca di emissione avente ad un tempo le caratteristiche e le attribuzioni di una Banca di Stato e di un Istituto di credito ordinario che potrà anche occuparsi di operazioni fondiarie.[58] Relativ früh waren also hier schon die entscheidenden Weichen gestellt worden. Joel stand diesen vorläufigen Ergebnissen, an deren Zustandekommen er ja einen entscheidenden Anteil hatte, von Anfang an nicht ganz unkritisch gegenüber, wie er in seinem Bericht an San Giuliano vom 26. Juni ausführte:

> *[...] Come V.[ostra] E.[ccellenza] osserverà subito, le facoltà riservate al creando istituto sono assai vaste ed io avrei forse preferito di limitarle in alcuni punti [...]. Ma a Vienna si difendeva con una certa tenacità il principio che arrivando poi dalla preparazione teorica alla effettiva costituzione diversi punti si sarebbero chiariti meglio e le limitazioni sarebbero sempre possibili.*[59]

Auch wenn Joel bemüht gewesen war, dem deutschen Botschafter in Wien zwar von seinen dortigen Verhandlungen über die Balkanbahnen und deren Finanzierung, nicht aber über das albanische Bankprojekt zu berichten,[60] konnten die diesbezüglichen Verhandlungen auf Dauer nicht geheim gehalten werden. So war es sicher kein Zufall, dass in der Sitzung des *Comitato Centrale* der *Banca Commerciale* vom 11. 7. 1913 in Luzern das französische Mitglied des Verwaltungsrates Stern auf Presseberichte, die Gründung einer Bank in Albanien betreffend, aufmerksam machte. Der Präsident des Verwaltungsrats Mangili nahm dazu Stellung und verwies zunächst darauf, dass die Verhandlungen noch kein konkretes Ergebnis gehabt hätten. Bisher lägen folgende Resultate vor: ... *i Governi austriaco ed italiano si sono rivolti rispettivamente al gruppo finanziario che fa capo al Wiener Bankverein, ed alla nostra Banca quale rappresentante della Finanza italiana, esprimendo il desiderio che, non appena sia costituito lo Stato d'Albania e le condizioni politiche generali ritornino normali, vengano iniziati studi per la creazione di una Banca in Albania.*[61] Man wird feststellen müssen, dass Mangili hier seine

[58] ASI-BCI, VCC Bd. 6, S. 54.
[59] Ebd.: PJ 13 (San Giuliano/26.6 1913).
[60] Quelle wie oben in Anm. 50.
[61] ASI-BCI, VCC Bd. 6, S. 49 (11. 7. 1913).

Verwaltungsratskollegen nur mit einem Teil der Wahrheit bedacht hat: Weder hatten die beiden Banken bis dahin nur eine passive Rolle bei diesem Projekt gespielt noch war man – siehe den bereits erwähnten Entwurf eines Abkommens vom 25. Juni – vor weiteren Schritten gewillt, zuvor eine ernsthafte Konsolidierung des albanischen Staatswesens abzuwarten. Dem Sprecher des Direktoriums der Deutschen Bank, Arthur von Gwinner, der ihn gebeten hatte, einen italienischen Bekannten in den Verwaltungsrat der zukünftigen *Bank für Albanien* zu plazieren, schrieb Joel am 16. Juli, bis zur *Realisirung* dieser Bank ... *duerfte aber wohl noch ziemlich viel Wasser in die Adria laufen, besonders wenn die gegenwaertigen Wirren noch laenger andauern.*[62]

Nahezu gleichzeitig wusste der österreich-ungarische Botschafter in Rom von einem Gespräch mit Giacomo de Martino, dem Generalsekretär des italienischen Außenministeriums, zu berichten. Dieser habe zu dem albanischen Bankprojekt bemerkt, ... *die Bank habe ein so umfassendes Programm, dass dies fast einer mainmise auf Albanien gleichkomme. Es sei zu hoffen, dass uns die anderen Mächte hiebei keine Schwierigkeiten machen werden*[63] – eine Bemerkung, der man durchaus prophetische Qualitäten beimessen kann!

In den folgenden Wochen kam es dann sowohl in Wien wie auch in Rom zur Zusammenstellung der beiden Bankgruppen, die jeweils als Gründer des albanischen Noten- und Kreditinstituts vorgesehen waren. In beiden Fällen wurden dabei Gruppierungen gebildet, die politisch und von der Finanzstärke her fein ausgewichtet waren. Auf österreich-ungarischer Seite fanden sich neben dem federführenden Wiener Bankverein noch die Bodencredit-Anstalt und die Österreichische Länderbank aus Wien sowie die Pester Ungarische Commerzialbank[64]. Die italienische Gruppe bestand natürlich aus der *Banca Commerciale*; dane-

---

[62] HADB, S 3578: v. Gwinner an Joel am 11. 7. 1913 sowie Joel an v. Gwinner am 16. 7. 1913.

[63] HHStA, MA, F 23, K 65: Mérey an Berchtold am 17. 7. 1913.

[64] Ebd.: Erlass an die österreich-ungarischen diplomatischen Vertreter in Valona, Durazzo und Skutari vom 21. 8. 1913. – Einem Schreiben Joels vom 5. 7. 1913 zufolge war auch noch die Ungarische Allgemeine Creditbank beteiligt (Quelle siehe unten, Anm. 67).

ben waren noch der *Credito Italiano*, die *Società Bancaria Italiana* und die *Società Italiana di Credito Provinciale* vertreten.[65]

Die Bildung der italienischen Gruppe war nicht ganz reibungslos verlaufen: Die nach der *Banca Commerciale* zweitgrößte Bank, der *Credito Italiano*, war mit der Begrenzung auf insgesamt vier Kreditinstitute nicht zufrieden, wünschte die Teilnahme des *Banco di Roma*, der zu diesem Zeitpunkt eine Krise durchlief[66] und wahrscheinlich wegen dieser internen Schwierigkeiten abgesagt hatte,[67] und bestand auf der Leitung des Konsortiums durch die *Banca d'Italia*, die mit Abstand größte der drei Notenbanken des Landes.[68] Joel, dem sicher klar war, dass hier der Führungsanspruch der *Banca Commerciale* in Frage gestellt werden sollte, verwies auf die Weisung der Regierung, der er bei der Bildung der italienischen Gruppe gefolgt sei: ... *non spetta quindi a me di allargare la cerchia degli istituti ai quali, secondo incarico datomi, debbo rivolgere l'invito della partecipazione* ...[69] Gleichzeitig zögerte Joel auch nicht, sich beim Generalsekretär des Außenministeriums De Martino über das „eigenartige" *(strano)* Verhalten des *Credito Italiano* zu beschweren, dem die Abmachungen zuvor genauestens erklärt worden seien. Aus diesen sei auch hervorgegangen, ... *che la Banca d'Italia non intende partecipare a questa operazioni specialisssima ... Se quindi il R.Governo trovasse opportuno di cambiare gli accordi presi a Vienna, la Banca Comm.[erciale] dovrebbe ritirarsen*e ...[70] Joel informierte am folgenden Tag auch den Generaldirektor der *Banca d'Italia*, Bonaldo Stringher, über diesen Vorfall und bedauerte, dass die Bildung der italieni-

---

[65] Ebd.: Italienischer Botschafter in Wien, Duca d'Avarna, an österr.-ung. Außenministerium am 1. 9. 1913.

[66] Vgl. A. Confalonieri, Banca e industria in Italia dalla crisi del 1907 all'agosto 1914 (wie Anm. 38) Bd. 1, S. 256ff.

[67] Vgl. den Brief Stringhers an den Generalsekretär des Außenministeriums De Martino vom 30. 6. 1913, in dem er diesen von der Absage des Präsidenten des *Banco di Roma*, Pacelli, unterrichtet (Asbi, Rapporti con l'estero, Pratt. n. 11, fasc. 1).

[68] ASI-BCI, PJ 15, fasc. 11: Balzarotti (Credito Italiano) an Joel am 5. 7. 1913.

[69] Ebd.: Joel an Balzarotti am 5. 7. 1913.

[70] Ebd.: PJ 7, fasc.2: Joel an De Martino am 5. 7. 1913.

schen Bankengruppe durch ein solches Verhalten eine Verzögerung erfahren müsse.[71]

Stringher hatte, wie schon erwähnt, hinter den Kulissen versucht, der *Banca Commerciale* die Führung des italienischen Konsortiums streitig zu machen. Als Joel ihm erklärte, dass die Regierung diese Führung der *Commerciale* schon vor seiner Reise nach Wien zugestanden hatte, beschwerte sich Stringher bei San Giuliano und erklärte ihm: *[...] Se le cose stanno così, tutto ben ponderato mi pare doveroso e dignitoso di astenermi da qualsiasi ulteriore pratica relativamente a questo delicato affare.*[72] Da weder auf der österreichischen noch auf der italienischen Seite die Notenbanken kapitalmäßig am albanischen Bankprojekt teilnahmen, konnte sich Stringher auf diese Weise aus der Affäre ziehen und Joel gegenüber Mitte Juli verkündigen, dass die Missverständnisse in dieser Angelegenheit inzwischen geklärt seien.[73] Joel zeigte sich in seiner Antwort zufrieden und vergaß nicht, die *importanza, forse non tanto economica quanto patriottica della combinazione* zu unterstreichen.[74]

Damit waren die Probleme noch nicht endgültig gelöst, denn bis Anfang August wurde noch über die Konsortialquoten der einzelnen Banken verhandelt. Stringher hielt sich hier keineswegs zurück, ließ die Gespräche aber durch einen der beiden leitenden Direktoren des *Credito Italiano*, Federico Balzarotti, führen, den er instruierte, dass die Quoten der beteiligten Banken proportional zu deren Kapital zugeschnitten sein müssten ... *affinchè nessuno degli istituti stessi abbia una prevalenza assoluta.*[75] Dieses Prinzip, dem Joel übrigens zustimmte, fand seine Grenzen in der mangelnden Bereitschaft der *Società Bancaria Italiana*, ihre Quote ganz auszuschöpfen. Indem Unterbeteiligungen abgegeben wurden und man die Quote der *Società Italiana di Credito Provinciale* geringfügig aufstockte, ließ sich das Problem lösen. Dass die *Banca Commerciale* an der aufzubringenden Gesamtsumme in Höhe von 5 Mill. Lire dann doch mit etwas weniger

[71] Ebd.: PJ 15, fasc.12 (Stringher, Bonaldo): Joel an Stringher am 6. 7. 1913.
[72] Asbi, Rapporti con l'estero, pratt. n. 11, fasc. 1: Stringher an San Giuliano am 30. 6. 1913.
[73] Ebd.: Stringher an Joel am 18. 7. 1913.
[74] Ebd.: Joel an Stringher am 25. 7. 1913.
[75] Ebd.: Stringher an Balzarotti am 6. 8. 1913.

als der Hälfte, nämlich mit 2 405 000 Lire, beteiligt wurde, musste ganz im Sinne Stringhers sein.[76] Am 12. August schließlich konnte Joel Stringher mitteilen, dass sich die italienische Konsortialgruppe ... *possa ormai considerare come formato, a norma dei concetti espressi dal R[eale] Governo e da Lei. [...] La distribuzione delle quote verrà regolata secondo il capitale azionario dei singoli partecipanti.*[77]

Anfang September 1913 entsandten die beiden Bankgruppen jeweils eine Delegation nach Valona, um dort Kontakt mit Vertretern der provisorischen Regierung Albaniens aufzunehmen und mit ihnen über die Gründung der Staatsbank zu verhandeln. Auf österreichischer Seite bestand die Delegation aus dem Gouverneur der Landesbank für Bosnien und Herzegowina, aus einem Direktor des Wiener Bankvereins sowie einem Industriellen. Die italienischen Vertreter kamen alle von der *Banca Commerciale*: Pietro Fenoglio als Mitglied der Zentraldirektion, der Vizedirektor Ansbacher sowie der Ing. Percy Stoppani.[78] Der österreich-ungarische Konsul in Valona meldete in seinem Bericht: *Der Verkehr der beiden Kommissionen untereinander ist, so viel ich bis jetzt beobachten konnte, ein ausserordentlich freundschaftlicher und loyaler.* Bei den Verhandlungen mit der provisorischen albanischen Regierung strebe man als Ergebnis nicht ein gesetzlich abgesichertes Statut, sondern eine Konzession an.[79]

---

[76] Ebd.: Balzarotti an Stringher am 29. 7. und 7. 8. 1913; vgl. auch die verschiedenen Quotenvorschläge unter dem Titel *Riparto dei 5 000 000 della Banca per l'Albania*, ebd. (undatiert).

[77] Ebd.: Joel an Stringher am 12. 8. 1913.

[78] In einem Brief vom 14. 9. 1913, den Fenoglio offenbar kurz vor seiner Abreise nach Albanien noch aus Mailand an Joel schrieb, erwähnte er unter anderem, ... *come l'Albania sia di questi giorni invasa e percorsa in lungo ed in largo da Commissioni di ogni genere*, und sprach konkret von einer Kommission, die die *Ferrovie del Mediterraneo* zum Studium des Baus einer Eisenbahn von Valona nach Skutari auf Wunsch des Außenministeriums nach Albanien entsandt hätten, sowie von einer ebenfalls vom Außenministerium geförderten Kommission zum Studium von Geologie und Forstwirtschaft Albaniens (ASI-BCI, SG 31, fasc. 10). Vgl. dazu auch R. A. Webster (wie Anm. 10) S. 558 f.

[79] HHStA, MA, F 23, K 65: Bericht des österr.-ung. Vertreters in Valona vom 22. 9. 1913. Stoppani veröffentlichte im übrigen in der Revue Économique Internationale (Brüssel) vom 15.–20. April 1914 einen Aufsatz über „La situation économique actuelle de l'Albanie" (ebd., S. 79–92), wo er unter anderem

Ergebnis der Absprachen in Valona war der Text eines *Acte de concession* vom 4. 10. 1913, der in vielen Einzelheiten dem bereits erwähnten Protokoll vom 25. Juni entsprach. Dieser Konzessionsakte entsprechend sollte die zukünftige Bank den Namen *Banque Nationale en Albanie* tragen, ein privilegiertes Bankinstitut und zugleich eine Aktiengesellschaft albanischen Rechts sein mit einer Konzessionsdauer von 60 Jahren. Das Kapital sollte sich auf 10 Mill. österreichisch-ungarische Kronen (= 10,5 Mill. italienischer Lire) belaufen. Bei Kapitalerhöhungen stand den beiden Gründergruppen das bevorzugte Bezugsrecht zu. Der Verwaltungsrat sollte aus Vertretern der beiden Gründergruppen und aus *éléments albanais* bestehen. *La Banque s'occupera de toutes les affaires de banque et de toutes les opérations marchandises.* Ferner waren ihr Hypothekengeschäfte erlaubt. *La Banque aura le privilège exclusif d'émettre des billets de banque au porteur et remboursables à présentation, ayant cours légal en Albanie.* Dafür war eine Dritteldeckung durch eine Edelmetallreserve vorgesehen. Die Bank sollte sämtliche Kassenfunktionen für den Staat übernehmen. *La Banque sera l'agent financier exclusif du Gouvernement tant à l'intérieur qu'à l'extérieur.* Für Finanzgeschäfte könne sich die Regierung auch an andere Bankhäuser wenden, doch habe die Nationalbank ein Vorzugsrecht (*droit de préférence*) für das gesamte Gebiet des öffentlichen Kredits. Diese Konzessionsakte sei vom – provisorischen – albanischen Regierungschef und seinem Kabinett unterschrieben und müsse noch von den Verwaltungsräten der beiden federführenden Banken, *Banca Commerciale* und Wiener Bankverein, ratifiziert werden.[80]

---

die folgende einleitende Beschreibung liefert: „L'économiste qui débarque dans un port albanais pour étudier le pays, et qui se trouve brusquement en contact avec des villageois qui discutent au marché les transactions journalières la carabine entre les mains, l'économiste qui rencontre des cultivateurs conduisant leur modeste charrue et portant le Mauser en bandoulière, a peine à s'adapter à la situation et à se rendre compte du milieu dans lequel il est transporté, il est hanté par des visions d'Europe, et se souvient des journaliers qui se rendent à leur travail à bicyclette, leurs outils sur le dos" (ebd., S. 79 f.).

[80] HHStA, MA, F 23, K 65: Abschrift der Konzessionsakte (in französischer Sprache) vom 4. 10. 1913.

Einen Tag später, am 5. Oktober 1913, wurde dann zusätzlich noch ein Abkommen zwischen den beiden Banken und dem albanischen Finanzminister geschlossen, in dem die Eröffnung eines *Bureau de trésorerie* in Valona durch die Banken des *Syndicat pour la Banque Nationale d'Albanie* vorgesehen war. Dieses Bureau sollte im Auftrag des Finanzministeriums die laufenden Einnahmen und Ausgaben des albanischen Staates verwalten und dem Finanzministerium darüber täglich Bericht erstatten.[81]

Wenn die Regierungen in Wien und Rom und die beiden Bankengruppen gedacht hatten, dass mit der Erteilung der Konzession durch eine wie auch immer zusammengesetzte provisorische albanische Regierung die Zukunft der Nationalbank gesichert sei, so hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es gab nämlich noch die oben bereits erwähnte Internationale Kontrollkommission für Albanien, in der alle europäischen Großmächte vertreten waren, und die erstmals am 16. Oktober 1913 in Valona zusammentrat.[82] Dass man auch in Wien und in Rom durchaus an dieses Gremium dachte, beweisen die italienischen und österreich-ungarischen Bemühungen, von der deutschen Regierung deren Zustimmung zur Übertragung des Kassenverkehrs des provisorischen albanischen Staatswesens an die neue Bank zu erhalten und den deutschen Vertreter in der Internationalen Kontrollkommission entsprechend zu instruieren.[83] Aber auch bei den anderen in der Kontrollkommission repräsentierten Großmächten waren die Vorgänge um die Bankgründung nicht unbemerkt geblieben.[84] So berichtete der französische Vertreter in der Kommission am 4. November 1913 aus Valona dem französischen Außenminister über ein

---

[81] ASI-BCI, SG 33, fasc. 24: Text dieser *convention* vom 5. 10. 1913 in französischer Sprache.

[82] Vgl. M. Schmidt-Neke (wie Anm. 31) S. 32f.; A. Puto (wie Anm. 7) S. 361; H. C. Löhr (wie Anm. 25) S. 203. – Am 5. Juni 1913 hatte der italienische Botschafter in London, Marchese Imperiali, den italienischen Außenminister informiert, dass die Londoner Botschafterkonferenz die Bildung einer internationalen Kontrollkommission für Albanien ins Auge gefasst habe (M. A. E. R., ASD., Archivio di Gabinetto, casella 28, fasc. 367).

[83] HHStA, MA, F 23, K 65: Österr.-ungar. Geschäftsträger in Rom an Wiener Außenministerium am 25. 10. 1913; Berchtold an deutschen Staatssekretär des Auswärtigen v. Jagow am 27. 10. 1913.

[84] Vgl. H. C. Löhr (wie Anm. 25) S. 283f.

Gespräch mit Ismail Kemal Bey, in dem er unter anderem die Bankgründung zur Diskussion gestellt und gegenüber seinem albanischen Gesprächspartner bemängelt habe, dass dieser den Konzessionsvertrag nur wenige Tage vor der Ankunft der verschiedenen Kommissionsmitglieder in Valona abgeschlossen hatte. Vor allem die privilegierte Situation dieser Bank sei zu kritisieren.[85] Einen Monat später meldete der österreich-ungarische Generalkonsul aus Valona, bei der Sitzung der Internationalen Kontrollkommission am 8. Dezember sei ... *von den Ententedelegierten anlässlich der Beratung über die Finanzen von Valona die Bankkonzession aufs Tapet gebracht* worden. Eine entschiedene Gegenposition hätten der französische und der russische Delegierte vertreten: da ihrer Meinung nach ... *Albanien eine Schöpfung der sechs Großmächte ist*, [müsse] *die albanesische Bank international, d. h. mit dem Kapital aller Staaten gegründet sein* ... Der britische Vertreter habe konzilianter gewirkt und lediglich darauf bestanden, dass die Konzession nach Zustimmung der provisorischen Regierung von der Kontrollkommission geprüft und akzeptiert werden müsse. Der deutsche Delegierte habe zunächst nur eine Prüfung des Konzessionstextes vorgeschlagen.[86]

Doch gerade auf deutscher Seite kamen in den folgenden Tagen Zweifel auf, die den Inhalt der albanischen Bankkonzession betrafen. Zwar hatte das Auswärtige Amt von Anfang an und dann nochmals ausdrücklich im Juli 1914 festgestellt, es habe ... *in der Bankfrage kein eignes Interesse* ... und wolle ... *nur die Wünsche unserer Verbündeten unterstützen.*[87] In Wirklichkeit gab es jedoch durchaus eine wirtschaftliche Rivalität zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn auf dem Balkan, auch wenn Albanien dabei bis dato noch keine Rolle gespielt

---

[85] Documents Diplomatiques Français (1871–1914) [im folgenden abgekürzt: DDF], 3e Série, t. VIII, Paris 1935, S. 552–556 (Document No° 441).

[86] HHStA, MA, F 23, K 65: Bericht von Generalkonsul Petrovic aus Valona vom 10. 12. 1913. Zum gestörten Verhältnis in den außenpolitischen Beziehungen zwischen Italien und Russland in den Jahren 1912/13 vgl. G. Petracchi, Da San Pietroburgo a Mosca. La diplomazia italiana in Russia 1861/1941, Roma 1993, S. 97 f.

[87] So z. B. Staatssekretär v. Jagow in einem Erlass an den deutschen Botschafter in Wien vom 21. 7. 1914 (PA, R 4303).

hatte.[88] So meldete der österreich-ungarische Botschafter in Berlin am 16. Dezember, er sei dort kürzlich auf *das oesterreichisch-ungarisch-italienische Bankunternehmen in Valona* angesprochen worden:

> *Man versichert mir im Auswärtigen Amt, dass man deutscherseits selbstverständlich dem in Rede stehenden Unternehmen als reinem Bankinstitut (Emission von Banknoten und sonstigen Bankgeschäften) keine Schwierigkeiten bereiten werde. Andererseits glaubt man jedoch in dem Bestreben des Institutes, sich das alleinige Recht der Vergebung aller wirtschaftlichen Concessionen in Zukunft zu sichern, eine monopolistische Tendenz zu erblicken, die sich mit dem Prinzip der offenen Tür nicht vereinigen liesse und gegen die die anderen Mächte jedenfalls Einspruch erheben würden; auch die deutsche Regierung wäre zur Wahrung ihrer Handelsinteressen gezwungen dagegen zu protestieren.*[89]

Der britische Außenminister Grey gab seinerseits einige Tage später zu verstehen, er stimme mit dem Ergebnis der Diskussion in der Internationalen Kontrollkommission überein, wo die albanische Bankkonzession ... *has been subject to criticism, as being adapted to benefit concessionaires at the expense of the Albanian State, and likely to create a kind of Austro-Italian mortgage over the country.*[90] Drei

---

[88] Siehe dazu zum Beispiel das Urteil eines zeitgenössischen Beobachters in: J. F. Baernreither, Fragmente eines politischen Tagebuches. Die südslawische Frage und Österreich-Ungarn vor dem Weltkrieg, hg. und eingeleitet von J. Redlich, Berlin 1928, S. 148, 177, 322. Vgl. dazu auch die neuere Studie von F. Klein, Politische und wirtschaftliche Interessen in der Balkanpolitik Deutschlands und Österreich-Ungarns 1912, in: Ders. (Hg.), Neue Studien zum Imperialismus vor 1914, Berlin (DDR) 1980, S. 109–134. Dazu kritisch F.-J. Kos (wie Anm. 24) S. 31f. – Vgl. auch den Artikel „Die neue albanische Nationalbank" in der Kölnischen Zeitung vom 21. 10. 1913, in dem ein stärkerer deutscher Einfluss in Albanien im allgemeinen und in der neuen Bank im besonderen gefordert wird – wobei allerdings fälschlich behauptet wird, es sei vorgesehen, deutsches Kapital an dieser zu beteiligen.

[89] HHStA, MA, F 23, K 65: Botschafter Szögyény an Berchtold am 16. 12. 1913.

[90] British Documents on the Origin of the War, 1898–1914 [im folgenden abgekürzt: BDO], Bd. X, Teil I, London 1936, S. 82f. (Dokument N° 99: E. Grey an E. Goschen am 24. 12. 1913). – Zur britischen Haltung in der Frage der albanischen Staatsbank vgl. auch R. J. Crampton, The hollow detente. Anglo-German relations in the Balkans, 1911–1914, London-Atlantic Highlands, N. J. [1979], S. 156f.

Tage später berichtete der österreichisch-ungarische Botschafter in London, v. Trauttmansdorff, von einer Unterhaltung mit Sir Eyre Crowe, Hilfs-Unterstaatssekretär im Foreign Office: Crowe habe dafür votiert, „... *dass in Albanien, welches von allen Mächten geschaffen worden sei, eine internationale Bank gegründet werden sollte. Eventuell liesse es sich nach dem Vorbilde Marokko's so einrichten, dass Oesterreich-Ungarn und Italien eine bevorzugte Stellung im Verwaltungsrate eingeräumt würde*". Crowe's Meinung nach ... *enthielte die fragliche Concession für Albanien sehr drückende Bedingungen, welche ein finanzielles Emporkommen des albanischen Staates soviel wie ausschliessen.*[91]

In dieser Lage waren sowohl Nachgeben als auch Widerstand denkbar. Aus Rom kamen Signale, die auf Kompromissbereitschaft hindeuteten: So meldete Botschafter Mérey am 17. Dezember, der italienische Delegierte in der Internationalen Kontrollkommission sei zwar beauftragt, sich für die albanische Nationalbank einzusetzen, man sei aber im italienischen Außenministerium der Ansicht, ... *dass das Cahier des charges zu weit gefasst ist und ein zu ausschliessliches und allgemeines Monopol herstellt. Das werde sich gegenüber anderen Mächten nicht aufrechterhalten lassen und man werde da gewisse Einschränkungen eintreten lassen müssen.*[92]

In Wien war man hingegen auf Widerstand gepolt, informierte die Auslandsmissionen über den Stand der Problematik und wies den Delegierten der Doppelmonarchie in der albanischen Kontrollkommission an, es dort gleich gar nicht zu einer Diskussion über die Bankkonzession kommen zu lassen.[93] Botschafter Mérey in Rom sprach daraufhin mit Außenminister San Giuliano und meldete, auch dieser wolle ... *an der Bankkonzession als einem erworbenen Rechte festhalten, bemerkte aber auch diesmal, dass eine gewisse Reduzierung des Umfanges des Monopols der Bank mit Rücksicht auf die anderen Mächte rätlich und notwendig sein werde.*[94]

---

[91] HHStA, MA, F 23, K 65: Botschafter Graf Trauttmansdorff an Berchtold am 27. 12. 1913.

[92] Ebd.: Telegramm von Mérey aus Rom vom 17. 12. 1913.

[93] Ebd.: Entwurf eines Runderlasses an die österr.-ungar. Auslandsmissionen bei den Großmächten vom 23. 12. 1913.

[94] Ebd.: Telegramm von Mérey aus Rom vom 26. 12. 1913.

Es ist aufschlussreich, dass man unter dem Eindruck dieser internationalen Diskussion auf deutscher Seite versucht hat, fachmännische Stellungnahmen einzuholen. So schrieb Karl Helfferich, Vorstandsmitglied der Deutschen Bank[95], am 20. Dezember 1913 an den Legationsrat v. Neurath im Auswärtigen Amt, der ihm die Konzessionsakte zur Prüfung zugesandt hatte, auch er sei der Meinung,

> ... *die Rechte der Bank und vor allem die Rechte der beiden Gründerbanken gehen ganz ausserordentlich weit. [...] bei den ausgedehnten Privilegien, die die Bank erhalten soll, sehe ich nicht, wie irgend eine andere Gruppe in Albanien überhaupt wirtschaftlich sich wird betätigen können. Insbesondere kommt in Betracht das Vorrecht der Bank auf alle Anleihen des albanischen Staates und auf alle Monopole, Regale, Staatsrechte und staatlichen Besitz* ... Auch seien die Rechte der Gründerbanken im Verhältnis zu den Rechten der Generalversammlung vollkommen überdimensioniert. *Nicht nur jede nichtösterreichische und nichtitalienische Betätigung, sondern auch jede Betätigung von italienischer und österreichischer Seite selbst ist ausgeschlossen, soweit sie nicht von den Gruppen der beiden genannten Banken ausgeht.*[96]

Ende Januar 1914 traf im Auswärtigen Amt auch eine Stellungnahme der Reichsbank ein, in der vor allem die Struktur der albanischen Staatsbank als Universalbank und zugleich Notenbank kritisiert wurde. Die Notengläubiger seien dadurch nicht hinreichend abgesichert. Im übrigen sei nicht garantiert, dass der Umfang des jeweiligen

---

[95] Zu Helfferichs Rolle in der Deutschen Bank, deren Vorstand er von 1908 bis 1915 angehörte, vgl. F. Seidenzahl, 100 Jahre Deutsche Bank 1870–1970, Frankfurt/M. 1970. S. 245, 252; L. Gall, Die Deutsche Bank von ihrer Gründung bis zum Ersten Weltkrieg 1870–1914, in: L. Gall u. a., Die Deutsche Bank 1870–1995, München 1995, S. 98ff.; vor allem zu seiner politischen Rolle vgl. J. G. Williamson, Karl Helfferich 1872–1924. Economist, financier, politician, Princeton, N. J. 1971.

[96] PA, R 4301: Helfferich an v. Neurath am 20. 12. 1913; eine Kopie dieses Schreibens findet sich auch in HADB, S 3578. – v. Neurath antwortete Helfferich am Tag darauf: [...] *Inzwischen haben auch die Engländer gegen dieses Monopol für die Gründungsbanken Widerspruch erhoben. Die Sache wird wohl schon dadurch hinfällig werden, daß die Erteilung von Konzessionen durch die provisorische Regierung ohne Zustimmung der Kontrollkommission von den Mächten als unzulässig erklärt wird* (ebd.).

Notenumlaufs im öffentlichen Interesse geregelt werde; dieser hänge ... *vielmehr allein von dem Ermessen der Bankleitung ab, die sich aller Voraussicht nach ausschliesslich durch privatwirtschaftliche Erwägungen wird leiten lassen. [...] Eine derartige Ordnung der Dinge erscheint mit den Grundsätzen einer gesunden Bank- und Münzpolitik völlig unverträglich.* Im übrigen erlaube es die Konzession dem Bankenkonsortium, ... *nicht nur die Regierung wirtschafts- und finanzpolitisch völlig lahm zu legen, sondern auch ausländische Unternehmer von dem Wettbewerbe in Albanien nach Belieben auszuschließen.*[97]

In Wien war man zunächst aber nicht gewillt, die Segel zu streichen, und verwies noch Mitte Januar die Botschaften in Paris und St. Petersburg darauf, dass die Privilegien, die die Konzession für die albanische Bank vorsehe, ... *sich indessen kaum von jenen Befugnissen* [unterscheiden], *welche anderen Staatsbanken eingeräumt zu werden pflegen.*[98]

Zugleich protestierten jedoch in Rom die dort akkreditierten Botschafter der drei Entente-Großmächte gegen das angebliche Monopol der albanischen Bank. Außenminister San Giuliano habe, so der österreich-ungarische Botschafter Mérey, ... *sich immer nur gegen seine bessere Ueberzeugung gefügt und solche Schwierigkeiten vorhergesehen*; deshalb plädiere er für ein elastisches Vorgehen. *Dies wünsche auch Deutschland.*[99] Einige Tage später war der italienische Außenminister sogar noch einen Schritt weitergegangen und sprach sich nicht nur dafür aus, ... *die Funktionen der Bank (Artikel 11 der Konzession) zu restringieren, sondern dieselbe auch bis zu gewissem Grade, etwa nach dem Muster der marokkanischen Bank, zu internationalisieren.*[100]

---

[97] Ebd.: Reichsbank (v. Glasenapp) an Auswärtiges Amt (v. Neurath) am 30. 1. 1914.

[98] HHStA, MA, F 23, K 65: Erlass Berchtolds vom 11. 1. 1914.

[99] Ebd.: Telegramm von Mérey aus Rom vom 11. 1. 1914.

[100] Die französische Regierung verfocht zu diesem Zeitpunkt zwar ganz entschieden den Standpunkt der Internationalisierung der albanischen Staatsbank, lehnte jedoch eine eventuelle Vorzugstellung Italiens und Österreich-Ungarns in der albanischen Bank nach dem Vorbild der Staatsbank von Marokko ab, denn Frankreich verfüge über *besondere Vorrechte in den Finanzangelegen-*

Nach Méreys Auffassung hätten zu dieser verstärkten Nachgiebigkeit wohl auch *die Einsprachen der vier Mächte* beigetragen.[101] Dieser Sicht wird man zustimmen müssen, denn zweifellos war es dem Druck der Entente-Mächte, und insbesondere Frankreichs, auf dessen Kooperation Italien für Fortschritte beim Problem der Balkaneisenbahnen angewiesen war, zu verdanken, dass San Giuliano zunehmend von seiner ursprünglich so entschiedenen Haltung zugunsten einer ausschließlich österreichisch-italienischen Lösung abkam.[102]

Als weiteren Faktor wird man die dringende Erfordernis einer internationalen Anleihe für den neuen albanischen Staat hinzuzählen müssen. Ihr hatten die Großmächte Mitte Februar im Prinzip zugestimmt, und dafür hatten sie sogar bereits einen Betrag von 75 Mill. Francs festgesetzt.[103] Die britische Regierung verband jedoch ihre

---

heiten Marokkos auf Grund der ordnungsgemäß durchgeführten Verträge mit dem Sultan; für Albanien treffe dies aber nicht zu (Abschrift eines Memorandums der französischen Botschaft in St. Petersburg an das russische Außenministerium vom 22. 1./4. 2. 1914, in: Der diplomatische Schriftwechsel Iswolskis 1911–1914. Aus den Geheimakten der Russischen Staatsarchive. Im Auftrage des Deutschen Auswärtigen Amtes hg von F. Stieve, Bd. 4, Berlin 1926, S. 45f., Dok. Nr. 1257). – Zur Gründung der *Banque d'État marocaine* im Jahr 1906 als Ergebnis der Konferenz von Algeciras vgl. R. Poidevin, Les relations économiques et financières entre la France et l'Allemagne de 1898 à 1914, Paris 1969, S. 282ff.

[101] HHStA, MA, F 23, K 65: Telegramm von Mérey aus Rom vom 20. 1. 1914.

[102] Als Beispiele für französischen Druck mit Zielrichtung Internationalisierung der albanischen Bank vgl. das Rundschreiben des französischen Außenministers Pichon an die großen Auslandsvertretungen vom 8. 2. 1914 (DDF, 3e Série, t. IX, Paris 1936, S. 299) sowie den Bericht des französischen Botschafters in Wien vom 11. 2. 1914 (ebd., S. 346f.).

[103] Asbi, Rapporti con l'estero, pratt. n. 385, fasc. 2: San Giuliano an Stringher am 21. 2. 1914. (Vgl. dazu auch A. Puto [wie Anm. 7] S. 424ff). – Auch auf diesem Gebiet hatten Österreich-Ungarn und Italien zunächst versucht, unter Ausschluss der anderen Mächte eine eigene Lösung zu finden, und daher eine paritätische Anleihe an Albanien lanciert (ebd.: San Giuliano an Stringher am 17. 12. 1912; Stringher an Joel am 10. 1. 1913). Bis dann die erwähnte Sechs-Mächte-Anleihe praktisch zustande kommen konnte, erklärten sich Österreich-Ungarn und Italien bereit, dem künftigen albanischen Staatsoberhaupt Prinz zu Wied einen *Vorschuss* von jeweils 5 Mill. Francs zu gewähren. Auf italienischer Seite sollte das Bankenkonsortium für die Gründung der albanischen Staatsbank unter Führung der *Banca Commerciale* die italienische

endgültige Zustimmung zu dieser Anleihe mit einem für sie befriedigenden Ausgang der albanischen Bankfrage.[104] Im übrigen entwickelte sich nun ein Streit um die Definitionshoheit, bei dem der Begriff der *Internationalisierung* ganz unterschiedliche Interpretationen erhielt: So meinte San Giuliano im Gespräch mit dem österreichischen Botschafter Mérey Ende Januar 1914, *daß die albanesische Staatsbank zu internationalisieren, uns* [Österreich-Ungarn, P. H.] *und Italien aber dabei eine präponderierende Stellung zu reservieren sei. Die französische Forderung nach gleichen Rechten* für alle Mächte sei also abzulehnen.[105]

Letzten Endes war es wohl deutschem Druck auf die verbündete Doppelmonarchie zuzuschreiben, dass die Angelegenheit in Bewegung kam, denn in Berlin bestand man auf dem *Grundsatz der offenen Tür für Albanien*[106] und war der Meinung, die Konzessionserteilung durch die provisorische albanische Regierung sei mehr als frag-

---

Quote von 5 Mill. Francs übernehmen, die von der italienischen Regierung – und in deren Vertretung zunächst von der *Banca d'Italia* – garantiert wurde. Ein erster Teilbetrag von 500 000 Francs wurde daraufhin bereits am 22. Februar von der *Banca Commerciale* dem Fürsten Wied zur Verfügung gestellt. Bis Anfang Juli 1914 waren von der albanischen Regierung insgesamt 1,68 Mill. Lire bei der *Banca Commerciale* abgerufen worden (ebd.: San Giuliano an Stringher am 21. 2. 1914; Banca Commerciale Italiana an Stringher am 23. 2. 1914; Banca Commerciale Italiana an Stringher am 4. 7. 1914). Vgl. auch ASI-BCI, SG 35, fasc. 7: Banca d'Italia an Banca Commerciale Italiana am 21. 2. 1914; sowie ebd., fasc. 15: Vertrag vom 21. 3. 1914 zwischen der albanischen Regierung einerseits, der *Banca Commerciale Italiana* und dem Wiener Bankverein andererseits betr. die Emission von *effets du trésor* (was sich am besten mit Schatzwechsel übersetzen lässt) im Betrag von 10 Mill. Francs durch die albanische Regierung als Sicherheit für den entsprechenden Kredit der italienischen und österreich-ungarischen Banken. Dafür wurden zukünftige Einnahmen des albanischen Staates verpfändet. „Für die österreichisch-ungarische Hälfte dieser Transaktion übernahm das Ministerium des Aeusseren die Haftung" (A. Kanitz-Wiesenburg, Wiener Bankverein, Teil 3, maschinenschriftl. Manuskript im Historischen Archiv der BankAustria, Wien o. D. [1936?], S. 127).

104 BDO, Bd. X, Teil I, S. 100 f.: Grey an Goschen am 18. 2. 1914.

105 HHStA, MA, F 23, K 65: Telegramm von Mérey aus Rom vom 27. 1. 1914.

106 Siehe dazu das Schreiben Staatssekretärs v. Jagow an Botschafter v. Tschirschky vom 25. 1. 1914 (PA, R 4301).

würdig.[107] Eine Rolle dürfte auch die entschiedene Weigerung der französischen Regierung gespielt haben, für ihren Anteil an der vorgesehenen internationalen Anleihe für den neuen albanischen Staat eine Garantie zu übernehmen, falls nicht in der Bankfrage folgende Bedingungen eingehalten würden: ... *que la banque d'Albanie soit internationalisée sans privilèges. La banque austro-italienne doit se confondre avec la banque internationale.*[108] Und schließlich war es sicher auch der immer „flexibler" werdenden italienischen Haltung zuzuschreiben, wenn der österreichische Außenminister Berchtold am 29. Januar 1914 erklärte:

> *Ich habe mich daher entschlossen, meinen Widerstand gegen die Internationalisierung der albanischen Staatsbank im Prinzipe fallen zu lassen und mit der italienischen Regierung zu vereinbaren, daß wir dem diesbezüglichen Antrage der Tripleentente im Prinzipe ein gewisses Entgegenkommen zeigen werden, jedoch daran festhalten wollen, dass Österreich-Ungarn und Italien als den beiden meistinteressierten Mächten in dieser Bank eine präponderierende Stellung eingeräumt werde.*[109]

Die Konzession Berchtolds war jedoch, wie das hier auch deutlich wird, mit vielen Vorbehalten versehen: So sei das französische *Verlangen, die jetzige Austro-Italienische Bank solle in eine zukünftige internationale Bank aufgehen, [...] nicht annehmbar.*[110] Es kann daher kaum verwundern, dass die folgenden Monate nur von einem

---

[107] Vgl. ebd.: Erlass des deutschen Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Amt, Zimmermann, an den deutschen Vertreter in der Internationalen Kontrollkommission, Nadolny, vom 15. 1. 1914.

[108] Ebd.: Handschriftliche Notiz des Staatssekretärs v. Jagow über ein Gespräch mit dem französischen Botschafter Cambon vom 24. 1. 1914. Vgl. auch das diesbezügliche Konzept eines Erlasses v. Jagows an Botschafter v. Tschirschky in Wien vom selben Tag, in: Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914. Sammlung der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes [im folgenden abgekürzt: GP], Bd. 36/II, Berlin 1926, S. 598f. (Dokument Nr. 14407).

[109] Konzept eines Schreibens von Berchtold an den österr.-ungar. Botschafter in Berlin vom 29. 1. 1914 (HHStA, MA, F 23, K 65).

[110] PA, R 4301: Telegramm von Botschafter v. Tschirschky an Staatssekretär v. Jagow vom 28. 1. 1914 (auch in: GP, a. a. O., Bd. 36/II, S. 599f. (Dok. Nr. 14409).

langsamen Rückzug der beiden Verbündeten gegenüber den Forderungen der Entente-Staaten geprägt waren.[111]

Sicher nicht ohne Einfluss auf eine allmählich einsetzende Flexibilisierung der Haltung der österreichisch-italienischen Bankengruppe dürfte ein Treffen gewesen sein, das am 2. und 3. Februar 1914 in Berlin bei der Deutschen Bank stattfand und an dem zwei Direktoren des Wiener Bankvereins als Vertreter der Bankengruppe und Karl Helfferich als „Vertrauensmann" des Fürsten zu Wied, des designierten Herrschers über Albanien, teilnahmen. Bei dieser Zusammenkunft machte Helfferich die kritische Haltung gegenüber dem Konzessionsvertrag für die albanische Bank, die er bereits einige Wochen zuvor in seinem Schreiben an das Auswärtige Amt gezeigt hatte, erneut deutlich, indem er darauf hinwies, *[...] dass die Rechtslage nicht ganz geklärt sei und die Berechtigung der Provisorischen Regierung, eine 60jährige Konzession zu erteilen, zum mindesten in Zweifel gezogen werden könne.* Die beiden Herren vom Wiener Bankverein hielten dagegen den Konzessionsvertrag für *definitiv* und vertraten die Meinung, der Fürst sei *an die Abmachungen gebunden.*[112] Im Gegensatz zu den beiden Bankiers plädierte Helfferich für eine *Internationalisierung* der albanischen Bank. Dies sei *in erster Linie eine politische und staatsfinanzielle Frage*, könne *aber auch eine günstige Einwirkung auf den Geschäftsumfang der Bank haben ... insofern, als bei einer internationalen Kombination nicht nur manche*

---

[111] Auch Joel war in dieser Sache, wahrscheinlich auf Wunsch des Außenministeriums in Rom, nicht untätig geblieben: So meldete er am 16. 4. 1914 dessen Generalsekretär De Martino, er habe wegen des albanischen Bankprojekts Kontakt mit seinen Pariser Kollegen, und über diese auch mit dem Quai d'Orsay, aufgenommen (ASI-BCI, PJ 7, fasc. 2). – Joseph Baernreither, prominenter österreichischer Politiker und Mitglied des Herrenhauses, berichtet in seinem Tagebuch von einem Besuch in Rom Ende Februar/Anfang März 1913 und von Gesprächen mit dem dortigen österreich-ungarischen Botschafter von Mérey über das albanische Problem. Sie hätten beide darin übereingestimmt, ... *daß es international organisiert werden müsse. Er* [Mérey, P. H.] *habe sich vergeblich bemüht, seinen Chef* [Berchtold, P. H.] *von dessen gegenteiliger Meinung abzubringen*, zitiert nach J. M. Baernreither, Fragmente eines politischen Tagebuches (wie in Anm. 88) S. 212.

[112] Siehe hierzu und im folgenden HADB, S 3578: Ergebnisprotokoll des Treffens in Berlin vom 3. 2. 1914.

Einwände gegen die Ausdehnung des Geschäftskreises leichter zu überwinden wären, sondern auch der Umfang der Geschäfte selbst dadurch ohne weiteres eine breitere Basis erhielte.

Helfferich sprach sich dafür aus, ... *sich bei dem Entwurf der neuen Konzessionsakte möglichst an die Bestimmungen der der Bank* [sic] *de l'État du Maroc erteilten Konzession anzulehnen, da diese seinerzeit von den Grossmächten in ihrer Gesamtheit akzeptiert worden seien.*

Prinzipielle Einwendungen machte Helfferich gegen die sechzigjährige Konzessionsfrist für die neue Bank. Man müsse dem albanischen Staat eine vorherige Ausstiegsmöglichkeit durch Rückkauf offenhalten. Wie vor ihm bereits die Reichsbank sah Helfferich bei dem vorgesehenen Umfang der Bankaktivitäten – Geschäfte für den Staat, Hypothekengeschäfte, „normale" Finanzierungsgeschäfte – eine Gefahr für die Sicherheit der ebenfalls geplanten Banknotenemission. Er schlug eine Trennung der jeweiligen Tätigkeitsbereiche vor durch Schaffung einer *Noten-Emissionsabteilung*, einer *Pfandbrief-Abteilung* sowie einer *Abteilung für Finanzierungsgeschäfte.*[113] Das Exklusivrecht für alle Finanzgeschäfte mit dem albanischen Staat und sämtlichen anderen öffentlichen Körperschaften lehnte Helfferich entschieden ab.

> *Privilegien, von auch nur annäherndem Umfange, seien weder der Marokkanischen Staatsbank noch der Ottomanbank noch irgend einem anderen ihm bekannten Institut verliehen und er befürchte, dass eine Monopolisierung der Geschäfte, wie sie durch die Bestimmungen des § 11 bedingt sei, jede Privatinitiative lähmen und für die Entwickelung des albanischen Staates daher sicher nicht förderlich sein werde. Ausserdem würden die Grossmächte zweifellos an solchen Privilegien Anstoss nehmen.*

In einem Brief an den Prinzen zu Wied, in dem er die Ergebnisse seiner Unterredung mit den beiden Wiener Bankiers resümierte, bemerkte Helfferich schließlich am Ende seiner Schilderung:

---

[113] Durch diese Überlegungen und Vorschläge zeigte Helfferich, dass er sich nicht nur als Diplomat und Bankier sondern zuvor schon als Geldtheoretiker einen Namen gemacht hatte (vgl. K. Helfferich, Das Geld, Leipzig ^{2}1910 [Erstauflage 1903]).

Die oesterreichischen Herren schienen sich der Berechtigung der von mir geäußerten Bedenken nicht ganz zu verschließen.[114]

Noch Ende Februar berichtete Paul von Schwabach, Mitinhaber des Berliner Bankhauses Bleichröder und zugleich Mitglied des Verwaltungsrats der *Banca Commerciale Italiana*, von Gesprächen in Mailand mit Joel und dem Präsidenten des Verwaltungsrats der *Banca Commerciale*, Mangili: Beide hätten zugestimmt, dass ... *der italienisch-österreichische Einfluss nicht von der Anzahl der Aufsichtsratsmitglieder der einen oder anderen Nationalität, noch von der Verteilung des Aktienkapitals bei der Bank abhängen würde* ..., doch sei man ihrer Meinung nach ... *in Wien [...] völlig intransigent.*[115] Eine unterschiedliche Haltung machte sich auch bei jeder der beiden Bankgruppen, der italienischen wie der österreichischen, bemerkbar. So meldete der deutsche Geschäftsträger in Wien Mitte April 1914 nach Berlin: *Wie mir ferner vertraulich gesagt wird, hat Herr Joel von der Banca Commerciale eine präponderierende Vertretung der beiden Mächte in der Lokaldirektion der Bank und im Präsidium des Verwaltungsrats als wünschenswert bezeichnet, während in hiesigen* [Wiener, P. H.] *Bankkreisen ein entsprechendes Uebergewicht im Exekutiv-Comité des Verwaltungsrats als besonders erstrebenswert angesehen wird, da dies einen grösseren Einfluss bedeuten würde.*[116]

Der französische Standpunkt blieb dabei zunächst immer gleich: ... *das Kapital der zu gründenden albanesischen National-Bank müsse paritätisch zu ganz gleichen Teilen unter den sechs Grossmächten aufgeteilt werden* ....[117] Entgegenkommen wurde in Paris

---

[114] Ebda: Helfferich an den Prinzen Wilhelm zu Wied am 7. 2. 1914.

[115] PA, R 4302: Aktennotiz vom 28. 2. 1914.

[116] Ebd.: Graf Stolberg an den deutschen Reichskanzler am 15. 4. 1914.

[117] So in einem Schreiben des österr.-ungar. Botschafters in Paris vom 5. 3. 1914 und ebenso in einem Schreiben vom 9. 5. 1914 (HHStA, MA, F 23, K 65). In einer Note des französischen Außenministeriums an den italienischen Botschafter in Paris vom 26. 2. 1914 war dieser Standpunkt bereits deutlich gemacht worden: *[...] Le gouvernement de la République est très heureux de voir l'Autriche-Hongrie et l'Italie disposées à accepter le principe d'internationalisation de la banque d'Albanie [...]. Toutefois les stipulations envisagées par les gouvernements austro-hongrois et italien, tendant à se réserver 60% du capital et du conseil d'administration de la banque, ainsi que la présidence alternative de conseil d'administration, la direction et le person-*

signalisiert – so der dortige österreich-ungarische Botschafter in einem Bericht vom 9. Mai 1914 – *in der internen Organisation der Bank [...] mit Rücksicht auf unsere und Italiens prädominierenden Interessen.*[118] Die doch recht unnachgiebige französische Haltung kam auch in einem Protest bei der Sitzung der Internationalen Kontrollkommission vom 19. März gegen die Anwesenheit italienischer und österreichischer Bankenvertreter in Valona zum Ausdruck. Der russische und der britische Vertreter stimmten dem französischen Monitum ebenfalls zu.[119] Die Abgesandten des Wiener Bankvereins und der *Banca Commerciale*, Pollak und Ansbacher, waren tatsächlich in Durazzo aufgetaucht, offenbar aber vor allem, um über einen Vorschuss für eine internationale Anleihe an die albanische Regierung zu verhandeln – der dann, wie bereits erwähnt, tatsächlich auch gewährt wurde.[120] Die beiden Herren seien aber nach zwei Monaten

nel de la banque, ne pourraient obtenir l'assentiment du gouvernement francais, qui reste fidèlement attaché au principe d'égalité des puissances formulé par la conférence de Londres ... – wobei man sich jedoch zu gewissen Konzessionen in der Personalfrage – aber nicht beim Führungspersonal – der zukünftigen Bank bereit erklärte (Ministero degli Affari Esteri, Documenti diplomatici, Serie CXXXVI – Albania 1913 e Gennaio–Marzo 1914, Roma [1914], S. 73 (Dokument Nr. 38).

[118] HHStA, MA, F 23, K 65: Bericht aus Paris vom 9. 5. 1914.- Joel hatte Botschafter Tittoni in Paris bereits am 14. 4. 1914 signalisiert, Sondierungen am Quai d'Orsay (vgl. oben Anm. 111) hätten ergeben, dass die französische Regierung zwar auf gleichen Kapitalquoten für alle Großmächte bestehe, dass sie aber Italien und Österreich-Ungarn die Besetzung der Geschäftsleitung und *vielleicht* der beiden Vizepräsidentenposten überlasse. Dazu fügte er noch hinzu: ... *sarebbe un bel risultato se da parte austriaca si riconoscesse la necessità di limitare le nostre pretese comuni al raggiungibile* (ASI-BCI, PJ 15, fasc. 16). – Der russische Außenminister Sasonow hatte den russischen Botschaftern in London und Paris schon Ende Februar 1914 mitgeteilt, man sei in der albanischen Bankfrage russischerseits ... *bereit, nicht* dem *Wesen, sondern der Form nach Österreich jede mögliche Genugtuung zu geben*, wobei er sich zuvor bestimmt mit dem französischen Verbündeten abgesprochen hatte (DSI, Bd. 4, S. 56, Dok. Nr. 1273: Erlass vom 11./24. 2. 1914).

[119] PA, R 4302: Bericht des deutschen Delegierten in der Kontrollkommission für Albanien vom 16. 4. 1914. Vgl. auch den entsprechenden Bericht des italienischen Delegierten aus Valona vom 19. 3. 1914 in: Ministero degli Affari Esteri, Documenti diplomatici, Serie CXXXVI – Albania 1913 e Gennaio–Marzo 1914 (wie Anm. 117) S. 203 (Dokument Nr. 101).

[120] Vgl. dazu auch noch das Schreiben des designierten Fürsten von Albanien,

Aufenthalt in Albanien – so der deutsche Repräsentant in der Kontrollkommission in einem Bericht vom 3. Mai 1914 – in der Bankfrage nicht wirklich vorangekommen. Bei Gesprächen mit dem deutschen Vertreter seien Pollak, der zuvor schon mit Helfferich in Berlin verhandelt hatte, und Ansbacher für die Statuten der neuen Bank zu Zugeständnissen an die deutschen Kritiker bereit gewesen. Insbesondere habe man vereinbart, bei allen „regulären Finanzgeschäften", die nicht die albanische Regierung selbst, die Regionalverwaltungen und die Kommunen angingen, auch andere Banken zuzulassen. *Für die ausserordentlichen Geschäfte, worunter also hauptsächlich Anleihen fallen würden, soll die Bank nur der Regierung und ihren Organen gegenüber ein Vorzugsrecht bei gleichen Bedingungen haben.* Im übrigen sei *das Vorzugsrecht der Bank bei wirtschaftlichen Unternehmungen aller Art, das besonders bedenklich war ...*, beseitigt worden.[121] Noch Ende Mai 1914 zeigte sich Otto Joel in einem Brief an seinen wichtigsten Vertrauensmann in politischen Fragen in Berlin, Graf Hutten-Czapski, sehr skeptisch hinsichtlich der *Gestaltung des Albanischen Abenteuers*. Er habe den Wiener Kollegen geschrieben, *... wir werden so lange auf unerfüllbaren Forderungen beharren, bis das Bankprojekt überhaupt in die Brüche gegangen sein wird!*[122]

Anfang Juni war die österreichische Seite, nach Abstimmung mit Italien, schließlich so weit, dass sie die gleiche Aufteilung des Aktien-

---

Prinz Wilhelm zu Wied, an Staatssekretär v. Jagow vom 6. 2. 1914 (GP, Bd. 36/II, S. 601, Dok. Nr. 14411), in dem er mitteilt, ... *daß [...] ein österreichisches und ein italienisches Bankinstitut unter Garantie ihrer Regierungen mir für die albanische Regierung eine Anzahlung von 10 Millionen francs auf die Anleihe von 75 Millionen francs gewähren, an deren Garantie sämtliche Großmächte im Prinzipe bereit [sind], sich zu beteiligen.* – Vom italienischen Anteil an diesem Vorschuss in Höhe von 5 Mill. Francs übernahm die *Banca Commerciale* eine Quote von 2,4 Mill., die von der *Banca d'Italia* garantiert wurden (ASI-BCI, VCC Bd. 6, S. 69, Sitzung vom 26. 2. 1914).

[121] PA, R 4302: Bericht des deutschen Repräsentanten Nadolny vom 3. 5. 1914. – Von dieser Übereinkunft, die noch von der deutschen Regierung abgesegnet werden müsse, berichtet auch B. C. I.-Direktor Fenoglio in einem Brief an Joel vom 13. 5. 1914 (ASI-BCI, SG 31, fasc. 10).

[122] Bundesarchiv Berlin, N 2126 (Nachlass Graf v. Hutten-Czapski), Nr. 128, Bl. 112–117: Joel an Hutten-Czapski aus Badenweiler am 29. 5. 1914 (Zitate auf Bl. 112 und 115).

kapitals und die paritätische Vertretung im Verwaltungsrat akzeptierte.[123] Die folgenden Bedingungen wurden jedoch von Wien und Rom gestellt: *I) Albanesischer Präsident. II) Zwei Direktoren aus österreichisch-ungarischer und italienischer Gruppe, die gesamte Leitung der Bankgeschäfte in Albanien hätten. III) Zwei Vizepräsidenten aus unseren Gruppen, die Kontrolle ausüben sollen.*[124] Die französische Seite akzeptierte das Gros dieser Forderungen, bestand jedoch auch noch in der zweiten Junihälfte 1914 darauf, ... *que les deux vice-présidents soient choisis parmi ressortissants des autres puissances, le Gouvernement autrichien reconnaissant lui-même qu'il sera difficile aux membres du conseil d'administration d'exercer un contrôle efficace.*[125] Auch hier versuchte Wien, noch hinhaltenden Widerstand zu leisten, indem es darauf bestand, dass die beiden Vizepräsidenten turnusmäßig aus den Vertretern aller sechs Großmächte, also inklusive Österreich-Ungarns und Italiens, gewählt werden sollten. Dafür erhielt die österreich-ungarische Regierung sogar nolens volens die Unterstützung ihres deutschen Bündnispartners zugesagt.[126]

Die italienische Regierung vertrat noch Mitte Juli den Standpunkt, ... *qu'il serait avantageux de ne pas insister sur la condition concernant les vice-présidents.* Der Einfluss der beiden Bankdirektoren – jeweils italienischer bzw. österreich-ungarischer Herkunft, worauf man sich ja bereits geeinigt hatte – werde im übrigen noch dadurch vergrößert, dass der Präsident Albaner sein werde und sicher eher geneigt sei, den Wünschen des Managements zu folgen als bei-

---

[123] Dazu schrieb Joel am 12. 6. 1914 aus Paris an den Grafen Hutten-Czapski: *Momentan ist man bemueht, hier die Zustimmung zu der endlichen Constituirung der Bank* [von Albanien, P. H.] *zu erlangen, was bisher vor allem an den ganz uebertriebenen Forderungen der Wiener scheiterte. Jetzt endlich ziehen auch diese mildere Saiten auf, und Tittoni* [der italienische Botschafter in Paris, P. H.] *hat zusammen mit seinem oesterreichischen Kollegen gewisse offizielle Schritte hier unternommen, die laengst haetten geschehen koennen und sollen* (Ebda., Bl. 120).

[124] HHStA, MA, F 23, K 65: Telegramm des österr.-ungar. Botschafters in Paris, Graf Szécsen, vom 8. 6. 1914.

[125] Ebd.: Abschrift einer Note der französ. Botschaft Berlin an das Auswärtige Amt vom 20. 6. 1914.

[126] Ebd.: Telegramm des österr.-ungar. Botschafters in Berlin, Graf Szögyény, vom 11. 7. 1914.

spielsweise ein britischer Präsident, wie es von den Entente-Mächten zeitweise gefordert worden war.[127] Der österreich-ungarische Botschafter in Paris, Graf Szécsen, war jedenfalls in einem Telegramm vom 21. Juli 1914 überzeugt, die französische Regierung werde ... *hartnäckig auf ihrem Standpunkt beharren*, und machte gleichzeitig den Vorschlag für einen *Kompromiß in dem Sinne [...], daß Vizepräsidentenstellen nicht prinzipiell für vier Mächte reserviert werden, die Kabinette aber übereinkommen, die Vertreter ihrer Bankgruppen dahin zu instruieren, daß zunächst eventuell für eine gewisse Reihe von Jahren die Vizepräsidenten unter den Vertretern der vier anderen Mächte gewählt werden sollen.*[128] Dem deutschen Botschafter in Wien, der in einem Gespräch mit Graf Berchtold am 24. Juli dem Minister *dringend geraten* [hatte, P. H.] – *wenn er wünsche, den Fürsten Wilhelm in Albanien zu halten – die Frage der albanischen Nationalbank endlich ins Reine zu bringen, um die Gewährung weiterer Geldmittel an die Regierung des Fürsten zu ermöglichen*, hatte Berchtold zustimmend geantwortet und unter anderem festgestellt, ... *dass, nachdem die Frage der Direktoren der Bank nach dem Wunsche Oesterreichs und Italiens gelöst sei, es praktisch von ganz untergeordneter Bedeutung sei, wie die Vizepräsidentenstellen besetzt würden.*[129]

Als in Europa wenige Tage später *die Lichter ausgingen* – so das bekannte Zitat aus den Erinnerungen des britischen Außenministers Grey[130] –, war das Problem der Staatsbank von Albanien immer noch keinem endgültigen Ergebnis zugeführt und sollte dann während des Krieges auch nicht mehr gelöst werden. Wie die Angelegenheit ohne den Kriegsausbruch ausgegangen wäre, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Auch wenn sich die Großmächte dann schließlich

---

[127] Ebd.: Note der italienischen Regierung an das österreich-ungarische Außenministerium vom 14. 7. 1914.

[128] Ebd.: Telegramm an das österreich-ungarische Außenministerium vom 21. 7. 1914.

[129] PA, R 4303: Bericht des Botschafters v. Tschirschky vom 25. 7. 1914.

[130] Grey zitiert sich in seinen Memoiren selbst mit den Worten, die er angeblich am 3. August 1914 an einen Freund gerichtet habe: „The lamps are going out all over Europe; we shall not see them lit again in our life-time“ (Viscount Grey of Fallodon, Twenty-five years 1892–1916, Bd. 2, London 1925, S. 20).

geeinigt hätten, wofür vieles spricht, hätte die eigentliche Bankgründung dann sicher noch beträchtliche Zeit erfordert, denn dem Prinzen zu Wied, der am 7. März 1914 in Durazzo eingetroffen war, gelang es trotz der – allerdings ganz unzureichenden – Rückendeckung der in der Kontrollkommission vertretenen Großmächte[131] keineswegs, das von Aufständen geschüttelte Land in einen regierungsfähigen Zustand zu versetzen.[132] Zudem war er für diese Aufgabe völlig unvorbereitet und ihm fehlte jegliches persönliche Charisma. Kein Geringerer als Maximilian Harden hat ihn mit gewohnter Ironie bezeichnet als „ein[en] deutsche[n] Gardereiter. Der König sein wollte".[133] Auch hatte sich das österreichisch-italienische Verhältnis seit Herbst 1913

---

[131] Immerhin hatte die internationale Kontrollkommission am 10. April 1914 in Valona ein umfangreiches Statut für Albanien verabschiedet, in dem das Land als konstitutionelles Erbfürstentum unter der Regierung des Fürsten Wilhelm zu Wied und unter der Garantie der sechs Großmächte begründet und in der Folge auch von den Regierungen Rumäniens, Bulgariens, Griechenlands und Serbiens anerkannt wurde, vgl. das im übrigen ganz den Standpunkt des faschistischen Italien vertretende Werk von A. Giannini, L'Albania dall'indipendenza all'unione con l'Italia (1913–1939), Istituto per gli Studi di Politica Internazionale, Varese [4]1940, S. 15ff. – Der gedruckte Text des Statuts findet sich z. B. in: M. A. E. R., ASD, Archivio di Gabinetto (1910–14), pacco 29, fasc. 400. Dazu die Meinung von B. J. Fischer: „... the Great Powers must be held responsible for the inappropriate political system with which they saddled Wied" (Albania as political laboratory – the development of the Albanian state during the 20th century, Österreichische Osthefte (Sonderheft Albanien) 45 (2003) S. 177–193, Zitat S. 178).

[132] Vgl. dazu u. a. J. Swire (wie in Anm. 7) S. 209ff.; M. Schmidt-Neke (wie in Anm. 31) S. 38ff.; P. Bartl (wie in Anm. 7) S. 160ff., 177ff.; vgl. auch die detaillierte Darstellung der *fatti di Durazzo*, d. h. der bürgerkriegsähnlichen Zustände in und bei Durazzo, dem provisorischen Regierungssitz des Fürsten Wied, in: F. Salleo, Albania: un regno per sei mesi, Palermo 2000, S. 71ff. (mit interessanten fotografischen Aufnahmen von diesem Schauplatz aus den Monaten März bis Juni 1914, die Außenminister San Giuliano an seine Schwiegertochter versandt hatte). – Götz Aly hat die prekäre Herrschaft des Fürsten von nur 184 Tagen Dauer in einem in der Berliner Zeitung vom 7. 4. 2001 erschienenen Artikel „Wohltaten europäischer Gesittung. Ein rheinischer Fürst im albanesischen Dornengarten" anschaulich geschildert (erneut veröffentlicht in: Ders., Rasse und Klasse. Nachforschungen zum deutschen Wesen, Frankfurt/M. 2003, S. 16–27).

[133] M. Harden, Von Versailles nach Versailles, Hellerau bei Dresden 1927, S. 625.

wegen der Triest betreffenden Hohenlohe-Dekrete sukzessive verschlechtert,[134] und dies wirkte sich auch in Albanien aus, von wo der deutsche Vertreter in der Kontrollkommission zunehmend alarmierende Zustandsbeschreibungen nach Berlin lieferte.[135] Selbst Joel, der die Entwicklung bis dato eher optimistisch beurteilt hatte, kam Ende Mai 1914 zu dem Schluss:

> *[...] Naturalmente tutta la situazione politica è talmente imbrogliata e forse anche minacciosa per l'accentuarsi del contrasto fra Italia ed Austria, che più che mai si impone la massima circospezione. Dovremo anche esaminare il quesito fino a che punto i nostri soci milanesi si intenderanno obbligati al rimborso rateale delle spese sostenute pro Banca Albanese; per il caso che tutta la combinazione se ne andasse in fumo.*[136]

Das war sicher eine realistische Haltung, denn die nach Albanien entsandten Bankenvertreter fanden sich zusätzlich zu den latenten Großmachtkonflikten auch angesichts der inzwischen im Lande ausgebrochenen bürgerkriegsähnlichen Zustände in vieler Hinsicht machtlos. Nur um ein Beispiel zu nennen: Der im Oktober des Vorjahres vereinbarte *servizio di tesoreria* a *Durazzo non solo non è ancora organizzato, ma il Ministro delle Finanze Albanese non si è ancora nemmeno deciso a volercelo concedere*, wie Pietro Fenoglio, einer der im Herbst nach Albanien entsandten, inzwischen aber wieder zurückgekehrten Direktoren der *Banca Commerciale*, an seinen Chef Joel Anfang Mai 1914 schrieb.[137]

Im hier beschriebenen Spiel um das „albanische Projekt" hatten die zwei Großbanken und dann auch die Regierungen in Wien und Rom von Anfang an ihre Kräfte überschätzt. Die beiden Banken dürf-

---

[134] Vgl. R. J. B. Bosworth (wie in Anm. 40) S. 313ff.; S. R. Williams (wie Anm. 22), S. 154, 166f.; F. R. Bridge (wie in Anm. 22) S. 332.

[135] Vgl. z. B. GP, Bd. 36/II, S. 613f.: Nadolny an v. Neurath am 19. 2. 1914, Dok. Nr. 14425; ebd., S. 616f.: v. Tschirschky an Reichskanzler v. Bethmann Hollweg vom 15. 3. 1914, Dok. Nr. 14427.

[136] ASI-BCI, SG 31, fasc. 10: Joel an Fenoglio am 27. 5. 1914.

[137] Ebd.: Fenoglio an Joel am 4. 5. 1914. Zehn Tage später kam Fenoglio auf diese Angelegenheit zurück und bedauerte, dass *finora però il contegno ostruzionistico del Ministro delle Finanze e dei suoi dipendenti ha impedito di addivenire ad un'intesa* (ebd.: Fenoglio an Joel am 13. 5. 1914).

ten ihre Schwäche relativ rasch erkannt haben, San Giuliano reagierte ebenfalls ziemlich schnell. Wer bis zum Schluß Schwierigkeiten beim Schließen von Kompromissen hatte und seine Möglichkeiten wohl stets zu optimistisch beurteilte, war der Ballhausplatz und insbesondere Außenminister Graf Berchtold, der sich zunächst ganz unnachgiebig zeigte und dann, nachdem bereits viel diplomatisches Porzellan zerschlagen war, Schritt für Schritt zurückwich. Auch für diesen begrenzten Fall wird man deshalb dem Urteil über Berchtolds mit den anderen Großmächten nur wenig abgestimmte Politik und der Feststellung zustimmen können, dass er „... bis zu einem gewissen Grad die Mitverantwortung für den Verfall des europäischen Konzerts im Jahre 1914" zu tragen hat.[138] So wie die beiden Balkankriege der Jahre 1912/13 sich in vieler Beziehung als eine Generalprobe des kurz danach ausbrechenden Ersten Weltkrieges darstellten,[139] so spiegelte die Geschichte des unvollendeten albanischen Bankprojekts im Kleinen eine Konstellation wider, welche die in der Schlussphase ausbrechende Julikrise in mancher Hinsicht vorwegnahm – nur dass Deutschland beim albanischen Bankprojekt die bremsende und bis zu einem gewissen Grad auch vermittelnde Rolle ausübte, die es wenig später nach dem Attentat von Sarajewo völlig vermissen ließ.[140] Eine Zwangsläufigkeit, die zum Ausbruch eines europäischen Krieges führen musste, wird man daraus allerdings auch nicht ablesen können.[141] Auffallend im Vergleich zu den latent stets vorhandenen und gelegentlich auch ausbrechenden Reibungen zwischen den Mächten des Dreibundes – im vorliegenden Fall natürlich vor allem zwischen Österreich-Ungarn und Italien[142] – war hier die Geschlossenheit der

---

[138] F. R. Bridge (wie Anm. 22) S. 330.

[139] So u. a. R. C. Hall, The Balkan Wars 1912–1913. Prelude to the First World War, London und New York 2000, S. 132ff.

[140] Vgl. dazu auch H. C. Löhr, Für den König von Preussen arbeiten? Die deutsch-französischen Beziehungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs, Francia 23/3 (1996) S. 141–154, hierzu bes. S. 147.

[141] Vgl. dazu den bemerkenswerten Beitrag von F. Kießling, Wege aus der Stringenzfalle. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs als „Ära der Entspannung", Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 55 (2004) S. 284–304.

[142] Holger Afflerbach spricht in Bezug auf das italienisch-österreichische Verhältnis im konkreten Fall Albaniens während der Jahre 1913/14 von einem Überwiegen des „Miteinander" auf internationaler Ebene „– und zwar gegen die

Entente-Staaten, zu der auch Großbritannien, das an Albanien sicher das geringste Interesse aller Beteiligten hatte, beitrug.

Betrachtet man lediglich die *Banca Commerciale*, so wird man bei diesem – für die Geschichte der Bank auf den ersten Blick völlig unerheblichen – Fall feststellen dürfen, dass gerade an einem anscheinend ganz marginalen Beispiel mehrere Problempunkte exemplarisch herausgearbeitet werden können: Es handelt sich hier zweifellos um eines der Beispiele, bei denen die Bank der Politik zuarbeitete – wohl wissend, dass die albanische Bankgründung auf Dauer wahrscheinlich ein Verlustgeschäft bleiben würde, aber dennoch in der Hoffnung, dass sich gute Beziehungen zur Regierung in Rom langfristig positiv auszahlen würden. Joel wird zudem eine vorübergehende Rolle des „Bankiers als Diplomaten" gereizt haben, auch wenn er immer wieder feststellen musste, dass seine Erfolge von der „großen Politik" konterkariert wurden. An seiner überaus engen Zusammenarbeit mit Außenminister San Giuliano kann gerade in diesem Falle kein Zweifel bestehen, ebenso wenig an der Tatsache, dass Giolitti, so lange er an der Regierung war, im Hintergrund dem Projekt den Rücken freihielt. Für die italienische Diplomatie war die *Banca Commerciale*, die seit ihrer Gründung im Jahr 1894 am stärksten international ausgerichtete Großbank des Landes, mit ihren intensiven Beziehungen nach Berlin, Wien, Zürich und Paris eine überaus wertvolle Stütze bei allen Bemühungen, die Großmachtansprüche des Königreichs insbesondere auf dem Balkan und im östlichen Mittelmeerraum geltend zu machen und, soweit möglich, auch finanziell zu untermauern. Aufschlussreich ist schließlich auch noch die Rolle des Notenbankchefs Stringher, der der führenden Stellung der *Banca Commerciale* kritisch gegenüberstand, sich aber letzten Endes dem Regierungswillen fügen musste. Wie rasch die enge Kooperation mit dem Kabinett Giolitti nach dessen Rücktritt im Frühjahr 1914 im Verhältnis zur Nachfolgeregierung Salandra für die *Banca Commerciale*

Bestrebungen anderer Mächte, bei deutscher Rückendeckung. Auf zwischenstaatlicher Ebene hingegen war ein deutliches Gegeneinander zu beobachten, das auch außerordentlich negative Auswirkungen auf die öffentliche Meinung in beiden Ländern hatte" (H. Afflerbach, Der Dreibund. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg, Wien–Köln–Weimar 2002, S. 754).

dann ins Gegenteil umschlagen konnte, beweisen die enormen politischen Schwierigkeiten, mit denen die Bank während der Neutralitätsperiode zwischen August 1914 und Mai 1915 zu kämpfen hatte.[143]

Am Rande dürften im vorliegenden Fall für Wirtschaftshistoriker und für Historiker volkswirtschaftlicher Lehrmeinungen auch die Stellungnahmen der Reichsbank und des als Experten hinzugezogenen Karl Helfferich zur künftigen Gestalt der albanischen Nationalbank von Interesse sein. Dies nicht so sehr wegen der politischen Bedenken, die gegen das ursprüngliche italienisch-österreichische Bankprojekt aus den oben genannten Gründen geltend gemacht werden konnten. Es war vielmehr die Tatsache, dass die Gründerbanken dem neuen Kreditinstitut eine Doppelrolle als Geschäfts- und zugleich als Notenbank zugedacht hatte. Dies war das Modell, das in vielen europäischen Staaten bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein Geltung beanspruchen konnte, das aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts als zu riskant erachtet wurde. Gerade im italienischen Fall waren die Notenbanken nicht zuletzt aus diesem Grund Anfang der 1890er Jahre in eine tiefe Krise geraten. Die Gründung der *Banca d'Italia* im Jahr 1893 und die damit vollzogene Neuordnung des Notenbanksystems in Italien sollte mit einer solchen „Vermischung" der Geschäfte zugunsten einer Beschränkung auf die typischen Aktivitäten einer Notenbank aufräumen. In Deutschland war dies schon zwei Jahrzehnte zuvor erfolgt.

Die Bankiers aus Wien, die Anfang Februar 1914 nach Berlin gereist waren, um den Konzessionstext mit Helfferich zu diskutieren, sahen dies für den albanischen Fall anders. Sie betonten – und man sollte ihnen abnehmen, dass diese Argumentation nicht nur im wohlverstandenen Eigeninteresse erfolgte –, *[...] dass es ihrer Meinung nach für ein wirtschaftlich völlig unreifes Land wie Albanien nützlich sei, wenn eine nach europäischem Muster geleitete Bank bei allen Transaktionen grösseren Stils ex officio mitwirke ...*[144]

---

[143] Vgl. dazu P. Hertner, Investimenti tedeschi e politica estera italiana 1885–1915, in: M. Petricioli (Hg.), Verso la svolta delle alleanze. La politica estera dell'Italia ai primi del Novecento, Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Biblioteca Luzzattiana 6, Venezia 2004, S. 153–180.

[144] HADB, S 3578: Ergebnis der Diskussion über den Konzessionstext (Berlin, den 3. 2. 1914).

Hochfinanz und Diplomatie, das waren zwei der wichtigsten Akteure im imperialistischen Wettlauf der europäischen Großmächte bis 1914. Ihr Zusammenspiel und ihre Konkurrenz haben selbst in einem so marginalen Fall, wie dem hier beschriebenen, und in einem so marginalen Landstrich wie Albanien die Kabinette der europäischen Großmächte beschäftigt. An der Peripherie lassen sich die in den letzten Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges zunehmende Konfliktbereitschaft und die mangelnde Kompromissfähigkeit eben dieser Großmächte besonders klar ablesen. Bei aller Begrenztheit des Themas sollte die vorliegende Fallstudie zumindest dies verdeutlicht haben.

RIASSUNTO

L'articolo descrive il tentativo di un gruppo bancario italiano ed austro-ungarico di fondare nel 1913/14 un istituto di credito in Albania, che al contempo doveva riunire in sé le funzioni di una banca d'affari e di emissione. Alla nuova banca fu riservato da Roma, ma soprattutto da Vienna, in prima linea un monopolio per le operazioni finanziarie e di credito con lo stato nazionale albanese in fase di costituzione. I retroscena di questo episodio, che a causa dello scoppio della guerra nell'agosto 1914 non poté essere portato a termine in maniera positiva, furono costituiti dalle due guerre dei Balcani negli anni 1912 e 1913 nonché dalla rivalità tra le grandi potenze in questa zona negli anni precedenti la guerra. Anche se l'Italia e l'Impero austro-ungarico, entrambi insieme alla Germania formalmente membri della Triplice Alleanza, riuscirono a trovare per il caso dell'Albania – e soprattutto per la creazione della Banca di Albania – un accordo precario, la loro collaborazione concreta fu continuamente minacciata dal veto opposto dalle restanti grandi potenze – soprattutto Francia e Russia – e dalla latente guerra civile sul territorio albanese. Nonostante tutte le peculiarità regionali, questo specifico caso può servire come esempio per lo stretto concorso tra politica estera e politica economica, tra interesse politico-aziendale e statale alla vigilia della crisi di luglio del 1914. Quindi potrebbe avere un significato che oltrepassa chiaramente il quadro regionale.

DIE WIEDERAUFNAHME DIPLOMATISCHER BEZIEHUNGEN MIT ITALIEN NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG

Notizen Ulrich von Hassells (1919–1921)*

von

ULRICH SCHLIE und THIES SCHULZE

Ulrich von Hassells Leben (1881–1944) und politisches Wirken sind untrennbar mit dem fehlgeschlagenen Staatsstreich vom 20. Juli 1944 verbunden. Eine Woche nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler wurde er von der Gestapo in Berlin verhaftet, vom Volksgerichtshof unter Freislers Vorsitz am 8. September 1944 zum Tod durch den Strang verurteilt und noch am selben Tag hingerichtet.[1] Ulrich von Hassell gehörte seit 1909 dem deutschen Auswärtigen Dienst an, er verfügte über eine geschlossene außenpolitische Konzeption und hat sich in einem reichen publizistischen Werk immer wieder zu grundle-

---

* Die hier veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen und andere private Papiere stammen alle aus dem privaten Nachlaß Ulrich von Hassells in Ebenhausen/Isar. Sie werden nachfolgend mit „NL Hassell" zitiert; soweit unveröffentlichte Dokumente, insbesondere aus der Personalakte, aus dem Politischen Archiv in Berlin stammen, werden sie mit PA-AA abgekürzt. Die Herausgeber danken Herrn Ernst Haiger, Berlin, für wertvolle Anregungen.

[1] Vgl. dazu den biographischen Essay von Ulrich Schlie in: U. von Hassell, Römische Tagebücher und Briefe 1932–1938, hg. von U. Schlie unter Mitarbeit von T. Schulze, München 2004, S. 349–370; sowie G. Schöllgen, Ulrich von Hassell 1881–1944. Ein Konservativer in der Opposition, München 2004 (aktualisierte Neuausgabe der Erstauflage von 1990); zu den Auslandskontakten nach Kriegsausbruch vgl. U. Schlie, Kein Friede mit Deutschland. Die geheimen Gespräche im Zweiten Weltkrieg 1939–1941, München 1994.

genden Fragen der Außenpolitik geäußert.[2] Mit Italien war Hassells diplomatische Karriere aufs engste verflochten; insgesamt dreimal war er hier auf Posten. Seine erste Auslandsmission führte ihn von 1911 bis 1914 als Vizekonsul nach Genua, und von 1932 bis zu seiner unfreiwilligen Versetzung in den Wartestand 1938 amtierte er als deutscher Botschafter beim Quirinal. In diesen Jahren geriet er in zunehmenden Gegensatz zur immer stärker ideologisch bestimmten nationalsozialistischen Außenpolitik, und dieser Gegenkurs, den er mit allen Finessen der Diplomatie verfolgte, war auch der Anlaß, weshalb er bei den nationalsozialistischen Machthabern in Ungnade fiel.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen stammen aus dem Nachlaß Ulrich von Hassells.[3] Hier blickt Hassell auf seine zweite italienische – und zugleich erste römische – Zeit als Botschaftsrat an der deutschen Botschaft beim Quirinal in den Jahren 1919 bis 1921 zu-

---

[2] Vgl. U. Schlie, Ulrich von Hassells außenpolitisches Denken, QFIAB 72 (1992) S. 468–482. Zu den Schriften, die Hassell zu seinen Lebzeiten veröffentlichte, zählen u. a.: U. von Hassell, Deutschlands und Italiens europäische Sendung, Veröffentlichungen des Petrarca-Hauses, Zweite Reihe, Vorträge 8, Köln 1937; ders., Im Wandel der Außenpolitik: Von der Französischen Revolution bis zum Weltkrieg – Bildnisskizzen, München 1939; ders., Das Drama des Mittelmeers, Berlin 1940; ders., Europäische Lebensfragen im Lichte der Gegenwart, Berlin 1943.

[3] Die hier vorgelegten Notizen sind Teil der frühen Hassell-Tagebücher (1911–1932) und befinden sich ebenso wie die handschriftliche Fassung der „Gefängniserinnerungen" im Privatnachlaß Hassell. Ursprünglich war dieser Teil der frühen Tagebücher für die 2004 erschienene Edition der „Römischen Tagebücher und Briefe" (wie Anm. 1) als Anhang vorgesehen, ist jedoch aus Gründen der vom Verlag auferlegten Begrenzung des Umfangs nicht zum Abdruck gekommen. Die Tagebücher Ulrich von Hassells aus den Jahren 1938–1944 wurden zuerst 1946, sodann 1988 in einer erweiterten und nach der Handschrift revidierten Ausgabe von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen herausgegeben (Die Hassell-Tagebücher 1938–1944. Aufzeichnungen vom andern Deutschland. Nach der Handschrift revidierte und erweiterte Ausgabe unter Mitarbeit von K. P. Reiß herausgegeben von F. Freiherr Hiller von Gaertringen, Berlin 1988); die Tagebücher aus den Jahren 1936–1938 sind erst zusammen mit Briefen von Ulrich an Ilse von Hassell von Ulrich Schlie 2004 zugänglich gemacht worden; Tagebücher aus den Jahren 1932–1935 sind im privaten Nachlaß in Ebenhausen nicht mehr erhalten. Ausführlich zur Quellenlage im Hassell-Nachlaß siehe die editorische Vorbemerkung in Schlie, Römische Tagebücher (wie Anm. 1) S. 24–27.

rück. In diesem Zeitraum war er mit zahlreichen Problemen konfrontiert, die sich aus den seinerzeit ausgesprochen belasteten deutsch-italienischen Beziehungen ergaben. Nach dem Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg waren die offiziellen Kontakte zwischen den beiden Ländern weitgehend abgerissen. Die Angehörigen der deutschen Botschaft hatten Rom im Mai 1915 verlassen, und die italienische Kriegserklärung an das Deutsche Reich am 26. August 1916 beendete die von deutscher Seite insgeheim gehegten Hoffnungen, den ehemaligen Bündnispartner zur Neutralität bewegen zu können.[4] In der italienischen Kriegspropaganda spielte die Vorstellung vom „deutschen Feind" daraufhin eine zentrale Rolle, zumal die italienische Regierung gemäß Londoner Vertrag auf den Erwerb der dalmatinischen Küste spekulierte und vor allem die Donaumonarchie als Rivalen ansah. Von der Propaganda geschürte und infolgedessen bisweilen durch Ungeschicklichkeiten[5] bediente Ressentiments belasteten die deutsche Nachkriegsdiplomatie erheblich. Wenn Hassell die Chancen einer diplomatischen Annäherung dennoch positiv beurteilte,[6] hing dies weniger mit der tatsächlichen Qualität der deutsch-italienischen Beziehungen, als vielmehr mit Hassells auf die Zukunft gerichteten Erwartungen und Hoffnungen zusammen.

Der äußere Rahmen deutscher Außenpolitik war mit den Bestimmungen des Versailler Vertrags vorgegeben; ihre Aufgabe in der

---

[4] Zu den Hintergründen siehe J. Muhr, Die deutsch-italienischen Beziehungen in der Ära des Ersten Weltkrieges (1914–1922), Göttingen 1977. Zum Kriegsausbruch u.a. W. J. Mommsen, Die italienische Frage in der Politik des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg 1914–1915, QFIAB 48 (1968) S. 282–308.

[5] Die Präsenz der zahlreichen deutschen Institutionen im Herzen der italienischen Hauptstadt wurde von vielen Italienern als Provokation empfunden. Zudem spricht eine aus Anlaß des hundertsten Geburtstags von Bismarck veranstaltete Feier, die am 1. April 1915 im Festsaal des Palazzo Caffarelli stattfand, nicht für diplomatisches Gespür. Vgl. P. F. Kehr, Italienische Erinnerungen, Abteilung für Kulturwissenschaft des Kaiser Wilhelm-Instituts im Palazzo Zuccari, Erste Reihe, Vorträge 21, Wien 1940, S. 25.

[6] Hassell an AA, 7. Juni 1920, *Die Entwicklung der Dinge führt zwangsweise dazu, den Italienern den Irrtum des Krieges immer augenscheinlicher zu machen und ihnen ein Wiedererstarken Deutschlands als dringend erwünscht erscheinen zu lassen.* ADAP, Ser. A, Bd. III, Dok. 159, S. 283f.

Zeit danach lag darin, den Platz Deutschlands in der Staatengemeinschaft zu verbessern. Hassell hat, wie die meisten Deutschen seiner Zeit, die Bedingungen des Versailler Vertrages als einschneidende Demütigung empfunden. Es war, wie er sich einmal ausdrückte, sein *sichere[s] Gefühl, daß Deutschland sich Weltgeltung erringen mußte, wollte es nicht geistig und materiell zwischen den großen Weltmächten verkümmern.*[7] In seiner Vorstellung von deutscher Weltpolitik war er zweifelsohne am stärksten von seinem Schwiegervater Alfred von Tirpitz beeinflußt. Tirpitz, Vater der Risikoflotte und bis 1916 Staatssekretär im Reichsmarineamt, blieb für Hassell zeit seines Lebens das *unerreichte Vorbild* und bis zum Tod im Jahr 1930 dessen erster politischer Ratgeber. Am treffendsten wird diese enge Verbindung wohl mit einer Formulierung erfaßt, die Hassell in seinem Tirpitz-Aufsatz von 1939 gewählt hat, als er schrieb, *dem Großadmiral lange Jahre in einer Weise zur Seite gestanden zu haben, die zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach auf die Stellung eines Privatsekretärs im englischen Sinn hinauslief.*[8]

An der Seite seines Schwiegervaters hatte sich Hassell 1917 in die deutsche Innenpolitik begeben, nachdem ihn eine schwere Verwundung in der Marneschlacht im September 1914 dazu veranlaßt hatte, sich aus dem Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes in die innere Verwaltung versetzen zu lassen. Im November 1915 wurde Hassell als Kommunalreferent im Rang eines Regierungsrats in die Dienste der Regierung in Stettin berufen, und 1917 zum Direktor des gerade gegründeten Verbandes der preußischen Landkreise in Berlin ernannt. Im gleichen Jahr wurde er, an der Seite des preußischen Generallandschaftsdirektors Kapp und seines Schwiegervaters Tirpitz, Gründungsmitglied der Deutschen Vaterlandspartei.[9] Er gehörte de-

---

[7] U. von Hassell, Wir jungen Konservativen, in: Der Tag, 24. 11. 1918; auch in: G. Schöllgen (wie Anm. 1) S. 187–191.

[8] U. von Hassell, Preuße und Weltpolitiker, in: ders., Im Wandel der Außenpolitik: Von der Französischen Revolution bis zum Weltkrieg – Bildnisskizzen, München 1939, S. 220.

[9] Zur Deutschen Vaterlandspartei siehe H. Hagenlücke, Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreiches, Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 108, Düsseldorf 1993.

ren zehnköpfigem Vorstand an und wurde im Herbst 1917 in den „Engeren Ausschuß" zur *Beschlußfassung über alle die Partei angehenden grundsätzlichen Fragen* gewählt. Nach der Auflösung der Vaterlandspartei fand Hassell in der Deutschnationalen Volkspartei eine neue Heimat. Seine politische Zugehörigkeit zur äußersten Rechten und die Nähe zu Kapp, dessen Telegramm mit der Aufforderung zur unverzüglichen Rückkehr nach Berlin während des sogenannten „Kapp-Putsches"[10] Hassell klugerweise im März 1920 so lange unbeantwortet gelassen hatte, bis der Staatsstreichversuch zusammengebrochen war: All dies sollte 1921 bei seiner Abberufung eine Rolle spielen. Denn vor allem Hassells zwielichtige Rolle während des „Kapp-Putsches" hatte in diesem Zusammenhang Zweifel an seiner Loyalität genährt. In seiner vom Auswärtigen Amt geführten Personalakte findet sich der aufschlußreiche Satz: *Gegen Herrn von Hassel[l] ist hauptsächlich mit dem Argument gearbeitet worden, daß er reaktionärer Gesinnung sei, weshalb Kapp ihn, den Schwiegersohn Tirpitzens, s[einer]z[eit] zu seinem Außenminister ausersehen habe.*[11] Und auch Ulrich von Hassells Ehefrau Ilse räumte in ihren unveröffentlichten Erinnerungen ein, daß bereits 1916, bei Hassells vorangegangener Versetzung vom Auswärtigen Dienst in die zivile Verwaltung, neben gesundheitlichen Gründen auch politische Vorbehalte mitgewirkt hätten. Darauf läßt jedenfalls die von Ilse von Hassell gewählte Formulierung vom *im Ausw[ärtigen] Amt herrschenden antipathischen und zudem antitirpitzschen Geist*[12] schließen.

Als sich Ende 1919 mit dem Angebot seines alten Genueser Chefs, von Herff, in die deutsche Wirtschaftsdelegation in Italien einzutreten, die Möglichkeit einer Rückkehr in den Auswärtigen Dienst geboten hatte, ergriff Hassell diese Gelegenheit ohne zu zögern, denn *seine Seele zog ihn in die alte Arbeit* zurück.[13] Die besondere Wert-

[10] Zum Kapp-Putsch siehe J. Erger, Der Kapp-Lüttwitz-Putsch. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1919/20, Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 35, Düsseldorf 1967.

[11] Hillebrandt an Barthelme, 6. Februar 1921, PA-AA, Personalakte Ulrich von Hassell, Bd. 2.

[12] Ilse von Hassell, „Bilderbuch", NL Hassell.

[13] Gemeinsames Tagebuch Ulrich und Ilse von Hassell (im Familiensprachgebrauch „braunes Tagebuch"), o. D., MS S. 51, NL Hassell.

schätzung, die Hassell bei Herff aus der gemeinsamen Zeit am Generalkonsulat in Genua genoß, zeigte sich nicht zuletzt an dem Umstand, daß Herff die Personalie Hassell zur Bedingung für die Übernahme der Wirtschaftsmission machte. Hassell hat dies indes nicht daran gehindert, sich in seinen späteren Aufzeichnungen auch über Herff überaus kritisch zu äußern.[14]

Als Leiter der deutschen Wirtschaftskommission verfolgte Franz von Herff ab Herbst 1919 vorrangig zwei Ziele: ein Abkommen mit Italien in die Wege zu leiten, das als Basis für künftige Wirtschaftsbeziehungen dienen sollte, und die Enteignung deutschen Besitzes in Italien zu verhindern. Die italienische Regierung hatte bereits einen Gesetzentwurf zur Konfiszierung des deutschen Besitzes in Italien ausgearbeitet, aber noch nicht veröffentlicht. Vor der Romreise Herffs hatten italienische Diplomaten ihm zu einem zurückhaltenden Auftreten geraten,[15] da es sich die italienische Regierung nicht leisten konnte, französischen Spekulationen über eine Wiederannäherung zwischen Deutschland und Italien Raum zu geben. Wohl mit Rücksicht auf die innenpolitischen Auseinandersetzungen des italienischen Wahlkampfes traf Herff erst drei Tage nach der Wiederwahl des Ministerpräsidenten Francesco Nitti am 20. November in Rom ein. Wenig später wurde er zum Geschäftsträger ernannt.[16]

Hassell wußte von Anfang an, daß er aufgrund seines politischen Vorlebens und insbesondere der Nähe zu Alfred von Tirpitz auf seinem römischen Posten unter besonderer Beobachtung stand. Außenminister Hermann Müller (SPD) hatte in einem der Rückversetzung Hassells in den Auswärtigen Dienst vorausgegangenen Gespräch als Loyalitätsbekundung indes lediglich verlangt, daß sich Hassell jeder Art von Agitation gegen den Staat enthalten möge und darauf verzichten solle, eine Staatsform, die ihm unsympathisch sei, *in den*

---

[14] Vgl. dazu U. von Hassell, Der Kreis schließt sich. Aufzeichnungen in der Haft 1944, hg. von M. von Hassell, Berlin 1994, S. 219.

[15] Der Diplomat Luca Orsini Baroni hatte Herff den Rat gegeben, die diplomatische Kontaktaufnahme in möglichst zurückhaltender Weise zu betreiben. Muhr (wie Anm. 4) S. 169.

[16] Die entsprechende Urkunde ging allerdings in der Post verloren, vgl. Hassell (wie Anm. 14) S. 234.

Salons, in denen [er] verkehre, lächerlich zu machen.[17] Mit seinen Reserven gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung der Weimarer Republik stand Hassell im Auswärtigen Dienst zu jener Zeit keineswegs allein. Die Beamten des Auswärtigen Dienstes verstanden sich als gesellschaftlich weitgehend homogene Funktionselite, und zumindest die Älteren, die sich in der Zeit vor 1914 vorbehaltlos mit dem Kaiserreich identifiziert hatten, konnten ihre Zurückhaltung gegenüber dem neuen Staat, dessen Geburt mit einer vor allem in der psychologischen Wahrnehmung schmerzenden Niederlage verbunden war, oft nur schwer verbergen.[18] Die Spannungen innerhalb des Dienstes wurden durch die politischen Vorgaben der Außenminister Graf Brockdorff-Rantzau (13. Februar–21. Juni 1919), Müller (21. Juni 1919–27. März 1920) und Köster (13. April–25. Juni 1920), eine seit langem fällige Reform auf den Weg zu bringen, noch verstärkt. Das Ergebnis dieser Bemühungen, die nach dem Ministerialdirektor Schüler benannte Reform des Auswärtigen Dienstes, sah einschneidende Veränderungen vor: die diplomatische und die konsularische Laufbahn wurden vereinigt, das Regionalsystem eingeführt und eine mit dem Amt lose verbundene, weitgehend selbständige Außenhandelsstelle gegründet. Darüber hinaus sollte die Grundlage für die Öffnung des Dienstes für Seiteneinsteiger aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft geschaffen werden.[19] In vielem wurden die Ziele der Schülerschen Reform schon bald verwässert; so fiel diese Vorgabe wegen der Widerstände im Amt gegen Seiteneinsteiger relativ rasch, und Schüler ließ sich – auch aufgrund mangelnder politischer Unterstützung – Ende 1920 in den vorzeitigen Ruhestand versetzen. Das wesentliche Verdienst der Reform, den Auswärtigen Dienst auf die veränderten Bedingungen von Außenpolitik vorbereitet zu haben, schmälert dieses Ergebnis nicht. Indes gelang es erst dem seit August 1923 amtierenden, energischen Reichsaußenminister Gustav Stresemann, das Aus-

[17] Vgl. Hassell (wie Anm. 14) S. 220, sowie die hier veröffentlichte Aufzeichnung, S. 348f.

[18] Vgl. K. Doß, Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik. Das deutsche diplomatische Korps in einer Epoche des Umbruchs, in: Das diplomatische Korps 1871–1945, hg. v. K. Schwabe, Boppard 1985, S. 81–100.

[19] Vgl. P. Krüger, Die Außenpolitik der Republik von Weimar, Darmstadt 1985, S. 211ff.

wärtige Amt wieder mehr ins Zentrum der Entscheidungen zu rücken, nachdem es in den ersten Nachkriegsjahren bei außenpolitischen Entscheidungsprozessen häufig übergangen worden war.[20]

Anfang Dezember 1919 war Hassell mit der Amtsbezeichnung Wirklicher Legationsrat nach Rom abgereist. Der diplomatische Auftrag war heikel, die politischen Bedingungen schwierig, doch der Zauber der Ewigen Stadt, das paradiesische Zuhause in der Villa Celimontana mit Blick auf Aventin, Caracallathermen und Albaner Berge entschädigte den Romliebhaber für das diplomatische Spießrutenlaufen als Vertreter einer gerade besiegten Macht. Als Mitglied von Herffs Delegation fiel es in seine Zuständigkeit, bei italienischen Regierungsinstitutionen für die Restitution des deutschen Besitzes einzutreten. Der Rückgabe der deutschen Auslandsinstitute galt dabei Hassells besondere Aufmerksamkeit. Vor Beginn des Krieges waren mit dem Deutschen Archäologischen Institut, der Bibliotheca Hertziana und dem Preußischen Historischen Institut immerhin drei gut ausgestattete Institutionen in Rom ansässig, die nicht zuletzt wegen ihrer zentralen Lage und ausgesuchten Unterbringung im Laspeyres-Bau nahe der Botschaft auf dem Kapitol, im Palazzo Zuccari und im Palazzo Giustiniani, Begehrlichkeiten geweckt hatten. Das Fortbestehen der Auslandsinstitute, deren Besitz 1915 in die Verantwortung der schweizerischen Gesandtschaft übergeben worden war, war nach dem verlorenen Weltkrieg keinesfalls gesichert. 1919 wurden die Institutsgebäude wegen der ungeklärten Reparationsfrage beschlagnahmt. Stimmen, die die Enteignung des Besitzes forderten, hatten sich schon während des Ersten Weltkrieges erhoben[21] und waren auch 1920 nicht verstummt; das Votum der Accademia dei Lincei, die Bibliothek des Archäologischen Instituts in die Bestände des Istituto Italiano di Archeologia einzugliedern, führte Herffs Delegation die Schwierigkeit ihrer Aufgabe eindrucksvoll vor Augen.[22] Vergleichsweise undrama-

[20] Vgl. ebd., S. 211.

[21] So A. Boari, Per un monumento a Dante in Campidoglio e la questione del Palazzo Caffarelli, Roma 1917, der die Enteignung des Botschaftsgebäudes und der Bibliothek des Archäologischen Instituts fordert.

[22] Vgl. H. Blanck, Die Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, Das Deutsche Archäologische Institut in Rom. Geschichte und Dokumente 7, Mainz 1979, S. 24.

tisch war noch die Lage der Bibliotheca Hertziana, die auf Betreiben ihres Direktors Ernst Steinmann am 15. April 1920 wiedereröffnet werden konnte, offiziell aber weiterhin zum beschlagnahmten Besitz zählte.[23] Die Räume des Preußischen Historischen Instituts waren lediglich angemietet und vom Eigentümer im Mai 1918 gekündigt worden. Einrichtung und Bibliothek lagerten seitdem in der preußischen Botschaft beim Heiligen Stuhl.[24] Die Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts wurde dagegen nach Beschlagnahmung des Gebäudes im Mai 1919 in die Engelsburg verbracht,[25] weshalb die Frage nach der Zukunft des Archäologischen Instituts einen besonders wichtigen Platz in den Verhandlungen mit italienischen Regierungsinstanzen einnahm.

In dieser Situation erwies sich für die deutsche Delegation der Einsatz Paul Fridolin Kehrs, der sich im Dezember 1919 mit Zustimmung der maßgeblichen Ministerien Preußens und des Reichs nach Rom begeben hatte,[26] als Glücksfall. Kehr, Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für deutsche Geschichte und Vorsitzender der Zentraldirektion der *Monumenta Germaniae Historica*, hatte bereits die Jahre 1903 bis 1915 als Leiter des Preußischen Historischen Instituts in Italien verbracht und verfügte über exzellente Kontakte in die italienische Gelehrtenwelt, unter anderem zu Benedetto Croce und Pietro Fedele, genauso wie zum Heiligen Stuhl und zur preußischen Regierung. Unter seinen deutschen Kollegen hatte er sich mit seinem Einsatz für die Reorganisation der Institute allerdings nicht nur Freunde gemacht.[27]

---

[23] Vgl. D. Tesche, Ernst Steinmann und die Gründungsgeschichte der Bibliotheca Hertziana in Rom, Veröffentlichungen der Bibliotheca Hertziana in Rom, München 2002, S. 142f.

[24] R. Elze, Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, in: R. Elze/A. Esch (Hg.), Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, Tübingen 1990, S. 1–31, hier S. 17.

[25] L. Wickert, Beiträge zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1879 bis 1929, mit einem Anhang von C. Börker, Das Deutsche Archäologische Institut in Rom. Geschichte und Dokumente 2, Mainz 1979, S. 76f.

[26] Siehe hierzu A. Esch, Die Lage der deutschen wissenschaftlichen Institute in Italien nach dem Ersten Weltkrieg und die Kontroverse über ihre Organisation. Paul Kehrs „römische Mission" 1919/20, QFIAB 72 (1992) S. 314–373.

[27] Schon vor dem Krieg hatte Kehr das Ziel verfolgt, die Auslandsinstitute orga-

Kehr war in seiner *römischen Mission* für Hassells Aufgabe von zentraler Bedeutung. Hassell konnte in den wesentlichen Fragen auf die Unterstützung des kantigen Historikers zählen und schätzte ihn nicht zuletzt als kongenialen Gesprächspartner. Gemeinsam mit Hassell wandte sich Kehr gegen eine allzu konziliante Haltung in der Eigentumsfrage. Beide widersetzten sich dem Drängen einiger Delegationsmitglieder, unter anderem Herffs und des Generalsekretars Hans Dragendorff,[28] der italienischen Seite im Streit um die Bibliothek des Archäologischen Instituts entgegenzukommen.[29] Daß das Ziel, die deutschen Auslandsinstitute wiederherzustellen, weitgehend erreicht werden konnte, war schließlich in erster Linie der Unterstützung des italienischen Unterrichtsministers Benedetto Croce zu verdanken, wurde aber auch durch den von Kehr vorangetriebenen Entschluß erleichtert, in Berlin ein italienisches Forschungsinstitut einzurichten.[30]

Da Hassell bereits unter Herffs Verantwortung einen Großteil der Geschäfte selbst wahrnahm, kam ihm in den Verhandlungen eine wichtige Rolle zu. Als Herff am 30. Mai 1920 überraschend starb, wurde dem Botschaftsrat Hassell die Leitung der Botschaft anver-

---

nisatorisch enger zu verknüpfen, wobei dem Historischen Institut die leitende Funktion zuwachsen sollte, vgl. Esch (wie Anm. 26) S. 328–331. Kehrs Konflikte mit den Institutsleitungen – in erster Linie mit dem Direktor der Hertziana, Steinmann – setzten sich auch zur Zeit von Hassells Romaufenthalt fort. *Er [Steinmann] erfreute sich der tiefsten Abneigung Kehrs, der ihn für einen schleimigen Weichling erklärte, während Steinmann Kehr als durchtriebenen Fuchs und großen Egoisten betrachtete. Es war oft spaßhaft genug, hintereinander den einen über den anderen zu hören.* Hassell (wie Anm. 14) S. 227.

[28] Ebd., S. 232.

[29] Vgl. dazu Kehrs für das Auswärtige Amt, Reichsinnenministerium, das Preußische Staatsministerium und das Preußische Kultusministerium bestimmten Bericht: *[Herff] lag vor allem daran, möglichst bald einen würdigen Ersatz für den uns fortgenommenen [Palazzo] Caffarelli zu erlangen, und er erschien nicht abgeneigt zu sein, auf die von der Consulta dafür vorgeschlagene Zession der Archäologischen Institutsbibliothek einzugehen, während der Botschaftsrat Herr v. Hassell sich meiner Auffassung anschloß, wie er auch weiterhin mich energisch und entschlossen unterstützt hat.* Bericht Paul Kehrs vom 6.8.1920, in: Esch (wie Anm. 26) S. 349–369, hier S. 355.

[30] Ebd., S. 242f.

traut. Die gestaltende Rolle des Missionschefs lag Hassell sehr und entsprach zudem seinem Selbstverständnis, so daß er den Dienstantritt von Herffs Nachfolger Berenberg-Gossler am 1. Oktober 1920 als abruptes Ende erfuhr und sich bald schon im Gegensatz zu dem fachlich deutlich weniger kompetenten, gleichwohl ihm vorgesetzten Diplomaten wiederfand. Die seit den Anfängen der Weimarer Republik nie verstummte Nachrede der nicht hinreichenden Republiktreue mußte als Argument dienen, um 1921 die Abberufung Hassells von seinem römischen Posten herbeizuführen.

Die hier veröffentlichten Aufzeichnungen Ulrich von Hassells sind im unmittelbaren Rückblick auf seine Zeit in Rom zu Ostern 1922 in Barcelona formuliert worden. Der Aufenthalt in Rom in den Jahren 1919 bis 1921 stellte sich für Hassell dabei als geschlossenes Ganzes dar. Der Charakter der Aufzeichnung ist unverkennbar privater Natur. Dies ändert indes nichts daran, daß die Grundlinie einen rechtfertigenden Charakter hat. Hassell schmerzte vor allem, daß er seine Aufgabe in Rom nicht zu Ende führen konnte und die gestaltende Tätigkeit als Geschäftsträger auf einen sehr kurzen Zeitraum begrenzt blieb. Die Versetzung als Generalkonsul nach Barcelona war keine Beförderung, zumal Barcelona als Dienstposten mit Hassells Antritt auf ein Generalkonsulat II. Klasse zurückgestuft worden war.[31] Hassell hatte dies so empfunden und gegenüber der Personalabteilung des Auswärtigen Amtes scharf gegen die *Bloßstellung und Zurücksetzung* protestiert.[32] Es ist bezeichnend für Hassells Amtsverständnis, daß er sich dennoch mit einem trotzigem „Jetzt erst recht" in die neue Aufgabe einfügte: *Mein dienstliches Leben hatte ich vom ersten Tage an unter die Parole gestellt, Barcelona zum besten Generalkonsulat zu machen. Ich wollte zeigen, vor allem auch mir selbst, daß ich, ohne mich durch Bitterkeit über Rom stören zu lassen, ohne Rück-*

[31] Hassell wurde am 4. März 1921 zum Generalkonsul in Barcelona ernannt und trat das Amt am 21. März an. Zu seiner Tätigkeit in Spanien siehe G. Schreiber, Ulrich v. Hassell, Generalkonsul in Barcelona. Spanisch-deutsche Wirtschaftsbeziehungen nach dem ersten Weltkrieg, in: Spanische Forschungen der Görresgesellschaft. 1. Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, Bd. 11, Münster 1955, S. 235–248.

[32] Hassell an Rümelin, 18. Februar 1921, PA-AA Personalakte Ulrich von Hassell, Bd. 2.

sicht auf innere Politik und ohne Unterschied, ob ich politisch oder konsularisch verwendet würde, dem Reich meinen Mann stände. Dadurch, daß ich mich ganz auf diesen Gedanken konzentrierte, ist es mir leichter geworden, mich in Barcelona zu finden und einzugewöhnen als Ilse, der die banausische, charakterlose Handelsmetropole nach Rom zuerst natürlich sauer wurde.[33]

Die hier veröffentlichten Aufzeichnungen sind nicht Hassells einzige Äußerungen über seine Zeit als Botschaftsrat und Geschäftsträger a. i. in Rom. Auch in seinen in der Gestapohaft niedergeschriebenen „Gefängniserinnerungen" geht Hassell auf diesen Zeitabschnitt ein.[34] Dieser Bericht wurde im zeitlichen Abstand von über zwanzig Jahren zu den hier vorgelegten Aufzeichnungen und unter den existentiellen Bedrohungen der Inhaftierung niedergeschrieben. Er ist in seinen Urteilen zwar weniger prononciert als die hier veröffentlichten Notizen, enthält aber doch auffallend viele Überschneidungen. Dies belegt zum einen das ausgezeichnete Erinnerungsvermögen, mit dem Hassell selbst unter den schwierigen Bedingungen der Gefängniszelle zu ähnlichen Einschätzungen gelangte wie im unmittelbaren Rückblick. Zum anderen bestätigt es einmal mehr, wie urteilsstark Hassell seine diplomatische Aufgabe verstanden hat, wie überhaupt Treffsicherheit und Entschiedenheit der bisweilen auch sehr scharfen Einschätzungen als Charakteristikum aller Hassell-Tagebücher gelten kann. Darüber hinaus zeigt die ausführliche Berücksichtigung der römischen Mission und ihres Endes in den „Gefängniserinnerungen", wie sehr die Gedanken an jene Jahre und die als solche empfundene Demütigung seines Abgangs Hassell zeitlebens geprägt und geschmerzt haben. Aufgrund der zeitlichen Nähe und ihres Charakters als private Aufzeichnung sind die hier vorgelegten Notizen gegenüber den Gefängniserinnerungen in ihrem Quellenwert höher zu bewerten.

Die Tagebücher Ulrich von Hassells haben den Krieg an unterschiedlichen Orten überdauert.[35] Für die vorliegende Edition ist das

---

[33] „Braunes" Tagebuch, Eintrag o. D. [1921], MS S. 98, NL Hassell.

[34] Vgl. Hassell (wie Anm. 14) S. 218ff.

[35] Während die erstmals 1946 publizierten Tagebücher der Jahre 1938–1944 teils aus Sicherheitsgründen während der Kriegsjahre in die Schweiz transportiert und dort von Verwandten verwahrt wurden sowie teils in Ebenhausen im Garten vergraben waren, sind das im Familiensprachgebrauch sogenannte

Originaltagebuch sorgfältig in Maschinenschrift übertragen worden. Das seit 1911 geführte Tagebuch, in den frühen Jahren eher eine Art Familienchronik, wurde von den beiden Eheleuten gemeinsam geschrieben. Ilse von Hassell hatte bereits zu Lebzeiten Ulrichs immer wieder für sich das Recht in Anspruch genommen, in dessen Texte hineinzuredigieren. Dies entsprach ihrem Rollenverständnis, und daraus leitete sie später bei der Edition der Hassell-Tagebücher das nicht unproblematische Recht ab, auch in die Edition der nachgelassenen Aufzeichnungen eingreifen zu dürfen. Der hier veröffentlichte Auszug kann indes eindeutig Ulrich von Hassell zugeordnet werden. Orthographie- und Interpunktionsfehler wurden stillschweigend verbessert, ansonsten aber wurden Spracheigentümlichkeiten des Verfassers belassen.

„braune" und das „grüne" Tagebuch aus den Jahren 1911–1932 und 1936–1938 in der Hassellschen Bibliothek in Ebenhausen versteckt gewesen.

ANHANG

17. IV. 1922 (Barcelona, Ostermontag)

Vor einem Jahr habe ich Rom verlassen.[36] Vielleicht genügt dieser Zeitraum, besonders wenn man ihn südlich der Pyrenäenwand verbracht hat, um einen Rückblick auf die römische Episode zu ermöglichen. Deutsche Interessen nach dem Zusammenbruch zu vertreten, ist kein Spaß, und war es noch weniger Ende 1919. Es war wenig Ruhm und Dank dabei zu holen. Trotzdem habe ich gern in Rom gearbeitet; ich glaube nicht, daß der Hauptgrund dafür der „römische Zauber" oder, wie Herff[37] es nennt, das „römische Fieber" war, sondern das Entscheidende war, daß ich mich in meiner Tätigkeit in meinem Elemente fühlte. Dazu kam, daß ich nach dem Berliner Parteibetriebe, in dem damals das, was ich wollte, doch noch nicht durchzusetzen war, aufatmete, wieder allgemeine deutsche Interessen ohne Beimengung parteipolitischer Gesichtspunkte vertreten zu können. Das Wort „gern" läßt sich auf mein Arbeiten im übrigen eigentlich nur während der Mittelperiode von April bis Ende September 1920 anwenden, als ich nämlich selbständig, Geschäftsträger war. Die erste Periode hatte einen eigenen Reiz durch den Umstand, daß die Mission Herff,[38] die inoffiziellen Charakter hatte, in völliger Terra incognita im Nebel ihren Weg suchen mußte. Es handelte sich um ein Herumtasten an der italienischen Mauer, um Tore oder Durchschlüpfe zu finden. Wie wir schon äußerlich nicht in einer Botschaft, sondern, wie versteckt, in den dunklen und

---

[36] *Hassell trat seinen Dienst in Rom am 19. Dezember 1919 an und verließ Rom im März 1921. Seit dem 7. Mai 1920 war Hassell Botschaftsrat, und nach dem Tod Herffs am 30. Mai 1920 als Geschäftsträger ad interim vorübergehend mit der Leitung der diplomatischen Geschäfte beauftragt.*

[37] *Franz von Herff (1857–1920); 1876–1879 Studium in Bonn, Straßburg und Gießen; Eintritt in den hessischen Justizdienst; 1885 Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt; 1886 Attaché in Rotterdam; 1889 Vizekonsul; ab 1890 Konsul in Pretoria; 1897 Generalkonsul; ab 1898 in Mailand; 1906 Generalkonsul in Genua; 1915 Versetzung in den einstweiligen Ruhestand; 1919 zunächst im Weimarer Büro des Auswärtigen Amtes; ab November 1919 in Rom mit dem Auftrag, die wirtschaftlichen Beziehungen zu Italien zu fördern; 1920 deutscher Geschäftsträger beim Quirinal in Rom.*

[38] *Im Herbst 1919 nahm Deutschland die diplomatischen Beziehungen zu den bisherigen Feindmächten wieder auf; die einzige Ausnahme stellte Italien dar, da es sich während des Krieges des deutschen Botschaftsgebäudes bemächtigt hatte. Daher wurde lediglich eine „Mission" nach Rom entsandt, deren Chef zwar faktisch ein Geschäftsträger war, aber formell nicht als solcher behandelt wurde.*

engen Gelehrtenstübchen der Bibliotheca Hertziana[39] saßen, so führte auch sachlich die Mission ein schwer definierbares, mystisches Dasein. Amtlich nahm die deutschen Interessen noch die Schweizer Gesandtschaft, d.h. Herr Wagnière,[40] Exredakteur des Journal de Genève, ein zweifelloser Feind Deutschlands, wahr, von dem nichts über das Maß des offiziell-unvermeidlichen an Unterstützung zu erwarten war. Der Sekretär, Herr v. Sonnenberg,[41] ein Luzerner, war liebenswürdig und gab sich als Deutschenfreund, es war aber nicht weit her damit, und in der ganzen Gesandtschaft hörte man, außer wenn wir gerade da waren, nie ein deutsches Wort. Auf italienischer Seite machte man es Herff nicht leicht. Man ließ ihn nicht ordentlich heran. Obwohl die Entsendung der Mission auf italienische Anregung erfolgt war,[42] gab man zu verstehen, man wüßte eigentlich nicht recht, was sie wollte und sollte. Vielleicht war die Initiative des Handelsministeriums der Consulta[43] nicht bequem, die nach Paris und London schielte. Vor allem aber hatte wohl verschnupft, daß nicht ein unauffälliger Delegierter gekommen war, sondern eine ganze Kommission. Denn Herff hatte fast ein halbes Dutzend wirtschaftliche Sachverständige mitgebracht, die sich in der Tat im Laufe der Zeit fast alle als überflüssig, zum Teil als schädlich erwiesen. Zum Minister des Ausw[ärtigen] drang Herff kaum vor, der U[nter]St[aatssekretär] Sforza[44] behandelte ihn von oben herunter; man wies ihn an einen einflußlosen Direktor

---

[39] *Die Bibliotheca Hertziana, hervorgegangen aus der Stiftung von Henriette Hertz, wurde 1913 als Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (heute Max-Planck-Gesellschaft) für die Erforschung der italienischen Kunst der Nachantike und insbesondere der Renaissance und des Barock in Rom eröffnet. Da das Botschaftsgebäude beschlagnahmt war, hatte Herff entschieden, die Geschäfte übergangsweise von Räumen der Hertziana aus zu führen. Hassell (wie Anm. 14) S. 227.*

[40] *Georges Wagnière (1862–1948), Schweizer Diplomat; Jurastudium an den Universitäten Lausanne, Leipzig und Pisa; Mitarbeiter im Justizdepartement; 1896 Vizekanzler der Konföderation; 1908 Leiter des Journal de Genève; 1918–1936 Gesandter der Schweiz in Rom.*

[41] *Theoring von Sonnenberg (1883–1931), Schweizer Diplomat; Legationsrat an der schweizerischen Botschaft in Rom.*

[42] *Der italienische Bevollmächtigte Giuseppe Volpi hatte im August 1919 am Rande der Versailler Gespräche der deutschen Delegation gegenüber geäußert, daß Italien Gespräche mit Deutschland über die künftigen Beziehungen der beiden Länder anstrebe. Muhr (wie Anm. 4) S. 168.*

[43] *Das italienische Außenministerium, damals untergebracht in der Consulta am Quirinal.*

[44] *Carlo Graf Sforza (1872–1952), italienischer Diplomat; 1896–1905 Botschaftssekretär in Kairo, Paris und Bukarest; 1911–1915 Gesandter in*

(Serra[45]) in der Konsulta und wünschte keinen Verkehr zwischen ihm und den anderen Ministerien. Daß man nach 1918 Demütigungen zu erwarten hatte, war klar, und vielleicht war es ganz gut, daß der erste deutsche Vertreter ein so wenig selbstbewußter, etwas subalterner Mann war wie Herff; ein anderer wäre wohl gleich mit großem Krach abgereist. Allmählich aber war es erforderlich, Boden und Position zu gewinnen, und da ergab sich für mich sehr bald die unangenehme Situation, daß ich mich bezüglich der Taktik und des Auftretens sehr häufig im Gegensatz zu meinem Chef befand, ein Gegensatz, der nach außen nicht sichtbar wurde, gerade darum aber in falschen Proportionen durchschimmerte und durchsickerte, folglich die Sache schädigte und mir das Arbeiten zeitweise umso unleidlicher machte, als ich einerseits den guten und glühend eifrigen Herff, meinen alten Genueser Chef,[46] persönlich verehrte, andererseits sogar von Direktor Schüler[47] aus dem A[uswärtigen] A[mt] zur ungeschminkten Äußerung (über meinen Vorgesetzten!) aufgefordert wurde. Der einzige Mann, mit dem ich mich in diesen persönlichen und sachlichen Fragen verstand, war Geh[eim] Rat Kehr,[48] der wegen der deutschen wissenschaftlichen Institute mit mir zusammen nach Rom gekommen war,[49] ein

China, Serbien und in der Türkei; 1919–1920 Unterstaatssekretär im Außenministerium; 1920–1921 Außenminister.

[45] *Carlo Filippo Serra (1856–?), italienischer Diplomat; Direktor der handelspolitischen Abteilung des italienischen Außenministeriums.*

[46] *Herff war von 1906–1915 Generalkonsul in Genua gewesen.*

[47] *Edmund Schüler (1873–1952); 1900 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1916–1919 Geheimer Legationsrat und darauf 1919–1920 Wirklicher Geheimer Legationsrat im Auswärtigen Amt, Leiter der Abteilung I (Personalien und Verwaltung).*

[48] *Paul Fridolin Kehr (1860–1944); nach Geschichtsstudium in Göttingen und München 1883 Promotion; 1884–1888 Mitarbeiter bei den* Monumenta; *1893 außerordentlicher Professor für Mittelalterliche Geschichte in Marburg; 1895 Ordinarius in Göttingen; 1903 Leiter des Preußischen Historischen Instituts in Rom; 1915–1929 Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive; 1919–1936 erneut Leiter des Preußischen Historischen Instituts. Eine umfassende Biographie Kehrs fehlt noch. Nützliche Anhaltspunkte finden sich in R. Elze/H. Fuhrmann, Paul F. Kehr – Zugänge und Beiträge zu seinem Wirken und zu seiner Biographie, in: Deutsches Historisches Institut in Rom (Hg.), Paul F. Kehr. Zugänge und Beiträge zu seinem Wirken und zu seiner Biographie. Veranstaltung zum 60. Geburtstag von Arnold Esch am 20. Mai 1996, Rom 1996, S. 7–34.*

[49] *Kehr hatte ursprünglich beabsichtigt, die Hertziana, das Deutsche Archäologische und das Preußische Historische Institut zusammenzulegen, was jedoch vom Auswärtigen Amt abgelehnt worden war, vgl. Tesche (wie Anm. 23) S. 146.*

scharfsinniger, energischer (allerdings ziemlich brutal egoistischer) Kerl, mit dem etwas anzufangen war. In taktischer Beziehung befand er sich in einem analogen Gegensatz zum Prof. Steinmann[50] von der Bibl[iotheca] Hertziana, einer Persönlichkeit, die von der seinen wie Feuer und Wasser verschieden war, liebenswürdig, charmant, aber intrigant und weichlich. Sonnabend Abend flüchtete ich mich fast regelmäßig nach der Villa Falconieri, wo Kehr hauste,[51] und ließ dort am Kamin die römischen Dinge Revue passieren, so wie ich übrigens nachher auch im Sommer, als Frau Kehr gleichfalls gekommen war, fast jeden Sonntag in diesem phantastisch schönen Märchenschloß zugebracht und beim Frascati die Sorgen des Dienstes verscheucht habe.

Die drei Fragen,[52] um die es sich für die Mission Herff handelte – Freigabe des deutschen Eigentums,[53] Ersatz für Caffarelli[54] und Rückgabe der archäologischen Bibliothek[55] – rückten kaum vorwärts. In letzterer Beziehung war Herff auf italienische Einflüsterung wiederholt zum Nachgeben in Gestalt von Kompromißlösungen bereit, meist unterstützt von Steinmann, be-

---

[50] *Ernst Steinmann (1866–1934), Kunsthistoriker, Spezialist für Botticelli und Michelangelo und erster Direktor der Bibliotheca Hertziana; Studium der Theologie, Kunstgeschichte und der klassischen Altertumswissenschaften in Tübingen, Rostock und Leipzig; 1899 Untersuchung der Sixtinischen Kapelle; 1903–1911 Direktor des Großherzoglichen Museums in Schwerin; 1911–1934 Direktor der Bibliotheca Hertziana in Rom. Steinmann hatte 1919 die Rückgabe des Palazzo Zuccari und die Wiedereröffnung der Bibliotheca Hertziana erreicht. Zu Steinmann siehe Tesche (wie Anm. 23) sowie den Band: Reden gehalten bei der Trauerfeier für Ernst Steinmann im Goethesaal des Kaiser Wilhelm-Institutes für Kunst- und Kulturwissenschaft, Bibliotheca Hertziana am 10. Januar 1935, Leipzig 1935.*

[51] *Kehr war seit 1911 Administrator der Villa Falconieri, welche der Bankier Ernst von Mendelssohn dem Kaiser zur Unterbringung deutscher Künstler und Gelehrter geschenkt hatte, vgl. Elze (wie Anm. 24) S. 15.*

[52] *In seinen Haftaufzeichnungen nennt Hassell ein weiteres Ziel: Die Förderung der wirtschaftlichen Beziehungen, die den Weg für verbesserte politische Beziehungen ebnen sollten, vgl. Hassell (wie Anm. 14) S. 225.*

[53] *Es ging in erster Linie um Privateigentum, das im Laufe des Krieges beschlagnahmt worden war.*

[54] *Im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol war bis 1916 die deutsche Botschaft untergebracht. Nach der italienischen Kriegserklärung an Deutschland wurden sowohl das Botschaftsgebäude als auch die Räumlichkeiten des Preußischen Historischen Instituts und des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kunstgeschichte enteignet.*

[55] *Der Hauptanteil der Bücher war in die Engelsburg verbracht worden, vgl. Hassell (wie Anm. 14) S. 225.*

kämpft von Kehr (der übrigens auch einmal unter dem Eindruck pessimistischer Mitteilungen Herffs in einer Sitzung, an der auch Pater Ehrle[56] teilnahm, weicher wurde) und mir, die wir eine akute Gefahr nicht anerkannten und die Verkoppelung mit der Botschaftsfrage ablehnten. Der nette Generalsekretär Dragendorff[57] kam auf lange Wochen nach Rom, ohne daß es aber damals zur Entscheidung gekommen wäre. In der Botschaftsangelegenheit erreichte Herff mit Hilfe des uns wohlgesinnten Grafen Barbaro[58] (von der Consulta), daß wir das Gemeindehaus von der Ev. Kirche als vorläufigen Sitz freibekamen, und später versprach ihm der mit Worten freigiebige Nitti[59] den Palazzo Vidoni, um kurz danach auf Zeitungsangriffe hin sofort einen Rückzieher zu machen. In der Eigentumsfrage endlich, in der Herff aufopfernd arbeitete, wurde er von Nitti und seinen Leuten in unendlichen Besprechungen ohne positive Ergebnisse an der Nase geführt. Es war daher nur richtig, daß H[erff] auch an andere Wege dachte, insbesondere die Verbindung mit katholischen und sozialistischen Parlamentariern. Unter dem Einfluß des in Fragen der äußeren Politik unerfahrenen, zwar wohl deutsch-gesinnten, aber durch die Parteischablone eingeengten „Sozialattachés" Sassenbach[60] machte er aber

---

[56] *Franz Ehrle (1845–1934), Kurienkardinal und Leiter der Vatikanischen Bibliothek; im Jesuitenorden seit 1861; 1876 Priesterweihe in England; ab 1880 in Rom, dort Studien über Paläographie und mittelalterliche Scholastik; 1890 außerordentliches Mitglied des „Congresso del Vaticano"; 1895–1914 Präfekt der Vatikanischen Bibliothek; 1917 Schriftleiter der „Stimmen der Zeit"; 1918 Dozent am päpstlichen Bibelinstitut; 1922 Ernennung zum Kardinal; ab 1929 Bibliothekar und Archivar der römischen Kirche.*

[57] *Hans Dragendorff (1870–1941), Archäologe; 1898 Professor in Basel; 1902–1911 Direktor der Römisch-Germanischen Kommission (Zweiganstalt des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom) in Frankfurt; 1911–1922 Generalsekretar des Deutschen Archäologischen Instituts; ab 1922 Professor in Freiburg/Br.*

[58] *Francesco Barbaro (1883–?), italienischer Diplomat; 1908 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; Stationen in Konstantinopel, Wien und St. Petersburg; Kabinettssekretär des italienischen Außenministers bis Juni 1920; 1923–1925 Gesandtschaftsrat in Prag; 1925–1926 Generalkonsul in München; 1931 Ruhestand.*

[59] *Francesco Nitti (1868–1953); 1919–1920 italienischer Ministerpräsident.*

[60] *Johann Sassenbach (1866–1940), gelernter Sattler; begründete 1896 die Zeitschrift Der Sozialistische Akademiker, die später mit den Sozialistischen Monatsheften zusammengelegt wurde; 1902–1922 Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands; Mitbegründer der Berliner Volkshochschule; 1919 Herff als deutscher Sozialattaché in Rom zugeteilt; ab 1920 in Rom; dort in den Monaten April, Mai und September bis*

gegen mein dringendes Abraten letzteres leider in unmöglicher Form, indem er [Herff] sich nämlich selbst zu einer sozialistischen Tagung nach Mailand begab und dort die Fühlung derart aufnahm, daß es sofort bekannt wurde. Es entstanden für ihn (und zeitweise auch den Grafen Barbaro, mit dem er vertraulich gesprochen hatte, der aber natürlich niemals ein solches Verfahren im Auge gehabt hatte) die größten Unannehmlichkeiten. Ich mußte ihn auf Anweisung des A[uswärtigen] A[mts] sofort aus Mailand zurückrufen,[61] worauf er psychisch erledigt und körperlich krank zurückkehrte, um 4 Wochen später als Opfer seines Eifers bei einer für ihn unmöglichen Aufgabe zu sterben. Meine persönlich gute und dankbare Erinnerung an ihn werde ich umso treuer bewahren, als er noch im März 1920 mir einen solchen Beweis loyaler und freundlicher Gesinnung bei Gelegenheit des Kapp[62]-Putsches gegeben hatte. Kapp, dem ich, solange ich in Berlin war, wiederholt dringend widerraten hatte, einen Putsch zu unternehmen, weil ich die Voraussetzungen nicht für gegeben, vor allem aber ihn nicht als geeignet ansah, wollte schon damals meine Mitwirkung als Chef der Reichskanzlei. Im März telegraphierte er mir noch an dem berühmten Sonnabend des Putsches, ich möchte sofort kommen. Trotz meines geringen Zutrauens zu seinen staatsmännischen Gaben hatte ich doch so etwas wie Deserteurempfindungen bei dem Gedanken, einfach in Rom zu bleiben.[63] Herff beriet mich in diesen Tagen in uneigennütziger Weise. Nachher überstürzten sich die Ereignisse und schalteten eine Befolgung der Kapp'schen Aufforderung aus. Das Haniel'sche[64] Telegramm über die

---

Dezember tätig; 1921 Sozialsachverständiger im Dienste des Auswärtigen Amtes; 1922–1927 Sekretär des Internationalen Gewerkschaftsbunds in Amsterdam, 1927–1931 dessen Generalsekretär.

[61] *Eine weitere Darstellung dieses Vorfalls findet sich bei Hassell (wie Anm. 14) S. 233f.*

[62] *Der von Wolfgang Kapp (1858–1922), Generallandschaftsdirektor in Königsberg, und General Walther von Lüttwitz am 13. März 1920 unternommene Putschversuch gegen die Reichsregierung brach aufgrund der mangelnden Unterstützung der Beamtenschaft und eines Generalstreiks nach nur vier Tagen zusammen. Die enge Beziehung geht auf die Zeit zurück, in der Hassell und Kapp gemeinsam die Deutsche Vaterlandspartei gründeten.*

[63] *Vgl. die Haftaufzeichnungen von Hassells: Hassell (wie Anm. 14) S. 231f.*

[64] *Edgar Haniel von Haimhausen (1870–1935); nach Jurastudium in Bonn und Berlin 1900 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; Stationen in Brüssel, Paris, Konstantinopel, Rio de Janeiro; 1907 Athen; 1911 London; danach bis 1917 in Washington; 1918/19 Mitglied der Weimarer Nationalversammlung, Teilnahme an den Versailler Friedensverhandlungen; 1920 Staatssekretär im Auswärtigen Amt in Berlin; 1923–1930 Vertreter der Reichsregierung in München.*

Stellungnahme des A[uswärtigen] A[mtes], das gleichzeitig mit dem Kapp'schen eintraf, war übrigens so zweideutig abgefaßt, daß man annehmen konnte, Haniel habe sich Kapp untergeordnet. Die Nachricht vom Putsch kam nach Rom gerade in dem Augenblick des ersten deutschen evangelischen Gottesdienstes Sonnabend Abend, die beiden Telegramme brachte mir Herff am Sonntag morgen nach der Villa Falconieri.

Nach Herffs Tode wurde ich, wie ich annehme, vom A[uswärtigen] A[mt] „schweren Herzens" wegen meiner nicht einwandfrei demokratischen Persönlichkeit, zum Geschäftsträger ernannt und übergab dem Minister des Äußern, dem glatt-liebenswürdigen, diplomatisch undurchsichtigen Grafen Sforza, Mann einer belgischen Frau und Freund einer nicht kleinen Anzahl anderer Damen französischer oder polnischer Nationalität, mein Beglaubigungsschreiben. Ich habe ihn noch häufig und nicht ungern besucht, da er klug, gewandt und mir gegenüber in der Form einwandfrei war. Unser und mein Freund war er schwerlich, aber wohl abgesehen von einer starken Neigung zu Paris überhaupt ohne große politische Grundsätze. Der U[nter]-St[aatssekretär] March[ese] Saluzzo,[65] ein liebenswürdiger, vornehmer Offizier, war ohne politische Bedeutung. Lago,[66] der Direktor der in Frage kommenden Abteilung, klug und tüchtig, aber, wie ich glaube, durchaus kein Freund Deutschlands, und auch meiner nicht. Barbaro, im Kabinett des Ministers, war der Mann, mit dem Politik zu machen war. Überzeugt von der Interessengemeinschaft Deutschlands und Italiens, vornehm und politisch geschult, tat er für sein Ideal und damit für uns, was in seinen Kräften stand. Sein Nachfolger Roddolo[67] war von derselben Gesinnung, aber ein verhältnismäßig kleiner Mann.

Meine Arbeit wurde durch mehrere Umstände stark beeinträchtigt: erstens durch die teilweise verfehlte Vorarbeit Herffs. Zweitens durch den gänzlichen Mangel an fähigen Mitarbeitern; unter meinen Sekretären waren [sic] niemand, dessen Rat oder Hilfe mir sachlich wirklich hätte nützen können. Thomas[68] war ein tüchtiger, aber subalterner, völlig unpolitischer Beam-

---

[65] *Marco di Saluzzo di Paesana (1866–1928); Oberst im Libyen-Krieg; 1919 Senator; Juni-November 1919 Unterstaatssekretär für Militärhilfe und Kriegspensionen; Juni 1920–Juli 1921 Unterstaatssekretär im Außenministerium.*

[66] *Mario Lago (1878–1950), italienischer Diplomat; 1906 außerordentlicher Sekretär des Kolonialrates; 1908 Legationssekretär; 1914–1918 Leiter der Gesandtschaft in Tanger; 1919 Gesandter in Prag; 1920 Generaldirektor für den Bereich Europa und östlicher Mittelmeerraum.*

[67] *Marcello Roddolo (1884–?), italienischer Diplomat; 1920 Kabinettschef; 1924 Legationssekretär; 1927 Legationsrat; 1936 Ruhestand.*

[68] *Wilhelm Thomas (1880–1948); 1900–1903 Jurastudium; 1907–1908 Tätigkeit im väterlichen Betrieb; 1908 Regierungsassessor im hessischen*

ter, Stiller[69] ein Künstler ohne Vorbildung und Erfahrung auf dienstlichem Gebiet, allerdings vorzüglich im Italienischen und brauchbar auf kulturellem Gebiet. Der freiwillige Pressemann, H. v. Borosini,[70] nett und willig, aber unklar und unbedeutend. Theo von Tucher,[71] ein rührend anhänglicher, gesellschaftlich geschulter Adjutant, aber nicht mehr. Vorzügliche mittlere Beamte wie Reisinger[72] und Klee[73] konnten das Fehlende ebenso wenig ersetzen wie der anständige, aber unzureichende kaufmännische Vizekonsul.[74]

Staatsdienst; 1912 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; bis Mai 1915 beim Generalkonsulat Genua; ab November 1919 der Mission des Generalkonsuls von Herff in Rom zugeteilt; August 1920 Gesandtschaftsrat II. Klasse bei der Botschaft in Rom; 1921 Konsul in Genua; 1927 Konsul in Tunis, ab 1928 Generalkonsul; 1936–1945 Gesandter in Bangkok.

[69] *Bruno Hans Hermann Stiller (1885–1959); 1904–1906 Architekturstudium an der TH Berlin; 1906–1910 künstlerisches Studium an der Akademie Karlsruhe; 1914 Kriegsteilnahme; 1919 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1919–1921 Legationssekretär in Rom; 1921–1934 Wahl-Konsul in Florenz; 1933 Beitritt zur NSDAP; Mai-Juni 1933 Begleitung von Goebbels auf dessen Italienreise; 1934–1937 Konsul in Kapstadt; 1937 Gesandtschaftsrat in Pretoria und Landesgruppenleiter der Auslandsorganisation der NSDAP für Südafrika; 1940 der deutschen Botschaft in Rom (Quirinal) zur weiteren Beschäftigung zugeteilt; 1943 Einberufung zum Kriegsdienst als Leutnant der Marine; 1944 Kapitänleutnant.*

[70] *Victor Ritter Borosini von Hohenstern (1872–?); 1899–1905 Studium von Jura und Staatswissenschaften in Genf und Berlin; 1914–1919 Militärdienst, seit Oktober 1914 in britischer, dann in französischer Kriegsgefangenschaft; 1918 Militärattaché an der Gesandtschaft in Bern; April 1920-Januar 1922 Pressereferent an der Botschaft Rom, bis September 1920 ehrenamtlich; 1922 Handelsattaché in New Orleans.*

[71] *Theodor Freiherr Tucher von Simmelsdorf (1888–1967); 1918 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1920–1921 Legationssekretär in Rom; 1921 Versetzung in die Zentrale.*

[72] *Heinrich Reisinger (1886–1948); 1901–1907 Gehilfe bei der Großherzoglich Hessischen Bezirkskasse in Reinheim; 1909 Eintritt in den Auswärtigen Dienst, Tätigkeit am Generalkonsulat Mailand; 1912 Konsulatssekretär; 1918 Legationskassenbuchhalter; 1920 Botschaftskanzler an der deutschen Botschaft in Rom, 1939 Konsul.*

[73] *Eugen Klee (1887–1956); 1907–1914 Jurastudium in Lausanne, München, Halle und Berlin; 1914 Eintritt in den preußischen Justizdienst; 1919 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1926–1928 Konsul in New York; 1931–1936 Botschaftsrat an der deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl; 1936–1942 Gesandter in Quito/Ecuador.*

[74] *Paul Noggerath (1890–?); kaufmännische Ausbildung und Tätigkeit in*

Die einzigen, mit denen ich politische Dinge besprechen konnte, waren Kehr, wenn er gerade mal in Rom war, und vor allem der Botschafter am Vatikan, Herr v. Bergen,[75] ein kluger, überlegter, erfahrener und zugleich vornehm denkender, sehr ruhiger Mann, dessen Rat mir stets wertvoll war. Sein Sekretär Jordan,[76] ein ganz netter Kerl, aber Snob, typisch „Bethmann"[77] und unaufrichtig. Das zweite Hindernis waren die deutschen Landsleute, von denen einige wie Bülow[78] aus Eitelkeit oder anderen Motiven intrigierten, andere in begreiflicher Sorge um ihr Eigentum das nötige Verständnis für die Schwierigkeiten der Lage nicht aufbrachten, die dritten, nämlich die Pressevertreter, zum großen Teil nicht mehr sachlich, sondern nur noch persönlich denken konnten oder wie der unreife und eitle Passarge,[79] Bernhards[80] pet, aus Albernheit oder schlimmeren Motiven die deutsche Vertretung, statt sie

---

Hamburg, Dresden, Genua, Ägypten, Magdeburg, London und Hannover; 1915 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; Vizekonsul in Stockholm; Nov. 1919 Mitglied der Deutschen Kommission zur Wiederanknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen mit Italien; 1920–1921 an der Botschaft in Rom; 1921 AA, Abt. XII (Außenhandel), Ref. A 12 (Handelsarchiv).

[75] *Carl Ludwig Diego von Bergen (1872–1944); 1895 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1906–1911 preußischer Gesandter in Rom (Vatikan); 1911–1914 Geschäftsträger in Luxemburg; 1919 Dirigent der Abteilung IA (Politik); Mai 1919 preußischer Gesandter in Rom (Vatikan); 1920–1943 Botschafter am Vatikan.*

[76] *Christian Walter August Jordan (1886–1960); 1907–1910 Jurastudium in Berlin; 1910 Eintritt in den preußischen Justizdienst; 1912 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1914–1916 Militärdienst; 1919–1922 Legationssekretär an der deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl; 1923 Versetzung in den einstweiligen Ruhestand.*

[77] *Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921), von 1909–1917 Reichskanzler, galt im Kaiserreich als Inbegriff des entschlußschwachen Politikers („Hamlet von Hohenfinow"). Hassell hatte 1917 seinen Schwiegervater Tirpitz in dessen Ambitionen auf die Nachfolge Bethmann Hollwegs unterstützt.*

[78] *Bernhard von Bülow (1849–1929); Reichskanzler von 1900–1909; lebte seitdem vorwiegend in Rom (Villa Malta).*

[79] *Karl Passarge (1893–1967); 1912–1919 Offizier; 1914–1918 Kriegsteilnahme; 1919–1930 organisatorische und literarische Tätigkeit; 1931 Regierungsrat bei der „Osthilfe"; 1933 Geschäftsführer des Werberates der Deutschen Wirtschaft.*

[80] *Georg Bernhard (1875–1944); 1903 Handelsredakteur der Berliner Zeitung und der Berliner Morgenpost; 1906 Ausschluß aus der SPD nach Konflikt mit August Bebel; 1908 redaktioneller Leiter und Direktionsmitglied beim Ullstein Verlag; 1914 Chefredakteur der Vossischen Zeitung; 1933 Flucht nach Paris und Gründung des Pariser Tageblatts; 1941 Emigration in die USA.*

zu stützen, herabwürdigten. Ich bin übrigens schließlich mit der Mehrzahl der Presseleute zu einem erträglichen modus vivendi, mit einigen zu einem guten Verhältnis gekommen. Das dritte Hindernis lag in der Heimat; einmal konnte ich ihres Rückhalts niemals sicher sein, weil ich wußte, daß dauernd gegen den der Demokratie verhaßten Mann (auf begehrtem Posten), zugleich den Outsider im Verhältnis zur alten Diplomatie, intrigiert wurde; sodann fehlte aber auch die sachliche Unterstützung. Besonders fühlbar wurde dieser Mangel, als ich mit Hilfe Barbaros und in wiederholten Besprechungen mit Nitti selbst erreicht hatte, daß Italien sich mit einer vertraulichen Fühlungnahme durch einen deutschen wirtschaftlichen Sachverständigen ersten Ranges in Rom vor den 1920 tagenden Reparationskonferenzen einverstanden erklärt hatte. Die Zustimmung war nicht leicht zu erreichen, sie bedeutete sachlich und vor allem grundsätzlich viel. Obwohl die erste Anregung von Berlin ausgegangen war, brach das A[uswärtige] A[mt] nachher im entscheidenden Moment aus, angeblich, weil kein geeigneter Mann da war, und machte damit einen erreichten Erfolg zunichte, zugleich meine Bemühungen, die nach inzwischen erfolgtem Ministerwechsel auch bei Giolitti[81] ein positives Ergebnis gehabt hatten, desavouierend. Bezeichnend war der unsinnige Vorschlag Berlins, statt dessen ausgerechnet in dem kleinen Nest Bozen eine natürlich binnen 15 Minuten aller Welt bekannt werdende Besprechung amtlicher Vertreter beider Regierungen abhalten zu lassen.[82] Das letzte Hindernis endlich war der erwähnte Ministerwechsel, der den zu äußerster Vorsicht der Entente gegenüber gezwungenen[83] Giolitti ans Ruder brachte und mich nötigte, alle persönlichen Bearbeitungen von neuem aufzunehmen. Giolitti, den ich wiederholt sprach, machte einen schon etwas alten, aber durchaus überlegenen, bedeutenden Eindruck. Ansichten gab er kaum von sich; mehr geschah das von Seiten seiner Leute, einschließlich seiner klugen, sympathischen, idealistischen Tochter, Frau Chiaraviglio[84], insbesondere seitens seines U[nter]-

---

[81] *Giovanni Giolitti (1842–1928); in den Jahren 1892–1893, 1903–1905, 1906–1909, 1911–1914 und 1920–1921 italienischer Ministerpräsident.*

[82] *Reichsaußenminister Köster hatte Hassell in einem Telegramm vom 3. Juni 1920 empfohlen, vor Beginn der Konferenz in Spa eine* unauffällige Besprechung mit italienischen Regierungsvertretern etwa in München, Bozen oder Zwischenort oder Schweiz *in die Wege zu leiten. ADAP, Ser. A, Bd. III, Dok. 154, S. 276f.*

[83] *Giolitti hatte sich entschieden gegen den Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg eingesetzt. Seine Wiederwahl konnte deshalb von den Mächten der Entente als Signal für eine politische Annäherung an Deutschland verstanden werden.*

[84] *Enrichetta Chiaraviglio, Tochter Giolittis.*

St[aatssekretär] Porzio[85], der mir das Blaue vom Himmel versprach, aber wenig tat oder erreichte. Facta,[86] der heute in Genua präsidiert, war Finanzminister, ein sympathischer alter Herr, Intimus Giolittis und Freund Deutschlands; er schien mir aber wenig durchgreifend-energisch, wenigstens in unseren Angelegenheiten. Mit den Ministern wäre man im übrigen – einschließlich des in der Eigentumsfrage zuständigen klugen alten Alessio,[87] den ich oft besuchte – wohl eher vorwärtsgekommen, wenn nicht das die deutschen Güter verwaltende Comité[88] gewesen wäre, das teils aus Gaunern, teils aus Bürokraten bestand und allen Fortschritten sich widersetzte. Dazu kam, daß Italien die Auslösung des deutschen Eigentums Ende 1919 überhaupt nur in der Hoffnung auf wirtschaftliche Vorteile von seiten Deutschlands, insbesondere Kohlenlieferungen, zur Erörterung gestellt hatte und nun einsah, daß wir diese Vorteile gar nicht gewähren konnten, folglich an der Auslösung kein unmittelbares materielles Interesse mehr nahm.

Bei dieser ganzen Sachlage ist es, glaube ich, kein ganz kleiner Erfolg, wenn es im Sommer 1920 gelang, das kleine Eigentum bis zu 50000 Lire ohne Gegenleistung freizubekommen und die Versteigerung des großen Eigentums zu verhindern, ferner eine amtliche Zusage der Hergabe eines Ersatzes für den Caffarelli zu erhalten und endlich mit Hilfe des weitblickenden Ministers Croce die Rückgabe der archäologischen Bibliothek zu erreichen.[89]

---

[85] *Giovanni Porzio (1873–1962), Deputierter im italienischen Parlament; Februar–Mai 1920 Staatssekretär im Justizministerium, darauf Staatssekretär im Innenministerium; Juni 1920 Staatssekretär des Regierungschefs (*Presidenza del Consiglio*); 1948 Vizepräsident des Ministerrates (*Vicepresidente del Consiglio*) unter De Gasperi.*

[86] *Luigi Facta (1861–1930), Mitglied des italienischen Parlaments und Publizist; 1903–1905 Staatssekretär für Justiz; 1906–1909 im Innenministerium; 1910–1914 und 1919 Finanzminister; 1920 Vorsitzender des Haushaltsausschusses; Februar bis Oktober 1922 Ministerpräsident; ab 1924 Senator.*

[87] *Giulio Alessio (1853–1940), Professor für Wirtschaftspolitik an der Universität Padua; 1913–1918 Vizepräsident des italienischen Parlaments; darauf bis 1920 Staatssekretär im Finanzministerium; 1920–1921 im Industrie- und Handelsministerium; 1922 im Justizministerium.*

[88] *Gemeint ist das* Comitato per la sistemazione dei rapporti dipendenti dei trattati di pace, *dem u. a. einige Minister und Unterstaatssekretäre angehörten und das die Einigung mit der deutschen Seite zu unterminieren versuchte. Muhr (wie Anm. 4) S. 202.*

[89] *Benedetto Croce, mit dem Kehr zuvor Verbindung aufgenommen hatte, hatte bereits im Mai 1920 ein Schreiben an Ministerpräsident Nitti gerichtet, in dem er die Enteignung der Auslandsinstitute scharf angriff. Nach seiner Ernennung zum Unterrichtsminister unter Giolitti setzte sich Croce weiter*

Bevor ich nun zu meiner dritten römischen Periode komme, noch einige Worte über das diplomatische Corps in Rom. Solange ich Geschäftsträger war, hielt ich mich angesichts der besonderen Situation eines deutschen Vertreters ganz zurück. Ich machte Besuche, gab aber beim englischen (Buchanan)[90] und französischen Botschafter (Barrère)[91] nur die Karte ab, so wie auch Bergen verfahren hatte, zumal ich dem künftigen Botschafter nicht vorgreifen wollte. Der Brasilianer[92] empfing mich besonders liebenswürdig, im roten Schlafrock (um 12 Uhr „weil das Bad nicht früher funktioniere") und dito Pantinen, ein echt römisches Bild im alten Pal[azzo] Doria Pamphili an der Piazza Navona. Ein besonderes Maß von Entgegenkommen zeigte der norwegische Gesandte Scheel,[93] heute in Berlin, der mich aufsuchte, ehe ich ihn besucht hatte, und mir seine Hilfe anbot; seine Frau war Französin. Nette Leute waren die Bulgaren (Mischef)[94] und Holländer (van Royen)[95], Frauen beide Amerikanerinnen. Von den Schweden war, abgesehen von dem gerade abgehenden römischen Inventarstück, dem alten Baron Bildt,[96] der kluge und liebenswürdige Geschäftsträger, Baron de Geer[97] (Mutter Französin) mit sei-

---

für die Rückgabe der Institute ein. Bericht Paul Kehrs vom 6. August 1920 (wie Anm. 29) S. 360–366.

[90] *Sir George Buchanan (1854–1924), britischer Diplomat; 1910–1918 britischer Botschafter in Rußland; 1918–1924 britischer Botschafter in Rom.*

[91] *Camille Barrère (1851–1940), französischer Diplomat; 1897–1924 französischer Botschafter in Rom.*

[92] *Luiz Martins de Souza Dantas (1876–1954), brasilianischer Diplomat; Botschafter Brasiliens in Rom; 1922–1944 in Paris; als Botschafter in Paris half er verfolgten Juden in den 1940er Jahren, Pässe für die Ausreise nach Brasilien zu beschaffen.*

[93] *Arne Scheel (1872–1943), norwegischer Diplomat; 1921–1940 norwegischer Gesandter in Berlin.*

[94] *Pantscho Todorov Hadschimischev (1874–1957), bulgarischer Diplomat; 1908–1910 bulgarischer Botschafter in London; 1910 Gesandter in Wien; 1914 erneut Botschafter in London; 1919 Botschafter in Den Haag; 1920 Botschafter in Paris; 1921 Botschafter in Rom; 1924–1935 erneut Botschafter in London.*

[95] *Jan Herman van Roijen (1871–1933), niederländischer Diplomat; 1908–1914 Gesandter in Tokio; 1914–1919 Gesandter in Madrid; 1919–1926 Gesandter in Rom; 1926–1933 in Washington.*

[96] *Baron Carl Nils Daniel Bildt (1850–1931), schwedischer Diplomat und Autor; 1877 Legationssekretär, 1886 Kabinettssekretär; 1889–1902 Gesandter in Rom; 1902–1905 Gesandter in London; 1905–1920 abermals in Rom.*

[97] *Louis de Geer (1887–1953), schwedischer Diplomat; Februar 1920–Dezember 1921 an der schwedischen Botschaft in Rom; ab Juli 1920 Geschäftsträger.*

ner bildhübschen Frau bemerkenswert, welch letzterer unser alter als private gentleman Rom entschieden zierender Grancy[98] die Kur machte, ferner der sehr nette germanofilissimo Militärattaché Peyron[99] mit ebenso netter Frau[100] und amüsanter weltbewanderter Schwiegermutter Baronin Reuterskjöld.[101] In der prachtvollen Villa Blanc hinter S. Agnese[102] hauste der chinesische Gesandte, der sich auch entschieden deutschfreundlich bemühte. Wang Kuang Ky,[103] mit Raffzähnen und einem aus schätzungsweise einem Dutzend Haaren bestehenden Schneiderbart, fürchterlich französisch gurgelnd, aber sonst ein reizender Mann, war principal guest unseres ersten diplomatischen Diners, mit dem deutschen Botschafter, dem frischen, klugen argentinischen Geschäftsträger Rolandone[104] und dem unserer Botschaft in Etikettesachen sehr nützlichen spanischen Botschaftsrat Alcazar.[105] Von [den] Exoten sind noch die Georgier zu nennen, liebenswürdige Leute, Djakeli[106] und Fürst Abkhazi,[107] der Adjutant von Kreß[108] war, und inoffiziell Fürst Machabeli[109] mit sei-

[98] *Alexander Freiherr von Senarclens-Grancy (1880–1964), ehemaliger Adjutant Alfred von Tirpitz'.*

[99] *Henry Peyron (1883–1972), Marineoffizier; Januar 1920–Februar 1921 Militärattaché an der schwedischen Botschaft in Rom; 1924–1926 Militärattaché in Berlin.*

[100] *Louise Reuterskjöld (1887–?).*

[101] *Louise Sofia Nordenfalk (1858–1928), verheiratet mit Gustaf Lennart Reuterskjöld (1843–1899).*

[102] *S. Agnese fuori le Mura.*

[103] *Wang Kuang Ky (1882–1941), chinesischer Diplomat.*

[104] *Conrado Rolandone, argentinischer Diplomat; 1920 1. Botschaftssekretär Argentiniens in Rom.*

[105] *Diego del Alcazar, Conde de Villamediana (1849–?), spanischer Diplomat; 1920 Botschaftsrat in Rom.*

[106] *Kote Djakeli (1872–1952); wirtschaftlicher Berater der diplomatischen Mission von Georgien in Italien.*

[107] *Kote Abkhazi (1867–1923), georgischer Diplomat; Mitglied des Komitees für die Unabhängigkeit Georgiens.*

[108] *Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein (1870–1948); Generalstabsoffizier; 1914 Militärberater bei Djemal Paşa im Osmanischen Reich; 1917 Chef des Stabes des Palestinafronts; 1918 Chef der Kaiserlichen Deutschen Delegation im Kaukasus; 1919 Rückkehr nach Deutschland; 1929 Beendigung der aktiven Militärlaufbahn als Generalleutnant.*

[109] *Ghiorghi Machabeli (1885–1935), georgischer Diplomat; 1904 Studium in Berlin; Gründer und Vorsitzender des Komitees für die Unabhängigkeit Georgiens; 1919–1921 Leiter der diplomatischen Vertretung Georgiens in Rom; 1922 Exil in den USA; Gründer der Parfümeriefirma Prince Machabeli.*

ner schönen Frau, verflossenen Vollmöller,[110] Maria Carmi.[111] Von ihr erzählte er selbst immer die hübsche Geschichte, daß ihm ein Festgenosse auf einem Diner gesagte habe: Wie erinnert doch Ihre Gattin an die Maria Carmi, besonders als diese einmal die Rolle einer Fürstin gab – nur daß diese eine Fürstin spielte, während Ihre Gattin eine ist. Ein große Rolle spielten auch die Türken, die zahlreich Rom bevölkerten, an erster Stelle Galib Kemely,[112] der rührige einstige Gesandte in Moskau (mit Mirbach,[113] dessen Bild sein Zimmer schmückte) und Rom, dann Delegierter Angoras, ein sehr intelligenter Mann mit ebensolcher Tochter. Einmal aß bei uns auch Djavid Pascha,[114] der levantinische Jude und getriebene Ex-Finanzminister. – Am ungeniertesten bekannten sich die Finnländer [sic!] zu uns, wobei auch persönliche Sympathie mitspielen mag, denn nach unserem Weggange scheint das nachgelassen zu haben, wie Frau Gummerus es begründete: weil sie keine Achtung vor den neuen Leuten habe. G[ummerus][115] war eigentlich Historiker; ein sehr netter, etwas stotternder, mehr gelehrter als diplomatischer Mann, seine Frau hochpolitisch, fast zu betriebsam und etwas auffallend, aber klug und zähe. Mir gegenüber bewies sie bei meinem ersten öffentlichen Auftreten auf einem rumänischen Empfang zu Ehren Take Ionescus[116] einen bemerkenswerten Grad von Zivilcourage. Als ich, wie ein wildes Tier bestaunt, den Saal betrat, schoß sie auf mich los und ergriff die Leute in Scharen, um sie mir vorzustel-

---

[110] *Karl Gustav Vollmoeller (1878–1948), Schriftsteller; Sohn eines schweizerischen Textilindustriellen; Studium der klassischen Philologie und Archäologie in Paris, Athen und Bonn; darauf Konstrukteur von Autos und Flugzeugen in Mailand; 1919 Venedig; in den 30er Jahren Auswanderung in die USA. V. war bekannt als Autor von Gedichten und historischen Dramen sowie als Übersetzer Gabriele D'Annunzios in die deutsche Sprache.*

[111] *Maria Carmi (1880–1953), Schauspielerin.*

[112] *Galip Kemâlî Sölyemezoglu (1873–1960), türkischer Diplomat; 1920–1921 Botschaftsrat des Osmanischen Reichs in Rom; ab 1921 Botschafter in Stockholm.*

[113] *Wilhelm Graf von Mirbach-Harff (1871–1918); Sekretär an den Gesandtschaften in London, Budapest und Den Haag; 1911 Legationsrat im Auswärtigen Amt; 1915 Gesandter in Athen; 1918 Vertreter des Deutschen Reichs zur Überwachung der Bestimmungen des Friedensvertrags von Brest-Litowsk in Moskau; August 1918 Opfer eines Attentates.*

[114] *Djavid Paşa (1875–1926), türkischer Diplomat; vor 1912 Abgeordneter von Saloniki; 1909–1911 und 1912 Finanzminister des Osmanischen Reichs.*

[115] *Herman Gummerus (1877–1948), finnischer Diplomat, Philologe und Historiker; 1920 Gesandter Finnlands in Rom.*

[116] *Take Ionescu (1858–1922); 1920–1922 rumänischer Außenminister; 1921–1922 Ministerpräsident.*

len, Neutrale und Entente durcheinander, worauf der Bann gebrochen war und alles die Liebenswürdigkeit selbst wurde, sogar die Polen, einschließlich der hübschen, von Sforza bekurten Sekretärsfrau. Sogar der französische Botschaftsrat wollte sich mir vorstellen lassen, verbot aber Frau G[ummerus], diesen Wunsch erkennen zu lassen. Da ich das beobachtet hatte, verzichtete ich auf Initiative meinerseits. Der Erfolg war ein mißglückter Presseangriff im „Echo de Paris" u. a. auf meinen „Kriegsgeist", der auch im Frieden noch Böcke von den Schafen unterscheide; – ein Beweis, wie wirksam selbstbewußtes Auftreten deutscher Vertreter diesen Herrschaften gegenüber ist. Ein ähnliches Fest wie dieses für Take Ionescu gab der tschechische Gesandte Kybal[117] für Herrn Benes[118] in seinem neuen Palais, der echt-balkanmäßigen, bordellartig ausgestatteten Villa Rava am Tiber.

19. 4. 1922

Die dritte römische Episode ist kurz und unerfreulich und verdient kurze Behandlung. Der Hamburger Senator v. Berenberg-Gossler,[119] klein, forsch und liebenswürdig, hamburgisch-zivilisiert, aber ohne Kultur, ohne Wissen und ohne jede politische Erfahrung, hätte nach Rio, wo er eigentlich hingehen sollte, ganz gut gepaßt. Für Rom war er ein Mißgriff. Bei seinem Eifer und guten Willen und bei seiner frischen Aufgewecktheit hätte noch alles einigermaßen funktionieren können, wenn er nicht erstens seine (zweite) jüdisch-amerikanische, dumme und aufgeblasene Frau gehabt, zweitens von vornherein eine bei seiner Unerfahrenheit katastrophale Neigung zum überstürzten, durch keine günstige Beratung gehemmten Handeln gezeigt hätte. Gegen mich war er, wohl gerade weil ich ihm angepriesen worden war, von vornherein voreingenommen. Seine Frau, die sich ärgerte, daß meine Frau und ich schon eine gewisse Stellung hatten, steigerte diese Empfindungen

---

[117] *Vlastimil Kybal (1880–1958), tschechoslowakischer Diplomat; 1920–1925 Gesandter der Tschechoslowakischen Republik in Rom; 1925–1927 Gesandter in Rio de Janeiro und danach in Buenos Aires; 1927–1933 Gesandter in Madrid; 1933–1935 Hochschullehrer; 1935–1939 Gesandter in Mexiko; 1948 Exil in den USA.*

[118] *Eduard Benes (1884–1948); 1918–1935 tschechoslowakischer Außenminister; 1921–1922 Ministerpräsident; 1935–1938 und 1945–1948 Staatspräsident.*

[119] *John Freiherr von Berenberg-Gossler (1866–1943); nach kaufmännischer Ausbildung 1892 Eintritt in das väterliche Bankhaus; 1908 Mitinhaber der Firma Joh. Berenberg, Gossler & Co.; 1908 Senator in Hamburg; 1920 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1920–1921 Botschafter in Rom; 1923 Vorstand der Hamburg Bank.*

täglich. In Wahrheit habe ich mich ihm in loyaler Weise untergeordnet, habe nichts hinter seinem Rücken getan, ihn, so gut es ging, beraten, und bin, als die ersten Angriffe gegen ihn kamen, in Berlin – leider – für ihn und dafür eingetreten, daß man es noch auf einen weiteren Versuch ankommen lassen möge.[120] Mir ist schleierhaft, daß er nicht das geringste Maß von Selbsterkenntnis und Übersicht besaß, um im Dezember zu verschwinden, als er seinen Südtiroler Mißerfolg erlebt hatte und als in der Presse der Simons[121]-Hanielsche Briefwechsel erschien, der ihm bescheinigte, daß er, obwohl notorisch unbedeutend, wegen seines Reichtums ausgewählt worden sei. Ein Jahr des Mißerfolgs wäre Deutschland, eines der Blamage ihm selbst, und mir eine ärgerliche Versetzung erspart geblieben. Ihn zu beraten war unmöglich, wenigstens mir, weil er, wie in den zahlreichen Fällen unverantwortlicher Interviews mit minderwertigen Journalisten gegen meine dringenden Vorstellungen, in der Südtiroler Frage aber, ohne mich überhaupt zu hören, vorging. Leider habe ich, der ich, durch äußere Formen irregeführt und von der eigenen Loyalität ausgehend, an die Möglichkeit des Zusammenarbeitens lange glaubte, zu spät erkannt, daß er gegen mich arbeitete. In welchem Grade das der Fall war, weiß ich nicht. Er bestritt es noch am Tage meiner Abreise. In Berlin versicherten mir Simons, Haniel und Boyé[122] ebenso wie Neurath,[123] Rümelin[124] und Gneist[125] übereinstimmend, daß er dauernd meine Abberufung verlangt und daß man einzig aus diesem Grunde nach längerem Sträuben

---

[120] *Hassell bezieht sich auf ein Zeitungsinterview, in dem Gossler die Einwohner Südtirols als* Italiener deutscher Zunge *bezeichnet hatte; nachdem sich deutschstämmige Südtiroler darüber beschwert hatten, wurde Gossler zum Rapport ins Auswärtige Amt nach Berlin einbestellt. Hassell hatte sich daraufhin für den Verbleib Gosslers im Amt eingesetzt, vgl. Hassell (wie Anm. 14) S. 249.*

[121] *Walter Simons (1861–1937); 1920–1921 Reichsaußenminister (Rücktritt wegen der alliierten Reparationsforderungen); 1922–1928 Präsident des Reichsgerichts und des Staatsgerichtshofs.*

[122] *Adolf Boyé (1869–1934); 1897 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1916 Legationsrat und Handelssachverständiger an der deutschen Botschaft in Wien; Juni 1919 Generalbevollmächtigter des Reichsernährungsministeriums in Wien; Sept. 1919 Dirigent der politischen Abteilung im Auswärtigen Amt; ab 12. November 1919 Unterstaatssekretär für wirtschaftliche Angelegenheiten im Auswärtigen Amt; 1920 Staatssekretär für wirtschaftliche Angelegenheiten; 1921–1928 Gesandter in Peking.*

[123] *Konstantin Freiherr von Neurath (1873–1956); 1901 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; Februar 1919 Gesandter in Kopenhagen; Ende 1921 Botschafter in Rom; Juni 1932–Februar 1938 Außenminister.*

[124] *Eugen Rümelin (1880–1947); 1909 Eintritt in den Auswärtigen Dienst;*

in sie gewilligt habe – obwohl man B[erenberg]-G[ossler] für unfähig und ephemer halte. Ich persönlich habe keinen Zweifel, daß B[erenberg]-G[ossler]sche Äußerungen von anderer Seite ausgenutzt worden sind, um mich fort und Prittwitz,[126] den November-Demokraten,[127] hinzubringen. Inwieweit Prittwitz selbst und sein Freund Jordan dabei beteiligt waren, wage ich nicht zu entscheiden. Rümelin, der Schüler kurz vor dessen Fall unrühmlich im Stich gelassen hat, wird sicherlich auch in meiner Sache kein klares Spiel gespielt haben, sondern das Spiel, was ihm für ihn selbst vorteilhaft schien. Dafür spricht sein illoyales Verhalten bezüglich meines neuen Postens, indem er mir in der telegrafischen Mitteilung verheimlichte, daß er gleichzeitig in der Klasse heruntergesetzt wurde,[128] und Simons' Weisung, der mir versprach, diese Degradierung, die ohne sein Wissen erfolgt war, zu „rektifizieren", zu paralysieren wußte. Für mich eingetreten ist Boyé, aber ohne Erfolg, weil er keine Stoßkraft hatte, und vielleicht Neurath, aber sehr schwächlich und

---

Legationsrat; ab November 1919 Wirklicher Legationsrat in der Abteilung I des Auswärtigen Amts.

[125] *Carl Richard Gneist (1868–1939); 1897 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1900–1904 Beschäftigung in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes; 1904–1909 Konsul in New York; 1910–1916 Konsul in Rotterdam, bis August 1919 in Den Haag; 1919 Dirigent der Personal- und Verwaltungsabteilung im Auswärtigen Amt; 1921 Leiter der Personal- und Verwaltungsabteilung im Auswärtigen Amt als Ministerialdirektor; 1924 Kommissarische Leitung der Gesandtschaft in Buenos Aires; 1928 Versetzung in den einstweiligen Ruhestand; 1933 Versetzung in den Ruhestand.*

[126] *Friedrich Wilhelm von Prittwitz und Gaffron (1884–1955); 1908 Eintritt in den Auswärtigen Dienst; 1918 Legationsrat, Leiter des Sonderreferats D (innere Angelegenheiten) des Auswärtigen Amts; Oktober 1920 Konsul in Triest; Januar 1921 Konsul an der deutschen Botschaft in Rom; 1928–1933 Botschafter in Washington; 1933 Ruhestand auf eigenen Wunsch.*

[127] *Am 16. November 1918 hatte sich Prittwitz zusammen mit weiteren Ministerialbeamten in einem Manifest für einen demokratischen und sozialen Volksstaat ausgesprochen. Anders als von Hassell dargestellt, resultierte sein Eintreten für die Weimarer Demokratie aus tiefergehenden Überzeugungen. Als Reaktion auf die Reichstagswahlen vom 5. 3. 1933 trat Prittwitz, der der DDP angehörte, als einziger deutscher Diplomat am 14. 4. 1933 von seinem Posten zurück. Vgl. H. Zaun, Friedrich Wilhelm von Prittwitz und Gaffron. Demission als Votum gegen das NS-Regime, in: Nationalismus als Versuchung. Reaktionen auf ein modernes Weltanschauungsmodell, hg. v. D. K. Nix, Beiträge zur Kulturgeschichte 2, Aachen 1992, S. 43–67.*

[128] *Mit dem Dienstantritt Hassells wurde Barcelona auf ein Generalkonsulat II. Klasse heruntergestuft.*

behutsam. In Rom ließen sich Stimmen für mich hören; erfolgreicher waren Intriganten wie Passarge, der die Nachricht meiner Versetzung aus Haniels Munde über die Alpen brachte, ehe ich etwas wußte. Aber in der Botschaft selbst hatte ich die Genugtuung, alle Mitglieder, natürlich in verschiedenen Wärmegraden, für mich zu haben, von den Dienern bis zu den Legationssekretären; sehr eifrig beriet mich der politisch sehr links stehende, früher jüdische L[egationssekretär] R[obert] Ulrich[129] aus München, und besonders treue Anhänglichkeit zeigte der Kanzler Reisinger; ein durch und durch falscher, unzuverlässiger Subalterner, der sicherlich gegen mich gehetzt hat, obwohl ohne Grund, war schon vor einiger Zeit, seinem Wunsche entsprechend, nach Genua versetzt.

Im Ganzen muß man sich wohl weniger über diese Versetzungsintrigen als darüber wundern, daß ich überhaupt Geschäftsträger geworden, ja überhaupt ins Amt zurückgeholt worden bin. In letzterer Beziehung ist noch nachzutragen, daß der damalige soz[ialdemokratische] Minister Müller[130] etwa folgende Unterhaltung mit mir hatte: Ich sagte ihm, ich wüßte nicht, ob ihm bekannt sei, daß ich Schwiegersohn von Tirpitz[131] und deutsch-national sei; worauf er meinte, ersteres könne jedem passieren, letzteres sei ihm gleich, er müsse nur verlangen, daß ich nicht agitiere und nicht in den „Salons", in

---

[129] *Robert Ulrich (1888–1952); 1907–1911 Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in München, Genf und Berlin; 1914–1918 Teilnahme am Ersten Weltkrieg; 1919 probeweise zur Vorbereitung für die höhere auswärtige Laufbahn ins Auswärtige Amt einberufen; Juli 1920 der deutschen Diplomatischen Vertretung in Rom zugewiesen, aber vorerst am Generalkonsulat in Mailand beschäftigt; ab November 1920 in Rom; 1922 Verwendung in der Rechtsabteilung und darauf in der Abteilung II des Auswärtigen Amtes; 1924 Zuteilung zur deutschen Delegation für die deutsch-italienischen Handelsvertragsverhandlungen; 1927 Gesandtschaftsrat in Bern; 1932 Vertreter des Auswärtigen Amts beim Aufsichtsrat des „Eildienstes für amtliche und private Handelsnachrichten G. m. b. H."; Oktober 1932 Leiter der deutschen Delegation für die Devisenverhandlungen mit Italien; 1933 Vertreter des Leiters der Abteilung W; 1935 Versetzung in den Ruhestand wg. Reichsbürgergesetz; 1936 Auswanderung nach England.*

[130] *Hermann Müller (1876–1931); Juni 1919–März 1920 Reichsaußenminister; März–Juni 1920 und Juni 1928–März 1930 Reichskanzler.*

[131] *Alfred von Tirpitz (1849–1930), Großadmiral; 1892 Stabschef der Marine; 1897–1916 Staatssekretär des Reichsmarineamtes; 1898 preußischer Staatsminister; im selben Jahr Mitbegründer des Deutschen Flottenvereins; 1916 Rücktritt aus Protest gegen die Einschränkung des U-Bootkrieges; 1908–1918 Mitglied des preußischen Herrenhauses; 1917 Mitbegründer der Deutschen Vaterlandspartei; 1924–1928 Mitglied des Reichstags (DNVP).*

denen ich verkehren würde, eine Staatsform und eine Regierung lächerlich mache, die mir vermutlich unsympathisch seien. Darauf erwiderte ich, meine Überzeugung müsse ich behalten, aber seine Bedingungen würde ich erfüllen, denn sie seien für einen anständigen Menschen, der in den Reichsdienst trete, selbstverständlich; ich sei auch der Überzeugung, man könne in der Außenpolitik dem Lande ohne Rücksicht auf parteipolitische Unterschiede dienen. Er stimmte dem zu und meinte noch, ich müsse natürlich davon ausgehen, daß wir in unserer jetzigen Lage keine Ellbogenpolitik treiben könnten, was ich mit der Begründung bejahte, daß wir eben leider augenblicklich keine Ellbogen hätten.[132] – Müller war in der Sache durchaus verständig; natürlich muß man berücksichtigen, daß er in der Hand Schülers war und daß die Soz[ialdemokraten] eben die alten Beamten brauchten. Aber es wäre doch besser gewesen, wenn der alte Staat von solchen Grundsätzen auch etwas mehr gehabt hätte.

Dem Satz, daß man in der auswärtigen Politik und überhaupt im Auslande die Parteipolitik ausschalten muß, bin ich in Rom und Barcelona treu geblieben. Zu Hause hat man ihn weder rechts noch links beherzigt.

RIASSUNTO

Nelle annotazioni di diario, qui pubblicate, il diplomatico Ulrich von Hassell (1881–1944), giustiziato per la sua opposizione a Hitler, descrive in retrospettiva il periodo in cui fu consigliere dell'Ambasciata tedesca presso il Quirinale. Hassell fu trasferito a Roma nel dicembre del 1919 come membro della delegazione economica guidata da Franz von Herff. Due erano gli obiettivi perseguiti da questa missione. Da una parte si mirava a trovare un accordo con l'Italia che avrebbe dovuto servire come base ai futuri reciproci rapporti economici; dall'altra parte si voleva evitare la confisca dei beni tedeschi in Italia. Di conseguenza, Hassell impiegò gran parte del suo tempo a Roma per ottenere la restituzione dei beni che appartenevano agli istituti tedeschi presenti nel paese; durante la guerra mondiale essi erano stati affidati alla legazione svizzera, e nel 1919 furono sequestrati dalle autorità italiane. Le annotazioni documentano le difficoltà che la politica estera tedesca dovette affrontare, dopo la sconfitta bellica, per reinserirsi, sulla base delle condizioni particolari create dal Trattato di Versailles, nella comunità degli Stati. Esse rivelano le limitate possibilità d'azione di cui disponeva la politica estera tedesca a causa di questo quadro generale. Le annotazioni dimostrano, inoltre,

[132] *Hassell beschreibt das Gespräch mit Hermann Müller in etwas anderer Dialogreihenfolge in Hassell (wie Anm. 14) S. 220f.*

quanto Ulrich von Hassell tentasse di influenzare la politica estera tedesca già in questa fase iniziale della sua carriera, e quanto fossero forti le riserve espresse verso di lui all'interno del Ministero degli Esteri a causa del suo precedente impegno politico per il Partito popolare tedesco nazionale, e della vicinanza a suo suocero, Alfred von Tirpitz. I tratti particolari che caratterizzano i diari di Hassell degli anni 1936–1938 e 1938–1944, pubblicati da tempo, cioè un acuto senso analitico e la presenza di precisi ritratti di alcuni personaggi, si ritrovano già nelle annotazioni qui pubblicate.

DER „NEUE CÄSAR“ UND SEIN PROPHET

Die wechselseitige Rezeption von Benito Mussolini und Oswald Spengler

von

MICHAEL THÖNDL

1. Vorbemerkung. – 2. Beginn der wechselseitigen Wahrnehmung und Kontaktaufnahme. – 3. Richard Korherrs „Regresso delle nascite“ (Geburtenrückgang). – 4. Die Kornhardt-Tagebücher. – 5. Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, Henry Massis und Yvon De Begnac. – 6. Spenglers „Jahre der Entscheidung“: 6.1. Die Grundaussagen des Buches und die Einordnung Mussolinis. – 6.2. Kritik am Faschismus und Einschätzung des italienischen Potentials in der Weltpolitik. – 6.3. Vom Erscheinen des Buches in München bis zu seiner Besprechung durch Mussolini. – 6.4. Mussolinis Rezension der „Jahre der Entscheidung“. – 7. Im Schatten der Katastrophe: Weltpolitik, Weltkrieg und Untergang. – 8. Zusammenfassung.

1. Der zeitgenössische Mussolini-Biograph Yvon De Begnac zitierte den „Duce“ mit folgender Aussage: „Meine Freundschaft zu Spengler? Sie entsteht 1918. Sie wächst 1921. Sie wird gegenständlich 1928. Sie verstärkt sich 1931 und 1934.“[1] War die politische Philosophie Spenglers gewissermaßen die Muse, die – der Göttin Klio gleich – den neuen „Cäsar“ jenseits der Alpen in seinem Denken zu inspirieren vermochte? Und wie sah der Ideenfluß in die andere Richtung aus? Welche Funktion hatte Mussolini in der Konzeption Spenglers von der Zukunft der abendländischen Zivilisation, der Entstehung

[1] „La mia amicizia per Spengler? Nasce nel 1918. Cresce nel 1921. Diviene operante nel 1928. Si rafforza nel 1931 e nel 1934.“ (Y. De Begnac, Taccuini mussoliniani, a cura di F. Perfetti, Bologna 1990, S. 594).

eines neuen „cäsaristischen" Imperiums, das die Welt beherrschen würde, ebenso wie Rom die Antike beherrscht hat?[2]

Mussolini und Spengler haben nie persönlich miteinander gesprochen. Beide übernahmen bestimmte Ideen voneinander, die sie in das eigene Weltbild integrierten. Auf diese Weise entwickelte sich ein Austausch von Ideen, bei dem nicht die Vollständigkeit oder eine möglichst authentische Wahrnehmung im Mittelpunkt standen, sondern ihre Integration in das jeweils eigene Gedankengebäude. Im Sinne der Rezeptionshistorik geht es dabei, wie Wolfgang Schieder treffend formulierte, „immer um die Frage, mit welcher Art von anwendungsbezogener Anverwandlung man es jeweils zu tun hat."[3]

Der Mussolini-Biograph Renzo De Felice identifizierte im Weltbild des „Duce" eine „componente spengleriana".[4] Beeindruckt habe Mussolini insbesondere der allgemeine Ansatz der Geschichtsphilosophie Spenglers, nämlich die Einteilung von Geschichte und Kultur in geschlossene und einander entsprechende Zyklen. Aber auch auf bestimmte Teilaspekte beschränkte Thesen Spenglers haben die Zustimmung des „Duce" gefunden, z. B. „jene von der moralischen Überlegenheit des Landes über die Stadt; über die Sterilität des Menschen ‚der Zivilisation' (das heißt praktisch der Stadt) und über seine zerstö-

---

[2] Im Jahr 1993 publizierte ich in dieser Zeitschrift einen Aufsatz über die Rezeption des deutschen Geschichtsphilosophen und politischen Schriftstellers Oswald Spengler in Italien [M. Thöndl, Die Rezeption des Werks von Oswald Spengler (1880–1936) in Italien bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, QFIAB 73 (1993) S. 572–615]. Ein kleiner Teil meiner damaligen Ausführungen war der Wahrnehmung Spenglers durch Mussolini gewidmet. Drei Jahre später veröffentlichte ich eine kommentierte Übersetzung jener Rezension, die Mussolini 1933 über Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung" geschrieben hat [M. Thöndl, Mussolini und Oswald Spenglers „Jahre der Entscheidung", RHM 38 (1996) S. 389–394]. Vgl. auch: M. Thöndl, das Politikbild von Oswald Spengler (1880–1936) mit einer Ortsbestimmung seines politischen Urteils über Hitler und Mussolini, Zeitschrift für Politik N. F. 40 (1993) S. 418–443. Für den hier vorliegenden Beitrag wurde eine neue Perspektive gewählt, nämlich die wechselseitige Rezeption von Mussolini und Spengler. Und dazu habe ich bisher noch nicht ausgewertetes Archivmaterial herangezogen.

[3] W. Schieder, Das italienische Experiment. Der Faschismus als Vorbild in der Krise der Weimarer Republik, HZ 262 (1996) S. 73–125, Zit. S. 78.

[4] R. De Felice, Mussolini il duce. Vol. I: Gli anni del consenso 1929–1936, Torino 1974, S. 38.

rerischen Konsequenzen für die ‚Schicksale' der Völker; über den Wert; über die ethische Funktion eines bewußten ‚Rassen'konzepts, das im übrigen nicht materialistisch-darwinistisch, sondern psychisch-spiritualistisch als eine Art von ‚bewußter Kommunikationstechnik' zu verstehen ist, die auf einem übereinstimmenden Gefühl gegenüber bestimmten ‚Zeichen', gegenüber bestimmten ‚Werten' beruht."[5] Abgelehnt habe Mussolini freilich die Bemühungen Spenglers, dem deutschen Volk die historische Mission anzuvertrauen, im Abendland eine vereinigende Funktion auszuüben und das Imperium zu schaffen.

Spengler kam ungeachtet seiner Präferenz für die deutsche Vorherrschaft zu der Auffassung, daß Mussolini der Prototyp des neuen „Cäsars" sei, d. h. eine Persönlichkeit, die aufgrund ihrer überlegenen Eigenschaften in der Lage wäre, das Imperium zu gründen, zu organisieren und zu beherrschen. Mussolini als Lichtgestalt in der düsteren Zukunft des Abendlandes – diese Einschätzung mußte das Wohlgefallen des „Duce" finden. Weiter konnte das in der Endphase der Weimarer Republik durch „die politische Rechte, die bürgerliche Mitte und besonders auch de[n] politische[n] Katholizismus" verbreitete „ausgesprochen philofaschistische Meinungsklima"[6] nicht getrieben werden.

Im folgenden wird zunächst der Beginn der wechselseitigen Rezeption von Mussolini und Spengler erörtert (1924/25?). Daran fügt sich eine Darstellung des ersten Höhepunkts des Gedankenaustausches, der in den Kommentaren Mussolinis und Spenglers zu einer Publikation Richard Korherrs über den „Geburtenrückgang" (1928) manifest wurde. Anschließend wird aus den von Spenglers Schwester Hildegard Kornhardt geführten Tagebüchern (ab 1929 mit Repliken auf die Zeit davor) rekonstruiert, wie sich Spengler in seinem Privatleben über den „Duce" geäußert hat. Im Anschluß daran erfolgt ein Wechsel der Perspektive:

---

[5] „... quelle sulla superiorità morale della campagna sulla città, sulla sterilità dell'uomo ‚della civilizzazione' (cioè in pratica della città) e sulle sue rovinose conseguenze per i ‚destini' dei popoli, sul valore, sulla funzione etica di una consapevole concezione di ‚razza', non intesa per altro in termini materialistico-darwinistici, ma psichici-spiritualistici, come una sorta di ‚tecnica cosciente del comunicare' fondata su un sentimento concordante rispetto a certi ‚segni', a certi ‚valori'." (Ebd. S. 41).

[6] Schieder, Das italienische Experiment (wie Anm. 3) S. 84.

Nun wird untersucht, ob bzw. wie sich Mussolini gegenüber seinen drei Interviewpartnern Emil Ludwig, Henri Massis und Yvon De Begnac über Spengler ausgesprochen hat (ab 1932). Im nächsten Kapitel wird der zweite Höhepunkt der wechselseitigen Rezeption dargestellt, und zwar anhand von Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung" (1933), das Mussolini besprochen und dessen Übersetzung ins Italienische er ausdrücklich gewünscht hat. Die Ausführungen enden mit den letzten überlieferten Äußerungen, die Spengler (1935) und Mussolini (1945) im Schatten des herannahenden bzw. in die Katastrophe mündenden Zweiten Weltkriegs übereinander abgegeben haben.

2. Der Zeitpunkt, an dem Mussolini erstmals von den Thesen Spenglers Notiz genommen hat, läßt sich nach De Felice nicht genau bestimmen.[7] Der Mussolini-Biograph vermutet, daß Mussolinis „Entdeckung" Spenglers auf die zweite Hälfte der zwanziger Jahre zu datieren ist, frühestens auf 1925, als Spengler dem „Duce" einige seiner Schriften sandte, worauf dieser sich mit dem folgenden förmlichen Schreiben bedankte: „Hochverehrter Herr, mir sind die Bücher ‚Der Staat', ‚Die Wirtschaft', ‚Preußentum und Sozialismus', ‚Neubau des Deutschen Reiches' und ‚Politische Pflichten der Deutschen Jugend' zugegangen, die Sie publiziert und die Sie mir mit großzügiger Aufmerksamkeit zugedacht haben. Ich werde Ihre Werke mit großem Vergnügen lesen, und vorerst danke ich Ihnen für die freundliche Zusendung, ich grüße Sie hochachtungsvoll, Mussolini".[8] Vor diesem Kon-

[7] Vgl. De Felice, Mussolini il duce (wie Anm. 4) S. 39.

[8] Mussolini an Spengler, 24. Mai 1925: *Gentilissimo Signore, mi sono pervenuti i libri ‚Der Staat', ‚Die Wirtschaft', ‚Preußentum und Sozialismus', ‚Neubau des Deutschen Reiches' e ‚Politische Pflichten der Deutschen Jugend' da Lei pubblicati e che, con pensiero cortese, Ella ha voluto destinarmi. Leggerò molto volentieri le Sue opere e mentre La ringrazio per il gentile invio, La saluto distintamente. Mussolini* (O. Spengler, Briefe 1913–1936, in Zusammenarbeit mit M. Schröter hg. von A. M. Koktanek, München 1963, S. 391; außerdem publiziert in: Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 39, appendice 3, carteggio 2, 1924–1925, Roma 1979, S. 432. Von den genannten Schriften sind „Der Staat" und „Die Wirtschaft" von Spengler jeweils mit einem Vorwort versehene Sonderdrucke der letzten beiden Kapitel des zweiten Bandes von „Der Untergang des Abendlandes".

takt fehlt, so De Felice, in den von Mussolini überlieferten Quellen jeder Bezug auf Spengler.

Es kann freilich sein, daß Mussolini diese Schriften Spenglers nicht gleich gelesen hat. Es waren ja nicht die einzigen Büchersendungen, die der „Duce" erhalten hat, und Dankschreiben dieser Art dürfte Mussolini unzählige verfaßt oder auch nur unterzeichnet haben. De Felice hält es für wahrscheinlicher, daß sich Mussolini erst 1927/28 durch die Lektüre der französischen Ausgabe von Spenglers Hauptwerk „Der Untergang des Abendlandes" oder von Vittorio Beonio-Brocchieris Spengler-Monographie[9] mit den Hauptthesen Spenglers befaßt hat. Durch die italienische Übersetzung von Richard Korherrs Studie über den Geburtenrückgang[10] hatte der „Duce" definitiv auch inhaltlich Kenntnis von Kernaussagen Spenglers genommen, denn die italienische Fassung erschien mit je einem Vorwort von Mussolini und Spengler. Die Gründe, die Mussolini Ende der zwanziger Jahre zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit Spengler veranlaßt hatten, sieht De Felice in der Konjunktur, die das Thema von der Krise Europas damals in der europäischen, aber nicht zuletzt auch in der italienischen Öffentlichkeit hatte. In dieser Zeit begann die faschistische Presse De Felice zufolge auch, Verbindungen zwischen einigen Aussagen Mussolinis und entsprechenden Thesen Spenglers herzustellen.

Freilich ist nicht auszuschließen, daß Mussolini schon viel früher von Spenglers „Der Untergang des Abendlandes" erfahren hat. Das Werk war in Deutschland so berühmt, daß das Echo und die

---

[9] V. Beonio-Brocchieri, Spengler. La dottrina politica del pangermanesimo post bellico, Milano 1928.

[10] R. Korherr, Geburtenrückgang, Süddeutsche Monatshefte 25 (1927/1928) H. 6, S. 155–190; O. Spengler, Zur Einführung, in: Ebd. S. 153f. Spenglers Einführung ist unter dem Titel „Einführung zu einem Aufsatz Richard Korherrs über den Geburtenrückgang (1927)" wiederabgedruckt in: O. Spengler, Reden und Aufsätze, hg. von H. Kornhardt, München 1937, S. 135–137. Die italienische Übersetzung trägt den Titel: R. Korherr, Regresso delle nascite: morte dei popoli. Prefazioni di Spengler e Mussolini, Roma 1928; das Vorwort des „Duce" ist auch unter folgendem Titel erschienen: B. Mussolini, Il numero come forza, Gerarchia. Rivista politica 8 (1928) S. 675–684. Wiederabgedruckt in: Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 23, Firenze, 1ª rist. 1962, S. 209–216). Im folgenden zitiere ich aus der letztgenannten Quelle, da diese am leichtesten zugänglich ist.

leidenschaftlichen Polemiken, die es auslöste[11], durchaus bis zu Mussolini gedrungen sein könnten. Dies legt die eingangs zitierte Stelle bei De Begnac nahe, der Mussolini mit der Aussage wiedergab, für die Entwicklung seiner Freundschaft zu Spengler wären die Jahre 1918, 1921, 1928, 1931 und 1934 bedeutsam gewesen. Zu den Datierungen De Begnacs ist folgendes anzumerken: 1918 ist äußerst unwahrscheinlich, da der Weltkrieg den Kulturaustausch zwischen Deutschland und Italien fast das ganze Jahr über verhinderte. 1921 ist unklar. 1928 ist durch die beiden Vorwörter zur italienischen Übersetzung von Richard Korherrs Studie über den Geburtenrückgang zu belegen, ebenso 1934, als Mussolini Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung" rezensierte[12], worauf in diesem Aufsatz noch ausführlich eingegangen wird. 1931 bezieht sich auf das Erscheinen der italienischen Ausgabe von Spenglers „Der Mensch und die Technik"[13] und ist gegenüber den beiden letztgenannten Daten von geringerer Bedeutung. Ich werde mich im Zuge meiner Ausführungen noch sehr kritisch mit De Begnacs Notizen als Geschichtsquelle auseinandersetzen und komme zu dem Schluß, daß man aufgrund der Berühmtheit Spenglers annehmen darf, daß Mussolini der Name des deutschen Geschichtsphilosophen und politischen Schriftstellers wohl schon vor 1925 bekannt gewesen sei. Eine intensivere inhaltliche Auseinandersetzung des „Duce" mit Spengler dürfte aber erst 1925 oder später stattgefunden haben, wie dies De Felice dargestellt hat.

---

[11] Zum Widerhall, den der erste Band von Spenglers „Der Untergang des Abendlandes" gefunden hat, vgl.: M. Schröter, Der Streit um Spengler. Kritik seiner Kritiker, München 1922; gekürzt in: ders., Metaphysik des Untergangs. Eine kulturkritische Studie über Oswald Spengler, München 1949.

[12] O. Spengler, Jahre der Entscheidung. Erster Teil. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung, München 1933. Mussolinis Rezension ist erschienen in: Il Popolo d'Italia, nr. 297, 15 dicembre 1933, 20 (v, 16). Im weiteren zitiert aus: Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 26, 1ª rist. Firenze 1963, S. 122f. Die italienische Ausgabe trägt den Titel: Anni decisivi. Traduzione e introduzione del Prof. V. Beonio-Brocchieri, Milano 1934 (Idee nuove, vol. 1).

[13] O. Spengler, Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens, München 1931; ders., L'uomo e la macchina. Contributo ad una filosofia della vita. Traduzione autorizzata di A. Treves, Milano 1931.

Mussolini war bereits vor dem Ersten Weltkrieg ein italienischer Politiker von überregionaler Bedeutung. Die Frage, wann er erstmals von Spengler wahrgenommen wurde, kann nicht beantwortet werden. Schon eher zu rekonstruieren ist, ab wann Spengler in Mussolini einen vorbildlichen Politiker sah, also positive Äußerungen über ihn oder über das von ihm regierte Italien zu Papier brachte. Das war noch nicht der Fall in der kleinen Schrift „Frankreich und Europa", die zuerst als Aufsatz im „Schwäbischen Merkur" vom 2. Januar 1924 und in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 26. Januar 1924 veröffentlicht wurde.[14] Darin ging Spengler auf die weltpolitische Lage ein, wobei er an vier Stellen auch Italien erwähnte.[15] Dabei sah er das Land südlich der Alpen noch eher als Objekt der französischen Politik, jedenfalls als unbedeutende Erscheinung in der Weltpolitik, ganz im Gegensatz etwa zu Japans *Aufstieg ... zur führenden Weltmacht des Ostens.*[16] In seiner Rede „Politische Pflichten der deutschen Jugend" vom 26. Februar 1924 hob Spengler die Kampfbereitschaft des Faschismus[17] und den Realitätsbezug der faschistischen Wirtschaftspolitik positiv hervor: *Aber der Fascismus hat es jedenfalls verstanden, sich mit maßgebenden Mächten der Wirtschaft zu verständigen, weil es ihm auf den Erfolg und nicht auf ein Programm* ankam. *Andernfalls wäre er an den Tatsachen bald gescheitert.*[18] In Spenglers Aufzählung *großer Staatsmänner wie Bismarck, Gladstone, Chamberlain und in Gottes Namen auch Poincaré* [19] sucht man allerdings Mussolini noch vergeblich.

In der ebenfalls 1924 erschienenen Schrift „Neubau des Deutschen Reiches" bezeichnete Spengler den „Duce" bereits als *starke Persönlichkeit*[20], und zwar gemeinsam mit Lenin und Cecil Rhodes,

[14] O. Spengler, Frankreich und Europa (1924). Wieder abgedruckt in: O. Spengler, Reden und Aufsätze, hg. von H. Kornhardt, München 1937, S. 80–95.

[15] Ebd. S. 85 und S. 87.

[16] Ebd. S. 87.

[17] O. Spengler, Politische Pflichten der deutschen Jugend. Rede gehalten am 26. Februar 1924 vor dem Hochschulring Deutscher Art in Würzburg, München 1924, S. 7.

[18] Ebd. S. 26.

[19] Ebd. S. 27.

[20] O. Spengler, Neubau des Deutschen Reiches, München 1924, S. 104.

wobei an der Spenglerschen Diktion der Wechsel von der Vergangenheit zur Gegenwart bemerkenswert ist: *Sowjetrußland war Lenin, Südafrika war Rhodes, Mussolini ist Italien.*[21] Außerdem stellte Spengler in dieser Schrift einen Konnex zwischen der von ihm emphatisch propagierten politischen Grundhaltung des „Preußentums" und dem Italien unter Mussolini her, d. i. ein Zusammenhang, auf den ich unter Punkt 6 genauer eingehen werde: *Wer auf der Höhe seiner Zeit steht, mußte 1830 Demokrat sein und 1930 das Gegenteil davon, wie er 1730 Absolutist sein mußte und 1830 nicht. Italien ist in dieser Entwicklung durch die Tat vorangegangen. Es ist heute preußischer als Preußen und denkt nicht mehr an Umkehr.*[22] Und der Verteilungsschlüssel, der die Faschisten bei den Wahlen zur Abgeordnetenkammer bevorzugte, erschien Spengler als *ein glänzender Gedanke Mussolinis ...*[23]

Zu Weihnachten 1924 plante Spengler dann seine erste Italienreise nach dem Weltkrieg, auf die er sich von Mitte Februar bis zum 27. März 1925 in Gesellschaft seiner Schwestern Gertrud und Hildegard und seiner Nichte Hildegard begab. Mehr als sieben Jahre später faßte Spenglers Schwester Hildegard die Eindrücke von dieser Reise in einem ihrer Tagebücher zusammen; zum „Duce" hielt sie fest: „Unsre Sehnsucht, Mussolini zu sehen, erfüllte sich nicht, aber wir kauften, was wir an Mussolinibildern auftreiben konnten."[24] Weitere Italienreisen Spenglers folgten im Herbst 1925 ohne Begleitung und im Herbst 1926 zusammen mit seiner Schwester Hildegard und seiner Nichte Hildegard. Bei diesem dritten Aufenthalt Spenglers war es der Reisegesellschaft zweimal möglich, einen Blick auf Mussolini zu werfen.[25] Man kann also konstatieren, daß Spenglers Interesse an Mussolini und Italien im Jahr 1924 intensiv geworden war.

---

[21] Ebd. S. 104.

[22] Ebd. S. 21.

[23] Ebd. S. 26.

[24] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 117 (H. Kornhardt Tagebücher 6–8), Tagebuch Nr. 8, S. 126 (Eintragung vom 10. 10. 32).

[25] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 117 (H. Kornhardt Tagebücher 6–8), Tagebuch Nr. 8, S. 229 (Eintragung vom 30. 7. 33).

3. Der 1903 in Regensburg geborene Statistiker Richard Korherr hatte in München und Erlangen Volkswirtschaft und Rechtswissenschaft studiert und Ende 1926 promoviert. Nachdem er ab Oktober 1928 im Statistischen Reichsamt und ab März 1934 im Bayerischen Statistischen Landesamt gearbeitet hatte, wurde er am 15. November 1935 Leiter des neu gegründeten Städtischen Statistischen Amts in Würzburg. Am 1. Mai 1937 wurde Korherr Mitglied der NSDAP mit der Nummer 5948749. Im Dezember 1940 ernannte ihn Himmler zum „Inspekteur für Statistik der SS". In dieser Funktion war er dem Reichsführer SS direkt unterstellt.[26]

Im März 1928 widmeten sich die „Süddeutschen Monatshefte" dem Thema „Rassenhygiene". Unter den Beiträgen befindet sich ein Artikel des damals noch am Beginn seiner Karriere stehenden Korherr zum Thema „Geburtenrückgang"; Spengler fügte Korherrs Beitrag eine Einführung hinzu. Der Artikel erschien 1928 in italienischer Übersetzung, wobei Mussolini der Einführung Spenglers noch ein Vorwort aus eigener Feder voranstellte. Das Vorwort Mussolinis erschien noch einmal separat in der Zeitschrift „Gerarchia".[27] 1935 erschien dann die dritte deutsche Auflage von Korherrs Schrift „Geburtenrückgang" mit einem Gleitwort von Heinrich Himmler.[28]

Ein Brief Korherrs an Spengler vom 23. 5. 1928 zeigt, daß Mussolini über das italienische Generalkonsulat in München bei Korherr wegen der Übersetzung anfragen ließ: „Ich war für gestern zum italienischen Gesandten und Generalkonsul ... in München gebeten worden und habe hier erfahren, daß Mussolini von mir die Ermächtigung wünscht, daß er selbst meine Arbeit ‚Geburtenrückgang' der Süddeutschen Monatshefte in die italienische Sprache übersetzt und ein Vorwort hinzufügt. Ich habe die Ermächtigung erteilt. Soviel ich noch erfuhr, will Mussolini Sie vermutlich bewegen, auch Ihre Einführung

---

[26] Zur Biographie Korherrs s. J. Wietog, Volkszählungen unter dem Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zur Bevölkerungsstatistik im Dritten Reich, Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 66, Berlin 2001, S. 209–237.

[27] Wie Anm. 10.

[28] R. Korherr, Geburtenrückgang. Mahnruf an das deutsche Volk. Mit einem Geleitwort von Reichsführer SS H. Himmler, München ^{3}1935.

beibehalten zu dürfen."[29] Über die weitere Entwicklung teilte Korherr später den Herausgebern der Briefe Spenglers mit: „Die Sache hat sich endgültig so geregelt, daß ich mit Spenglers Einverständnis auch die Übersetzung seines Vorworts in meine Einwilligung einschloß, so daß die italienische Übersetzung auch Spenglers (neben Mussolinis) Vorwort enthielt. Spenglers und Mussolinis Vorworte kamen auch in die japanische Übersetzung von 1936, die Prof. Dr. Johannes Kraus, S. J. [= Societas Jesu; Anm. d. Vf.] von der Jesuitenuniversität in Tokio veranlaßte, und in diese japanische Übersetzung wurden noch zwei weitere Vorworte des Präsidenten des Staatsrats, Graf Kiyoura, und des Generalgouverneurs von Korea, späteren Premierministers und Außenministers, General Kazunari Ugaki, eingefügt."[30] Damit hatte es Korherr fertig gebracht, seinen Aufsatz gewissermaßen auf die Ebene des weltpolitischen Dreiecks Deutschland, Italien und Japan zu heben, das sich im Herbst 1936 durch die Proklamation des Achsenbündnisses zwischen Deutschland und Italien und durch den Antikominternpakt zwischen dem Deutschen Reich und Japan ankündigte. Außerdem war er im Sammeln von Vorwörtern ausgesprochen erfolgreich gewesen. Ob Mussolini den Aufsatz Korherrs wirklich alleine übersetzt hat, konnte nicht rekonstruiert werden.

Korherr ging in seinen Ausführungen explizit von Spenglers „Untergang des Abendlandes" aus und beschrieb den Geburtenrückgang als Grund für den Niedergang von Kulturvölkern, dem entgegengewirkt werden müsse. Dabei untersuchte er auch, wie einzelne Staaten mit dem Problem umgehen, und in diesem Zusammenhang lobte er die Bevölkerungspolitik Italiens unter Mussolini und stellte sie als Vorbild für Deutschland hin: „... Erfolge verspricht schon die cäsarische Bevölkerungspolitik Mussolinis, die in den Kämpfen des Kaisers Augustus um die Erhaltung des römischen Volkstums ihr großes Ebenbild findet und auch für Deutschland zum Vorbild werden sollte."[31] In meinen Ausführungen stehen freilich nicht die Thesen Korherrs im Mittelpunkt des Interesses und auch weniger die Frage,

---

[29] Korherr an Spengler, 23. Mai 1928, in: Spengler, Briefe (wie Anm. 8) S. 559. Die Auslassungszeichen sind Bestandteil der Edition.
[30] Spengler, Briefe (wie Anm. 8) S. 789, Anm. 5.
[31] Korherr, Geburtenrückgang (wie Anm. 10) S. 190.

was der „Duce“ und Spengler dazu zu sagen hatten. Es geht vielmehr darum, wie Mussolini und Spengler über diese Vorwörter miteinander kommunizierten.

In den ersten Sätzen seines Vorworts empfahl Mussolini Korherrs Schrift den italienischen Lesern durch den Verweis auf Spengler:

> „Weder kenne ich den Autor des Buches ‚Diminuzione delle nascite: morte dei popoli‘ persönlich noch kannte ich ihn dem Namen nach, bevor mir zufällig ein Heft der Süddeutschen Monatshefte in die Hände fiel, das als Broschüre – eingeleitet von Oswald Spengler – das enthält, was ich in erweiterter und neu durchdachter Form in Kürze als Band dem italienischen Publikum und insbesondere dem faschistischen Publikum vorstellen werde. Wer Oswald Spengler ist, das ist den Forschern bekannt, die die letzten Ergebnisse des deutschen politischen und philosophischen Denkens verfolgt haben. Sein Werk Untergang des Abendlandes (...) ist seinerzeit Gegenstand lebhaften Interesses und nicht weniger lebhafter Polemiken gewesen“.[32]

Mussolini erwähnte Spengler in seinem Vorwort noch zweimal, wobei er an einer Stelle direkt auf die Äußerung Spenglers Bezug nahm, die dieser in seiner Einführung über Mussolini getroffen hatte. Spengler hatte die folgenden anerkennenden Worte über den „Duce“ geschrieben:

> „Gesundheit eines lebenden Körpers ist Fruchtbarkeit. Fruchtbarkeit ist politische Macht. Das gilt von einem Bauerngeschlecht wie von einem großen Volk. In Europa hat das bis jetzt nur Mussolini in seiner ganzen

---

[32] *Non conosco personalmente l'autore del libro Diminuzione delle nascite: morte dei popoli, né lo conoscevo di fama, prima che mi capitasse sott'occhio un fascicolo dei Süddeutsche Monatshefte (Quaderni mensili della Germania meridionale) contenente – prefazionato da Osvaldo Spengler – sotto forma di opuscolo, quello che, ampliato e riveduto, io presenterò fra poco come volume al pubblico italiano e in particolar modo al pubblico fascista. Chi sia Osvaldo Spengler è noto agli studiosi che hanno seguito le ultime espressioni del pensiero politico e filosofico tedesco. La sua opera Untergang des Abendlandes (Decadenza dell'Occidente) è stata a suo tempo oggetto di vivo interessamento e di non meno vive polemiche* (Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 23, 1ª rist. Firenze 1962, S. 209).

> Tragweite begriffen und ausgesprochen, für sein Land, das weder Kohle noch Kapital hat, und seiner geographischen Lage wegen nicht fähig ist, als wirkliche Großmacht aufzutreten, solange andere Großmächte das Meer beherrschen. Die Fruchtbarkeit des italienischen Volkes ist seine einzige Waffe, aber eine, gegen die es auf die Dauer kaum eine Verteidigung gibt". [33]

Mussolini hat darauf wie folgt repliziert:

> „Aber was ist, abgesehen von diesen Besonderheiten, die Situation von Italien, mit der sich Spengler befaßt, als er die erste Phase meiner Bevölkerungspolitik lobt, die sich auf die deutliche, klare, vitale Formel bringen läßt: Ein Maximum an Geburten, ein Minimum an Sterblichkeit? ... Der Geburtenkoeffizient ist nicht nur das Zeichen der zunehmenden Macht des Vaterlands, er ist nicht nur, wie Spengler sagt, ‚die einzige Waffe des italienischen Volkes', sondern er ist auch das, was das faschistische Volk von den anderen europäischen Völkern unterscheiden wird: tatsächlich drückt sich in diesem Koeffizienten die Vitalität des Volkes aus und dessen Wille, sie über die Jahrhunderte weiterzugeben".[34]

Man kann also sagen, daß Mussolini noch etwas stärker die Zukunftsträchtigkeit des Faschismus im Vergleich zu den Regierungsformen der anderen Völker Europas hervorgehoben wissen wollte, als das Spengler getan hatte. Durch die Lektüre des Vorworts von Mussolini erfuhr auch der bereits erwähnte Beonio-Brocchieri vom Interesse Mussolinis an Spengler. Er nahm dies zum Anlaß, dem „Duce" sein Buch über Spengler zuzusenden.[35]

---

[33] O. Spengler, Einführung zu einem Aufsatz Richard Korherrs, in: Ders., Reden und Aufsätze (wie Anm. 10) S. 136.

[34] *Ma qual'è, a prescindere da questi particolari, la situazione dell'Italia della quale Spengler si occupa, elogiando le prime fasi della mia politica demografica, riassumentesi nella formula netta, chiara, vitale: massimo di natalità, minimo di mortalità? ... Il coefficiente di natalità non è soltanto l'indice della progrediente potenza della patria, non è soltanto, come dice Spengler, ‚l'unica arma del popolo italiano', ma è anche quello che distinguerà dagli altri popoli, europei, il popolo fascista, in quanto indicherà la sua vitalità e la sua volontà di tramandare questa vitalità nei secoli* (Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 23, 1ª rist. Firenze 1962, S. 213 und S. 216).

[35] Eine entsprechende Notiz befindet sich in der Personalakte Beonio-Brocchieri in: ACS, SPDCO-554.995 (Beonio-Brocchieri und andere Personen).

4. Am 21. Februar 1929 begann Spenglers Schwester Hildegard Kornhardt, die ihrem Bruder den Haushalt führte, ein Tagebuch zu schreiben. Darin hat sie laufend die Besucher im Hause Spengler verzeichnet und die Gespräche Spenglers festgehalten.

Am 20. April 1929 war August Albers bei Spengler zu Gast. Albers war der Lektor von Spenglers Verlag C. H. Beck. Man kam auf den Antisemitismus zu sprechen, und Spengler grenzte Mussolinis Einstellung zu den Juden ebenso wie die der Briten positiv von den Nationalsozialisten und ihrer *deutschen Ideologie* ab; das ist zugleich die erste Erwähnung Mussolinis in den Kornhardt-Tagebüchern:

> *O[swald] sagte: ‚Nur die verdammte deutsche Ideologie ist an unseren heutigen Verhältnissen schuld. Die wohlhabenden Juden sind direkt aus Notwehr in die Sozialdemokratie hineingedrängt worden.‘ Die Hitlerleute und ihr Anhang haben die Juden so bedroht u[nd] angepöbelt, daß auch das reiche Judentum, was durchaus national war, eine Wehrmacht für sich schaffen mußte, das Reichsbanner, wenn sie nicht totgeschlagen werden wollten. Das Judentum ist eine Macht, die man auf s[eine] Seite hätte bringen müssen, nicht sich gegen sie stellen. England wäre klüger gewesen wie wir, auch Mussolini, der sich zuerst d[er] Banken, d[es] Kapitals u[nd] des Judentums versichert hätte, ehe er handelte. ... Hätten wir 1919 das Judentum auf unsre Seite (nationale) bekommen, dann wäre das ganze Elend nicht so groß geworden.*[36]

Von der Bereitschaft des Faschismus zur Verständigung mit den maßgebenden Wirtschaftstreibenden hatte Mussolini auch in der bereits zitierten Rede aus dem Jahr 1924 über die politischen Pflichten der deutschen Jugend gesprochen, damals allerdings, ohne einen Bezug zum Judentum herzustellen.

Die nächsten Eintragungen in den Kornhardt-Tagebüchern zeigen, daß man sich im Hause Spengler sehr für den „Duce“ interessierte. Am 29. Juli 1930 hielt Kornhardt fest, daß Mussolini seinen 47. Geburtstag hatte.[37] Im März 1931 kam Spengler mit einer Musso-

[36] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 116 (H. Kornhardt Tagebücher 1–5), Tagebuch Nr. 4, S. 150f. (Eintragung vom 22. 4. 1929).

[37] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 117 (H. Kornhardt Tagebücher 6–8), Tagebuch Nr. 6, S. 246.

lini-Anekdote heim: *Mussolini ißt irgendwo zu Abend. Ein Fremder fragt heimlich den Kellner, welches denn ‚Il duce' wäre. Der Kellner: ‚Il signore chi mangia il bel paese.*[38] Am 16. April 1931 folgte dann eine Bemerkung Spenglers, in der seine große Bewunderung für den „Duce" zum Ausdruck kam: *Über Mussolini sagte O[swald]: ‚Ein Mensch, wie der[,] wird nur alle 100 Jahre einmal geboren!'*[39] Weniger groß war die Begeisterung im Hause Spengler über die Umgestaltung Roms durch die Freilegung antiker Monumente, wie eine Bemerkung von Spenglers Nichte Hildchen vom 28. August 1931 zeigte. Wieder war der Verleger Albers zu Gast: *Als Albers am Freitag, 28., bei uns war, wurde über die ital[ienischen] Ausgrabungspläne gesprochen u[nd] zu welchem Unfug das wird: Hildchen: ‚Sie bringen es fertig 3 Renaissancepaläste abzureißen, um eine römische Latrine freizulegen!'*[40] Die Eintragung vom 20. Juli 1932 ist von besonderem Interesse, weil Spengler durch Friedmann[41] *einen persönlichen Gruß* des „Duce" übermittelt bekam.[42] Als Kornhardt am 19. November 1933 mit dem neunten Band ihrer Tagebücher begann, klebte sie am Anfang ein Blatt mit den Strophen der *giovenezza*, der Siegeshymne des Faschismus ein. Am 1. Advent 1933 hatte Spengler mit dem ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten Pál Teleki[43] eine, wie den

---

[38] „Der Herr, der das schöne Land [bzw. einen lombardischen Käse der Sorte ‚bel paese'; Anm. d. Vf.] verschlingt." Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533, (Nachlaß Spengler), Schachtel 117 (H. Kornhardt Tagebücher 6–8), Tagebuch Nr. 7, S. 157 (Eintragung vom 30. 3. 1931).

[39] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 117 (H. Kornhardt Tagebücher 6–8), Tagebuch Nr. 7, S. 164.

[40] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 117 (H. Kornhardt Tagebücher 6–8), Tagebuch Nr. 7, S. 265 (Eintragung vom 31. 8. 1931).

[41] Zu Friedmann hatte Kornhardt notiert, daß er aus Finnland (Helsingfors) kam. Es dürfte sich wohl um den Juristen und Philosophen Adolph Hermann Friedmann (1873–1957) handeln, der in Helsinki von 1906–1934 als Rechtsanwalt und von 1931–1934 als Lehrbeauftragter für Philosophiegeschichte tätig war (Vgl. den Artikel von M. Büttner in: NDB, Bd. 5, Berlin 1961, S. 457f.).

[42] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 117 (H. Kornhardt Tagebücher 6–8), Tagebuch Nr. 8, S. 81.

[43] Pál Teleki (1879–1941), Wissenschaftler und Politiker, ungarischer Ministerpräsident von 1920–1921, Kultusminister von 1938–1939, Ministerpräsident

Aufzeichnungen zu entnehmen ist, sehr befriedigende Unterhaltung, in der Vergleiche zwischen Hitler und Mussolini gezogen wurden; über die Details dieses Gesprächs ist leider nichts bekannt.[44] Am 12. Januar 1934 war Spengler bei Stählin[45] eingeladen. Dort hörte er, daß sich Mussolini außerordentlich positiv über die „Jahre der Entscheidung" geäußert habe.[46] Mussolinis Besprechung der „Jahre der Entscheidung" vom 15. Januar 1934 wurde von Spenglers Schwester am 20. Januar 1934 registriert, wobei ihr zunächst noch nicht ganz klar war, was genau Mussolini geschrieben hatte; auch das Datum der Rezension ist nicht korrekt wiedergegeben: *Am 17. 1. hatte Mussolini einen interessanten Artikel im ‚Popolo d'Italia', der bestimmt von ‚J. d. E.' beeinflußt war.*[47]

Zu Spenglers Gästen gehörte auch der Bildhauer Fritz Behn (1878–1970), der 1928 eine Porphyrbüste Spenglers angefertigt hatte. Vom 23. Juni 1934 bis zum 2. Juli 1934 hatte Behn die Gelegenheit, Mussolini in Rom an seinem Schreibtisch im Palazzo Venezia zu modellieren und zu zeichnen. Anschließend schrieb er über diese Begegnungen ein Buch mit dem Titel „Bei Mussolini".[48] Als Behn ca. am 30. Juni 1934 in München war, überbrachte er Spengler *herzliche persönl[iche] Grüße von Mussolini.*[49] Dabei ließ der „Duce" Spengler ausrichten, *daß er alle seine Bücher gelesen habe. Er bewundere ihn.*

---

von 1939–1941, Gegner des Kriegseintritts Ungarns an der Seite des Dritten Reiches, Selbstmord nach dem Scheitern seiner Neutralitätspolitik.

[44] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 9, S. 18.

[45] Zur Biographie von Stählin kann nur angemerkt werden, daß sein Vater Pfarrer gewesen ist.

[46] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 9, S. 36 (Eintragung vom 13. 1. 1934).

[47] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 9, S. 45.

[48] F. Behn, Bei Mussolini. Eine Bildnisstudie. Mit sechs Zeichnungen und vier Fotos nach der Büste, Stuttgart und Berlin 1934. Das Schaffen des Bildhauers wird im Prof.-Fritz-Behn-Museum in D-78073 Bad Dürrheim, Luisenstraße, Haus des Gastes, gewürdigt.

[49] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10 [ohne Seitenangabe; Datum nicht eindeutig zuzuordnen].

Behn machte mit Mienenspiel u[nd] Gesten vor, wie er das gesagt habe. S[pengler] solle doch ja kommen, er freue sich darauf.[50] Darüber habe sich Spengler, so die Eintragung seiner Schwester, sehr gefreut. Am 11. November 1934 lautete die Eintragung: *Behn gibt ein neues Buch heraus über sein Zusammensein mit Mussolini. Die Zensur strich zwei Stellen: 1) ‚Seit Bismarck hat es keinen so großen Staatsmann wie M[ussolini] gegeben.' 2) M[ussolini] sagte ‚mit Betonung': ‚Grüßen Sie Spengler!'".*[51] Nachdem das Buch erschienen war, sandte Behn ein druckfrisches Exemplar an Spengler, das jedenfalls bei seiner Schwester den positiven Eindruck von Mussolini weiter verfestigte. So lautete am 7. Dezember 1934 die Eintragung: *„Behn schickte sein neues Buch ‚Bei Mussolini', das ich gleich gestern Abend noch las. – Ach ja, ein Führer, wie er sein soll!*[52]

Am 19. November 1934 notierte Kornhardt einen „Zeitwitz", der Spenglers unterschiedliche Sicht auf Mussolini und Hitler auf den Punkt brachte: *Mussolini entwickelt, Hitler kopiert, Göbbels vergrößert.*[53] Am 30. November 1934 war Erzherzog Josef Franz zu Gast im Hause Spengler und überbrachte *persönliche Grüße von Mussolini, der sich nicht sehr erbaulich über unsre Regierung geäußert habe. (‚Stupido!')*[54] Am 9. April 1935 hielt Kornhardt fest, daß Spengler für September eine Einladung zum Orientalistenkongreß in Rom erhielt, jedoch aus politischen Rücksichten nicht hinfahren wollte: *Jetzt mag er nicht Mussolini aufsuchen wegen dessen augenblicklicher deutschfeindlicher Einstellung.*[55] Zwei weitere Eintragungen aus dem Jahr 1935, die letzte davon am 13. Oktober 1935, bezogen sich auf

---

[50] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10 [ohne Seitenangabe; Datum nicht eindeutig zuzuordnen].

[51] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10, ohne Seitenangabe.

[52] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10, ohne Seitenangabe.

[53] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10, ohne Seitenangabe.

[54] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10, ohne Seitenangabe.

[55] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10, ohne Seitenangabe.

Gespräche über den italienischen Feldzug in Abessinien, sie sind jedoch in Bezug auf die Sichtweise Spenglers nicht weiter erhellend.[56] Damit enden die Eintragungen zu Mussolini in den Kornhardt-Tagebüchern.

5. Vom 23. März bis zum 4. April 1932 fanden Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig statt, am 26. September 1933 wurde er von Henry Massis interviewt, und die Aufzeichnungen von Ivon De Begnac entstanden zwischen 1934 und 1943. Die Überprüfung dieser drei Quellen ergibt in Bezug auf die Äußerungen Mussolinis zu Spengler ein sehr unterschiedliches Bild.

Der aus einem bürgerlichen, liberalen und assimilierten jüdischen Milieu stammende Emil Ludwig (1881–1948) profilierte sich in den zwanziger Jahren mit einer neuen Form von historisch-biographischer Belletristik. Er hatte die Intention, Geschichte und Politik zu personalisieren, zu vereinfachen und anschaulich zu machen, also zu popularisieren. Damit setzte er sich den Vorwürfen aus, sachlich unrichtig zu argumentieren, unzulässige Vereinfachungen vorzunehmen, historische Hintergründe zu vernachlässigen und Effekthascherei an Stelle von seriöser historischer Forschung zu betreiben. „Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig“[57] lassen durchweg erkennen, daß der „Duce“ seinen Gesprächspartner fasziniert hat. Wolfgang Schieder hat den durch das Buch vermittelten Gesamteindruck treffend zusammengefaßt: „Ludwig feierte Mussolini unverhohlen als ‚großen Staatsmann‘ und als ‚echten Diktator‘, als ‚Mann von der feinsten Höflichkeit‘ und als ‚natürlichsten Menschen von der Welt‘. Auch wenn er in einem ganzen Kapitel seines Buches darüber berichtet, wie er mit Mussolini über die ‚Gefahren der Diktatur‘ diskutiert habe, bleibt am Ende in den ‚Gesprächen mit Emil Ludwig‘ der Eindruck zurück, daß die ‚konstruktive Seite‘ der Diktatur ihre Schattenseiten bei weitem

---

Der 19. Internationale Orientalistenkongreß fand vom 23. bis 29. September 1935 in Rom statt.

[56] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10, jeweils ohne Seitenangabe.

[57] fl7Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig, Berlin–Wien–Leipzig 1932.

überwiege. Von seinen Kritikern wurde Ludwig deshalb auch ironisch als ‚Benito Ludovico' bezeichnet."[58]

„Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig" wurde ein „politische[r] Bestseller".[59] Neben der deutschsprachigen Erstausgabe ist die italienische Ausgabe von 1950 erwähnenswert, die die handschriftlichen Korrekturen von Mussolini enthält. Viel hatte Mussolini an Ludwigs Wiedergabe der Gespräche nicht auszusetzen.[60] Insgesamt konnte Mussolini sehr zufrieden sein mit dem Bild, das Ludwig von ihm gezeichnet hatte.

Der Name Spenglers fällt in den Aufzeichnungen Ludwigs nicht, auch in Mussolinis eigenhändigen Korrekturen wird Spengler nicht genannt. Eine Aussage des „Duce" erinnert freilich stark an Spengler: „Es steckt viel Preußentum im deutschen Sozialismus. Ich glaube sogar, dort liegt der Schlüssel für seine Disziplin."[61] Wie bereits erwähnt hatte Mussolini im Jahr 1925 einige Schriften Spenglers, darunter „Preußentum und Sozialismus" erhalten. Es ist nicht bekannt, wie intensiv Mussolini diesen Text durchgearbeitet hat, aber es ist doch sehr wahrscheinlich, daß er die letzten Zeilen gelesen hat, durch die Spengler seine Sicht des Zusammenhangs zwischen „Preußentum", deutschem Sozialismus und Pflichtgefühl im Sinne von Selbstdisziplin nicht ohne Pathos dargelegt hat.[62]

---

[58] Schieder, Das italienische Experiment (wie Anm. 3) S. 86.

[59] Ebd. S. 86.

[60] An einer Stelle wünschte er z. B., die Formulierung „ich und der König" durch „der König und ich" zu ersetzen. An anderer Stelle wollte der „Duce" nicht gedruckt sehen, daß er Ludwig zufolge lebhaft ausgerufen habe, es gebe keinen Einfluß der Frauen auf starke Männer: *‚Non esiste' esclamò egli vivacemente ‚non esiste alcuna influenza di donne sugli uomini forti'.* (E. Ludwig, Colloqui con Mussolini. Riproduzione delle bozze della prima edizione con le correzioni autografe del duce. Unica traduzione autorizzata dal tedesco di Tomaso Gnoli, Milano 1950; die erwähnten Korrekturen befinden sich auf S. 93 und S. 112).

[61] Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig (wie Anm. 57) S. 163.

[62] *Der Weg zur Macht ist vorgezeichnet: der wertvolle Teil der deutschen Arbeiterschaft in Verbindung mit den besten Trägern des altpreußischen Staatsgefühls, beide entschlossen zur Gründung eines streng sozialistischen Staates, zu einer Demokratisierung im preußischen Sinne, beide zusammengeschmiedet durch eine Einheit des Pflichtgefühls, durch das Bewußtsein, einer großen Aufgabe, durch den Willen, zu gehorchen, um zu herr-*

Henri Massis (1886–1970) war Chefredakteur der 1920 gegründeten „Revue universelle", die der von 1908 bis 1944 erscheinenden Tageszeitung „Action française" nahe stand. 1927 veröffentlichte Massis eine Schrift, deren Titel „Défense de l'Occident"[63] nicht weit abseits lag von Spenglers „Der Untergang des Abendlandes". Am 26. September 1933 interviewte er Mussolini im Palazzo Venezia. Bei der Wiedergabe dieses Interviews erläuterte Massis bestimmte Sichtweisen Mussolinis durch einen Rekurs auf Spengler, den er als Vertreter des Nationalsozialismus betrachtete. Massis zog Spengler als Gegenpol zu Mussolini heran, er zitierte aber keine Aussagen Mussolinis über Spengler.

Massis behauptete, daß die obersten Werte Mussolinis nicht jene Nietzsches oder Spenglers seien: „Die Wertehierarchie eines Mussolini ist ... nicht ‚Jenseits von Gut und Böse' angesiedelt, wie für Zarathustra; sie liegt auch nicht in dem ‚Lobpreis des reinen Lebens' wie bei Spengler."[64] Insgesamt kann man sagen, daß Massis bestrebt war, Mussolini vom Denken Spenglers abzugrenzen.

Liest man hingegen die Aufzeichnungen des Journalisten und Schriftstellers Yvon De Begnac (1913–1983), dann erhält man den Eindruck, daß Mussolini entscheidend durch Spengler beeinflußt wurde. De Begnac war Autor einer Mussolini-Biographie, die in acht

---

schen, zu sterben, um zu siegen, durch die Kraft, ungeheure Opfer zu bringen, um das durchzusetzen, wozu wir geboren sind, was wir sind, was ohne uns nicht da sein würde. Wir sind Sozialisten. Wir wollen es nicht umsonst gewesen sein (O. Spengler, Preußentum und Sozialismus, München 1920, S. 98f.).

[63] H. Massis, Défense de l'Occident, Paris 1926. Dt. Ausgabe: Verteidigung des Abendlandes. Mit einer Einführung und in der Übersetzung von G. Moenius, Hellerau 1930. Massis sieht in Spengler einen Exponenten Deutschlands, das einen antihumanistischen, antilateinischen und pangermanistischen Kurs verfolge, das sich seit der Reformation vom Abendland abgewendet habe und mehr oder weniger zu einem Vorposten der asiatischen Barbarei in Europa geworden sei. Trotz diesem Verdikt weist Massis' Buch wesentliche Parallelen zu Spenglers Betrachtungsweise auf.

[64] *La hiérarchie des valeurs d'un Mussolini ... n'est pas située ‚par delà le bien et le mal', comme pour Zarathoustra, ni dans l'exaltation de la vie pure, comme chez Spengler* [Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 44, appendice 8, attività oratoria (1919–1944), 1ª edizione Roma 1980, S. 58].

Bänden geplant war. Die ersten drei Bände sind erschienen, wobei sich De Begnac bemühte, die Verzweigungen der Familiengeschichte des „Duce" bis ins Jahr 1300 zurückzuverfolgen. Der dritte Band endet mit dem Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg.[65]

De Begnac lehnte es nach dem Sturz des Regimes am 25. Juli 1943 ab, sich der RSI anzuschließen. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte er seine publizistische Tätigkeit fort. Die geistigen Parallelen, die De Begnac zwischen Spengler und Mussolini aufzeigt, sind durchaus stimmig, und das hat mich in meinen zurückliegenden Ausführungen zur Spengler-Rezeption in Italien dazu verleitet, seinen Notizen breiten Raum zu geben. Inzwischen bin ich zu dem Ergebnis gelangt, daß manche Stellen De Begnacs frei erfunden sein dürften. Damit gehe ich noch über die kritische Anmerkung von Domenico Conte hinaus, daß De Begnacs „Taccuini mussoliniani ... eine Quelle [sind], die mit Vorsicht zu genießen ist".[66] Dies soll im folgenden an einem Beispiel erläutert werden.

De Begnac legte Mussolini z. B. die folgenden Worte in den Mund: „Jetzt erinnere ich mich. Am 8. Mai 1936, während ich mich darauf vorbereitete, den Aufstieg Italiens in den Rang eines Imperiums zu proklamieren, erhielt ich von Major Renzetti, meinem Freund und Hauptrepräsentanten des Faschismus bei der Hitler-Führung, die Nachricht vom Tode Oswald Spenglers. Renzetti war ein Freund Spenglers. Renzetti gegenüber hatte Spengler, der sich in der orthodoxen Umgebung von Goebbels verdächtig wusste, vor kurzem über das Thema des wiederkehrenden Preußentums gesprochen, dessen immense Mängel und nicht unerhebliche Tugenden er immer prä-

---

[65] Y. De Begnac, Vita di Benito Mussolini (dalle origini al 24 maggio 1915), vol. 1: Alla scuola della rivoluzione antica (dalle origini dei Mussolini al dicembre 1904), Milano 1936; vol 2: La strada verso il popolo (dal gennaio 1905 al 31 dicembre 1909), Milano 1937; vol. 3: tempo d'attesa (dal 1° gennaio 1910 al 24 maggio 1915), Milano 1940. Als Vorarbeit ist zu betrachten: Ders., Trent'anni di Mussolini 1883–1915, con Prefazione di F. T. Marinetti dell'Academia d'Italia, Roma 1934.

[66] D. Conte, Oswald Spengler. Eine Einführung. Leipzig 2004, S. 117. Aus dem Italienischen übersetzt von Ch. Voermanek. Mit einem Geleitwort von G. Diesener. Die Originalausgabe erschien unter dem Titel Introduzione a Spengler, Roma – Bari 1997, vgl. dort S. 117.

ziser definierte. Renzetti wußte von der intellektuellen Sympathie, mit der Spengler mich immer bedacht hat. Er hatte ihn im April getroffen. Spengler hatte ihm gesagt, daß der Zugriff des Faschismus auf das Herz Afrikas dem demokratischen Westen nicht behagte als Prolog zu einem Eurafrika, das letzten Endes unserem verfaulten Kontinent genutzt hätte."[67]

Der Offizier und Diplomat Giuseppe Renzetti war nach dem Ersten Weltkrieg Mitglied der interalliierten Kommission für Oberschlesien, 1925 italienischer Konsul in Leipzig und ab 1926 Präsident der italienischen Handelskammer in Berlin. 1935 wurde er zum italienischen Generalkonsul in San Francisco ernannt. Als Spengler starb, befand sich Renzetti seit langem in San Francisco, von wo aus er erst im September 1936 wieder nach Deutschland zurückkehrte.[68]

Im Mai 1936 waren die Kontakte Renzettis zu seinen deutschen Ansprechpartnern spärlich und langwierig geworden, wie ein Brief Hermann Görings an Renzetti vom 16. Mai 1936 zeigt: „Lieber Freund! Ich habe mich sehr über Ihren heutigen Brief gefreut. Schon lange habe ich auf ein Lebenszeichen von Ihnen gewartet, um zu hören, wie es Ihnen am Ende der Welt ergangen ist. Gerade in den letzten Monaten haben wir oft an Sie gedacht und von Ihnen gesprochen. ... Wir fragen uns oft, wann Sie wieder nach Deutschland zurückkommen werden. Ihre Ver-

---

[67] *Adesso ricordo. L'8 maggio 1936, mentre mi preparavo a proclamare l'ascesa dell'Italia al rango di impero, ricevetti dal maggiore Renzetti, mio amico e massimo rappresentante del fascismo presso il vertice hitleriano, la notizia della morte di Oswald Spengler. Renzetti è stato amico di Spengler. Con Renzetti, Spengler, che si sapeva in odor di sospetto presso il mondo ortodosso di Goebbels, aveva di recente parlato sul tema del prussianesimo ricorrente, del quale definiva con sempre maggior precisione i difetti immensi e le virtù non trascurabili. Renzetti sapeva della cordialità intellettuale di cui Spengler mi aveva sempre fatto oggetto. Lo aveva incontrato in aprile. Spengler gli aveva detto che il proiettarsi del fascismo verso il cuore dell'Africa era inviso all'occidente democratico perché prologo ad un'Eurafrica di cui remotamente avrebbe finito col beneficiare il nostro marcio continente* (De Begnac, Taccuini mussoliniani (wie Anm. 1) S. 596). Weitere Zitate De Begnacs habe ich in meinen Ausführungen zur Spengler-Rezeption in Italien wiedergegeben, QFIAB 73 (1993) 572–615.

[68] Zur Datierung der Rückkehr Renzettis nach Deutschland auf September 1936, vgl. Bundesarchiv, Nachlaß Renzetti, 235/16 (Memoiren).

setzung ist das einzige, was ich dem Duce übel genommen habe und ihm solange nicht verzeihen werde, bis er es wieder gut gemacht hat. ... Mir selbst geht es gut und ich habe noch immer gleich viel zu tun, besonders seitdem ich Rohstoff- und Devisendiktator geworden bin. Meine Frau und ich grüssen Sie und Ihre Gattin. In der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen bin ich mit herzlichen Grüssen und Heil Hitler Ihr Hermann Göring."[69] Es ist daher praktisch auszuschließen, daß Renzetti in den zurückliegenden Wochen in Deutschland gewesen war und und daß er Spengler im April 1936 getroffen hat; ebenso ist die Behauptung zurückzuweisen, daß Mussolini vom Tod Spenglers ausgerechnet im Umweg über San Francisco informiert wurde.

Auch die von De Begnac unterstellte Freundschaft zwischen Renzetti und Spengler ist nicht nachvollziehbar, denn in den Tagebüchern von Spenglers Schwester Hildegard Kornhardt kommt Renzetti namentlich überhaupt nicht vor.[70] Dabei sind in den Kornhardt-Tagebüchern – wie bereits erwähnt – laufend die Gäste im Hause Spengler angeführt und die Gespräche Spenglers vermerkt. Und, um noch eine dritte Quelle anzuführen, sei folgendes hinzugefügt: Unter den Kondolenzbriefen zu Spenglers Tod, die ebenso wie die Kornhardt-Tagebücher im Spengler-Archiv in München aufbewahrt werden, findet man ebenfalls kein Schreiben Renzettis.[71] Ich kann daher nicht umhin, nochmals zu betonen, daß das oben angeführte Zitat De Begnacs als Dichtung zu qualifizieren ist und daß man seine Aufzeichnungen jedenfalls im gegenständlichen Fall aus der wissenschaftlichen Argumentation auszuscheiden hat. Das ist freilich nicht weiter problematisch, da es genügend andere Quellen gibt, anhand derer sich die Wahrnehmung Spenglers durch Mussolini verifizieren läßt.

6. Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung" erschien ein halbes Jahr nach der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland. Es sollte ursprünglich den Titel „Deutschland in Gefahr" tragen,

---

[69] Göring an Renzetti, 16. 5. 1936, Bundesarchiv, Nachlaß Renzetti, 235/6 (Korrespondenz 1934–1935).

[70] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 116–118 (H. Kornhardt Tagebücher).

[71] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 122 (Kondolenzbriefe an Hildegard Kornhardt, geb. Spengler).

jedoch erschien dies Spengler unter den neuen politischen Verhältnissen keine glückliche Wahl. So schrieb er in der Einleitung der „Jahre der Entscheidung“: *Dies Buch ist aus einem Vortrag ‚Deutschland in Gefahr‘ entstanden, den ich 1929 in Hamburg gehalten habe, ohne auf viel Verständnis gestoßen zu sein. Im November 1932 ging ich an die Ausarbeitung, immer noch der gleichen Lage in Deutschland gegenüber. Am 30. Januar 1933 war es bis zur Seite 106 gedruckt. Ich habe nichts daran geändert, denn ich schreibe nicht für Monate oder das nächste Jahr, sondern für die Zukunft. Was richtig ist, kann durch ein Ereignis nicht aufgehoben werden. Nur den Titel habe ich anders gewählt, um nicht Mißverständnisse zu erzeugen: Nicht die nationale Machtergreifung ist eine Gefahr, sondern die Gefahren waren da, zum Teil seit 1918, zum Teil sehr viel länger, und sie bestehen fort, weil sie nicht durch ein Einzelereignis beseitigt werden können, das erst einer jahrelangen und richtigen Fortentwicklung bedarf, um ihnen gegenüber wirksam zu sein.*[72] Das Buch trägt im Untertitel den Zusatz: „Erster Teil“. Der zweite Band ist nicht mehr erschienen. Auf Spenglers Notizen für diesen zweiten Teil und die Umstände, unter denen er sie anlegte, wird unter Punkt 7 näher eingegangen.

6.1. Während Hitler in „Jahre der Entscheidung“ namentlich überhaupt nicht erwähnt wurde, bewertete Spengler die Persönlichkeit und das Wirken Mussolinis überaus positiv, an manchen Stellen sogar geradezu euphorisch. Über den italienischen Faschismus findet man hingegen nur wenige, jedoch auch kritische Passagen. Die emphatische Darstellung des „Duce“ bei gleichzeitigem Ignorieren des nationalsozialistischen „Führers“ war natürlich ein Affront gegen Hitler. Für den Nationalsozialismus hatte Spengler explizit nur eine einzige, noch dazu kritische Bemerkung übrig: *Und die Nationalsozialisten glauben ohne und gegen die Welt fertig zu werden und ihre Luftschlösser bauen zu können, ohne eine mindestens schweigende aber sehr fühlbare Gegenwirkung von außen her.*[73] Das Buch wurde

[72] Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. XI.
[73] Ebd. S. 3.

von nationalsozialistischer Seite daher heftig angegriffen, ein Verbot ist jedoch nicht erfolgt.

Spengler charakterisierte seine Gegenwart als „Zeitalter der Weltkriege", an dessen Ende ein Imperium stehen werde, das wie das antike Rom der „Cäsaren" noch für ein paar Jahrhunderte die politische Führungsmacht auf dem Schutthaufen einer einstürzenden Hochkultur sein werde. Diese Auffassung leitete er aus seiner Geschichtsphilosophie ab, die er in seinem Hauptwerk „Der Untergang des Abendlandes" ausgebreitet hatte. In „Jahre der Entscheidung" untersuchte er die Gestaltungsmöglichkeiten der „Weltmächte" im „Zeitalter der Weltkriege". Im Mittelpunkt seiner Überlegungen standen dabei die Chancen Deutschlands, sich in den bevorstehenden Riesenkämpfen um die Weltherrschaft zu behaupten.

Im „Zeitalter der Weltkriege" würden sich die Chancen Deutschlands auf Selbstbehauptung ebenso wie die der anderen abendländischen Staaten vergrößern oder verringern, je nachdem, wie sie mit dem Bedrohungsszenarium fertig würden, das Spengler in den letzten beiden Teilen von „Jahre der Entscheidung" abhandelte: „Die weiße Weltrevolution" und „Die farbige Weltrevolution".[74] Unter den „Weißen" verstand Spengler die durch die abendländische Zivilisation zusammengefügten Gruppen; als „Farbige" bezeichnete er all jene, die nicht dieser Zivilisation angehören. Als wichtigste Voraussetzungen für das erfolgreiche Bestehen eines Staates im „Zeitalter der Weltkriege" betrachtete Spengler die Abschaffung der „Demokratie" durch einen Diktator, der sich als Prototyp eines künftigen „Cäsars" profiliere. Darunter verstand Spengler einen Imperator, dem es aufgrund seiner überlegenen Persönlichkeitseigenschaften zuzutrauen sei, das Trümmerfeld der abendländischen Zivilisation zu beherrschen.

In Spenglers Perspektive war Deutschland im November 1918 ein Opfer der Revolution der „Weißen" geworden, deren „Dolchstoß" das tapfer und unerschütterlich kämpfende Heer in den Rücken ge-

---

[74] Seine Auffassung vom beginnenden Kampf der „Farbigen" gegen die Herrschaft der „Weißen" hatte Spengler bereits auf den letzten Seiten seiner Schrift „Der Mensch und die Technik" skizziert, vgl. Spengler, Der Mensch und die Technik (wie Anm. 13) S. 84ff., beginnend mit der Formulierung: „Das dritte und schwerste Symptom des beginnenden Zusammenbruchs ...".

troffen und um den verdienten Sieg betrogen habe. Die Novemberrevolution von 1918 sei ein Meilenstein in einer Entwicklung von Zersetzungserscheinungen gewesen, deren Keime schon in der christlichen Theologie des Mittelalters (Thomas von Aquin) zu identifizieren seien und die mit zunehmender Schärfe vom Liberalismus über Jakobinismus, revolutionären Sozialismus, Kommunismus und Bolschewismus wirksam geworden seien. Die Träger dieser Zersetzungserscheinungen wurden von Spengler auch als „Linke" bezeichnet, wogegen die politische „Rechte" Widerstand zu leisten versuche.

Die Revolution der „Weißen" verkehrt Spengler zufolge die Resultate des „Zeitalters der Weltkriege". Im Weltkrieg von 1914 bis 1918 sei Deutschland dieser Revolution zum Opfer gefallen. Sie bedrohe alle abendländischen Staaten. Zum besseren Verständnis sei hinzugefügt, daß Spengler in „Jahre der Entscheidung" das petrinische Rußland, das in den Revolutionen von 1917 vernichtet worden sei, als Außenposten des Abendlandes betrachtete, wogegen er im bolschewistischen Rußland eine asiatische und dem Abendland wesensfremde Macht sah.[75]

Die Sprengkraft der Revolution der „Weißen" werde freilich durch die nun einsetzende und noch weitaus bedrohlichere „farbige Weltrevolution" potenziert: *Sie* [Die doppelte Weltrevolution; Anm. d. Vf.] *durchkreuzt den ‚horizontalen' Kampf zwischen den Staaten und Nationen durch den vertikalen zwischen den führenden Schichten der weißen Völker und den andern, und im Hintergrund hat schon der weit gefährlichere zweite Teil dieser Revolution begonnen: der Angriff auf die Weißen überhaupt von seiten der gesamten Masse der farbigen Erdbevölkerung, die sich ihrer Gemeinschaft langsam bewußt wird.*[76] Widerstand gegen die beiden Weltrevolutionen leiste allein das „Preußentum", d.i. nach Spengler die politische

---

[75] Vgl. Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. 43; Spenglers Bild von Rußland und vom Bolschewismus hatte sich im Laufe der Zeit gewandelt. Vgl. H.-C. Kraus, „Untergang des Abendlandes". Rußland im Geschichtsdenken Oswald Spenglers, in: G. Koenen/L. Kopelew (Hg.), Deutschland und die Russische Revolution 1917–1924, West-östliche Spiegelungen 5, München 1998, S. 277–312.

[76] Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. 58.

Grundhaltung einer immer kleiner werdenden Minderheit, während die Verfechter der beiden Weltrevolutionen immer zahlreicher werden.

In Spenglers Begriffsgebrauch ist das „Preußentum" als antidemokratische, gegenrevolutionäre, massenverachtende und jede Spielart des Marxismus radikal bekämpfende Kollektivbewegung die wahre politische Elite der abendländischen Zivilisation; eine Elite freilich, die sich Spengler zufolge in Deutschland weder in der Weimarer Republik noch im Dritten Reich an den Herrschaftspositionen befand, und aus dieser Perspektive ist die zunehmende Distanz Spenglers dem Nationalsozialismus gegenüber zu erklären, auf die ich jedoch in dieser Abhandlung nicht näher eingehen kann.

Die „Preußen" seien keineswegs gleichzusetzen mit den Preußen, also den Bewohnern einer Landschaft, wenngleich Spengler meinte, daß beide in einer besonderen Affinität zueinander stehen. Mussolini war für Spengler beispielgebend dafür, daß ein „Preuße" keine preußischen Wurzeln haben und nicht einmal aus Deutschland stammen mußte. Spengler zufolge ist die Kernfrage der „Jahre der Entscheidung", welchem politischen Führer man als Exponenten des „Preußentums" das erfolgreiche Unterdrücken der beiden „Weltrevolutionen" zutrauen könne, weil das die notwendige Bedingung für die Selbstbehauptung Deutschlands im nächsten, unmittelbar bevorstehenden Weltkrieg sei. Deutschland hätte, so die implizite Aussage Spenglers, eines Mussolini bedurft, denn: *Wenn Mussolini sich auf das preußische Vorbild beruft, so hatte er recht: er ist Friedrich dem Großen näher verwandt, selbst dessen Vater, als Napoleon, um von geringeren Beispielen zu schweigen.*[77]

Korherr interpretierte hingegen Spenglers Vorstellung vom „Preußentum" um und vertrat die Auffassung, daß die SS zur politischen Führung des Abendlandes berufen sei. So schrieb er am 26. Februar 1940 an Himmlers persönlichen Adjutanten Rudolf Brandt: „... ich [bin] von Oswald Spengler her zum Nationalsozialismus gekommen ... dieser Oswald Spengler war auch der Künder des ‚Untergangs des Abendlandes', dem für Deutschland durch eine ideell

---

[77] Ebd. S. 135.

und willentlich starke und jederzeit einsatzbereite Führerschicht begegnet werden kann. Und diese Führerschicht mit allen nötigen Voraussetzungen sehe ich in der SS!"[78] Diese Deutung entsprach zwar überhaupt nicht den Intentionen Spenglers, aber sie zeigt, wie stark Korherr dem Werk Spenglers verbunden blieb.

6.2. Obwohl Mussolini in Spenglers „Jahre der Entscheidung" geradezu als Lichtgestalt erscheint, überstrahlt er doch nicht alles. An einigen Stellen erscheint selbst der Faschismus wenigstens partiell als Träger der „weißen Weltrevolution": *Auch im Faschismus besteht die gracchische Tatsache zweier Fronten – die linke der unteren städtischen Masse und die rechte der gegliederten Nation vom Bauern bis zu den führenden Schichten der Gesellschaft ...*[79] Dieser Gegensatz werde gegenwärtig, so Spengler, durch die *napoleonische Energie*[80] Mussolinis unterdrückt. Der Faschismus sei nur eine Übergangserscheinung, die Zukunft werde allein durch seinen Schöpfer Mussolini verkörpert.

Der Faschismus habe sich der Methoden seiner Gegner bedient, um Erfolg zu haben, und damit habe er gewissermaßen Elemente der „weißen Weltrevolution" in sich aufgenommen: *Der schöpferische Gedanke Mussolinis war groß, und er hat eine internationale Wirkung gehabt: Man sah eine mögliche Form, den Bolschewismus zu bekämpfen. Aber diese Form ist in der Nachahmung des Feindes entstanden und deshalb voller Gefahren.*[81] Spengler meinte, auch im Faschismus Vorformen und Träger der „weißen Weltrevolution" wie Jakobinismus, bürokratischen Sozialismus und Kommunismus zu erkennen: *Ist nicht in den nationalen Arbeiterparteien Deutschlands, Englands und sogar Italiens der wirtschaftliche, bürokratisch verwaltete Sozialismus das herrschende Ideal?*[82] Spengler kritisierte beiläufig die Bürokratie und Parteienherrschaft im faschistischen Kor-

[78] Korherr an Brandt, 26. Februar 1940. Der Brief ist vollständig publiziert in: Wietog, Volkszählungen unter dem Nationalsozialismus (wie Anm. 26) S. 217ff.
[79] Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. 134.
[80] Ebd. S. 134.
[81] Ebd. S. 134.
[82] Ebd. S. 107.

porationsministerium, der er Kommunismus unterstellte: *Der Wirtschaftsführer, der Kenner des Wirtschaftslebens, ist vom Parteiführer verdrängt worden, der nichts von Wirtschaft und um so mehr von demagogischer Propaganda versteht. Er herrscht als Bürokrat in der wirtschaftlichen Gesetzgebung, die den freien Entschluß des Wirtschaftsdenkers ersetzt hat, als Leiter von unzähligen Ausschüssen, Schiedsgerichten, Konferenzen, Ministerialbüros und wie die Formen seiner Diktatur sonst heißen mögen, sogar im faschistischen Korporationsministerium. Er will den wirtschaftlichen Staatssozialismus, die Ausschaltung der Privatinitiative, die Planwirtschaft, was alles im Grunde das gleiche ist, nämlich Kommunismus.*[83] Und schließlich versuchte Spengler sogar, den faschistischen „Stato totalitario" als jakobinisch zu diskreditieren: *Der ‚totale Staat', ein italienisches Schlagwort, das ein internationales Modewort geworden ist, war schon von den Jakobinern verwirklicht – für die zwei Jahre des Terrors nämlich.*[84]

Spenglers Einschätzung der Stellung Italiens in der Weltpolitik war in „Jahre der Entscheidung" schwankend: Einerseits gestand er dem Land unter Mussolini die Möglichkeit zu, eine Weltmacht zu werden; andererseits sah er in den romanischen Ländern Europas keine politische Größe, die gegenüber dem gewaltigen Potential von Rußland und Amerika Bestand haben könnte. Mit dem Gedanken einer möglichen Verständigung zwischen der Sowjetunion und den USA spielend, zog Spengler folgenden Schluß: *Gegenüber solchen Erscheinungen, in denen sich das Schicksal der Welt vielleicht für Jahrhunderte dunkel und drohend zusammenballt, haben die romanischen Länder nur noch provinziale Bedeutung.*[85] In einer Anmerkung hielt Spengler überdies fest, daß Italien ein *südliche[s] Land mit halbtropischem Lebensstil und entsprechender ‚Rasse', und außerdem mit schwacher Industrie*[86] sei. An einer Stelle im Haupttext bezeichnete er die *Süditalienер* pauschal als *farbige Völkermasse*;[87] diese Ein-

[83] Ebd. S. 107.
[84] Ebd. S. 132.
[85] Ebd. S. 54.
[86] Ebd. S. 134, Anm. 1.
[87] Ebd. S. 126.

schätzung hatte er bereits 1931 in „Der Mensch und die Technik", damals allerdings noch nicht so eindeutig, formuliert.[88] Daß Italien trotzdem eine Weltmacht werden könnte, schrieb Spengler also einzig und allein den politischen Fähigkeiten und der Willenskraft des „Duce" zu.

6.3. Am 18. und 19. August 1933 wurden die ersten druckfrischen Exemplare von Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung" verschickt.[89] Am 22. August 1933 ging aus München eine erste Stellungnahme zu Spenglers „Jahre der Entscheidung" an die „Abteilung Politische Polizei" in der „Generaldirektion für die Öffentliche Sicherheit" im Innenministerium in Rom, wobei der Absender nicht zu eruieren ist. Ihr folgte am 18. September 1933 wiederum aus München, diesmal mit der Überschrift „Oswald Spengler und seine Probleme mit dem Nationalsozialismus"[90] versehen, eine zweite Einschätzung an den selben Adressaten. Bemerkenswert ist, daß Mussolini in keinem der beiden Berichte erwähnt wurde, obwohl er in dem Buch als Prototyp eines „neuen Cäsars" eine Schlüsselrolle einnimmt.

Der anonyme Verfasser der zweiten Stellungnahme hielt fest, daß Spengler ein Verächter der Masse und damit nicht nur des Marxismus, sondern auch des Nationalsozialismus sei, wogegen er eine Weltformel vertrete, die Vilfredo Paretos „Zirkulation der Eliten" ähnlich ist. Er vermutete, daß die „Jahre der Entscheidung" ihrem Autor Probleme mit der nationalsozialistischen Führung bereiten würden, daß sich Spengler werde rechtfertigen müssen, daß aber keine weiteren Konsequenzen erfolgen würden: „Es scheint aber, daß der Führer dem Druck von jemandem aus seinem Stab nicht widerstehen konnte

---

[88] Spengler, Der Mensch und die Technik (wie Anm. 13) S. 85, Anm. 1. Benedetto Croce vermutete in seiner Rezension dieser kleinen Schrift, daß Spengler auch Italiener zu den „Farbigen" zählt, vgl. B. Croce, Oswald Spengler. Der Mensch und die Technik (Rezension), La Critica 30 (1932) S. 59.

[89] Vgl. A. M. Koktanek, Oswald Spengler in seiner Zeit, München 1968, S. 441.

[90] N. N. an Ministero dell'Interno, Direzione Generale della Pubblica Sicurezza, Divisione Polizia Politica, 18. September 1933: „Osvaldo Spengler alle prese col Nazionalsocialismo", in: ACS, Bestand pol. pol., pacco 1295, fasc. personali n. 64, Spengler Osvaldo. Dort befindet sich auch die erste Stellungnahme. Diese Personalakte Spengler enthält nur die beiden erwähnten Unterlagen.

oder wollte und daß deswegen Oswald Spengler zu einem Disput gerufen wird über den eigentlichen Sinn seiner Weltformel ... Und dann? Nichts, glaube ich, denn Spengler in Bedrängnis wäre ein schweres Unglück."[91] Diese letzten Ausführungen waren nicht mehr sehr erhellend, aber insgesamt ist doch zu erkennen, daß die Differenzen zwischen Spenglers neuem Buch und der nationalsozialistischen Weltanschauung von italienischer Seite sofort deutlich registriert wurden. Und sofern Mussolini von diesem Bericht Kenntnis erhalten hat, wird ihn dies bestimmt neugierig auf die „Jahre der Entscheidung" gemacht haben.

6.4. Mussolinis Besprechung der „Jahre der Entscheidung" wurde bereits am 15. Dezember 1933 in der Zeitung „Il Popolo d'Italia" publiziert[92], weniger als vier Monate, nachdem das Buch in Deutschland erschienen war. Am 19. Dezember 1933 sandte der Bruder des „Duce" Arnaldo Mussolini in seiner Eigenschaft als Chefredakteur des „Popolo d'Italia" dem Privatsekretär des Kabinetts des Ministerratspräsidiums Alessandro Chiavolini[93] eine Prachtausgabe von Vittorio Beonio-Brocchieris Buch „Dall'uno all'altro polo"[94] mit einer Widmung des Autors für „Seine Exzellenz den Regierungschef". Arnaldo Mussolini ersuchte Chiavolini, das Buch Mussolini zukommen zu lassen. Im Postskriptum nahm er dann auf die Übersetzung der „Jahre der Entscheidung" Bezug: „P. S. Beonio-Brocchieri wurde, wie Du

---

[91] *Pare però, che il Führer non abbia potuto o voluto resistere alle pressioni di qualcuno del suo Stato maggiore, e che pertanto Osvaldo Spengler sarà chiamato a un contradittorio sul senso intrinseco della sua formula. ... E poi? E poi niente, credo, perchè Spengler angustiato sarebbe un guaio gravissimo.* (N. N. an Ministero dell'Interno, Direzione Generale della Pubblica Sicurezza, Divisione Polizia Politica, 18. September 1933, in: Ebd.)

[92] Il Popolo d'Italia, n. 297, 15 dicembre 1933, 20 (v. 16). Im weiteren entnommen aus: Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, 1ª rist. Firenze 1963, vol. 26, S. 122 f.

[93] Chiavolini (1889–1958) übte dieses Amt von November 1922 bis März 1934 aus. Zu seiner Biographie vgl. A. Vittoria, Artikel Chiavolini, in: DBI, Bd. 24, Roma 1980, S. 656–659.

[94] V. Beonio-Brocchieri, Dall'uno all'altro polo (Vom einen zum anderen Pol), Milano 1934. Das Buch besteht aus drei Teilen, einer Reise in die Antarktis, einer Durchquerung Amerikas und einem Bericht über die Arktis.

Dich erinnern wirst, in der Notiz, die im Popolo d'Italia vom 15. dieses Monats erschienen ist, gebeten, Spenglers Buch mit dem Titel ‚Jahre der Entscheidung' zu übersetzen."[95] Mit Notiz war der letzte Absatz der Besprechung gemeint, in dem Mussolini festgehalten hatte, daß Beonio-Brocchieri die „Jahre der Entscheidung" in die italienische Sprache übertragen wird.

Vittorio Beonio-Brocchieri (1902–1976) wurde im Jahr 1926 als Professor für Geschichte der politischen Theorien an die Universität Pavia berufen. 1928 veröffentlichte er wie bereits erwähnt die erste italienische Monographie über Spengler. Er war ein außergewöhnlicher und vielseitiger Mann, der einem breiten Publikum als Journalist, Schriftsteller und Pilot bekannt wurde.[96] Seine Übersetzung der „Jahre der Entscheidung" erschien ebenfalls 1934. Beonio-Brocchieri publizierte aber auch nach dem Zweiten Weltkrieg über Spengler[97], so daß er als einer der Hauptvertreter der Spengler-Rezeption in Italien bezeichnet werden kann.

Beonio-Brocchieri erfuhr von dem Wunsch Mussolinis, er möge die „Jahre der Entscheidung" ins Italienische übertragen, aus der Zeitung und telegraphierte sofort (Poststempel vom 15. Dezember 1933) an Chiavolini: „Lese Notiz Popolo d'Italia betreffend Spenglers neues Werk. STOP. Halte für meine Pflicht Übersetzung unverzüglich zu beginnen. STOP. Verleger Mondadori interessiert. Mit untertänigster

---

[95] *P. S. Il Beonio-Brocchieri è stato invitato, come ricorderai, nella nota apparsa nel ‚Popolo d'Italia' del 15 corrente, a tradurre il libro di Spengler intitolato ‚Jahre der Entscheidung'*, ACS, SPDCO-554.995 (Beonio-Brocchieri und andere Personen). In dieser Akte befindet sich auch ein Blatt aus dem Messaggero vom 16. Dezember 1933, der die Rezension aus dem „Popolo d'Italia" einen Tag später übernommen und wie folgt eingeleitet hat: „Mailand, 15. Der ‚Popolo d'Italia' von heute morgen veröffentlicht: ..." („Milano, 15. Il Popolo d'Italia di stamane pubblica: ..."). Der letzte Ansatz mit dem Hinweis auf die Übersetzung durch Beonio-Brocchieri ist rot markiert.

[96] A. Colombo, Art. Beonio-Brocchieri, in: DBI, Bd. 34 (1988), S. 346ff.

[97] V. Beonio-Brocchieri, Spengler Oswald, in: Novissimo Digesto Italiano, Bd. 17 (1970), S. 1105–1107; ders., Cinque testimoni di Satana. Bologna 1976 (mit einem Kapitel zu Spengler). Vgl. G. M. Bravo, Oswald Spengler, la lettura di Beonio-Brocchieri, in: Il mondo di Vittorio Beonio-Brocchieri, Quaderni della rivista „Il Politico" 30, Milano 1990, S. 27–38.

Hochachtung".[98] In dieser Angelegenheit hatte der „Duce" demnach Beonio-Brocchieri im Wege eines Zeitungsartikels mitgeteilt, er möge die „Jahre der Entscheidung" ins Italienische übertragen. Mussolini hat die Übersetzung also ausdrücklich gewünscht. Der Verleger war dann allerdings nicht Mondadori, den Beonio-Brocchieri offenbar zunächst angesprochen hatte, sondern Bompiani. „Jahre der Entscheidung" war das zweite Buch Spenglers, das ins Italienische übersetzt wurde, nachdem – wie bereits erwähnt – 1931 die italienische Ausgabe von „Der Mensch und die Technik" erschienen war.[99]

Das Interesse Mussolinis an einer Übersetzung der „Jahre der Entscheidung" hängt nicht nur mit der Bewunderung zusammen, die Spengler dem „Duce" als dem Prototyp eines neuen Cäsaren jenseits der Alpen entgegengebracht hat. In diesem Buch sah sich Mussolini selbst, wie Detlef Felken treffend formulierte, „in eine historische Perspektive gerückt, die ohne devote Absicht den programmatischen Kontrapunkt zur Massendemokratie setzte. Mochte ihm die Verehrung Spenglers schmeicheln, so war dessen cäsaristische Theorie für sein Bedürfnis nach philosophischer Autorisation wichtiger."[100] Das Buch war leichter zu lesen und wies einen größeren Bezug zur Gegenwart auf als Spenglers Hauptwerk „Der Untergang des Abendlandes".[101] Aus all diesen Gründen kann man „Jahre der Entscheidung" aus dem gesamten Œuvre Spenglers als das für Mussolini mit Abstand wichtigste Buch herausheben.

Mussolini zitierte in seiner Besprechung[102] reichlich aus Spenglers „Jahre der Entscheidung". Diese Zitate sind von erheblichem Interesse, weil sie einzelne Aspekte des Buches beleuchten, die Mussolini

---

[98] Beonio-Brocchieri an Chiavolini, 15. Dezember 1933, ACS, SPDCO-554.995 (Beonio-Brocchieri und andere Personen).

[99] Wie Anm. 13.

[100] D. Felken, Oswald Spengler. Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur, München 1988, S. 214.

[101] Vgl. De Felice, Mussolini il duce (wie Anm. 4) S. 41f.

[102] „SPENGLER. Dieses Buch von Oswald Spengler begegnet uns mit einem schwarzen Einband, von dem sich die weißen Buchstaben des Titels ‚Jahre der Entscheidung' abheben. ‚Erster Teil: Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung'.
Es ist ein Buch, das man mit Interesse liest und im engen Zusammenhang mit dem bereits berühmten anderen sehen kann: ‚Untergang des Abendlandes'.

besonders deutlich wahrgenommen hat. Dabei handelt es sich etwa um Aussagen Spenglers über Mussolini, Italien und die Weltpolitik, den Bolschewismus und das „Rassenproblem". Mussolinis Überset-

---

Letzteres wurde 1918 geschrieben, während der Weltkrieg in vollem Gange war. Das hier vorgestellte Buch dagegen ist 1933 herausgekommen, also nach der triumphalen Revolution Hitlers, über die jedoch nicht gesprochen wird. Die spärlichen indirekten Andeutungen sind eher beißend kritisch als apologetisch. In Spenglers Buch kann man nachlesen, daß ‚Napoleon ein Italiener [war], der Paris zur Basis seiner Machtziele gewählt hatte' [S. 18]; daß ‚es nicht Besiegte und Sieger gibt, aber daß Europa besiegt worden ist' [kein Zitat; Mussolini gibt jedoch die Intention Spenglers richtig wieder: vgl. S. 23 und S. 150f.]; daß ‚Deutschland ... seinen alten Rang als Grenzmacht gegen «Asien» wieder einnimmt' [S. 23]; daß ‚Italien ... eine Macht ist, solange Mussolini lebt, und vielleicht im Mittelmeer die größere Basis einer wirklichen Weltmacht gewinnen wird' [S. 23]; daß ‚die Ähnlichkeit [der Vereinigten Staaten] mit dem bolschewistischen Rußland ... viel größer [ist] als man denkt' [S. 48]; daß ‚[Italien der] Erbe [Frankreichs] im Gebiet des Mittelmeers ... sein [kann], wenn [es] sich unter seiner [Mussolinis] Leitung lange genug bewährt, um die nötige seelische Festigkeit und Dauer zu gewinnen' [S. 55f.]; daß ‚der schöpferische Gedanke Mussolinis ... groß [war], und er hat eine internationale Wirkung gehabt: Man sah eine mögliche Form, den Bolschewismus zu bekämpfen' [S. 134], usw.

Die Seiten 134–135, die Spengler dem Faschismus widmet, geben einige Aspekte treffend wieder, sind jedoch zu eilig hingeschrieben. Der Faschismus verdient aufmerksamere und ernsthaftere Prüfung von seiten Spenglers. Beachtlich ist seine Einstellung zum ‚Rassen'problem, das nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt von so dringender Aktualität ist. Spengler will seinen Standpunkt deutlich von jenem vulgären, darwinistischen und materialistischen unterscheiden, der heute unter den Antisemiten Europas und Amerikas modern ist. Vernehmt es wohl:

‚Rassereinheit' – sagt Spengler – ‚ist ein groteskes Wort angesichts der Tatsache, daß seit Jahrtausenden alle Stämme und Arten sich gemischt haben ... Wer zuviel von Rasse spricht, der hat keine mehr' [S. 157].

Ausgehend von diesen Zitaten, und viele andere führen wir nicht an, was ist die These von Spengler? Dies: daß die Welt von zwei Revolutionen bedroht ist, einer weißen und einer farbigen. Die weiße ist die ‚soziale', und sie ist das katastrophale Ergebnis des Sturzes der Kultur des 18. Jahrhunderts und des Entstehens der Herrschaft der Masse, speziell jener, die sich seelenlos und gesichtslos in den großen Städten anhäuft und die im 19. Jahrhundert im Zeichen des Liberalismus, der Demokratie und des allgemeinen Wahlrechts, im ganzen gesprochen der Demagogie, zur Realität geworden ist. Die andere Revolution ist jene der farbigen Völker, die sich stärker vermehren und die

zungen aus „Jahre der Entscheidung" sind allerdings nicht sehr präzise. In diesem Zusammenhang fällt auf, daß der Titel von Spenglers Hauptwerk in der Rezension zweimal in der selben Weise falsch geschrieben wurde („Untergang des Abendlandisches"), was ich in meiner Übersetzung bereits korrigiert habe. In der Einleitung zu Korherrs Schrift über den „Geburtenrückgang" hatte der „Duce" den „Untergang des Abendlandes" allerdings korrekt zitiert. Der Doppelfehler in der Rezension kann daher nicht als Indiz dafür gewertet werden, daß der „Duce" in der Beherrschung der deutschen Sprache gewisse Mängel aufwies.

Der Text läßt deutlich werden, daß sich Mussolini eingehend mit Spenglers „Jahre der Entscheidung" auseinandergesetzt hat. So bemerkte Mussolini, daß Spengler in diesem Buch an zivilisationskritische Einsichten aus dem „Untergang des Abendlandes" anknüpfte und zur „triumphalen Revolution Hitlers" auf Distanz ging. Mussolini hielt auch das grundlegende Bedrohungsszenarium der „Jahre der Entscheidung" fest, das durch die These von der „weißen" und der „farbigen" Weltrevolution bestimmt wird, und er verwies auf die Gegenbewegung zu den beiden Weltrevolutionen, die Spengler durch das Konzept des „Preußentums" zu erfassen versuchte. Besonders bemerkenswert ist, daß der „Duce" die Kritik Spenglers am Faschismus

---

Völker der weißen Rasse schließlich überschwemmen werden. Es stellt sich also für uns Europäer des 20. Jahrhunderts die Frage: Was tun? Spengler antwortet nicht sehr klar auf dieses beängstigende Problem. Was Deutschland betrifft und vielleicht auch andere Länder, sieht er die Rettung in einer entschiedenen Wiederaufnahme des ‚Preußentums', anders ausgedrückt des militärischen preußischen Geistes, der sich im Siebenjährigen Krieg gezeigt hat und der seit dieser Zeit in Potsdam bewahrt und verehrt wird.
Professor Beonio Brocchieri von der Universität Pavia, der schon den ‚Untergang des Abendlandes' hervorragend und präzise zusammengefasst hat, besorgt die Übersetzung dieses Buches, das die zeitgenössische politische Literatur in Italien nicht ignorieren kann. Es sind insgesamt 165 Seiten." It. Original: Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 26, 1ª rist. Firenze 1963, S. 122 f. Bei der Rückübersetzung wurde nach Möglichkeit versucht, dem originalen Wortlaut Spenglers zu folgen. Ergänzungen, die grammatikalisch bedingt bzw. aus Gründen der Kohärenz erforderlich waren, wurden im Deutschen ebenso wie die Seitenangaben in eckigen Klammern eingefügt.

nicht massiv zurückgewiesen hat, sondern ihm lediglich – und das völlig mit Recht – Oberflächlichkeit vorwarf. Dennoch habe Spengler einige Aspekte des Faschismus treffend wiedergegeben. Insgesamt ist Mussolinis Rezension nicht nur freundlich und wohlwollend, sondern auch durchdacht gewesen. Man kann also sagen, daß der „Duce" zu diesem Zeitpunkt über ein fundiertes Verständnis von Spenglers Gedankengebäude verfügte, wogegen sich der deutsche Geschichtsphilosoph und politische Schriftsteller in den „cäsarischen" Qualitäten Mussolinis einer Täuschung hingab. Dies sollte allerdings erst der Lauf der Geschichte erweisen.

7. Für den zweiten Teil der „Jahre der Entscheidung" mit der Abkürzung „Dig" (Deutschland in Gefahr) legte Spengler in gewohnter Weise Notizen an, mit deren Hilfe er seine Bücher zu schreiben bzw. seiner Schwester Hildegard Kornhardt zu diktieren pflegte. In diesem frühen Stadium der Ausreifung, einer Sammlung von weniger als 300 Notizzetteln, ist der zweite Band der „Jahre der Entscheidung" überliefert. Die durchweg undatierten Aufzeichnungen bestehen aus Stichwörtern, Sentenzen und Sätzen, wobei Spengler zur Wiederholung seiner Gedanken in mehreren Formulierungsvarianten neigt. Seiner Schwester gegenüber äußerte Spengler am 31. Oktober 1934, daß der zweite Teil „den Titel: Sumpf II"[103] bekommen werde. Mit „Der Sumpf" hatte Spengler 1924 seine Ausführungen über den „Neubau des Deutschen Reiches" begonnen und den seiner Ansicht nach katastrophalen Ist-Zustand markiert.[104] Damals verstand Spengler unter dem „Sumpf" die Weimarer Republik und die diese Republik stützenden Politiker, die eine *fünfjährige Orgie von Unfähigkeit, Feigheit und Gemeinheit*[105] veranstaltet hätten. Diese Wertung übertrug er nun auf die Nationalsozialisten. Mit beiden Bezeichnungen – der Wiederaufnahme von „Deutschland in Gefahr" ebenso wie „Der Sumpf II" – brachte Spengler zum Ausdruck, daß er insbesondere seit dem sog. „Röhm-Putsch" vom 30. Juni 1934 zu einem entschiedenen Gegner des Nationalsozialismus geworden war.

[103] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), Schachtel 118 (H. Kornhardt Tagebücher 9–11), Tagebuch Nr. 10, ohne Seitenangabe.
[104] Spengler, Neubau (wie Anm. 20) S. 3–27.
[105] Ebd. S. 15.

Spenglers Schrift war durch einen Schlaganfall im Jahr 1927 fast unlesbar geworden. Die späteren Aufzeichnungen sind in einer winzigen, mit Abkürzungen versehenen und zudem verblassenden Bleistiftschrift zu Papier gebracht worden. Spenglers Schwester Hildegard Kornhardt, die mit seiner Schrift besonders vertraut war, und ihre Tochter, die Philologin Dr. Hildegard Kornhardt, fertigten nach Spenglers Tod hand- oder maschinenschriftliche Übertragungen von etwa 10000 der insgesamt 15000 Fragmente des Gesamtnachlasses an. Etwa drei- bis viertausend dieser 15000 Fragmente gerieten bei Plünderungen im Jahr 1945 in Verlust. Spenglers Schwester und seine Nichte transkribierten auch die Notizzettel zum zweiten Band der „Jahre der Entscheidung".[106] Inhaltlich beschäftigte sich Spengler in diesen Notizzetteln „fast ausschließlich mit dem Nationalsozialismus ... Dessen primitiver Zuschnitt ist das erklärte Lieblingsthema dieser Blätter."[107] Das erklärt auch, weshalb an eine Veröffentlichung überhaupt nicht zu denken war: In realistischer Einschätzung der politischen Verhältnisse im Dritten Reich glaubte Spengler, der Fortsetzungsband würde beschlagnahmt bzw. gar nicht gedruckt werden können.

Spengler behielt die im veröffentlichten ersten Teil der „Jahre der Entscheidung" formulierte These bei, daß der Faschismus als „Übergang"[108] zum „Cäsarismus" angesehen werden müsse, dessen prägende und in die Zukunft weisende Kraft Mussolini sei. Mehrmals wies Spengler darauf hin, daß der Faschismus Mussolinis das gelungene Original, verwandte Bewegungen und insbesondere der Nationalsozialismus eine schlechte Nachahmung seien. *Der Fasc[ismus] ist eine italienische Erfindung, Muss[olinis] persönliche Schöp-*

---

[106] Ein Vergleich der Abschriften zum zweiten Teil der „Jahre der Entscheidung" mit den entsprechenden Originalen ergab keine Anhaltspunkte, daß die Abschriften nicht mit größtmöglicher Sorgfalt und Korrektheit verfasst worden wären. Eine präzisere Aussage über die Gültigkeit der Abschriften ist nicht möglich, da die Originale meines Erachtens selbst für einen geübten Paläographen ohne Kenntnis der Schreibgewohnheiten Spenglers nicht zu entschlüsseln sind.

[107] Felken, Oswald Spengler (wie Anm. 100) S. 226f.

[108] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–152).

fung. Anderswo mehr oder weniger geschickt nachgeahmt, nachgeäfft. Ueberall erhalten d[ie] Hemden bestimmte Farben – obwohl d[as] Klima Einspruch gegen diese Afferei erheben sollte. Ueberall d[er] etrusk[ische] Gruss, der bei Germanen wie eine Zirkusnummer wirkt. D[er] Titel Duce übersetzt – mit wie wenig Recht. In gründlichen deutschen Köpfen wird daraus ein Prinzip – jeder führt. Führer d[er] Zuhälterschaft, d[er] Geisteskranken, d[er] Lustknaben.[109] An anderer Stelle kann man nachlesen, daß der Nationalsozialismus die *Kostüme*, also das Bild seines Auftretens in der Öffentlichkeit, von Italien gestohlen habe.[110]

Noch schärfer fiel der Vorwurf aus, daß sich der Nationalsozialismus nur äußerlich am italienischen Vorbild orientiere, in seinem Wesen jedoch als bolschewistisch zu qualifizieren sei: *Von d[er] Nachäffung d[er] Italiener zu der d[er] Russen. Von jener d[ie] Pose – die d[em] deutschen Wesen widerspricht, v[on] diesen d[er] Geist.*[111] Ein anderes Zitat, in dem Spengler den Nationalsozialismus als bolschewistisch zu entlarven versuchte und die Parallelen mit dem Faschismus auf Äußerlichkeiten reduzierte, lautet: *Da sie [die Nationalsozialisten; Anm. d. Vf.] alles nachäfften, so war es nur d[ie] Frage, ob sie Mussolini oder Lenin nachäffen sollten. Ihr Hang für d[en] Kitsch v[on] Festen mit Fahnen, Lärm, das zog sie nach Italien. D[as] 3. Reich war ein unaufhörlicher Faschingszug v[on] Fest zu Fest. Aber ihr gemeiner Instinkt (unredliche Seelen, korrupten Gehirne) zog sie nach Moskau, wo d[ie] halbasiatischen Gangster d[er] Unterwelt v[on] Petersburg ihr Mütchen kühlen. Schon d[ie] Sowjetfahne mit d[em] Antisemitenkreuz.*[112] Die Bezeichnung „Gangster" für die bolschewistische Führung Rußlands hat Spengler vermutlich mit Bedacht gewählt. Im veröffentlichten ersten Teil von „Jahre der Entscheidung" hatte er nämlich Ähnlichkeiten zwischen

---

[109] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–165).

[110] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–88).

[111] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–169).

[112] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–86).

den USA und Sowjetrußland gezogen, die sich auf den Menschentypus, die Wirtschaftssysteme und die beiden Mächten zur Verfügung stehende Landmasse bezog.[113] Eine Stelle könnte man auch dahingehend interpretieren, daß es innerhalb der NSDAP zwei Gruppen gibt, die Faschisten und die Bolschewisten: *Die einen kopieren Mussolini, d[ie] andren Lenin. Vorposten Moskaus.*[114]

Mussolini stehe über seiner Partei: *In Italien ist d[ie] Form d[er] Partei erhalten, d[ie] Tatsache beseitigt, durch eine Persönlichkeit.*[115] Ähnlich lautet die folgende Formulierung: *Mussolini hat keine Partei. Nur d[em] Namen nach existiert sie.*[116] Über Spenglers Sicht der Qualitäten Mussolinis geben auch folgende Notizen Auskunft: *D[er] Fasc[ismus] ist viel moderner als [der Nationalsozialismus]. Jener d[ie] Idee eines grossen Staatsmannes, dieser d[er] Extrakt aus d[em] Geplärr v[on] ein paar 1000 Proleten.*[117] Und daß Mussolini den Blick für die Notwendigkeiten auf dem Weg zum Imperium habe, kommt in dem folgenden Zitat zum Ausdruck: *Nur Mussolini ahnt, mit d[em] scharfen Blick d[es] Südländers, was kommen muss: d[er] militär[ische] Imperialismus – oder nichts.*[118]

Solch positiven Äußerungen Spenglers über Mussolini steht eine negative über den am 3. Oktober 1935 begonnenen Einmarsch italienischer Truppen in Abessinien gegenüber. Eine Woche später, am 10. Oktober 1935, beschloß die Vollversammlung des Völkerbundes gemäß Artikel 16 der Satzung, wirtschaftliche Sanktionen gegen Italien einzuleiten, wobei 50 Staaten für die Sanktionen stimmten, Italien dagegen, der Stimme enthielten sich Österreich, Ungarn und Albanien. Deutschland und Japan waren 1933 aus dem Völkerbund ausge-

---

[113] Vgl. Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. 48f.

[114] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–143).

[115] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–278).

[116] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–264).

[117] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–42).

[118] Bayerische Staatsbibliothek, Bestand Ana 533 (Nachlaß Spengler), POLITICA I, 75, DiG 2 (G 1–196).

treten, die USA waren niemals beigetreten. Spengler hatte den Völkerbund in „Jahre der Entscheidung" als realitätsfernen *Schwarm von Sommerfrischlern, die am Genfer See schmarotzen*[119] diskreditiert und wenig später den Austritt Deutschlands als *diplomatisch ... durchaus richtig*[120] begrüßt.

Im Herbst 1935 teilte Spengler die verbreitete Auffassung, daß Großbritannien die Eroberung Abessiniens durch Italien nicht akzeptieren werde, und begann, an Mussolinis politischen Fähigkeiten zu zweifeln. Am 27. Oktober 1935 schrieb er an den ehemaligen Marineoffizier Gerhard von Janson: *Mir scheint, daß Mussolini die ruhige staatsmännische Überlegenheit seiner ersten Jahre verloren hat, sonst wäre er nicht in ein so übles und für Italien unter allen Umständen verhängnisvolles Abenteuer hineingeraten. England ist heute fest entschlossen, keine Großmacht an der Straße nach Indien zu dulden und wird deshalb nach den Parlamentswahlen in irgendeiner Form den italienischen Aspirationen ein Ende bereiten.*[121] Leider ist nicht überliefert, wie Spengler die weitere, für Italien schließlich erfolgreiche Entwicklung des abessinischen Feldzuges aufgenommen hat. Am 9. Mai 1936 proklamierte der „Duce" vom Balkon des Palazzo Venezia das Imperium, einen Tag, nachdem Spengler in seiner Münchner Wohnung überraschend an Herzversagen verstorben war.

Mussolini selbst hat auch später noch an Spengler gedacht. Schriftlich überliefert sind zwei Quellen: Am 3. Januar 1940 schrieb Mussolini einen Brief an Hitler, in dem er sich u. a. zum Verhältnis zwischen Deutschland und der Sowjetunion äußerte, das noch im Zeichen des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts vom 23. August 1939 stand. Mussolini beschwor Hitler unter dem Stichwort „Beziehungen mit Rußland"[122], dieser möge die taktische Überlegung, die seine Politik der Verständigung mit Rußland bestimmt habe, wieder hinter das Prinzip des Antibolschewismus zurückstellen. In der fol-

---

[119] Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. 11.

[120] Vgl. Spengler an Goebbels, 3. 11. 1933, in: Spengler, Briefe 1913–1936 (wie Anm. 8) S. 710.

[121] Spengler an von Janson, 27. 10. 1935, in: Spengler, Briefe 1913–1936 (wie Anm. 8) S. 750.

[122] *Accordi con la Russia* (Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 29, 1ª rist. Firenze 1963, S. 425).

genden Textpassage nahm Mussolini dann auch auf Spengler Bezug, wobei sehr ausführlich zitiert werden soll, um die Beiläufigkeit zu verdeutlichen, mit der der deutsche Autor in dem Schreiben namhaft gemacht wurde:

> „Ich habe die klare Pflicht hinzuzufügen, daß ein weiterer Schritt in Ihren Beziehungen zu Moskau katastrophale Auswirkungen in Italien hätte, wo die antibolschewistische Einmütigkeit absolut, unerschütterlich und unauflöslich ist. Lassen Sie mich glauben, daß es dazu nicht kommen wird. Die Lösung Ihres Lebensraumproblems liegt in Rußland und nicht anderswo. Rußland hat die immense Fläche von 21 Millionen Quadratkilometern und 9 Einwohner pro Quadratkilometer. Es ist Europa fremd, es gehört zu Asien. Das ist nicht nur die These Spenglers. Bis vor vier Monaten war Rußland der Weltfeind Nummer eins. Es kann sich jetzt nicht zum Freund Nummer eins gewandelt haben. Das hat die Faschisten in Italien grundlegend irritiert und vielleicht auch viele Nationalsozialisten in Deutschland. Erst an dem Tag, an dem wir den Bolschewismus zerstört haben, werden wir unseren beiden Revolutionen die Treue gehalten haben. Dann werden die großen Demokratien an der Reihe sein. Sie können nicht überleben, weil sie an einem Geschwür leiden, das demographisch, politisch und zugleich moralisch ist."[123]

In „Jahre der Entscheidung" hatte Spengler das bolschewistische Rußland, wie bereits erwähnt, als asiatische und dem Abendland fremde Macht gedeutet: ... *‚Moskau' [sei] geheimnisvoll und für abendländisches Denken und Fühlen völlig unberechenbar ... Der*

---

[123] *Ho il preciso dovere di aggiungere che un ulteriore passo nei vostri rapporti con Mosca, avrebbe ripercussioni catastrofiche in Italia, dove l'unanimità antibolscevica è assoluta, granitica, inscindibile. Lasciatemi credere che questo non avverrà. La soluzione del vostro Lebensraum è in Russia e non altrove. La Russia ha l'immensa superficie di ventuno milioni di chilometri quadrati e nove abitanti per chilometro quadrato. Essa è estranea all'Europa dall' [sic] Asia. È la tesi non soltanto di Spengler. Sino a quattro mesi fa la Russia era il nemico mondiale numero uno: non può essere diventato e non è l'amico numero uno. Questo ha turbato profondamente i fascisti in Italia e forse anche molti nazionalsocialisti in Germania. Il giorno in cui avremo demolito il bolscevismo, avremo tenuto fede alle nostre due rivoluzioni. Sarà allora la volta delle grandi democrazie, le quali non potranno sopravvivere al cancro che le rode e che si manifesta sul piano demografico, politico, morale* (Ebd. S. 426).

Sieg der Bolschewisten bedeutet geschichtlich etwas ganz anderes als sozialpolitisch oder wirtschaftstheoretisch. Asien erobert Rußland zurück, nachdem ‚Europa' es durch Peter den Großen annektiert hatte.[124] Man kann als Ergänzung dazu lesen, daß *Deutschland ... seinen alten Rang als Grenzmacht gegen ‚Asien' [und damit gegen Rußland] wieder einnimmt ...* Das letzte Zitat hat Mussolini in seiner Rezension in italienischer Übersetzung wiedergegeben. Vermutlich erinnerte sich Mussolini mehr oder weniger deutlich an diese und ähnliche Stellen in „Jahre der Entscheidung", als er Spengler in seinem Brief an Hitler genannt hat.

Die letzte überlieferte Äußerung Mussolinis über Spengler stammt vom 18. April 1945. An diesem Tag empfing der „Duce" um 11.00 Uhr in der Villa delle Orsoline in Gargnano einen hohen Beamten des Innenministeriums, nämlich den „Präfekten zur besonderen Verfügung Gioacchino Nicoletti, seinen Vertrauensmann für geheime Kontakte und auf Entspannung gerichtete Maßnahmen".[125] Nicoletti war zum „Duce" gekommen, um ein schweres Strafverfahren gegen eine in Mantua verhaftete Signorina namens Rina Provasoli Ghilardini zu verhindern. Mussolini hat das erledigt, worauf er sich mit Nicoletti unterhielt. „Dann, als ob er zu sich selbst sprechen würde, setzte er fort:

> ‚Auf jeden Fall, da mögen sich die sogenannten Patrioten auf der anderen Seite nicht täuschen: Das Schicksal Italiens wird besonders schwer sein. Leider werden Italien dieselben Männer und derselbe Geist von Versailles gegenüberstehen, mit dem Unterschied, daß wir damals Sieger und Alliierte waren. Aber Italien wird sich in der einen oder anderen Weise wieder erholen. Deutschland hingegen wird grausam zerstückelt werden. All das wird das Ende von Europa bedeuten, die Bolschewisierung des Abendlandes mit Konsequenzen, die sich nicht sehr von jenen unterscheiden, die Spengler vorhergesehen hat.'"[126]

---

[124] Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. 43.

[125] *... il prefetto a disposizione Gioacchino Nicoletti, suo fiduciario per contatti riservati e per azioni a fine distensivo*, in: Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 32 (13. September 1943–28. April 1945), 1ª rist. Firenze 1964, S. 188 (Kommentar der Hg.).

[126] *Poi, quasi parli a se stesso, continua a dire: – In ogni caso, non si illudano i cosiddetti patrioti dell'altra sponda: la sorte dell'Italia sarà durissima.*

Zehn Tage vor seinem Tod am 28. April 1945, als er auf der Flucht von Partisanen erschossen wurde, hat der „Duce" also noch ein letztes Mal dem deutschen Geschichtsphilosophen und politischen Schriftsteller Recht gegeben.

8. Die wechselseitige Rezeption des neuen „Cäsars" jenseits der Alpen und seines deutschen Propheten intensivierte sich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre und erreichte 1928 mit den Vorwörtern zur italienischen Ausgabe von Korherrs Studie über den Geburtenrückgang einen ersten Höhepunkt; am Gipfel befand sich die gegenseitige Wertschätzung 1933/34 mit Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung", das Mussolini rezensierte und für dessen italienische Übersetzung er Sorge trug. Spengler mag in seinem letzten Lebensjahr leichte Zweifel über Mussolinis politische Fähigkeiten bekommen haben, jedoch könnte es durchaus sein, daß Spengler seine Bedenken wieder aufgegeben hat, als sich der erfolgreiche Abschluß des italienischen Feldzugs in Abessinien abzeichnete.

In der politischen Philosophie Spenglers, und zwar insbesondere in seinem Buch „Jahre der Entscheidung", hatte Mussolini die Funktion, Spenglers Konzept des „Cäsarismus" zu personifizieren und exemplarisch darzustellen. Der „Duce" wurde damit zur Lichtgestalt, die die Zukunft der abendländischen Zivilisation verkörperte, nämlich die Entstehung eines „cäsaristischen" Weltreichs, geboren aus einem Zeitalter großer Kriege. Abschließend sei noch einmal mit Spenglers eigenen Worten in Erinnerung gerufen, wie er seine Gegenwart in Parallele zur Antike interpretierte: *Wir sind in das Zeitalter der Weltkriege eingetreten. Es beginnt im 19. Jahrhundert und wird das gegenwärtige, wahrscheinlich auch das nächste überdauern. Es be-*

Purtroppo, saranno di fronte all'Italia gli stessi uomini e le stesse mentalità di Versailles, con la differenza che allora eravamo vincitori ed alleati. Ma l'Italia, in un modo o nell'altro, si riavrà. La Germania, invece, sarà crudelmente smembrata. Tutto questo significherà la fine dell'Europa, la bolscevizzazione dell'occidente, con conseguenze non molto dissimili da quelle previste dallo stesso Spengler, in: Opera Omnia di B. Mussolini, a cura di E. e D. Susmel, vol. 32 (13. September 1943–28. April 1945), 1ª rist. Firenze 1964, S. 188.

deutet den Übergang von der Staatenwelt des 18. Jahrhunderts zum Imperium mundi. Es entspricht den zwei furchtbaren Jahrhunderten zwischen Cannä und Aktium, die von der Form der hellenistischen Staatenwelt einschließlich Roms und Karthagos zum Imperium Romanum hinüberleiten.[127] Als Prototyp der abendländischen „Cäsaren" verwandelte sich Mussolini für Spengler praktisch in einen Idealtypus.

Spengler hätte freilich gerne Deutschland als abendländisches Pendant zum antiken Rom gesehen, und nun war der einzige Mann, den er für fähig hielt, das Imperium zu begründen, ein Italiener. Wie gerne Spengler den „Duce" zum Deutschen gemacht hätte, kann man daraus ersehen, daß er Mussolini zum „Preußen" erklärte, auch wenn „Preuße"-Sein für Spengler keine Frage der Nationalität, sondern der Persönlichkeitseigenschaften war. Die Wortwahl scheint mir hier aber doch bezeichnend. In der Folge diente Mussolini in den Äußerungen Spenglers dazu, den Deutschen klar zu machen, welche Defizite Hitler im Vergleich zu dem neuen „Cäsar" jenseits der Alpen hatte. Mussolini war für Spengler die Folie für seine Kritik an Hitler und am Nationalsozialismus.

Für Mussolini wiederum war Spengler ein Autor, der ihn nachhaltig inspiriert hat. Neben den zivilisationskritischen Einsichten und der Bewunderung, die der deutsche Geschichtsphilosoph und politische Schriftsteller dem „Duce" ohne jede Anbiederung entgegenbrachte, war es wohl Spenglers Sinn für die eherne Härte der Zeit, welche in der Geschichte nur Hammer oder Amboß kennt, die den „Duce" so nachhaltig fasziniert hat. Dies scheint mir z. B. in der letzten Äußerung Mussolinis über Spengler im Gespräch mit Nicoletti anzuklingen. Ablehnen mußte der „Duce" hingegen aus naheliegenden Gründen die Bemühungen Spenglers, das deutsche Volk zum Vorkämpfer des Imperiums zu erklären, so daß er Spengler nur selten ausdrücklich erwähnt hat. Durch eine stärkere explizite Bezugnahme auf Spengler hätte sich Mussolini innerhalb und außerhalb Italiens Mißverständnissen ausgesetzt und vielleicht sogar der Lächerlichkeit preisgegeben, nicht zuletzt in Frankreich, wo Spengler damals insbesondere als Exponent des Pangermanismus gesehen wurde. Die Deu-

[127] Spengler, Jahre der Entscheidung (wie Anm. 12) S. 16.

tung Spenglers als „Pangermanist“ ging auch aus dem Untertitel der Monographie von Beonio-Brocchieri hervor. Es waren also wohl nur politische Rücksichten, die es dem „Duce“ ratsam erscheinen ließen, sich nicht allzu häufig direkt auf Spengler zu berufen.

RIASSUNTO

La reciproca ricezione del „nuovo Cesare“ e del suo profeta tedesco s'intensificò nella seconda metà degli anni venti, raggiungendo un primo culmine nel 1928, quando nell'edizione italiana del lavoro di Korherr sul regresso delle nascite apparve, accanto all'introduzione di Spengler, anche una prefazione di Mussolini; l'acme nella vicendevole stima si ebbe nel 1933/34, quando Mussolini recensì il libro di Spengler „Anni decisivi“ e si prese cura della sua traduzione. Nella filosofia politica di Spengler, e in particolare nel suo libro appena menzionato, Mussolini personificava, in una rappresentazione esemplare, la concezione del „cesarismo“. Il „duce“ veniva proposto, in tal modo, come il lume che incarna il futuro della civilizzazione occidentale, destinata a far nascere un impero „cesarista“ dopo un'epoca di grandi guerre. Mussolini, a sua volta, fu profondamente ispirato da Spengler. Affascinarono il „duce“ non solo gli elementi di critica della civilizzazione, e l'ammirazione, pur senza adulazione, che il filosofo tedesco e scrittore politico aveva per lui; forse in maniera ancora più forte Mussolini fu conquistato dall'immagine spengleriana della ferrea durezza del tempo che conosce nella storia solo l'incudine e il martello.

DIE 114. JÄGER-DIVISION (714. ID)

Partisanenbekämpfung und Geiselerschießungen der Wehrmacht auf dem Balkan und in Italien

von

MATTHIAS GÜNTHER

1. Einleitung. – 2. Partisanenbekämpfung in Serbien. – 3. Geiselerschießung in Italien. – 4. Filetto di Camarda. – 5. Gubbio. – 6. Resumée.

1. Verübte der Weihbischof von München-Freising, Matthias Defregger, als ehemaliger Soldat der Wehrmacht Kriegsverbrechen in Italien? Mit dieser Frage wurden Ende der 70er Jahre die deutsche Öffentlichkeit und schließlich auch die deutsche Justiz konfrontiert. Das Nachrichtenmagazin Der Spiegel veröffentlichte am 7. Juli 1969 einen Artikel, in dem Defregger beschuldigt wurde, im Juni 1944 in Filetto di Camarda für die Erschießung von 15 italienischen Zivilisten mitverantwortlich zu sein. Defregger war zu dieser Zeit Hauptmann der Nachrichtenabteilung der 114. Jäger-Division (JD) und soll die Erschießung als Antwort auf einen Partisanenüberfall angeordnet haben.[1] Wurde dieser Fall in den deutschen Medien aufgrund des kirchli-

[1] „Bischof Defregger – Teutonisches Blei", Der Spiegel, 7. 7. 1969, S. 67–69. Matthias Defregger wurde am 18. 2. 1915 in München geboren. 1935 leistete er freiwillig seinen Wehrdienst ab und entschied sich im Anschluss für die Offizierslaufbahn. Bevor er 1944 nach Italien kam, war er im Russlandkrieg als Adjutant des Armeenachrichtenführers der 17. Armee eingesetzt. Im April 1944 übernahm er als Hauptmann die Führung der Nachrichtenabteilung 114 und Ende 1944 wurde er zum Major befördert. Im April 1945 geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er im September 1945 wieder entlassen wurde. Zwei Monate später begann er das Studium der kath. Theologie, 1949 wurde er zum Priester geweiht und 1962 von Kardinal Döpfner zum Generalvikar berufen, von 1968–1990 wirkte er als Weihbischof von

chen Amtes von Matthias Defregger sehr breit behandelt, so hat die Tatsache, dass die Truppen der deutschen Wehrmacht in nationalsozialistische Kriegsverbrechen in vielfältiger Weise verstrickt waren, nur sehr schleppend ihren Platz im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik Deutschland gefunden.[2] Vor allem bezüglich des Krieges im Westen, worunter auch der Kriegsschauplatz Italien zu zählen ist, konnte sich die Annahme, die Wehrmacht habe im Großen und Ganzen eine „saubere Weste" behalten, in breiten Teilen der Öffentlichkeit beharrlich festsetzen.[3] In Deutschland begann das Forschungsinteresse mit der Publikation[4] des Stern-Reporters Erich Kuby, der das Thema Kriegsverbrechen im Kontext der nationalsozialistischen Besatzungsherrschaft in Italien behandelte. Wissenschaftlich fundierte Arbeiten wurden allerdings erst in den 90er Jahren veröffentlicht. So konnte Lutz Klinkhammer[5] den Einfluss der polykratischen Herrschaftsmechanismen auf die nationalsozialistische Außen- bzw. Besatzungspolitik in Italien aufzeigen, während Gerhard Schreiber[6] das Schicksal der von der deutschen Wehrmacht entwaffneten und zum Arbeitseinsatz nach Deutschland deportierten Angehörigen der italienischen Armee thematisierte. Die Arbeit von Schreiber wurde von Gabriele Hammermann[7] ergänzt, indem es ihr mit Hilfe von Autobio-

---

München und Freising, vgl. A. Landesdorfer, Matthias Defregger (1915–1995), in: Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2001, hg. von E. Gatz, Berlin 2002, S. 400.

[2] Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944, Hamburg 2002. Ausstellungskatalog zur überarbeiteten zweiten Wehrmachtsausstellung.

[3] Vgl. W. Wette, Die Wehrmacht. Feindbilder – Vernichtungskrieg – Legenden, Frankfurt am Main 2002, S. 197–244.

[4] E. Kuby, Verrat auf deutsch. Wie das Dritte Reich Italien ruinierte, Hamburg 1982.

[5] L. Klinkhammer, Zwischen Bündnis und Besatzung. Das nationalsozialistische Deutschland und die Republik von Salò 1943–1945, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 75, Tübingen 1993.

[6] G. Schreiber, Die italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich. Verraten – Verachtet – Vergessen, München 1990.

[7] G. Hammermann, Zwangsarbeit für den „Verbündeten". Die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland 1943–1945, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 99, Tübingen 2002.

graphien und Zeitzeugeninterviews gelang, ein detailliertes Bild der Lebens- und Arbeitsbedingungen dieser Militärinternierten zu zeichnen.

Das Verhalten der deutschen Wehrmacht als Besatzungsmacht und kriegführende Partei gegenüber der italienischen Zivilbevölkerung bis zum Herbst 1944 ist Gegenstand der Arbeit des Historikers Friedrich Andrae.[8] Seine Ausführungen konzentrieren sich jedoch ausschließlich auf Mittelitalien, da dort allein die Wehrmacht für die Partisanenbekämpfung zuständig war. Während die Gräueltaten ausführlich aneinanderreihend dargestellt werden, sind die konkreten Verantwortlichkeiten auf der deutschen Seite, die Befehlswege und die Motive der Täter allerdings nur unzureichend ausgeleuchtet. Fast zeitgleich erschien eine Abhandlung von Gerhard Schreiber[9], die dank einer reichen Materialfülle aus deutschen und italienischen Archiven über die deutschen Kriegsverbrechen in Italien detailliert aufklärt. Seiner These jedoch, die Exzesstaten deutscher Soldaten an italienischen Zivilisten beruhe zum großen Teil auf völkischen und rassenideologischen Komponenten fehlt allzu oft ein empirischer Nachweis. Dessen ungeachtet bleibt es das Verdienst dieser beiden Historiker, die Kriegsverbrechen von Wehrmacht- und Waffen-SS-Einheiten in Italien in Überblicksdarstellungen bekannt(er) gemacht zu haben.

In italienischer Sprache ist eine Untersuchung von Klinkhammer[10] erschienen, in der er zum einen die zentrale Rolle des Generalfeldmarschalls Albert Kesselring, der den Oberbefehl auf dem italienischen Kriegsschauplatz innehatte, für die Eskalation der Gewalt betont, zum anderen aber den Fokus auf bestimmte militärische Einheiten legt, um deren Verfassung, Motivation und Vorgehensweise nachzugehen. Darüber hinaus wirft er am Ende die Frage auf, in welches nationalsozialistische Besatzungs- und Repressionskonzept der ehemalige Verbündete eingeordnet werden kann. Die Rolle Kesselrings bezüglich der Kriegsverbrechen in Italien wurde unlängst in ei-

[8] F. Andrae, Auch gegen Frauen und Kinder. Der Krieg der deutschen Wehrmacht gegen die Zivilbevölkerung in Italien 1943–1945, München 1995.

[9] G. Schreiber, Deutsche Kriegsverbrechen in Italien. Täter, Opfer, Strafverfolgung, München 1996.

[10] L. Klinkhammer, Stragi naziste in Italia. La guerra contro i civili (1943–1944), Roma 1997.

ner weiteren Untersuchung von Kerstin von Lingen beleuchtet und in den Kontext der Wiederbewaffnungsdebatte im Nachkriegsdeutschland gestellt.[11] Eine minutiöse Rekonstruktion der zwei „bekanntesten" deutschen Kriegsverbrechen in Marzabotto und in den Fosse Ardeatine/Rom liefert schließlich Joachim Staron, der darüber hinaus deren Rezeption und Verarbeitung bis in die 90er Jahre analysiert.[12]

Ein Desiderat der Forschung blieb bislang weitgehend die Untersuchung einzelner militärischer Wehrmachtseinheiten im Hinblick auf die verschiedenen Umstände ihres Verhaltens in den besetzten Gebieten.[13] Zwar sind über Einheiten an der Ostfront in letzter Zeit einige Publikationen erschienen[14], doch hat man den übrigen Kriegsschauplätzen sowohl in West- als auch in Süd- und Südosteuropa weit weniger Aufmerksamkeit geschenkt.[15] Die Arbeit von Hermann F. Meyer, der den Weg der 717. ID/114. JD von Serbien nach Griechenland nachzeichnet, stellt hier fast schon eine Ausnahme dar und ist aufgrund der zusammengetragenen Materialfülle und der Rekonstruktion des Massakers in Kalavryta besonders beeindruckend.[16]

---

[11] K. v. Lingen, Kesselrings letzte Schlacht. Kriegsverbrecherprozesse, Vergangenheitspolitik und Wiederbewaffnung: Der Fall Kesselring, Paderborn u. a. 2004.

[12] J. Staron, Deutsche Kriegsverbrechen und Resistenza, Geschichte und nationale Mythenbildung in Deutschland und Italien (1944–1999), München 2002.

[13] Die auf dem Feld der „Einheitsgeschichte" erschienene Literatur genügt meist nicht wissenschaftlichen Anforderungen und ist als Erinnerungsliteratur oftmals von apologetischem Charakter. So z. B. A. Reinicke, Die 5. Jäger-Division 1939–1945, Bad Nauheim 1962.

[14] Vgl. Ch. Rass, „Menschenmaterial". Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939–1945, Paderborn 2003; T. Anderson, Die 62. Infanterie-Division. Repressalien im Heeresgebiet Süd, Oktober bis Dezember 1941, in: H. Heer/K. Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944, Hamburg 1995, S. 297–314.

[15] Einen Überblick über die Aktivitäten einer SS-Division in Italien gibt C. Gentile, „Politische Soldaten". Die 16. SS-Panzer-Grenadier-Division „Reichsführer-SS" in Italien 1944, QFIAB 81 (2001) S. 529–561.

[16] H. F. Meyer, Von Wien nach Kalavryta. Die blutige Spur der 117. Jäger-Division durch Serbien und Griechenland, Mannheim 2002. Über die gleiche Division erschien allerdings zuvor schon ein Aufsatz von W. Manoschek/H. Safrian, 717./117ID. Eine Infanterie-Division auf dem Balkan, in: Heer/Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg (wie Anm. 14) S. 359–373.

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich vorrangig mit der 714. Infanterie-Division (ID) bzw. 114. Jäger-Division (JD), die in den besetzten Gebieten Süd- und Südosteuropas eingesetzt war und dort auf Anschläge von Partisanen hin Erschießungen von Zivilisten als so genannte „Sühnemaßnahme" vornahm. In zwei Fällen, die sich im Juni 1944 in Italien – Filetto di Camarda und Gubbio – ereigneten, ermittelten die Staatsanwaltschaften Stuttgart, Frankfurt a. Main und München in den 60er und 70er Jahren gegen Angehörige dieser Division. Um ein tieferes Verständnis der spezifischen Konstitution dieser Division zu gewinnen, soll der Blick aber nicht nur auf Italien begrenzt bleiben, sondern die Unterdrückung der Partisanenbewegung in Serbien 1941 und des Partisanenkrieges in Kroatien mit einbezogen werden.

Welchen Erfahrungshorizont hatte diese vom Balkan kommende und in Italien eingesetzte Einheit? Lässt sich an ihr eine gewisse Disposition zur Eskalation aufzeigen und inwiefern kann man bei dieser Division von einer Brutalisierung und Radikalisierung sprechen, die auf eine vermeintliche Bedrohung von Partisanen mit den Mitteln der Bandenbekämpfung, die an östliche Kriegsschauplätze erinnerte, reagierte? Hierbei geht es nicht darum, in einer Aneinanderreihung von Tötungsdelikten eine „Chronographie des Grauens"[17] aufzustellen, sondern vielmehr durch eine bestimmte Auswahl, die sich vor allem an den Quellen orientiert, die Frage aufzuwerfen, was einzelne Wehrmachtseinheiten in Italien zu Mordaktionen gegen die Zivilbevölkerung veranlasste und welche Faktoren, Stereotype und vermeintliche Zwänge das Verhalten von deutschen Soldaten auf der Apenninenhalbinsel konditionierten.

2. Mit dem „Unternehmen Strafgericht" begann am 6. April 1941 die Bombardierung Belgrads, knapp zwei Wochen später kapitulierte die jugoslawische Armee. Die 714. Infanterie-Division (ID) gehörte zu einer der drei 700er Besatzungsdivisionen, die in Serbien stationiert wurden. Die Division, die unter der Soll-Stärke regulärer Divisionen zurückblieb, setzte sich aus den Infanterie-Regimentern (IR) 721 und

[17] So lautet eine Überschrift bei Schreiber, Kriegsverbrechen (wie Anm. 9) S. 127.

741 und dem Artillerie-Regiment 661 zusammen; hinzu kamen die Nachrichtabteilung 714 und die Sanitätskompanie, die direkt dem Divisionsstab unterstellt waren.[18] Die Ist-Stärke der 714. ID, die am 1. Mai 1941 aus den im Bereich des Wehrmachtsbefehlshabers Prag liegenden Ersatztruppen des Wehrkreises I als Infanterie-Division der 15. Welle aufgestellt wurde und zum größten Teil aus kriegsverpflichtenden Soldaten bestand, betrug 159 Offiziere, 34 Beamte, 733 Unteroffiziere und 5608 Mannschaften.[19] Das Offizierskorps bestand ausschließlich aus Reserveoffizieren, die Mannschaften waren überaltert.[20] Schlechte materielle Versorgung und mangelhafte Ausbildung bereiteten bereits beim Transport nach Olmütz, wo die Division zusammengezogen wurde, massive Probleme: *Beim Transport nach Olmütz erwiesen sich die PKW und LKW als nur zum Teil verkehrssicher, es traten 75% Ausfälle ein, die teils auf das Material teils auf die sehr mangelhafte Ausbildung des Fahrpersonals zurückzuführen waren.*[21]

Aufgrund der frühzeitigen Abberufung in das ehemalige jugoslawische Staatsgebiet Mitte Mai 1941 konnte nicht einmal die *Bewaffnung und Ausrüstung der Einheiten der Division restlos abgewickelt werden.*[22] Für die zum gleichen Zeitpunkt aufgestellte 718. ID veranschlagte man sogar noch im August bis zur Bataillonsebene eine Ausbildungszeit von zwei Monaten.[23] Die Ausbildung vor den ersten Einsätzen beschränkte sich allerdings für viele Soldaten auf einen mehrwöchigen Lehrgang, *bei dem sie über ein mehrmaliges Schießen kaum hinauskamen.*[24]

In Serbien angekommen, wurde die Division mit einem kommunistischen Aufstand konfrontiert, der die erste organisierte und bewaffnete Erhebung im besetzten Europa bedeutete. Der Tätigkeitsbe-

[18] Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (BA-MA), RH 26–114/3, Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 5 bis 31. 7. 1941, S. 1.

[19] Ebd, S. 2

[20] Aufgeschlüsselt stellt sich die Altersverteilung folgendermaßen dar: 26% bis 25 Jahre, 36% bis 30, 28% bis 35% und 10% über 35. Vgl. ebd., S. 1.

[21] Ebd., S. 2.

[22] Ebd., S. 2.

[23] Vgl. K. Schmider, Partisanenkrieg in Jugoslawien 1941–1945, Hamburg–Berlin–Bonn 2002, S. 91.

[24] W. Manoschek, „Serbien ist judenfrei". Militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42, München 1993, S. 30.

richt der 714. ID verzeichnete für den Monat Juli 33 Überfälle oder Sabotageakte, die zur Folge hatten, dass die Aufgaben der Besatzungstruppen nicht mehr ausschließlich auf Wach- und Streifendienst beschränkt blieben.[25] Das IR 741 der 714. ID meldete bei einem Unternehmen in den Ortschaften um Ravna Reka, *11 tote Banditen, 97 Gefangengenommene und 16 Häuser, die einwandfrei Banditen gehörten, in Brand gesteckt*[26] zu haben.

Angesichts der unerwartet auftretenden Probleme im Balkanraum ernannte Adolf Hitler am 16. September 1941 General Franz Böhme zum Bevollmächtigten Kommandierenden General in Serbien, um die gesamte vollziehende Gewalt in seiner Person zu vereinigen. Mit dem Befehl ausgestattet, *mit den schärfsten Mitteln die Ordnung wiederherzustellen*[27], ging es Böhme nicht mehr *um die direkte Bekämpfung des militärischen Widerstandes, sondern um die Ausmerzung der sozialen, logistischen und versorgungsmäßigen Basis der Widerstandsbewegung, also um die direkte Bekämpfung der serbischen Zivilbevölkerung.*[28]

Seine Befehle, in denen er für jeden getöteten deutschen Soldaten die Erschießung von 100 Gefangenen oder Geiseln anordnete, wurden von den Truppen rigoros durchgeführt.[29] Die in den darauffolgenden Wochen durchgeführten Mordaktionen der Wehrmacht in

---

[25] BA-MA, RH 26–114/3, Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 5 bis 31.7. 1941, S. 4.

[26] BA-MA, RH 26–114/3, Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 8. bis 31.8. 1941, S. 6.

[27] W. Hubatsch, Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939–1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht, Koblenz [2]1983, Weisung Nr. 31a, S. 128

[28] Manoschek, „Serbien ist judenfrei" (wie Anm. 24) S. 58.

[29] *Treten Verluste an deutschen Soldaten oder Volksdeutschen ein, so haben die territorial zuständigen Kommandeure bis zum Regimentskommandeur abwärts, umgehend die Erschießung von Festgenommenen in folgenden Sätzen anzuordnen: a) Für jeden getöteten oder ermordeten deutschen Soldaten oder Volksdeutschen (Männer, Frauen oder Kinder) 100 Gefangene oder Geiseln; b) Für jeden verwundeten deutschen Soldaten oder Volksdeutschen 50 Gefangene oder Geiseln. Die Erschießungen sind durch die Truppe vorzunehmen. Nach Möglichkeit ist der durch den Verlust betroffene Truppenteil zur Exekution heranzuziehen.* BA-MA, RH 26–104/14, Befehl des Kommandierenden Generals in Serbien, 10. 10. 1941.

Kraljevo und Kragujevac bildeten den Höhepunkt des deutschen Besatzungsterrors im Herbst 1941 und sind heute noch ein Symbol für die Kriegsverbrechen der deutschen Wehrmacht im besetzten Jugoslawien. In knapp drei Monaten wurden 11164 unschuldige Geiseln für 160 getötete und 278 verwundete deutsche und österreichische Soldaten als „Sühne" erschossen.[30]

Auch wenn sich in diesem Zeitraum vor allem die 342. ID und 717. ID durch Massenerschießungen auf dem serbischen Kriegsschauplatz hervortaten, so waren die verheerenden Befehle Böhmes allen Divisionen bekannt und wurden auch von der 714. ID noch Ende Dezember strikt befolgt. Eine Erschießung von 50 serbischen Zivilisten durch Angehörige der Division orientierte sich zum letzten Mal und entgegen der bereits einen Tag zuvor erlassenen Änderung der „Sühnequoten" (25 für jeden Verwundeten bzw. 50 für jeden Getöteten) an dem Befehl Böhmes vom 10. Oktober.[31]

Böhmes Kalkül eines eintretenden Schockeffektes durch die verschärft einsetzenden Repressalien und Sühnemaßnahmen zeigte auch im Divisionsbereich der 714. ID *seine gewünschte demoralisierende Wirkung.*[32] Im November wurden nur noch 4 Überfälle und 3 Sabotageakte verzeichnet, einen Monat später blieben Angehörige und Einrichtungen dieser Einheit sogar völlig unbehelligt.[33] In der kollektiven Bestrafung der Zivilbevölkerung sah die Wehrmacht den Grundstein der erfolgreichen Niederschlagung des Aufstandes in Serbien: *Angriffsoperationen im großen erfolgreich abgeschlossen. Wesentliche Beruhigung der Lage. Entscheidend war dabei nicht so sehr die Zahl der in den Gefechten erledigten Aufrührer als vielmehr die drakonischen Sühnemaßnahmen.*[34]

---

[30] BA-MA, RW 40/23, KTB Qu. Abt. Bev. Kdr. General in Serbien, Aktennotiz Sühnemaßnahmen bis 5. 12. 1941. Ob diese „Erschießungsbilanz" komplett ist, bleibt fraglich. Wahrscheinlich dürfte die Zahl der erschossenen Geiseln zwischen 20000 und 30000 gelegen haben; vgl. Manoschek, „Serbien ist judenfrei" (wie Anm. 24) S. 166.

[31] BA-MA, RH 26–114/3, Befehl des Bev. u. Kdr. Gen. an die 714. ID, 22. 12. 1941.

[32] Schmider, Partisanenkrieg in Jugoslawien (wie Anm. 23) S. 102.

[33] BA-MA, RH 26–114/3 Tätigkeitsberichte der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 11. bis 30. 11. 1941 und 1. 12. bis 31. 12. 1941.

[34] Der Bev. u. Kdr. Gen. an den Wehrmachtsbefehlshaber Südost, 10. 12. 1941,

In diesem Zeitraum, Mai–Dezember 1941, war die 714. ID nicht nur Zeuge, sondern handelnder Akteur im Krieg gegen die Zivilbevölkerung und bestand ihre Bewährungsprobe erfolgreich.

Die Aufstandsbewegung wurde nach den drastischen Sühnemaßnahmen in Serbien in die umliegenden Gebiete zerstreut, der Krieg gegen die Partisanen konzentrierte sich in der folgenden Zeit hauptsächlich auf das Gebiet des neu geschaffenen kroatischen Staates.[35] Während im serbischen Sektor nun *Ruhe eingetreten war, machte sich in dem hinzugekommenen Abschnitt des 741 IR (der 714. ID) stärkere Bandentätigkeit bemerkbar.*[36]

Sühnemaßnahmen standen weiterhin auf der Tagesordnung und wurden als Ursache jeglichen Ausbleibens von Widerstand gesehen: *Fraglos verbreitet sich mehr und mehr die Überzeugung, dass offener Widerstand gegen die deutsche Wehrmacht sinnlos ist und nur folgenschwere Sühnemaßnahmen nach sich zieht. [...] Auf die politischen Zweifler haben die strengen Sühnemaßnahmen eine heilsame Wirkung ausgeübt.*[37]

Die Ende Mai 1942 zusammengestellte „Kampfgruppe Westbosnien" unter dem Divisionskommandeur der 714. ID Generalmajor Friedrich Stahl wollte an die im ostbosnischen Raum praktizierte Vorgehensweise anknüpfen, indem den Partisanen in einer großangelegten Deportationsaktion ihr Rückzugsgebiet entzogen werden sollte. Die Zivilbevölkerung sollte, sofern nicht „bandenverdächtig", erfasst und in andere Gebiete gebracht werden. Hierfür musste der kommandierende und bevollmächtigte General Paul Bader dem noch in Serbien dislozierten IR 721 der 714. ID zwei Bataillone entziehen und sie

---

in: BA-MA, RW 19 XI/81 (Die Bekämpfung der Aufstandsbewegung im Südostraum, Teil I).

[35] So zog sich Tito aus Serbien nach Ostbosnien zurück, um von dort aus die Verstärkung seiner Brigaden zu betreiben. Vgl. H. Umbreit, Die deutsche Herrschaft in den besetzten Gebieten 1942–1945, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.), Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg 5/2, Stuttgart 1999, S. 3–272, hier: S. 158.

[36] BA-MA, RH 26–114/4 Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 1. bis 31. 1. 1942.

[37] BA-MA, RH 26–114/6 Abt. Ic Nr. 207/geh., Stimmungsbericht an Kommandierenden General und Befehlshaber in Serbien.

der neugebildeten Kampfgruppe zuführen. Nachdem diese Aufstockung der Verbände auf dem kroatischen Kriegsschauplatz jedoch nach zwei Wochen nicht die gewünschte Wirkung brachte und eine Einkesselung der Partisanen im Kozara-Gebirge in Frage stand, entschloss sich Bader zu einer weiteren Schwächung seiner Truppe in Serbien: vier weitere Bataillone und ein Regimentsstab der 714. ID bildeten Ende Mai die Kampftruppe „Borowski" an der bosnischen Front und verdoppelten auf einen Schlag die „Kampfgruppe Westbosnien".[38]

Ein endgültiger Sieg konnte auch bei diesem Einsatz nicht herbeigezwungen werden, die Operation verlief für die Wehrmacht dennoch erfolgreich; in einem Aufruf an die Soldaten der „Kampfgruppe Westbosnien" spricht Stahl von 3500 getöteten und 8000 gefangenen Partisanen.[39] Das Vorhaben einer weitflächigen und vollständigen Deportation der Zivilbevölkerung ließ sich dennoch nicht realisieren, denn in *fast allen gesäuberten Gebieten machten sich erneut Bandenbildungen bemerkbar.*[40]

Für die 714. ID hatte der Operationszyklus im westbosnischen Raum zur Folge, dass sie nun komplett nach Kroatien verlegt wurde,[41] um *die weitere und endgültige Säuberung des Gebietes zu übernehmen.*[42]

Die Wehrmacht nahm nun die Repressalien in Kroatien, entgegen den Absprachen mit den dortigen Behörden vermehrt an Ort und Stelle vor, da man den kroatischen Polizeibehörden oftmals unterstellte, *mit der Erfüllung des Solls meistens im Rückstand zu blei-*

---

[38] Vgl. Schmider, Partisanenkrieg (wie Anm. 23) S. 148–151.

[39] BA-MA, RH 26–114/10 Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 7. bis 31. 7. 1942. Andere Quellen gehen darüber hinaus noch von 23000 Frauen und Kindern aus, die zur Zwangsarbeit deportiert oder umgesiedelt wurden. Im Bericht „Die Aufstandsbekämpfung im Südostraum, Teil I" wird für den Zeitraum 24. Juni bis 23. Juli die Zahl von 6589 im Kampf Gefallenen,, 777 zur Sühne Erschossenen und 15490 Gefangenen genannt. Vgl. Schmider, Partisanenkrieg (wie Anm. 23) S. 152.

[40] BA-MA, RH 26–114/11, Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 8. bis 31. 8. 1942.

[41] BA-MA, RW 40/31, KTB-Eintrag vom 31. 7. 1942.

[42] BA-MA, RH 26–114/11, Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 8. bis 31. 8. 1942.

ben.[43] Das scharfe Durchgreifen machte man anschließend maßgeblich für die äußere Ruhe verantwortlich: *Dieses Vorgehen hat nicht nur die aufrührerischen Elemente abgeschreckt, sondern auch die gesamte mit zur Sühne herangezogene Bevölkerung veranlasst, sich den Unruhestiftern gegenüber ablehnend zu verhalten.*[44]

Das Paradigma, dass gewalttätiger Widerstand nur mit ungleich größerer Gewalt, die sich auch gegen die Zivilbevölkerung richtete, gebrochen werden könne, behielt seine Gültigkeit.[45] So konnte im April 1943 eine *Beeinträchtigung der Widerstandskraft* konstatiert werden, die auf die abschreckende Wirkung zurückzuführen wäre, welche die teilweise *vollständige Entvölkerung, Verwüstung und Verödung des ostbosnischen Raumes ausübte.*[46]

3. Aufgrund der Ereignisse in Südeuropa – Italien erklärte im September 1943 den Austritt aus der Hitler-Koalition und kämpfte alsbald an der Seite der Alliierten – wurde die 714. ID, die in die 114. JD umgewandelt wurde, nach Italien verlegt. Aber auch auf der Apenninenhalbinsel erfuhr die Widerstandsbewegung durch die Landung alliierter Truppen bei Anzio-Nettuno in der Nacht vom 21. auf den 22. Januar 1944, der Befreiung Roms im Juni 1944 und dem großräumigen Rückzug der deutschen Wehrmacht aus Mittelitalien einen enormen Zustrom.[47] Spätestens zu diesem Zeitpunkt ging man nun auch in Italien von einer planmäßigen und militärisch geleiteten Aufstandsbewegung aus, deren untrüglichster Indikator ein Anstieg der Anschläge war.[48]

---

[43] BA-MA, RH 31 III/9 Vorsprache des Deutschen Bevollmächtigten Generals beim Poglavnik, 3. 3. 1943.

[44] BA-MA, RH 26–114/17 Komm. Gen. u. Befehlshaber in Serbien, Ic Nr. 435/43 geh. Lagebericht für die Zeit vom 30. 1.–8. 2. 1943 (8. 2. 1943).

[45] *Dieses Vorgehen hat nicht nur die aufrührerischen Elemente abgeschreckt, sondern auch die gesamte mit zur Sühne herangezogene Bevölkerung veranlasst, sich den Unruhestiftern gegenüber ablehnend zu verhalten.* BA-MA, RH 26–114/17 Komm. Gen. u. Befehlshaber in Serbien, Ic Nr. 435/43 geh. Lagebericht für die Zeit vom 30. 1.–8. 2. 1943 (8. 2. 1943).

[46] BA-MA, RH 26–114/7, Tätigkeitsbericht der Abt. Ia der 714. ID vom 1. 4. bis 30. 4. 1942, S. 5.

[47] Vgl. R. Battaglia, Storia della Resistenza italiana, Torino [4]1979, S. 254ff.

[48] Nach einem Bericht der Republik von Salò stieg die Zahl der Anschläge von 189 im April 1944, auf 241 im Mai und auf 344 im Juni. Vgl. G. Oliva, I vinti

Eine der größten Rückzugsbewegungen der deutschen Truppen im Zweiten Weltkrieg – innerhalb eines Monats wurde das gesamte Territorium zwischen Monte Cassino und Perugia aufgegeben – konnte durch Anschläge hinter der Front empfindlich gestört werden. Mit der Übernahme von Bandenbekämpfungsmethoden aus dem Osten versuchte man nun auch in Italien einer wachsenden Widerstandsbewegung entgegenzutreten.

Gerhard Schreiber konnte zeigen, dass die „Kampfanweisung für die Bandenbekämpfung im Osten" vom November 1942[49] und der ergänzende Führerbefehl „Bandenbekämpfung" vom 16. Dezember 1942, der schon auf dem Balkan seine Gültigkeit besaß, auch für den italienischen Raum verbindliche Vorschriften darstellten oder zumindest auf die von deutschen Befehlshabern in Italien herausgegebenen Befehle normativ einwirkten.[50] Der Führerbefehl vom Dezember 1942, der unter anderem die Anordnung beinhaltete, *auch gegen Frauen und Kinder jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Erfolg [führe]*[51], bildete in den Augen des Oberbefehlshabers Südwest Generalfeldmarschall Kesselring einen Rahmenerlass, derer er sich *ent-*

---

e i liberati, 8 settembre 1943–25 aprile 1945, Milano 1994, S. 336. Ob die Partisanentätigkeit im Juni wirklich als *eine tatsächliche Gefahr, deren Beseitigung feldzugsentscheidend geworden war* (A. Kesselring, Soldat bis zum letzten Tag, Bonn 1953, S. 324), charakterisiert werden kann, ist fraglich und hatte für Kesselring auch apologetische Funktion. Dennoch kann diese Auffassung für einzelne Divisionen zutreffen.

[49] BA-MA, RHD 6/69/1 (Merkblatt 69/1): *Bei der Behandlung der Banditen und ihrer freiwilligen Helfer ist äußerste Härte geboten. Sentimentale Rücksichten sind in dieser entscheidenden Frage unverantwortlich. Schon die Härte der Maßnahmen und die Furcht vor den zu erwartenden Strafen muss die Bevölkerung abhalten, die Banden zu unterstützen oder zu begünstigen. [...] Jeder Führer einer Abteilung ist dafür verantwortlich, dass gefangene Banditen und Zivilisten, die beim aktiven Kampf angetroffen werden (auch Frauen) erschossen oder besser erhängt werden.*

[50] Vgl. G. Schreiber, Die Wehrmacht und der Partisanenkrieg in Italien „...auch gegen Frauen und Kinder", in: E. W. Hansen (Hg.), Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit, München 1995, S. 252–268, hier: S. 252ff.

[51] Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945–1. Oktober 1946, Bd. 39, Zürich 1984, S. 128f.

sprechend der Lage, nach Einvernehmen mit der italienischen Führung, bewegen konnte.[52] Am 7. April 1944 erließ Kesselring einen Befehl an die Truppen in Italien, der nicht nur die geistige Verwandtschaft zu Befehlen im Ostfeldzug zu Tage treten ließ, sondern einer „Carte blanche" für die Wehrmachtseinheiten in der Partisanenbekämpfung gleichkam: *[...] Bei einem Überfall ist das Feuer ohne Rücksicht auf sonstige Passanten sofort zu eröffnen. Verantwortlich für die sofortigen Gegenmaßnahmen ist der dienstälteste Führer. Tatkräftiges, entschlossenes und schnelles Handeln ist erstes Gebot. Schlappe und unentschlossene Führer werde ich zur Rechenschaft ziehen, da sie die Sicherheit ihrer unterstellten Truppe und die Achtung vor der deutschen Wehrmacht gefährden. Zu scharfes Durchgreifen wird bei der derzeitigen Lage niemals Grund zu einer Strafe sein. Bei Überfällen ist sofort die Umgebung des Tatorts abzusperren; sämtliche in der Nähe befindlichen Zivilisten sind ohne Unterschied des Standes und der Person festzunehmen. Bei besonders schweren Überfällen kann auch ein sofortiges Niederbrennen der Häuser, aus denen geschossen wurde, in Frage kommen. [...] Im übrigen ist durch die Ortskommandanturen bekanntzugeben, dass bei den geringsten Vorkommnissen gegen deutsche Soldaten die schärfsten Gegenmaßnahmen verfügt werden. Jeder Ortsbewohner soll damit gewarnt sein; kein Missetäter oder Mitläufer darf auf Milde hoffen.*[53]

Entgegen mancher Bemühungen des OKW, den Kampf gegen die Partisanen in traditionelle militärische Bahnen zu lenken,[54] heizte Kesselring den Kampf gegen die erstarkte Widerstandsbewegung an. Ein Befehl am 17. Juni 1944, der an alle wichtigen Dienststellen in Italien verteilt wurde, sollte der Truppe die Gefahr der Partisanen und die Notwendigkeit ihrer Bekämpfung verdeutlichen.[55]

---

[52] Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZStL) JAG 260, Strafverfahren Kesselring, Exhibit 2, S. 9.

[53] BA-MA, RH 19 X/35, H.Gr.C, Grundsätzliche Befehle, Januar–Juli 1944, S. 142 ff., O. B. Südwest Ia, 7. 4. 44.

[54] BA-MA, RHD 6/69/2, Merkblatt 69/2, Nur für den Dienstgebrauch, Bandenbekämpfung (Gültig für alle Waffen), 6. 5. 44.

[55] Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher (wie Anm. 51) S. 130: „Der Kampf gegen die Banden muss daher mit allen zur Verfügung stehenden Mit-

Deutlich versprach der Generalfeldmarschall Straffreiheit bei Exzesstaten und wenn er hier noch die Abschiebung von Zivilpersonen anordnete, so wurde im Befehl drei Tage später die Erschießung eines *jeweils zu bestimmenden Prozentsatzes der männlichen Bevölkerung [....] bei vorkommenden Gewalttätigkeiten*[56] gefordert. Die vage Aussage über die Proportionalität konkretisierte Kesselring in einer Mitteilung an die italienische Bevölkerung. Hierin gab er bekannt, dass jeder Ort, in dem sich Partisanen nachweisen lassen oder Attentate gegen deutsche Soldaten begangen wurden, *vollkommen niedergebrannt wird. Darüber hinaus WERDEN ALLE männlichen Einwohner des Ortes, die mindestens 18 Jahre alt sind, ERSCHOSSEN.*[57] Diese Verlautbarung Kesselrings setzte im Grunde die Repressalquote auf 100 Prozent der männlichen Erwachsenen hinauf![58]

Noch nach dem Zweiten Weltkrieg verteidigte der ehemalige Generalfeldmarschall seine Strategie der Gewalt, indem er den Kampf gegen die Partisanen prinzipiell mit dem an der Front gleichstellte.[59] Infolgedessen sah er es auch als notwendig an, *in immer größerem Maßstab den Einsatz von Artillerie, Granat- und Minenwerfern, Kampfwagen, Flammenwerfern und sonstigen technischen Kampfmitteln* zu verlangen.[60] Dass hiermit auch die Zivilbevölkerung getroffen wurde, war angesichts seiner Einschätzung, dass *jeder – gleich-*

---

teln und mit größter Schärfe geführt werden. Ich werde jeden Führer decken, der in der Wahl und Schärfe des Mittels bei der Bandenbekämpfung über das bei uns übliche Maß hinausgeht. Auch hier gilt der Grundsatz, dass ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel, sich durchzusetzen, immer noch besser ist, als Unterlassung und Nachlässigkeit. Nur sofortiges schärfstes Eingreifen ist geeignet, als Straf- und Abschreckungsmaßnahme Ausschreitungen größeren Umfanges von Anfang an im Keime zu ersticken."

[56] Ebd., S. 135: „Dies ist den Einwohnern bekanntzugeben. Werden Soldaten usw. aus Ortschaften beschossen, so ist die Ortschaft niederzubrennen. Täter oder Rädelsführer sind öffentlich aufzuhängen."

[57] ZStL, JAG 260, Strafverfahren Kesselring, Albert, Exhibit 11.

[58] Vgl. Schreiber, Die Wehrmacht und der Partisanenkrieg (wie Anm. 50) S. 264.

[59] BA-MA, C-032, A. Kesselring, Der Krieg hinter der Front, S. 18: „Ich vertrat die Auffassung, dass der Kampf gegen die regulären Streitkräfte und gegen die Banden ein unteilbares Ganzes seien."

[60] Ebd., S. 21.

gültig ob Mann, Frau oder Kind – irgendwie mit den Banden, sei es als Kämpfer, Helfer oder Mitläufer verbunden war[61] nur konsequent. Deshalb waren seiner Beurteilung nach Kollektivmaßnahmen gegen die Dorfbevölkerung *nicht zu umgehen, da in den Bandengebieten, in denen alles unter einer Decke steckte, niemals ein nur aus dem Hinterhalt kämpfender Täter gefasst hätte werden könne.*[62]

Die Eskalation der Gewalt in Italien durch Kesselrings aufwiegelnde Befehle war eine Vorbedingung für die Massaker an der Zivilbevölkerung. Diese Befehlslage musste jedoch mit der Disposition von entsprechenden Einheiten zusammentreffen. Die drakonischen Befehle von oben boten der Truppe eine Option für die Bekämpfung der Partisanenbewegung. Dessen ungeachtet fiel die konkrete Verantwortung den einzelnen militärischen Einheiten zu. Die auf Enthemmung der Truppe zielenden Befehle von oben verbanden sich mit Initiativen auf Divisions- oder Regimentsebene.[63] Es bedurfte also nur noch solcher Einheiten, die die Befehle des Oberbefehlshabers Süd im Lichte ihrer im Osten oder auf dem Balkan gemachten Erfahrungen nun auch auf dem italienischen Kriegsschauplatz umzusetzen verstanden.[64]

4. Ende Mai 1944 quartierte sich die Nachrichtenabteilung der 114. JD in Filetto di Camarda, einem kleinen Ort in der Nähe von L'Aquila/Abruzzen, ein. L'Aquila wiederum befindet sich ca. 50 km nordwestlich von Sulmona, wo die Division seit März ihren Hauptgefechtsstand aufgeschlagen hatte. Bereits im ersten Monat zählte man *4 Fälle von Kabelsabotage an divisionseigenen Fernsprechanlagen*, woraufhin unverzüglich *Sühnemaßnahmen eingeleitet*[65] wurden. Dass sich das Verhältnis zur italienischen Bevölkerung schwierig gestaltete, zeigt die einen Monat später dokumentierte Einschätzung: *Mit kommunistischer Durchsetzung eines großen Teiles der gegenwärtigen Einwohnerschaft in den Orten des Divisionsbereichs ist*

[61] ZSTL JAG 260, Strafverfahren Kesselring, Exhibit 2, S. 3.
[62] Ebd., S. 7.
[63] Vgl. Klinkhammer, Stragi naziste (wie Anm. 10) S. 97f.
[64] Klinkhammer, Zwischen Bündnis und Besatzung (wie Anm. 5) S. 445.
[65] BA-MA, RH 26–114/40, Abt. Ic Nr. 601/44 geh. Ic-Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 1.–31. 3. 6. April 1944.

zu rechnen. Als eine Zentrale in dieser Hinsicht erscheint Sulmona. Die Bevölkerung fügt sich im allgemeinen mehr feige als bereitwillig den Anordnungen der deutschen Dienststelle und begünstigt heimlich die Überlaufabsichten der entwichenen Kriegsgefangenen.

Obwohl sich keine Anhaltspunkte für eine organisierte Partisanenbewegung finden ließen[66], konstatierte man eine *mehrmals nachgewiesene Feindbegünstigung (Partisanen) eines großen Teils der Zivilbevölkerung.*[67]

Die Nachrichtenabteilung der 114. JD, deren Führung seit April der Hauptmann Matthias Defregger übernahm, errichtete ein Fernstoß-Lager in Filetto di Camarda. Sie bestand aus einer Fernsprechkompanie unter Zugführer Leutnant Paul Ehlert, einer Funkkompanie und der leichten Nachrichtenkompanie.[68] In Filetto sollte überzähliges und nicht benötigtes Gerät – Kabeltrommeln, Urlaubsgepäck, Tragtiersattel – deponiert werden, zu deren Unterbringung ein Lager im ersten Stock der Schule eingerichtet worden war. Das Kommando, das zu dieser Zeit in Filetto operierte, bestand aus ca. 30–35 Männern, von denen 20 nach dem Aufbau des Lagers im Dorf verblieben.[69]

Während am 7. Juni zwei Wehrmachtssoldaten aus der Nähe von Filetto mit dem Motorrad eintrafen, um mit den dort befindlichen Angehörigen der Nachrichtenabteilung dienstliche Vorgänge zu besprechen, machte sich die Partisanengruppe „G. di Vicenzo" von den umliegenden Bergen ebenfalls auf den Weg in das Dorf. In der Schule hielt sich zu diesem Zeitpunkt ein Großteil der in Filetto verbliebenen Soldaten auf, wo die zwei neuangekommenen Soldaten empfangen wurden. Ein Soldat verblieb außerhalb des Schulgebäudes, da er die

---

[66] BA-MA, RH 26–114/40, Abwehrlagebericht vom 26. 3.–10. 5. des Feldwebels Schulze: *Einschmuggeln von V-Leuten in Bandenorganisationen scheiterten bisher, sodass vielleicht die Vermutung berechtigt ist, dass hier im frontnahen Gebiet eine ernstliche Bandenorganisation und Tätigkeit nicht zu erwarten ist. Dafür zeugt auch die Tatsache, dass im abgelaufenen Zeitraum weder Bandenanschläge noch Sabotageakte stattgefunden haben.*

[67] Ebd.

[68] ZStL, 518 AR 3192/66, Staatsanwaltschaft München 110 Js 24–25/69, Einstellungsverfügung des Ermittlungsverfahrens gegen Matthias Defregger und Paul Ehlert wegen des Verdachts des Mordes (Kriegsverbrechen), 16. 9. 1970, S. 3.

[69] Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Oberstaatsanwaltschaft Frankfurt/Main, 4 Js 954/69, Vernehmung Werner Krämer, 4. 8. 1969, S. 2, Bl. 108.

Langwaffen (Gewehre und Karabiner) bewachen sollte, die aufgrund des bevorstehenden Abzugs der Abteilung bereits in die Fahrzeuge verladen worden waren.[70]

Nach einigen Minuten der Unterredung fielen Schüsse, hierbei wurde ein Soldat getötet, ein weiterer erlag später im Lazarett seinen Verletzungen.[71] Alarmierte deutsche Truppen, die sich in der Umgebung aufhielten, bewegten sich sofort in Richtung des Ortes. Ein Italiener, der gerade aus seiner Haustür heraustrat und weder an dem Partisanenüberfall beteiligt war noch den eindringenden Deutschen Widerstand entgegensetzte, wurde sofort mit einem Schuss aus einer Feuerwaffe in den Rücken erschossen.[72]

Die Soldaten durchkämmten nun die Ortschaft und durchsuchten sämtliche Häuser nach Partisanen und Waffen, doch jene hatten sich gleich nach dem Angriff wieder ins Gebirge zurückgezogen. Was sich aus der Perspektive der Partisanen als eine militärisch gesehen durchaus vernünftige Vorgehensweise darstellte, hatte für die italienische Zivilbevölkerung schwerwiegende Folgen. Die militärische Handlungsfähigkeit sollte mit Hilfe der Durchführung von schnellen Gegenmaßnahmen, die von oberster Stelle gedeckt oder gar gefordert wurden, unter Beweis gestellt werden.[73] Diesem Handlungsmuster folgend verlief nun auch die Festsetzung der Bewohner Filettos. Teil-

---

[70] Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Einstellungsverfügung (wie Anm. 68) S. 8.

[71] Die Zahl der Opfer des Partisanenüberfalls auf deutscher Seite lässt sich nicht mehr abschließend bestimmen. In der zweiten Verfügung von 1970 war nur noch von drei erschossenen Soldaten die Rede. Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Einstellungsverfügung (wie Anm. 68) S. 8f. Im Abwehrlagebericht der 114. Jäger-Division, wo die Vorgänge in Filetto zum erstenmal schriftlich fixiert wurden, reduzierte sich die Zahl auf zwei. Vgl. BA-MA, RH 26–114/40, 114. Jg. Div. Ic Nr. 1033/44 g., 3.7.4: Abwehrlagebericht 1–30. 6. 44: „Überfall auf Nachrichtenabteilung 114 in Filetto, 2 Tote, 2 Verwundete."

[72] Diese Tötung des italienischen Mannes wurde in der Einstellungsverfügung mit dem Hinweis gerechtfertigt, die deutschen Soldaten hätten nicht ausschließen können, dass es sich nicht doch um einen Partisanen gehandelt haben könnte. Schließlich war der Gebrauch von Schusswaffen im Kriegsgebiet nach einem Partisanenüberfall in jeglicher Hinsicht gerechtfertigt. Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Einstellungsverfügung (wie Anm. 68) S. 13.

[73] Vgl. L. Klinkhammer, Der Partisanenkrieg der Wehrmacht 1941–1944, in: R. D. Müller/H. E. Volkmann, Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 815–836, hier: S. 820ff.

weise unter Schlägen wurden die italienischen Zivilisten aus den Häusern getrieben: *Ich erinnere mich beispielsweise, dass ein Soldat in mein Haus kam und in einem absolut drohenden Ton, obwohl er mich im Bett sah, wörtlich sagte ‚raus, oder kaputt', wobei er mir zu verstehen gab, dass, falls ich mich nicht sofort erhoben hätte, um ihm zu folgen, er mich im Bett erschossen hätte. – Er zwang mich so, das Bett zu verlassen und erlaubte mir nicht, mich anzuziehen, wobei er begann, wild mit dem Kolben und dem Lauf des in seinem Besitz befindlichen Gewehrs auf mich einzuschlagen, außerdem gab er mir Fußtritte, die mich ungefähr zehnmal zu Boden warfen. Ich wurde an den Ortsrand geführt, wo bereits ungefähr 200 Personen zusammengetrieben worden waren, Männer, Frauen und Kinder.*[74]

Alle Ortsbewohner, derer die Soldaten habhaft werden konnten, wurden auf ein Feld am Ortseingang geführt, wo sie von Wachen umstellt und festgehalten wurden. Frauen und Kinder wurden später freigelassen. Unter den Männern wurden 8–9 ausgewählt und wieder in das Dorf zurückgebracht, um die Lastwagen zu beladen und bei der Plünderung der Häuser die deutschen Truppen zu unterstützen.[75]

Zu diesem Zeitpunkt ist die Anwesenheit des Hauptmanns der Nachrichtenabteilung, Matthias Defregger, in Filetto di Camarda als gesichert anzunehmen. Dieser befand sich in der Nähe von L'Aquila auf seinem Abteilungsgefechtsstand, als er die Nachricht übermittelt bekam, dass in Filetto drei seiner Leute gestorben seien. Da der Hauptmann befürchtete, es könne sich um eine *größere Gesamtaktion [der Partisanen] im Zusammenwirken mit den vordringenden Alliierten*[76] handeln, befahl er sofort einem Zug von ca. 25 Soldaten, die Gegend um Filetto militärisch zu sichern sowie die Soldaten und das noch vorhandene Gerät zu bergen. Da das Nachrichtengerät für die Nachrichtenführung der Division unentbehrlich war, begab er sich selbst an den Ort, um das Ausmaß der Verluste in Augenschein zu

---

[74] ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Mariano Morelli, 13. 9. 1969, Bl. 653; Vernehmung Onestina Gambacur, 1. 8. 1969, Bl. 540: *Nachdem sie das gesagt hatten, schlugen sie mich hart mit Faustschlägen gegen den Kopf und mit Gewehrkolben gegen den Rücken.*

[75] ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Luigi Marcocci, Bl. 484.

[76] ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmungsniederschrift Matthias Defregger, Staatsanwaltschaft München, 110 Js 24–25/69, 7. 7. 1970, S. 4, Bl. 1221.

nehmen und übernahm, da kein Kompaniechef bei seinem Eintreffen anwesend war, die Leitung und Führung der Soldaten.[77]

Defregger nahm, nachdem die ersten militärischen Maßnahmen abgeschlossen waren, Kontakt mit dem Divisionsstab auf und meldete dem amtierenden 1. Generalstabsoffizier (Ia) den Vorfall in Filetto. Nach seiner Aussage habe der Stabsoffizier auf die Meldung spontan mit den Worten und dem Befehl geantwortet: *Ortschaft anzünden, alle männlichen Einwohner erschießen.*[78] Nachdem Defregger diesen Befehl abgelehnt habe, sei der Divisionskommandeur Generalmajor Dr. Hans Boelsen[79] eingeschaltet worden. Der eine Woche zuvor zum Generalmajor beförderte[80] Boelsen habe laut Defregger den Befehl nun fernmündlich konkretisiert, indem er anordnete, die Ortschaft anzuzünden und alle männlichen Einwohner zwischen 16 und 60 Jahren zu erschießen.[81]

[77] Ebd., S. 4, Bl. 1221.

[78] Dieser Stabsoffizier konnte jedoch ein Gespräch mit Defregger nicht bestätigen oder sich zumindest nicht mehr daran erinnern. Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Einstellungsverfügung (wie Anm. 68) S. 17.

[79] Der am 6. März 1894 in Emden geborene Hans Boelsen wurde am 19. Mai mit der Führung der Division beauftragt, da General Bourquin, der seit Dezember 1943 die Führung der Division übernommen hatte, bei einem Fliegerangriff südlich Sulmona verwundet worden war und erst im September 1944 zur Division zurückkehren konnte. Als Kriegsfreiwilliger stand er seit Oktober 1914 im Dienst der Reichswehr, von welcher er 1919 als Oberleutnant entlassen wurde. In der Zwischenkriegszeit absolvierte er erfolgreich das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften bevor er nach der „Machtergreifung" der Nationalsozialisten an einem Kurs der SA-Führerschule teilnahm und anschließend Adjutant einer SA-Standarte wurde. Mit Beginn des Krieges 1939 wurde er in den Stab des XXII. Armee-Korps versetzt und erhielt am 17. 9. 1943 aufgrund seiner besonderen Bewährung an der Ostfront/Ukraine im August 1941 das Ritterkreuz. Bevor er die 114. JD übernahm, wurde er mit der stellvertretenden Führung der 26. Panzer-Division in Italien beauftragt. Am Ende des Krieges geriet er in Gefangenschaft, wovon er 1947 wieder entlassen wurde. Er starb 1960 in Frankfurt a. Main. Vgl. F. Thomas/G. Wegmann (Hg.), Die Ritterkreuzträger der Deutschen Wehrmacht III/2: Die Ritterkreuzträger der Infanterie, Osnabrück 1992, S. 199ff.; D. Bradley (Hg.), Deutschlands Generale und Admirale, IV/2: Die Generale des Heeres 1921–1945, Osnabrück 1993, S. 86f.

[80] Auskunft der Deutschen Dienststelle (WAST) in Berlin.

[81] Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmungsniederschrift (wie Anm. 76) S. 7, Bl. 1224.

Defregger berief sich in seiner Vernehmung auf einen Befehlsnotstand, der es ihm unmöglich gemacht haben soll, den Befehl zu verweigern, ohne selbst sein eigenes Leben in Gefahr zu bringen.[82] Angesichts der Tatsache, dass der Verantwortliche der Exekution in Gubbio – des zweiten hier untersuchten Kriegsverbrechens – sein Handeln mit einer ähnlichen Begründung zu rechtfertigen suchte, ist darauf aufmerksam zu machen, dass der in NS-Verfahren häufig geltend gemachte Befehlsnotstand sich in den meisten Fällen als *gefühlsmäßige Improvisation, wenn nicht als bloße Zweckbehauptung*[83] erwies. In der Tat haben kriminologische und historische Studien zeigen können, dass kein einziger Fall einer Schädigung von Leib oder Leben nachgewiesen werden konnte.[84] Selbst die Bemühungen eines ehemaligen NS-Funktionärs, Dr. Best, der für die Verteidigung „alter Kameraden" zahlreiche frühere SS- und Wehrmachtsrichter zu dieser Sachlage befragte, konnten keine gegenteiligen Ergebnisse zu Tage fördern.[85]

Defregger beauftragte schließlich Oberleutnant Paul Ehlert[86] mit der Durchführung der Erschießung. Gegen Mitternacht begann die Exekution. Die Geiseln wurden anschließend in sechs Dreiergruppen aufgeteilt und von einem Soldaten an eine Bruchsteinmauer geführt, an dessen gegenüberliegender Seite ein Maschinengewehr aufgestellt war. Nachdem die erste Gruppe von drei Personen durch die Maschinengewehrgarben getötet wurde, nutzten einige Italiener die

---

[82] Laut Defregger habe Boelsen ihm gedroht *ihn an die Wand zu stellen.* ZStL, 518 AR 3192/66, Einstellungsverfügung (wie Anm. 68) S. 7, Bl. 1225.

[83] K. Hinrichsen, „Befehlsnotstand", in: A. Rückerl, NS-Prozesse. Nach 25 Jahren Strafverfolgung. Möglichkeiten – Grenzen – Ergebnisse, Karlsruhe 1971, S. 131–162, hier: S. 131.

[84] Vgl. H. Jäger, Verbrechen unter totalitärer Herrschaft, Freiburg i. Br. 1967, S. 83–160; Hans Buchheim, Befehl und Gehorsam, in: H. Buchheim (Hg.), Anatomie des SS-Staates 1, Freiburg i. Br. 1965, S. 215–318; D. H. Kitterman, Those Who Said „No"! Germans Who Refused to Execute Civilians during World War II, Geman Studies Review 11 (1988) S. 241–254.

[85] Vgl. U. Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn ^{3}1996, 494f.

[86] Dieser konnte nicht mehr namentlich identifiziert werden. Laut ZStL, 518 AR 3192/66, Einstellungsverfügung (wie Anm. 68) S. 35 käme nur ein Wehrmachtsangehöriger in Betracht, der aber schon verstorben ist.

Unaufmerksamkeit einer Wache und versuchten zu flüchten.[87] Da die Gruppe von Geiseln durch einen Ring von deutschen Soldaten festgehalten wurde, konnten diese anfänglich nicht auf die Flüchtenden schießen ohne damit das Risiko einzugehen, eigene Kameraden zu treffen.[88] Die zurückgebliebenen Italiener wurden daraufhin erst festgebunden und anschließend erschossen.[89] Die jungen Männer, die zuvor die Lastwagen beladen mussten, wurden nach Beendigung der Plünderungen ebenfalls hingerichtet.[90] Anschließend wurden die Häuser in Brand gesteckt und die Leichen in die Flammen geworfen. Die Angehörigen, die nach diesem Massaker in ihr Dorf zurückkamen, fanden nur noch bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Leichen vor und konnten ihre toten Freunde, Väter oder Söhne nicht mehr angemessen bestatten.[91] Am Morgen des darauf folgenden Tages, es war der Fronleichnamstag, fuhren die Deutschen mit der Plünderung fort und setzten die restlichen Häuser in Brand, bevor sie *vor Heiterkeit singend*[92] endgültig das Dorf verließen. Insgesamt fielen der Repressalie 17 Italiener zum Opfer[93], die keineswegs wie von Defregger angegeben, nur zwischen 18–50 Jahre alt waren.[94]

Nach den Ereignissen in Filetto zog sich die 114. JD weiter in Richtung Norden zurück, während die Partisanentätigkeit unvermindert anhielt. Das Generalkommando des LI. Gebirgs-Armeekorps, in

---

[87] Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Basilio Altobelli, 28. 7. 1969, Bl. 523.

[88] Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Vittorio Nanni, 26. 7. 1969, Bl. 477.

[89] Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Luigi Marcocci, 26. 7. 1969, Bl. 484, dieser Zeuge berichtet überdies, dass jedem einzelnen ein Gnadenschuss in das Ohr gegeben wurde. Dies widerspricht aber der Tatsache, dass sich ein Opfer vor der Erschießung auf den Boden warf und somit retten konnte. Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Mariano Morelli, 13. 9. 1969, Bl. 656.

[90] ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Vittorio Nanni, 26. 7. 1969, Bl. 477.

[91] ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Basilio Altobelli, 28. 7. 1969, Bl. 524: *Wir hatten die böse Überraschung, festzustellen, dass die Toten nach 3 Tagen noch nicht begraben waren und dass sie nach der Exekution in die Flammen geworfen worden waren.*

[92] ZStL, 518 AR 3192/66, Vernehmung Angela Palumbo, 28. 7. 1969, Bl. 535.

[93] P. Secchia/E. Nizza (a cura di), Enciclopedia dell'antifascismo e della Resistenza, Milano 1968–1989, Bd. 4, S. 345.

[94] Defregger behauptete, Jugendliche unter 18 Jahren und ältere Männer über 50 zusammen mit dem Ortspfarrer aus der Gruppe aussortiert zu haben. Vgl. ZStL, 518 AR 3192/66 Vernehmungsniederschrift (wie Anm. 76).

dessen Verband die 114. JD zu dieser Zeit kämpfte, bat im Monat Juni um Zuführung des Bataillons Brandenburg,[95] eine auf den Partisanenkampf spezialisierte Einsatztruppe der militärischen Abwehr.[96] Spätestens zu dieser Zeit glich die Situation der auf dem Balkan – der Krieg gegen die Partisanen wurde wieder zur Hauptaufgabe. Neben der Absetzbewegung beschränkte sich die Abwehrtätigkeit vorwiegend auf *Sühnemaßnahmen bei festgestellter Bandentätigkeit.*[97] So wurde bei Cantiano in der Nähe von Pesaro nach einem Überfall auf deutsche Soldaten, von denen keiner verletzt oder getötet wurden, als Sühnemaßnahme 29 Geiseln festgenommen und deren Erschießung angedroht.[98]

5. Die Rückzugsbewegung der Wehrmacht und somit auch der 114. JD wurde in den folgenden Tagen fortgesetzt. Das II. und III. Bataillon des 721 IR der 114. JD marschierten einen Tag nach der Aufgabe von Perugia durch die 30 Kilometer nordöstlich gelegene Stadt Gubbio und sollten dort einige Zeit ihrer Quartier aufschlagen.[99] In den frühen Morgenstunden war von den Bergen eine 6–7 Mann starke Gruppe von Partisanen nach Gubbio herabgekommen. Die Partisanen folgten zwei Wehrmachts-Offizieren, die auf dem Weg in eine Café-Bar waren. Bei diesen Offizieren handelte es sich um den Bataillonsarzt, Kurt Staudacher und den Leutnant Hermann Pfeil. Die Partisanen folgten ihnen und schossen auf die beiden Offiziere aus nächster Nähe.

Nach dem Überfall auf die zwei deutschen Soldaten, den einer mit dem Tod bezahlte und der andere mit einem Lungenschuss schwer verwundet überlebte, flüchteten die Partisanen und die im

---

[95] BA-MA, RH 24–51/100 Bd. 8, KTB 2, Gen. Kommando LI. Geb. A.K/Ia, Anlagen C, 687–901, 7. 6. 1944–30. 6. 1944, Bl. 332, Funkspruch an AOK 10 am 14. 6. 1944.

[96] M. Geyer, „Es muss daher mit schnellen und drakonischen Maßnahmen durchgegriffen werden". Civitella in Val di Chiana am 29. Juni 1944, in: Heer/Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg (wie Anm. 2) S. 208–238, hier: S. 214.

[97] BA-MA, RH 26–114/40, Abt. Ic Nr. 954/44 geh. Abwehrlagebericht für die Zeit vom 10. 6.–25. 6. 44, 25. 6. 1944.

[98] Ebd.

[99] ZStL, 518 AR 1201/64, Vernehmung Buckmakowski, 4. 11. 1964, Bl. 18.

Café befindlichen Italiener, bis auf den Barbesitzer, aus dem Lokal.[100] Der schwer verletzte Leutnant Hermann Otto Pfeil konnte sich aufrichten und ebenfalls den Tatort verlassen. Etwa eine halbe Stunde nach dem Partisanenüberfall begannen die deutschen Truppen mit dem Beschuss der Stadt und den in der Nähe gelegenen Berg Monte Ingino, wo man das Rückzugsgebiet der Partisanen vermutete. Zur gleichen Zeit wurden die ersten Dorfbewohner, die sich noch auf den Straßen befanden, festgenommen. In den folgenden Stunden kam es zu Plünderungen der Häuser und Gewalttätigkeiten gegen die Bevölkerung.[101]

Der Bischof von Gubbio, Monsignore Ubaldi, suchte am nächsten Morgen den eingetroffenen Kommandeur Hauptmann Buckmakowski[102] auf, um ihm mitzuteilen, dass sich keine Rebellen in der Stadt befänden. Von Buckmakowski bekam er jedoch folgendes zur Antwort: *Wir haben zwei Feinde vor uns, die Engländer und die Amerikaner; wir wollen keinen dritten, die Rebellen, hinterm Rücken. [...] Zwei Offiziere wurden erschossen, irgendjemand muss dafür bezahlen.*[103] Buckmakowski veranlasste am Morgen des 21. Juni 1944 das systematische Durchkämmen der Häuser nach Män-

---

[100] Ebd., S. 5.

[101] L. Brunelli, La strage dei 40 martiri di Gubbio. Note per una storia della memoria, Storia e problemi contemporanei 28 (2001) S. 165–195, hier: S. 170. Zu den Ereignissen von Gubbio jetzt auch L. Brunello/G. Pellegrini, Una strage archiviata. Gubbio 22 giugno 1944, Bologna 2005.

[102] Hauptmann Buckmakowski trat 1937 in die NSDAP sowie gleichzeitig in die SA ein. Bereits im Ersten Weltkrieg diente er in einer Infanterie-Einheit in Belgien, was seine Ausbildung als Volksschullehrer für zwei Jahre unterbrach. Nach dem Ersten Weltkrieg legte er vorzeitig seine Lehrerprüfung ab und arbeitete nach der Entlassung aus dem Wehrdienst fünf Jahre in verschiedenen Berufen, bis er 1924 eine Anstellung als Volksschullehrer erhielt. Ab 1937 gehörte er dem neu gegründeten NS-Lehrerbund an. Zwei Wochen vor Ausbruch des Krieges wurde er als Leutnant oder Oberleutnant der Reserve zu einer Wehrmachtsübung bei einer Infanterie-Einheit in Gumbinnen/Ostpreußen eingezogen. Während des Krieges wechselte er mehrmals die Einheiten und war in Polen, Jugoslawien und zuletzt in Italien eingesetzt, bevor er nach Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft geriet, aus der er jedoch 6 Wochen später entlassen wurde. ZStL, 518 AR 1201/64 Vernehmung Buckmakowski, 22. 10. 1966, S. 2f.

[103] Ebd., S. 3.

nern und die wahllose Festnahme von weiteren Geiseln. Zugleich wurde das Café und die Wohnung des Barbesitzers zerstört und die Vorbereitungen für die Verwüstung (Niederbrennen und Sprengen) der Stadt getroffen.[104] Insgesamt wurden ca. 160 Personen verhaftet und im Turnsaal eines Schulgebäudes untergebracht und bewacht.[105] Dort wurden sie verhört und gegen Abend ca. 100 von ihnen wieder freigelassen. Zwei Frauen, die der aktiven Unterstützung der Partisanenbewegung verdächtigt wurden, nahm man am Nachmittag gefangen.[106] Am Abend des 21. Juni waren demnach noch ca. 60 Personen in der Schule als Geiseln festgehalten worden. Buckmakowski, der den Partisanenüberfall fernmündlich oder schriftlich seinem Regiment meldete, erhielt nun den Divisionsbefehl, für jeden getöteten Offizier 20 Italiener zu erschießen.

Am gleichen Abend traf Oberleutnant Albrecht-Axel von Heyden ein, ließ sich von Buckmakowski kurz über die bisher getroffenen Maßnahmen in Kenntnis setzen und suchte anschließend im Schein einer Taschenlampe 40 Personen im Alter von 17–60 Jahren für die Geiselerschießung aus.[107] Unter diesen 40 Personen befanden sich auch die zwei Frauen. Frauen als Geiseln zu erschießen, war selbst in Serbien 1941 nicht üblich und durchbrach prinzipiell ein traditionelles Muster des Krieges. Es erschien jedoch vor allem dann gerechtfertigt, wenn sie verdächtigt wurden der Widerstandsbewegung nahe zu ste-

---

[104] ZStL, 518 AR 1201/64 Schlussbericht in Sachen Buckmakoswki u. a., 10. 3. 1967, S. 6.

[105] Brunelli, La strage (wie Anm. 101) S. 170.

[106] Es waren die Mutter und die Schwester des am Überfall beteiligten Enrico Ghigi. Ihm ist es letztendlich zu verdanken, dass überhaupt diese beiden hier untersuchten Kriegsverbrechen in Deutschland juristisch aufgearbeitet wurden und später durch die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Defregger an die Öffentlichkeit gelangten. Aufgrund seiner Anzeige bei der Zentralen Stelle in Ludwigsburg gegen einen gewissen Herrn Brunakowski konnte mit Hilfe des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes der Hauptmann Buckmakowski als Verantwortlicher identifiziert werden. In seiner Aussage beschreibt er die zwei Frauen als aktive Unterstützerinnen der Bewegung, die junge Männer rekrutierten, Spenden für die Bewegung eintrieben, die Verbindung zu den Partisanen aufrecht erhielten und politischen Flüchtlingen Gastfreundschaft gewährten. Vgl. Brunelli, La strage (wie Anm. 101) S. 169.

[107] ZStL, 518 AR 1201/64 Schlussbericht (wie Anm. 104) S. 6.

hen. Diese Frauen, die in der Wahrnehmung der deutschen Soldaten die *männliche Matrix* des Krieges auflösten, wurden zu *Flintenweibern* erklärt, deren Tötung, so scheint es, kaum Probleme bereitet hatte.[108]

Am darauffolgenden Tag um 4.00 Uhr morgens wurde eine Gruppe von den Geiseln auf ein Feld hinter dem Bahnhof gebracht, wo sie eine Grube ausheben mussten. Eineinhalb Stunden später wurde diese Gruppe nach verrichteter Arbeit wieder weggeführt. Um 6.00 Uhr führten die deutschen Soldaten die an Händen und Füßen gefesselten 40 Geiseln von der Schule zur ausgehobenen Grube und zwangen sie, in diese hinabzusteigen.[109] Unter den Geiseln, die an den Exekutionsort geführt wurden, befand sich der Partisan Paoletti, der sich kurz vor der Erschießung als Täter zu erkennen gab. Dessen ungeachtet mussten die 40 Geiseln sich jeweils in Zehnergruppen in der Grube aufstellen. Anschließend wurden sie von Maschinengewehrsalven niedergeschossen.

Das Exekutionskommando bestand aus ca. 20 Mann und wurde von einem Unteroffizier geleitet. Dieser gab, bevor die Grube anschließend mit Erdreich aufgefüllt wurde, auf jeden, der noch am Leben schien, einen Gnadenschuss ab. Da der Graben nicht tief genug war und einzelne Körperteile herausragten, wurden die Leichen in der folgenden Nacht nochmals exhumiert, im Beisein eines Geistlichen identifiziert und in einem tieferen Graben in der Nähe verschachert.

Das Vorgehen, die Zivilbevölkerung systematisch eingesetzt miteinzubeziehen, erwies sich für die Division auch für den Kriegschauplatz Italien als Erfolg versprechend: *Die getroffenen Vorbeugungs- und Sühnemaßnahmen haben überall zum gewünschten Erfolg geführt. In Cingoli bewirkte die Festnahme von Geiseln, dass die Banditen durch Mittelsmänner einen Toten und einen verwundeten deutschen Soldaten auslieferten. In Cantiano haben sich nach Festnahme der Geiseln keine neuen Überfälle ereignet, ebenso in Gubbio, wo die Bevölkerung durch die durchgeführten Erschießungen sichtlich beeindruckt, Meldungen über das Auftreten angeblich aus Jugo-*

---

[108] Vgl. Klinkhammer, Partisanenkrieg (wie Anm. 73) S. 833f.
[109] ZStL, 518 AR 1201/64 Schlussbericht (wie Anm. 104) S. 7.

slawien bestehender Banden in den Bergen hinter Gubbio erstattete.[110]

Die Meldungen im Kriegstagebuch und Aussagen ehemaliger Divisionsangehöriger lassen darauf schließen, dass diese Methoden der „Pazifisierung" auch in den folgenden Wochen und Monaten zur Anwendung kamen.

Nach einem Feuergefecht mit Partisanen am 1. 7. 1944 bei S. Quirino wurden drei Partisanen getötet, 16 Ortseinwohner erschossen und einige Häuser gesprengt, obwohl durch den Angriff der Partisanen keine eigenen Verluste zu verzeichnen waren.[111] Vermutlich im gleichen Zeitraum wurde ein Dorf südlich von Perugia niedergebrannt und die gesamte Bevölkerung außerhalb des Ortes erschossen, weil bei einem Partisanenüberfall auf einen LKW der Nachrichten-Abteilung etwa sieben Tote zu verzeichnen waren[112] und schließlich wurden am gleichen Tag bei einem „Säuberungsunternehmen" in der Nähe von Macerata 19 Partisanen erschossen.[113]

Die Divisionen der 10. Armee, darunter die 114. JD, wurden explizit aufgefordert, die Zivilbevölkerung für die Sicherheit und Ordnung verantwortlich zu machen.[114]

---

[110] BA-MA, RH 26–114/40, Abt. Ic Nr. 954/44 geh. Abwehrlagebericht für die Zeit vom 10. 6.–25. 6. 44 (25. 6. 1944).

[111] ZStL, 518 AR 1201/64 Schlussbericht (wie Anm. 104) S. 8.

[112] ZStL, 518 AR 1201/64, Vernehmung Heinrich Engel, 14. 1. 1966.

[113] BA-MA, RH 24–51/105, Ia-Zwischenmeldung (01. 07. 44). Diese Information verdanke ich Carlo Gentile.

[114] In einem Flugblatt wurden die Einwohner davon in Kenntnis gesetzt: *Aufruf an die italienische Bevölkerung. Verbrecherische Elemente haben in den letzten Tagen in Zivil aus dem Hinterhalt wiederholt auf deutsche Soldaten geschossen. Zur Sühne dieser Verbrechen sind verschiedene Ortschaften niedergebrannt und eine Anzahl männlicher Einwohner dieser Ortschaften standrechtlich erschossen worden. Das Deutsche Generalkommando gibt hierzu folgendes bekannt: Die Einwohnerschaft einer jeden Gemeinde haftet in ihrer Gesamtheit dafür, dass in dieser Gemeinde keine Sabotage-Akte oder Überfälle auf einzelne deutsche Soldaten verübt werden. Wer von dem Vorhandensein von Banditen oder Saboteuren weiß und ihren Aufenthaltsort nicht sofort der nächsten deutschen Dienststelle mitteilt, macht sich mitschuldig und setzt sich der Gefahr aus, für die Untaten dieser Verbrecher zur Rechenschaft gezogen zu werden. Gemeinden, in denen sich Überfälle auf deutsche Soldaten oder Sabotageakte ereignen, werden niedergebrannt,*

Die Spur der Division im Partisanenkrieg, der in den meisten Fällen auch ein Krieg gegen die Zivilbevölkerung war, lässt sich weiterverfolgen. Im September wurde ein Spähtrupp zwischen Arezzzo und San Marino beschossen, wobei es einen oder zwei Verwundete gab. Die Einheit umstellte nachts das Dorf, durchkämmte es, brachte die Frauen und Kinder in die Kirche und nahm die Männer als Geiseln fest. Nachdem der Ort in Brand gesetzt worden war, wurden in einem nahegelegenen Waldstück 15–18 Männer erschossen.[115] Eines der letzten in den Kriegstagebüchern der Division dokumentierten großen Unternehmen gegen Partisanen wurde im November 1944 durchgeführt, bei dem 56 Widerstandskämpfer erschossen wurden.[116] Im April 1945 gerieten die Angehörigen der 114. JD im Raum Brescia in amerikanische Gefangenschaft, aus der sie einige Monate später wieder entlassen wurden.[117]

6. Dem „müden Besatzungshaufen"[118] der Wehrmacht, darunter die 714. ID/114. JD, war es im zweiten Halbjahr 1941 gelungen, den Partisanenaufstand in Serbien ausschließlich mit militärischen Mitteln niederzuschlagen bzw. die Aufständischen aus dem serbischen Gebiet zu vertreiben. Dies gelang nach Meinung des Befehlshabers für Serbien, General Böhme, nicht zuletzt deshalb, weil sich die Ver-

---

eine Anzahl männlicher Zivilisten wird erschossen werden. Die Bürgermeister, Ortsältesten und Pfarrer werden aufgefordert, ihre Gemeinde im Interesse der Sicherheit der eigenen Mitbürger zur Ruhe und Besonnenheit und zur Mitarbeit bei der Aufspürung der Banditen aufzufordern Das Deutsche Kommando. BA-MA, RH 20–10/194, Tätigkeitsbericht der Abt. Ic/Armee-Oberkommando 10 für den Zeitraum 1. 6. bis 30. 6. 44.

[115] ZStL, 518 AR 1201/64, Vernehmung Anton Röwer, 11. 5. 1966. Der Zeuge selbst gab an, dass er sich selbst dem Erschießungskommando entziehen konnte, da er an Durchfall litt und in diesem Moment *die Hosen voll* hatte.

[116] BA-MA, RH 26–114/32, KTB, 09. 44–03. 45, 27. 11. 44. Diese Information verdanke ich Carlo Gentile.

[117] Dies ist aus den Quellen zwar nicht zu verifizieren, da aber kein einziger Fall einer Anklage, eines Verfahrens oder einer Aburteilung von Angehörigen der 714. ID/114. JD durch amerikanische Gerichte bekannt ist, liegt dieser Schluss nahe. Auch die Ermittlungsverfahren gegen Defregger und Buckmakowski führten zu Freisprüchen.

[118] Manoschek, „Serbien ist judenfrei" (wie Anm. 24) S. 187.

geltungsaktionen nicht gegen die Partisanen, sondern in erster Linie gegen die serbische Zivilbevölkerung richteten. Die „Ausweitung der Kampfzone“ auf „nationalistisch und demokratisch gesinnte Einwohner“ schien in der nachträglichen Beurteilung aufgrund der Konsolidierung der militärischen Lage im Dezember 1941 nicht nur gerechtfertigt, vielmehr sah man darin den Schlüssel zum Erfolg im Kampf gegen einen Gegner, dem die Wehrmacht mittlerweile kriegsentscheidende Bedeutung beimaß.

Zu den eingesetzten Verbänden gehörte auch die 714. ID, die im Mai 1941 in Prag aufgestellt wurde und auf dem Balkan Besatzungsaufgaben übernehmen sollte. Dort fand sie sich jedoch in einem Partisanenkrieg wieder, auf den sie weder personell noch von der Ausbildung her vorbereitet war. Und dennoch konnte sie sich an der Seite der anderen 700er Besatzungsdivisionen gegen die Aufständischen behaupten und teilte mit ihnen die von General Böhme gegebene Einschätzung, dass sich die Zivilbevölkerung am serbischen Aufstand beteiligt hätte und deshalb auch kollektiv bestraft werden müsste. Die von den Truppen forcierte Erschießung von Zivilisten konnte jedoch ein weiteres Umsichgreifen der Aufstandsbewegung nicht verhindern. In realiter hatte das Vorgehen der Wehrmacht in Serbien eine gegenteilige als die beabsichtigte Wirkung und nur die fälschliche Annahme, der Widerstand sei *durch schärfstes Eingreifen* erfolgreich niedergeschlagen worden, verzerrte den Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse.

Parameter, die die Wehrmacht in Serbien aufstellte und derer man sich in den folgenden Jahren weiterhin bediente, bestimmten auch das Verhalten der 714. ID. Die Identifikation der Partisanenbewegung mit weiten Teilen der Zivilbevölkerung und die damit einhergehende Legitimierung von Sühnemaßnahmen waren integraler Bestandteil des Handlungskonzeptes dieser Division. Nicht nur in Serbien, sondern teilweise auch in Kroatien sah man in der Dezimierung der Zivilbevölkerung ein probates Mittel, sich gegen Partisanenbewegungen, deren projizierte Gefährlichkeit die tatsächliche in vielen Fällen weit übertraf, zur Wehr zu setzen. „Gegenmaßnahmen“ und „Säuberungsunternehmen“ kompensierten häufig eigene Schwächen und mangelnde Ausbildung. Die 714. ID hatte gelernt, sich mit einem Feind hinter der Front auseinander zu setzen, und wenn dieser nicht

greifbar war, die Zivilbevölkerung zu Sühnemaßnahmen, in Form von Erschießung eines bestimmten männlichen Teils der Dorfbevölkerung und Niederbrennen ganzer Ortschaften, heranzuziehen.

Ein angenommener Kausalnexus von durchgeführten Sühnemaßnahmen und danach eingetretenen Pazifisierungseffekten konditionierte das strategische Konzept der Wehrmacht nicht nur im jugoslawischen Partisanenkrieg, sondern mitunter auch auf den Kriegsschauplätzen Süd- und Westeuropas.

Nach der Eingliederung in die 10. Armee in Italien kämpfte die 114. JD zum ersten Mal seit ihrer Aufstellung gegen einen „regulären" Gegner. Eine Partisanenbewegung war zu dieser Zeit in Italien in Ansätzen zwar schon vorhanden, eine ernsthafte Bedrohung schien von ihr bis zum Frühjahr 1944 aber nicht auszugehen. Erst ab April–Mai 1944 und vor allem nach der deutschen Aufgabe Roms und dem rapiden Verlust ganz Mittelitaliens hatte die Resistenza einen Organisierungsgrad erreicht, der es ihr erlaubte, einen Befreiungs- und Bürgerkrieg gegen die nationalsozialistischen und faschistischen Unterdrücker zu führen. Obwohl diese Aufstandsbewegung nicht mit denen in Serbien oder Kroatien zu vergleichen war, aktivierten die Anschläge der italienischen Partisanen auf den unterschiedlichsten Ebenen der Wehrmacht den Reflex, nach eingeübtem Verfahren zurück zu schlagen. Der Oberbefehlshaber für den italienischen Kriegsschauplatz Generalfeldmarschall Kesselring forcierte mit seinen Befehlen im Sommer 1944 eine Eskalation der Gewalt, was nicht ohne Auswirkungen auf die unterstellten Truppen blieb.

Die 714. ID konnte die erprobten Kampfmuster in Serbien und Kroatien nach Italien übertragen, während gleichzeitig das Vorgehen gegen Partisanen und Zivilisten von oben gedeckt, wenn nicht gar gefordert wurde. Die Beurteilung der Zivilbevölkerung und die Wirksamkeit von Sühnemaßnahmen wurden auf dem italienischen Kriegsschauplatz weder von der obersten militärischen Führung unter Generalfeldmarschall Kesselring noch von solchen Einheiten in Frage gestellt, die aufgrund ihrer Erfahrungen eine gewisse Disposition zu bestimmten Handlungsmustern aufwiesen. Wenn man auch an den Rechtfertigungen und exkulpierenden Aussagen einzelner Divisionsangehörigen nicht gänzlich zweifeln will, so ist dennoch fest zu halten, dass sowohl die spontan ergriffenen Gegenmaßnahmen wie

Plünderungen und Misshandlungen, als auch die kalkulierten Erschiessungen eindeutig von Angehörigen der Division durchgeführt wurden. Zumindest für diese Division kann konstatiert werden, dass sich die zum Mord aufwiegelnden Befehle von oben und konkrete Maßnahmen militärischer Verbände, die ihre Lehren auch aus den Partisanengegenden des Balkans übertrugen, in einer prekären militärischen Lage verbanden und schließlich die eskalierende Entwicklung der Partisanenbekämpfung bis zum Sommer 1944 in Italien bedingten.

RIASSUNTO

Il saggio si occupa della 714ª divisione di fanteria, ovvero la 114ª divisione cacciatori, impegnata nei territori dell'Europa meridionale e sudorientale; questa divisione rispondeva agli attentati, eseguiti dai partigiani, con cosiddette „misure di rappresaglia", cioè con la fucilazione di civili. I pubblici ministeri di Stoccarda, Francoforte sul Meno e Monaco hanno indagato, negli anni Sessanta e Settanta, su alcuni appartenenti di questa divisione relativamente a due fatti di questo tipo, avvenuti nel giugno 1944 in Italia, a Filetto di Camarda e Gubbio. La 714ª divisione di fanteria applicò in Italia i metodi di lotta sviluppati tra il 1941–1943 in Serbia e in Croazia. Contemporaneamente il feldmaresciallo Kesselring, comandante supremo delle forze tedesche operanti in Italia, copriva queste azioni contro partigiani e civili, anzi le sollecitava addirittura. Almeno a proposito di questa divisione si può constatare che gli ordini provenienti dall'alto, e incitanti all'assassinio, si congiunsero con provvedimenti concreti da parte di unità militari che si avvalsero anche delle esperienze fatte sui Balcani, nelle zone dove agivano partigiani. Nella precaria situazione militare, in cui venne a trovarsi la *Wehrmacht* nell'estate del 1944 in Italia, ci provocò un crescendo nella lotta antipartigiana che comportava anche vittime civili.

ZWISCHEN ERFAHRUNG UND ERINNERUNG

Die Soldaten des italienischen Heeres im Krieg gegen die Sowjetunion

von

THOMAS SCHLEMMER

1. Die Katastrophe am Don und die langen Schatten der Erinnerung. – 2. Das königlich-italienische Heer an der Ostfront. – 3. Erinnerung zwischen Dichtung und Wahrheit. – 4. Erfahrungsgeschichtliche Aspekte der *Campagna di Russia*. – 5. Erfahrung, Erinnerung und Geschichtspolitik.

1. Es ist eine fromme Legende, daß die Zeit alle Wunden heilt. Die Geschichte schlägt im Gegenteil zuweilen Wunden, die zu tiefen Narben im kollektiven Gedächtnis einer Nation führen und noch Jahrzehnte später schmerzen. Der Krieg, den das faschistische Italien zwischen 1941 und 1943 Seite an Seite mit dem nationalsozialistischen Deutschland gegen die Sowjetunion führte, hat eine solche Narbe hinterlassen, die nicht nur ehemalige Soldaten noch heute quält. Dies zeigt sich etwa an den Jahrestagen des Untergangs der 8. italienischen Armee zwischen Donez und Don, an denen auch all die sinnstiftenden Mythen wiederkehren, die einst ersonnen wurden, um das Leid der Hinterbliebenen zu lindern oder um politisches Kapital aus der Katastrophe zu schlagen.

Die Überhöhung von Mussolinis Feldzug gegen die Sowjetunion zur Geschichte eines tragischen Verhängnisses und die Stilisierung der italienischen Soldaten zu Opfern setzte noch während des Zweiten Weltkriegs ein. In ihrem Bemühen, das grausame Geschehen in Worte zu kleiden, bedienten sich Zeitzeugen und Publizisten gleichermaßen aus dem reichen Arsenal des christlich-abendländischen Kul-

turerbes. Besonders gerne wurde auf die Passion Christi zurückgegriffen, aber auch Homers „Odyssee" und die „Anabasis" des Xenophon waren ein beliebter Hintergrund, vor dem die *Campagna di Russia* ins rechte Licht gesetzt wurde.[1] Prinzipiell waren der nach immer neuen Superlativen verlangenden Dramatisierungsdynamik keine Grenzen gesetzt.

Die auf einer suggestiven Mischung von Dichtung und Wahrheit beruhende, von zahllosen Selbstzeugnissen immer wieder neu bestätigte öffentliche Erinnerung an den italienischen Krieg im Osten ließ kaum Spielraum für Kritik und setzte auch der historischen Forschung enge Grenzen. So ist es nicht verwunderlich, daß der Mythos vom Kampf und Untergang der 8. Armee rasch Aufnahme in den Kanon gleichsam geheiligter Axiome zur Geschichte Italiens im Zweiten Weltkrieg fand. Und wer diese in Frage stellte, so merkte Lucio Ceva ironisch an, mußte damit rechnen, daß seine geistige Gesundheit in Zweifel gezogen wurde.[2] Es besteht also ein gewisses Risiko, wenn man einige der tief verwurzelten Gewißheiten über Mussolinis Krieg in der Sowjetunion auf den Prüfstand stellt, die nicht nur die Erinnerung der Zeitzeugen präformiert, sondern auch Erkenntnisinteresse und Urteile der Historiker maßgeblich beeinflußt haben. Ich gehe dabei von der Annahme aus, daß sich die kollektive, vielfach aber auch die individuelle *Erinnerung* der Nachkriegszeit nicht mit den *Erfahrungen* deckt, die die italienischen Soldaten zwischen 1941 und 1943 an der Ostfront gemacht haben. Erinnerung und Erfahrung sind also, mit anderen Worten, lediglich teilidentisch und stehen bisweilen sogar in einem regelrechten Spannungsverhältnis zueinander.

Ohne das Thema zu vertiefen, erscheint es in diesem Zusammenhang doch angebracht, die Begriffe Erfahrung und Erinnerung kurz näher zu bestimmen. Der verstehenden Soziologie folgend, sind

---

[1] Vgl. L. Canfora, Senofonte e i sergenti nella neve, Corriere della Sera, 16. 12. 2002; L. Del Fabbro, Odissea nella steppa russa. Diario di un cappellano militare nella Campagna di Russia 1941–1943, hg. von E. Fantin, Latisana 2002; A. Palazzo, Verità sulla campagna di russia (e „l'olocausto" della Divisione „Torino"), Roma 1944.

[2] Vgl. L. Ceva, Le prime riflessioni italiane sulla guerra: interpretazioni, testimonianze, apologie (1945–1946), in: Ders., Guerra mondiale. Strategie e industria bellica 1939–1945, Milano 2000, S. 263–283, hier S. 271.

Erfahrungen das Resultat der Interpretation von Erlebnissen auf der Basis eines Vorrats an sozialem Wissen, den sich Menschen gemeinhin in den formativen Jahren der primären und sekundären Sozialisation aneignen.[3] Dieser Wissensvorrat, der sich aus bewußten Überzeugungen oder Werthaltungen und vorbewußtem Routinewissen zusammensetzt, wirkt sinnstiftend, „indem er dem Individuum seine alltägliche Welt nicht nur verständlich, sondern tendenziell selbstverständlich macht". Selbstzeugnisse wie Feldpostbriefe oder Kriegstagebücher – und hierauf kommt es mir vor allem an – geben daher niemals nur den individuellen Standpunkt des Autors wieder, sondern lassen immer auch Rückschlüsse auf mentale Strukturen und ideologische Dispositionen der Gesellschaft zu, der sie entstammten. Die individuelle Erinnerung basiert auf solchen Erfahrungen oder Erfahrungszusammenhängen, die unter bestimmten Bedingungen mit den Jahren in das kollektive Gedächtnis[4] einer Gesellschaft eingehen können und so – in der Regel fragmentiert, verfremdet und politisch aufgeladen – wieder auf die Individuen zurückwirken. Diese Wechselwirkung von Erfahrung und Erinnerung wird für diesen Beitrag noch von besonderer Bedeutung sein.

Die Kriegserfahrungen der Soldaten des königlichen Heeres sind bislang nicht groß thematisiert worden. Dieser Befund ist insofern etwas überraschend, da sich die historische Forschung schon länger mit der Geschichte der italienischen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg befaßt und dabei auch sperrige Gegenstände wie Erfahrungsbildung und kollektives Gedächtnis nicht ausgeklammert hat. Im Mittelpunkt standen dabei jedoch vor allem die Jahre zwischen 1943 und 1945, also der Krieg im italienischen Mutterland, die deutsche Besatzungsherrschaft, die Kriegsverbrechen, die *Resistenza* und der Bür-

---

[3] Vgl. Kl. Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997) S. 1–30; das folgende Zitat findet sich ebd., S. 14. Latzel stützt sich nicht zuletzt auf die Arbeiten von Alfred Schütz und Thomas Luckmann.

[4] Der Begriff geht auf M. Halbwachs zurück; vgl. Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin – Neuwied 1966, und Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967.

gerkrieg.[5] Explizit erfahrungsgeschichtlich angelegte Arbeiten zu den faschistischen Kriegen bis 1943 sind dagegen die Ausnahme geblieben, und auch das neue Interesse an der italienischen Kriegführung und Besatzungsherrschaft in Afrika und Südosteuropa hat daran bislang wenig zu ändern vermocht. So zeigten entsprechende Untersuchungen zwar, mit welcher brutalen Konsequenz die faschistischen Truppen dort zu Werke gingen, zu den handlungsrelevanten Mustern individueller und kollektiver Wahrnehmung stießen sie jedoch nur selten durch.[6]

Dabei gäbe es reichlich Material, um diesen Phänomenen auf die Spur zu kommen. Schließlich hat das Genre der Selbstzeugnisse ehemaliger Soldaten in Italien eine lange Tradition. Vor allem zur *Campagna di Russia* sind seit 1944 so viele Erinnerungen, Tagebücher und Briefsammlungen erschienen,[7] daß man sich fragen muß,

---

[5] Ältere Veröffentlichungen waren vielfach mehr oder weniger ausführlich kommentierte Sammlungen autobiographischer Quellen; vgl. etwa B. Ceva, Cinque anni di storia italiana 1940–1945. Da lettere e diari di caduti, Milano 1964, wo z. B. die Briefe von Oberst Aminto Caretto, dem Kommandeur des 3. Regiments Bersaglieri, an seine Frau ausführlich zitiert werden. Von den neueren Arbeiten sei stellvertretend die bemerkenswerte Studie von T. Baris, Tra due fuochi. Esperienza e memoria della guerra lungo la linea Gustav, Roma – Bari 2003, genannt.

[6] Vgl. dazu jetzt einige Beiträge in: N. Labanca (Hg.), Militari italiani in Africa. Per una storia sociale e culturale dell'espansione coloniale. Atti del convegno di Firenze, 12–14 dicembre 2002, Società Italiana di Storia Militare. Quaderno 2001–2002, Napoli 2004; A. Bendotti u. a., „Ho fatto la Grecia, l'Albania, la Jugoslavia". Il disagio della memoria, Studi e ricerche di storia contemporanea 32 (1989) S. 5–28; M. Borgogni (Hg.), Guerra e memoria. La Seconda guerra mondiale nei ricordi dei reduci della Val d'Arbia, Siena 2000; zum Gesamtzusammenhang vgl. auch M. Isnenghi, Le guerre degli Italiani. Parole, immagini, ricordi 1848–1945, Bologna 2005.

[7] Vgl. zusammenfassend G. Rochat, Memorialistica e storiografia sulla campagna italiana di Russia 1941–1943, in: Gli Italiani sul fronte russo, hg. vom Istituto Storico della Resistenza in Cuneo e provincia, Bari 1982, S. 465–482; zu den bekanntesten Büchern gehören zweifellos: N. Revelli, Mai tardi. Diario di un alpino in Russia, Torino 2001, und M. Rigoni Stern, Il sergente nella neve, Torino 1953; ausgesprochen wertvoll sind auch die von N. Revelli herausgegebenen Sammlungen von Selbstzeugnissen (La strada del davai. Nuova edizione, Torino 2001) bzw. Feldpostbriefen (L'ultimo fronte. Lettere di soldati caduti o dispersi nella seconda guerra mondiale, Torino 1971).

warum sich die Historiker nicht schon länger darum bemüht haben, die Kriegserfahrung der italienischen Soldaten an der Ostfront zu rekonstruieren. Allerdings waren es gerade die Zeitzeugen selbst – darunter moralische Instanzen wie Nuto Revelli –, die solche Dokumente nicht nur sammelten, sondern zugleich autoritativ interpretierten.[8] Eine kritische Überprüfung schien so überflüssig oder zumindest nicht dringend geboten zu sein. Fundierte Analysen zu den Erfahrungen der Frontsoldaten des Zweiten Weltkriegs wie die aus Feldpostbriefen gearbeitete Studie von Klaus Latzel[9] oder Untersuchungen wie die von Christoph Rass über die Soldaten der 253. Infanteriedivision an der Ostfront[10] sucht man für die italienischen Waffenbrüder von einst daher bislang vergeblich.

Der geneigte Leser darf sich also nicht zuviel von diesem Beitrag erwarten, der sich in vier Teile gliedert: Zunächst folgt eine kurze Skizze des italienischen Krieges gegen die Sowjetunion, um die folgenden Ausführungen besser in den Gesamtzusammenhang einordnen zu können. Anschließend werden die wichtigsten Elemente des Mythos rekonstruiert, der sich um die *Campagna di Russia* gebildet hat. Im nächsten Abschnitt geht es dann darum, dieser Form kollektiver Erinnerung das entgegenzusetzen, was sich aus zeitgenössischen Quellen als *Kriegserfahrung* herausdestillieren läßt. Im einzelnen gilt es dabei, nach fünf Kriterien zu fragen: Mit welcher Motivation zogen die italienischen Soldaten gegen die Sowjetunion und wie hoch war ihre Kampfmoral? Für welche Ziele glaubte man zu kämpfen? Was dachte man über den Feind, sein Land und seine Soldaten? Wie reagierten die italienischen Soldaten auf den Vernichtungskrieg, den Wehrmacht und SS gegen Juden, Kommunisten, Partisanen und Gefangene entfesselt hatten? Und schließlich: welches Bild hatte man von den deutschen Verbündeten und wie änderte sich dieses? Im letzten Teil wird in der gebotenen Kürze das Problem erörtert, wie die

[8] Vgl. z. B. N. Revelli, La ritirata di Russia, in: M. Isnenghi (Hg.), I luoghi della memoria. Strutture ed eventi dell'Italia unita, Roma–Bari 1997, S. 365–379.

[9] Vgl. Kl. Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945, Paderborn u. a. ^{2}1998.

[10] Vgl. Chr. Rass, „Menschenmaterial": Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939–1945, Paderborn u. a. 2003.

Kriegserfahrung überformt wurde und wie es zur Geburt eines Mythos kam, der bis heute das Bild der italienischen Gesellschaft vom Kampf und Untergang der *Armata Italiana in Russia* (ARMIR) beherrscht.

2. In Deutschland ist der italienische Beitrag zum Unternehmen „Barbarossa" heute weitgehend vergessen. Wenn es überhaupt eine Erinnerung daran gibt, so ist sie zumeist mit dem Ammenmärchen verbunden, es seien die italienischen und rumänischen Divisionen gewesen, die durch ihr schmähliches Versagen den Untergang der 6. Armee in Stalingrad zu verantworten hätten. Dabei hatte Italien lange vorher in die Kämpfe eingegriffen und bereits im Juli 1941 ein Expeditionskorps an die Ostfront entsandt. Diese Streitmacht, die von deutscher Seite weder gewünscht noch gefordert worden war, umfaßte alles in allem rund 62000 Mann. Im Verband einer deutschen Armee eingesetzt, nahm das Expeditionskorps zunächst an den Kämpfen zwischen den Flüssen Dnjestr und Bug teil, stieß dann bis zum Dnjepr vor und war schließlich im November 1941 an der Eroberung des Donez-Beckens beteiligt, wo es zur Verteidigung übergehen mußte und zu verlustreichen Abwehrkämpfen gezwungen wurde.[11]

Obwohl die Divisionen des königlichen Heeres den Divisionen der Wehrmacht an Feuerkraft, Beweglichkeit und Fernmeldetechnik unterlegen waren, obwohl der Ausbildungsstand der Unteroffiziere und Mannschaften zu wünschen übrig ließ und obwohl die Offiziere andere Führungs- und Einsatzgrundsätze gewöhnt waren, schlug sich das *Corpo di Spedizione Italiano in Russia* (CSIR) achtbar.[12] In der militärischen Leistung der italienischen Truppen spiegelt sich nicht

[11] Zu Stärke und Gliederung sowie zu den Operationen des CSIR bis Ende 1941 vgl. Le operazioni delle unità italiane al fronte russo (1941–1943), hg. vom Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito, Roma ^{3}2000, S. 72–161; zu den politisch-strategischen Rahmenbedingungen vgl. Th. Schlemmer, Das italienische Heer im Krieg gegen die Sowjetunion 1941 bis 1943. Militär- und erfahrungsgeschichtliche Aspekte eines gescheiterten Abenteuers, in: Ders. (Hg.), Die Italiener an der Ostfront 1942/43. Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion, München 2005, S. 6–10.

[12] Vgl. B. R. Sullivan, The Italian Soldier in Combat, June 1940–September 1943: Myths, Realities and Explanations, in: P. Addison/A. Calder (Hg.), Time to kill. The Soldier's Experience of War in the West 1939–1945, London u.a. 1997, S. 177–205, und M. Knox, The Italian Armed Forces, 1940–3, in:

zuletzt die Bedeutung wider, die man in Rom dem Krieg gegen die Sowjetunion beimaß. Das *Comando Supremo* hatte nur ausgewählte Verbände an die Ostfront entsandt, diese unter Schwächung der Truppen auf anderen Kriegsschauplätzen über das eigentlich vertretbare Maß hinaus mit Kraftfahrzeugen und Artillerie ausgestattet und dem Kommando von Giovanni Messe[13] unterstellt, der wohl als der begabteste Truppenführer unter den Generälen des königlichen Heeres gelten muß. In ihrem von einer Mischung aus Bewunderung und Abneigung getragenen Bemühen, den deutschen Verbündeten nachzueifern und ihren Ansprüchen gerecht zu werden, erwiesen sich viele italienische Offiziere zudem als flexibel und lernfähig.

Mussolini drängte wiederholt darauf, das Expeditionskorps massiv aufzustocken.[14] Auf deutscher Seite akzeptierte man dieses Angebot jedoch erst, als sich nach dem Scheitern des ursprünglichen Kriegsplans Ende 1941 absehen ließ, daß man im kommenden Jahr verstärkt auf die Ressourcen der Verbündeten würde zurückgreifen müssen. Aus dem Expeditionskorps wurde so die zehn Divisionen umfassende 8. italienische Armee. Gemessen an den deutschen Divisionen an der Ostfront war diese Zahl gering. Doch wenn man bedenkt, daß der deutsch-italienischen Panzerarmee in Nordafrika im Januar 1942 nur sieben italienische Divisionen unterstanden,[15] wird deutlich, welches Ausmaß Mussolinis Intervention in den Krieg gegen die Sowjetunion angenommen hatte und wie schwer diese Anstrengung die Kriegswirtschaft eines nur teilindustrialisierten und rohstoffarmen Landes belasten mußte.

A. R. Millet/W. Murray (Hg.), Military Effectiveness, Bd. 3: The Second World War, Boston u. a. 1988, S. 136–179.

[13] Vgl. R. Orlandi, Giovanni Messe – da volontario a Maresciallo d'Italia, in: I. Garzia/C. Pasimeni/D. Urgesi (Hg.), Il Maresciallo d'Italia Giovanni Messe. Guerra, forze armate e politica nell'Italia del Novecento. Atti del convegno di studi (Mesagne 27–28 ottobre 2000), Galatina 2003, S. 91–134.

[14] Vgl. P. P. Battistelli, La „guerra dell'Asse". Condotta bellica e collaborazione militare italo-tedesca 1939–1943, Diss., Padova 2000, Teil V/II.

[15] Vgl. R. Stumpf, Der Krieg im Mittelmeerraum 1942/43. Die Operationen in Nordafrika und im mittleren Mittelmeer, in: H. Boog u. a., Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 6: Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941–1943, Stuttgart 1990, S. 569–757, hier: Karte und schematische Kriegsgliederung nach S. 580.

Der 8. Armee wurde im Rahmen der Operation gegen Stalingrad die delikate Aufgabe zugewiesen, zusammen mit rumänischen Truppen die nördliche Flanke der 6. deutschen Armee zu decken; dabei besetzten die Truppen der ARMIR schließlich einen rund 250 Kilometer langen Frontabschnitt am Don. Daß „dieser Fluß zum Trauma, zum Stalingrad der italienischen Armee werden" sollte,[16] lag vor allem daran, daß die strukturellen Probleme des italienischen Heeres eine unheilvolle Verbindung mit den immer größeren operativen Problemen eingingen, vor denen die Wehrmacht im Herbst und Winter 1942 stand. Obwohl sich die italienischen Soldaten verbissen zur Wehr setzten, gelang es der Roten Armee relativ rasch, die 8. Armee im Dezember 1942 und im Januar 1943 im Zuge zweier groß angelegter Operationen zu zerschlagen.[17] Dabei kamen etwa 25000 Soldaten im Kampf oder auf dem Rückzug ums Leben, rund 70000 wurden gefangengenommen. Von den 10000 überlebenden Kriegsgefangenen kehrten die letzten erst 1954 nach Italien zurück.[18]

3. Das schreckliche Ende der ARMIR trug jedoch nicht nur entscheidend dazu bei, daß die *Campagna di Russia* rasch einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis besetzen konnte, sondern präjudizierte auch die Art und Weise, in der sich die italienische Gesellschaft an Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion erinnerte. Diese Erinnerung ging von vier Axiomen aus, die sich mit folgenden Schlagworten umschreiben lassen: *vittimismo*, *ignoranza*, *eroismo* und *Italiani* –

---

[16] G. Schreiber, Italiens Teilnahme am Krieg gegen die Sowjetunion. Motive, Fakten und Folgen, in: J. Förster (Hg.), Stalingrad. Ereignis, Wirkung, Symbol, München–Zürich [2]1993, S. 250–292, hier S. 269.

[17] Zu den operativen Aktivitäten der italienischen Verbände 1942/43 vgl. Operazioni delle unità italiane (wie Anm. 11) S. 200–450; zum Gesamtzusammenhang vgl. B. Wegner, Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg (wie Anm. 15) S. 761–1102, hier S. 868–898 und S. 962–1082.

[18] Vgl. M. T. Giusti, I prigionieri italiani in Russia, Bologna 2003, S. 90–98 und S. 225–228, sowie Rapporto sui prigionieri di guerra italiani in Russia, hg. von der Unione Nazionale Italiana Reduci di Russia, Cassano Magnago 1995, S. 20, und A. Romano, Russia, campagna di, in: V. De Grazia/S. Luzzatto (Hg.), Dizionario del fascismo, Bd. 2: L–Z, Torino 2003, S. 562–567, hier S. 567.

brava gente. Die Basis für diese Interpretationsmuster, die durchaus in einem gewissen Widerspruch zueinander standen, aber je nach politischem Standort und persönlichem Interesse variiert werden konnten, war bereits während des Krieges im Osten gelegt[19] und nach 1945 durch die Selbstdarstellung hoher Offiziere,[20] die offizielle Militärgeschichtsschreibung,[21] die Aktivitäten zahlreicher Veteranen und ihrer Organisationen sowie nicht zuletzt durch Impulse aus der hohen Politik wie die Verleihung von Tapferkeitsauszeichnungen an Truppenteile und einzelne Soldaten, die an der Ostfront gekämpft hatten, verstärkt worden.[22] Diese vier Axiome erfaßten die Erlebnisse der Soldaten zwar nur unvollkommen, fußten aber gewissermaßen auf Teilwahrheiten und erwiesen sich in hohem Maße als mit den Bedürfnissen der italienischen Nachkriegsgesellschaft kompatibel.[23]

Die Opferhaltung war in der einen oder anderen Form nahezu in allen Erzählungen über die *Campagna di Russia* präsent. Hier erschienen die italienischen Soldaten zugleich als Opfer einer verbrecherischen Politik der faschistischen Führung, als Opfer verantwortungsloser Entscheidungen unfähiger Offiziere, die ihre Soldaten ohne die notwendige Ausrüstung und mit veralteten Waffen auf den sowjetischen Kriegsschauplatz beordert hatten, als Opfer eines gnadenlo-

---

[19] Als Beispiel der Heldentum und Menschlichkeit der italienischen Soldaten betonenden faschistischen Propaganda vgl. die Broschüre: Quello che hai visto in Russia. Parole a un reduce, Roma o.J. (1943).

[20] Vgl. als prominentestes Beispiel G. Messe, La guerra al fronte russo. Il Corpo di Spedizione Italiano (C. S. I. R.), Milano 1947; in deutscher Übersetzung: Der Krieg im Osten, Zürich 1948.

[21] Vgl. L'8ª Armata Italiana nella seconda battaglia difensiva del Don (11 dicembre 1942–31 gennaio 1943), hg. vom Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito, Roma 1946, und Le operazioni del C. S. I. R. e dell'A. R. M. I. R. dal giugno 1941 all'ottobre 1942, hg. vom Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito, Roma 1947.

[22] Zu hohen Tapferkeitsauszeichnungen für erst spät aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrte Angehörige der ARMIR vgl. Fr. Bigazzi/E. Zhirnov, Gli ultimi 28. La storia incredibile dei prigionieri di guerra italiani dimenticati in Russia, Milano 2002, S. 162–171; eine Liste mit den ausgezeichneten Truppenteilen findet sich in: Operazioni delle unità italiane (wie Anm. 11) S. 493–500.

[23] Zum Gesamtzusammenhang vgl. F. Focardi, „Bravo italiano" e „cattivo tedesco": riflessioni sulla genesi di due immagini incrociate, Storia e memoria 5 (1996) S. 55–84.

sen Krieges gegen die Rote Armee, die Weite des Landes und die Härte des russischen Winters und nicht zuletzt als Opfer der vermeintlichen deutschen Waffenbrüder, die ihre beherzt kämpfenden Verbündeten im Stich gelassen, ja verraten hätten. Belege für diese Überzeugung gibt es zu Hauff. Nuto Revelli, der als Zeitzeuge und zorniger Chronist das Bild vom Krieg der italienischen Soldaten in der Sowjetunion maßgeblich geprägt hat, faßte seine Sicht der Dinge so zusammen:[24] „Le vittime più innocenti di quel massacro sono le migliaia di ‚contadini in divisa', di uomini semplici, che non sapevano nemmeno dove fosse l'Unione Sovietica. Morti per colpa di scelte più ciniche che incoscienti. Morti per niente."

Schon früh ist der Krieg Italiens an der Ostfront als „Krieg der Armen"[25] beschrieben worden. Diese mehrdeutige Metapher beruhte vor allem auf der Beobachtung, daß das königliche Heer sowohl der Wehrmacht als auch der Roten Armee hinsichtlich Bewaffnung, Ausrüstung und Logistik hoffnungslos unterlegen gewesen sei. Damit wurde ein Bild heraufbeschworen, das heute fast Allgemeingut geworden ist – das Bild einer Armee aus dem 19. Jahrhundert, die mit ihren museumsreifen Waffen im vielleicht schrecklichsten Krieg des 20. Jahrhunderts sinnlos geopfert worden sei. Doch damit nicht genug: Der italienische Soldat war angeblich nicht nur ein armes Opfer, er war auch ein *unwissendes* armes Opfer, dem es unmöglich gewesen sei zu begreifen, warum sein Land in den Vernichtungs- und Weltanschauungskrieg gegen die Sowjetunion eingegriffen habe.[26] Diese sich gegenseitig verstärkende Synthese von *vittimismo* und *ignoranza* führte in letzter Konsequenz dazu, daß die italienischen Truppen zumindest indirekt von jeder Verantwortung für den Krieg im Osten und die Art und Weise, in der er geführt wurde, freigesprochen wurden.

Die Degradierung des italienischen Soldaten zum unwissenden Opfer stieß freilich nicht überall auf Gegenliebe. Insbesondere Offi-

[24] Revelli, Ritirata di Russia (wie Anm. 8) S. 370.

[25] Vgl. etwa den Titel des Buches von N. Revelli, La guerra dei poveri, Torino 1993. Die „miliardari della guerra" waren aus diesem Blickwinkel folgerichtig die Deutschen; vgl. Revelli, Mai tardi (wie Anm. 7) S. 129.

[26] Vgl. etwa E. Fantin, I cappellani militari, in: Del Fabbro (wie Anm. 1) S. 15–25, hier S. 23.

ziere, die selbst im Osten gekämpft hatten, und Veteranenverbände machten dagegen Front, zumal diese Interpretation der *Campagna di Russia* nicht selten mit einer harschen Kritik an Generalstäben und Kommandeuren einherging, die durch ihr Versagen die Tragödie der 8. Armee mit verursacht hätten.[27] Indem sie eine Lanze für den italienischen Soldaten brachen und seine Heldentaten herausstellten, wehrten sich die Gralshüter der militärischen Tradition Italiens aber nicht nur gegen derartige Angriffe, sondern fügten der kollektiven Erinnerung vom Krieg Italiens an der Ostfront auch eine weitere Facette hinzu.[28] Dabei durfte aber die Balance zwischen der Darstellung des italienischen Soldaten als tapferem Kämpfer und gütigem Besatzer keinesfalls verloren gehen; schließlich mußte man sich ja scharf von den Deutschen abgrenzen, denen Kampfeslust und Barbarei gleichermaßen im Blut zu liegen schienen.

Niemandem ist dieser Spagat besser gelungen als Giovanni Messe, der als Kommandierender General des italienischen Expeditionskorps nicht nur ein an Detailwissen kaum zu übertreffender Zeitzeuge, sondern als Chef des Generalstabs im Krieg gegen die Deutschen und später als Senator der Republik Italien auch eine nicht zu unterschätzende politische Autorität gewesen ist. Sein bereits 1947 erschienenes Buch „La guerra al fronte russo" gehört zu den Darstellungen, die das kollektive Gedächtnis besonders nachhaltig beeinflußt haben. Dafür waren nicht zuletzt die Passagen verantwortlich, die das italienische Heer in bestem Licht erscheinen ließen. So schrieb der General etwa, die Beziehungen seiner Soldaten zur Zivilbevölkerung seien von „una reciproca comprensione" und „vera e propria cordialità", ja von einer „affinità nel modo di concepire gli affetti" geprägt gewesen.[29] Er glaube, „che veramente il C. S. I. R. [...] abbia onorevolmente servito il Paese distinguendosi, nei confronti di cinque eserciti stranieri, per il superiore senso di civiltà, di giustizia e, soprattutto, per quella umana comprensione che la violenza della guerra non deve mai distruggere nei popoli effettivamente progrediti."

---

[27] Vgl. etwa G. Tolloy, Con l'armata italiana in Russia, Milano 1968, S. 13–22.
[28] Vgl. etwa U. Salvatores, Bersaglieri sul Don, Bologna 1958.
[29] Messe (wie Anm. 20) S. 72; das folgende Zitat findet sich ebd., S. 76.

Obwohl Messe nach 1945 zu den beliebten Feindbildern der politischen Linken zählte und öffentlich als „Maresciallo della disfatta" diffamiert wurde,[30] prägte seine Darstellung der *Campagna di Russia* als eines Krieges, der von den Kontingenten des königlichen Heeres trotz allem in ritterlicher Weise geführt worden sei, das Bild der Öffentlichkeit in entscheidender Weise – und dies anscheinend um so mehr, je weiter die Ereignisse zurücklagen. Daran änderte auch die ätzende Kritik von kritischen Zeitgenossen wie Nuto Revelli nichts, die ihren zumeist konservativen Kontrahenten vorwarfen, die *Campagna di Russia* mehr und mehr zu einer Friedensmission umzudeuten und so die Geschichte zu verfälschen: „Si inventa e reinventa la storia. Altro che gli italiani aggressori. L'VIII Armata viene descritta come una specie di ‚esercito della salvezza', arrivata sul fronte russo quasi per caso, e quasi per caso alleata dei nazisti. Insomma un'armata più di pace che di guerra. E i 20 millioni di militari e civili russi, scomparsi in quella guerra totale, di sterminio? O non se ne parla, o se ne parla appena."[31]

Während die Rolle des königlichen Heeres auf dem sowjetischen Kriegsschauplatz zwischen den politischen Lagern also durchaus umstritten war und im Zeichen des Kalten Krieges nicht nur einmal der Versuch unternommen wurde, die Katastrophe der ARMIR für parteipolitische Zwecke zu instrumentalisieren,[32] so war das Urteil über die deutschen Verbündeten ebenso einmütig wie vernichtend: die Deutschen seien grausam, arrogant und überheblich aufgetreten, vor Mord und Totschlag nicht zurückgeschreckt und hätten ihre italienischen Waffengefährten in der Stunde der Not verraten, um sich selbst in Sicherheit zu bringen. Wieder gehörte Nuto Revelli zu denen, die schon früh den Ton setzten: „I tedeschi sono i soliti porci. Li ho conosciuti in questi giorni tremendi della fuga: frenetici di salvare la ghirba, capaci di schiacciare con i loro slittoni i nostri morti,

---

[30] Vgl. L. Argentieri, Messe. Soggetto di un'altra storia. Una radiografia dell'Italia tra passato e presente, Bergamo 1997, S. 265–300.

[31] Revelli, Ritirata di Russia (wie Anm. 8) S. 376.

[32] Vgl. Rochat (wie Anm. 7) S. 467f.; als Beispiele für das entsprechend gefärbte Schrifttum vgl. Dove sono i soldati dell'ARMIR? Perché non si è fatta luce sulla campagna di Russia (Beilage zur Nr. 189 von L'Unità), Roma 1948; I reduci dalla Russia accusano, Roma 1948.

i morti che avevano aperto la strada anche per loro. Prepotenti, convinti di poterci trattare come gente inferiore [...].“[33]

Und Odoardo Ascari, auch er Subalternoffizier bei den *Alpini* an der Ostfront, schrieb noch vor kurzem: „Insomma, avevo dichiarato guerra alla Germania e, a tutt'oggi, non ho ancora firmato l'armistizio.“[34]

Die Erinnerung an den Krieg gegen die Sowjetunion ist also vergleichsweise homogen, trägt tragische Züge und läßt keinen Zweifel an der Rollenverteilung zwischen gut und böse. Dies machte es den Heimkehrern von der Ostfront leichter als etwa ihren auf dem Balkan eingesetzten Kameraden, von ihren Erlebnissen zu berichten, zumal diese Erzählungen in der Öffentlichkeit auf offene Ohren trafen und nicht selten als willkommene Beiträge zum Diskurs über Patriotismus, Vaterland und Nation wahrgenommen wurden.[35]

4. Gemeinhin wird Kriegen im allgemeinen und dem Soldatenrock im besonderen die Eigenschaft zugeschrieben, soziale oder kulturelle Unterschiede weitgehend einzuebnen und die Soldaten durch die uniforme Lebenswelt des Militärs in besonderer Weise zu prägen. Das geflügelte Wort von der Armee als Schule der Nation ist nur ein Beleg für diese Annahme, die sich jedoch bei genauerem Hinsehen als vorschnell erweist. So steht die hierarchische und arbeitsteilig organisierte Struktur des Militärapparats einer einheitlichen Erfahrungsbildung entgegen, die in Zeiten des Krieges durch bewaffneten Konflikten in besonderem Maße eigene Unwägbarkeiten und Zufälle noch zusätzlich erschwert wird. Individuelle Faktoren wie Generationszugehörigkeit, Bildungsgrad und politischer Standort, die die Deutung der Ereignisse ebenso bestimmen wie ihre spätere Verarbeitung, tragen ein übriges dazu bei, daß das, was wir Kriegserfahrung nennen, niemals homogen

---

[33] Revelli, Mai tardi (wie Anm. 7) S. 195.

[34] O. Ascari, La lunga marcia degli alpini nell'inferno russo (1942–43). La campagna di Russia nei ricordi di un superstite, Nuova Storia contemporanea 7 (2003) S. 63–82, hier S. 69.

[35] Vgl. A. Bendotti, Il disagio della memoria, Annali. Studi e strumenti di Storia contemporanea 5 (2000) S. 409–418, hier S. 410.

ist. „Der gemeinsame Krieg wird nicht von allen gemeinsam erfahren", um es mit den Worten von Reinhart Koselleck zu sagen.[36]

Aus dieser Einsicht ergeben sich vor allem zwei methodische Maximen: Die Rekonstruktion von Kriegserfahrung führt, erstens, nicht selten zu widersprüchlichen Ergebnissen, die der Materie gleichsam inhärent sind. Diese facettenreichen Kontraste lassen sich nur schwer auf einen Nenner bringen und stehen generalisierenden oder gar repräsentativen Aussagen im Wege. Zweitens muß man die dynamische Dimension der Erfahrungsgeschichte in Rechnung stellen. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß Erinnerung durch individuelle Entwicklungsprozesse und äußere Einflüsse einer ständigen Bearbeitung unterworfen ist; aufgrund ihres biographischen Stellenwerts und ihrer politischen Sensibilität trifft dies auf die Erinnerung an Kriegserlebnisse in besonderem Maße zu. Durch den erfahrungsgeschichtlichen Zugriff lassen sich daher nicht zuletzt Widersprüche zwischen individueller Kriegserfahrung und kollektiver Erinnerung aufdecken; so können gängige Interpretationen auf den Prüfstand gestellt und neue Fragen an Themenkomplexe herangetragen werden, die eigentlich als hinlänglich erforscht gelten.

Diesem Ziel dient auch der hier vorliegende Beitrag, der sich gleichermaßen auf deutsche und italienische Aktenbestände stützt. Neben Zustands-, Stimmungs- und Zensurberichten wurden vor allem veröffentlichte und unveröffentlichte Feldpostbriefe ausgewertet. Als wahre Fundgrube hat sich dabei ein rund 230 Seiten starkes Aktenbündel erwiesen, das etwa 830 Feldpostbriefe beziehungsweise Ausschnitte von Feldpostbriefen enthält.[37] Diese zwischen März 1942 und

---

[36] R. Koselleck, Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein, in: W. Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992, S. 324–343, hier S. 325. Vgl. auch B. Ulrich, „Militärgeschichte von unten". Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, Geschichte und Gesellschaft 22 (1996) S. 473–503.

[37] Museo Storico in Trento (künftig: MST), Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR e dall'ARMIR raccolti dall'Ufficio censura, März 1942 bis März 1943; die aus diesen Dokumenten gewonnenen Ergebnisse (im folgenden werden nur Zitate belegt) bestätigt Giuseppe Pardini, Sotto l'inchiostro nero. Fascismo, guerra e censura postale in Lucchesia (1940–1944), Montespertoli 2001, der mit den Berichten der Zensurkommission für die Provinz Lucca gearbeitet hat.

Februar 1943 verfaßten Briefe dienten der *Commissione provinciale di censura di Mantova* als Grundlage für ihre Berichte und stammen zu einem guten Teil von Soldaten des bereits im Juli 1941 an die Ostfront verlegten 80. Infanterieregiments der Division „Pasubio".[38] Von Bedeutung ist vor allem die innere Homogenität dieses kleinen Aktenbestandes, der nicht – wie die meisten veröffentlichten Briefsammlungen – auf eine Person konzentriert ist und so fundierte Rückschlüsse auf die Erfahrungsbildung in einem der 12 an der Ostfront eingesetzten italienischen Infanterieregimenter zuläßt.

Sieht man die von den Zensoren in Mantua gesammelten Briefe aus der Sowjetunion auch nur oberflächlich durch, so fällt auf, wie viele Soldaten sich zustimmend zum Krieg im Osten geäußert haben, nicht müde wurden, ihre hohe Kampfmoral zu preisen und zuweilen sogar ihre Angehörigen tadelten, wenn es diese an Enthusiasmus fehlen ließen.[39] So schrieb ein Angehöriger des italienischen Expeditionskorps Ende Mai 1942 an seine Familie:

> *[I] russi non passano e non passeranno. Passeremo noi, invece con tutte le bandiere spiegate e dimostreremo al mondo che il soldato Italiano sa combattere e vincere anche in avvenire, condizioni di tempo e di luogo. [...] Fra poco il più bel reparto del C. S. I. si metterà in moto e allora ‚si salvi chi può' ...*[40]

Ein anderer Soldat bemerkte im selben Monat:

> *[N]oi giovani Italiani con le nostre armi e il nostro coraggio, sapremo dare alla nostra bella Italia la certezza della Vittoria come il nostro amato Duce vuole, il morale è sempre altissimo ...*

---

[38] Zur Geschichte der Division vgl. V. Luoni, La „Pasubio" sul fronte russo, Roma 1977.

[39] So schrieb ein Schwarzhemd der Legion „Tagliamento" am 27. 4. 1942 an seine Frau: *[...] sempre alto il morale come io, [h]ai capito, devi essere orgogliosa avere un marito reduce di 3 guerre. Vantati pure, senza [ar]rossire, hai capito ...* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 16. 5. 1942, S. 5.

[40] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 13. 6. 1942, S. 1; das folgende Zitat findet sich ebenda, S. 5.

Und ein dritter schrieb nach Hause:

> *Sono fante e sono orgoglioso di esserlo, sono uno di quelli che vanno all'assalto con la baionetta. Ovunque e dovunque state certi che vinceremo, a qualsiasi costo, anche a lasciare la vita per la grandezza della Patria Fascista ...*[41]

Freilich lassen sich mit Leichtigkeit auch Zitate finden, die eine andere Sprache sprechen und von Angst, Heimweh oder Kriegsmüdigkeit Zeugnis geben.[42] Zudem könnte man mit Recht argumentieren, daß viele Soldaten aus Furcht vor dem Zensor nicht das schrieben, was sie wirklich über den Krieg dachten, und daß sie ihre Lieben zu Hause mit vorgefertigten Phrasen beruhigen wollten.[43] Allerdings sind wir nicht nur auf Feldpostbriefe angewiesen, wenn wir uns ein Bild von der Moral der Truppe machen wollen; darüber geben auch andere Quellen wie Kriegstagebücher oder deutsche und italienische Zustandsberichte Auskunft. Drei Beispiele sollen an dieser Stelle genügen, um den Eindruck der militärischen Führung von der Befindlichkeit der italienischen Soldaten schlaglichtartig zu beleuchten. So schloß der Kommandierende General des CSIR mitten im russischen Winter einen detaillierten Bericht *sull'efficienza morale e le condizioni spirituali delle truppe* mit den Sätzen:

---

[41] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 18. 4. 1942, S. 13.

[42] So schrieb ein Infanterist am 21. 3. 1942: *Io non posso assicurarti di star bene perché siamo diventati come i vecchi di 80 anni e siamo sotto le intemperie di neve e la pioggia delle artiglierie e mortai e mitragliatrici. Qui siamo sicuri come essere in una barca buca in mezzo al mare.* Und in einem Brief vom 20. 5. 1942 stand zu lesen: ... *speriamo che presto finisca questa maledetta guerra che ne son stufo e arcistufo della vita militare.* Einem Brief vom 17. 5. 1942 konnte man entnehmen: ... *Bianca [...] ti dirò che qua la radio fante comunica che presto rientriamo, speriamo che sia vero, che se per caso dovessi rimanere qui un altro inverno, preparati che non mi vedi più.* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 18. 4. 1942, S. 18, bzw. vom 7. 6. 1942, S. 7.

[43] Vgl. L. Rizzi, Lo sguardo del potere. La censura militare in Italia nella seconda guerra mondiale 1940–1945, Milano 1984, der auch mit den Akten der Zensurkommission für die Provinz Mantua gearbeitet hat.

L'ambiente è fondamentalmente sano, lo spirito elevato, il morale buono. Attraverso contatti con questo mondo nuovo e con gente nuova, il nostro soldato ha imparato ad apprezzare maggiormente la Patria ed ha acquisito una particolare fierezza di se stesso per quel senso di equilibrio, di civiltà, di forza che egli ormai sente particolari prerogative della razza latina. Gli sforzi, il tormento fisico e morale al quale è sottoposto da sette mesi di ininterrotta e durissima attività bellica, la percezione delle prove che ancora l'attendono, non ne hanno fiaccato lo spirito.[44]

Fünf Monate später beurteilte der Chef des Deutschen Verbindungsstabes die beiden bereits an der Ostfront stehenden Armeekorps der 8. Armee folgendermaßen:

Von der 8. ital. Armee wurden bisher nur Teile des XXXV. Korps eingesetzt. Korps ist voll einsatzbereit. Truppe hat auch von deutscher Seite anerkannten Angriffschwung bewiesen. Stimmung der Truppe gut, sie fühlt sich dem Feinde überlegen. Allgemein herrscht freudige Stimmung, wieder bei einem deutschen Angriff beteiligt zu sein. [...] II. A. K. besteht aus norditalienischen Verbänden, die bisher gegen Frankreich, Jugoslavien [sic!] und Griechenland eingesetzt waren. Sie verfügen über besonders gutes Menschenmaterial. Die Truppe ist gut diszipliniert. Bisher wurden 500 km Fußmarsch mit Gepäck trotz grosser Hitze in guter Stimmung überwunden. Der Wunsch, an den Feind zu kommen, ist vorherrschend. Die Divisionen sind gut ausgerüstet und bewaffnet, verfügen über eine besonders brauchbare Kraftfahrzeugausstattung. Sie sind voll kampfkräftig.[45]

Und Ende Oktober 1942 hieß es in der monatlichen *Relazione sullo spirito delle truppe e delle popolazioni dei territori occupati* über die Soldaten des II. Armeekorps: *Spirito della truppa: È molto elevato. Comprensione dell'ora storica, consapevole certezza di vittoria ed alto senso del dovere, sono i sentimenti che animano tutte le truppe*

---

[44] Archivio dell'Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito (künftig: AUSSME), Fondo Messe, busta P, Bericht des Comando CSIR (Nr. 932/op. di prot. – gez. Giovanni Messe) über die Moral der Truppe vom 11. 2. 1942.

[45] Bundesarchiv-Militärarchiv (künftig: BA-MA), MFB4 18275, Bl. 1141, Fernschreiben des Chefs des Deutschen Verbindungsstabs zum italienischen AOK 8 an die Armeegruppe Ruoff, Ia, vom 17. 7. 1942.

dipendenti.[46] Diese Dokumente bestätigen also den Eindruck, der sich nach einer Durchsicht der in Mantua gesammelten Feldpostbriefe ergibt und der sich noch verstärkt, wenn man aus den Briefen eher kurzfristige Einflüsse wie Klima und Versorgungslage herausfiltert und die durch den Kriegsverlauf bedingten Spitzen von Euphorie und Depression kappt.

Die Motivation der Soldaten und ihre Kampfmoral gaben der militärischen Führung demnach keinen Anlaß zur Beunruhigung. Die Härte des Krieges an der Ostfront und die außergewöhnlichen klimatischen Bedingungen, die hier herrschten, hinterließen zwar tiefe Spuren, hatten aber eher negative Auswirkungen auf die Physis der Soldaten als daß sie die Moral der Truppe nachhaltig erschüttert oder gar zerstört hätten.[47] Als die Rote Armee im Dezember 1942 ihre erste Offensive gegen die 8. italienische Armee startete, traf sie daher keineswegs auf demoralisierte Verbände, die sich willig in ihr Schicksal gefügt hätten. An diesem Befund ändert auch die Tatsache nichts, daß zahlreiche Soldaten seit dem Herbst 1942 durch die Niederlagen der Achsenmächte in Afrika, die Ernährungskrise in der Heimat, die alliierten Bombardements italienischer Städte und die Furcht vor dem russischen Winter zunehmend verunsichert worden waren.[48]

Die Moral der Truppe und die innere Motivation der Soldaten brachen erst im Zuge des sowjetischen Durchbruchs, des Rückzugs

---

[46] AUSSME, DS II 973, Diario Storico II° Corpo d'Armata, settembre/ottobre 1942, allegato 524.

[47] So heißt es in einem Bericht von Giovanni Messe an das Comando Supremo (Nr. 2816/op. di prot.) vom 10. 4. 1942 über die Moral der Truppe: *La forza morale dei reparti è veramente ammirevole per la tenacia con la quale reagiscono a fattori di clima e di ambiente così duramente avversi ma il fisico ha le sue inesorabili leggi che non si possono troppo a lungo violare senza il pericolo di un repentino col[l]asso delle energie umane duramente provate. Occorre infatti tener presente che si tratta, nella massa, di veterani stanchi, che hanno dato generosamente ma che ora sono fisicamente alquanto logorati dalle prove subite.* AUSSME, Fondo Messe, busta P.

[48] Vgl. N. Della Volpe, „Werden wir es jemals schaffen, nach Italien heimzukehren?" Italienische Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg, in: D. Vogel/W. Wette (Hg.), Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 113–134.

mit all seinen dramatischen Begleiterscheinungen und der Verlegung der überlebenden Soldaten aus der Ukraine nach Weißrußland zusammen, wobei auch hier Ausnahmen wie der vom Bedürfnis nach Rache angestachelte Kampfgeist einzelner oder der entschiedene Einsatz des 6. Regiments *Bersaglieri* gegen Partisanen Ende Februar 1943 die Regel bestätigen.[49] Dieser Zusammenbruch erwies sich trotz aller Gegenmaßnahmen – grosso modo – als irreversibel, erfaßte nicht nur die Mannschaften, sondern auch das Offizierkorps und ging mit einer grundlegenden Veränderung des inneren Koordinatensystems einher, nach dem die italienischen Soldaten die *Campagna di Russia* bisher beurteilt hatten.[50] Der Verlust der hergebrachten Maßstäbe zur Bewertung des Erlebten und das Bedürfnis nach neuen Erklärungsmustern beeinflußten den Prozeß der Erfahrungsbildung jedoch in entscheidender Weise. Dies soll später an zwei Beispielen aufgezeigt werden.

Zunächst gilt es jedoch, der Frage nachzugehen, warum die Moral der italienischen Kontingente überhaupt so lange intakt geblieben und nicht – wie es die Legende will – rasch der Erkenntnis zum Opfer gefallen ist, in einem deutschen Krieg für deutsche Interessen den Kopf hinzuhalten.[51] Dies führt uns letztlich zu der zentralen Frage

---

[49] Vgl. Th. Schlemmer, Das königlich-italienische Heer im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Kriegführung und Besatzungspraxis einer vergessenen Armee 1941–1943, in: A. Nolzen/Sv. Reichardt (Hg.), Faschismus in Italien und Deutschland. Studien zu Transfer und Vergleich, Göttingen 2005, S. 148–175.

[50] Im Bericht der Zensurkommission für die Provinz Imperia für den Zeitraum vom 1.–15. 4. 1943 heißt es: *Appare [...] che il soldato del fronte russo, si sia ormai formata una mentalità che dia poco affidamento per l'ulteriore suo impiego se non dopo speciali cure ed attenzioni. In essi infatti si scrive di ‚morale basso' e di ‚rendimento che sarà d'ora in poi molto problematico'. Ricorrono poi spesso frasi come queste: ‚Adesso è ora di finirla'; ‚ne abbiamo tutti le corna piene della Russia e della guerra'; ‚ne abbiamo una stuffa [sic!] tutti' e nel ‚tutti' sembrano essere compresi anche degli ufficiali perché un militare ha scritto: ‚Sentissi gli ufficiali; ne dicono di quelle che non te ne puoi immaginare ...' Si è continuato a scrivere di poco affiatamento e di attrito cogli alleati tedeschi.* Ich danke Carlo Gentile dafür, daß er mir dieses Dokument aus dem Staatsarchiv in Imperia überlassen hat.

[51] Das heißt nicht, daß es diese Haltung nicht gegeben hätte. Im Bericht des Armeewirtschaftsführers bei der ARMIR für die Zeit vom 16.–31. 8. 1942

nach den Motiven und Zielen, für die die italienischen Soldaten in der Sowjetunion zu kämpfen glaubten. Die für diesen Beitrag ausgewerteten Feldpostbriefe und Zensurberichte spiegeln ein ganzes Bündel von Beweggründen und Absichten wider, mit denen die Soldaten versuchten, den Krieg im Osten zu rechtfertigen. In ihrem Bemühen, dem eigenen Tun (und Leiden) einen Sinn zu geben, waren die zumeist jungen und wenig gebildeten Männer auf die Interpretationsmuster angewiesen, die ihnen Familie und Vaterland mit auf den Weg gegeben hatten, da sie selbst kaum dazu in der Lage waren, eigene Bewertungsmaßstäbe zu entwickeln.[52] Es ist daher kein Wunder, wenn in den Briefen von der Front neben mehr oder weniger unpolitischen Motiven wie dem Bedürfnis, der Familientradition Ehre zu machen, dem Bewußtsein, seine Pflicht tun zu müssen, oder dem Wunsch, gefallene Kameraden zu rächen, vor allem patriotisch-nationalistische Überzeugungen und Versatzstücke faschistischen Gedankenguts aufscheinen, mit dem die Masse der um 1920 geborenen Soldaten und ihre jungen Truppenoffiziere aufgewachsen war. Luigi Argentieri – offensichtlich von seinem eigenen Befund überrascht – bemerkte dazu in seinem Versuch über Giovanni Messe: „Colpisce, anzi, nelle lettere dal fronte orientale il ricorrente riferimento al codice del dovere e dell'onore, l'uso di un lessico di sapore risorgimentale, frutto della cultura nazionalista e patriottarda che sostanzialmente accomunava ufficiali e soldati."[53]

Besondere Bedeutung kam dabei der antikommunistischen Agitation der faschistischen Führung zu, die nicht müde wurde, den eigenen Soldaten immer wieder das ideologische Fundament des Krieges im Osten vor Augen zu führen.[54] Bildpostkarten der italienischen

(BA-MA, RH 22/70) heißt es z. B.: *Massgebliche Offiziere erklären, daß sie ja nur Gäste auf dem deutschen Kriegsschauplatz seien und es sich ja um unseren Krieg handele.*

[52] Unter den gebildeteren und unabhängigeren Köpfen gab es dagegen durchaus bemerkenswerte Prozesse der Reflexion, wenn diese auch nicht mit der Absage an das überkommene System von Normen und Werten einhergehen mußten; vgl. etwa die bei Ceva (wie Anm. 5) S. 78ff., zitierten Briefe und Aufzeichnungen des Leutnants Sandro Bonicelli.

[53] Argentieri (wie Anm. 30) S. 71.

[54] Vgl. zusammenfassend P. Cavallo, Italiani in guerra. Sentimenti e immagini dal 1940 al 1943, Bologna 1997, S. 177–185.

Feldpost, waren dabei ein besonders beliebtes Medium, um die Propaganda des Regimes ohne viele Worte an den Mann zu bringen.[55] Der Bolschewismus wurde hier als reißende Bestie, Feind der europäischen Zivilisation und tödliche Bedrohung der eigenen Familie dargestellt, während man die Soldaten der Roten Armee zu rassisch minderwertigen Untermenschen degradierte. Wie auf deutscher Seite verwob man dabei die Propaganda gegen den *weltanschaulichen* Gegner mit der Agitation gegen den *rassischen* Gegner – das Judentum. So wurde etwa im publizistischen Flaggschiff des staatlichen verordneten Rassismus, der Zeitschrift *La Difesa della Razza*, die Oktoberrevolution wiederholt als von langer Hand vorbereiteter jüdischer Coup gebrandmarkt.[56] Und Guido Landra, der 1938 das berüchtigte *Manifesto degli scienziati razzisti* entworfen hatte und zu den führenden Vertretern eines biologistischen Rassismus in Italien zählte,[57] beeilte sich, den Soldaten des CSIR Ende August 1941 den Zusammenhang zwischen Bolschewismus und Judentum auf der einen und die gefährliche Bedeutung der angeblich vorwiegend jüdischen Politkommissare klar zu machen:

> *Questo gigantesco apparato politico ebraico dell'Armata Rossa agiva con grande successo nell'interesse della cricca Stalin – Kaganowitsch. Il fatto che l'Esercito rosso sia stato, sotto il potere di Stalin, pervaso dallo spirito dell'imperialismo bolscevico è il risultato dell'opera svolta dai Commissari politici giudei. È questa la prova che la guerra aggressiva cui si preparavano i Sovietici era la guerra giudaica contro il Fascismo.*[58]

[55] Abbildungen finden sich in: N. Della Volpe, Esercito e propaganda nella seconda guerra mondiale (1940–1943), Roma 1998, S. 160f.

[56] Vgl. z.B. die ausschließlich dem Thema „Giudaismo e Bolscevismo verso la Civiltà" bzw. dem Thema „Bolscevismo" gewidmeten Ausgaben von La Difesa della Razza 4 (1941) Nr. 19 und 5 (1942) Nr. 14.

[57] Vgl. Th. Schlemmer/H. Woller, Der italienische Faschismus und die Juden 1922–1945, VfZ 53 (2005) S. 165–201, hier S. 179f. Zu Landra vgl. K. Kufeke, Rassenhygiene und Rassenpolitik in Italien. Der Anthropologe Guido Landra als Leiter des „Amtes zum Studium des Rassenproblems", Jahrbuch für Antisemitismusforschung 10 (2001) S. 265–286, und ders., Anthropologie als Legitimationswissenschaft. Zur Verbindung von Rassentheorie und Rassenpolitik in der Biographie des italienischen Eugenikers Guido Landra (1939–1949), QFIAB 82 (2002) S. 552–589.

[58] Frontzeitung: Il Soldato. Edizione italiana del giornale romeno ‚Soldatul'

Die italienischen Soldaten nahmen diese Botschaft in ihren Feldpostbriefen nicht selten auf, wobei sich Antikommunismus, Rassismus und Antisemitismus zuweilen zu einer aggressiven Mischung verbanden.[59] In diesem Sinne schrieb ein Soldat des 80. Infanterieregiments:

> *... noi fanti della vecchia stirpe Italica, rinnovati dalla Rivoluzione Fascista, sapremo con valore e tenacia ed insuperabile aprirci un varco su quel nemico che da millenni ci tiene soffocati, facendone distruzione completa, ponendo su questa terra sporca dal fetore bolscevico le insegne di Roma Imperiale ...*[60]

Ein Angehöriger einer Kraftfahrzeug-Einheit ließ seine Frau wissen:

> *Alba, se tu vedessi quello che vedo io non so con che contentezza saresti qui anche tu. Io penso che se i nostri capi non facessero questa guerra, era la nostra rovina. Penso che questa accozzaglia di gente di tutte le razze abbrutiti e barbari [sic!] potessero invadere il nostro continente e coi suoi metodi obbrobriosi e cioè uccidere il nostro figliolino e godere di te e di tutte le donne italiane e allora si diventa leoni. La guerra è vinta indiscutibilmente, ma ricordati che se si dovesse perdere piuttosto che vedere cose simili mi faccio fare a pezzi. – La religione e la civiltà cristiana devono trionfare sulle barbarie russe e sulle pericolose minoranze gi[u]daico-ebreo-massone.*[61]

Und ein *Bersagliere* der 3. Division *Celere* schrieb im Mai 1942 an seine Mutter:

> *Pensare che voi vi immaginate che io soffra e sopporti disagi di ogni genere. Poi anche se ci fossero sarei pronto a sopportarli per il bene e la santità della nostra causa. Chi combatte per portare pane e giusti-*

Nr. 3, undatiert (Ende August 1941), Archivio Centrale dello Stato (künftig: ACS), MCulPop, Gabinetto, busta 135, fasc. Ante Pavelic.

[59] So schrieb ein Artillerie-Leutnant Ende September 1942 nach Hause: *Se non fosse per questi bastardi di comunisti ebrei che spingono avanti le masse al combattimento con fucili mitragliatori alle spalle già da tempo molte cose si sarebbero fatte.* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 24. 10. 1942, S. 3.

[60] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 18. 4. 1942, S. 15.

[61] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 18. 7. 1942, S. 1.

zia nella nostra Europa che fino ad ora era vessata dal giudaismo e dal capitalismo anglo-sassone il quale per poter arginare questa forza giovane ed irrompente guidata dalla volontà ferma e intelligente del Duce e Hitler si è coniugato col bolscevismo facendo l'unione più paradossale che si possa immaginare. Infatti chi comanda il capitalismo? L'ebreo. Chi comanda in Russia? L'ebreo. Loro sono i vessilliferi della morte. Loro sono che spingono alla morte la migliore gioventù. In loro ricadrà la spada della giustizia impugnata dall'Asse.[62]

Diese Rechtfertigungsmuster an der Hand, konnten sich die Soldaten wahlweise als Beschützer ihrer Heimat und ihrer Familie, als Befreier eines vom Bolschewismus geknechteten Volkes und Träger der Zivilisation oder gar als Missionare in der Nachfolge Christi fühlen. Sie vertauschten, mit anderen Worten, die Rolle des Aggressors mit derjenigen des Verteidigers, der einen gerechten Krieg führte. Dieser Mechanismus scheint mir eine entscheidende Voraussetzung dafür gewesen zu sein, daß viele italienische Soldaten den Krieg gegen die Sowjetunion auch als ihren Krieg annehmen konnten.

Zudem wurde die zentrale Botschaft dieses Krieges nicht nur von der faschistischen Führung, sondern auch von einer anderen Autorität verkündet: von Teilen der katholischen Kirche.[63] Der Krieg gegen die Sowjetunion wurde so zum Kreuzzug gegen den Bolschewismus oder zum heiligen Krieg gegen die „senza Dio", wobei es nicht zuletzt die Militärseelsorger der 8. Armee gewesen sind,[64] die diesen Gedanken wach hielten und in ihren Predigten an die Soldaten immer

---

[62] Wochenbericht der Zensurkommission für die Provinz Lucca vom 16. 5. 1942; zit. nach Pardini (wie Anm. 37) S. 118.

[63] Zu positiven Reaktionen auf den Krieg im Osten aus den Reihen des Klerus vgl. S. Colarizi, L'opinione degli italiani sotto il regime 1929–1943, Roma – Bari 2000, S. 360f. Der zusammenfassende Bericht des Deutschen Verbindungskommandos über den Zustand des CSIR (Nr. 594/42 geh. Kdos.) vom 9. 6. 1942 vermerkte diesbezüglich: *Starker positiver Einfluss der Kirche.* BA-MA, MFB4 18276, Bl. 156–161, hier Bl. 159.

[64] Zur Militärseelsorge allgemein vgl. die Arbeiten von M. Franzinelli, Stellette, croce e fascio littorio. L'assistenza religiosa a militari, balilla e camicie nere 1919–1939, Milano 1995, und Il riarmo dello spirito. Cappellani militari nella seconda guerra mondiale, Treviso 1991. Zur Schlüsselrolle der Cappellani militari bei der Verbreitung der antikommunistischen Propaganda vgl. Argentieri (wie Anm. 30) S. 74.

wieder aufs Neue thematisierten. So teilte ein Soldat, der bei einem Kraftfahrzeug-Park Dienst tat, seiner Mutter nach dem Osterfest des Jahres 1942 mit:

> *Il Tenente Cappellano ci ha fatto un gran Vangelo e ci ha dato a tutti la buona Pasqua dicendoci che ci ha fatto un telegramma il Papa, e ci ha chiamato, ci ha battezzato noi militari che ci troviamo in terra Russa, i Crociati della Russia. Il Papa ci ha detto che siamo i suoi Crociati che combattiamo contro coloro che non volevano il Cristianesimo e [c]i ha detto che noi combattiamo a fianco di Cristo e con Cristo ne riusciremo vittoriosi.*[65]

Die Denkfigur des Krieges gegen die Sowjetunion als eines Krieges gegen den Kommunismus war also doppelt legitimiert,[66] was die Reichweite der antibolschewistischen Propaganda vor allem unter den Soldaten erheblich verstärkt haben dürfte, die dem Faschismus nur lose verbunden waren oder dem Regime sogar distanziert gegenüberstanden. In jedem Fall findet sich die Überzeugung, auch im Namen der Kirche gegen die Gottlosen zu kämpfen, in zahlreichen Feldpostbriefen wieder. In diesem Sinne bemerkte ein Leutnant im Sommer 1941: *[L]a Russia è nostra nemica; guerra giusta, guerra santa contro il fiero mostro di Mosca, guerra sentita da tutti noi, da tutta l'Europa cristiana e civile ...*[67] Ein anderer Soldat schrieb nach Hause: *Iddio è con noi in questa guerra che può essere qualificata una crociata perché da un lato vi è il Cristianesimo, dall'altra [sic] il giudaismo ...* Und

---

[65] Bericht der Zensurkommission für die Provinz Lucca für die Zeit vom 1.–15. 4. 1942; zit. nach Pardini (wie Anm. 37) S. 108.

[66] Bei Rizzi (wie Anm. 43) S. 112, heißt es: „Si è già osservato che nella guerra contro la Russia agisce il duplice e convergente indottrinamento della propaganda fascista e di quella cattolica: il comunismo è il nemico giurato del fascismo e il negatore della civiltà cristiana. Ma, più ancora che questo motivo ideologico, per i soldati del CSIR e dell'ARMIR sembra valere la considerazione che la guerra contro ‚un popolo senza Dio' non può che essere una guerra giusta e vittoriosa. È l'atavica e sempre presente speranza dell'appoggio divino alle proprie armi, riassunta nel motto *Gott mit uns* dell'esercito tedesco."

[67] ACS, T-821/119, Bl. 918–922 (hier Bl. 921), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (1–15 luglio 1941) sulla revisione della corrispondenza effettuata dalle Commissioni provinciali di censura postale vom 24. 7. 1941; das folgende Zitat findet sich ebd.

auch ein Infanterist der Division „Pasubio" verhehlte seine Überzeugungen nicht, als er seine Eltern Ende Mai 1942 wissen ließ:

> *[P]roprio qui in questa terra dei senza Dio, dobbiamo sentirsi [sic] degni del nostro S. Gesù Cristo. Dobbiamo fare di tutto per an[n]ientare questa bolgia senza fede – verrà il giorno che ogni essere di questa terra si renderà conto che una sola è la religione – la religione del Cristianesimo.*[68]

Die Forschung hat die Wirksamkeit der faschistischen Propaganda allerdings wiederholt in Zweifel gezogen. So vermutete Pietro Cavallo noch 1997, daß nur wenige der an der Ostfront eingesetzten Soldaten des königlichen Heeres dazu bereit gewesen seien, die propagandistischen Schablonen des Regimes zu übernehmen,[69] und Nicola della Volpe betonte ein Jahr später, daß die ideologischen Parolen nur zu Beginn des Feldzugs auf fruchtbaren Boden gefallen seien. Als die italienischen Soldaten jedoch erkannt hätten, daß die Menschen in den eroberten Teilen der Sowjetunion keine mordenden Bestien seien sondern arme Bauern wie sie selbst, hätten sie dem faschistischen Regime keinen Glauben mehr geschenkt.[70] Und tatsächlich finden sich Dokumente von einigem Gewicht, die diese These stützen. So beklagte sich etwa der Verfasser eines aufsehenerregenden Memorandums im August 1942 nicht nur darüber, daß insbesondere junge Offiziere der ideologischen Herausforderung des Krieges im Osten nicht gewachsen seien, sondern er schlug auch vor, die Stoßrichtung der Propaganda zu ändern. Man müsse damit aufhören, ein Bild von der angeblich in jeder Hinsicht rückständigen Sowjetunion zu zeichnen, das der Realität offen widerspreche und die Zweifel der Soldaten an der Glaubwürdigkeit der eigenen Führung geradezu schüre.[71]

Nahrung erhielten solche Befürchtungen nicht zuletzt aus Zensurberichten und Feldpostbriefen, in denen von der Freundlichkeit der Zivilbevölkerung,[72] vom Mitleid italienischer Soldaten mit hungri-

[68] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 13. 6. 1942, S. 7.

[69] Vgl. Cavallo (wie Anm. 54) S. 183.

[70] Vgl. Della Volpe (wie Anm. 55) S. 89–97; ähnlich auch G. S. Filatov, La campagna orientale di Mussolini, Milano 1979, S. 117–136.

[71] AUSSME, H 1/41–15, Memorandum: *Reduci dal fronte russo* vom 18. 8. 1942.

[72] Ein Artillerist schrieb am 23. 7. 1942 an eine Freundin: *Sono ospite in una*

gen Kindern,[73] vom Reichtum des Landes,[74] von den beeindruckenden Industrieanlagen[75] und vor allem von den Errungenschaften auf dem Schul- und Bildungssektor[76] die Rede war, die augenscheinlich über das hinausgingen, was man aus Italien kannte. Allerdings ist dies nur die halbe Wahrheit, da zum einen mit den Beschreibungen zuweilen auch gleich die faschistische Interpretation der Dinge mitgeliefert wurde, die den sichtbaren Fortschritt in der Sowjetunion auf bloße materiell-technische Aspekte reduzierte, während die Menschen trotz allem primitiv geblieben seien.[77] Zum anderen finden sich in den Quellen der *Commissione provinciale di censura di Mantova* (und nicht nur dort) so viele mit propagandistischen Stereotypen durchsetzte Zeugnisse, daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, die

famiglia Ucraina. Le attenzioni di cui sono oggetto mi ricordano a casa vostra. I giorni in cui sono stato senza rancio queste buone persone mi hanno offerto il po' che potevano darmi con una generosità rara. MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 22. 8. 1942, S. 4.

[73] So schrieb Ivo Manica, Zugführer im Infanterieregiment 79 der Division „Pasubio" am 3. 11. 1941 an seinen Bruder: *Il popolo ci chiede Klib (pane) e noi, avendone a sufficienza, facciamo spesso parte specie con i bambini. Fra i rimasti, ci sono i partigiani, ma si sta eliminandoli.* Und am 12. 12. 1941 dankte er seiner kleinen Nichte für ihre Gebete: *Qui ci sono tanti bambini, ma, non pregano per i loro papà o zii in guerra, essi non sanno pregare. La loro mamma non ha loro insegnato. Non conoscono Dio né il bambino Gesù. Vivono male e nella miseria. Mi fanno tanta compassione e ogni volta che mangio, faccio parte con loro.* MST, Fondo Ivo Manica.

[74] So heißt es etwa in einem zusammenfassenden Bericht: *Commozione dei soldati agricoltori alla vista degli sterminati campi di grano in Ucraina.* ACS, T-821/119, Bl. 854–858 (hier Bl. 857), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (16–30 settembre 1941) sulla revisione della corrispondenza effettuata dalle Commissioni provinciali di censura postale vom 10. 10. 1941.

[75] So schrieb ein Soldat der Division „Pasubio" am 24. 7. 1942 nach Hause: *In questa città non ti puoi immaginare quante fabbriche che ci sono, di tutti i colori, ma le fabbriche più grosse sono quelle del ferro, a dirti la verità, non hai mai visto tanto ferro come qui in Russia.* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 22. 8. 1942, S. 2.

[76] Vgl. etwa die bei Ceva (wie Anm. 5) S. 75 und S. 80f., zitierten Feldpostbriefe.

[77] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 10. 7. 1942, S. 1f.

grundlegenden Schlagworte der faschistischen Propaganda seien tief in das Bewußtsein vieler Soldaten eingedrungen und hätten ihnen nicht nur in den ersten Kriegswochen als Bewertungsmaßstab für das gedient, was sie in der Sowjetunion sahen.[78] Damit war der italienische Krieg gegen die Sowjetunion aber prinzipiell anschlußfähig an den deutschen. Zwar blieben die ideologische Imprägnierung der Armee in Italien und ihre Einbindung in das faschistische Herrschaftssystem zweifellos hinter dem zurück, was man aus Deutschland kannte. Doch damit die Truppe ihre Rolle im Vernichtungskrieg an der Ostfront spielen konnte, war wohl auch keine geschlossene Weltanschauung nötig[79]; wie man heute annimmt, reichten „mentale Dispositionen", die sich aus ideologischen „Elementen speisten", aus, um „es dem einzelnen Soldaten" zu ermöglichen, „sein Handeln vor sich zu rechtfertigen oder einfach nicht weiter zu hinterfragen".

Feldpostbriefe, aus denen die Überzeugung grundsätzlicher Überlegenheit spricht und die nicht nur mit rassistischen Deutungsmustern kompatibel waren, sondern sich tendenziell mit ihnen überschnitten,[80] stützen diese Annahme. In solchen Briefen wurde das angebliche „sowjetische Paradies" wiederholt als Hölle beschrieben, seine Bewohner mit allen denkbaren negativen Adjektiven diffamiert.[81] Die Russen, so kann man immer wieder lesen, seien barba-

---

[78] In diesem Sinne bilanzierte Pardini (wie Anm. 37) S. 103: „La propaganda fascista aveva innegabilmente lavorato in profondità nella mentalità e nelle coscienze di molti italiani, sì che anche dopo quasi due anni di una guerra estremamente difficile non erano pochi coloro si richiamano ai valori sui quali il fascismo fondava la sua stessa esistenza."

[79] Vgl. J. Ganzenmüller, Ungarische und deutsche Kriegsverbrechen in der Sowjetunion 1941–1944. Eine kleine Konferenz in Freiburg und die methodischen Probleme eines Vergleichs, Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 49 (2001) S. 602–606; das folgende Zitat findet sich auf S. 605.

[80] Vgl. Kl. Latzel, Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmungen in Feldpostbriefen, in: H. Heer/Kl. Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1942–1944, Hamburg 1995, S. 447–459, hier S. 455.

[81] So schrieb etwa ein Schwarzhemd der Legion „Tagliamento" Anfang Juni 1942: *[E] non ne posso proprio più. Qui è terribile, non mi immaginavo mai una roba simile. Senza Dio, senza religione, la pura delinquenza della razza. Un loridume [sic!] spaventoso. Coloro che tanto vogliono bene a questo ‚Paradiso Russo' vorrei farli venire qui [...]* Und ein Soldat des 4. Flugabwehr-Regiments notierte fünf Wochen später: *E tra le cose che mi hanno*

risch, häßlich, bösartig, feige und grausam, unzivilisiert, verräterisch, schmutzig und verlaust. „Hier wurden nicht mehr vornehmlich Verhältnisse markiert, sondern Menschen denunziert", wie Klaus Latzel nach der Auswertung zahlreicher deutscher Feldpostbriefe von der Ostfront festgestellt hat.[82] Soldaten, die derartige Briefe schrieben, zogen einen dicken Strich zwischen sich und den Bewohnern der besetzten Gebiete, ja sie zweifelten daran, ob diese Menschen seien wie sie selbst. So notierte ein Angehöriger des 4. Flugabwehr-Regiments im Juli 1942:

> *Noi siamo accantonati in un piccolo paese, ma non lo posso descrivere perché è proibito andar fuori, causa delle malarie e delle spie. La gente qui è molto diversa dalla nostra, sono sempre sporchi, vivono in capanne come in Africa e quindi bisogna stare molto attenti per non prendere qualche infezione ...*[83]

Und einige Wochen später schrieb ein Soldat desselben Regiments an einen Freund:

> *... ebbi modo di osservare e conoscere la famosa Russia e il tanto decantato paradiso sovietico, e ti giuro che le mie impressioni sono state pessime. Uomini e cose allo stato primitivo, città e paesi scalcinati e fatti esclusivamente di capanne di paglia e fango. Gente brutta sudicia che hanno più del bestiale che dell'umano. Bimbi gracili, malati, trascurati che destano compassione. Ogni tanto dalle capanne escono maiali e persone, vivono insieme e dormono pure insieme. [...] La bellezza del Regime bolscevico è chiara e evidente ...*[84]

Das Bild, das hier beschworen wird, bedarf eigentlich keiner Interpretation. Es soll genügen, darauf hinzuweisen, daß diese „Übersetzung

colpito di più è il sistema di vivere e di abitazioni delle popolazioni del cosiddetto Paradiso Sovietico; gente che vive in capanne di terra e di paglia, vestiti con delle fogge di vestiti che sembrano del 700, che si cambieranno una volta all'anno, dove regna lo stato dei pidocchi e de[lle] cimici, e tra l'altro si nutrono quasi esclusivamente di erbe e di semi di girasole; questo è il paradiso all'infuori di qualche città più importante della grande Russia Bolscevica. MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 20. 6. 1942, S. 3f., bzw. vom 8. 8. 1942, S. 2.

[82] Latzel (wie Anm. 80) S. 453.

[83] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 10. 9. 1942, S. 4f.

oder Verschiebung von sozialen Verhältnissen in menschliche, womöglich biologische Eigenschaften [...] ein wesentliches Argumentationsmuster des modernen Rassismus" reproduziert,[85] der auch im Faschismus seinen festen Platz hatte.[86] Die Errichtung einer ehernen Grenze zwischen Zivilisation und Barbarei auf der einen und die Verwischung der Grenze zwischen Mensch und Tier auf der anderen Seite präjudizierte aber nicht nur das Urteil der Soldaten über ihre Umwelt, sondern konnte unter den besonderen Bedingungen des rassenideologischen Vernichtungskrieges in der Sowjetunion auch ihr Handeln beeinflussen. In jedem Fall dürften solche Denkmuster zusammen mit der Kriegen stets eigenen Tendenz zur Verrohung und Brutalisierung und grassierenden Gerüchten von Greueltaten der Roten Armee[87] geeignet gewesen sein, die Gewaltbereitschaft gegen Kombattanten und Nichtkombattanten zu steigern, zivilisatorische Bindungen zu lösen und die Matrix völkerrechtlicher Bestimmungen zu untergraben. Ein Hauptmann der berittenen Artillerie schrieb in diesem Sinne Ende Mai 1942 nach Hause:

> *Non posso lamentarmi di come sono sistemato, ma dopo dieci mesi di questo sciagurato paese, tra questa sciagurata gente, certi momenti viene l'impulso di bruciare tutto quanto individui e cose – che tutto ci disgust[a] quando non ci fa pietà ...*[88]

Ein Soldat des 80. Infanterieregiments hieb in dieselbe Kerbe:

> *Per ora le chiacchiere incominciano a stancare; sarebbe ora di incominciare con dei fatti almeno dopo 14 mesi che siamo a tu per tu con*

---

[84] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 7. 11. 1942, S. 3f.

[85] Latzel (wie Anm. 9) S. 179.

[86] Vgl. hierzu allgemein A. Burgio (Hg.), Nel nome della razza. Il razzismo nella storia d'Italia 1870–1945, Bologna ²2000.

[87] In einem zusammenfassenden Bericht des Militärgeheimdienstes hieß es Ende 1941: *Crudeltà dei russi verso i prigionieri catturati*; als Beleg dafür wurde ein Brief zitiert, in dem ein Soldat des 79. Infanterieregiments berichtete, daß Gefangene lebendig verbrannt, gekreuzigt und grausam verstümmelt würden. ACS, T-821/119, Bl. 830–835 (hier Bl. 835), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (16–31 ottobre 1941) sulla revisione della corrispondenza effettuata dalle Commissioni provinciali di censura postale vom 13. 11. 1941.

queste brutte faccie [sic] da maiali che solo quando li vedo mi fanno venire la voglia di puntarle il mio [fucile] 91 e farle fuoco senza compassione ...[89]

Und ein Artillerist der Division „Sforzesca" beschrieb noch im Dezember 1942, wie er und seine Kameraden Lebensmittel requirierten und Zivilisten in ihren Dienst preßten:

[Q]ui viviamo insieme alla popolazione; se non ci va il rancio, c'è sempre il modo d'arrangiarsi. Basta fare una piccola escursione e troviamo dei prodotti vari per un mese intero. [...] Mandiamo a pulire e stirare la biancheria; se si oppongono, pretendiamo il servizio colla forza. Devono fare tutto quello che vogliamo noi, se no li ammazzeremo uno a uno.[90]

Ein Angehöriger des Infanterieregiments 37 der Division „Ravenna" berichtete im Januar über das Gespräch mit einem Kameraden: „Prima dell'attacco ho parlato con Babich, egli era feroce, allegro e orgoglioso di battere i Russi. Babich mi disse che si aveva fatto dare una borraccia di benzina per bruciarli".[91] Tatsächlich sind gewaltsame Übergriffe italienischer Soldaten belegt, unter denen neben der Zivilbevölkerung vor allem Kriegsgefangene zu leiden hatten.[92] So sah sich General Zanghieri im September 1942 gezwungen, den Offizieren sei-

---

[88] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 13. 6. 1942, S. 1.

[89] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 26. 9. 1942, S. 7.

[90] Zit. nach Filatov (wie Anm. 70) S. 123.

[91] ACS, MIn, DGPS – Divisione Affari generali e riservati, 2ª Guerra mondiale (A5G), busta 30, fasc.: Revisione corrispondenza proveniente dalla Russia, Anlage zum Schreiben der Zensurkommission der Provinz Pola an das Innenministerium vom 4. 2. 1943.

[92] Vgl. Schlemmer, Italienisches Heer (wie Anm. 11) S. 44f. Zuweilen erschien den Soldaten das Vorgehen ihrer Führung sogar nicht hart genug. So schrieb ein Schwarzhemd der Legion „Tagliamento" nach den Schrecken des Rückzugs am 27. 12. 1942: *[M]aledetti russi, ma verrà anche per loro l'ultimo giorno. I nostri comandi fanno male a risparmiarli; io li ammazzerei tutti anche le donne ...* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 23. 1. 1943, S. 4.

nes II. Armeekorps einzuschärfen, daß nur in Ausnahmefällen der Befehl gegeben werden dürfe, keine Gefangenen zu machen.[93]

Damit sind wir bei der schwierigen Frage angelangt, wie die italienischen Soldaten mit der Orgie der Vernichtung umgingen, die das nationalsozialistische Deutschland in der Sowjetunion entfesselt hatte. Denn daß der Krieg gegen die Sowjetunion nicht mit dem vergleichbar war, was sie bisher erlebt hatten, und daß die deutschen Verbündeten mit tödlicher Konsequenz nicht nur gegen den *militärischen*, sondern auch gegen den *weltanschaulichen* Gegner vorgingen, blieb den italienischen Truppen beileibe nicht verborgen. Schon nach wenigen Wochen berichteten Soldaten des Expeditionskorps davon, daß Politkommissare der Roten Armee, Kriegsgefangene, aber vor allem Juden erschossen würden.[94]

Das Spektrum der Reaktionen war weit gefächert und reichte von Mitleid mit den Ermordeten,[95] offener Abscheu gegen die Grausamkeiten der Deutschen bis hin zu Indifferenz[96] oder gar Verständnis

---

[93] AUSSME, DS II 885, Diario Storico Divisione „Cosseria", settembre/ottobre 1942, allegato 186: Anordnung des Generalkommandos II. Armeekorps (Nr. 2949/02 di prot. – gez. Giovanni Zanghieri) vom 18. 9. 1942.

[94] So konnte man den zusammenfassenden Zensurberichten des Militärgeheimdienstes Ende 1941 entnehmen: *Fucilazioni in massa di ebrei da parte dei tedeschi.* Und: *I tedeschi fucilerebbero i commissari della G. P. U. fatti prigionieri.* ACS, T-821/119, Bl. 818–823 (hier Bl. 822f.), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (1–15 novembre 1941) sulla revisione della corrispondenza effettuata dalle Commissioni provinciali di censura postale vom 27. 11. 1941, bzw. Bl. 789–791 (hier Bl. 789), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (16–31 dicembre 1941) sulla censura posta estera vom 9. 1. 1942.

[95] ACS, T-821/119, Bl. 781–786 (hier Bl. 785), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (16–31 dicembre 1941) sulla revisione della corrispondenza effettuata dalle Commissioni provinciali di censura postale vom 9. 1. 1942: *Qualche espressione di pietismo nei confronti degli ebrei uccisi a centinaia dai tedeschi.*

[96] Ein Schwarzhemd der Legion „Tagliamento" schrieb am 7. 5. 1942: *[T]utti i giorni vengono fucilati dei partigiani rossi, dalle guardie ucraine che svolgono un minuzioso servizio di polizia.* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 30. 5. 1942, S. 2.

für die Maßnahmen der Verbündeten, das besonders dann zu spüren war, wenn es um die Sicherheit der Truppe oder die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Rücken der Front ging.[97] In diesen Fällen konnte das Einverständnis zwischen Deutschen und Italienern bisweilen sehr weit gehen. General Messe gab zum Beispiel am 25. Juli 1941 einen Befehl heraus,[98] der allen Soldaten des Expeditionskorps den Umgang mit Juden verbot, da diese angeblich Leib und Leben der Soldaten bedrohten. Und zwei Monate später machte er pauschal Kommunisten und Juden für die Sabotageaktionen im Rücken der italienischen Verbände verantwortlich.[99] Dieser ideologisch motivierte Generalverdacht blieb offensichtlich nicht ohne Wirkung. Als kurz darauf das Gerücht die Runde machte, die Juden würden als Heckenschützen agieren, vermerkte ein zusammenfassender Bericht des Militärgeheimdienstes: „severa reazione da parte dei nostri".[100] Und im Februar 1942 schrieb ein Unteroffizier der Bersaglieri in sein Tagebuch[101]:

---

[97] Hauptmann Luigi Guerrieri Gonzaga von der berittenen Artillerie schrieb am 20. 3. 1942: *Dunque questo popolo è buono e primitivo in molte cose, nello stesso tempo è crudele fino alla bestialità. [...] Le dottrine comuniste, in tanti anni sono penetrate molto [...]. Così si spiega il gran numero di partigiani, tutti i tentativi di sabotaggio, lo spionaggio enorme ecc. ecc. Solo la inflessibilità tedesca può un po' reprimere tutto questo [...]* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3.

[98] AUSSME, DS II 444, Diario Storico CSIR, luglio/agosto 1941, allegato 41: Comando CSIR (Nr. 3778 di prot. Op. – gez. Giovanni Messe) an die unterstellten Truppenteile vom 25. 7. 1941: *È pertanto necessario: [...] accertarsi che tutti siano edotti del pericolo che costituiscono, sia per i singoli che per i reparti, gli ebrei. Nessuno deve frequentare ebrei: si sappia che si è verificato che ebrei, adescando con donne e con false profferte di amicizia, hanno attratto soldati nelle loro case per depredarli, ferirli e talvolta ucciderli.*

[99] AUSSME, DS II 628, Diario Storico Divisione „Pasubio", settembre/ottobre 1941, allegato 224: Comando CSIR (Nr. 3377 di prot. ris. – gez. Giovanni Messe) vom 18. 9. 1941 an die unterstellten Truppenteile.

[100] ACS, T-821/119, Bl. 854–858 (hier Bl. 858), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (16–30 settembre 1941) sulla revisione della corrispondenza effettuata dalle Commissioni provinciali di censura postale vom 10. 10. 1941.

[101] AUSSME, L 13/161, Tagebuch von Francesco Zito (6. Regiment Bersaglieri), Eintrag vom 25. 2. 1942.

L'impiccagione di qualche ebreo qui ormai costituisce un semplice fatto di cronaca. Sono pagati come meritano – nessuna pietà per questi satelliti di una razza che non ha fatto altro che del male a tutta l'umanità. [...] Tutti li devono vedere questi famigerati strozzini che hanno affamato l'intera umanità. Il 22 notte le autorità tedesche ne hanno impiccato due e fucilati altre due; erano dei sobillatori.

Gleichwohl waren die Verbrechen, die an der Ostfront und in den besetzten Gebieten Polens und der Sowjetunion geschahen, kein zentraler Faktor im täglichen Leben der Soldaten, wenn es auch außer Zweifel steht, es Angehörige der italienischen Streitkräfte an der Ostfront gab, die sich angewidert vom Krieg und den deutschen Verbündeten abwandten, nachdem sie Zeugen offensichtlicher Verbrechen geworden waren.[102] In ihren Feldpostbriefen nahmen die Soldaten aber augenscheinlich nur selten darauf Bezug, und wenn sie von der Front zurückkamen, so scheinen in ihren Gesprächen andere Themen dominiert zu haben. Der im *Archivio Centrale dello Stato* verwahrte Akt *Corpo di Spedizione Militare Italiano* mit zahlreichen Berichten der Politischen Polizei legt diesen Befund jedenfalls nahe, auch wenn er eine Reihe von erschütternden Zeugnissen deutscher Greueltaten enthält.[103] In vielen Selbstzeugnissen aus der Nachkriegszeit kommt der Schilderung deutscher Untaten dagegen eine besondere Bedeutung zu,[104] sei es, um den generellen Unterschied zwischen Deutschen und Italienern zu betonen, sei es, um den Wert dieser Beobachtungen für die eigene Entwicklung zu unterstreichen.

Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Abgesehen von der Tatsache, daß es in Zeiten der Diktatur sicherlich nicht wenige vorgezogen haben zu schweigen, wird man vor allem davon ausgehen müssen, daß die Mehrzahl der Soldaten erst nach dem Krieg in der Lage war, die eigenen Erlebnisse in einen größeren Zusammenhang einzu-

---

[102] Vgl. L. Mela/P. Crespi, Dosvidania. Savoia Cavalleria dal fronte russo alla Resistenza. Due diari inediti, a cura di A. L. Parlotti, Milano 1995, S. 145ff., Einträge Luciano Melas vom 2. und 7. 3. 1942.

[103] ACS, MIn, DGPS – Divisione Polizia Politica, busta 215, fasc. 2, Bericht aus Rom vom 15. 11. 1941, Bericht aus Verona vom 1. 5. 1942 oder Bericht aus Rom vom 16. 12. 1942.

[104] Vgl. z. B. Ascari (wie Anm. 34) S. 66f., oder Revelli, Ultimo fronte (wie Anm. 7) S. Lf.

ordnen und neu zu gewichten. Oder um es mit anderen Worten zu sagen: Während der gelbe Stern an der Kleidung polnischer oder russischer Juden 1942 allenfalls ein neugieriges Photo oder einen kurzen Tagebucheintrag wert war,[105] wurde eben dieser Stern nach 1945 zum Symbol für ein Menschheitsverbrechen – die Ermordung der europäischen Juden. Denn so überraschend, wie es aus der Rückschau vielfach erscheint, kann die direkte Konfrontation mit der Stigmatisierung und Verfolgung der Juden für die Soldaten der ARMIR nicht gewesen sein. Schließlich hatte das faschistische Regime erst im Mai 1942 unter großem propagandistischen Getöse die italienischen Juden zum Arbeitseinsatz verpflichtet,[106] und es war auch nicht versäumt worden, Maßnahmen der Verbündeten wie Zwangsarbeit und Kennzeichnung mit dem gelben Stern für die eigene antisemitische Agitation auszuschlachten.[107]

Die Überlagerung verschiedener Erfahrungszusammenhänge beziehungsweise die Verdrängung individueller durch die kollektive Erinnerung zeigt sich auch am Beispiel des Verhältnisses zwischen den italienischen und den deutschen Soldaten an der Ostfront. Die meisten Autoren wurden nicht müde, dieses Verhältnis in den schwärzesten Farben zu schildern, aber tatsächlich funktionierte die deutsch-italienische „Achse" auf dem sowjetischen Kriegsschauplatz zumindest bis zum Herbst 1942 so schlecht nicht.[108] Solange es militärische

[105] Vgl. L. Boccasini, La Divisione Julia nell'inferno russo. Testimonianze, documenti, fotografie, Valdagno 1992, S. 26; D. Sanna, Un ufficiale del „Tirano" nella guerra al fronte russo. Il diario inedito del S.ten. Giuseppe Perego, Quaderno dell'Istituto Sondriese per la Storia della Resistenza e dell'Età Contemporanea 6 (2002) S. 91–98, hier S. 93.

[106] Vgl. E. Collotti, Il fascismo e gli ebrei. Le leggi razziali in Italia, Roma–Bari 2003, S. 112–117. Zur mit der Verpflichtung zum Arbeitseinsatz einhergehenden Propaganda vgl. La Difesa della Razza 5 (1942) Nr. 16 mit zahlreichen Photographien.

[107] Vgl. etwa La Difesa della Razza 4 (1941) Nr. 23, S. 16f., oder 5 (1942) Nr. 16, S. 14ff.

[108] Vgl. Schlemmer (wie Anm. 11) S. 46–52. Vielfach ist sogar eine einfache Weisheit in Vergessenheit geraten, an die Luigi Argentieri (wie Anm. 30) S. 102 erinnert hat: „Ovviamente, le truppe di due eserciti alleati, che combattevano sovente gomito a gomito contro lo stesso nemico, condividendo le stesse necessità e gli stessi pericoli, non potavo non avere momenti di cameratismo e di sincera collaborazione."

Erfolge gab und Hoffnungen auf ein siegreiches Ende bestanden, solange sich die Deutschen entgegenkommend und die Italiener dienstbeflissen zeigten, solange waren auch die Beziehungen zwischen den ungleichen Partnern zufriedenstellend. Als die Erfolge ausblieben und die Rote Armee zum Gegenangriff antrat, verschlechterte sich das deutsch-italienische Verhältnis jedoch fast täglich, wobei dieser Prozeß in den Generalstäben begann und dann allmählich auf die Truppe übergriff.

Bis dahin hatten die deutschen Kameraden im Frontalltag der italienischen Soldaten nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Man kämpfte auf derselben Seite und tauschte Orden, Glückwünsche oder sonstige, zumeist ritualisierte Freundlichkeiten aus, um das symbolische Kapital der Ehre zu mehren. Eine weitere Annäherung vereitelte neben der Sprachbarriere, die auf der anderen Seite zu zahlreichen Mißverständnissen führte, vor allem die Tatsache, daß sich die Soldaten der Wehrmacht und des königlichen Heeres oft nur flüchtig begegneten[109] und so nur selten die Gelegenheit hatten, einander besser kennenzulernen. In den Feldpostbriefen italienischer Soldaten tauchen die deutschen Verbündeten – wenn überhaupt – zumeist nur als summarische Größe auf,[110] denen positive oder negative Stereotypen zugeschrieben wurden,[111] oder sie dienten als Folie, auf die sich be-

---

[109] So schrieb etwa Ivo Manica am 19. 8. 1941 an seinen Bruder: *Con i tedeschi, grande cameratismo benché li abbia soltanto visti e sempre in passaggio.* MST, Fondo Ivo Manica.

[110] Ein Infanterist des 80. Regiments schrieb Ende Mai 1942: *Ora la bella signora Russia se ne accorgerà più avanti cosa sono i Tedeschi e gli guerrieri Italiani che nessuno li battono* ... MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 13. 6. 1942, S. 6.

[111] Ein Soldat des 120. Artillerieregiments schrieb in diesem Sinne am 14. 9. 1942 an seinen Bruder, der daran dachte, in Deutschland zu arbeiten: *[S]ono stato a contatto parecchio tempo coi nostri camerati alleati germanici e so quello che ci aspetta e ci danno che loro sono più giusti di noi e senza camor[r]a e così credo che faran[n]o altrettanto con i lavoratori – spero ... Ma non solo lo spero, ma lo so io, perché anch'io sotto la legge germanica ci andrei subito solo per la sua giustizia che sono precisi su tutto e per tutto.* MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 3, Stralci di corrispondenze provenienti dal CSIR vom 26. 11. 1942, S. 1.

stens angebliche oder tatsächliche Mißstände in den eigenen Streitkräften projizieren ließen.[112] Die Rubrik „Apprezzamenti sui nostri alleati" in den Berichten der Zensoren aus Mantua an den Militärgeheimdienst blieb jedenfalls meistens leer oder beschränkte sich auf wenig konkrete Aussagen. So hieß es in einem Bericht der Zensurkommission für die Provinz Mantua an den Militärgemeindienst vom 13. Juli 1942:

> *Apprezzamenti sui nostri alleati – In genere se ne trovano pochi. Qualche soldato si limita a dire che i tedeschi ottengono grandi vittorie, che vinceranno sicuramente, che nostri reparti aggregati agli alleati per il rastrellamento e la custodia dei prigionieri russi sono trattati discretamente bene.*[113]

Die militärische Katastrophe im Winter 1942/43 änderte alles. Auf dem fluchtartigen Rückzug nach Westen ereigneten sich unbeschreibliche Szenen, wobei deutsche und italienische Soldaten nicht selten mit der Waffe in der Hand um Fahrzeuge, Lebensmittel oder Unterkünfte stritten.[114] Nach dem weitgehenden Zusammenbruch der militärischen Ordnung regierte das Gesetz des Stärkeren mit brutaler Härte. Und nachdem das Schlimmste überstanden war, zeichneten sich die zuständigen deutschen Stellen im Umgang mit den überlebenden italienischen Soldaten, die sich nicht selten als Helden fühlten, aber wie Versager oder Feiglinge behandelt wurden, nicht gerade durch große

---

[112] So hieß es in einem zusammenfassenden Bericht des Militärgeheimdienstes: *Senso di cameratismo tra i soldati alleati. L'ammirazione per i tedeschi favorisce critiche alle nostre organizzazioni.* ACS, T-821/119, Bl. 818–823 (hier Bl. 821), Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (1–15 novembre 1941) sulla revisione della corrispondenza effettuata dalle Commissioni provinciali di censura postale vom 27. 11. 1941.

[113] MST, Fondo Ufficio Censura postale di guerra di Mantova, busta 2, fasc. 2; Commissione provinciale censura di Guerra Mantova an das Comando Supremo – SIM: Relazione quindicinale (29 giugno–13 luglio 1942) sulla censura della corrispondenza vom 13. 7. 1942. In der Fortsetzung des Zitats wird lediglich ein Gegenbeispiel angeführt.

[114] Vgl. Schlemmer (wie Anm. 11) S. 70–75, und die ausgewogene Darstellung von Alessandro Massignani, Alpini e Tedeschi sul Don. Documenti e testimonianze sulla ritirata del Corpo d'Armata Alpino e del XXIV *Panzerkorps* Germanico in Russia nel gennaio 1943. Con il diario di guerra del „Generale Tedesco presso l'8ª Armata Italiana", Vicenza 1991, S. 129–138.

Fürsorge aus. Überdies versuchten beide Seiten, einander die Schuld für das Desaster in die Schuhe zu schieben und so von den eigenen Fehlern abzulenken.

Diese kaum zu verarbeitenden Erlebnisse, der beinahe totale Zusammenbruch der militärischen Hierarchie und die gespannte Atmosphäre im Anschluß an die Kampfhandlungen führte bei vielen vor allem jüngeren Soldaten zu einer tiefgreifenden „Krise der traditionellen Werte",[115] die bis zur Aufgabe bisheriger Überzeugungen und zu einem Wechsel des Feindbilds führen konnte. Aus den ehemaligen Waffenbrüdern konnten so Verräter werden,[116] die man noch mehr hassen müsse, als man dies im Ersten Weltkrieg getan habe, und aus den zuvor als rückständig geschmähten Bewohnern der besetzten Gebiete die „einzigen Freunde des italienischen Soldaten" an der Ostfront.[117] Aussagen wie diese waren keine Seltenheit:

> *Abbiamo attraversato dei periodi in cui non si aveva più paura dei russi, ma degli italiani e dei tedeschi. Nelle nostre innumerevoli avventure di questi tre mesi abbiamo avuto le più amorevoli cure dai russi, che sono nostri nemici; mentre non dobbiamo eccessivamente lodarci dei nostri comandi italiani, e non possiamo dir bene dei nostri camerati tedeschi, i quali in ogni occasione e con ogni mezzo ci hanno fatto capire il loro disprezzo [...].*[118]

Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich Berichte, die davon zeugten, daß sich die so mächtigen und gut ausgerüsteten Deutschen geweigert hätten, ihren italienischen Kameraden in Not beizustehen, während die Zivilbevölkerung selbstlos das wenige mit den Italienern geteilt habe, das ihr noch geblieben sei. Ob diese Berichte auf wahren Begebenheiten beruhten, ob sie die Realität verzerrten oder übertrieben wiedergegeben wurden, war dabei ebenso zweitrangig wie die Tatsache, daß es während der Rückzugskämpfe auch Akte kameradschaftlicher Solidarität zwischen Deutschen und Italienern auf der einen und schwerwiegende Auseinandersetzungen zwischen italienischen Soldaten gegeben hatte – von Übergriffen italienischer gegen deut-

---

[115] Rochat (wie Anm. 7) S. 470.
[116] Vgl. Revelli, Mai tardi (wie Anm. 7) S. 191 und S. 201.
[117] Tolloy (wie Anm. 27) S. 92.
[118] Zit. nach Cavallo (wie Anm. 54) S. 184.

sche Soldaten ganz zu schweigen. Eine geschlagene Armee suchte gleichermaßen ein Ventil für ihren Zorn und ihre Trauer wie neue Muster zur Stiftung kollektiver Identität, wobei der antideutsche Stimmungsumschwung insbesondere den Offizieren ins Konzept paßte, die nach der Katastrophe Erklärungen abgeben, das eigene Verhalten rechtfertigen und ihrer Truppe neues Leben einhauchen mußten.

5. Als die letzten Kontingente des königlichen Heeres Ende Mai 1943 von der Ostfront in die Heimat verlegt wurden, hatten die Truppen der „Achse" in Tunesien bereits kapituliert. Die Reste der 8. Armee kamen in ein Land zurück, das in absehbarer Zeit selbst zum Kriegsschauplatz zu werden drohte und das sich zudem in einer tiefen politischen, ökonomischen und sozialen Krise befand. Die Bemühungen der faschistischen Führung, die aus der Sowjetunion zurückkehrenden Soldaten in ihrem Sinne zu beeinflussen, blieben unter diesen Bedingungen Stückwerk und hatten allenfalls kurzfristigen Erfolg.[119] Mit dem Sturz Mussolinis wurden sie ohnehin obsolet.

Wir wissen noch wenig darüber, welches Schicksal den Soldaten der 8. Armee, die der Gefangennahme durch die Rote Armee entgangen waren, nach dem Frontwechsel Italiens und der Besetzung des Landes durch deutsche Truppen im September 1943 zu Teil wurde. Manche kämpften auf deutscher Seite weiter, andere gingen zu den Partisanen oder schlugen sich in den bereits von den Alliierten besetzten Süden Italiens durch, um sich dort den Truppen der legitimen königlichen Regierung unter der Führung von Marschall Badoglio anzuschließen. Die meisten dürften jedoch als sogenannte Militärinternierte nach Deutschland deportiert worden sein, wo sie das armselige Dasein ausgebeuteter Zwangsarbeiter fristeten. Eine unbekannte Zahl von Militärinternierten, die zwischen 1941 und 1943 an der Ostfront gekämpft hatten und zu ihrem Unglück 1945 der Roten Armee in die Hände fielen, traf es noch härter. Auf sie wartete nicht die Freiheit, sondern der GULag.[120] Wer, mit anderen Worten, die Kämpfe an der

[119] Vgl. etwa AUSSME, H 5, busta 3 RR, fasc. 4, Bericht: Missione compiuta nel territorio della giurisdizione del XXXV Corpo d'Armata, 17.–24. 5. 1943; zur Propaganda vgl. das Beispiel L. E. Gianturco, Ritorno dalla Russia, Roma 1943, zu ihrer Wirkung Revelli, Mai tardi (wie Anm. 7) S. 203f.

[120] Vgl. etwa AUSSME, H 8/83, Trattamento dei prigionieri italiani in mano russa.

Ostfront überlebt hatte, auf den kamen einschneidende Erlebnisse anderer Art zu, die wiederum die Erinnerung an den Krieg gegen die Sowjetunion nachhaltig beeinflussen konnten.

Die Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg im allgemeinen und mit dem Krieg an der Ostfront im besonderen war jedoch nicht nur ein individueller, sondern auch ein kollektiver Prozeß, dessen politische Bedeutung darauf beruhte, daß Fremd- und Selbstwahrnehmung des neuen Italien in entscheidender Weise mit der Interpretation des Faschismus und seiner Kriege verknüpft waren. Dies hatten auch die politischen Kräfte erkannt, die nach dem Sturz Mussolinis das Ruder des schlingernden italienischen Staatsschiffes übernommen hatten. Filippo Focardi hat in einem glänzenden Aufsatz bereits 1996 eindringlich die Intentionen und Inhalte einer politisch-propagandistischen Offensive beschrieben, die im Kern drei Ziele verfolgte:[121] Zunächst ging es darum, den von den Deutschen und den Faschisten von Salò erhobenen Vorwurf des Verrats abzustreifen, ja den Spieß wenn möglich umzudrehen; dann sollte die italienische Bevölkerung zum Kampf gegen die immer brutaler vorgehenden deutschen Besatzer ermutigt werden, um so einen möglichst großen Beitrag zur Befreiung des Landes von den „Nazi-Faschisten" zu leisten; schließlich hoffte man, die zögernden Alliierten zu Kompromissen bewegen zu können und Italien so einen möglichst schonenden Übergang aus dem Lager der Achsenmächte in das Lager der demokratischen Staaten zu ermöglichen.

Ein zentraler Bestandteil dieser Form von Geschichtspolitik, die von politischen Notwendigkeiten ausging, aber zugleich den psychologischen Bedürfnissen einer zutiefst verunsicherten und gespaltenen Nation entsprach, war der Topos von den bösen Deutschen, die während des Krieges tatsächlich kaum eine Gelegenheit ausgelassen hatten, um sich als Vertreter der „razza più feroce e maledetta del

---

Zum Gesamtzusammenhang vgl. G. Schreiber, Die italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich 1943–1945. Verraten, verachtet, vergessen, München 1990.

[121] Vgl. Focardi (wie Anm. 23) S. 57–68; zum Gesamtzusammenhang vgl. auch ders., La Guerra della memoria. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi, Roma–Bari 2005, S. 3–32.

mondo" und als „discendenti motorizzati di Attila" zu profilieren.[122] Der deutsche Sündenbock erleichterte es ungemein, die Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg und die Verbrechen in den gemeinsam besetzten Gebieten auf die schrecklichen Nachbarn jenseits der Alpen abzuwälzen, zumal der Topos von den bösen Deutschen durch den Topos von den guten Italienern ergänzt wurde, die solcher Untaten gar nicht fähig seien und letztlich selbst als Opfer ihrer früheren Verbündeten angesehen werden müßten. Dichtung und Wahrheit in geschickter Form miteinander verknüpfend, gelang so eine Deutung der Vergangenheit, die auf einen breiten Konsens in der Bevölkerung rechnen konnte, das Heer der ehemaligen Faschisten entlastete und die Soldaten der königlichen Streitkräfte pauschal von allen Vorwürfen freisprach, Kriegsverbrechen begangen zu haben. Dies war jedoch im Kern nichts anderes als „die italienische Variante der deutschen Wehrmachtslegende", wie Wolfgang Schieder ebenso hellsichtig wie scharfzüngig festgestellt hat.[123]

Eine Geschichtspolitik, die auf die ausschnitthafte „Verkürzung" eines „viel umfassenderen Kriegserlebnisses" und auf die Verdrängung der Erinnerung an den Krieg mit den Deutschen durch die Erinnerung an den Krieg gegen die Deutschen hinauslief,[124] bot aber auch den ehemaligen Soldaten der 8. italienischen Armee Erklärungs- und Interpretationsmuster an, in die sich ihre eigenen Erfahrungen mehr oder weniger problemlos einfügen ließen. So wurde die *Campagna di Russia* praktisch auf den Rückzug vom Don mit allen seinen Schrecken reduziert und der Wechsel des Feindbildes, der noch an der Ostfront eingesetzt hatte, gleichsam offiziell sanktioniert. Damit verschwamm aber auch die Grenze zwischen Opfern und Tätern fast bis zur Unkenntlichkeit, oder besser: diese Grenze wurde neu gezogen. Wie die

---

[122] Zit. nach A. Osti Guerrazzi, Kain in Rom. Judenverfolgung und Kollaboration unter deutscher Besatzung 1943/44, in VfZ 54 (2006).

[123] W. Schieder, Die römische Werwölfin. „Gute Leute, diese Italiener", hieß es einst über die Armeen des Duce, doch neue Quellen dokumentieren Verbrechen und Verdrängen, Süddeutsche Zeitung, 7. 1. 2002, S. 15.

[124] L. Klinkhammer, Kriegserinnerung in Italien im Wechsel der Generationen. Ein Wandel der Perspektive?, in: Chr. Cornelißen/L. Klinkhammer/W. Schwentker (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt a. M. 2003, S. 333–343, hier S. 336 f.

Völker der Sowjetunion erschienen die Soldaten des königlichen Heeres nun als Opfer der Deutschen, ohne die der italienische Bauer niemals auf den russischen geschossen hätte.[125] Veteranentreffen, Besuche ehemaliger Frontkämpfer in den einstigen Kampfgebieten oder gemeinsame Denkmäler verstärkten diesen Trend noch und trugen zwar zur Völkerverständigung, nicht aber zur Aufklärung bei.[126] Versöhnungsgesten wie der Bau eines Kindergartens in Rossosch, wo sich bis Januar 1943 das Kommando des Alpinikorps befunden hatte, dienten auch dazu, den Mythos vom guten Italiener mit neuem Leben zu erfüllen. Wer den Freiwilligen der *Operazione Sorriso* bei der Arbeit zusah,[127] fragte sicher nicht danach, wer seinerzeit die Ermordung der im Stadtgefängnis von Rossosch einsitzenden Häftlinge zu verantworten hatte.[128] Doch dies sind Splitter einer *anderen* Erinnerung an die *Campagna di Russia* – Splitter, die vielfach Irritationen auslösen, aber der weiteren Forschung den Weg weisen.

---

[125] *Due Paesi a civiltà contadina hanno un mucchio di cose in comune*, bemerkte ein Veteran, der die Schlachtfelder von einst mehr als 60 Jahre später noch einmal besuchte, im Gespräch mit einem Journalisten, vgl. L'Alpino Ugo è tornato sul Don per chiedere scusa, Corriere della Sera, 29. 12. 2004.

[126] So kritisch zu einer auch in Deutschland gepflegten Praxis Th. Kühne, Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes". Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, Geschichte und Gesellschaft 22 (1996) S. 504–529, hier S. 524.

[127] Vgl. G. Roggero, Lungo il Don. Fiume di guerra, fiume di pace, Milano 1998, S. 163ff.

[128] Noch einen Tag bevor Rossosch am 16. 1. 1943 von den Alpini aufgegeben werden mußte, erhielt ein Leutnant der Carabinieri den Befehl, für die Erschießung sowjetischer Häftlinge zu sorgen; AUSSME, DS II 837, Bericht von Leutnant Domenico Lazzarini über den Einsatz der 422ª Sezione alpina CC.RR. zwischen dem 15. 1. und dem 5. 2. 1943. Sowjetische Quellen behaupteten später, es seien etwa 30 Häftlinge erschossen worden; Archivio Storico Diplomatico del Ministero degli Affari Esteri, Rapp. Dip. – Russia 1861–1950, 320/3, Aufstellung: Militari italiani richiesti dall'URSS per fatti inerenti a crimini di guerra, vgl. auch Bigazzi/Zhirnov (wie Anm. 22) S. 35.

RIASSUNTO

La guerra, condotta tra il 1941 e il 1943 dall'Italia fascista, accanto alla Germania nazionalsocialista, contro l'Unione sovietica, ha provocato una cicatrice profonda nella memoria collettiva dell'Italia. Non è un caso che la sconfitta dell'8ª Armata italiana sia stata elevata a storia di un tragico destino. La suggestiva miscela di poesia e verità, riconfermata di continuo da innumerevoli rapporti memorialistici e testimonianze, si era consolidata ben presto, tanto da far apparire superfluo ogni esame critico. Al contrario, il mito della lotta e della sconfitta dell'Armata italiana in Russia entrò rapidamente a far parte del catalogo dei canoni quasi sacri a proposito della storia d'Italia nella Seconda Guerra mondiale. Questo contributo cerca di mettere alla prova alcune certezze profondamente radicate sulla guerra di Mussolini nell'Unione sovietica che, ancora oggi, determinano non solo la memoria di molti testimoni, ma condizionano anche sia l'interesse conoscitivo sia i giudizi di alcuni storici. Viene presunto in questo contesto che la *memoria* collettiva, spesso però anche quella individuale, del dopoguerra, non corrisponda alle *esperienze* fatte dai soldati italiani tra il 1941 e 1943 sul fronte orientale. Il saggio si articola in tre parti. In un primo momento vengono ricostruiti gli elementi più importanti del mito creatosi intorno alla campagna di Russia. Poi viene contrapposto a questa forma di memoria collettiva quello che si può ricavare dalle fonti dell'epoca come esperienza della guerra fatta dai soldati italiani sul fronte orientale. La terza parte tratta in forma di tesi il rapporto di tensione tra esperienza e memoria. L'analisi si basa soprattutto sull'esame di lettere dal fronte, su rapporti da parte degli uffici di censura, su analisi italiani a proposito del morale della truppa, su fonti tedesche relative allo stato delle divisioni italiane sul fronte orientale e sui rapporti della polizia politica riguardo allo stato d'animo della popolazione.

MISZELLE

LA *PORTIO CANONICA*, LE CLARISSE, IL LEGATO PAPALE, IL VICARIO DI ROMA E UN ARBITRO

Spigolature intorno ad un documento inedito del 1360

di

ANDREAS REHBERG

Il 16 settembre 1360, *in podiis sub porticali* della sua abitazione, il *legum doctor* Giacomo Muti pronunciò il lodo per un arbitrato in una lite fra i canonici di S. Cecilia in Trastevere e il convento delle Clarisse di S. Lorenzo in Panisperna a Roma[1] (rappresentate dal loro *sindicus* Niccolò *de lo Ministro*[2]), per la *quarta canonica portio* su un lascito di 400 pecore in favore del

[1] Le pergamene superstiti di questo convento (per la cui storia manca ancora uno studio completo, vedi sotto nota 37) vengono conservate negli Archivi generali dei frati minori a Roma, Fondo del monastero di S. Lorenzo in Panisperna (d'ora in poi AOFMP). Il „Repertorio generale delle scritture esistenti nell'Archivio del nostro monasterio", ibid., redatto fra il 1763 e il 1768, elenca anche documenti oggi non più reperibili. Fortunatamente qualche atto è stato riprodotto in copia o in forma di regesto da Pierluigi Galletti († 1790) in BAV, Vat. lat. 7929 e 7955. Ringrazio Maria Rita Severo, impegnata nella stesura di un inventario sul fondo suddetto, per l'aiuto nel rintracciare documenti papali e altri atti processuali a riguardo, ricerca purtroppo rimasta senza esito. Un altro grazie spetta a mia moglie Laura Bassotti e a Sara Menzinger per la correzione dell'italiano di questo contributo.

[2] Niccolò *de lo Ministro* è documentato come *factor* del convento di S. Lorenzo in Panisperna nel 1348 e nel 1354: R. Mosti, I protocolli di *Johannes Nicolai Pauli*. Un notaio romano del '300 (1348–1379), Collection de l'École française de Rome 63, Rome 1982, p. 53 doc. 100 (1348 ott. 31); p. 70 doc. 145 (1354 mar. 26).

convento. Il donatore, Cecco di Giacomo Frangipane,[3] era stato *parocchianus* della detta chiesa trasteverina nella quale il suo corpo era stato sepolto, come stabilito nel suo testamento redatto dal notaio Francesco *Pucii*.[4] Nella decisione arbitrale conservata negli Archivi generali dei frati minori a Roma, ignota fino ad oggi ed edita in appendice, si fa riferimento alle tante tappe del contenzioso trascinatosi, apparentemente, per quasi due decenni.[5] Lo stesso Giacomo Muti fu inoltre chiamato a esaminare altri atti riguardanti la *quarta portio* richiesta dal clero secolare su tutti i lasciti. Per affrontare tale argomento le due parti si erano già accordate, in precedenza, sugli arbitri Pietro di

---

[3] A prima vista potrebbe trattarsi di quel Francesco (= Cecco) di Giacomo Frangipane di Trastevere che il 23 novembre 1348 sposò Margherita di Giovanni Cerroni: ibid. p. 60 doc. 118. In un processo che si celebrava negli anni Quaranta del Trecento un Cecco Frangipane, forse identico al nostro, viene ricordato come già morto; ebbe una moglie di nome Filippa: A. de Boüard, Le régime politique et les institutions de Rome au Moyen-Age, 1252–1347, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 118, Paris 1920, p. 332 (1340 feb. 24–1349 set. 5).

[4] Il notaio Francesco *Pucii*, almeno nel 1366, risulta residente nel rione Campitelli. Per alcuni documenti che lo riguardano: Lettres communes. Jean XXII (1316–1334), ed. G. Mollat, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 3e série/I^{bis}, Paris 1904–1947, nr. 49773 (1330 giu. 1: Saba di Francesco *Pucii* riceve la *gratia expectativa* ad un canonicato alla chiesa di S. Maria Rotonda a Roma); AS Roma, Archivio dell'Arciospedale S. Spirito in Sassia, cass. 61, nr. 107 (1344 ott. 23: è menzionato qui suo figlio Saba come notaio); ibid., nr. 112 (1347 lug. 20: come notaio stipula la compravendita fra i fratelli Rinaldo e Giordano Orsini, del ramo di Marino, e l'acquirente Giacomo precettore di S. Spirito in Sassia riguardante il *castrum Campovarii*); Roma, Archivio Storico Capitolino (d'ora in poi ACap.), Archivio Urbano, I/649, vol. 7, fol. 22r (1364 giu. 15: è fra gli otto notai che con questo atto vengono nominati procuratori *ad causas* dal *magister Jacobus fisicus* del rione Colonna e dallo *scribesenatus* Lorenzo *de Amedeis* del rione Pigna); ibid., I/649, vol. 8, fol. 18r–v (1366 gen. 13: è fra i sei uomini, perlopiù notai, che con questo atto vengono nominati procuratori *ad causas* dai *nobiles viri Ciaffus* Tedallini, Antonio del fu Lorenzo di Giacomo *Surdi* del rione Colonna, *Bucius Jubillei de Cintheis* del rione Trevi e da Onofrio Tignosi del rione Pigna).

[5] Come discusso in nota 3, non è sicura la data della morte del Frangipane. Il vescovo di Anagni Giovanni Pagnotta, chiamato a pronunciarsi in un altro caso simile in qualità di vicario di Roma, morì nel 1342 (vedi nota 29). La controversia fra gli ordini Mendicanti e il clero secolare sui diritti parrochiali risale al Duecento. Vedi sotto note 20 e 23.

Francesco *Angeli Johannis Cinthii*, canonico vaticano,[6] e Saba *de Amedeis, causidicus*[7] (il *compromissum*[8] fu redatto dal notaio Giovanni di Niccolò Coffi[9]) (rr. 17–23). Un altro arbitrato fu affidato allo stesso canonico Pietro e

[6] Nipote dell'insigne giurista *Matheus Angeli Johannis Cinthii* e canonico di S. Pietro, morì nello stesso anno dell'atto che stiamo trattando, cioè il 29 settembre 1360: M. Bertram/A. Rehberg, Matheus Angeli Johannis Cinthii. Un commentatore romano delle Clementine e lo Studium Urbis nel 1320, QFIAB 77 (1997) pp. 84–143, qui 104 con la nota 64.

[7] Saba di Pietro Amadei del rione Pigna era *iudex delegatus*, *iurisperitus* e *causidicus*, ed è documentato in veste di giudice e testimone in diversi atti interessanti anche baroni come i Colonna e gli Orsini; tale circostanza non fu però di impedimento quando nel 1354 sostenne – insieme con suo fratello Lorenzo *scriba senatus* – il governo del „secondo" tribuno Francesco Baroncelli: cfr. i documenti citati in A. Rehberg, Kirche und Macht im römischen Trecento. Die Colonna und ihre Klientel auf dem kurialen Pfründenmarkt (1278–1378), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 88, Tübingen 1999, p. 368sg. (nota 19). Saba fu chiamato spesso come arbitro: cfr., per esempio, i *compromissa* in Mosti, I protocolli di *Johannes Nicolai Pauli* (vedi nota 2) p. 134 doc. 319 (1360 mag. 1: in una lite fra due Capocci) e p. 155 doc. 365 (1360 nov. 16: in una lite fra un monastero e un notaio).

[8] Per il formulario di questi *compromissa* e lodi, vedi le *cartae/instrumenta compromissi* ibid., passim (vedi per qualche esempio sopra nota 7) e – con la formula *arbiter, arbitrator, amicabilis compositor et communis amicus* – I. Lori Sanfilippo, Il protocollo notarile di Lorenzo Staglia (1372), Codice diplomatico di Roma e della Regione romana 3, Roma 1986, pp. XXVII, 16s. doc. 13 (1372 gen. 10: compromisso), p. 18, doc. 14 (1372 gen. 10: lodo), p. 24sg. doc. 19 (1372 gen. 15: compromisso nella persona di un canonico di S. Eustachio), p. 27sg. doc. 23 (1372 gen. 20: lodo di questo canonico), p. 40sg. doc. 35 (1372 feb. 12: compromisso), p. 45sg. doc. 39 (1372 feb. 18: compromisso), p. 47sg. doc. 40 (1372 feb. 18: compromisso), p. 48sg. doc. 41 (1372 feb. 18: compromisso), p. 55sg. doc. 47 (1372 feb. 22: lodo), p. 56sg. doc. 49 (1372 feb. 24: lodo), pp. 82–84 doc. 73 (1372 apr. 22: lodo), p. 100sg. doc. 89 (1372 mag. 24: compromisso), p. 161sg. doc. 145 (1372 dic. 16: compromisso) e p. 162sg. doc. 146 (1372 dic. 16: lodo). Per altre regioni italiane cfr. Collectio chartarum pacis privatae medii aevi ad regionem Tusciae pertinentium, Testo ed introduzione storica di G. Masi, Milano 1943, pp. 89sg., 93sg., 122–124, 249, 300 e L. Martone, Arbiter-arbitrator, Forme di giustizia privata nell'età del diritto comune, Napoli 1984, p. 225sgg. (appendice).

[9] Il notaio Giovanni (anche: *Nutius*) di Niccolò Coffi, già stipulatore della procura delle Clarisse di S. Lorenzo in Panisperna per il loro *sindicus* Niccolò (vedi r. 10), è documentato in BAV, Ott. lat. 2549, vol. 3, c. 1303 (del 1355[?]: qui è testimone – con l'aggiunta al nome *Ciccharelli* – in un atto che riguarda Sciarra Colonna e il *lacus de Castilione* spettante al monastero di S. Pras-

all'arciprete di S. Maria Rotonda Angelo *de Morçono* (rr. 23–25). Al giudizio del Muti era stato sottoposto anche il *rescriptum* richiesto dal priore e dai suddetti canonici di S. Cecilia all'*apostolice sedis legatus*, coiè Androin de la Roche ed Egidio Albornoz cardinale vescovo di Sabina,[10] che avevano affidato il caso al canonico vaticano Angelo Tartari.[11] Era stato fatto un *processum*

---

sede), in F. Nerini, De templo et coenobio sanctorum Bonifacii et Alexii historica monumenta, Romae 1752, p. 535, doc. 72 (20 giu. 1360: come testimone della sentenzia pronunciata dal *iudex palatinus* Francesco di Bologna in una lite dei monaci di SS. Bonifacio e Alessio con Giacobello Orsini e Giovanni di Paolo di Nicola Annibaldi riguardante il *castrum Verpose*), Subiaco, Biblioteca Statale di S. Scolastica, Archivio Colonna (d'ora in poi ACol.), III BB LXII, 23 (1366 giu. 20; ago. 31: come procuratore di Landolfo di Francesco Colonna e di sua madre Simonetta in una lite con Caterina e *Lodoycus* del fu Giovanni Catellini per la terza parte *totius castri Montis Algiani*) nonché in ACap., Archivio Urbano, I/649, vol. 11, fol. 43r (1371 set. 6: dove si fa riferimento – sempre nel contesto della lite per il *castrum Montis Aliani* – a un atto di compravendita stipulato dal nostro Coffi).

[10] Dato che questi due legati si susseguirono nel ufficio nel 1358, si può concludere che il *rescriptum* menzionato risalga proprio a quest'anno. Cfr. per i due legati G. Mollat, La première légation d'Androin de la Roche, abbé de Cluny, en Italie (1357–1358), Revue d'histoire de l'Église en France 2 (1911) pp. 385–403; G. Mollat, Androin de la Roche, in: Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastique, vol. 2, Paris 1912–1914, coll. 1770–1773; Correspondance des Légats et Vicaires-Généraux. Gil Albornoz et Androin de la Roche (1353–1367), par J. Glénisson et G. Mollat, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 203, Paris 1964 e E. Duprè Theseider, Albornoz, Egidio de, DBI, vol. 2, Roma 1960, pp. 45–53. Per quanto riguarda la facoltà concessa al legato da Innocenzo VI di poter decidere in casi riguardanti gli ordini religiosi cfr. J. Trenchs/C. Saez, Catálogo de los fondos del Archivo albornociano (Bolonia), in: El Cardenal Albornoz y el Colegio de España, IV, Studia Albornotiana 35, Bologna 1979, p. 222 doc. 5 (1353 giu. 30).

[11] Angelo di Giacomo Tartari era già canonico di S. Lorenzo in Damaso quando nel 1342 ottenne la *gratia expectativa* per un canonicato a S. Pietro: Lettres communes. Jean XXII (vedi nota 4) nr. 17719 (1323 giu. 17); ASV, Reg. Vat. 149, fol. 301v–302r (1342 dic. 3). Montel lo conosce come canonico di S. Pietro solo per gli anni 1358/59: R. Montel, Les chanoines de la Basilique Saint-Pierre de Rome des statuts capitulaires de 1277–1279 à la fin de la papauté d'Avignon. Étude prosopographique, Rivista di Storia della Chiesa in Italia 43 (1989) pp. 1–49, 413–479., qui p. 18sg. Purtroppo nessun atto riguardante le faccende qui descritte si trova in Diplomatario del cardenal Gil de Albornoz. Cancillería pontificia (1354–1356), Introducción por E. Sáez y M. T. Ferrer

nel quale erano stati esaminati dei testimoni e in cui è ricordato anche l'*assessor* del Tartari, il canonico Simone di S. Maria in Trastevere (rr. 25–32). Un secondo processo, di cui l'*arbiter* aveva preso visione nel 1360, si era concluso in favore delle Clarisse per decisione del *generalis auditor causarum* del cardinale Albornoz, Niccolò canonico di Siviglia[12] (rr. 32–37). Ma esistiva anche un *rescriptum apostolicum*,[13] richiesto, ancora una volta, dai canonici di S. Cecilia, e destinato, in veste di esecutori, al prevosto di S. Audomaro Stefano Colonna,[14] a Francesco Tebaldeschi[15] e a Pietro Romani di Trastevere (rr. 37–41).[16] Tutti questi processi e documenti erano costati talmente tanto da essere registrati, come pare, da due notai, Giovanni *Egidiocii* (o *Egidii*)[17] e Antonio *Fuscini*, che avevano stipulato il *compromissum* alla base dell'impegno del Muti come arbitro (rr. 42–47). I costi dovevano essere teoricamente saldati dal perdente e perciò era ovvio che all'arbitro era richiesto di trovare una soluzione che soddisfacesse entrambe le parti. Rielencando brevemente

---

y estudio diplomático por J. Trenchs Odena, 3 voll., Barcelona 1981 e Correspondance des Légats (vedi nota 10).

[12] Questo Niccolò coincide probabilmente con l'omonimo „auditeur de la cour spirituelle de la province de Romagne". Il suo dottorato è menzionato nel dicembre 1358: ibid., p. 162 nota, p. 187 nota.

[13] Questo rescritto non è rintracciabile in P. Gasnault (ed.), Innocent VI (1352–1362). Lettres Secrètes et Curiales, Paris 1968sgg. (purtroppo incompiuto e senza indici).

[14] Per il dotto membro di un ramo laterale (di Belvedere) della nota famiglia baronale romana e amico di Petrarca che morì nel settembre 1378 poco dopo essere stato nominato cardinale da Urbano VI, cfr. Rehberg, Kirche und Macht (vedi nota 7) p. 433sg. (C 46).

[15] Il Tebaldeschi era canonico e priore della basilica di S. Pietro in Vaticano, creato cardinale da Urbano V nel 1368 († 1378 set. 7): Montel, Les chanoines (vedi nota 11) pp. 7–9.

[16] Questo Pietro era sicuramente membro dell'importante famiglia Romani imparentata con i Bonaventura ugualmente residenti a Trastevere. Si tratta probabilmente dell'omonimo Pietro Romani, che, nel 1325, è documentato come *clericus chori* nella basilica di S. Pietro: A. Rehberg, Die Kanoniker von S. Giovanni in Laterano und S. Maria Maggiore im 14. Jahrhundert. Eine Prosopographie, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts 89, Tübingen 1999, p. 353. Per il suo contesto sociale, cfr. ibid. e S. Carocci, Baroni di Roma. Dominazioni signorili e lignaggi aristocratici nel Duecento e nel primo Trecento, Nuovi studi storici 23, Roma 1993, p. 343 sgg.

[17] Data la diffusione dei nomi Giovanni ed Egidio, non è facile trovare ulteriori notizie su questo notaio. Rinvio solo ad un chierico Giovanni di Egidio ricordato in Rehberg, Kanoniker (vedi nota 16) p. 404sg. (M 109).

i documenti sopracitati, il piccolo dossier delle cause risulta composto dal testamento di Cecco Frangipane, dei *compromissa*, dei *rescripta domini legati*, del *rescriptum apostolicum* con i rispettivi atti, nonché dalla sentenza del *generalis auditor causarum domini legati* emessa in favore delle suore (rr. 47–63).

Ma l'arbitro Giacomo Muti prese in considerazione anche altri atti. Particolarmente interessanti sono i riferimenti a *certis apostolicis privilegiis* concessi agli ordini Mendicanti e alle Clarisse dai papi Innocenzo – si può trattare in realtà solo di Innocenzo IV[18] – e Bonifacio VIII (di cui tratteremo subito) che sarebbero stati confermati da Giovanni XXII (rr. 63–71). Sebbene di Innocenzo IV si conoscano tanti privilegi in favore delle Clarisse e dei Francescani (innanzitutto se si considerano anche i privilegi rilasciati per singoli conventi e non solo quelli per l'intero ordine[19]), sorprende in questo contesto la menzione del suo nome, data la nota avversità del papa Fieschi alle troppe pretese degli ordini Mendicanti in campo pastorale.[20] Non è chiaro a quale

[18] In mancanza di un numero d'ordine, il papa in questione potrebbe essere Innocenzo III (1198–1216), Innocenzo IV (1243–1254) e Innocenzo V (1276). Risulta più probabile Innocenzo IV, dato che l'ultimo governò appena cinque mesi, mentre per Innocenzo III si discute solo di un dubbioso *privilegium paupertatis* per Chiara d'Assisi: W. Maleczek, Das „Privilegium paupertatis" Innocenz' III und das Testament der Klara von Assisi. Überlegungen zur Frage ihrer Echtheit, in: Collectanea Franciscana 65 (1995) pp. 5–82 (trad. italiana: Chiara d'Assisi. La questione dell'autenticità del Privilegium Paupertatis e del testamento, Collezione Aleph 4, Milano 1996).

[19] Cfr. Bullarium Franciscanum Romanorum pontificum, ed. J. H. Sbaralea, 4 voll., Roma 1759–1768 (rist. anast. Assisi 1983–1984), qui I, p. 303sgg. (in particolare nr. 492 [1253 lug. 21/26] e nr. 502 [1253 set. 16]); Les Registres d'Innocent IV, ed. E. Berger, 4 voll., Paris 1882–1896, passim; C. Eubel, Bullarii franciscani epitome et supplementum, Apud Claras Aquas 1908, pp. 31sgg.; Annales Minorum, vol. 3, Ad Claras Aquas 1931, p. 475sgg.; Gratien de Paris, Histoire de la fondation et de l'évolution de l'Ordre des Frères Mineurs au XIIIe siècle. Bibliographie mise à jour par M. D'Alatri et S. Gieben, Roma 1982, pp. 205, 213 e ad indicem; B. Mathis, Die Privilegien des Franziskanerordens bis zum Konzil von Vienne (1311). Im Zusammenhang mit dem Privilegienrecht der frühen Orden dargestellt, Paderborn 1927, qui pp. 14, 31, 40, 49, 52, 54, 66, 68, 87, 104; W. R. Thomson, Checklist of Papal Letters relating to the Orders of St. Francis: Innocent III–Alexander IV, Archivum Franciscanum Historicum 64 (1971) pp. 367–580 (anche estratto a parte), in particolare 46–117 e J. Moorman, A History of the Franciscan Order from its Origins to the Year 1517, Oxford 1988, p. 121sg.

[20] Il 21 novembre 1254, con la bolla *Etsi animarum* Innocenzo IV restrinse loro

documento si faccia qui riferimento, visto che le tante bolle di Giovanni XXII in favore dei frati minori e delle Clarisse[21] in generale non menzionano esplicitamente papa Innocenzo IV.[22] Particolare attenzione suscita il rinvio ad uno *speciale privilegium sive decretalem de legatis* (rr. 72–76); nonostante il titolo inconsueto *de legatis* (dato che essa affronta anche altri argomenti) si tratta probabilmente della costituzione *Super Cathedram*, pubblicata il 18 febbraio 1300 da Bonifacio VIII e inserita nelle Clementine e nelle *Extravagantes communes* (Clem. 3.7.2, Extrav. com. 3.6.2).[23] Evidente è la citazione dell'ele-

---

il campo d'azione per quanto riguarda la predicazione e confessione, e impose loro di cedere ai parroci la *portio canonica* per quelle persone che sceglievano di essere seppellite nelle chiese dei frati: Eubel, Bullarii (vedi nota 19) pp. 259–261; cfr. K. Balthasar, Geschichte des Armutsstreites im Franziskanerorden bis zum Konzil von Vienne, Vorreformationsgeschichtliche Forschungen 6, Münster i. W. 1910; M. P. Alberzoni, Bonifacio VIII e gli Ordini mendicanti, in Bonifacio VIII. Atti del XXXIX Convegno storico internazionale, Todi, 13–16 ottobre 2002, Atti dei convegni del Centro Italiano di Studi sul basso medioevo-Accademia Tudertina e del Centro di studi sulla spiritualità medievale. Nuova serie 16, Spoleto 2003, pp. 365–412, qui 373sg.

[21] Giovanni XXII rinforzò la posizione dei frati minori nei confronti dei vescovi e dei parroci, fra l'altro, con la bolla *Nuper ex parte vestra* del 1319 (che si basa esplicitamente sulla *Super cathedram* di Bonifacio VIII) e con la bolla *Vas electionis* del 1321: Bullarium Franciscanum Romanorum pontificum, vol. 5, a cura di C. Eubel, Roma 1898, p. 178 nr. 382 (13 dic. 1319); p. 208sg. nr. 437 (24 lug. 1321); cfr. H. Lippens, Le droit nouveau des Mendiants en conflit avec le droit coutumier du clergé séculier du Concile de Vienne à celui de Trente, Archivum Franciscanum Historicum 47 (1954) pp. 241–292, qui 255sg. Giovanni XXII concedette, per esempio, nel 1323 alle Clarisse di Perpignan di poter usufruire dei privilegi dei frati minori: Bullarium Franciscanum cit., V, nr. 497 (1 mag. 1323). Il papa, nel 1330, proibì di molestare le Clarisse di Sisteron nel ricevere sepolture (rinviando alla *Super cathedram*): ibid., p. 456 nr. 834 (11 gen. 1330).

[22] L'unico caso – a me noto – in cui si abbia un riferimento esplicito di Giovanni XXII a Innocenzo IV si trova nella bolla pubblicata ibid., p. 506sg. nr. 928 (29 ago. 1331), dove Giovanni XXII conferma le indulgenze in favore dell'ordine dei frati minori concesse dai suoi predecessori, a partire da Innocenzo IV in poi.

[23] Ed. Corpus Juris Canonici, vol. 2: Decretalium Collectiones. Editio Lipsiensis secunda, ed. Ae. Friedberg, Leipzig 1879 (rist. anast. Graz 1955), coll. 1161–1164, 1273; Bullarium Franciscanum, ed. J. H. Sbaralea (vedi nota 19) IV, Roma 1768 (rist. anast. 1984), pp. 498–500; Conciliorum oecumenicorum decreta, a cura di G. Alberigo, P.-P. Joannou, Cl. Leonardi, P. Prodi, Freiburg 1962, pp. 341–345 (doc. 10). Per la vasta bibliografia cfr. solo K. L. Hitz-

mento chiave riguardante l'obbligo di pagamento della *portio canonica* alla chiesa parrocchiale, solo nel caso in cui il morto venisse sepolto in una chiesa appartenente ad un ordine Mendicante; ciò che non era avvenuto nel caso sottoposto al Muti.

Un altro precedente di cui doveva tener contro l'arbitro era la causa dibattuta fra il capitolo di S. Maria in Aquiro e il rettore e i chierici di S. Biagio di Montecitorio (*de Monte Acceptoris*)[24] da una parte, rappresentati dal loro procuratore Niccolò Cari,[25] e lo stesso convento di S. Lorenzo dall'altra, rap-

---

feld, Krise in den Bettelorden im Pontifikat Bonifaz VIII.?, Historisches Jahrbuch 48 (1928) pp. 1–30; Y. Congar, Aspects ecclésiologiques de la querelle entre mendiants et séculiers dans la seconde moitié du XIIe siècle et le début du XIVe, Archives d'histoire doctrinale et Littéraire du moyen âge 28 (1961) pp. 35–151; Th. M. Izbicki, The problem of canonical portion in the later Middle Ages: The application of ‚Super cathedram', in: Proceedings of the Seventh International Congress of Medieval Canon Law, Cambridge, 23–27 July 1984, a cura di P. Linehan, Monumenta iuris canonici, ser. C: subsidia 8, Città del Vaticano 1988, pp. 460–473 nonché recentemente L. Hödl, Die Glosse des Johannes Monachus zur Konstitution „Super cathedram" Bonifaz' VIII. (vom 18. 02. 1300) und deren Kritik durch Petrus de Palude OP (Cod. Vat. lat. 869, fol. 125r–128r, ed.), Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 87 (2001) pp. 269–275; B. J. McManus, A Consilium of Fredericus and Oldradus on Super Cathedram, Viator 33 (2002) pp. 185–221 e Alberzoni, Bonifacio VIII (vedi nota 20).

[24] La chiesa di S. Biagio, situata sulla attuale via della Missione, veniva demolita nel 1695 per la costruzione del Palazzo Ludovisi (l'attuale Palazzo di Montecitorio): Chr. Huelsen, Le chiese di Roma nel Medio Evo. Cataloghi ed appunti, Firenze 1927 (rist. anast. Roma 2000), p. 219 e – con date diverse – http://www.risl.it/pag5–1.html.

[25] Niccolò Cari era un notaio richiestissimo. Citiamo solo i seguenti documenti: BAV, Vat. lat. 11393, doc. 5 (1308 mar. 30: come procuratore per le suore di S. Maria in Campo Marzo ottiene una sentenza favorevole dai senatori Riccardo di Teobaldo Annibaldi e Giovanni Colonna di Genazzano); AS Roma, Congregazioni religiose femminili, Clarisse francescane in S. Silvestro in Capite, Pergamene, cass. 39, nr. 190 (1317 giu. 7/12: procuratore e testimone per un Stefano Colonna); AS Roma, Archivio Santacroce, nr. 1063 (1329 dic. 3: qui viene menzionato come stipulatore del testamento di Giovanni Conti); Archivio dell'Arciospedale S. Spirito in Sassia, cass. 54, nr. 27 (1343, 3.4.: coinvolto come procuratore di due figlie di Stefano Colonna, Giovanna e Margarita, in una lite con alcuni Conti). Suo figlio Pietro divenne anche notaio e stipulò nel 1363 – come lo aveva fatto il padre nel 1332 – come *prothonotarius* del senatore gli statuti dei Mercanti: Mosti, I protocolli di *Johannes Nicolai Pauli* (vedi nota 2) p. 51 doc. 95 (1348 ott. 23); G. Gatti, Statuti dei

presentato dai *syndici* Pietro Carboni[26] e Cecco (o Francesco di Pietro) Rosani[27], due notai molto in vista in quei decenni (rr. 76–87). Questa lite era stata portata dinanzi alla *curia* del vicario papale a Roma,[28] allora il vescovo di Anagni Giovanni Pagnotta,[29] e al suo uditore generale, il canonico d'Amelia

---

mercanti di Roma, Biblioteca dell'Accademia storico-giuridica 2, Roma 1885, p. 69 (1332 ott. 30), p. 90 (1363 mag. 6). Da AOFMP, Repertorio generale (vedi nota 1) risulta che Niccolò Cari stipulò due atti per il convento di S. Lorenzo in Panisperna nel 1341 (cfr. BAV, Vat. lat. 7929/2, cc. 134r–v, 135r–136r).

[26] Pietro di Paolo Carboni è menzionato come notaio in G. Ferri, Le carte dell'Archivio Liberiano dal secolo X al XV, Archivio della Società Romana di Storia Patria (d'ora in poi ASRSP) 30 (1907) pp. 119–168, qui p. 145 nr. 108 (1321 feb. 22) e BAV, Archivio del capitolo di S. Maria Maggiore, cart. 69, nr. 130 (1366 dic. 24). Da AOFMP, Repertorio generale (vedi nota 1) risulta che nel 1336 il Carboni aveva stipulato un atto per il convento di S. Lorenzo in Panisperna.

[27] Il notaio richiestissimo Cecco Rosani collaborò alla stesura degli statuti del comune di Roma emessi nel 1360: A. Modigliani, L'eredità di Cola di Rienzo. Gli ordinamenti dello buono stato, gli statuti del Comune del popolo e la riforma di Paolo II, in: A. Rehberg – A. Modigliani, Cola di Rienzo e il comune di Roma, parte II, (RR inedita, 33/2), Roma 2004, p. 88sg. (con nota 144). Da AOFMP, Repertorio generale (vedi nota 1) risulta che nel 1341 Francesco di Pietro Rosani aveva stipulato un atto per il convento di S. Lorenzo in Panisperna: cfr. BAV, Vat. lat. 7929/2, c. 142r. Già nel 1336 il notaio *de contrata s. Marie Rotunde* risulta testimone di un atto concernente lo stesso convento: BAV, Vat. lat. 7929/2, c. 131r (1336 apr. 17). Il 2 luglio 1354 avanti le grate del monastero il Rosani (qui detto notaio della chiesa di S. Maria Aquiro) e sua moglie Agnese donano al monastero di S. Lorenzo in Panisperna la quarta parte d'un palazzo libera d'ogni canone sulla piazza di S. Maria della Rotonda nonché 500 fiorini d'oro in cambio di una pensione da pagare dal convento ai donatori vita natural durante: cfr. l'inventario suddetto e un altro regesto in BAV, Vat. lat. 7955/3, c. 69r.

[28] Si deplora la mancanza di uno studio completo sulla figura eminente del *vicarius Urbis* per il quale si rinvia a K. Eubel, Series Vicariorum Urbis a. 1200–1558, Römische Quartalschrift 8 (1894) pp. 493–499; V. Caselli, Il Vicariato di Roma. Note storico-giuridiche, Roma 1957; A. Ilari, I cardinali vicari. Cronologia bio-bibliografica, Rivista diocesana di Roma 5 (1962) pp. 273–295, qui 273; Bertram/Rehberg (vedi nota 6) pp. 92 (con nota 26), 139sg.; T. di Carpegna Falconieri, Il clero di Roma nel medioevo. Istituzioni e politica cittadina (secoli VIII–XIII), I libri di Viella 30, Roma 2002, p. 108 (con nota 20).

[29] Giovanni Pagnotta, un frate agostiniano, *sacre theologie magister*, fu vescovo di Anagni dal 1330 al 1342 e *vicarius Urbis* negli anni 30 del Trecento: L.

Angelo, e aveva ad oggetto 50 fiorini donati alle Clarisse da Francesca di Oddone Colonna (rr. 87–89). L'uditore, in forza di un *consilium sapientis* del *legum doctor* Niccolò *Raynonis*,[30] diede ragione alle suore, perché il corpo della nobildonna non era stato sepellito da loro, come risultava dalla sentenza scritta dal notaio della curia del detto *vicarius pape* Paolo di Leonardo *Bonifantis* (rr. 90–97).[31] Fra i documenti presentati in quella occasione, c'era il *privilegium cleri Urbis super solutione canonice portionis*, redatto il 27 febbraio 1303 (rr. 101–103), che si riferisce chiaramente alla delibera della *Fraternitas Romana* edita da Annibale Ilari nel 1959, sulla base di un manoscritto della Biblioteca Casanatense.[32] Non mi soffermo sui particolari di questo atto importante che analizzo in altra sede nel contesto della politica di Bonifacio VIII verso i frati Mendicanti e in particolare riguardante la *portio canonica*.[33] Basti evidenziare che il clero secolare, organizzato nella potente *Fraternitas Romana*,[34] ribadì allora – sfidando il papa Caetani e la sua costituzione *Super Cathedram* più moderata – l'*antiqua consuetudo in Urbe*,

---

Torelli, Secoli agostiniani o vero historia generale del Sagro Ordine Eremitano del Gran Dottore di Santa Chiesa s. Aurelio Agostino ..., vol. 5, Bologna 1678, pp. 469, 510sg., 533; Eubel, Series Vicariorum (vedi nota 28) p. 497. Cfr. inoltre D. Gutiérrez, Die Augustiner im Mittelalter 1256–1356, Geschichte des Augustinerordens I/1, Würzburg 1985, pp. 212–214. Sarebbe ancora da approfondire se il fatto che Giovanni apparteneva ad un ordine Mendicante non abbia forse influenzato la sua decisione in favore delle Clarisse.

[30] Questo Niccolò *Raynonis*, figlio di uno *iudex* proveniente da Venosa, è con grande probabilità identico con un chierico che divenne canonico di S. Giovanni in Laterano e, nel luglio 1342 vescovo d'Ancona: Rehberg, Kanoniker (vedi nota 16) p. 337sg.

[31] Paolo di Leonardo *Bonifantis*, nel 1317, stipulò per Giovanni Colonna di Genazzano la nomina di suo padre Leonardo (anche lui un notaio rinomato) a procuratore del barone in un affare immobiliare: cfr. Rehberg, Kirche und Macht (vedi nota 7) p. 306. Paolo, nel 1339 è attivo come *notarius consulum mercatantie*: Gatti, Statuti (vedi nota 25) p. 71. Padre e figlio potrebbero aver fatto parte della clientela dei Colonna.

[32] Roma, Biblioteca Casanatense, Ms. 83, fol. 186r–188r, ed. A. Ilari, Antiche Costituzioni del clero romano, Archivi 26 (1959) pp. 223–233, qui 231–233.

[33] Cfr. il mio intervento „Bonifacio VIII e il clero di Roma" al Convegno internazionale „Bonifacio VIII. Ideologia e azione politica", Istituto Storico Italiano per il Medioevo, Roma, 2004 aprile 27 (di prossima pubblicazione).

[34] Per questa importante associazione del clero romano vedi A. Ilari, La „Romana Fraternitas" al tempo di Papa Giovanni XXII, Bollettino del clero Romano 40 (1959) pp. 423–430 e Di Carpegna Falconieri (vedi nota 28) pp. 241–272, 303–306, 312.

secondo la quale la *portio canonica* doveva essere pagata alle chiese parrocchiali su tutti i legati testamentari in favore di qualsiasi chiesa, monastero, ospedale e *pia loca*. Nulla toglie a questa straordinaria testimonianza il fatto che il notaio del lodo del Muti, Paolo *Smanta*,[35] non si sia accorto che l'indicazione del pontificato di Benedetto XI (r. 102) che, nel 1303/4, regnò solo undici mesi avrebbe dovuto essere corretta con quella di Bonifacio VIII (il *lapsus* sorprende ancora di più, se si considera il noto profilo filo-minorita del successore di papa Caetani[36]). Veniva però negata, nel caso specifico, la validità a questo *privilegium cleri* con la giustificazione (o meglio pretesto?) che il monastero fosse stato fondato *post confectionem dicti privilegii cleri*. E infatti risale al 1308 l'istituzione del convento, come risulta dall'*instrumentum fundationis*[37] redatto dal notaio Martino di Francisco *Padulis*[38] (rr. 97–101, 104–107).

[35] Il *notarius palatinus super appellationibus et aliis extraordinariis causis deputatus* Paolo Smanta è documentato in BAV, Ott. lat. 2549, vol. 3, c. 1303 (del 1355[?]: è stipulatore in una sentenza riguardante Sciarra Colonna e il *lacus de Castilione* spettante al monastero di S. Prassede), in Nerini (vedi nota 9) p. 535 doc. 72 (20 giu. 1360: come notaio stipulante della sentenzia pronunciata dallo *iudex palatinus* Francesco di Bologna in una lite dei monaci di SS. Bonifacio e Alessio con Giacobello Orsini e Giovanni di Paolo di Nicola Annibaldi riguardante il *castrum Verpose*). Il figlio del notaio, Paolo, fu *speciarius* nel rione Ponte e divenne per volontà di Bonifacio IX, nel 1398, potestà di Magliano Sabina: ASV, Reg. Lat. 52, fol. 16r (1398 ott. 19), cfr. A. Esch, Bonifaz IX. und der Kirchenstaat, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 29, Tübingen 1969, p. 637.

[36] Per il ruolo di Benedetto XI che revocò, il 17 febbraio 1304, la *Super cathedram* del suo predecessore, e il suo rapporto con gli ordini Mendicanti cfr. Bullarium Franciscanum (vedi nota 21) V, pp. 11–14 nonché, tra l'altro, Moorman (vedi nota 19) p. 202.

[37] Il 26 aprile 1308 il priore Pietro Capocci e i canonici di S. Giovanni in Laterano – in un atto, a quanto pare, oggi perduto – avevano concesso al cardinale Giacomo Colonna gli edifici, pericolanti, e i beni di S. Lorenzo in Panisperna, donati loro un tempo da Bonifacio VIII affinché costruisse un convento obbligato a pagare un censo recognitivo al capitolo lateranense, come risulta da un mandato papale di quest'anno: ASV, Reg. Vat. 68, fol. 226v–227r, ep. 1675, ed. Annales Minorum, vol. 6, Ad Claras Aquas 1931, pp. 578–580 doc. 45. Cfr. i documenti citati in A. da Rocca di Papa, Memorie storiche della chiesa e monastero di S. Lorenzo in Panisperna, Roma 1893, p. 11sg. e Rehberg, Kanoniker (come nota 16) p. 115 (è invece confuso e in parte errato il racconto in P. De Crescenzo/A. Scaramella, La chiesa di San Lorenzo in Panisperna sul Colle del Viminale, Roma 1998, p. 25sg.). Per la chiesa vedi anche M. Armellini, Le Chiese di Roma dal secolo IV al XIX,

Il Muti preferì attenersi alle costituzioni e ai privilegi papali rilasciati in favore delle Clarisse in generale[39] e del detto monastero in particolare. Egli si rifece in fine al *compromissum* redatto dai suddetti notai Giovanni e Antonio, nonché all'esame dei documenti e delle dichiarazioni delle due parti e dei rispettivi procuratori e avvocati (rr. 107–114). Considerato tutto ciò, l'arbitro Giacomo Muti arrivò alla conclusione che le suore non dovessero pagare la *portio canonica* (rr. 114–153).

Abbiamo riassunto questo importante documento e ne proponiamo qui una trascrizione, non solo perché costituisce una straordinaria testimonianza, per Roma, dei conflitti (più noti altrove) fra clero parrocchiale e frati Mendicanti e rispettive filiazioni femminili; ma anche perché sfiora tanti aspetti della cultura giuridica a Roma nel tardo medioevo, argomento che, a causa della nota scarsità di fonti,[40] attende ancora uno studio approfondito sul genere di quelli di cui si dispone per altre realtà comunali italiane.[41] Assistiamo

---

nuova edizione, a cura di C. Cecchelli, 2 voll., Roma 1942, qui I, pp. 249–251 e W. Buchowiecki, Handbuch der Kirchen Roms, 4 voll., Wien 1967–1997, qui II, pp. 286–292.

[38] Per il notaio Martino di Francisco *Padulis* operante nell'ambiente del capitolo di S. Maria Maggiore e dei Colonna cfr. Ferri (vedi nota 26) p. 144 doc. 103 (1309 lug. 10), p. 145 doc. 109 (1321 mar. 10/apr. 27); Roma, Archivio della procura generale dei canonici regolari lateranensi, Archivio di S. Pietro in Vincoli, Fondo S. Agnese f.l.m., doc. 597 (1315 ago. 1).

[39] Cfr. per questi privilegi sopra note 19 e 21 nonché in generale M. P. Alberzoni, Papato e nuovi Ordini religiosi femminili, in: Il Papato Duecentesco e gli Ordini Mendicanti, Atti del XXV Convegno internazionale, Assisi, 13–14 febbraio 1998, Atti dei Convegni della Società internazionale di studi francescani e del Centro interuniversitario di studi francescani 8, Spoleto 1998, pp. 205–261 e Chiara e la diffusione delle Clarisse nel secolo XIII, Atti del Convegno di studi in occasione dell'VIII centenario della nascita di Santa Chiara, Manduria, 14–15 dicembre 1994, a cura di G. Andenna e B. Vetere, Università degli studi di Lecce. Dipartimento di studi storici dal Medioevo all'età contemporanea 39. Saggi e ricerche 32, Galatina 1997.

[40] Ma il documento che presentiamo qui invita comunque a non scoraggiarsi troppo presto. Vedi in generale A. Esch, Dal Medioevo al Rinascimento: uomini a Roma dal 1350 al 1450, ASRSP 94 (1971) pp. 1–10 e id., Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995, München 1996, pp. 3–28.

[41] Cfr., da una bibliografia vastissima, A. Zorzi, L'amministrazione della giustizia penale nella Repubblica fiorentina: aspetti e problemi, Biblioteca storica toscana 23, Firenze 1988; M. Vallerani, Il sistema giudiziario del comune di Perugia. Conflitti, reati e processi nella seconda metà del XIII secolo, Perugia

in primo luogo ad un arbitrato,[42] forma di risoluzione dei conflitti molto diffusa anche a Roma,[43] e vediamo l'instancabilità con cui si perseguivano i propri diritti appellandosi a tutte le autorità possibili, vuoi il *vicarius Urbis*, vuoi il legato, vuoi la curia stessa (siamo in un ambiente ecclesiastico). Si ricorse anche a *consilia sapientum* (cfr. r. 81f.).[44] Spesso solo i costi esorbi-

---

1991 e S. Menzinger, Giuristi e politica nei comuni di Popolo. Siena, Perugia e Bologna: tre governi a confronto (in corso di stampa).

[42] A Roma, ormai, nei formulari usati dai notai le funzioni del *arbiter* e del *arbitrator* non venivano più tanto distinte, come provano il nostro lodo e gli esempi dati sopra, nota 8. Per l'arbitrato in generale cfr. Martone, Arbiter-arbitrator (vedi nota 8); M. Clanchy, Law and Love in the Middle Ages, in: J. Bossy (a cura di), Disputes and Settlements. Law and Human Relations in the West, Cambridge 1983, pp. 47–67; M. Vallerani, Liti private e soluzioni legali. Note sul libro di Th. Kuehn e sui sistemi di composizione dei conflitti nella società tardo-comunale, Quaderni storici 89 (1995) pp. 546–557 e A. Zorzi, Conflits et pratiques infrajudiciaires dans les formations politiques italiennes du XIIIe au XVe siècle, in: L'infrajudiciaire du Moyen Age à l'époque contemporaine, sous la direction de B. Garnot, Dijon 1996, pp. 19–36, in particolare 21sg. Ibid. p. 22 sottolinea però giustamente quanto sia ancora da fare per avere un'idea completa del ruolo dell'arbitrato nel mondo comunale italiano.

[43] Manca ancora per Roma una trattazione completa del sistema giudiziario e della diffusione dell'arbitrato nel tardo medioevo che è documentata in tanti atti ancora da valutare complessivamente. Dall'esempio dato a nota 8 risulta che in un anno (1372) in un solo libro di imbreviature di un notaio romano sono stati tramandati otto compromessi e cinque lodi. Vedi anche alcuni esempi più tardi in M. Miglio, Cortesia romana, in Alle origini della nuova Roma. Martino V (1417–1431), Atti del convegno, Roma 2–5 marzo 1992, a cura di M. Chiabò ed altri, Nuovi studi storici 20, Roma 1992, pp. 311–328, qui 322–324 (rist. in Id., Scritture, scrittori e Storia, I: Per la storia del Trecento a Roma, Roma, 1991, pp. 37–95). Per una introduzione nel sistema giudiziario a Roma vedi R. Brentano, Rome before Avignon. A Social History of Thirteenth-Century Rome, London 1974, p. 118sgg. (per gli arbitrati cfr. in particolare pp. 127, 132sg.) e I. Baumgärtner, Rat bei der Rechtsprechung. Zu den Anfängen der juristischen Gutachterpraxis zwischen römischer Kommune und päpstlicher Kurie im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert, in: M. Ascheri/I. Baumgärtner/J. Kirshner (a cura di), Legal Consulting in the Civil Law Tradition, Studies in comparative legal history, Berkeley 1999, pp. 55–106. Cfr. anche il giudizio in R. G. Musto, Apocalypse in Rome: Cola di Rienzo and the Politics of the New Age, Berkeley/Los Angeles/London 2003, pp. 100, 157sg.

[44] Vedi, fra l'altro, G. Rossi, Consilium sapientis iudiciale. Studî e ricerche per la storia del processo romano-canonico, I: Secoli XII–XIII, Seminario giuri-

tanti dei processi (si noti il ricorso ai vari notai, spesso della propria „clientela“,[45] e le distanze che separavano Roma dalle località variabili dei soggiorni dei legati papali e dalla curia avignonese, che richiedevano l'impegno di messi e procuratori!)[46] costringevano le parti in lotta a rivolgersi alla fine ad un arbitro. Ma sorprende anche l'abbondanza di personale qualificato disponibile, cui delegare le decisioni giudiziarie al di fuori dei *legum doctores* e degli uditori delle varie *curie*: vengono chiamati a decidere innanzitutto i membri dei capitoli più prestigiosi della città, come quello di S. Pietro in Vaticano, e gli arcipreti, ma anche semplici (benché non tanto) chierici e laici fra i quali *causidici* e notai. Allo stato attuale della ricerca, non siamo in grado di valutare la preparazione di questi arbitri, benché suscitino qualche perplessità le sviste (persino nei nomi dei papi) e la scarsa professionalità nella citazione di privilegi e decretali papali.

L'arbitro Giacomo, probabilmente figlio di Niccolò di Romano Muti,[47] non era un personaggio qualsiasi, ma un chierico romano appartenente ad una famiglia agiata dell'aristocrazia minore cittadina,[48] che fece una notevole carriera. Già *legum doctor*, era venuto ad Avignone nel 1344 come *ambaxiator Romani populi*; in questa occasione ottenne, in data 13 aprile, la *gratia expectativa* per un canonicato a S. Eustachio a Roma e uno ad Assisi; la scelta di quest'ultimo beneficio probabilmente non fu casuale dato il suo legame con

---

dico della Università di Bologna 18, Milano 1958; M. Chiantini, Il *consilium sapientis* nel processo del sec. XIII. San Gimignano 1246–1312, Documenti di storia 15, Monteriggioni (Siena) 1997 e i diversi contributi in Ascheri/Baumgärtner/Kirshner (vedi nota 43).

[45] Non sembra un caso che i notai impegnati in questi contrasti venissero scelti spesso nel proprio ambiente sociale e politico. È particolarmente evidente negli esempi offerti nelle note 9 e 25 che un notaio che lavorava per il convento di S. Lorenzo in Panisperna abbia avuto come committenti di atti notarili ecc. anche i Colonna dai cui ranghi veniva il suo fondatore, il cardinale Giacomo.

[46] Cfr. adesso H. Müller, Päpste und Prozeßkosten im späten Mittelalter, in: Stagnation oder Fortbildung? Aspekte des allgemeinen Kirchenrechts im 14. und 15. Jahrhundert, a cura di M. Bertram, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts 108, Tübingen 2005, pp. 249–270.

[47] Questo Muti del rione S. Eustachio (qui residette ancora Giacomo Muti nel 1360 se vediamo i testimoni del suo lodo), nel 1358, divise una tenuta con suo cognato Paolo Cena: ACol., III BB LI, 66 (1358 dic. 21).

[48] Rehberg, Kanoniker (come nota 16) p. 410sg. Accanto a Giacomo sappiamo di altri due figli: il chierico Angelo e il laico Romanello che continuò la famiglia.

la vicina Perugia.[49] Giacomo, infatti, forse dopo una prima frequentazione dello *Studium Urbis* a Roma,[50] risulta studente nel 1339 all'università di Perugia, altra meta per i romani non baronali, che non si potevano permettere uno studio a Bologna o a Parigi.[51] Il *legum doctor* Giacomo di Niccolò Muti fu nominato docente di diritto civile allo *Studium Urbis* la prima volta nel 1348 e poi anche nel 1354.[52] Impegnato come giudice a Roma,[53] il Muti certamente non figura fra i grandi giuristi del Trecento, ma la sua carriera ecclesiastica continuò brillantemente: nel 1346 divenne arcidiacono di Palermo;[54] nel 1363, come capellano papale, prete e canonico di Ostia[55] nonché *causarum palatii*

[49] ASV, Reg. Suppl. 6, fol. 286v (*non obstante quod beneficium ecclesiasticum situm in diocesi Neapolitana, quod Casone et Afragole vulgariter nuncupatur, annuum valorem xxii flor. noscitur obtinere)*; Reg. Vat. 158, fol. 194r; Reg. Vat. 161, fol. 440r–v. Per il contesto dell'ambasciata cfr. Rehberg, Kirche und Macht (vedi nota 7) p. 281.

[50] Per l'università di Roma cfr. C. Frova/M. Miglio, „Studium Urbis" e „Studium Curiae" nel Trecento e nel Quattrocento: linee di politica culturale, in: Roma e lo Studium Urbis. Spazio urbano e cultura dal Quattro al Seicento, Atti del convegno, Roma, 7–10 giugno 1989, Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Saggi 22, Roma 1989, pp. 26–39; Bertram/Rehberg (vedi nota 6); L. Capo, I primi due secoli dello Studium Urbis, in: Storia della Facoltà di Lettere e Filosofia de „La Sapienza", a cura di L. Capo e M. R. Di Simone, Roma 2000, pp. 3–34.

[51] A. Rossi, Documenti per la storia dell'università di Perugia, Giornale di erudizione artistica 5 (1876), qui p. 177. Per le scelte dei romani cfr. A. Rehberg, *Roma docta*? Osservazioni sulla cultura del clero dei grandi capitoli romani nel Trecento, ASRSP 122 (1999) pp. 135–167.

[52] Cfr. per la prima nomina ASV, Reg. Vat. 184, fol. 166r ep. 379 (1348 gen. 3); per la seconda con un formulario quasi identico F. M. Renazzi, Storia dell'Università degli studi di Roma, 2 Bde., Roma 1803–04, vol. 1, p. 269 seg. doc. 31 (1354 dec. 19); cfr. Bertram/Rehberg (vedi nota 6) p. 115 nota 93.

[53] In Mosti, I protocolli di *Johannes Nicolai Pauli* (vedi nota 2) p. 79 doc. 174 (1354 giu. 13) è menzionata l'*appellatio interposita per Iohannem Metam a quadam sententia lata per dominum Iacobum de Mutis.*

[54] In realtà il Muti aveva ottenuto la *gratia expectativa* già l'anno precedente; nel 1346 egli riprovò con una lettera di provvista dopo la morte dell'arcidiacono Galvano *Zibo*: ASV, Reg. Vat. 170, fol. 79r–v (1345 lug. 1: qui risulta che non era ancora entrato nel possesso dei canonicati suddetti); ibid. 177, fol. 106r–v (1346 mag. 29: ma a Palermo erano da fare i conti con un usurpatore, *Guillelmus de Catalonia*; è anche qui non si registrano variazioni nel possesso dei benefici ad Assisi e a Roma non ancora realizzato).

[55] Dopo la sua promozione a vescovo se ne trovavano due interessati a questo canonicato: cfr. Lettres communes. Urbain V (1362–1370), ed. par M.-H. Lau-

apostolici auditor, fu fatto vescovo dei Marsi da Urbano V.[56] Fra i benefici che si liberarono in questa occasione va ricordata la *vicaria* dei SS. Sergio e Bacco a Roma.[57] Alla fine del 1365 divenne vescovo di Arezzo e, dal 1364?/1368 al 1372, fu *vicarius Urbis*, carica implicante un intenso coinvolgimento in questioni giuridiche.[58] Nel 1366 Urbano V lo nominò *conciliarius Camere*

---

rent, M. e A.-M. Hayez avec la collaboration de J. Mathieu, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 3e série/V^bis, Paris 1958–1989, nr. 2803 e 21014.

[56] ASV, Reg. Aven. 155, fol. 102r (1363 ott. 13); cfr. K. Eubel, Hierarchia catholica medii aevi sive summorum pontificum, S. R. E. cardinalium, ecclesiarum antistitum series ab anno 1198 usque ad annum 1431 perducta, I, Monasterii ²1913 (rist. anast. Padova 1960), p. 327. Poco prima il Muti era stato mandato dal papa a Roma per preparare il ritorno della Curia: Lettres secrètes et curiales du pape Urbain V (1362–1370) se rapportant a la France, a cura di P. Lecacheux, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 3e série/V, Paris 1902, docc. 623–635 (1363 set. 23) e 640–646 (1363 ott. 1).

[57] Lettres communes. Urbain V (vedi nota 55) nr. 9559; cfr. Rehberg, Kanoniker (come nota 16) p. 390.

[58] Lettres communes. Urbain V (vedi nota 55) nr. 18243 (1365 dic. 17), 22418 (1368 lug. 16); 24317 (1369 apr. 16: qui il Muti riceve la facoltà di decidere *omnes causas inter quascumque personas ecclesiasticas et seculares de Urbe coram quibuscumque auditoribus causarum palatii apostolici et etiam coram auditore camere apostolice nunc pendentes*); Eubel, Hierarchia (vedi nota 56) p. 104; Eubel, Series Vicariorum (vedi nota 28) p. 497; Rehberg, Kirche und Macht (vedi nota 7) pp. 281, 397. Per la sua conferma da parte di Gregorio XI cfr. Lettres secrètes et curiales du pape Grégoire XI (1370–1378) intéressant les pays autres que le France, a cura di G. Mollat, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, Paris 1962–1965, nr. 10 (1371 gen. 21). La permanenza nell'ufficio di vicario fino l'anno 1372 è provato ibid. nr. 720 (1372 mag. 7) e in Lettres communes. Grégoire XI (1370–1378), a cura di A.-M. Hayez, Rome 1992sgg., passim. Dato che la pubblicazione di queste ultime si è fermata al terzo volume, ma è stato proseguito su supporto informatico, ringrazio Janine Mathieu (Centre de recherches sur la papauté d'Avignon) per i controlli (estesi anche sulla data-banca „Ut per litteras apostolicas"). L'alto livello della preparazione giuridica che ci si poteva aspettare da un vicario di Roma è documentato nella biblioteca di un predecessore del Muti in carica nel 1361: L. Fumi, L'inventario dei beni di Giovanni di Magnavia, vescovo di Orvieto e vicario di Roma, Studi e documenti di storia e diritto 15 (1894) pp. 55–90, 239–247; 16 (1895) pp. 35–61; D. Williman, Bibliothèques ecclésiastiques au temps de la papauté d'Avignon, vol. 1, Paris 1980, pp. 219–232 nr. 364.8. Purtroppo per il Muti non si trovano informazioni analoghe.

Apostolice[59] e, ancora nel 1369, il vescovo fu chiamato da tre distinti romani come arbitro in una lite.[60] Nel 1372 morì da vescovo di Spoleto, dove era stato trasferito l'anno precedente,[61] avendo ormai acquistato la fama di *homo magne scientie, magni consilii et etiam magne industrie.*[62] La sua sentenza arbitrale del 1360 può essere oggi assunta a testimonianza dello svolgersi della giustizia in ambito ecclesiastico a Roma durante il periodo avignonese, fra ricorsi a istituzioni lontane (la Curia, il legato) e soluzioni pragmatiche nella propria città, tema che meriterebbe maggiore attenzione anche da parte degli storici del diritto.

[59] Vedi il suo giuramento come tale in ASV, Reg. Aven. 168, fol. 450v (1366 nov. 3).
[60] Vedi il *compromissum* in ACap., Archivio Urbano, I/649, vol. 10, fol. 51r (1369 giu. 14).
[61] Eubel, Hierarchia (vedi nota 56) p. 461.
[62] D. Williman, The Right of Spoil of the Popes of Avignon, 1316–1415, Transactions of the American Philosophical Society, Philadelphia 1988, p. 152.

APPENDICE

Decisione arbitrale del legum doctor *Giacomo Muti riguardante la lite fra i canonici di S. Cecilia in Trastevere e il convento delle clarisse di S. Lorenzo in Panisperna per la* quarta canonica portio *sul lascito in favore del convento di 400 pecore* (pecodum) *da parte del nobile Cecco di Giacomo Frangipane. Per gli allegati vedi sopra.*

Roma, Archivi generali dei frati minori, Fondo del monastero di S. Lorenzo in Panisperna, cass. D/5–22. La pergamena, di misura 65,5 × 23/24 cm, risulta in alcune parti di difficile lettura per lo sbiadimento dell'inchiostro e per la presenza di muffa (ringrazio Martin Bertram per l'aiuto nella decifrazione). Si notano diverse annotazioni dorsali posteriori alla stesura dell'atto.
Menzionato ibid., Repertorio generale delle scritture esistenti nell'Archivio del nostro monasterio (redatto fra il 1763 e il 1768).

In nomine domini amen. Nos Jacobus de Mutis legum doctor arbiter, arbitrator, amicabilis compositor et communis amicus electus / a partibus infrascriptis videlicet a venerabilibus viris dominis .. priore, canonicis et capitulo sancte Cecilie de Transtiberim pro se se ipsis / et vice et nomine procuratoris[a] eorum ecclesie pro ea ex una parte et Nicolao de lo Ministro[b] syndico et persona legitima venerabilium / dominarum abbatisse monialium et conventus venerabilis monasterii sancti Laurentii Panisperne de Urbe ordinis sancti Damiani minorissarum / et sancte Clare habente ad hoc speciale mandatum, prout patet in[c] publico instrumento dicti syndicatus scripto manu Johannis Nicolai Coffi notarii syndic(atus?), / procuratorio nomine supradicto ex parte altera pretestu et occasione quarte canonice portionis iiii.c pecodum relictarum sive legatarum dicto monasterio / per nobilem virum Cecchum Jacobi Fragiapanis de regione Transtiberim parrocchianum dicte ecclesie sancte Cecilie et in eadem ecclesia / cuius corpus ecclesiastice traditum sepulture in suo testamento ultima voluntate scripto manu Francisci Pucii notarii; item occasione quorundam / compromissorum iam factorum de predictis super quarta portione per ipsas partes, unius videlicet in venerabiles et

[a] nomine procuratoris *di difficile lettura*
[b] lominstro
[c] prout patet in *è di difficile lettura*

sapientes viros dominum Petrum / Francisci Angeli Johannis Cinthii[d] canonicum basilice principis apostolorum de Urbis et dominum Sabbam de Amedeis causydicum scriptum / manu Johannis Nicolai Coffi notarii supradicti et actitorum coram eis et testium examinatorum in eadem causa coram eisdem et alterius / facti in eundem dictum Petrum et dominum Angelum de Morçono archipresbiterum ecclesie sancte Marie Rotunde de Urbe scriptum manu / publici notarii;[e] item occasione cuiusdam rescripti domini Adruyni apostolice sedis legati sive domini Egidii episcopi Sabin. eiusdem sedis / legati vel alicuius eorundem impetratum pro parte dictorum prioris et canonicorum dicte ecclesie sancte Cecilie in persona condam domini Angeli de Tartaris / canonici basilice principis apostolorum de Urbe, in qua causa dominus Symon canonicus ecclesie sancte Marie de Transtiberim fuit assessor electus et / processum factum coram eis et testium examinatorum in eadem causa; item occasione certarum citationum et processuum et sententie / factorum et latorum pro dicto monasterio contra dictos priorem et canonicos in predicta causa per venerabilem virum dominum Nicolaum canonicum Yspalen. / generalem auditorem causarum domini Egidii dei gratia episcopi Sabin. apostolice sedis legati eius veri sigilli sigillatorum; item occasione / cuiusdam rescripti apostolici impetrati supradictorum occasionum pro parte predictorum dominorum prioris et canonicorum in persona venerabilium dominorum dominorum Stephani / de Columpna prepositi sancti Audomarii, Francisci de Theballescis et Petri Romani de Transtiberim et processuum factorum coram eis; item occasione expensarum factarum in dictis causis hinc inde et generaliter de omni eo, quod una pars alteri et altera alteri petere / et exigere potest usque in presentem diem prout sic vel aliter plus vel minus in compromissis in nos factis, scriptis manu Johannis / Egidiocii et Anthonii Fuscini[f] notariorum latius et seriosius continetur. Unde viso primo testamento dicti Cecchi Fragiapanis scripto / manu dicti Francisci Pucii publici notarii, visis dictis compromissis iam factis per dictas partes de predicta canonica portione, uno in prefatum / dominum Petrum Francisci Angeli Johannis Cinthii et dominum Sabbam de Amedeis causydicum et actis recitatis et testibus / factis et examinatis coram eis, et altero compromisso facto in prefatum dominum Petrum et dominum Angelum de Morçono archi/presbiterum sancte Marie Rotunde, visis dictis rescriptis domini legati impetratis pro parte dictorum canoni-

[d] *segue un tratto illegibile di forse 2 o 3 lettere*
[e] *omesso il nome del notaio*
[f] Friscini

corum sancte Cecilie in persona / dicti domini Angeli de Tartaris actis, actitatis, factis et testibus examinatis in dicta causa et viso quoque quodam alio re/scripto apostolico impetrato pro predictis canonicis in predictum et processum in eo factum, visis citationibus, processibus factis et sententiis latis / pro dicto monasterio super premissis per dictum dominum Nicolaum canonicum Yspalen. generalem auditorem causarum domini legati predicti, per quam / quidem sententiam decernitur et declaratur dictas dominas ad prestationem dicte canonice portionis nullatenus non teneri, visis / etiam certis apostolicis privilegiis concessis per condam bone memorie Innocentium et Bonifatium summos pontifices / confirmatis et corroboratis per sanctissimum patrem dominum Johannem xxii summum pontificem fratribus minoribus et / monasteriis ordinis sancti[g] Dammiani minorissarum et sancte Clare, cuius ordinis dicte domine moniales et monasterium esse / dignoscuntur, per que quidem privilegia ipsis monasteriis dictorum ordinum conceduntur, quod ipsa gaudeant omnibus et singulis privilegiis, / que fratribus minoribus sunt concessa, et ipsi fratres[h] minores per speciale privilegium sive decretalem de legatis eis / factum eorum ecclesie non tenentur prestare canonicam portionem ecclesie parrocchiali relinquentis nisi de hiis, quorum fuerint corpora / ipsorum sepulta in ipsorum ecclesiis sive locis, et per consequens monasteria dictorum ordinum non tenentur ad prestationem canonice / portionis predicte; visa etiam quadam alia sententia obtenta in contradictorio iudicio pro parte dicti monasterii sancti Laurentii Panis/perne de Urbe in curia venerabilis patris domini fratris Johannis Pangiocta sacre theologie magistri episcopi Anangni dudum vicarii domini / pape lata per venerabilem virum dominum Angelum canonicum Amelinum generalem auditorem dicti domini fratris Johannis vicarii de consilio sapientis / viri domini Nicolai Raynonis legum doctoris in causa habita tunc inter capitulum et canonicos sancte Marie in Aquiro et rectorem et clericos / sancti Blaxii de Monte Acceptoris et Nicolaum Cari procuratorem eorum ex una parte et dominas abbatissam, moniales et conventum dicti / monasterii sancti Laurentii Panisperne et Petrum Carbonis et Cecchum Rosanum syndicos eorum et dicti monasterii ex parte altera occasione relicti / L[a] flor. facti ipsis dominabus et monasterio per dominam Franciscam natam magnifici viri domini Oddonis de Columpna, per quam quidem / sententiam dictus dominus Angelus auditor de consilio dicti domini Nicolai Raynonis prefatas dominas abbatissam, moniales et con-

[g] *dopo* sancti *cancellato*
[h] frates

ventum dicti / monasterii sancti Laurentii Panisperne a petitione dictorum canonicorum et rectoris et clericorum factam occasione canonice portionis dictorum L[a] florenorum legatorum ab/solvit pro eo, quod dicte domine non habuerunt corpus dicte domine relinquentis, ut patet de dicta sententia publica manu Pauli Leonardi / Bonifantis notarii dicte cause domini vicarii pape; viso quodam instrumento fundationis dicti monasterii sancti Laurentii Panisperne confecto in anno domini / millesimo iii[c] viii[o] indictione vi[a] die xxvi mensis aprilis pontificatus domini Clementis pape quinti anno eius tertio scripto manu Martini / Francisci Padulis notarii et viso privilegio cleri Urbis super solutione canonice portionis confecto in anno domini m[o] iii[c] tertio / pontificatus domini Benedicti xi pape anno eius nono[i] indictione prima mensis februarii die xxvii, quo privilegio abbatissa et moniales / dicti monasterii sancti Laurentii Panisperne non obligantur nec abstricte sunt ad contentum in ipso privilegio cleri pro eo quod dictum monasterium / fuit fundatum satis post confectionem dicti privilegii cleri; visis pluribus aliis privilegiis et constitutionibus summorum pontificum eidem / monasterio et dominabus dicti ordinis indultis; visis itaque compromissis modo in nos factis per partes predictas scriptis manu dictorum Johannis / Egidii et Anthonii notariorum, visis et auditis omnibus et singulis iuribus ipsarum partium coram nobis exibitis et productis, visis / etiam et auditis hiis, que dicte partes pro sese ipsis et ipsarum procuratoribus et advocatis coram nobis dicere, proponere et allegare voluerint, / et omnibus meritis dicte cause diligenter yspectis viam arbitratoriam eligientes pro bono pacis et concordie ipsarum partium / ad hoc, ut ipse partes de cetero sint et esse debeant ab omni huiusmodi lite, questu et vexatione tranquille et ut omnis / dissentionis et discordie inter eas materia sopiatur, et ad tollendum inter eas omnem materiam scandalorum, que inter / eas possit faciliter pullulare, sub pena et ad penam in dictis nostris compromissis in nos factis contentam hoc nostro / arbitrio seu arbitratu nichilominus firmo manente volentes dictam causam dirimere et fine debito terminare in / hiis scriptis arbitramur, laudamus, decernimus et tenore presentium declaramus, quatinus dicte domine abbatissa, moniales et conventus dicti / monasterii sancti Laurentii Panisperne de Urbe non teneantur nec debeant rationibus supradictis et infrascriptis dictis priori et / canonicis dicte ecclesie sancte Cecilie de Transtiberim solvere canonicam portionem de dicto relicto sive legato facto per / dictum Cecchum Fragiapanem in

[i] *Per l'errore nell'indicazione di papa Benedetto XI anziché Bonifacio VIII vedi sopra p. 477*

dicto suo ultimo testamento et ultima voluntate, cum constet nobis iam-
dicto arbitro et arbitratori / per confessionem syndici et procuratorum
dicte ecclesie sancte Cecilie et ipsorum canonicorum et per testes exami-
natos coram arbitris supradictis dictum / Cecchum fuisse et esse sepul-
tum in dicta ecclesia sancte Cecilie de Transtiberim dumtaxat et constat
nobis ratione dictorum privilegiorum / summorum pontificum concesso-
rum monasteriis ordinis sancti Damiani minorissarum et sancte Clare,
cuius ordinis dicte domine sunt, ac sententiarum / latarum pro eis fuisse
et esse dictas dominas abbatissam, moniales et conventum dicti mona-
sterii ordinis sancti Damiani minorissarum et / sancte Clare et ipsum
monasterium exemptum et exemptas a prestatione et solutione dicte ca-
nonice portionis et ipsas et ipsum / monasterium illis gaudere privilegiis,
exemptionibus et immunitatibus, que fratribus minoribus sunt concesse,
propter que et / alia plura prefati canonici dicte ecclesie sancte Cecilie
de dicto relicto facto per dictum Cecchum Fragiapane dicto monasterio
de / dictis iiii[c] pecudum nullatenus habere debent de iure ab ipsis domi-
nabus dicti monasterii et ab ipso monasterio dictam canonicam / portio-
nem de legato predicto, immo ipsas dominas abbatissam, moniales et
conventum dicti monasterii et ipsum monasterium a prestatione dicte /
canonice portionis dictarum iiii[c] pecodum relictarum per dictum Cec-
chum Fragiapane facte per dictos canonicos et capitulum sancte Cecilie /
predicte ipsis dominabus tenor presentium absolvimus easque reddimus
absolutas et ad ea dandum et solvendum eisdem decer/nimus non teneri
ipsis canonicis et capitulo predicta occasione perpetuum silentium inpo-
nentes.

Lectum, latum, datum et proventum fuit dictum arbitrium seu arbitratum
per supradictum dominum Jacobum de Mutis arbitrum / et arbitratorem
sedentem pro tribunali in podiis sub porticali domorum habitationis
ipsius domini Jacobi sub / anno domini millesimo iii[cj] lx pontificatus
domini Innocentii pape sexti indictione xiiii[a] mensis septembris die xvi
et / presentibus hiis scilicet domino Francisco de Tostis canonico eccle-
sie sancti Appolenaris, Laurentio Pauli Gallocie et Ceccho condam Tucii
Vecchi de regione sancti Eustachii.

Scriptum per me Paulum Smantam dei gratia imperiali auctoritate publi-
cum notarium de speciali licentia et mandato domini Jacobi arbitri et
arbitratoris supradicti.

---

[j] *segue un piccolo buco nella pergamena*

ZUSAMMENFASSUNG

Das im Generalarchiv der Franziskaner in Rom überlieferte Schiedsurteil von 1360, mit dem der *legum doctor* Giacomo Muti einen zwischen den Kanonikern von S. Cecilia in Trastevere und dem Klarissenkonvent von S. Lorenzo in Panisperna entbrannten Streit um die *quarta canonica portio* auf ein Legat von 400 Schafen zugunsten der Schwestern schlichtete, eröffnet dank der Aufzählung aller in dieser Sache relevanten Vorurkunden interessante Einblicke in das noch wenig erforschte Feld des Gerichtswesens und der Rechtspraxis im spätmittelalterlichen Rom. Außergerichtliche Konfliktlösung über Schiedsrichter, aber auch der Rekurs auf außerrömische Instanzen wie die Kurie in Avignon und die Kardinallegaten in Italien (erst Androin de la Roche, dann Aegidius Albornoz) waren offenbar keine Seltenheit. Dem von den Päpsten geschätzten Juristen Giacomo Muti war eine beachtliche kirchliche Laufbahn beschieden, in deren Verlauf er von 1363 an nacheinander Bischof der Marser, von Arezzo und Spoleto sowie von 1368 bis zu seinem Tode im Jahre 1372 *vicarius Urbis* wurde.

MISZELLE

I REFERENDARI PONTIFICI DALLA METÀ DEL CINQUE- ALL'INIZIO DELL'OTTOCENTO*

di

STEFANO TABACCHI

Christoph Weber ha già dato numerosi ed importanti contributi alla storia del papato e delle strutture curiali. Partito da un iniziale interesse per l'epoca della Restaurazione[1], Weber si è progressivamente avvicinato alla storia delle *élites* curiali nell'età moderna, che ha affrontato essenzialmente sotto due aspetti: la ricostruzione di liste nominative di burocrati pontifici e la prosopografia dei prelati e delle loro famiglie. Dopo alcune edizioni di fonti e di genealogie,[2] l'importante repertorio dei governatori pontifici[3] ed una discussa (e discutibile) ricostruzione della storia del collegio cardinalizio[4] è ora apparsa questa imponente opera sui referendari di Segnatura.

---

* Chr. Weber, Die päpstlichen Referendare 1566–1809. Chronologie und Prosopographie, Päpste und Papsttum 21/2–3, Stuttgart (Anton Hiersemann) 2003–2004, 2 Teilbde., S. 381–1004, ill., ISBN 3-7772-0400-5; 3-7772-0401-3, € 136 (ciascun volume).

[1] Chr. Weber, Kardinale und Prälaten in den letzten Jahrzehnten des Kirchenstaates, Päpste und Papsttum 13, Stuttgart 1978.

[2] Die Territorien des Kirchenstaates im 18. Jahrhundert, Frankfurt a. M., 1991; Chr. Weber e M. Becker, Genealogien zur Papstgeschichte, Päpste und Papsttum 29/1–6, Stuttgart 1999–2002; Chr. Weber, Die ältesten päpstlichen Staatshandbücher: Elenchus congregationum, tribunalium et collegiorum Urbis, 1629–1714, RQ, Supplementhefte 45, Roma–Freiburg–Wien 1991.

[3] Chr. Weber (a cura di), Legati e governatori dello Stato pontificio, 1550–1809, Pubblicazioni degli archivi di Stato, Sussidi 7, Roma 1994.

[4] Chr. Weber, Senatus Divinus. Verborgene Strukturen im Kardinalskollegium der frühen Neuzeit, 1500–1800, Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte 2, Frankfurt a. M. 1996. Cfr. la recensione di V. Reinhardt, Zeitschrift für Historische Forschung 25 (1998) pp. 454–456.

La storiografia è da tempo consapevole dell'importanza dei referendari, che, nel corso di buona parte dell'età moderna, rappresentarono l'ossatura della burocrazia pontificia. Fino ad oggi non si disponeva però di ricerche complessive e di un elenco esauriente dei referendari, nonostante le antiche ricerche di Katterbach e Beltrami e i più recenti sondaggi di Renata Ago[5] sui referendari attivi tra fine Seicento ed inizio Settecento. L'opera di Weber colma quindi un vuoto storiografico e per ciò stesso rappresenta un grosso progresso negli studi sul papato.

L'opera consta di un saggio introduttivo, su cui torneremo, dell'edizione di una serie di liste di referendari (vol. I) e di una prosopografia dei referendari attivi tra il 1566 ed il 1809 (vol. II–III). Si tratta di un repertorio imponente, che al pari delle edizioni di fonti curate da K. Jaitner,[6] è destinato a segnare una svolta importante negli studi sulla Curia romana e sullo Stato della Chiesa in età moderna.

Sull'edizione delle liste dei referendari non c'è molto da dire. Frutto di un lavoro di scavo archivistico e bibliotecario esaustivo, le liste reperite sono poco meno di 50 per il periodo 1566–1761 ed offrono una buona copertura cronologica, che difficilmente potrà essere ampliata da ulteriori ricerche. Le liste, tutte pubblicate integralmente con criteri filologici piuttosto conservativi, costituiscono la base per la prosopografia che è il cuore del volume, e consentono di cogliere, anche visivamente, l'evoluzione diacronica del collegio dei referendari.

La struttura della prosopografia è semplice, ma allo stesso tempo efficace. Ogni voce è divisa in tre parti. Nella prima vengono forniti i dati biografici essenziali e le cariche ricoperte, nella seconda vengono riportate notizie sull'origine familiare e sulle parentele ed una bibliografia sommaria. In molti casi – ma non in tutti – compare anche una terza sezione, che rimanda alla documentazione manoscritta del processo di ammissione al referendariato.

Nella selezione dei dati da riportare, Weber opera una scelta precisa, quella di fornire un *cursus honorum* esatto più che non una vera e propria

---

[5] B. Katterbach, Referendarii utriusque signaturae a Martino V ad Clementem IX et praelati signaturae supplicationum a Martino V ad Leonem XIII, Citta del Vaticano 1931; G. Beltrami, Notizie su prefetti e referendari della Segnatura Apostolica desunte dai brevi di nomina, Città del Vaticano 1972; R. Ago, Carriere e clientele nella Roma barocca, Roma–Bari 1990.

[6] K. Jaitner (a cura di), Die Hauptinstruktionen Clemens' VIII. für die Nuntien und Legaten an den europäischen Fürstenhöfen 1592–1605, Tübingen 1984; id., Die Hauptinstruktionen Gregors XV. für die Nuntien und Gesandten an den europäischen Fürstenhöfen 1621–1623, Tübingen 1997.

biografia dei referendari. Si tratta di un'opzione a mio parere ineccepibile, che evita eccessive difformità tra una voce e l'altra e, soprattutto, contribuisce a dare al repertorio una sua coerenza. La prosopografia dei referendari, infatti, non si presenta come un generico ed omnicomprensivo repertorio di prelati, ma come uno strumento per la ricostruzione della storia istituzionale della Curia e delle *élites* politico amministrative italiane della prima età moderna. Accanto ai dati sulle carriere prelatizie, Weber dà grande spazio alla ricostruzione storico-genealogica delle famiglie dei referendari, nella convinzione, più volte espressa nelle sue precedenti opere, che per lo storico dei ceti dirigenti è necessario disporre di dati controllati sui legami che univano le diverse famiglie e sulla trasmissione familiare degli uffici. In questo ambito il repertorio dei referendari segna un notevole progresso e consente di liberarsi di tutta una serie di inesattezze tramandate dalla letteratura genealogica recente ed antica, che talora giungevano a toccare la stessa grafia dei cognomi, anche se in quest'opera riaffiorano qua e là alcuni piccoli errori derivati dagli antichi repertori genealogici.

I dati contenuti nella prosopografia derivano in parte dai precedenti studi dello stesso Weber, in particolare dal suo repertorio dei governatori e dalle genealogie nobiliari, di cui questo volume rappresenta, in un certo senso, il completamento; non a caso, lo stesso Weber sottolinea la necessità di una lettura complementare di questi tre repertori (p. 7). Al materiale derivante dagli altri repertori si aggiunge però un cospicuo ed autonomo lavoro di ricerca archivistica e bibliografica, che qui non può essere esaminato nella sua interezza. Tra le fonti d'archivio utilizzate si segnalano in particolare i processi per l'ammissione al referendariato, già valorizzati da Renata Ago diversi anni fa, i registri delle *Signaturarum SS.mi* ed i giuramenti dei referendari, conservati all'archivio di Stato di Roma, le raccolte di editti e bandi e la documentazione sulle primogeniture ed i fedecommessi conservata negli archivi romani. Ancora più significativo è tuttavia l'uso delle fonti edite. Convinto sostenitore della necessità di incrociare lo studio della storia delle famiglie con la storia delle istituzioni, Weber è uno degli storici che si muove con più sicurezza tra la letteratura genealogica antica e moderna, che viene usata massicciamente in tutta l'opera, e gli va riconosciuto anche il non piccolo merito di aver riscoperto opere sei-settecentesche che conservano tuttora un grande interesse e, in alcuni casi, meriterebbero uno studio approfondito.

Una prosopografia di questo genere, tanto più se non deriva dall'attività di un *team* di ricercatori, ma dagli studi di un singolo, non può, naturalmente, andare esente da qualche lacuna bibliografica ed anche da qualche errore materiale, che è necessario qui segnalare, pur avvertendo che non si tratta di lacune tali da inficiare il valore dell'opera.

In generale, bisogna rilevare un uso talora eccessivo di alcuni repertori ed opere generalogiche non sempre precise, come la vetusta *Enciclopedia storico nobiliare* di Vittorio Spreti e l'ancora più antico repertorio di B. Candida Gonzaga, il modesto volume sui *Palazzi di Roma* di Giorgio Carpaneto[7] e numerose altre opere, specie di storia dell'arte, che hanno carattere meramente divulgativo. Sono invece complessivamente poco usate molte opere di storici dell'arte, che pure contengono importanti precisazioni sulle biografie prelatizie.

Si riscontra inoltre l'ampliamento a volte eccessivo di alcune voci. Ad esempio, la voce dedicata a Stefano Durazzo, che fece una brillante carriera nella Roma barberiniana, fino a diventare cardinale, si diffonde su dettagli tutto sommato poco significativi della storia della sua famiglia, laddove, ad esempio, la famiglia Cornaro non gode di analogo trattamento. Così pure le voci Molino, Niccolai, Sinibaldi, solo per fare un esempio, hanno una lunghezza non giustificata né dalla rilevanza dei personaggi, né dalla qualità delle informazioni fornite nella voce. Vero è che nella maggior parte dei casi, la lunghezza delle voci è condizionata dall'esistenza di studi specifici a cui rimandare, e questi non esistono per molti dei referendari contenuti nella prosopografia.

La completezza bibliografica di quest'opera è notevole. Pure, bisogna rilevare che, in alcuni casi, sono sfuggite all'autore opere recenti di qualche rilievo, quali, ad esempio, l'edizione della visita alle comunità dell'Umbria di Innocenzo Malvasia, che Weber cita dal manoscritto, in realtà edito alcuni anni fa.[8] Anche nelle singole voci si può riscontrare talora qualche lacuna. Nella voce Imperiali, ad esempio, viene citato un assai impreciso studio di A. Gambardella, mentre si omette il più recente e serio volume di F. Cancedda[9]. Nelle voci dedicate ai Cenci, apparentemente, non è stato utilizzato un impor-

---

[7] V. Spreti, Enciclopedia storico-nobiliare italiana, Milano 1928–1932; B. Candida Gonzaga, Memorie delle famiglie nobili delle province meridionali d'Italia, 6 voll., Napoli 1875–1882; G. Carpaneto, I palazzi di Roma, Quest'Italia 175, Roma 1993; C. Zaccagnini, Le ville di Roma, Quest'Italia 3, Roma 1978.

[8] L. Londei/G. Giubbini (a cura di), Ut bene regantur: la visita di mons. Innocenzo Malvasia alle comunità dell' Umbria (1587), Perugia, Todi, Assisi, Perugia 1994.

[9] A. Gambardella, Architettura e committenza nello stato pontificio tra barocco e rococò. Un amministratore illuminato Giuseppe Renato Imperiali, Napoli 1979; F. Cancedda, Figure e fatti intorno alla biblioteca del Cardinale Imperiali, mecenate del '700, Il bibliotecario, Nuova serie 11, Roma, 1995.

tante volume, peraltro forse pubblicato quando l'opera di Weber era già in bozze.[10]

I dati essenziali sui singoli referendari sono sempre riportati correttamente. In qualche caso, tuttavia, si riscontra qualche piccola omissione. Limitandoci a qualche esempio, si può così rilevare che nella voce Domenico Cecchini, ad esempio, non risulta l'esistenza della sua importante autobiografia, che avrebbe pure potuto essere discussa nel saggio introduttivo.[11] Nella voce Ferdinando Nuzzi si sarebbe forse potuto citare il suo importante e noto *Discorso* sui mezzi per risanare l'Agro di Roma. Nella voce Lancellotti, invece, a proposito dell'attribuzione alla famiglia della tenuta di Castelginetti, si sarebbe potuto ricordare che pervenne ai Lancellotti a seguito di un matrimonio con l'ultima erede dei Ginetti (altra famiglia di curiali e referendari).[12]

Un piccolo numero di manoscritti, inoltre, non è stato correttamente identificato. È il caso della *Relatione delle cose della Camera apostolica* al papa Gregorio XIV di Goffredo Lomellini (p. 59). L'esistenza di questo testo viene ripresa da un vecchio libro di Giampiero Carocci, che fornisce una segnatura inverosimile. Weber ha rilevato la svista, ma non identificato la segnatura presumibilmente corretta (ASV, Archivum Arcis, Arm. I–XVIII, n. 922).

Infine, non mancano, specialmente nella bibliografia, alcuni errori ortografici o incertezze nell'ortografia dei nomi propri, sia tra gli autori moderni (ad. es. pp. 107, 111, 112, 119) che tra quelli antichi (p. 60, 973).

Nel complesso, la prosopografia dei referendari realizzata da Weber rappresenta un contributo fondamentale alla storia dell'amministrazione pontificia nell'età moderna ed una grande occasione per un rinnovamento degli studi sullo Stato della Chiesa. C'è da sperare che questa occasione venga colta, ma ci sono forti rischi che l'attuale storiografia sul papato e lo Stato della Chiesa non sappia giovarsi adeguatamente di questo repertorio. È, in un certo senso, quello che è già accaduto per il volume sui governatori dello Stato della Chiesa, che è ampiamente utilizzato nell'ambito di ricerche su singoli personaggi, ma non ha ancora prodotto una discussione complessiva sui governatori pontifici.

---

[10] M. Di Sivo (a cura di), I Cenci. Nobiltà di sangue, Memorie romane, Roma 2002.

[11] L. Fumi, Il cardinale Cecchini romano secondo la sua autobiografia, Archivio della Società romana di Storia Patria 10 (1887) pp. 287–322.

[12] Sulla famiglia Ginetti oltre alle voci nel Dizionario biografico degli italiani cfr. almeno P. Cavazzini, The Ginetti chapel at S. Andrea della Valle, The Burlington Magazine 141 (1999) pp. 401–413

La prosopografia dei referendari fornisce un quadro pressoché completo della composizione di un segmento molto ampio della burocrazia pontificia lungo un arco cronologico ampio e non limitato, come in altre opere analoghe, ad un solo pontificato. L'importanza di questo strumento è dunque accentuata dal grande numero di personaggi considerati. I referendari oggetto di indagine, infatti, non rappresentano un semplice *case study*, ma una porzione consistente della prelatura e pertanto una ricerca che utilizzi i dati raccolti da Weber può aspirare a raggiungere conclusioni di valore generale sulla storia della Curia romana. Disponendo di un *corpus* di dati controllati, diventano ora possibili ricerche un tempo non ipotizzabili, come una ricostruzione complessiva dei legami parentali (orizzontali e verticali) che stringevano tra di loro i referendari, che consentirebbe di analizzare con maggiore precisione di quanto da alcuni anni si va facendo le strategie familiari che conducevano i vari casati a ricercare una collocazione nella prelatura e di approfondire il tema della partecipazione delle *élites* politiche italiane all'amministrazione pontificia, un tema cruciale per comprendere le relazioni tra il papato e la società italiana. Certo, ci sono ancora molti approfondimenti da fare. La prosopografia di Weber, infatti, al pari di altre analoghe opere, sconta i ritardi negli studi su alcune istituzioni pontificie, come la Camera apostolica e le due congregazioni incaricate del governo temporale dello Stato, il Buon Governo e la Sacra Consulta, organi per i quali non si dispone di liste esaurienti dei componenti. Weber ha cercato di superare il problema conducendo una ricerca sui chierici di Camera, che ha portato all'elaborazione di una prima lista nominativa di questi prelati, ma non c'è dubbio che sarebbero necessarie ulteriori e complesse ricerche d'archivio per avere un quadro veramente controllato dei funzionari camerali e del personale prelatizio attivo nelle congregazioni.

Come si dirà anche più avanti, gli sviluppi di ricerca possibili sono molti, ma, al di là delle singole ricerche, quest'opera appare importante perché crea le condizioni per avviare una riflessione generale sul ruolo della prelatura in quanto corpo e sulle caratteristiche strutturali della burocrazia pontificia. Una tale riflessione è, in un certo senso, iniziata dallo stesso Weber in un saggio di sintesi premesso al volume, che offre una prima traccia per la storia dei referendari e della burocrazia pontificia.

Weber colloca la vicenda dei referendari nell'ambito delle trasformazioni che interessarono la curia romana nel corso del Cinquecento. Alle soglie dell'età moderna, i referendari, presenti in Curia sin dal '300, stavano conoscendo un progressivo indebolimento del loro ruolo, analogamente a quello che accadeva ad altre figure dell'amministrazione curiale, come gli abbreviatori, i cubiculari, i protonotari. Cresciuti fortemente di numero, aspramente

criticati dai riformatori religiosi, essi furono lentamente allontanati dal pontefice e privati di autentiche responsabilità di governo. Nel corso dell'età moderna, di fatto, le attribuzioni proprie dei referendari rimasero assai limitate, riducendosi all'assistenza al pontefice quando presiedeva la Segnatura. Sin dalla metà del Cinquecento, però, il ruolo di referendario fu, per così dire, „reinventato" e nel giro di pochi decenni i referendari cominciarono a presentarsi come il vivaio dell'élite amministrativa pontificia, il primo grado del *cursus honorum* curiale. I referendari, nota Weber, avevano del resto diversi vantaggi rispetto ad altre figure del mondo curiale: erano dotati di formazione giuridica, cosa che non sempre accadeva per i camerieri segreti, gli abbreviatori e i protonotari, erano un numero consistente, al contrario dei chierici di Camera e degli uditori di Rota, che aspiravano a posizioni di vertice, non erano avviluppati nelle lotte di fazione, come i laici al servizio del pontefice. Nonostante la rapida affermazione dei referendari, durante tutta l'età moderna rimasero peraltro aperte numerose altre vie per iniziare una carriera in Curia, come le cariche venali, il camerierato, alcune prelature familiari.

La professionalizzazione dei referendari iniziò durante il pontificato di Pio IV, seguendo, secondo Weber, il modello del collegio milanese dei giureconsulti, e si rafforzò nel corso del Seicento fino a quando, nel 1659, Alessandro VII diede una regolamentazione pressoché definitiva alla carriera prelatizia.

Con la progressiva precisazione delle loro attribuzioni, i referendari rafforzarono la propria identità di gruppo, che nel Sei e Settecento, trovò espressione anche in una cospicua riflessione giuridico-politica sugli uffici curiali. Giustamente, Weber valorizza questi testi, di cui fornisce un primo elenco, che potrebbe essere arricchito. Essi infatti rappresentavano una forma di autocoscienza burocratica che ci può dire molto sulla maniera in cui i prelati interpretavano i loro compiti burocratico-amministrativi, offrendo un punto di vista alternativo, ma non necessariamente contrapposto, a quello che emerge da fonti private, come i carteggi familiari, utilizzati sin troppo largamente nella storiografia sulla Curia romana. La cultura politica della burocrazia pontificia, in effetti, rimane ancora poco conosciuta ed anche le indicazioni di Weber non rappresentano che una prima traccia per ulteriori approfondimenti. Anche a causa della mancanza di ricerche interdisciplinari, abbiamo ormai un quadro abbastanza chiaro della trattatistica sui conclavi, ma sappiamo ancora poco delle biblioteche prelatizie, dei numerosi testi scritti da membri della Curia, delle accademie in cui spesso avvenivano discussioni di grande significato politico.[13] Pensiamo, ad esempio, alle discussioni tardo-

[13] Cfr., tra i tanti, A. Menniti Ippolito, „Nella Corte di Roma, o per dir meglio/

cinquecentesche su Bodin, o ai dibattiti avvenuti nella Roma ludovisiana e barberiniana o alla riflessione giuridica del cardinal De Luca, nella seconda metà del Seicento, che attende ancora uno studio sistematico.

Pur nella sua rapidità, il saggio di Weber restituisce con efficacia il carattere plurimo dei referendari. „Ufficiali" ben coscienti della propria funzione, i referendari presentavano molte caratteristiche tipiche delle burocrazie laiche di *Ancien Régime* e coniugavano un principio di fedeltà personal-clientelare con forme di etica dell'ufficio, che derivavano anche dal possesso di una professionalità tecnica. Allo stesso tempo, i referendari erano rampolli di alcune delle migliori famiglie della nobiltà italiana e questo elemento, più ancora dei legami clientelari, della cultura giuridica e delle ricchezze familiari, qualificava la loro figura. Non a caso, come ricorda lo stesso Weber, i referendari si presentavano con un carattere fortemente „aristocratico", che si rifletteva anche in uno stile di vita che coniugava tratti tipici della cultura nobiliare ed una forte impronta del cattolicesimo postridentino. Questo carattere aristocratico era del resto ben presente ai contemporanei. Il cardinal Guido Bentivoglio, ad esempio, nelle sue memorie notava sì che l'ordine dei referendari era *inferiore ad ogni altro nella precedenza*, ma rilevava che *si potrebbe eziandio chiamare superiore di qualità perché in esso ordinariamente suole entrare tutta la gioventù più nobile e più fiorita d'Italia*[14].

La traccia interpretativa fornita da Weber nel suo saggio introduttivo andrebbe certo precisata con ulteriori ricerche. Del resto, alcuni punti del saggio non appaiono del tutto condivisibili. Non è molto convincente, ad esempio, l'uso un po' disinvolto delle categorie nobiltà, patriziato e aristocrazia feudale, che da diversi decenni sono state oggetto di un profondo ripensamento nella storiografia italiana. Qualche dubbio suscita pure l'insistenza sull'influenza del modello milanese nella riorganizzazione cinquecentesca del re-

---

nel pubblico spedal della speranza". Note per una lettura dall'interno della curia romana seicentesca, Annali di storia moderna e contemporanea 4 (1998) pp. 221–243; M. Rosa, La Chiesa e gli stati regionali nell'età dell'assolutismo, in: Letteratura italiana, vol. I: Il letterato e le istituzioni, Torino 1982, pp. 257–389 e Per „tenere alla futura mutatione volto il pensiero". Corte di Roma e cultura politica nella prima metà del Seicento, in: G. Signorotto/M. A. Visceglia (a cura di), La Corte di Roma tra Cinque e Seicento. „Teatro" della politica europea, Roma 1998, pp. 13–36, A. Lauro, Il cardinale Giovan Battista de Luca: diritto e riforme nello Stato della Chiesa (1676–1683), Storia e diritto, Studi 29, Napoli 1991.

[14] Guido Bentivoglio, Memorie e lettere, a cura di C. Panigada, Bari 1934, p. 92.

ferendariato. Ma, nel complesso, mi sembra che l'interpretazione di Weber indichi una giusta direzione di ricerca e solleciti una ridiscussione di alcune questioni centrali per lo studio della Curia romana.

In effetti, negli ultimi anni la storiografia italiana e tedesca sulla Curia romana si è indirizzata in maniera quasi esclusiva allo studio della „micropolitica" curiale o dei legami di *patronage*, seguendo in maniera varia e talora originale le indicazioni di Wolfgang Reinhard e della sua scuola.[15] L'approccio micropolitico ha indubbiamente avuto i suoi meriti, primi fra tutti quello di liberare gli studi sulle istituzioni curiali da un certo positivismo giuridico-diplomatistico e quello di disancorare la discussione da questioni vecchie e mal poste, come quella sulla „modernità" delle strutture statali pontificie o sul grado di accentramento realizzato dal papato nello Stato della Chiesa e rispetto ai vescovi dell'orbe cristiano. Col passare del tempo sono però divenuti ben evidenti anche i limiti dell'approccio micropolitico: una sostanziale incapacità di cogliere le dinamiche evolutive dell'organizzazione curiale, che viene considerata sostanzialmente immobile dal Cinquecento all'Ottocento; una scarsa attenzione per la critica delle fonti, che porta ad utilizzare in maniera quasi esclusiva carteggi privati, ritenuti un po' acriticamente come una fonte più veritiera della documentazione pubblica o semipubblica; ed infine una riluttanza ad affrontare gli snodi centrali della storia politica, che conduce ad un positivismo erudito fine a sé stesso.[16]

Ma soprattutto l'approccio micropolitico ha focalizzato l'attenzione in maniera eccessiva sulla prelatura e sul collegio cardinalizio come gruppo sociale, trascurando l'analisi delle strutture istituzionali in cui cardinali e prelati esercitavano la loro attività e costruivano i loro percorsi di ascesa. Questo disinteresse per gli elementi giuridico-istituzionali ha finito per diffondere l'immagine di strutture di governo e di burocrati che esercitavano i propri poteri solo o prevalentemente attraverso la mobilitazione di legami di clientela: Reinhard, ad esempio, ha rilevato che anche coloro che disponevano di una competenza tecnica riconosciuta si trovavano nella necessità di proporre

---

[15] Per le tesi di Reinhard, cfr. W. Reinhard, Amici e creature. Micropolitica della curia romana nel XVII secolo, Dimensioni e problemi della ricerca storica 2 (2001) pp. 60–78 (e l'analogo testo in tedesco: QFIAB 76 [1996] pp. 308–334) e id., Freunde und Kreaturen. „Verflechtung" als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600, Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg 14, München 1979.

[16] Evidente ad esempio in A. Karsten (a cura di), Jagd nach dem roten Hut. Kardinalskarrieren im barocken Rom, Göttingen 2004.

il loro servizio attraverso le categorie proprie del rapporto clientelare.[17] Una tale immagine dell'attività degli organi di governo curiali è però del tutto squilibrata e derivata da una sopravvalutazione del peso dei legami personali che rimane sostanzialmente indimostrata ed impedisce di cogliere l'esistenza di una continuità nell'azione amministrativa relativamente indipendente dal succedersi dei pontefici sul trono di Pietro e di un *ethos* degli ufficiali che non si nutriva solo di una cultura della clientela, ma anche di elementi ideologici propri della cultura della Controriforma.[18]

Rispetto agli approcci variamente „micropolitici", la proposta interpretativa di Weber appare assai più articolata e meritevole di essere approfondita con ulteriori ricerche. Essa infatti, proprio perché riserva uno spazio adeguato alla ricostruzione delle strutture istituzionali e dell'*ethos* burocratico dei prelati, consente di porre in maniera più duttile il problema della prelatura come „ceto di servizio", caratterizzato sì da una serie di elementi tipici dell'agire nobiliare, ma anche da una forte coscienza del proprio ruolo di „ufficiali", che si esprimeva nel concreto svolgersi dell'attività amministrativa. Diversi studi, dedicati a singole figure di prelati o a singoli settori dell'amministrazione pontificia, sembrano del resto spingere ad un certo ridimensionamento del ruolo dei legami clientelari. Anche la ricostruzione delle carriere, che potrà certo essere arricchita utilizzando il materiale fornito da Weber, evidenzia che i circuiti del *patronage* agivano in un contesto in cui esisteva comunque un *cursus honorum* relativamente strutturato e servivano soprattutto a fornire

---

[17] W. Reinhard, Papal Power and Family Strategy in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, in: R. G. Asch/A. M. Birke (a cura di), Princes, Patronage and the Nobility. The Court at the Beginning of the Modern Age. 1450–1650, Oxford 1991, pp. 329–356.

[18] La bibliografia su questi temi è molto abbondante. Cfr. M. A.Visceglia, Burocrazia, mobilità sociale e *patronage* alla Corte di Roma fra Cinque e Seicento, Roma moderna e contemporanea 3 (1995) pp. 11–55 e M. Pellegrini, Corte di Roma e aristocrazie italiane in età moderna. Per una lettura storico – sociale della curia romana, Rivista di storia e letteratura religiosa 30 (1994) pp. 543–602. Tra gli studi recenti sui rapporti tra Roma e le provincie cfr. almeno N. Reinhardt, Macht und Ohnmacht der Verflechtung: Rom und Bologna unter Paul V. Frühneuzeit-Forschungen 8, Tübingen 2000, sul quale si veda però la recensione critica di A. M. Voci Roth, Rivista storica italiana 114 (2004) pp. 296–307, mentre per il Nepotismo sono interessanti, tra le cose recenti, B. Emich, Bürokratie und Nepotismus unter Paul V. (1606–1621). Studien zur frühneuzeitlichen Mikropolitik in Rom, Päpste und Papsttum 30, Stuttgart 2001 e D. Büchel/V. Reinhardt (a cura di), Modell Rom? Der Kirchenstaat und Italien in der Frühen Neuzeit, Köln 2003.

una remunerazione ai prelati. In particolare, nel caso dei referendari, come ricorda lo stesso Weber, esisteva almeno un passaggio decisivo nell'acquisizione di una vera „cultura di governo", il cosiddetto „giro dei governi", ossia l'assunzione del ruolo di governatore di una o più città dello Stato della Chiesa. Anche il passaggio alla Segnatura rappresentava del resto una tappa assai più „professionalizzante" di quanto comunemente si ritiene. Prendiamo ad esempio la vicenda di Gregorio Barbarigo, che è stata attentamente ricostruita in un saggio che, peraltro, Weber non cita[19]. Giunto a Roma nel 1653, Barbarigo entra in prelatura dopo una serie di colloqui che mirano soprattutto ad accertare la sua situazione economica. Divenuto referendario, viene istruito sul funzionamento dell'organo da un collega anziano, monsignor Carlo Amadei, e si forma il necessario bagaglio di cultura giuridica creandosi una piccola biblioteca ed assumendo un precettore: nel giro di pochi anni ha ormai acquisito le tecnicità del mestiere e viene addirittura ventilata una sua nomina alla Rota. È questa, a mio parere, una vicenda per molti versi esemplare, proprio perché evidenzia quell'intreccio di logiche di affermazione familiare e – nel caso di Barbarigo, che era suddito veneto – „nazionale" e capacità tecnica che caratterizzava la prelatura.

Le prospettive di ricerca che si possono trarre dal repertorio di Weber sono dunque numerose. Il superamento della prospettiva della storia del *patronage* e delle carriere, o meglio la loro collocazione in un contesto storiografico più arioso, induce a ripensare globalmente il tema di una storia della burocrazia pontificia in quanto ceto di governo. Le numerose ricerche sulla Curia romana degli ultimi decenni ci hanno ormai offerto un quadro abbastanza completo delle strategie familiari messe in opera dai grandi casati nobiliari legati al papato. Questi aspetti dovrebbero ora essere completati da ricerche centrate su due questioni di rilievo che ancora non sono state adeguatamente risolte.

La prima è la questione della partecipazione delle *élites* dello Stato della Chiesa e degli altri Stati italiani all'amministrazione pontificia. Disponendo ormai di dati abbastanza affidabili su referendari, governatori ed altre figure dell'amministrazione pontificia si potrebbe avviare una ricognizione basata sull'analisi di singole aree territoriali, come hanno fatto, ad esempio, Erminia Irace, per il caso perugino, o Antonio Menniti Ippolito per i vescovi veneti.[20] Uno studio su base territoriale non consentirebbe solo precisare alcuni feno-

---

[19] P. Gios, Gli inizi della carriera ecclesiastica di Gregorio Barbarigo dalle lettere ai familiari (1655–1657), Studia patavina 40 (1993).

[20] Cfr. E. Irace, L'Atlantico peso del pubblico. Patriziato, politica e amministrazione in Perugia tra Cinque e Settecento, Archivi per la storia 13 (2000)

meni già in parte noti, come la relativa sottorappresentazione di alcune aree (isole, Piemonte, Repubblica di Venezia) e la forte presenza di altre (Stato della Chiesa, Toscana), ma rappresenterebbe la base per una ricostruzione dei rapporti tra i ceti italiani e la Curia capace di mettere in relazione le dinamiche politiche che si esprimevano nei rapporti tra Stati con la storia sociale delle *élites*[21]. Anche per la storia dello Stato della Chiesa, una ricerca sulla burocrazia saldamente ancorata ad una prospettiva territoriale consentirebbe di superare la tradizionale lettura che insiste sul contrasto tra gli sforzi accentratori del papato e le resistenze dei patriziati locali e di affrontare il problema dei rapporti tra i pontefici ed i ceti dirigenti locali in termini di integrazione, analizzando il progressivo orientamento degli interessi e delle aspettative delle *élites* politiche dello Stato da un ambito locale verso Roma.

La seconda questione è quella della cultura politico-amministrativa della burocrazia pontificia. Come ho già detto, la prospettiva micropolitica non riesce a spiegare efficacemente i concreti modi di funzionamento dell'amministrazione pontificia né la sua evoluzione su un arco di tempo medio-lungo. È quindi necessario integrare questo approccio con uno studio dell'attività amministrativa concretamente esercitata, come hanno fatto, tra gli altri Andrea Gardi, Irene Fosi e Giampiero Brunelli[22], con la considerazione dell'etica di servizio della burocrazia curiale quale emerge, ad esempio, dalla riflessione giuridico-politica sulle magistrature e con una ricostruzione delle carriere attenta a cogliere la progressiva tecnicizzazione del personale prelatizio, un dato che appare già ben evidente alla fine del Seicento. Non a caso, gli studi che non si sono limitati a considerare il periodo 1550–1650, ma hanno

---

pp. 177–189, A. Menniti Ippolito, Politica e carriere ecclesiastiche nel secolo XVII. I vescovi veneti fra Roma e Venezia, Bologna 1993.

[21] Sul rapporto tra il papato e gli Stati italiani cfr. M. C. Giannini, L'oro e la tiara. La costruzione dello spazio fiscale italiano della Santa Sede (1560–1620), Bologna 2003.

[22] Cfr. A. Gardi, L'amministrazione pontificia e le province settentrionali dello Stato (XIII–XVIII secolo), Archivi per la storia 13 (2000) pp. 35–65 (con riferimento ad altri studi dello stesso autore); I. Fosi, All'ombra dei Barberini. Fedeltà e servizio nella Roma barocca, Biblioteca del Cinquecento 73, Roma 1997; G. Brunelli, Soldati del papa. Politica militare e nobiltà nello Stato della Chiesa (1560–1644), Studi e ricerche 8, Roma 2003. Ma si veda anche Chr. Weber, Mons. Giacomo Giandemaria (1639–1690) governatore per la Santa Sede ed i suoi scritti inediti, Bollettino storico piacentino 82 (1987) pp. 168–182 e, se si vuole, S. Tabacchi, Buon Governo, Sacra Consulta e dinamiche dell'amministrazione pontificia nel XVII secolo, Dimensioni e problemi della ricerca storica 1 (2004) pp. 43–65.

tentato di affrontare l'evoluzione della prelatura su un arco di tempo più ampio, hanno notato una crescente identificazione dei prelati con un concetto di servizio che presciendeva dalla famiglia del pontefice e, nel corso del Settecento, approdava ad un concetto di „bene pubblico" non privo di influenze illuministiche.[23] E la stessa Irene Fosi, che pure accetta molti elementi dell'impostazione di Reinhard, nel suo volume sui Sacchetti riesce a restituire il senso di un'azione politica che traeva alimento anche da un'etica più complessa del mero rapporto padrino-cliente.

La ricostruzione delle strutture e dei modi di funzionamento della Curia romana durante l'età moderna rimane dunque ancora un campo di studio aperto a nuove interpretazioni e, soprattutto, a nuove ricerche, per le quali il repertorio dei referendari può costituire un fondamentale ausilio, che si spera che gli storici sapranno adeguatamente valorizzare.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Miszelle behandelt die jüngste Publikation von Christoph Weber: Die päpstlichen Referendare 1566–1809. Chronologie und Prosopographie, Päpste und Papsttum 21/2–3, Stuttgart (Anton Hiersemann) 2003–2004.

[23] A. Gardi, Fedeltà al Papa e identità individuale nei collaboratori politici pontifici (XIV–XIX secolo). Alcune osservazioni, in: P. Prodi/V. Marchetti (a cura di), Problemi di identità tra Medioevo ed Età Moderna. Seminari e bibliografia, Quaderni di discipline storiche, Bologna 2001, pp. 131–153.

MISZELLE

„UN VASTO PIANO DI PUBBLICITÀ MONDIALE"

Ein faschistischer Werbeplan für die *Esposizione Universale di Roma*

von

WALTRAUD SENNEBOGEN

Die für das Jahr 1942 geplante *Esposizione Universale di Roma* (E42/EUR) stellte das ambitionierteste Bauvorhaben des italienischen Faschismus dar.[1] Die Konzeption zielte dabei nicht nur auf das einmalige Ereignis der Weltausstellung, sondern folgte einer weiter reichenden Zielsetzung: Auf einem damals noch vor den Toren der italienischen Hauptstadt gelegenen Areal sollte im Zuge der faschistischen Stadtplanungen ein architektonischer Kontrapunkt zum antiken Zentrum geschaffen werden.[2] Das faschistische Italien

[1] Bis heute verwendet die Forschung uneinheitliche Bezeichnungen für das Projekt: *E'42* (mit oder ohne Apostroph) erscheint dabei als die frühere, die Abkürzung EUR (mit oder ohne Punkte) als die spätere, jedoch ebenfalls noch zeitgenössische Bezeichnung. Vgl. P. Nicoloso, Esposizione universale romana (E 42), in: V. de Grazia/S. Luzzatto (Hg.), Dizionario del fascismo, Volume primo A–K, Torino 2002, S. 488–490. Der folgende Beitrag bedient sich des Kürzels EUR.

[2] Zur Einführung und Vertiefung sei auf einige zentrale Titel verwiesen: L. Di Majo/I. Insolera, L'Eur e Roma dagli anni Trenta al Duemila, Roma–Bari 1986; R. A. Etlin, The Esposizione Universale of 1942, in: Ders., Modernism in Italian Architecture, 1890–1940, Cambridge (Mass.) 1991, S. 481–515 sowie S. 655–661 (Anmerkungen); C. Kivelitz, Das Projekt der „Esposizione Universale di Roma": Relikte einer „neuen Ordnung", in: Ders., Die Propagandaausstellung in europäischen Diktaturen. Konfrontation und Vergleich: Nationalsozialismus in Deutschland, Faschismus in Italien und die UdSSR der Stalinzeit, Bochum 1999, S. 193–199; R. Mariani, E 42. Un progetto per l'„Ordine Nuovo", Milano 1987 sowie G. Muratore, Die Überwindung des ersten Modernismus. Eine neue Stadt für die Weltausstellung 1942 – E'42, in: J. Tabor, Kunst und Diktatur. Architektur, Bildhauerei und Malerei in Öster-

gedachte sich der Welt im 20. Jahr von Mussolinis „Marsch auf Rom" nicht zuletzt auch als legitimer Nachfolger und Erbe des Römischen Imperiums zu präsentieren.[3]

Seit Mitte der 1930er Jahre arbeiteten die renommiertesten Architekten des Regimes intensiv an den Planungen für die kommende Weltausstellung.[4] Mehrmals wurden die Entwürfe geändert – teilweise offenbar auch unter dem Eindruck des Besuchs Mussolinis in NS-Deutschland.[5] Ab den späten 1930er Jahren begann die Phase des Baus. Umfangreiche Vorarbeiten im Gelände waren nötig, bevor mit den monumentalen Gebäuden begonnen werden konnte. Schon bald nach Beginn des Zweiten Weltkriegs geriet der Betrieb auf der Großbaustelle ins Stocken. Aufgrund des Weltkriegs erschien eine termingerechte Ausrichtung der Weltausstellung zunehmend unwahrscheinlicher. Rohstoffmangel und logistische Schwierigkeiten und vor allem der kriegerische Konflikt selbst führten dazu, dass die Arbeiten schließlich völlig zum Erliegen kamen.[6]

Am Ende der Herrschaft Mussolinis war das Gelände nicht viel mehr als eine Ansammlung gigantischer Bauruinen. Lange Zeit tat sich Nachkriegs-

---

reich, Deutschland, Italien und der Sowjetunion 1922–1956, Bd. 2, Baden 1994, S. 632–637. Den umfassendsten Überblick über das Projekt EUR bietet nach wie vor der zweibändige Ausstellungskatalog zur Ausstellung im Archivio centrale dello Stato in Rom von April bis Mai 1987: G. Tullio/A. Tartaro (Hg.), E 42. Utopia e scenario del regime. I: Ideologia e programma dell'*Olimpiade delle Civiltà*, Venezia 1987 sowie M. Calvesi/E. Guidoni/S. Lux (Hg.), E 42. Utopia e scenario del regime. II: Urbanistica, architettura, arte e decorazione, Venezia 1987.

[3] Vgl. hierzu besonders A. Muntoni, La vicenda dell'E 42. Fondazione di una città in forma didascalica, in: G. Ciucci (Hg.), Classicismo, classicismi. Architettura Europa/America 1920–1940, Milano 1995, S. 128–143.

[4] Einen kurzen biographischen Abriss zu einigen der beteiligten Personen bietet Mariani, E 42 (wie Anm. 2) S. 10f. Einen Überblick über die italienische Architekturgeschichte im Faschismus geben S. Danesi/L. Patetta (Hg.), Il razionalismo e l'architettura in Italia durante il fascismo, Venezia 1976; Etlin, Modernism (wie Anm. 2) sowie U. Pfammatter, Moderne und Macht. ‚Razionalismo': Italienische Architekten 1927–1942, Braunschweig–Wiesbaden 1990.

[5] So zumindest N. Timmermann, Repräsentative ‚Staatsbaukunst' im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland – Der Einfluß der Berlin-Planung auf die EUR, Stuttgart 2001, besonders S. 242–263.

[6] Einen guten Überblick über die Entwicklung des Projekts von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs bieten Di Majo/Insolera, L'Eur e Roma (wie Anm. 2) S. 41–74.

italien schwer mit diesem architektonischen Erbe des Faschismus. Schließlich wurden nach jahrelanger Unterbrechung die Bautätigkeiten wieder aufgenommen und die bestehende Bausubstanz blieb erhalten. Die vollendeten Gebäude beherbergen heute unter anderem das *Archivio Centrale dello Stato* und weitere wichtige Institutionen.[7]

Obwohl die faschistische Weltausstellung nie stattgefunden hat, existieren neben den architektonischen Hinterlassenschaften auch weitere Zeugnisse konkreter Vorbereitungen auf dieses Ereignis, die bisher jedoch in der Forschung kaum zur Kenntnis genommen worden sind.[8] So wurde bereits im Vorfeld großer Wert auf die Entwicklung einer internationalen Werbekampagne für das Projekt gelegt. Zwischen 1926 und 1929 hatte sich der faschistische Staat den Zugriff auf die Werbewirtschaft gesichert und diesen bis 1937 konsequent erweitert.[9] Offizielle Werbekampagnen wurden bevorzugt von der in Mailand ansässigen *Unione Pubblicità Italiana S. A.* (UPI) gestaltet.[10] Die traditionsreiche Agentur[11] stellte sich den faschistischen Machthabern bereitwillig zur Verfügung.[12]

---

[7] Vgl. knapp Nicoloso, Esposizone (wie Anm. 1) S. 490; wesentlich ausführlicher dagegen Di Majo/Insolera (wie Anm. 2) S. 75–137.

[8] Neben dem architektonischen Gesamtkonzept der EUR wurden bislang unter anderem die Parkanlagen und Gärten, das geplante Bildprogramm sowie die Zeitschrift zur Ausstellung näher untersucht: M. de Vico Fallani, Parchi e Giardini dell'EUR. Genesi e sviluppo delle aree verdi dell'E 42, Roma 1988; M. P. Morano/N. Di Santo/P. Refice (Hg.), E 42. L'immagini ritrovata. Catalogo dei cartoni e degli studi per la decorazione, Roma 1990 sowie E. Cristallini, La rivista dell'Esposizione Universale di Roma: „Civiltà", in: Calvesi/Guidoni/Lux, E 42 (wie Anm. 2) S. 266–273.

[9] Hierzu ausführlich W. Sennebogen, Propaganda als Populärkultur? Werbestrategien und Werbepraxis im faschistischen Italien und in NS-Deutschland, in: A. Nolzen/S. Reichardt (Hg.), Faschismus in Deutschland und Italien. Studien zu Transfer und Vergleich, Göttingen 2005, S. 119–147.

[10] Vgl. etwa *Un progetto di campagna per il risparmio studiato dall'Unione Pubblicità Italiana*, La Pubblicità d'Italia 6 (1941) S. 394–401. Ebenfalls von der UPI stammt folgender Entwurf: *Progetto per una campagna pubblicitaria in favore degli agrumi italiani in Germania*, in: ebd., S. 107–114.

[11] Das Unternehmen war 1886 als Niederlassung der deutschen Anzeigenagentur Haasenstein & Vogler in Turin gegründet worden und seit 1888 in Mailand ansässig. Im Jahr 1929 wurde die Agentur in eine Aktiengesellschaft (*Società Anonima*) umgewandelt. Vgl. A. Abruzzese/F. Colombo (Hg.), Dizionario della pubblicità. Storia, techniche, personaggi, Milano [5]1998, S. 466. Zu der 1855 gegründeten deutschen *Annoncenexpedition* C. Lamberty, Reklame in Deutschland 1890–1914. Wahrnehmung, Professionalisierung und Kritik der

Einen besonders guten Einblick in die Werbeplanungen anlässlich der erwarteten Weltausstellung bietet ein Beitrag, den die italienische Zeitschrift La Pubblicità d'Italia[13] im Jahr 1941 publizierte. Die enge wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit der beiden Achsenmächte hatte auch auf dem Gebiet der Wirtschaftswerbung ihren Niederschlag gefunden.[14] Im Zuge gegenseitiger Besuche deutscher und italienischer Werbefachleute erschien 1941 eine Sonderausgabe von La Pubblicità d'Italia.[15] Diese Ausgabe enthält auch ein umfassendes Werbeprogramm für die EUR. Die UPI hatte dieses Konzept in den Jahren 1938/39 entwickelt. Obwohl es nie realisiert wurde, zeigt gerade das bereits weit vorangeschrittene Planungsstadium einen hohen Grad an Professionalität. In dem Artikel „Un Vasto Piano di Pubblicità Mondiale/Ein umfassendes Weltwerbeprogramm" wird eine speziell für NS-Deutschland entwickelte Werbekampagne vorgestellt, die im folgenden beschrieben und analysiert werden soll.[16]

Wirtschaftswerbung, Berlin 2000, S. 224–239, besonders S. 225 und D. Reinhardt, Von der Reklame zum Marketing. Geschichte der Wirtschaftswerbung in Deutschland, Berlin 1993, S. 100–104.

[12] Ihre zentrale Bedeutung für das Werbewesen Italiens zeigte sich unter anderem daran, dass der von 17. bis 21. September 1933 ausgerichtete Internationale Reklamekongress in Rom und Mailand, dem Sitz der UPI, stattfand. Siehe dazu den Abschnitt „Il Congresso internazionale Roma–Milano dal 1933" in: A. Valeri, Pubblicità italiana. Storia, protagonisti e tendenze di cento anni di comunicazione, Milano 1986, S. 73f. Aus zeitgenössischer Sicht des nationalsozialistischen Deutschland: „Der Internationale Reklame-Kongreß Rom-Mailand. 17. bis 21. September 1933", Die Deutsche Werbung 26 (1933) S. 535–538.

[13] Diese Zeitschrift erschien zwischen 1936 und 1942 als Organ des *Sindacato nazionale fascista delle agenzie e case di pubblicità*, einer der wichtigsten Organisationen des faschistischen Werbewesens. Vgl. S. Bonacarsi, Riviste specializzate, in: Abruzzese/Colombo, Dizionario (wie Anm. 11) S. 397f., besonders S. 398.

[14] Der kriegerische Ausbau dieser Beziehungen fand einen vorläufigen Höhepunkt im Abschluß des Stahlpaktes vom 22. Mai 1939. Zum Stahlpakt einführend B. Mantelli, Patto di acciaio, in: V. de Grazia/S. Luzzatto (Hg.), Dizionario del fascismo, Volume secondo L–Z, Torino 2003, S. 348f.; dort auch weiterführende Literaturhinweise.

[15] Vgl. das Vorwort des damaligen Außenministers G. Ciano, La Pubblicità d'Italia 6 (1941) vor S. 9 [unpag.].

[16] Die Beschreibung der Kampagne (im Weiteren zitiert als „EUR-Kampagne", bzw. in den Fußnotenbelegen als Vasto piano) ist zwischen den Seiten 64 und 68 von La Pubblicità d'Italia 6 (1941) zu finden. Es handelt sich um achtzehn

Bei der Vorstellung des Werbeprojekts in der Zeitschrift wird zunächst betont, welche Dimension die zu bewältigende Aufgabe, der sich die UPI mit einem Vorentwurf „aus eigenem Antrieb und auf eigene Rechnung“[17] stellte, hatte:

> „Wir denken, dass es sehr schwer sein wird, dass sich eine ausgedehntere, heiklere, schwierigere und mehr in Anspruch nehmende Aufgabe bieten kann als die folgende: *binnen eines festgesetzten Termins nicht nur das Interesse, sondern auch die praktische Teilnahme der gebildeten und wohlhabenden Personen der ganzen Welt für eine Kundgebung der grössten geschichtlichen und kulturellen Bedeutung zu gewinnen*“.[18]

Die besondere Herausforderung lag also sowohl in der genauen zeitlichen Vorgabe bis zu der das Ziel erreicht sein musste, als auch im Umfang dieser Werbekampagne, deren Zielgruppe Interessenten auf der ganzen Welt sein würden. Anders als bei vorangegangenen Projekten ähnlicher Art beabsichtigte man, eine zentral koordinierte Werbung auf der Basis einer Gesamtfinanzierung durchzuführen. Die angewandten Methoden und Richtlinien sollten vollkommen einheitlich sein. Damit waren zugleich auch die wichtigsten Voraussetzungen geschaffen, um diese systematische Werbung ganz im Sinne des Regimes in – im Text auch so genannte – *Propaganda* zu transformieren.[19] An dieser Stelle wird deutlich, wie fließend die Übergänge zwischen Werbung und Propaganda schon im Planungsstadium der EUR-Kampagne ge-

---

Seiten Text, von denen lediglich die erste Seite (S. 64) paginiert ist. Erst die Seiten 65–68, auf denen sich Plakatentwürfe finden, sind wieder paginiert. Daher wurden die Textseiten für diesen Beitrag gemäß dem Schema 64/A-64/R nachpaginiert. Der Beitrag ist italienisch (S. 64–64/I) und in deutscher Parallelübersetzung (S. 64J-64R) vorhanden. Im Folgenden beziehen sich die Verweise jeweils auf die italienische und auf die deutsche Belegstelle, auch wenn nur die deutsche Fassung direkt zitiert wird. Die achtzehn zusätzlichen Bildtafeln, die das speziell für Deutschland entwickelte Konzept graphisch darstellen und die auf jede Textseite folgen, wurden nicht nachpaginiert. Sie werden entsprechend ihrer Nummerierung von Tavola I bis Tavola XVIII zitiert.

[17] Vasto piano, S. 64 bzw. S. 64/J (wie Anm. 16). Die Zitation folgt dem Original-Druckbild der Zeitschrift. Umlaute fehlen daher teilweise, das „ß“ fehlt völlig. Auf den Rückverweis auf Anmerkung 16 wird von nun an verzichtet.

[18] Vasto piano, S. 64/J bzw. S. 64. Die Passage ist bereits im Original kursiviert; d. Vf.

[19] Vasto piano, S. 64/A bzw. 64/K.

wesen sind. Eine erfolgreiche Fremdenverkehrswerbung für die Weltausstellung entsprach zugleich auch einer propagandistischen Selbstdarstellung des faschistischen Regimes.

Zur möglichst effektiven Gestaltung der Werbekampagne wurden sorgfältige Sondierungen, im Text als „eine genaue und gründliche Weltuntersuchung“[20] bezeichnet, durchgeführt. Diese stützten sich nicht nur auf vorhandenes statistisches Material und dessen Auswertung, sondern auch auf vertrauliche Berichte speziell beauftragter „Lokalsachverständiger“.[21] Für die einzelnen in Frage kommenden Länder prüfte man auf diese Weise vorab „die Gesinnung, die Gebräuche, die wirtschaftliche Lage, die soziale Zusammensetzung, die geschichtlichen Ueberlieferungen, die politischen und kulturellen Richtungen und [...] die tatsächlichen, praktischen Möglichkeiten“.[22]

Diese Form der Marktanalyse beinhaltete insbesondere das Erfassen der im jeweiligen Land vorhandenen Werbemittel und -möglichkeiten, da die Anwendungsgebiete für die verschiedenen Werbemittel sehr unterschiedlich sein konnten. Erst nachdem diese Informationen ermittelt worden waren, begannen die Mitarbeiter der UPI mit der Ausarbeitung des Vorentwurfs, der sich an den so gewonnenen, aktuellen Erkenntnissen orientierte. Obwohl die Kampagne bereits 1938/39 konzipiert worden war, ging man auch 1941 bei ihrer Vorstellung in La Pubblicità d'Italia davon aus, dass das Programm „in seiner Grundlage unverändert“ bleiben könne und nur einer geringfügigen Anpassung bedürfe, „um ihm seine ganze praktische und tatsächliche Bedeutung [...] wieder zu geben“.[23] Dies spricht dafür, dass die Propagandisten nach wie vor von der Wirksamkeit und Überzeugungskraft der von ihnen entwickelten Werbestrategie überzeugt waren. Dennoch kommt der Präsentation dieses Werbeplanes, dessen Realisierung 1941 schon äußerst unwahrscheinlich war, vor allem repräsentativer Charakter zu.

Insgesamt kamen nach den Sondierungen des Planes von 1938/39 im Vorfeld 53 Länder für die Werbeaktion in Frage. Namentlich erwähnt werden Dänemark, Argentinien, Nordamerika, Finnland, Brasilien und Holländisch-Indien.[24] Ein Kuriosum innerhalb der Planungen ist die Überlegung, sich zu Werbezwecken auch des „Riesenschild[es] am Eingang des Suezkanals“ zu bedienen.[25]

---

[20] Ebd.
[21] Ebd.
[22] Ebd, S. 64/K bzw. S. 64/A.
[23] Ebd. S. 64/J bzw. S. 64–64/A.
[24] Vasto piano, S. 64/B bzw. S. 64/L.
[25] Ebd.

Aufgrund des deutsch-italienischen Schwerpunktes der Sonderausgabe von La Pubblicità d'Italia verwundert es nicht, dass für die detaillierte Schilderung „der in Ausarbeitung des Vorentwurfs verfolgten Methoden" gerade Deutschland gewählt wurde.[26] Zudem sei es, so der leider nicht namentlich genannte Verfasser des Artikels, seit Beginn der Ausarbeitung des Werbeplanes notwendig gewesen, den geplanten Umfang der Werbung in Deutschland der „Wichtigkeit dieses grossen verbündeten Landes" anzupassen.[27] Hier ist das seit 1936 immer enger werdende Bündnis der beiden Achsenmächte, das 1939 durch den „Stahlpakt" und erst recht seit Kriegsbeginn noch intensiviert worden war, klar erkennbar.[28]

Der „Praeliminarentwurf"[29] für Deutschland stützte sich auf Studien zu drei Untersuchungsschwerpunkten: Näher unter die Lupe genommen wurden „Allgemeine Charakteristiken" und die „Soziale Charakteristik" Deutschlands. Zudem erfolgte eine „Untersuchung der Lebensführung der Bevölkerung".[30]

Im Bereich der allgemeinen Charakteristiken standen die „geographische Lage und Bevölkerung", die „Naturreichtümer und Arbeit", die „politische Einrichtung", die „kulturelle[n] und psychologische[n] Strömungen" sowie die „Orientierung nach Italien" im Mittelpunkt.[31] Das zum Zeitpunkt der Planungen nach der „Einverleibung" Österreichs 73 Millionen Einwohner umfassende Deutsche Reich „im Herzen Europas" stellte etwa ein Siebtel der damaligen gesamteuropäischen Bevölkerung.[32] Die politische Situation in der NS-Diktatur wurde von den ebenfalls in einer Diktatur lebenden italienischen Werbeplanern selbstredend ebenso positiv beurteilt wie die daraus resultierende „enge politische Freundschaft" beider Länder. Daneben betonte man die „hohe intellektuelle Tradition aller Schichten".[33] Auch Merkmale einer gewissen Vorliebe der Deutschen für Italien, die sich offenbar seit Goethes Zeiten gehalten hatten, ermittelten die „Lokalsachverständigen": „Im Volke lebt eine traditionelle Liebe, die in jedem Jahrhundert Italien durch Künstler, Philosophen, Gelehrte und Dichter bewundern und besuchen liess, für die dieses Land sozusagen eine zweite Heimat wurde".[34]

---

[26] Ebd.
[27] Ebd., S. 64/C bzw. S. 64/L.
[28] Vgl. Mantelli, Patto (wie Anm. 14) S. 348f.
[29] Vasto piano, S. 64/C bzw. S. 64/M.
[30] Ebd., S. 64/M-64/O bzw. S. 64/C-64/E.
[31] Ebd., S. 64/M-64/N bzw. S. 64/C-64/D.
[32] Ebd., S. 64/C-64/D bzw. S. 64/M.
[33] Ebd., S. 64/D bzw. S. 64/N.
[34] Ebd., S. 64/N bzw. S. 64/D.

Im Bereich der sozialen Charakteristik wurde das deutsche Volk dann jenseits des von den Nationalsozialisten gerne bemühten Mythos der geschlossenen „Volksgemeinschaft“[35] analysiert. Von Interesse war zum einen die „Arbeitseinteilung“ der Bevölkerung nach Betätigungsgebieten wie der Landwirtschaft, dem Handel, der Industrie, dem Verkehr, private[n] und öffentliche[n] Institute[n] und Verwaltungen.[36] Dies entsprach bereits im Wesentlichen einer Differenzierung anhand der klassischen Wirtschaftssektoren. Zum anderen spielte auch die „berufliche Einteilung“ der Deutschen nach sozialen und Berufsgruppen in „Besitzende, Lohnempfänger, selbständige Arbeiter, Beamte, Angestellte, Dienstboten usw.“ eine wichtige Rolle.[37] Bis heute entspricht dieses Vorgehen den gängigen Methoden empirischer Sozialforschung. Ergänzend zu diesen Einteilungen fand eine Analyse der wirtschaftlichen Gesamtstruktur Deutschlands und der geographischen Lage der „wichtigen Lebens- und Produktionszentren“ statt, von der man sich Erkenntnisse über die möglichen Besucherzahlen der Weltausstellung erhoffte.

Eine detailliertere Prognose der zu erwartenden Anzahl an Besuchern sollte jedoch die sorgfältige Analyse der Lebensführung der Bevölkerung ermöglichen. Dabei berücksichtigten die Werbeplaner vor allem fünf in ihren Augen aussagekräftige Indices: den „gewöhnlichen Fremdenverkehr zwischen Deutschland und Italien“, die „Anzahl der sich im Verkehr befindlichen Kraftwagen“, die „Anzahl der Telefonanschlüsse“, die „Anzahl der Rundfunkempfänger“ sowie die „generelle Vorliebe für Reisen“.[38] Dabei ergaben sich äußerst positive Ergebnisse. Angesichts des für damalige Verhältnisse günstigen Kraftwagenbestandes (1:24) und des weit verbreiteten Rundfunkempfangs schloss man auf einen nicht unerheblichen Wohlstand breiter Bevölkerungskreise.[39] Die Reisefreudigkeit der Deutschen wurde durch die große Zahl der in Deutschland vorhandenen Reisebüros verdeutlicht. Hinzu kamen jährlich eineinhalb Milliarden Bahnreisen und eine viertel Million Reisende der „Luftlinien“.[40]

Zusammen mit den zuvor ermittelten Ergebnissen gelangten die Werbeplaner zu der Erkenntnis, „dass sich ein großer Prozentsatz der deutschen

---

[35] Hierzu den entsprechenden Artikel bei C. Schmitz-Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin–New York 2000, S. 654–659.

[36] Vasto piano, S. 64/N bzw. S. 64/D-64/E.

[37] Ebd.; hieraus auch die weiteren Zitate dieses Abschnitts.

[38] Ebd., S. 64/N-64/O bzw. S. 64/E.

[39] Vgl. Vasto piano, Tavola XI und XVII.

[40] Vasto piano, S. 64/N-64/O bzw. S. 64/E; weiterhin auch Tavola XII und XVII.

Bevölkerung eine Reise nach dem Auslande erlauben kann".[41] Sie sahen dabei durch ihre empirische Untersuchung diese ohnehin schon „traditionelle Ansicht" bestätigt.[42] Die Reisefreudigkeit der Deutschen erwies sich also offenbar sehr früh als ein Kontinuum des 20. Jahrhunderts. Wichtig war dabei vor allem, dass Deutschland eine „grosse Masse von Besuchern einer Durchschnittsklasse" erwarten ließ.[43] Diese Personengruppe schätzten die Planer bezüglich der Weltausstellung besonders, weil mit ihr eine möglichst eindrucksvolle Gesamtbesucherzahl zu erreichen war. Nicht die Exklusivität für wenige zahlungskräftige Touristen, sondern die Massenwirksamkeit offenbart sich hier als zentrales Moment der Konzeption. Damit lässt sich die EUR-Kampagne als eine der ersten großen massentouristischen Kampagnen Italiens überhaupt interpretieren.

Die Hoffnung auf Breitenwirksamkeit kommt in der Darstellung der in Erwägung gezogenen Werbemittel ebenfalls zum Ausdruck. Geplant waren Werbung durch die Presse, Außenwerbung, Filmwerbung und direkte Werbung.[44] Für die ersten drei der genannten Werbemittel wurden detaillierte Werbepläne ausgearbeitet.[45] Das Hauptgewicht der Kampagne sollte bei der Werbung durch die Presse liegen. Dies entspricht der bis heute gängigen Werbestrategie der Orientierung an einem Leitmedium. Entsprechend der damaligen Medialisierung der Gesellschaft, in der die Printmedien noch das wichtigste Medium darstellten, war vorgesehen, ungefähr 70% des gesamten Werbeetats für Presseanzeigen zu verwenden.[46] Die Werbung in der Presse gliederte sich wiederum auf in Zeitungs- und Zeitschriftenwerbung.

Bei den Zeitungen fanden „Zeitungen von nationaler Verbreitung", „Zeitungen von starker Verbreitung in gewissen Landesteilen" und „Zeitungen von grossem Lokaleinfluss" Berücksichtigung.[47] In den ausgewählten 21 überregionalen Zeitungen (z. B. Völkischer Beobachter, Der Angriff, Nationalzeitung, Münchner Neueste Nachrichten, Frankfurter Zeitung, Breslauer Neueste Nachrichten) sollten jeweils achtzehn Anzeigen publiziert werden, was 378

---

[41] Ebd., S. 64/O bzw. S. 64/E-64/F.
[42] Ebd., S. 64/O bzw. S. 64/E.
[43] Ebd.
[44] Vasto piano, S. 64/F-64/I bzw. S. 64/P-64R.
[45] Die Pläne bezüglich der direkten Werbung (= konkretes Ansprechen einzelner Personen über Vertreter oder Werbeschreiben etc.) wurden nicht näher ausformuliert. Vgl. ebd., S. 64/I bzw. 64/R.
[46] Vasto piano, S. 64/P bzw. S. 64/G.
[47] Das Folgende nach: Ebd., S. 64/F-64/H bzw. S. 64/P-64/Q sowie Tavola II, III, IV und V.

Veröffentlichungen ergab; hochgerechnet auf die Auflagenzahl insgesamt mehr als 45 Millionen Ankündigungen. Durch die Regelung des Pressewesens und die Verpflichtung zur Angabe der Auflagenhöhe hatte der nationalsozialistische Staat die deutsche Presse nicht nur völlig gleichgeschaltet,[48] sondern zugleich die Voraussetzungen für exakte Kalkulationen dieser Art geschaffen.[49] In ähnlicher Weise konnte man daher bei jeweils zwölf Anzeigen in zwanzig Tageszeitungen von weit reichender Verbreitung mit 240 Veröffentlichungen und (wenn man die Auflagenhöhe hochrechnet) mit insgesamt über eineinhalb Millionen weiteren Annoncen rechnen (z. B in den Gebieten um Königsberg, Leipzig, Essen, Düsseldorf, Stuttgart, Nürnberg oder Graz). Ergänzend kamen noch einmal 168 Anzeigen in 28 Lokalblättern hinzu, die so über fast acht Millionen gedruckte Ankündigungen auch die „reichen und arbeitseifrigen Provinzgegenden" erfassen sollten (Abb. 1).

In ähnlicher Weise an der Auflagenhöhe orientiert erfolgte auch die Kalkulation hinsichtlich der Zeitschriftenwerbung, wobei jeweils spezifische Zielgruppen anzusprechen waren.[50] In jeder der vier ausgewählten „mondänen" Zeitschriften (Der Silberspiegel, Die Dame, Elegante Welt, die neue linie) sollten über je zwanzig Anzeigen beinahe vier Millionen Ankündigungen die „vornehme Gesellschaft" erreichen. Die jeweils zehn Anzeigen in den elf bedeutendsten, reichsweit verbreiteten Illustrierten Familien-Zeitschriften (z. B. Die Woche, Illustrierter Beobachter) dienten – so wörtlich – dazu, „in die grosse Masse der deutschen Familien einzudringen." Bei einer zu erwartenden Gesamtzahl von mehr als 35 Millionen Ankündigungen wäre dieses Vorhaben sicherlich äußerst erfolgreich gewesen. Auf sportlich und touristisch Interessierte zielten schließlich 53 weitere Anzeigen in acht Sport- und Reisezeitschriften (z. B. Reichssportblatt, Motor und Sport), was bei deren Gesamtauflage noch einmal fast zwei Millionen Ankündigungen entsprach. Bei diesen zuletzt genannten Zeitschriften hatte man speziell die Autofahrer und die

---

[48] Zur Gleichschaltung als nationalsozialistischem Schlüsselbegriff Schmitz-Berning, Vokabular (wie Anm. 35) S. 277–280.

[49] Zur Monopolisierung des Anzeigenwesens im Nationalsozialismus U. Westphal, Werbung im Dritten Reich, Berlin 1989, S. 57–67 sowie mit stärkerem Schwerpunkt auch auf der Gleichschaltung der Presse Reinhardt, Reklame (wie Anm. 11) S. 188–190. Speziell zur Auflagenkontrolle M. Rücker, Wirtschaftswerbung unter dem Nationalsozialismus. Rechtliche Ausgestaltung der Werbung und Tätigkeit des Werberats der deutschen Wirtschaft, Frankfurt am Main u. a. 2000, S. 212f.

[50] Zu diesem Abschnitt: Vasto piano, S. 64/G-64/H bzw. S. 64/Q sowie Tavola VI, VII und VIII.

„jugendlichsten, aufgewecktesten und dynamischsten Kreise Deutschlands" vor Augen. Als letzte Zeitschriftengruppe beabsichtigten die Werbeplaner, die Rundfunkzeitschriften in die EUR-Kampagne zu integrieren. Dabei handelt es sich um eine Besonderheit. Die Werbeplaner waren darüber informiert, dass in Deutschland keine Rundfunkwerbung erlaubt war.[51] In der Tat hatte das NS-Regime nach einigem Hin und Her die Werbung im Rundfunk verboten, um dieses moderne Medium ganz für die Bedürfnisse des Regimes zu reservieren.[52] Die italienischen Spezialisten beabsichtigten allerdings, dieses Werbeverbot geschickt zu umgehen, indem „kulturelle Vorträge" über die geplante Weltausstellung im Programm des Rundfunks platziert wurden. Anzeigen in den weit verbreiteten Rundfunkzeitschriften sollten die Wirkung dieser Vorträge unterstützen.[53]

Zur Optimierung des Werbeerfolgs wird es bis heute als zentral angesehen, sich eines geschickt gewählten Medienmixes zu bedienen, um permanent im Bewusstsein der Zielgruppe präsent zu sein. Diesem Prinzip folgte auch die EUR-Kampagne, deren zweite Säule neben der Pressewerbung die Außenwerbung darstellte.[54] In den wichtigsten 48 Städten Deutschlands sollte es daher Plakatanschläge auf Anschlagtafeln und Litfaßsäulen geben. Auch die als Verkehrsknotenpunkte äußerst bedeutenden Bahnhöfe wurden in die Planungen integriert: Vorgesehen war die 180 Tage dauernde Anbringung von Werbetafeln in den sechs großen Bahnhöfen Berlins und in den Hauptbahnhöfen von 345 weiteren deutschen Städten. Eine zusätzliche Werbewirkung erhofften sich die Planer auch vom Anschlag von 200 Plakaten in 90 U-Bahnhöfen Berlins im selben Zeitraum.[55] Die exponierte Stellung der Reichshauptstadt innerhalb dieser Planungen ist zwar klar erkennbar, doch die große Anzahl weiterer Städte zeigt, dass hier ebenfalls an eine durchschlagende Wirkung bis hinein in die Provinz gedacht war. Gerade die Werbung in den verschiedenen Verkehrsmitteln bildete eine weitere Stütze des Außenwerbekonzepts.[56] So sollten an Zivilflughäfen Werbeplakate, in Omnibussen und Straßenbahnwagen größerer Städte Werbetafeln zu finden sein. Sehr konkret auf potentielle Reisende zielte auch die Ausstattung von Werbeschaufenstern

---

[51] Vasto piano, S. 64/Q bzw. S. 64/H.

[52] Hierzu Reinhardt, Reklame (wie Anm. 11) S. 366–369 sowie Rücker, Wirtschaftswerbung (wie Anm. 49) S. 250–252.

[53] Vgl. Vasto piano, S. 64/O bzw. S. 64/H.

[54] Zum folgenden Abschnitt vgl. ebd., S. 64/H bzw. S. 64/Q-64/R.

[55] Vgl. speziell zu Berlin Tavola X und XV.

[56] Vgl. Vasto piano, Tavola XIII und XIV.

in Reisebüros und die Anbringung von Werbebildern unter Glas in den Speise- und Schlafwagen von Zügen.

Als dritte Säule der Werbekampagne sind die Werbemöglichkeiten durch den Film zu nennen.[57] Der Film war den Machern der EUR-Kampagne wichtig, denn ihrer Einschätzung nach konnte dieses „Mittel einer starken Suggestion" nicht vernachlässigt werden. Dabei boten sich zwei verschiedene Formen der Werbung an: Zum einen war die Einführung eines „Dokumentarfilms" in allen Kinoprogrammen Deutschlands beabsichtigt. Dieser „Dokumentarfilm" ist aus heutiger Sicht in eine ähnliche Kategorie einzuordnen, wie die zuvor erwähnten „kulturellen Vorträge" im Rundfunk. Die Werbewirkung war eher indirekt zu erzielen, indem die Thematisierung des Ereignisses das Interesse der Zuschauer bzw. Zuhörer erregte. Zum anderen war jedoch auch an die direktere Form von Werbung mittels der „Aufführung eines ausgesprochenen Werbefilms" gedacht. Der Entwurf sah vor, diesen Film in den hundert wichtigsten „Lichtspielsälen" der größten Städte laufen zu lassen. Die beabsichtigte Laufzeit betrug eine Woche. Die Breitenwirksamkeit der Filmwerbung sollte erhöht werden durch „Reklamelichtbilder", die einen Monat lang in 1200 Kinosälen zu sehen sein würden. Hochgerechnet auf die Anzahl der Vorführungen und die durchschnittliche Besucherzahl bei jeweils zwei Vorstellungen pro Kino und Tag ergab sich die beeindruckende Summe von insgesamt fast 73,5 Millionen „Ankündigungen".

Zusammen mit der direkten Werbung, für die noch keine Konzepte vorlagen, hatte die UPI also einen in der Tat sehr umfassenden und bereits bis in kleinste Details reichenden Werbeplan für die EUR entwickelt. Besonders weit vorangekommen waren dabei die Entwürfe für den Plakatanschlag. Zwei der Schautafeln des Artikels in La Pubblicità d'Italia greifen explizit die deutsch-italienische Thematik auf, indem sie das Hakenkreuz und den Reichsadler in die Darstellung integrieren (Abb. 2).[58] Sie rahmen die anderen Schautafeln, auf denen die konzeptionellen Überlegungen auch in graphischer Form präsentiert werden, ein. Wahrscheinlich waren sie spezifisch für den deutsch-italienischen Schwerpunkt konzipiert worden und wären allenfalls in Deutschland zum Einsatz gekommen – im Gegensatz zu den elf weiteren Plakatentwürfen, die sich im Anschluss an die Kampagnenbeschreibung und die Schautafeln finden lassen (Abb. 3).[59] Diese Entwürfe für das „Anschlagsplakat" der Weltausstellung in Rom hatte das „Hausatelier der UPI" bereits 1938

[57] Zu diesem Abschnitt ebd., S. 64/I bzw. 64/R sowie Tavola XVI. Daraus auch die Zitate dieses Absatzes.
[58] Vasto piano, Tavola I und XVIII.
[59] Ebd., S. 65–68.

ausgearbeitet und dabei offenbar folgenden Schwerpunkt gesetzt: „[Die Entwürfe] sind alle in einem erlesenen italienischen Stil gehalten und reich an altrömischen Motiven".[60] Eine nähere Erläuterung des Plakatstils oder Angaben zu eventuellen Vorgaben an die Gestalter fehlen jedoch. Dennoch lassen sich einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Design der Plakate erkennen.

Allen Entwürfen ist die Abbildung des Sesterzes des Kaisers Antoninus Pius mit der Aufschrift *Roma Aeterna* in mehr oder weniger exponierter Form gemeinsam (Abb. 3, 4, 5, 6). Diese Münze war als offizielles Symbol der EUR gewählt worden, daher ist ihr Erscheinen auf den Plakatentwürfen im Grunde selbstverständlich.[61] Das *Ewige Rom* war ein signifikantes Mittel, um die beanspruchte Kontinuität und den imperialen Anspruch des faschistischen Regimes zum Ausdruck zu bringen.[62] In den meisten Fällen wirkt die Münze jedoch etwas zusammenhanglos hinzugefügt; selten ist sie wirklich in die Plakatdarstellung integriert.

Der Eindruck der historischen Kontinuität wird auch durch das übrige Bildprogramm der Plakate unterstützt. Der ikonographische Rückbezug auf das *Imperium Romanum* rückt einmal mehr die *Romanità* als zentrales Moment faschistischer Ideologie in den Mittelpunkt.[63] Das Aufgreifen der römischen Antike erfolgte dabei auf zweierlei Weise: konkret und abstrahiert. Die konkreten Darstellungselemente der Entwürfe bilden historische Bausubstanz wie das Kolosseum oder den Konstantinsbogen ab. Manche Plakate zeigen zudem antike Büsten und Plastiken wie etwa die berühmte Augustusstatue von Prima Porta (Abb. 4). Das Plakat mit dieser Statue lässt sich zugleich sehr gut als typisches Beispiel der faschistischen Antikenrezeption interpretieren.[64] Wenige Jahre zuvor hatte die *Mostra Augustea della Romanità*[65] den

---

[60] Ebd. S. 65.

[61] Vgl. Mariani, E 42 (wie Anm. 2) S. 22f.: „Come simbolo dell'Esposizione viene scelto quello dell'aureo di Adriano, ripetuto nel sesterzio di Antonino Pio, dove per la prima volta appare la dicitura *Roma Aeterna*; [...]".

[62] Zum faschistischen Rom-Mythos und seiner Funktion ausführlich A. Giardina/A. Vauchez: „Ritorno al futuro: la Romanità fascista", in: Dies., Il mito di Roma. Da Carlo Magno a Mussolini, Roma–Bari 2000, S. 212–296.

[63] Zum Konzept der *Romanità* bietet Scriba eine gute Zusammenfassung. Hierzu F. Scriba, Augustus im Schwarzhemd? Die Mostra Augustea della Romanità in Rom 1937/38, Frankfurt am Main u. a. 1995, besonders S. 21–25 und 279–294; vgl. weiterhin den Abschnitt „La romanità e l'uomo nuovo", in: Giardina/Vauchez (wie Anm. 62) S. 238–241.

[64] Vasto piano, S. 66 links unten.

[65] Zur Ausstellung allgemein die gesamte Arbeit von Scriba, Augustus (wie

seit der Ausrufung des Imperiums durch Mussolini evidenten Anspruch auf die Nachfolge des Römischen Weltreiches klar zum Ausdruck gebracht.[66] Die aus extremer Unterperspektive aufgenommene Statue des Kaisers Augustus ist zugleich ein für die 1930er Jahre typischer Blickwinkel, der in der Fotographie diktatorischer Führerpersönlichkeiten häufig anzutreffen war. Die Unterperspektive verstärkt die Dominanz und den beherrschenden Eindruck der Figur und betont damit zusätzlich den von ihr ausgehenden Herrschaftsanspruch.[67]

Das abstrahierte Moment der Antikenrezeption schlägt sich in zahlreichen Stilisierungen nieder: Säulen, Obelisken, Pferdegespanne, Ornamente und Liktorenbündel verleihen den Plakaten einen zusätzlich antikisierenden Charakter. In einem Fall wirft eine Säule einen – streng geometrisch genommen – unpassenden Schatten, der jedoch der Form der *fasci*,[68] des zentralen faschistischen Symbols, entspricht (Abb. 5).[69] Auch bei einem der wenigen unmittelbaren Bezüge zur Gegenwart der 1930er Jahre spielen die *fasci* eine wichtige Rolle: Eines der beiden Plakate, auf denen Fahnen der teilnehmenden Länder abgebildet sind, ordnet diese Fahnen an einer stilisierten Außenfassade genau so an, wie die überdimensionalen *fasci* an der berühmt gewordenen Eingangsfassade der *Mostra della Rivoluzione Fascista* von 1932 (Abb. 6).[70] Das graphische Design der Plakate ist also nicht einfach nur „reich an altrömischen Motiven", wie die Gestalter beschrieben, sondern es transportiert zugleich die ideologische Botschaft des italienischen Faschismus.

Auch in der Textgestaltung der Plakate kommen der faschistische Machtanspruch und das propagandistische Element der ganzen Kampagne deutlich zum Ausdruck. Der Titel der Ausstellung *Esposizione Universale di Roma* wird auf allen Plakaten ausgeschrieben, die gängigen Abkürzungen finden sich nicht. Neun der elf Entwürfe bedienen sich dabei einer antikisierenden Schrifttype, in der es keinen Unterschied zwischen den Lettern „V" und

---

Anm. 63); pointiert auch ders., Die Mostra Augustea della Romanità in Rom 1937/38, in: J. Petersen/W. Schieder (Hg.), Faschismus und Gesellschaft in Italien. Staat – Wirtschaft – Kultur, Köln 1998, S. 133–157; weiterhin Kivelitz (wie Anm. 2) S. 184–189.

[66] Gut erläutert wird dieser Rückbezug im Kapitel „Il ritorno dell'impero", in: Giardina/Vauchez, Mito di Roma (wie Anm. 62) S. 248–258.

[67] Zu Mussolinis vielschichtiger Anlehnung an antike Herrscherpersönlichkeiten vgl. ebd. S. 220–224 und S. 241–248.

[68] Vgl. hierzu den Abschnitt „Il fascio littorio" in: ebd. S. 224–227.

[69] Vasto piano, S. 65, rechts unten.

[70] Vgl. hierzu einführend Kivelitz (wie Anm. 2) S. 67–78.

„U“ gibt und betonen somit unverkennbar die römische Tradition.[71] Diese Entwürfe nennen zugleich stets das geplante Jahr der Weltausstellung und verwenden dabei eine doppelte Zeitrechnung: Neben dem Veranstaltungsjahr 1942 (Anno Domini) steht gleichwertig „XX – E. F.“ – die abgekürzte faschistische Zeitrechnung (Abb. 3, 4, 5, 6).[72] Zunächst erscheint es verwunderlich, dass für ein „Weltwerbeprogramm“ diese abgekürzte Fassung einer keinesfalls allgemein bekannten Zeitrechnung verwendet wird. Doch gerade dadurch kommt das Selbstbild des italienischen Faschismus einmal mehr zur Geltung. Vor aller Welt bekannte man sich stolz zur Ära des Faschismus, zum Beginn einer neuen Zeitrechnung durch den „Marsch auf Rom“. Die Verwendung dieser Zeitangabe ist wiederum Bestandteil der propagandistischen Selbstdarstellung eines Regimes, das die geplante Weltausstellung eben auch als Plattform seiner eigenen Interessen verstand. Das 20. Jahr der Machtübernahme Mussolinis war der Hintergrund, vor dem das Spektakel zelebriert werden sollte. Im Grunde genommen erweist sich die EUR somit auch als Fortsetzung und Steigerung der zum zehnjährigen ‚Jubiläum‘ 1932 eröffneten *Mostra della Rivoluzione Fascista*.

Doch der Verlauf des Krieges und der Sturz Mussolinis verhinderten, dass sich das faschistische Regime der Weltöffentlichkeit in dieser gigantomanen Form präsentieren konnte. Mit den Plänen vieler nicht oder nur teilweise realisierter Bauten verschwand auch das groß angelegte Konzept der EUR-Kampagne in den Archiven, wo es bis heute auf seine wissenschaftliche Aufarbeitung wartet.

---

[71] Von diesem Schema weichen lediglich zwei der vorliegenden Entwürfe ab. Sie bedienen sich stilisierter Frauenfiguren, die mehr an die *Italia* als an antike Vorbilder erinnern. Zudem unterscheiden diese Entwürfe im Text zwischen „U“ und „V“; die Jahreszahl fehlt völlig. Abbildungen dieser Entwürfe in: Vasto piano, S. 66f., jeweils in der Mitte der Seite.

[72] Dies entspricht dem 20. Jahr der *era fascista*, der neuen, unter Mussolini eingeführten, Zeitrechnung: „L'impatto psicologico di questa innovazione era forte, perché propagava l'idea del carattere epocale del regime che [...] si presupponeva destinato a durare molto oltre l'esistenza dei contemporanei“. Giardina/Vauchez, Mito di Roma (wie Anm. 62) S. 229. Auch die Verwendung von römischen an Stelle von arabischen Zahlen war programmatisch; vgl. ebd.

Abb. 1. Bildtafel zur Werbung in der Lokalpresse (Un Vasto piano di Pubblicità Mondiale / Ein umfassendes Weltwerbeprogramm, La Pubblicità d'Italia 6 (1941) S. 64–68, Tavola V)

Abb. 2. Bildtafel mit Hakenkreuz und Reichsadler (Vasto piano, Tavola I)

Abb. 3. Entwürfe für das Anschlagsplakat zur EUR-Werbung (Vasto piano, S. 68)

Abb. 4. „Altrömischer" Plakatentwurf mit Augustusstatue von Prima Porta (Vasto piano, S. 66)

Abb. 5. „Altrömischer" Plakatentwurf mit Schattenwurf in Form der *fasci* (Vasto piano, S. 65)

Abb. 6. „Altrömischer" Plakatentwurf mit charakteristischer Fahnenanordnung (Vasto piano, S. 67)

RIASSUNTO

Negli anni 1938/39 l'*Unione Pubblicità Italiana* sviluppò un vasto programma pubblicitario per promuovere l'*Esposizione Universale di Roma* del 1942. In occasione dello scambio di agenti pubblicitari tra la Germania e l'Italia, questo progetto già molto dettagliato fu presentato, sulla rivista La Pubblicità d'Italia, a un pubblico di esperti. A causa dei rinvii e, infine, dell'inattuabilità dell'esposizione, la campagna pubblicitaria non andò mai oltre la fase progettuale. Ciononstante essa costituisce, nella storia italiana, una delle prime grandi campagne pubblicitarie rivolte a un turismo di massa. Nello stesso tempo si rivela in essa l'estrema vicinanza tra propaganda e pubblicità, perché si trattò chiaramente anche di un'operazione di autorappresentazione propagandistica del regime.

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter

Vertreter der deutschen und italienischen Mediävistik fanden sich am 26. Januar 2005 am Deutschen Historischen Institut in Rom (DHI) zu einer „Giornata di Studi" zusammen, die dem Thema „*Vita communis* und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter" gewidmet war. Anliegen des Studientages war es, sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem bisher in der Forschung vernachlässigten Aspekt der Multiethnizität in Ordens- und Klostergemeinschaften zu beschäftigen. Schwerpunkte bildeten hierbei das Gebiet des heutigen Italien und die Zeit des Spätmittelalters.

Nach den Begrüßungsworten des Direktors des DHI, Michael Matheus, fragte Uwe Israel, Gastdozent des DHI, in einem Einführungsvortrag nach möglichen Identitätsbildungen, Konflikten und Veränderungen sozialer Hierarchien innerhalb der religiösen Gemeinschaften, nach Auswirkungen auf deren Ausstrahlung nach außen, nach Unterschieden zwischen einzelnen Orden sowie zeitlichen und regionalen Verschiebungen. Mit Blick auf das Tagungsthema diskutierte Uwe Israel anschließend den Begriff ‚natio' und zeigte Möglichkeiten und Grenzen für die Übertragbarkeit der modernen soziologischen Termini ‚multiethnisch' und ‚multinational' auf die Zeit des Mittelalters auf.

Den Auftakt der „Giornata di Studi" bildete ein Vortrag über die Franziskaner, deren Kommunitäten sich seit der Entstehung des Ordens von Italien aus über ganz Europa ausbreiteten. Zu dieser auch bei anderen christlichen Mönchsorden beobachtbaren Tendenz transkultureller Vergemeinschaftung sei jedoch, wie Thomas Ertl (Berlin) ausführte, eine Entwicklung parallel gelaufen, die dazu geführt habe, dass ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den einzelnen Franziskanerkonventen das regionale Element dominierte. Verantwortlich dafür sei in erster Linie die wirtschaftliche und soziale Verflechtung der einzelnen Konvente mit ihrem Umfeld. Daneben habe das

Leben in einem Konvent ‚protonationale' Prozesse der Identitätsbildung in Gang gesetzt, welche sich durch die Verbundenheit mit der Region und die Abgrenzung von Brüdern anderer Herkunft ausdrückten. Der Franziskanerorden sei also keineswegs eine harmonische Gemeinschaft unterschiedlicher Nationalitäten gewesen. Vielmehr hätten sich im Verlauf des Spätmittelalters partikularistische Strömungen innerhalb des Ordens verstärkt und sprachlich-ethnische Separierungstendenzen beschleunigt.

Mit religiösen Gemeinschaften im Grenzgebiet Südtirol/Alto Adige und im Trentino beschäftigte sich Emanuele Curzel (Trento). Ihm ging es darum aufzuzeigen, wie sich die komplexen und sich wandelnden Grenz-Realitäten (Diözesangrenze, Sprachgrenze, politische Grenze) sowie die wichtige Rolle der Region als Zwischenstation für Pilger und Kreuzzügler auf die Präsenz und die Zusammensetzung von Kleriker- und Mönchsgemeinschaften auswirkten. Die Sprachzugehörigkeit machte er dabei zu einem maßgeblichen Unterscheidungskriterium für die Zuordnung zu einer Ethnie. Am Beispiel der Regularkanoniker von *San Michele all'Adige* verdeutlichte Emanuele Curzel, wie sich die Interessen des Reformklerus und des Hochadels überlappten und welche Auswirkungen dies auf die Verschiebung der Sprachgrenze hatte. Mit Ausnahme des Deutschen Ordens seien in den Konventen der Benediktiner, Regularkanoniker, Bettelorden und Hospitaliter Italienisch *und* Deutsch die dominierenden Sprachen gewesen, während Hinweise auf die Präsenz von Ordensmitgliedern anderer ‚Zungen' nur vereinzelt zu finden seien. Am Ende stand ein Ausblick auf die Zeit des 19. und 20. Jahrhundert, als im Zuge der nationalen Einigungsbewegung die Herkunft von Ordensmitgliedern in der Grenzregion ein Politikum wurde.

In dem Beitrag über die Zusammensetzung und das Zusammenleben von Bettelordenskonventen in Zentralitalien während des 14. und 15. Jahrhunderts konnte Thomas Frank (Berlin) die Beobachtungen von Thomas Ertl bestätigen, dass von ‚nationaler' oder ‚ethnischer' Vielfalt in den jeweiligen Mendikantenklöstern immer weniger gesprochen werden kann, da die lokale Herkunft eine größere Bedeutung besessen habe als aufgrund der Statuten und Ordensregeln zunächst anzunehmen sei. Diese Dialektik zwischen universellen Tendenzen und hoher Mobilität auf der einen Seite und der Dominanz lokaler Bindungen auf der anderen Seite sei jedoch nicht nur für die Mendikanten bezeichnend, sondern stelle eine Grundspannung des Christentums generell dar. Wie der Vortragende verdeutlichte, ist es schwierig, aus der Überlieferung zuverlässige Informationen über die zahlenmäßige Gesamtgröße eines Konvents und die Herkunft der jeweiligen *fratres* zu erhalten. Insgesamt lasse sich vermuten, dass ein Großteil der Ordensmitglieder zentralitalienischer Franziskaner- und Dominikanerhäuser aus der unmittelbaren Umge-

bung stammte. Der (geringe) Anteil nicht-italienischer Brüder sei dabei zurückzuführen auf den Einsatz ausgewählter Personen im Kontext der Klosterreformbestrebungen. Anscheinend spielten ethnische Unterschiede im Alltagsleben der Mönche eine viel geringere Rolle als Faktoren wie soziale Herkunft, Bildungsstand, Generation, Hierarchie und (in Doppelklöstern) Geschlechterunterschiede. In diesem Zusammenhang Attribute wie ‚ethnisch' oder ‚national' zu verwenden, sei daher problematisch.

Auf die Relationen zwischen Konventen und Laienbruderschaften ging dann Lorenz Böninger (Leeds) am Beispiel deutscher Fraternitäten im spätmittelalterlichen Florenz ein. Während der Referent einerseits konstatierte, dass sich die wachsende Zahl deutscher Handwerker im 15. Jahrhundert auch auf die Zusammensetzung der Bettelordensgemeinschaften ausgewirkt habe, fänden sich dagegen in notariellen Akten nur wenige deutsche *fratres*, die über längere Zeiträume hinweg für ‚spezifisch deutsche Angelegenheiten' zuständig waren. Dieser Befund sei mit der großen Mobilität der Mendikanten zu erklären. Die Seelsorge und einfache Vermittlerdienste für die deutsche Minderheit in Florenz hätten statt dessen Weltpriester deutscher Herkunft übernommen. Lorenz Böninger ordnete die bruderschaftliche Bewegung in Florenz in den Kontext der Reformbemühungen von Papst Eugen IV. (1431–1447) ein, machte aber zugleich darauf aufmerksam, dass für die verstärkte Zuwanderung von Deutschen nach Florenz weniger spirituelle, sondern vornehmlich berufliche und ökonomische Gründe ausschlaggebend gewesen seien.

Mit einer Detailuntersuchung über das römische Hospital *S. Spirito in Sassia* rückte Andreas Rehberg (Rom) die spezifischen Probleme eines transnational operierenden Hospitalordens in den Mittelpunkt des Interesses. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des römischen Heilig-Geist-Ordens und dessen konfliktträchtigen Beziehungen zum ‚Mutterhaus' in Montpellier stand zunächst die personelle Zusammensetzung der Ordensniederlassung in Rom im Vordergrund. Insgesamt war der Anteil nicht-italienischer Brüder im römischen Heilig-Geist-Spital gering. Immerhin lassen sich einige *fratres* aus Frankreich, England und dem Reich nachweisen. Wie nun in *S. Spirito in Sassia* das alltägliche Zusammenleben, der kulturelle und spirituelle Austausch sowie die Vernetzung mit lokalen Personen und Strukturen im Einzelnen funktionierte, darüber sei noch wenig bekannt. Anders als die städtischen Bruderschaften, die in Rom Hospitäler unterhielten, habe der vom Papst protegierte Heilig-Geist-Orden in Rom offenbar relativ unabhängig von stadtrömischen Familien agiert. Abschließend wies Andreas Rehberg auf die Anziehungskraft Roms als Zentrum der westlichen Christenheit und Pilgerziel hin, die sich auch auf die Zusammensetzung und die Aufgaben der

Klöster und Konvente in der Stadt ausgewirkt habe. Einige Stichproben belegten die Anwesenheit von auswärtigen Brüdern vor allem in Klöstern, die sich Reformbewegungen (wie die der Benediktiner-Kongregation von Monteoliveto im Falle von *S. Maria Nova*) angeschlossen haben. Das Papsttum unterstützte diese Öffnung den Fremden gegenüber, die im Einzelfall zu mehr Unabhängigkeit vom römischen Umfeld führen konnte.

Auf das interessante Spannungsverhältnis von Fremdheit und Reform ging Uwe Israel (Rom) am Beispiel der Benediktinerabtei Subiaco ein. Als Faktoren, welche Subiaco zu einem der bedeutendsten Zentren benediktinischer Klosterreform werden ließen, nannte der Vortragende neben der mit Benedikt von Nursia in Verbindung gebrachten Heiligkeit des Ortes, der angenommenen Vorbildlichkeit der dortigen *vita monastica* und den intensiven Verbindungen zum päpstlichen Rom auch die multiethnische Zusammensetzung der Klostergemeinschaft. Letztere liege begründet in der Benediktsregel, welche zur Förderung der Observanz die dauerhafte Aufnahme von vorbildlichen Mönchen aus ferngelegenen Konventen empfahl. Eine radikale Anwendung dieses Gedankens finde sich für das Jahr 1363 bezeugt, als ein Großteil der in lokaler Befangenheit verhafteten Konventualen das Kloster verlassen musste und durch Mönche meist transalpiner Herkunft ersetzt wurde. Wie Uwe Israel zeigen konnte, stieg durch die Verbindung Subiacos mit den süddeutschen Reformklöstern (bes. Melker und Kastler Observanz) der Anteil von Brüdern deutscher Herkunft im Verlauf des 15. Jahrhundert stark an und spiegelte sich auch in der Ämterbesetzung wider – ein Beleg für interne Gruppenbildung. Eine erfolgreiche Reform durch Mönche aus der Ferne habe beispielsweise auch in *S. Giustina* in Padua, später das Haupt einer straffen Reformkongregation, in *S. Giorgio Maggiore* in Venedig oder in Farfa stattgefunden. Entgegen der Annahme, dass das benediktinische Mönchtum von einer besonderen *stabilitas loci* gekennzeichnet sei, zeige sich dessen ausgeprägte Mobilität, die gegen Ende des Mittelalters auch für die Welt der Laien zunehmend bedeutsam wurde.

Auf der Tagesordnung stand anschließend ein Diskussionsbeitrag von Harald Müller (Berlin). Als weitere wichtige Aspekte bezüglich der ‚Multinationalität' klösterlicher Gemeinschaften kamen hier zum einen der allgemeine Zusammenhang zwischen der Internationalität eines Ordens und der personellen Zusammensetzung der Konvente und zum anderen die gewichtige Rolle persönlicher Beziehungsnetze zur Sprache.

In dem folgenden Beitrag zur klösterlichen Mobilität in Süditalien ging Francesco Panarelli (Potenza) vor allem auf die lateinischen Klostergründungen ein, welche die Normannen kurz nach der Eroberung des überwiegend griechischen *Mezzogiorno* initiierten. Diesen Konventen sprach er inso-

fern einen ‚nationalen' Charakter zu, als die Initiative zur Gründung von den Normannen ausgegangen sei, was zu einem großen Zustrom von Mönchen aus der Normandie geführt habe. Auf längere Sicht habe allerdings das Bewusstsein der eigenen Herkunft im klösterlichen Alltag keine bedeutende Rolle gespielt. Konflikte seien dagegen immer wieder durch das Aufeinandertreffen der verschiedenen Kulturen und durch die Zugehörigkeit der Klöster zu unterschiedlichen Observanzen entstanden. Wie der Fall des von den Normannen zerstörten und später wieder aufgebauten Benediktinerklosters *S. Maria de Jeso* in Montepeloso demonstriert, konnte die normannische Klostergründungspolitik aber auch zu heftigen Streitigkeiten mit dem lokalen lateinischen Klerus führen.

Einem gänzlich anderen Beispiel widmete sich Kristjan Toomaspoeg (Lecce) in seinem Beitrag über den Deutschen Orden im multiethnisch geprägten Sizilien. Was diesen weitgehend aus Mitgliedern deutscher Provenienz bestehenden Orden mit Blick auf das Tagungsthema interessant machte, waren die intensiven Beziehungen mit anderen Minderheiten auf der Insel, die zu einer Laikalisierung der Ordensverwaltung führten. Weil der *ordo teutonico* nur durch eine geringe Anzahl an Rittern auf der Insel präsent gewesen sei, habe er die Verwaltung seiner Güter an Laien nicht-lokaler Provenienz übertragen und es auf diese Weise vermocht, seinen ausgedehnten Besitz für lange Zeit zu behaupten. Ein besonderer Fall einer derartigen Koexistenz und Kooperation stelle dabei Palermo dar, denn dort war die Verwaltung des *patrimonium* Mitgliedern der jüdischen Gemeinde übertragen, die umgekehrt im Deutschen Orden einen Protektor fand. Für diese Formen der Zusammenarbeit zwischen der Population und den Ordensrittern stelle Sizilien jedoch einen Einzelfall dar.

Thematisierten die vorangegangenen Tagungsbeiträge unterschiedliche Facetten von ‚Multiethnizität' anhand klösterlicher Gemeinschaften des lateinischen Abendlandes, so rückte Dorothea Weltecke (Göttingen) abschließend in ihrem instruktiven Vortrag das orientalische Mönchtum in den Blick. Nach einer Erläuterung des verwendeten Begriffs ‚orientalische Mönche' näherte sich die Referentin dem bisher unerforschten Phänomen, dass orientalische Mönche in der Spätantike und im Mittelalter sehr mobil waren und in der Fremde wohl nicht nur in Gemeinschaften ihrer eigenen Landsleute, sondern auch in Gemeinschaften anderer *nationes* Aufnahme fanden. Erschwerend zur desolaten Forschungslage komme hinzu, dass in der Regel die Quellen kaum mehr böten als Indizien für die Anwesenheit von Mönchen unterschiedlicher Herkunft. Dennoch zeichne sich ein unterschiedlicher Grad an Mobilität einzelner Gruppen orientalischer Mönche ab, wobei die Gründe für die Präsenz fremdländischer Mönche in der Mittelmeergegend, im Orient und

in Nordafrika sehr vielschichtig gewesen seien. Wichtige Faktoren seien u. a. Missionierungstätigkeiten, Pilgerreisen sowie kirchliche, politische und militärische Umwälzungen (Konfessionalisierung, Ikonoklasmus, Kreuzzüge, muslimische Eroberungen) gewesen.

Die Tagung zeichnete sich insgesamt durch eine große thematische Bandbreite aus und berührte das Thema der ethnischen Vielfalt klösterlicher Gemeinschaften auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Auch wenn sich eine Synthese der Ergebnisse wegen der regional, zeitlich und inhaltlich differierenden Untersuchungsschwerpunkte nicht leicht vornehmen lässt, so verdeutlichten doch die Beiträge der Referenten und Diskutanten nicht nur die Komplexität, sondern auch das Spannende der Tagungsthematik. Wie ein roter Faden zog sich durch alle Vorträge der Hinweis auf das begrenzte Informationspotential, das in den Quellen überliefert werde. Mehrfach zur Diskussion stand darüber hinaus das begriffliche Instrumentarium zur Beschreibung der kulturellen Vielfalt religiöser Gruppen im Mittelalter. Wie auch die Zusammenfassung der *Giornata di Studi* von Daniela Rando (Pavia) zeigte, drängten sich am Ende weitere Fragen auf, die es lohnen, vertiefend erforscht zu werden. So wurde in der Schlussdiskussion u. a. danach gefragt, welche Rolle das Latein als Kommunikations- und Schriftsprache spielte. Hervorgehoben sei abschließend die sprachliche Flexibilität der Tagungsteilnehmer, die sich sehr positiv auf das Diskussionsklima auswirkte.

Kordula Wolf

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Zentrum und Peripherie bei den Hospitalsorden im Spätmittelalter

Am 16. Juni 2005 veranstaltete das Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom eine „Giornata di Studi" zum Thema „Zentrum und Peripherie bei den Hospitalsorden im Spätmittelalter". Die Organisatoren Andreas Rehberg (DHI Rom) und Anna Esposito (Universität *La Sapienza*, Rom) hatten eine Reihe von Fachexperten eingeladen, um zu einem wissenschaftlichen Austausch und einer komparativen Betrachtung verschiedener, v. a. Struktur und Organisation betreffender Aspekte der Hospitalsorden anzuregen. Diesem Vorhaben einer vergleichenden, über die reinen Hospitalsorden hinausgehenden Perspektive entsprachen die Veranstalter durch die Einbeziehung von Beiträgen über Ritterorden, die in mehrfacher Hinsicht das Vorbild für die Entstehung von Hospitalsbruderschaften gaben. Zentrales Fallbeispiel bildete der Heilig-Geist-Orden in Rom (*S. Spirito in Sassia*). Eingebettet war der Studientag in die aktuelle Diskussion um Mobilität, Kommunikation und Institutionalisierung religiöser Orden im späten Mittelalter.

Nach einer Begrüßung durch den Direktor des DHI, Michael Matheus, wurde der erste Teil des Studientages unter dem Vorsitz von Roberto Rusconi (Rom) mit einem einführenden Vortrag von Andreas Rehberg (Rom) eröffnet, der das Anliegen der *Giornata* skizzierte. Anders als die ‚alten' Mönchsorden oder die Mendikanten seien die organisatorischen Strukturen der Hospitäler sowie das komplexe Verhältnis von Zentrum (meint hier das Hospital, von dem eine Ordensgründung ausging) und Peripherie (den Ordensfilialen und Questbezirken) bisher nicht allgemein und vergleichend untersucht worden. Wie bei *S. Spirito in Sassia* fehlten auch bei anderen Hospizen wie *St-Antoine-en-Viennois* in Frankreich, *S. Maria* von Roncesvalles in Navarra oder *S. Giacomo di Altopascio* nahe Lucca detaillierte Informationen über die Quellenüberlieferung, die Rolle und Funktionen des Zentrums, den päpstlichen Einfluss, die Kontrolle der Peripherie, die weitgespannte Sammlung von Almosen (Quest), den Transfer der Finanzen und deren Verwaltung, die Ausbreitung der Hospitalsorden, das spirituelle Leben der Hospitaliter oder die Weitergabe medizinischen Wissens. Angesichts dieser und anderer

nach wie vor ungenügend geklärter Fragen betonte Rehberg, dass die *Giornata* keine endgültigen Ergebnisse präsentieren wolle, sondern einen ersten Schritt zur Annäherung an ein äußerst komplexes Thema darstelle.

Wie Robert N. Swanson (Birmingham) in seinem Beitrag zur Rolle ‚internationaler' Hospitalsorden im spätmittelalterlichen England zeigen konnte, war die Quest bis zur Reformationszeit das übliche Mittel bei der Verteilung von Ablässen und eine wichtige Einnahmequelle. Auch wenn die Überlieferungslage unzureichend sei und kaum endgültige Schlüsse zu Einzelproblemen zulasse, könne allgemein beobachtet werden, dass die in England ansässigen Hospitalsorden (in London *St Mary of Bethlehem*, *St Antony of Vienne* und *St Mary of Roncesvalles*; in Writtle *Santo Spirito*; in Great Thurlow *S. Giacomo of Altopascio*) ab circa 1400 unabhängig von den kontinentalen Mutterhäusern zu agieren begannen oder sich – zumindest zeitweise – ganz von der Insel zurückzogen. Aus englischer Sicht bildete der Kontinent somit nicht mehr das Zentrum, sondern die Peripherie. Ähnliche Tendenzen der Loslösung einzelner Priorate aus zentralisierten Klosterverbänden ließen sich auch bei anderen Orden wie den Cluniazensern, Prämonstratensern, Zisterziensern oder Lazaritern greifen. Swanson gab in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass es methodisch schwierig sei, international agierende Hospitalsorden über die Konzepte ‚Zentrum' und ‚Peripherie' zu definieren.

Dem römischen Heilig-Geist-Orden und seinen Niederlassungen in verschiedenen Teilen Europas war anschließend eine eigene Sektion gewidmet. Mario Sensi (Rom) sprach über Filiationen in den Marken und in Umbrien. Wenngleich bekannt sei, dass der Orden über ein administratives Zentrum verfügte, welches sich um karitative Aufgaben wie Krankenpflege oder Aufnahme von Findelkindern kümmerte, fehlten bisher Hinweise auf weitere Einzelheiten. Wie Sensi u. a. am Beispiel der *Cerretani* verdeutlichte, die als *nuntii* im Auftrag des Ordens in verschiedenen Gebieten Umbriens und der Marken für die Quest eingesetzt wurden, versprechen lokale Notariatsarchive hier neue Einsichten in die Praxis des Almosensammelns.

Verschiedene Aspekte des komplexen Verhältnisses von Peripherie und Zentrum rückte Anna Esposito (Rom) am Beispiel der sich seit Mitte des 15. Jahrhunderts verstärkenden Filiationsbildung des Heilig-Geist-Ordens in der Republik Venedig in den Blick. Ihr besonderes Augenmerk galt dem 1483 in Venedig gegründeten Frauenkloster *S. Spirito*, das wenig später auch zu einer Niederlassung des römischen Heilig-Geist-Ordens wurde. Die in diesem Fall gut dokumentierten Einzelregelungen zwischen dem venezianischen Kloster und der dazugehörigen Hospitalbruderschaft sowie gegenüber dem römischen Mutterhaus gewährten Einblicke in die liturgische, spirituelle und

karitative Praxis, die ökonomischen Beziehungen und die Bindungen gegenüber Rom (u. a. in Form jährlicher Tributzahlungen). Wie Esposito zeigte, war die Teilhabe an spirituellen Gütern durch Eintritt in die venezianische Heilig-Geist-Bruderschaft oder Erwerb von Indulgenzen eng an finanzielle Leistungen gebunden. Auch die Totenmemoria habe in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle gespielt.

Françoise Durand (Montpellier) beschäftigte sich mit Niederlassungen des Heilig-Geist-Ordens in Frankreich. Im Mittelpunkt des Vortrages standen nicht die konfliktbeladenen Beziehungen des römischen Hospitals mit dem einstigen Ordenszentrum in Montpellier nach dem Tod des Gründers Gui de Montpellier, sondern die noch wenig erforschte Rolle der in der Bourgogne gelegenen Ordensfilialen Dijon und Besançon. Während beide Hospitäler, die ihrerseits weitere Filialen gründeten, im 13. Jahrhundert wohl zunächst zwischen den Häusern in Montpellier und Rom standen, stabilisierten sich die Beziehungen gegenüber Rom offenbar erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Wie die Einsetzung eines Rektors in Besançon und Dijon Anfang des 15. Jahrhunderts zeige, habe die durch Privilegien Papst Eugens IV. unterstützte Reform des Ordens zu einer Verstärkung des zentralisierenden Elements in der Peripherie geführt. Sixtus IV. stärkte ebenfalls das Mutterhaus in Rom.

Über die Rolle des Heilig-Geist-Ordens im Heiligen Römischen Reich sprach Gisela Drossbach (München), wobei sie sich auf den südwestdeutschen Raum beschränkte, der bis Mitte des 15. Jahrhunderts das einzige Verbreitungsgebiet des Ordens im deutschsprachigen Raum dargestellt habe. Die Vortragende vertrat die These, die Hospitalsgründungen in Wien, Stephansfeld, Memmingen, Neumarkt, Wimpfen, Markgröningen und Pforzheim gingen auf staufische Initiative oder Förderung zurück. Gründe dafür, dass diese nur ein ‚loses' Gefüge darstellten und im Unterschied etwa zu Besançon und Dijon erst spät Provinzen bildeten, lägen in der starken Zentrierung auf Rom, der weiten Distanz der Hospitäler voneinander und der Vergabe päpstlicher Sammellizenzen. Ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeichne sich ein verfassungsrechtlich und ordensgeschichtlich bedeutsamer Prozess ab – Drossbach nennt ihn ‚Kommunalisierung' –, der mit einer Klerikalisierung innerhalb des Ordens und einer Übernahme der eigentlichen Spitalpflege durch Laien einhergegangen sei. Die regionale Verbreitung des Ordens, so das Resümee, sei zu punktuell gewesen, als dass er das Bedürfnis nach christlicher Sozialfürsorge hätte abdecken können. Vielmehr seien die Hospitäler eine Verkörperung der Idee päpstlicher Karitas gewesen.

Unter der Leitung von Gert Melville (Dresden) stand der zweite Teil der *Giornata di Studi*, der mit einer Sektion über Ritterorden begann. Auf

den Orden vom Heiligen Lazarus zu Jerusalem, dessen Niederlassungen in weiten Teilen Europas überwiegend von heimgekehrten Kreuzfahrern gegründet worden waren, ging Kay Peter Jankrift (Münster) ein. Permanente Spannungen zwischen Zentrum und Peripherie hätten den Orden seit seiner Entstehung gekennzeichnet und schließlich zu seinem Untergang geführt. Eine Ursache seien u.a die großen Distanzen zwischen den Ordenshäusern gewesen, welche nicht nur den Austausch mit der Ordenszentrale (zunächst in Jerusalem, dann Acco, später Boigny nahe Orléans) behindert, sondern auch, wie Jankrift anhand von Frankreich, Capua und Sizilien verdeutlichte, zu einer ‚Anfälligkeit' gegenüber einer Beeinflussung durch weltliche Machthaber geführt hätten. Zumal eine Besonderheit der Lazariter darin bestand, hohe Ämter durch Leprosen zu besetzen, deren Mobilität eingeschränkt war. Seitdem das Amt des Ordensmeisters ab Mitte des 13. Jahrhunderts nicht mehr von einem Leprakranken bekleidet war, hätten nur noch wenige europäische Ordenshäuser über Einrichtungen zur Pflege Leprakranker verfügt, und das, obwohl sich einhergehend mit zunehmender Verstädterung die Lepra weiterhin ausbreitete. Die Lazariter seien im 14. Jahrhundert in eine unaufhaltsame Krise geraten, die möglicherweise durch die Konkurrenz ‚falscher' Almosensammler mitverursacht worden war.

Eine Einführung in die folgenden Beiträge über den Orden vom Hospital des heiligen Johannes zu Jerusalem stellten die Ausführungen von Roberto Greci (Parma) dar. Er gab einen Überblick über Ergebnisse und Tendenzen der Johanniter-Forschung, ging auf die Entstehung und Ausbreitung des Ordens ein und wies auf unzureichend geklärte Fragen hin, die beispielsweise die militärischen und karitativen Aufgaben in den einzelnen Ordensniederlassungen oder den Einfluss lokaler Bindungen auf die Ordensstruktur und Provinzbildung betreffen.

Giuliana Albini (Milano) richtete ihre Aufmerksamkeit auf den Aspekt des Reichtums des Johanniterordens. Die Prosperität der Ordenszentrale im Orient habe in engem Zusammenhang mit der Aufgabe des Ordens gestanden, das Heilige Land zu verteidigen. Den Niederlassungen im Okzident habe dagegen die Rekrutierung von nach Palästina zu entsendenden *milites* sowie die Sorge um Arme und Pilger oblegen. Nachdem die Johanniter zunächst ihren Güterbesitz stark ausdehnen konnten, hätten sie nach dem Verlust der Territorien im Heiligen Land 1291 verstärkt Finanzgeschäfte betrieben. Während das Zentrum in Jerusalem die Unterstützung des Königs von Jerusalem, der syrischen Kirche und einflussreicher Adelsfamilien genoss, seien in der Peripherie neben Quest und päpstlicher Protektion vor allem die Verbindungen zum lokalen Adel für den Reichtum des Ordens ausschlaggebend gewesen. Dieser allerdings habe im Kontrast zum Leben der Ordensgemeinschaften und zur

Ordensregel gestanden, welche auf den drei Grundpfeilern Nächstenliebe, Gehorsam und Armut beruhte und Modell für spätere Hospitäler geworden sei.

Auf die Verbindungen zwischen Johanniterhäusern in der Peripherie und der lokalen Gesellschaft ging Marina Gazzini (Parma) in ihrem Beitrag unter dem Gesichtspunkt der spirituellen Leitideen ein. Am Beispiel der Priorate in der Lombardei, in Venedig und Pisa fragte die Referentin nach der Ausübung religiöser Funktionen und karitativer Aufgaben durch die Johanniter, über die bisher nur wenig bekannt sei. Trotz großer struktureller Unterschiede der einzelnen Niederlassungen scheinen sich die Aktivitäten der Johanniter nicht von anderen an der Augustinerregel orientierten Gemeinschaften unterschieden zu haben. Überdies sei eine Reihe von Tätigkeiten im nichtliturgischen Bereich durch Brüder und Schwestern ohne Profess ausgeübt worden. Grundlegend bei der Zuweisung der Aufgabenbereiche sei eine Dreiteilung in *clerici*, *milites* und *servientes* gewesen, wobei deren Herkunft die kommunale Gesellschaft insgesamt widergespiegelt habe und nicht allein auf den Adel beschränkt gewesen sei. Anhand der beiden Niederlassungen in Parma zeigte Gazzini exemplarisch, wie sich Karitas, die Eingliederung in das gesellschaftliche und urbanistische Umfeld und lokale Heiligenverehrung im Wirkungsbereich der Johanniter miteinander verbanden.

Die letzten beiden Vorträge des Studientages wendeten sich wieder den reinen Hospitalsorden zu. Andreas Meyer (Marburg) nahm das an der Pilgerstraße *Via Francigena* in sumpfigem Gelände gelegene Hospital *San Giacomo di Altopascio* in den Blick. Der sich bald nach seiner Gründung in mehreren Teilen Europas ausbreitende Hospitalsorden von Altopascio war Mitte des 13. Jahrhunderts die vermögendste kirchliche Institution in der Diözese Lucca. Der Reichtum von Altopascio habe nicht allein auf ausgedehntem Grundbesitz, Finanzgeschäften und der Erhebung einer Gebühr für die Benutzung der Brücke über den Arnofluss bei Fucecchio durch Hirten und Händler basiert. Wie Meyer insbesondere für England zeigte, war die europaweit praktizierte und durch päpstliche Mandate unterstützte Quest ein lukratives Geschäft, wenngleich dieses durch Fälscher und die Konkurrenz auf dem Markt des organisierten Bettelns immer wieder gemindert zu werden drohte. Die Erträge seien vornehmlich für die Instandsetzung der Brücke, die Beherbergung und Verköstigung der Pilger im Hospital sowie für Unterhaltszahlungen der Bettelreisenden verwendet worden. Im Hinblick auf den Finanztransfer in die Toskana seien die Brüder von Altopascio – wie wenige Jahre später auch die Papstfinanz – eine ‚profitable Symbiose' mit italienischen Kaufleuten eingegangen.

Mit der Rolle von Laien im Dienst von Hospitalsorden beschäftigte sich schließlich Raffaela Villamena (Perugia) am Beispiel der *Cerretani*. Anhand

zweier unedierter Dokumente aus den Jahren 1315 und 1492 konnte sie zeigen, dass die Antoniter bereits sehr früh die *Cerretani* (Bewohner des in der Bergregion bei Spoleto gelegenen Ortes Cerreto) nicht nur für das Almosensammeln, sondern auch in der Güterverwaltung einsetzten. Die *Cerretani* wurden auf diese Weise zu einem wichtigen wirtschaftlichen Faktor innerhalb des Ordens. Beide Dokumente belegen darüber hinaus eine Verlagerung bestimmter Kompetenzen vom Zentrum in die Peripherie, denn 1492 war es nicht mehr der Abt der Ordenszentrale in *St-Antoine-en-Viennois*, sondern der Präzeptor in Venedig, der die *Cerretani* mit den genannten Aufgaben betraute.

In der Schlussdiskussion lenkte Gert Melville die Aufmerksamkeit noch einmal auf methodologische Aspekte, indem er sich kritisch mit Definition und Anwendbarkeit der Begriffe ‚Zentrum' und ‚Peripherie' auseinandersetzte. Wenngleich eine Inbezugsetzung der Ergebnisse der einzelnen Vorträge am Ende der *Giornata di Studi* wünschenswert gewesen wäre, zeichnete sich der Studientag insgesamt doch durch Detailtiefe, Facettenreichtum und weitreichende Fragehorizonte aus. Referenten und Diskutanten boten fruchtbare Anstöße für eine vergleichende Betrachtung der Hospitalsorden, die es in weiteren Studien auf jeden Fall zu vertiefen lohnt.

Kordula Wolf

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. (1605–1621)

Der 400. Jahrestag der Wahl von Camillo Borghese zum Papst (16. Mai 1605) bot den äußeren Anlaß für eine internationale, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte internationale Fachtagung zu den Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V., die vom 18. bis 20. Mai 2005 am Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom stattfand. Ziel der Tagung war eine Bestandsaufnahme der einschlägigen Forschungen zum Pontifikat von Paul V. Borghese, an denen sich in den letzten Jahren verstärkt auch das DHI beteiligt hatte, wie der Institutsdirektor Michael Matheus und der Präfekt des Archivio Segreto Vaticano, Sergio Pagano, in ihren Grußworten betonten. Alexander Koller unterstrich in seiner Einführung zunächst die Bedeutung der Arbeiten von Wolfgang Reinhard und seinem Schülerkreis zum Nepotismus und zur römischen Mikropolitik des Borghese-Pontifikats. Dank dieser Studien habe die Regierungszeit von Papst Paul V. heute als einer der am besten erforschten Pontifikate der Neuzeit zu gelten. Im zweiten Teil der Einleitung wurde das Institutsprojekt der päpstlichen Hauptinstruktionen kurz vorgestellt. 2003 legte Silvano Giordano eine dreibändige Edition der Hauptinstruktionen des Pontifikats Pauls V. vor. Durch sie wurden einerseits die Forschungsergebnisse der Reinhard-Schule ergänzt, andererseits die Lücke zwischen den beiden vorangegangenen Publikationen von Klaus Jaitner zu den Hauptinstruktionen von Clemens VIII. und Gregor XV. geschlossen. Somit ist jetzt eine Beurteilung der kurialen Politik in ihren Kontinuitäten und Diskontinuitäten während der drei Jahrzehnte zwischen dem Pontifikatsbeginn von Clemens VIII. (1592) und dem von Urban VIII. (1623) möglich.

Der Tagung war ein öffentlicher Vortrag von Kristina Herrmann Fiore (Galleria Borghese, Rom) vorangestellt, die das Mäzenatentum und die urbanistischen Leistungen von Paul V. in Rom überblicksartig vor Augen führte. Der Papst restaurierte den trajanischen Aquädukt, der fortan „Acqua Paola“ hieß, und speiste dadurch eine Vielzahl von Brunnen in der Stadt. Herrmann Fiore ging im besonderen auf die Fresken in der Sala Regia im Quirinalspalast

ein, auf denen die außereuropäischen Botschafter zur Zeit Pauls V. abgebildet sind (Kongo, Japan, Persien).

Unter der Diskussionsleitung von Paolo Prodi (Bologna) wurden in der ersten Tagungssektion grundsätzliche Fragestellungen zu den Außenbeziehungen von Paul V. aufgegriffen. Die Frage, inwiefern sich die Konzilsbeschlüsse von Trient in den Hauptinstruktionen Pauls V. widerspiegelten, wurde von Maria Teresa Fattori (Bologna) behandelt. Theologen wie der Jesuit Robert Bellarmin kritisierten Paul V. dafür, daß die Bemühungen zur Umsetzung der Konzilsbeschlüsse ein halbes Jahrhundert nach dem Konzil an Schwung verloren. Im Detailvergleich mit dem Regierungsprogramm von Clemens VIII. (1592–1605) stellte Fattori drei Hauptlinien fest: erstens die Beobachtungen seitens der Kurie, wie die Umsetzung der Reformen in den verschiedenen Ländern voranging (Auswahl der Bischöfe, Einrichtung von Seminaren, Abhaltung von Konzilien und Synoden); zweitens die Rolle der Kurie im Spannungsfeld zwischen Regierenden und Bischöfen sowie die Aktivitäten der Nuntien im Hinblick auf die innerkirchlichen Prozesse; drittens der Einfluß von Index und Inquisition in den katholischen Ländern. Anthony D. Wright (Leeds) stellte die theoretischen und praktischen Aspekte des großen Jurisdiktionskonfliktes mit Venedig in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Er bemerkte, daß die Mediation Frankreichs den Konflikt nur vordergründig beheben konnte. Die Verstimmung blieb ein Teil des Erbes Pauls V: sichtbarer Ausdruck war die Ausweisung der Jesuiten. Die Gesellschaft konnte erst wieder Ende des 17. Jahrhunderts ihre Tätigkeit in der Markusrepublik aufnehmen. Gleichwohl gab es schon während den ersten Phasen des Dreißigjährigen Krieges Verhandlungen über die Rückkehr der Jesuiten nach Venedig. Wright stellte diese, von der Forschung bisher nicht beachteten Verhandlungen im Detail vor. Giampiero Brunelli (Rom) wies darauf hin, daß es noch keine Gesamtuntersuchung über die militärischen Initiativen Pauls V. gibt. Die Entsendung von Truppen nach Ungarn und besonders der Bau der Festung von Ferrara – beides dargestellt auf dem Grabmal des Papstes in Santa Maria Maggiore in Rom – verursachten enorme Kosten. Daß die militärische Handlungsmacht ein Hauptfaktor in der Politik Pauls V. war, drückte sich auch in den umfangreichen Reformen aus, die der Papst in der Armee durchführte (Neuordnung der gesamtstaatlichen bzw. territorialen Hierarchien), mit dem Ziel, die Verteidigungskraft des Kirchenstaates zu potenzieren. Die Intensivierung der militärischen Macht der Kirche wurde unter Paul V. auch theoretisch legitimiert. Brunelli stellte den bisher nicht edierten Text eines ranghohen Offiziers des päpstlichen Heeres, Cesare Palazzolo, vor, in dem das Ideal eines Soldaten der Kirche entwickelt wurde. Wolfgang Reinhard (Freiburg i. Br.) erörterte die Frage, inwieweit sich in den Außenbezie-

hungen Roms unter Paul V. die Bereiche der sachorientierten Makropolitik von der personenorientierten Mikropolitik unterscheiden lassen. Zunächst einmal seien die verschiedenen Diskursebenen zu trennen. In der diplomatischen Alltagskorrespondenz der Nuntiaturen und in Privatbriefen überwiegt die Mikropolitik, während die Hauptinstruktionen des Papstes ihrer Natur nach vornehmlich makropolitisch ausgerichtet sind. Nach den Erkenntnissen, die aus den nunmehr seit 39 Jahren vorangetriebenen Forschungen zur Mikropolitik hervorgehen, setzt sich jedoch das Ergebnis durch, daß eine reine, nur von großen Sachzielen geleitete Makropolitik selten feststellbar ist. Der makropolitische Gemeinwohldiskurs und der mikropolitische Diskurs stehen in einem Konkurrenzverhältnis, wobei ersterer der amtliche ist und daher je mehr dominiert, je offizieller der Charakter der jeweiligen Quelle ist. Im letzten Beitrag dieser Sektion beschäftigte sich Ulrich Köchli (Schaffhausen) mit den Unterschieden des Nepotismus unter Paul V. und Urban VIII. (Maffeo Barberini, 1623–44). Der aus Siena stammende Camillo Borghese besaß eine zahlenmäßig sehr begrenzte Verwandtschaft, und seine Nepoten trachteten schlicht danach, eine erfolgreiche ökonomische und soziale Positionierung zu erreichen. Die Verwandten von Urban VIII. dagegen zeigten darüber hhinaus ständig wachsende politische Ambitionen. Der Kardinalnepot Francesco Barberini machte solche Ambitionen bei seiner Legation an die Höfe in Paris und Madrid 1625/26 deutlich. Der Papstbruder Carlo Barberini beschränkte sich nicht wie die weltlichen Borghese-Nepoten auf den nominellen Titel eines Generals der Kirche, sondern organisierte aktiv die päpstlichen Truppen und Rüstungsbemühungen. Am Beispiel der Vorbereitung der Annexion des Herzogtums Urbino durch den Kirchenstaat (1631) zeigte Köchli eindringlich, daß mehrere Papstverwandte Schlüsselrollen spielten (auf symbolischem, zeremoniellem und militärischem Gebiet).

Die zweite Tagungssektion war dem Verhältnis Roms zu den katholischen Monarchien gewidmet und wurde von Bernard Barbiche (Paris) moderiert. Jan Paul Niederkorn (Wien) behandelte die Beziehungen des Papstes zu Kaiser und Reich in der ersten Hälfte des Pontifikats Pauls V. Er zog eine eher negative Bilanz der päpstlichen Politik gegenüber dem Reich in dieser Zeit. Der Mißerfolg des Papstes in der Auseinandersetzung mit Venedig habe ihn dazu geführt, im Reich vor dem entschlossenen Einsatz von Machtmitteln zurückzuschrecken. Der Papst zögerte lange sowohl mit seinem Einsatz für Erzherzog Matthias als Kandidat für die Nachfolge Rudolfs II. als Kaiser wie auch mit seiner Unterstützung der katholischen Liga zu Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Gleichzeitig war der institutionelle Einfluß des Papstes im Reich im Abnehmen begriffen, was 1608 am Regensburger Reichstag evident wurde, wo kein kurialer Vertreter anwesend war. Weitere Fragen,

auf die der Papst nur unzureichend reagieren konnte bzw. wollte, waren die Sukzession in Jülich und Kleve und die religionspolitischen Konzessionen, die Erzherzog Matthias im Zuge des Bruderzwists den Protestanten der habsburgischen Länder machen mußte. Alexander Koller (Rom) beleuchtete die kuriale Reichspolitik während der zweiten Hälfte des Pontifikats, beginnend mit der Kaiserwahl des ungarischen Königs Matthias (1612). Die zentralen Fragen im Verhältnis der Kurie zum Reich in dieser Periode waren die Regelung der Nachfolge von Kaiser Matthias zugunsten des steirischen Regenten und Erzherzogs Ferdinand und – damit in Zusammenhang stehend – die Klärung der Sukzession in Böhmen. Neben den publizierten Hauptinstruktionen zog Koller die im Vatikanischen Archiv überlieferten Chiffrenschreiben der fünf päpstlichen Vertreter am Kaiserhof (Legat Carlo Madruzzo; Nuntien Placido de Marra, Vitaliano Visconti Borromeo und Ascanio Gesualdo; außerordentlicher Nuntius Fabrizio Verospi) sowie die Berichte des Auditors Alessandro Vasoli heran. Aus diesen Dokumenten erhellt die Bedeutung des leitenden Ministers von Kaiser Matthias, Melchior Klesl, der bei der Klärung der Sukzession im Reich und in den Erbländern eine tragende Rolle spielte. Die Kurie versuchte dabei, durch ihre Vertreter – in einem nicht immer klaren Kurs – zwischen Klesl und seinen Gegnern zu vermitteln. Schließlich ging Koller am Beispiel der Präzedenzansprüche Klesls gegenüber den Kurfürsten und Erzherzögen konzis auf die Bedeutung von Protokoll und Zeremoniell bei frühneuzeitlichen politischen Prozessen ein. Václav Bůžek (Budweis) beschäftigte sich mit der Situation in den böhmischen Ländern. Er nahm zunächst den Prozeß der Konfessionalisierung in Böhmen am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in den Blick. Einen besonderen Stellenwert in der Böhmenpolitik der Kurie nahmen die Versuche ein, die höchsten Beamten des Königreichs durch die Prager Nuntien zu rekatholisieren. Bei der Abfassung der einschlägigen Instruktionen Pauls V. wurde auf – katholische und nicht-katholische – Stereotypen des Adels am Hof Rudolfs II. in Prag zurückgegriffen. Ein spezifisches Problem, das sich in den Instruktionen spiegelt, waren die Hussiten. Bůžek weitete den Blick originell, indem er erst das Bild Pauls V., wie es in Übersetzungen allegorischer Werke in böhmischen Adelsbibliotheken vorkommt, nachzeichnete und dann auf die Theateraufführungen der Jesuiten in Prag als sichtbaren Akt der Propaganda einging. Olivier Poncet (Paris) diskutierte die Beziehungen der Kurie zu Frankreich, wo die Nuntien vor allem den Auftrag hatten, Krieg zwischen Frankreich und Spanien zu vermeiden. Dieses Ziel beeinflußte alle Aspekte der diplomatischen Strategie der Kurie in bezug auf Frankreich. Unter Heinrich IV. genoß das Land eine Periode der relativen Stabilität, welche jedoch mit der Ermordung des Königs im Jahr 1610 gefährdet wurde. Unter der schwachen Regentschaft der Maria de'

Medici und der Herrschaft des jungen Ludwig XIII. brachen die Interessengegensätze der verschiedenen Gruppen innerhalb des Landes wieder offen aus, so zwischen Hugenotten und Katholiken. Im Jülisch-Klevischen Erbfolgestreit (1609–14) versuchte die Kurie, mit Hilfe ihres außerordentlichen Nuntius Domenico Rivarola ein militärisches Eingreifen Frankreichs zu verhindern. Bernardo J. García García (Madrid) analysierte die durch Nichtfestlegung geprägte Diplomatie des Heiligen Stuhls Anfang des 16. Jahrhunderts. Paul V. sei auf diplomatisches Gleichgewicht zwischen Spanien und Frankreich bedacht gewesen. García García zeigte dann die gemeinsamen Interessen der Kurie und der spanischen Monarchie auf. Philipp III. und sein Günstling-Premierminister, der Herzog von Lerma, verfolgten ab der zweiten Dekade des 17. Jahrhunderts eine Art europäische Friedenspolitik (*Pax Hispanica*), für die sie die Unterstützung der Kurie benötigten. Obwohl der Papst und Spanien bei der Lösung internationaler Krisen kooperierten, gab es Differenzpunkte, wie sich etwa bei dem von der Kurie seit Clemens VIII. propagierten Türkenkrieg zeigte, den Spanien als nachrangig gegenüber den Konflikten mit England und den Niederlanden einstufte. Lerma selbst profitierte von seiner Schlüsselrolle in der Diplomatie mit dem Heiligen Stuhl auf verschiedene Weise und erreichte 1617 das Kardinalat. Die Beziehungen der Kurie zu Portugal behandelte der Herausgeber der Hauptinstruktionen Pauls V., Silvano Giordano (Rom). In diesen Beziehungen spielten die Autonomiebestrebungen Portugals eine Hauptrolle. Schon König Johann III. (1521–57) erbat sich die Gründung eines eigenen Inquisitionstribunals in Portugal und forderte hartnäckig die Einrichtung einer festen Legation in Portugal mit umfassenden jurisdiktionellen Fakultäten. Es entstand eine portugiesische Kirchenverwaltung mit beträchtlicher Autonomie, die finanziell wenig Abgaben an Rom leistete. Diese Autonomie führte zu Konflikten, die 1617–18 im Interdikt von Lissabon gipfelten. Stolz und Selbstbewußtsein der portugiesischen Oberschichten mündeten 1640 in eine Revolution und die Vertreibung der Spanier. Damit endete die Union der Kronen Spaniens und Portugals in der Person des Königs von Kastilien, die seit 1580 bestanden hatte. Den Abschluß dieser „Rom und den katholischen Monarchien" gewidmeten Sektion bildete der Vortrag von Leszek Jarmiński (Warschau), der die Beziehungen der Kurie zu Polen-Litauen behandelte. Jarmiński hob hervor, daß Papst Clemens VIII. noch in seiner letzten Instruktion von 1599 der allgemeinen politischen Situation in Polen unter Sigismund III. Wasa (1587–1632) einen großen Stellenwert eingeräumt hatte. Im Zentrum der Anweisungen Pauls V. standen dagegen vorrangig kirchliche Fragen. Die Nuntien sollten demnach für die Verbreitung des Glaubens, die Wahrung der Rechte der Kirche und vor allem die Umsetzung der Dekrete des Konzils von Trient sorgen (Einrichtung von Seminaren, Sicherstellung der

Qualifikation der Seelsorger, Reform der Klöster etc.). Die Instruktionen gehen jedoch auch auf bedeutende politische Ereignisse ein, wie den Konflikt der Kurie mit Venedig, den Aufruhr des Mikołaj Zebrzydowski (1606–7), die brandenburgische Sukzession im Herzogtum Preußen (1618), die Zeit der Turbulenzen im Moskauer Reich (1603–18), die Osmanengefahr und die erste Phase des Dreißigjährigen Krieges.

Die dritte Tagungssektion, geleitet von Irene Fosi (Chieti), nahm die Beziehungen Roms zu den italienischen Staaten in den Blick. Stefano Andretta (Rom) eröffnete die Sektion, indem er das Interdikt Pauls V. gegen Venedig in einen differenzierten Kontext von politischen und sozialen Beziehungen setzte. Er zeigte vor allem fünf Themen auf, die trotz der enormen Historiographie zum Thema noch eine genauere Untersuchung lohnten: die Rolle der Historiker, Kirchenrechtler und Intellektuellen im römischen Ambiente; der Kampf um die Kontrolle über die Einrichtungen Venedigs, die der Ausbildung der Führungsschichten dienten; die generelle Situation des Klerus in Venedig nach der päpstlichen Exkommunikation; die Beziehungen Pauls V. zu den Jesuiten; endlich die Einschätzungen des Nuntius Berlingerio Gessi in bezug auf den jurisdiktionellen Konflikt und auf die ideologischen und institutionellen Unterschiede zwischen Rom und Venedig in jener Zeit. Guido Metzler (Freiburg i. Br.) erörterte die Beziehungen Roms zu Neapel, das für die Borghese eine familienpolitisch wichtige Rolle spielte. Dort konnten sie das Fürstentum Sulmona erwerben, was die Grundlage für ihre dauerhafte Aufnahme in den europäischen Hochadel bildete. Die Neapelpolitik Pauls V. war komplex und von der römisch-spanischen Hauptachse abhängig. Drei Politikfelder seien in den Hauptinstruktionen besonders bedeutsam: die Jurisdiktion, die Ökonomie und die Familienpolitik. In der Abfolge der vier unter Paul V. tätigen Nuntien konnte Metzler eine Abnahme der Kompetenz für die – zwischen Rom und Neapel oft vorkommenden – Jurisdiktionskonflikte feststellen. Statt dessen trat eine immer engere klienteläre Bindung an die Papstfamilie hervor. Das beiderseitige Festhalten am Status quo im Bereich der Jurisdiktion ermöglichte es Rom und Spanien, die ökonomischen Ressourcen Neapels zu nutzen und außerdem die politischen Eliten des Königreichs in das „spoils system" einzubeziehen. Christian Wieland (Freiburg i. Br.) behandelte die Beziehungen zwischen Rom und dem Großherzogtum Toskana, die aus zwei Gründen besonders eng waren. Erstens lag dies in der geographischen Nachbarschaft begründet. Darüber hinaus ermöglichten die Medici durch ihre sozialen Zirkel aktiv den Borghese ihren gesellschaftlichen Aufstieg. Auf allen gesellschaftlichen Ebenen fanden Austauschprozesse zwischen beiden Staaten statt, die die Konstruktion einer kontinuierlichen und breiten Florentiner Präsenz in Rom ermöglichten. Die Schaffung eines Kreises von gemeinsamen

Freunden korrespondierte mit der Stilisierung des Kardinals Pietro Aldobrandini als gemeinsamem Feind. Dem Gegensatz zwischen den Nepoten Clemens VIII. und Pauls V. in Rom entsprach auf italienischer Ebene die Konkurrenz zwischen den Häusern Savoia und Medici. Moritz Trebeljahr (Freiburg i. Br.) präsentierte den Malteserorden als Sonderfall in den Außenbeziehungen der Kurie. Zwar herrschte Großmeister Alof de Wignacourt (1601–22) als Landesherr von Malta weitestgehend unabhängig über die Mittelmeerinsel, die sein Orden 1530 vom spanischen König als Lehen verliehen bekommen hatte; dennoch unterstanden die Malteserritter als kirchlicher Orden der Vollgewalt des Papstes. Der päpstliche Inquisitor auf Malta war als Apostolischer Delegat gleichzeitig zuständig für die Beziehungen der Kurie zum Orden. In der Doppelrolle des Nuntius-Inquisitors, so Trebeljahr, zeige sich Roms Unentschiedenheit zwischen kurialer Aufsicht und zwischenstaatlicher Diplomatie. Die Analyse des Ordens-Zeremoniells bestätige eine Entwicklung in Richtung größerer Eigenständigkeit des Ordens. Als neuralgische Punkte in den Beziehungen zwischen den beiden kirchlichen Gemeinwesen wurden die Aufnahme in den Orden und die Kommendenvergabe dargestellt. Daß diese Probleme in den römisch-melitensischen Beziehungen nicht im persönlichen Führungsstil des Papstes, sondern strukturell begründet waren, zeigte die abschließende Analyse der mikropolitischen Ordenslaufbahn des Barberini-Klienten Antoine de Paule, der mit Urban VIII. die gleichen Meinungsverschiedenheiten auszutragen hatte wie Wignacourt mit Paul V. Julia Zunckel (Genua) diskutierte die Rolle des römischen Verbindungsmanns in Mailand, Giulio della Torre, der eigentlich ein Gefolgsmann Spaniens und des Mailänder Gouverneurs war. Dieser informelle „Quasi-Nuntius" hatte 1606 eine delikate Aufgabe, als Paul V. im Zuge des Venedigkonfliktes Spanien um Waffenhilfe gebeten hatte. Della Torre sollte den mailändischen Gouverneur diskret observieren, damit dieser nicht ganz ohne diplomatisches Korrektiv gegen Venedig vorging. Der aus Como stammende Spezialist für Schweizer Angelegenheiten hatte ein weites Aufgabenfeld. Er vermittelte Informationen im Monferratokrieg, kontrollierte Pfründen, verwaltete die Interessen des Kardinalnepoten und arbeitete zudem für die Inquisition. Gleichzeitig wurde er von der Kurie als Gegenspieler des Mailänder Kardinalerzbischofs Federico Borromeo benutzt, welcher ihn verabscheute. Paul V. nahm diese Feindschaft bewußt in Kauf, die es ihm erlaubte, den Reformeifer Borromeos in Grenzen zu halten, um Konflikte mit Spanien zu vermeiden.

In der vierten Tagungssektion (Vorsitz: Irene Fosi) wurden kurz die außereuropäischen Beziehungen Pauls V. vorgestellt. Matteo Sanfilippo (Rom) referierte über Missionen und Kolonisation in Nordamerika. Die Frühgeschichte der lateinamerikanischen Missionierung endete mit dem Tod von

Toribio Mongrovejo, dem Bischof von Lima (1581–1606). Unter Paul V. trat eine reifere Phase ein. Man bewegte sich in doppelter Richtung. Einerseits wollte man eine Kirche für die eingewanderten Europäer; andererseits sollte die Missionierung ausgeweitet werden. Die Mission in Nordamerika begann erst Anfang des 17. Jahrhunderts mit den französischen Einrichtungen an der Atlantikküste im heutigen Kanada, auf die Paul V. erfolgreich Einfluß nahm. Giovanni Pizzorusso (Rom) reflektierte die außereuropäischen Missionen zur Zeit Pauls V. in ihrer Gesamtheit. Die Tatsache, daß die Missionierung schon weltweit stattfand, brachte die Kurie in die Verlegenheit, ihren Einfluß auf die Missionen effizienter gestalten zu müssen. Clemens VIII. hatte vorübergehend schon erwogen, ein Dikasterium für Mission zu gründen. Diese Maßnahme setzte indes erst Gregor XV. (1621–23) durch. Paul V. sah sich in der Zwischenzeit einem komplexen System von Missionen gegenüber, das von Frankreich, vor allem aber von den neuen Orden vorangetrieben wurde. Insbesondere die Karmeliter spielten eine maßgebliche Rolle. Pizzorusso schilderte die Versuche Pauls V., die missionarischen Bewegungen über die kuriale Bürokratie und im engen Kontakt mit bestimmten Orden zu lenken.

Die Referenten der fünften und abschließenden Tagungssektion, die von Walter Brandmüller (Vatikanstadt) geleitet wurde, behandelten die Reformnuntiaturen. Elisabeth Zingerle (Rom) zeigte die Entwicklung der Grazer Nuntiatur in den letzten Jahren vor ihrer Schließung 1622 auf. Sie richtete das Augenmerk auf den Nuntius Erasmo Paravicini, Bischof von Alessandria, der seine Tätigkeit von 1613 bis 1622 ausübte. Er erlebte die Wahl des innerösterreichischen Erzherzogs Ferdinand zum König von Böhmen, König von Ungarn und zum Kaiser. Grund für die Schließung der Grazer Nuntiatur seitens der Kurie war die Abreise der kaiserlichen Kinder und das damit verbundene Ende von Graz als Residenzstadt. Peter Schmidt (Köln) erörterte am Beispiel von Köln die Ausübung von inquisitorischen Funktionen durch die Nuntien Attilio Amalteo (1606–10) und Antonio Albergati (1610–21). Solche Aufgaben wurden ihnen aufgrund des Fehlens einer ordentlichen Jurisdiktion und fehlender Tribunale außerhalb Italiens übertragen. Obwohl es in Köln – als Sonderfall nördlich der Alpen – einen apostolischen Inquisitor gab, benötigte er doch die Hilfe des Nuntius. Durch die Nuntien war das Heilige Offizium an das internationale Informationsnetz der Kurie angeschlossen. Auch mit dem Frankfurter Bücherkommissar, der für Zensur zuständig war, wurde zusammengearbeitet. Der Nuntius (für die päpstliche Diplomatie), der Inquisitor (für das Heilige Offizium) und der Bücherkommissar (für die Indexkongregation) führten einen gemeinsamen Kampf gegen die Protestanten. Schmidt kam zu der Schlußfolgerung, daß das Heilige Offizium neben dem Staatssekretariat als zweites kirchenpolitisches Leitungsorgan zu betrachten sei. Urban Fink-

Wagner (Solothurn) beschrieb die Verhältnisse in der Schweiz, wo die päpstlichen Nuntien in sehr komplizierten staatlichen und kirchlichen Verhältnissen agierten. Angestrebt wurde auch hier die zügige und konsequente Umsetzung der tridentinischen Reformen. Die Nuntien wurden dabei von den kirchlichen und weltlichen Behörden der katholischen Kantone unterstützt. In Luzern wurde zudem 1605 ein bischöfliches Kommissariat eingerichtet, das den Nuntien die Arbeit erleichterte. Implikationen von europäischer Tragweite hatte der „Veltlinermord" an Protestanten (1620). Das Veltlin wurde fortan zum Brennpunkt diplomatischer und militärischer Bemühungen während des Dreißigjährigen Kriegs. In seinem die Sektion und damit die Tagung beendenden Vortrag schlug Bruno Boute (Leuven) ein neues Modell der Konfessionalisierung vor. Thema des Referats war die 1596 gegründete Nuntiatur in Brüssel, welche dazu beitrug, daß das an der Grenze zu den protestantischen Niederlanden liegende damalige Flandern erfolgreich rekatholisiert wurde. Gleichwohl ist es für Boute schwer vorstellbar, daß der Heilige Stuhl, das Haus Österreich und die Eliten vor Ort die tatsächlichen Urheber und Regisseure dieser Rekatholisierung gewesen seien. Er lehnt die gängige Theorie der Konfessionalisierung „von oben" ab. Angelehnt an die „Actor Network Theory" des Soziologen Bruno Latour versteht Boute statt dessen die Konfessionalisierung in Belgien als „vielgestaltiges Resultat ungleichförmiger Politik der Identität und Unterscheidung". Religiöse Erneuerung, staatliche Zentralisierung und die Gesellschaft selbst entwickelten sich durch ständiges Aushandeln der Interessen von Gruppen. Macht sei eher als Ereignis denn als Ursache zu verstehen.

Stefan Bauer

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Die „Achse“ im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939 bis 1945

Vom 13. bis 15. April 2005 veranstalteten das Deutsche Historische Institut in Rom und das Institut für Zeitgeschichte (München–Berlin) gemeinsam mit dem Istituto Nazionale per la Storia del movimento di Liberazione in Italia (Mailand) eine Tagung zum Thema „Die ‚Achse' im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945“. Ziel dieser von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell unterstützten Tagung, die in Rom stattfand, war es, den Stand der Forschung zu bilanzieren, aktuelle Projekte vorzustellen und neue Themenfelder zum Anspruch und zur Realität der faschistischen Kriegsallianz zu erschließen. In vier Sektionen kamen arrivierte Forscher ebenso zu Wort wie jüngere Kolleginnen und Kollegen, die ihre Forschungsansätze, -methoden und -resultate in 24 Referaten umrissen, um sich dann der Diskussion zu stellen. Am Rande der Tagung wurde die für die RAI produzierte Dokumentation „L'Italia in Guerra“ von Massimo Sani gezeigt.

Eröffnet und eingeleitet wurde die Konferenz von den Leitern der veranstaltenden Institute, Michael Matheus und Horst Möller. Die Moderation der einzelnen Sektionen übernahmen Jens Petersen („Die ‚Achse' Rom–Berlin. Anspruch und Wirklichkeit eines schwierigen Bündnisses“), Giorgio Rochat („Der Traum vom Imperium. Strategische Ziele und ideologische Dispositionen in Italien und Deutschland“), MacGregor Knox („Kriegführung und Besatzungsherrschaft. Die Achsenmächte in Afrika, Südosteuropa und der UdSSR“) sowie Wolfgang Schieder („Zwischen Bündnis und Besatzung. Kriegserfahrung, Kollaboration und Bürgerkrieg“).

Zunächst setzte sich Hans Woller (München) mit der Frage auseinander, ob es sich beim Achsenbündnis um eine ideologisch motivierte Kriegskoalition zweier wesensverwandter Regime oder um eine bloße Zweckgemeinschaft expansionistischer Staaten gehandelt habe. Ausgehend vom Jahre 1920 hob Woller die macht- und bündnispolitischen Erwägungen Hitlers und Mussolinis hervor und unterstrich, daß die ideologische Affinität der Bündnispartner erst ab Mitte 1936 zunehmend hervorgetreten sei und an Bedeutung

gewonnen habe. Zuvor seien es vorrangig wirtschaftliche Zwänge und expansionistische Zielsetzungen gewesen, welche die beiden Regime zueinander geführt hätten.

Christof Dipper (Darmstadt) widmete sich den Modernisierungsimpulsen, die Faschismus und Nationalsozialismus den politisch und sozial zerrütteten Gesellschaften zu geben versucht hätten. In der Sozialpolitik beider Länder griffen unterstützende und repressive Strategien ineinander, wobei die Akzente unterschiedlich gesetzt wurden, so daß im Deutschen Reich etwa der Grad an Frauen- und Armenfeindlichkeit weit geringer ausfiel. Anders als Rom gelang es Berlin zudem, finanzielle Wohltaten gleichmäßiger zu verteilen, Massenarmut zu verhindern und sich mit der Arbeiterschaft vergleichsweise gut zu stellen. Zu einem wirklichen Umbruch der Sozialstruktur kam es in keinem der beiden Staaten, doch wirkten die Nationalsozialisten bei der Modernisierung der Gesellschaftsstruktur weit erfolgreicher und nachhaltiger als die Faschisten.

Ergänzt wurde dieser Vergleich durch MacGregor Knox (London), der die Frage stellte, warum die italienischen Streitkräfte im September 1943 trotz der vergleichsweise geringen Zahl von 230 000 Toten am Ende waren, während man in Deutschland bis zum letzten Atemzug kämpfte und Verluste von 5,3 Millionen Soldaten in Kauf nahm. In einer Gegenüberstellung von Staat, Partei und Armee verdeutlichte Knox, daß dem nationalsozialistischen Regime in diesen Bereichen weit günstigere Ausgangsbedingungen gegeben waren: Wirtschaftskraft, unternehmerisches Engagement der Partei und eine bereits existierende aggressive Militärkultur stärkten die Bindekraft zwischen Führung und Streitkräften; keine Monarchie konkurrierte in der Loyalitätsfrage, frühe Siege konsolidierten die charismatische Autorität Hitlers, das Band zwischen „Führer" und Armee war enger und fester geschmiedet als in Italien.

Jürgen Förster (Freiburg) lenkte das Interesse des Auditoriums dann auf die Probleme der gemeinsamen Kriegführung und kam zu dem Schluß, daß nicht die räumliche Trennung der Kriegsschauplätze und strategische Differenzen der größte Hemmschuh einer wirklichen Zusammenarbeit waren, sondern mangelndes Vertrauen, rudimentärer und selektiver Meinungsaustausch bzw. bewußte Geheimhaltung. Die Achsenpartner gaben ihre Fernziele nicht preis, wichen bindenden Absprachen aus und behandelten den Partner als bloßes Objekt ihres Kalküls. Persönliche Eitelkeiten, Vorurteile und Phobien beeinträchtigten zusätzlich die sachliche Auseinandersetzung zwischen den Militärs.

Auch Alessandro Massignani (Valdagno), der sein Augenmerk auf die italienischen Streitkräfte im Krieg der „Achse" konzentrierte, vermerkte eine Konkurrenzhaltung der Verbündeten. Nach Aufdeckung der Fehleinschätzung

Mussolinis, der geglaubt hatte, bis zu einem vorteilhaften Friedensschluß einen parallelen Krieg führen zu können, mußten sich die Italiener in der Kriegführung dem mächtigen Verbündeten aus dem Norden unterordnen. Reibungspunkte bestanden insbesondere in Fragen der Kriegswirtschaft sowie der Besatzungspolitik.

Die ökonomische und rüstungswirtschaftliche Dimension des Achsenbündnisses leuchtete Brunello Mantelli (Turin) aus, der darauf hinwies, daß Deutschland schon vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten wichtigster Handelspartner Italiens gewesen war. Wegen fehlender Devisen führte bereits Brüning ein partielles Verrechnungssystem in den deutsch-italienischen Handel ein, welches 1934 zu einem umfassendes Clearingabkommen ausgebaut wurde. Mantelli bezeichnete diesen Punkt als die eigentliche Hinwendung Italiens zu Deutschland und hob hervor, wie sich aus dem Clearing in den folgenden Jahren ein Mechanismus wirtschaftlicher Abhängigkeit entspann, der Italien nicht nur an den stärkeren Partner band, sondern es diesem auch erlaubte, die Ressourcen des Königreiches abzuschöpfen und inflationäre Tendenzen auf die Halbinsel zu verlagern.

Die zweite Sektion eröffnete Pier Paolo Battistelli (Foligno) mit einer Fallstudie zur Entscheidungsfindung Mussolinis vor dem Angriff auf Griechenland. Im Gegensatz zur gängigen Geschichtsschreibung, die – ausgehend von Cianos Tagebuch – oft den 12. Oktober 1940 als Ausgangspunkt einer spontanen Entscheidung angibt, zeichnete Battistelli das Bild eines bedächtigeren „Duce", der nicht nur mehr Informationen einholte als gemeinhin angenommen, sondern auch unterschiedliche Operationspläne (Fall „G", Guzzoni-Pariani-Plan) gegeneinander abwog. Erst am 16. Oktober sei die eigentliche Entscheidung gefallen. Man müsse also, so die bilanzierende Schlußfolgerung Battistellis, sowohl Mussolinis Entscheidungsprozeß als auch die auf ihn einwirkenden Faktoren neu bewerten – ein Vorgehen, das sich auch für andere wichtige Entscheidungen anbiete, die im Verlauf des Krieges der „Achse" getroffen wurden.

Michele Sarfatti (Mailand) ging dagegen der Frage nach, ob es sich beim Antisemitismus des faschistischen Italien, der letztlich zu den antijüdischen Gesetzen des Jahres 1938 führte, um ein autochthones Phänomen oder um eine Kopie des deutschen Originals gehandelt habe. Dabei zog er vier Erklärungsmöglichkeiten in Betracht: regelrechter Zwang durch den deutschen Verbündeten, sanfter Druck, eine freiwillige Anpassung Italiens oder ein eigenständiger Reifungsprozeß. Während Sarfatti die ersten beiden Möglichkeiten verwarf, gelang es ihm anhand früher antisemitischer Aussagen Mussolinis und einer Analyse der politischen Entwicklungen vor 1938 die These zu erhärten, daß die Rassengesetze von 1938 zwar eine Wende darstell-

ten, jedoch als Ergebnis eines eigenständigen Reifungsprozesses interpretiert werden müßten.

Auch Ruth Nattermann (Rom) stellte in ihrem Vortrag über die italienische Judenpolitik im besetzten Kroatien die verbreitete Vorstellung „italiani – brava gente" auf den Prüfstand. Dabei ging es ihr vor allem um die Frage, welche Motive dafür ausschlaggebend gewesen seien, daß italienische Politiker und Militärs ab 1942 die Auslieferung von Juden aus ihrem Machtbereich verschleppten: Humanität oder politisches Kalkül? Während die Referentin zunächst darlegte, wie sich aufgrund von Berichten Überlebender anfangs die erste Erklärungsvariante durchgesetzt hat, betonte sie im zweiten Teil ihres Referates – ausgehend von einer Analyse der Tagebücher des Diplomaten Luca Pietromarchi –, wie sehr sich die „Judenfrage" zu einer prestigeträchtigen Machtfrage entwickelt habe, bei der es den Italienern vor allem um die eigene Souveränität gegangen sei, und wie eng humanitäre und machtpolitische Beweggründe miteinander verflochten sein konnten.

Mit der faschistischen „Neuen Ordnung" des Mittelmeerraums setzte sich Davide Rodogno (Paris) auseinander. Obschon kein organisch kohärenter Herrschaftsentwurf existiert habe, ließen sich dennoch wiederkehrende Leitbilder und Zielsetzungen einer italienischen Besatzungspolitik erkennen. Die Satellitenstaaten des faschistischen Imperiums sollten demzufolge nach dem Prinzip der ethnischen Einheit organisiert und mit unterschiedlichem Status in eine „imperiale Gemeinschaft" eingegliedert werden – abgestuft nach Zivilisationsgrad und rassischer Rangstufe. An der Spitze dieser Pyramide hatten die Italiener stehen sollen, gefolgt von anderen europäischen Nationen, der autochthonen Bevölkerung in Afrika und Asien sowie den Juden.

Der Beitrag von Dieter Pohl (München) richtete den Focus über Deutschland und Italien hinaus auf die anderen Staaten im Bündnissystem der „Achse". Dabei stellte er vor allem die Frage, welchen Platz zum Teil verfeindete Partner wie Rumänien, Ungarn, Bulgarien, Kroatien und die Slowakei in der kontinentaleuropäischen Großraumpolitik der „Achse" einnahmen. Die politische Dynamik sei unbestritten von Berlin ausgegangen, doch könne man die Verbündeten keineswegs als bloße Befehlsempfänger betrachten. Indem er gemeinsame Feindideologien, Ethno-Nationalismus, Antisemitismus, Antislawismus und Kriegsverbrechen skizzierte, verdeutlichte der Referent Konvergenzen und Divergenzen und arbeitete Bruchlinien im Bündnis ebenso heraus wie (teil-)identische Zielsetzungen.

Auf die Rolle der Camicie Nere im Zweiten Weltkrieg konzentrierte sich der Vortrag von Gianluigi Gatti (Turin). Bar jeder spezifischen Aufgabe fungierte die faschistische Miliz neben Polizei, Carabinieri, Partei und Heer als

eigenständige Institution und entwickelte sich nach der Konsolidierung des Regimes zu einem alternativen Machtzentrum. Die Miliz präsentierte sich als bewaffneter Arm des Faschismus und erwies sich als hervorragendes Druckmittel gegenüber Monarchie und Heer – ohne allerdings das Gleichgewicht entscheidend zu Mussolinis Vorteil verschieben zu können. Im Krieg störte die Miliz mehr als daß sie half: ihre operative Nutzlosigkeit, die schädliche Rivalität mit dem Heer und die hohen Kosten für ihren Unterhalt waren bekannt. Trotzdem symbolisierten die Camicie Nere in der zeitgenössischen Rhetorik den faschistischen Soldaten-Bürger: Mussolini bezeichnete sie als die „Kriegsaristokratie des Faschismus".

Die dritte Sektion wurde durch Nicola Labanca (Siena) eröffnet, der den Abessinienkrieg in den Mittelpunkt seines Referats stellte. Durch diesen Feldzug seien der Frieden und die kollektive Sicherheit in Europa nachhaltig erschüttert worden. Labanca unterstrich die Außenwirkung dieses rein faschistischen, modernen Kriegs, der zwar nicht ohne Reibungen zwischen Deutschland und Italien verlief, doch unmittelbar und entscheidend zur Bildung der „Achse" beitrug.

Rolf Wörsdörfer (Darmstadt) betrachtete die deutsche und italienische Besatzungsherrschaft in Slowenien in vergleichender Perspektive. Im Zentrum seiner Untersuchung standen die Frage der Grenzziehung, die Minderheiten- und Bevölkerungspolitik, die Partisanenbekämpfung sowie der Umgang mit Kollaborateuren. Sloweniens Rolle als Laboratorium, in dem sehr unterschiedliche Herrschaftsmodelle zur Anwendung kamen, wurde deutlich. Während die italienische Zivilverwaltung etwa nach kultureller Inklusion und sukzessiver Assimilierung der Slowenen strebte, legten die Deutschen Kategorien politischer und rassenbiologischer „Verwertbarkeit" an, die sich einer abgestuften Staatsbürgerschaft und einer Politik der Germanisierung niederschlugen. In der deutschen Besatzungszone wurde der radikale Bruch mit der Vergangenheit schon früh offensichtlich, in der italienischen fand eher eine kumulative Radikalisierung statt.

Die Zusammenarbeit der faschistischen Kommissare, der 2. Armee und des italienischen Außenministeriums in den besetzten Gebieten Jugoslawiens nahm H. James Burgwyn (Philadelphia) in den Blick. Sowohl in Kroatien, in Montenegro als auch in Slowenien stieß die Assimilationspolitik der italienischen Gouverneure, die die „kulturell unterlegene" Bevölkerung in das Imperium einzubinden versuchten, schon Ende 1941 an ihre Grenzen. Aufstände und Erfolge der Partisanen unterstrichen die Bedeutung der italienischen Truppen und stärkten die Position der Militärs, die den Vertretern der Politik bisweilen vorwarfen, durch eine falsche Politik den Widerstand erst erzeugt zu haben. Auch die Mitarbeiter des Außenministeriums sahen sich immer wie-

der gezwungen, Maßnahmen der 2. Armee zu akzeptieren, die der offiziellen Linie widersprachen.

Mit dem Versagen der „Achse" im besetzten Jugoslawien setzte sich Klaus Schmider (Sandhurst) am Beispiel des Partisanenkrieges in Kroatien auseinander. Nach einer Untersuchung verschiedener Operationen zog der Referent den Schluß, daß in militärisch-operativer Hinsicht das Versagen der Verbündeten eine nicht annähernd so einseitige Angelegenheit gewesen sei, wie es die deutsche Memoirenliteratur suggeriere. Mindestens in der Hälfte der Fälle läge die Verantwortung für das Scheitern auf deutscher Seite, in anderen habe es sich um wahre „joint ventures" gehandelt. Allenfalls in politisch-strategischer Hinsicht sah Schmider im Fiasko des kroatischen Ustascha-Staates eine Folge italienischer Politik, die das neugeschaffene Gebilde einer kleinen extremistischen Minderheit überantwortet und ihre Bemühungen letzten Endes darauf reduziert habe, den Anschein einer hegemonialen Stellung zu bewahren.

In Ergänzung dazu widmete sich Lidia Santarelli (Rom) der deutsch-italienischen Okkupation Griechenlands. In der Theorie wurde Griechenland größtenteils Rom zuerkannt und galt als italienischer „Lebensraum", faktisch aber gerieten die beiden Besatzungsmächte vor allem in Fragen der wirtschaftlichen Ausbeutung des Gebietes und der Judenverfolgung aneinander. Die Italiener hatten die Griechen auf dem Schlachtfeld nicht allein besiegen können, so daß ihre Stellung als erste Besatzungsmacht auf den Widerstand deutscher Offiziere und Diplomaten, aber auch der Griechen selbst stieß. Letztlich wurde die gemeinsame Okkupation Griechenlands von einer unklaren Kompetenzverteilung geprägt, in der zahlreiche Machtzentren miteinander konkurrierten.

Thomas Schlemmer (Rom) befaßte sich mit der Rolle des italienischen Heeres im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Im Gegensatz zur von der Memoirenliteratur geprägten kollektiven Erinnerung betonte der Referent, daß sich die italienische Führung nicht nur des besonderen Charakters des Krieges im Osten bewußt gewesen sei, sondern daß die italienischen Kontingente des Expeditionskorps 1941/42 und der 8. Armee 1942/43 auch als Teil der Invasions- und Besatzungsstreitkräfte in den deutschen Herrschafts- und Repressionsapparat eingebaut worden seien. Was die Mentalität der italienischen Soldaten angehe, so habe die faschistische Propaganda offenbar besser gegriffen als lange Zeit gedacht: Antibolschewismus, Rassismus und Antisemitismus bildeten die Eckpfeiler einer Kampagne, die letztlich dazu geeignet war, zivilisatorische und moralische Bindungen zu lösen und die Gewaltbereitschaft gegenüber Kombattanten und Zivilisten zu steigern. Das militärische und bündnispolitische Desaster des Winters 1942/43 habe jedoch zusammen

mit dem italienischen Frontwechsel nach dem 8. September 1943 die Erinnerung an vorhergehende Ereignisse überlagert und den Boden für ein verzerrtes Geschichtsbild bereitet, das bis heute wirkungsmächtig geblieben sei.

Diktat oder Konsens, so fragte Dianella Gagliani (Bologna) zu Beginn der vierten Sektion und lenkte damit den Blick auf die Beziehung zwischen dem Drittem Reich und der Repubblica Sociale Italiana. Im Gegenzug zur verbreiteten These vom „Opfergang" Mussolinis unterstrich Gagliani, daß die Quellen in Wirklichkeit auf eine zustimmende Haltung der RSI-Führung zum Bündnis mit Deutschland verweisen. Bequem an der Diktat-These sei gewesen, daß damit alle Italiener – und letztlich auch Mussolini selbst – in Opfer verwandelt worden seien und man die gesamte Schuld den Deutschen habe anlasten können. Die RSI habe sich aber nicht darauf beschränkt, als Schnittstelle zwischen der italienischen Bevölkerung und den militärischen und administrativen Institutionen des Deutschen Reichs zu fungieren, sondern sich auch darum bemüht, ein eigenes Gesellschaftsmodell umzusetzen. Repression und Gewalt seien die Folge gewesen.

Lutz Klinkhammer (Rom) untersuchte die polizeiliche Kollaboration zwischen dem Deutschen Reich und der RSI und stellte zugleich einige Aspekte der italienischen Erinnerungskultur auf den Prüfstand. Nach einer Skizze der institutionellen Rahmenbedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft im besetzten Italien hob der Referent die Bedeutung der freiwilligen Zuarbeit der italienischen Polizeibehörden hervor. Nicht allein auf Nachfrage kollaborierten die faschistischen Behörden; sie boten sich teilweise selbst als Partner an oder führten eigenständig Razzien und Deportationen durch. Sie trugen so zur Radikalisierung der Repressionsmaßnahmen bei. In der Nachkriegszeit sei die Erinnerung an diese intensive Zusammenarbeit jedoch verdrängt worden. Offizielle Gedenktage widmeten sich vornehmlich den Opfern der Nationalsozialisten und übergingen die eigene Mitwirkung bis zur Verklärung.

Unmittelbar daran anknüpfend ergründete Amedeo Osti Guerrazzi (Rom) die italienische Kollaboration bei der Judenverfolgung am Beispiel der Stadt Rom und machte drei Kategorien von Kollaborateuren aus: erstens, bewaffnete Kräfte der RSI, d.h. die Polizei und die bewaffneten Trupps des Partito Fascista Repubblicano, zweitens, Personengruppen und Einzelne, die sich direkt in den Dienst der Deutschen gestellt hatten, und drittens, Gelegenheitsdenunzianten. Deutlich wurde in seiner Analyse, daß neben dem propagandistisch aufgeheizten Antisemitismus vor allem Profitgier und Vorteilsstreben die entscheidenden Triebkräfte der „delatori" waren. Die ersten beiden Gruppen machten aus Verrat und Verfolgung ein regelrechtes Geschäft, die Gelegenheitsdenunzianten schalteten Konkurrenten oder mißliebige Personen aus.

Mit den Feldpostbriefen deutscher und italienischer Soldaten befaßte sich Gustavo Corni (Trient), der hier die Möglichkeit gegeben sah, Mentalität und Vorstellungswelt des einfachen Soldaten im Krieg zu ergründen. Der Schwerpunkt seiner Ausführungen lag auf der besonderen Problematik der Quelle, die wesentliche Elemente der Selbstzensur trägt. Corni hob hervor, daß die Briefe als eigene Quellengattung gesehen werden müssen, die ein besonderes methodisches Vorgehen erfordert, aber durch ihre Direktheit auch neue Aufschlüsse zu geben vermag.

Die Haltung der italienischen Katholiken zum Krieg der „Achse" beschäftigte Renato Moro (Rom), der zeigte, daß sich zwei widersprüchliche Interpretationen in dieser Frage gegenüberstehen, und erläuterte, warum dies so ist. Die einen sahen im Bündnis mit Deutschland den Grund, der dazu führte, daß die Katholiken sich von Faschismus und Krieg abwandten und die Krise des Regimes provozierten. Die anderen gingen von einem grundsätzlichen Konsens mit der Regierung aus, den die Katholiken bis zur militärischen Niederlage von 1942/43 beibehielten. Ursprung dieser entgegengesetzten Deutungsmuster sei eine undifferenzierte Methodik, die nicht berücksichtige, daß Kurie, Kirchenhierarchie und einfache Katholiken schon seit 1938/39 divergierende Positionen vertreten hätten. Zudem müsse man auch den prozessualen Charakter dieser Entwicklungen beachten und stets im Blick halten, daß die allgemeine Position der Öffentlichkeit und der Standpunkt der Katholiken ohnehin schwer voneinander zu trennen seien.

Ein gutes Beispiel für eine differenzierte Herangehensweise lieferte Carlo Gentile (Köln), der die deutsche Bekämpfung des italienischen Widerstands en détail analysierte und das Bild einer monolithisch wirkenden Masse deutscher Soldaten auflöste und individualisierte. Abhängig von der jeweiligen Situation, den Befehlshabern und den Einheiten habe die Spannbreite der Partisanenbekämpfung von einfacher Hausdurchsuchung bis zur Auslöschung ganzer Dörfer gereicht. Im Gegensatz zu den professioneller agierenden Polizeieinheiten sei die Gewalt insbesondere in den Einsatzbereichen der ideologisch geprägten Waffen-SS und der Fronttruppen eskaliert. Durch die Herausgabe scharfer Vergeltungsbefehle habe Generalfeldmarschall Kesselring im Sommer 1944 Kriegsverbrechen begünstigt, doch sei die Disposition zur Radikalisierung unterschiedlich verteilt gewesen.

Eine Podiumsdiskussion über Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Italien und Deutschland bildete den Schlußpunkt der Konferenz. Unter dem Vorsitz des ehemaligen italienischen Staatspräsidenten Oscar Luigi Scalfaro, der sich selbst mit einem autobiographischen Redebeitrag an das Auditorium wandte, debattierten Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer, Gianni Perona, Paolo Pezzino, Gian Enrico Rusconi und Wolfgang Schieder

über kollektive Erinnerung, Vergessen und die Stiftung nationaler Identitäten. Hinsichtlich beider Länder wurden Beispiele diskutiert, in denen abhängig von Generation, politischer Lage und Ziel die eigene Opfer- oder Täterrolle im „Krieg der Erinnerungen" betont oder verwischt worden war. Hinterfragt wurden insbesondere die Möglichkeiten der Politik, durch Akzentsetzungen (Gedenktage, Geschichtsbücher, u. a.) das kollektive Gedächtnis einer Nation zu beeinflussen. Dabei diskutierte man insbesondere die Frage kontrovers, inwieweit der Historiker, dessen Aufgabe eher darin gesehen wurde, Stereotypen auf wissenschaftlicher Basis zu dekonstruieren und Simplifizierungen oder Manipulationen entgegenzuwirken, dennoch medienwirksam und erziehend auftreten könne. Blieb diese Frage auch letztlich unbeantwortet, so zeigte der Ablauf der Tagung doch, wie bereichernd, inspirierend und notwendig der internationale Austausch zwischen Historikerinnen und Historikern ist. Hierin liegt bereits ein Schritt zu einer effektiveren Außendarstellung der Geschichtswissenschaft als Ganzes.

Ingesamt betrachtet kann man die Zusammenstellung der Themen und Referenten als durchweg fruchtbar bezeichnen. Vielfältig waren die Perspektiven, aus denen das Zusammenspiel der „Achse" im Krieg durchleuchtet und analysiert wurde. Daß trotzdem Fragen offenblieben, ist unvermeidlich. Gerne hätte man mehr über die wehrwirtschaftliche Kooperation in den Kriegsjahren erfahren oder die Frage weiterdiskutiert, ob im Kriegsgeschehen selbst nun machtpolitische oder ideologische Faktoren die „Achse" zusammenhielten und welche Rolle den beiden Diktatoren dabei zukam. Die Schwerpunkte der Konferenz lagen jedoch woanders. So beschäftigten sich auffällig viele Vorträge mit dem Stereotyp des „guten Italieners", indem sie es auf verschiedenen Ebenen hinterfragten. Angesichts der Tatsache, daß der deutsche Antisemitismus und Rassismus lange Zeit als Unterscheidungsmerkmal zwischen Nationalsozialismus und Faschismus herhalten mußte, ist dies ein bemerkenswerter Trend der Forschung. Umgekehrt wurde gegen das von deutscher Erinnerungsliteratur kolportierte Klischee angegangen, der italienische Verbündete sei für zahlreiche Niederlagen allein verantwortlich gewesen. Das Bemühen, einseitige Bilder der Vergangenheit in Frage zu stellen und mit einer differenzierteren Methodik präzisere Deutungen des Geschehens zu erarbeiten, prägte den Großteil der Vorträge und somit die Konferenz. Die dabei gewonnenen, bisweilen überraschenden Einsichten zeigen, daß die Geschichtsschreibung auch sechzig Jahre nach Kriegsende noch keine Schlußpunkte setzen darf und daß es sich im Gegenteil lohnt, scheinbar beantwortete Fragen wiederaufzugreifen.

Malte König

TAGUNGEN DES INSTITUTS

X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma, settembre 1955. Un bilancio storiografico

50 Jahre sind vergangen, seitdem sich Historiker aus vielen Ländern der Welt vom 4. bis 11. September 1955 im Kongresszentrum auf dem Weltausstellungsgelände in Rom zum X. Internationalen Historikerkongress zusammenfanden.[1] Für die Mitglieder der Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma, die derzeit insgesamt 34 Institutionen Italiens, des Vatikans und des Auslands vereinigt, gab jener Weltkongress – der zweite in der Nachkriegsgeschichte nach Paris 1950 – Anlass, eine historische Bilanz zu ziehen. Zu diesem Zweck veranstalteten neben der Unione Internazionale das Koninklijk Nederlands Instituut te Rome, die Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma, die École française de Rome, das Deutsche Historische Institut in Rom (DHI) und das Istituto Storico Italiano per il Medio Evo vom 21. bis 24. September 2005 in Rom einen Convegno internazionale. In den Räumlichkeiten des Palazzo Barberini, die der Circolo Ufficiali delle Forze Armate d'Italia zur Verfügung gestellt hatte, versammelten sich zahlreiche namhafte Historiker, um sich unter Fokussierung auf den römischen Kongress von 1955 aus unterschiedlichen Perspektiven über damalige und heutige Tendenzen und Problematiken in der Geschichtswissenschaft und ihren Nachbardisziplinen auszutauschen.

---

[1] Noch im Vorfeld des römischen Kongresses wurden die Tagungsbeiträge in sieben Bänden publiziert, ein weiterer Band mit den Diskussionsbeiträgen der jeweiligen Sitzungen erschien zwei Jahre später. Vgl. X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma 4–11 Settembre 1955, a cura della Giunta Centrale per gli Studi Storici, 7 Bde. (Comitato Internazionale di Scienze Storiche), Firenze 1955 [zitiert als: X Congresso Internazionale]; Atti del X Congresso Internazionale di Scienze Storiche, Roma 4–11 Settembre 1955, a cura della Giunta Centrale per gli Studi Storici (Comitato Internazionale di Scienze Storiche), Firenze 1957 [zitiert als: Atti del X Congresso Internazionale].

Die Tagung wurde am Mittwoch abend eröffnet durch Grußadressen von Seiten der Präsidentin der Unione Internazionale Letizia Ermini Pani, dem Vorsitzenden des Dipartimento per i Beni Archivistici e Librari del Ministero per i Beni e le Attività Culturali Salvatore Italia, dem neuen Präsidenten des Comité International des Sciences Historiques (CISH) José Luis Peset und dem Direktor der Ecole française Michel Gras.

Stellvertretend für das Organisationskomitee sprach der Direktor des DHI Michael Matheus in seiner Einleitung zunächst über das Anliegen des Convegno internazionale und das ihm zugrundeliegende Konzept, wobei es besonders um zwei Perspektiven gehe: die politische und historiographische Konstellation in den 1950er Jahren sowie die Frage nach Impulsen seit 1955. Er thematisierte darüber hinaus die Gründung der Unione Internazionale und des Pontificio Comitato di Scienze Storiche sowie deren Mitgliedschaft im CISH seit 1955, den Weltkongress in Rom, seinen politischen Hintergrund, seine Strukturmerkmale und das Selbstverständnis seiner Vertreter. Mit Blick auf die Entwicklung der Geschichtswissenschaft insgesamt hob Matheus hervor, dass der römische Kongress einen weiteren Schritt zur Internationalisierung darstellte, wenngleich er die institutionelle und inhaltliche Spaltung innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft, die sich 1958 endgültig vollziehen sollte, vertiefte. Die damalige Orientierung am traditionellen Epochenschema habe zudem eine starke Europazentrierung impliziert, wobei „für Vergleiche und Synthesen in welthistorischer Perspektive die Zeit offenkundig noch nicht reif war".

Der erste Tag schloss mit einem Einführungsvortrag des Neuzeithistorikers Paolo Prodi (Bologna), in welchem die Tagung von 1955 zum Ausgangspunkt für eine kritische Einschätzung mancher Entwickungen in der heutigen Geschichtswissenschaft wurde. Als wichtige Ergebnisse des Kongresses in Rom hob Prodi die grundsätzliche Infragestellung des Historismus, den enormen Einfluss der Sozialwissenschaften (bes. der *Annales*-Schule), erste Tendenzen zu Neuorientierungen in der Kirchen- und Religionsgeschichte sowie den Vermittlungsversuch zwischen ‚westlichen' und marxistischen Historikern hervor. Vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs und dem ersten Nachkriegsjahrzehnt wertete er den Kongress als Kulminationspunkt einer Kultur, in der die Geschichte ein zentrales Element des menschlichen Bewusstseins gewesen sei. Besondere Aktualität maß Prodi einer Äußerung des Franzosen Yves Renouard während der Abschlußsitzung[2] bei, derzufolge sich die Geschichtswissenschaft gegen die permanente Gefahr zu wehren habe,

[2] Vgl. Seduta di Chiusura, in: Atti del X Congresso Internazionale, S. 853–872, hier S. 857–861.

von der Politik instrumentalisiert zu werden. War noch der gesamte römische Kongress von einer strengen Ausrichtung an Epocheneinteilungen dominiert, so habe gerade der XX. Internationale Historikerkongress in Sydney im Juli diesen Jahres deutlich gemacht, dass wir offenbar zu einer „zeitlosen Geschichte" übergehen. Diese stelle aus europäischer Sicht traditionelle Orientierungsschemata in Frage und mache ‚die Geschichte' zu einem unhandlichen Gegenstand, so dass ein Verlust unserer (europäischen) Identität auf dem Spiel stehe. Darüber hinaus stellte er einen zunehmenden Relevanzverlust der internationalen Historikerkongresse fest. Zwar könne weder von der Teilnehmerzahl noch vom Programm her von einer Krise geredet werden, doch seien diese „Mega-Kongresse" aufgrund der Bandbreite und Parallelität vieler Sektionen zu einem „historischen Supermarkt" geworden, der durch die Präsentation von weltweiten Forschungen zu Spezialthemen unterschiedlicher Disziplinen eine fruchtbare Gesamtdiskussion kaum noch zulasse.

Während der folgenden drei Tage gliederte sich der Convegno internazionale in zwei Sektionen, die jeweils in kleinere Blöcke unterteilt waren. In Anlehnung an das 1955 zu Grunde gelegte chronologische Konzept orientierte sich die erste Sektion am Epochenschema.

Den Auftakt im Bereich der Alten Geschichte machte Carmine Ampolo (Pisa). Unter Bezug auf die Beiträge von Arnaldo Momigliano[3] und Massimo Pallottino[4] zeigte er, wie sich 1955 traditionelle Elemente mit neuen Ansätzen verbanden, von denen zum Teil wichtige Impulse auf die moderne althistorische Forschung ausgingen. Für Althistoriker jener Zeit keineswegs selbstverständlich seien Momiglianos Ansätze gewesen, neben den schriftlichen Überlieferungen auch *archäologische* Quellen heranzuziehen und ‚neue Völker' in den Blick zu nehmen. Diese ‚Entdeckung einer ganzen barbarischen Welt' innerhalb der griechisch-römischen habe zu einer veränderten Wahrnehmung der Antike geführt und zugleich einem neuartigen Bewusstsein für die Vielgestaltigkeit der Wirklichkeit und die Pluralität und Grenzen ihrer Interpretationen Raum gelassen. Innovativ für die Ethnogenese-Forschung hätten sich dagegen Pallottinos Forschungen erwiesen, in denen die alte Einheit von Sprache, Zivilisation und Staat, die auch bei Momigliano noch grundlegend war, in Zweifel gezogen und stattdessen der konkrete historische Formationsprozess eines ‚Volkes' untersucht wurden. Heinz Heinen (Trier) ging anschließend am

[3] Vgl. A. Momigliano, Sullo Stato presente degli Studi di Storia antica (1946–1954), in: X Congresso Internazionale, Relazioni VI: Relazioni generali e supplementi, S. 1–40.

[4] Vgl. M. Pallottino, Le origini storiche dei popoli italici, in: X Congresso Internazionale, Relazioni II: Storia dell'Antichità, S. 1–60.

Beispiel der hellenistischen Monarchie auf neuere Forschungsansätze und -projekte in der deutschen althistorischen Forschung ein. Als besonders fruchtbar bezeichnete er dabei die Teamarbeit und Interdisziplinarität in den Sonderforschungsbereichen und Graduiertenkollegs. Anhand seiner eigenen beiden Projekte zur Multikulturalität Ägyptens und zur Thematik „Roms auswärtige Freunde" im Trierer SFB „Fremdheit und Armut" führte Heinen vor, wie sehr sich die Prämissen und Fragehorizonte seit 1955 verschoben und zu neuen Ergebnissen geführt haben. In der von Michel Gras geleiteten Diskussion wurden u. a. Möglichkeiten und Grenzen bei der Erforschung von Mischkulturen bzw. Multikulturalität und die politische Vereinnahmung der Skythen und Sarmaten in der sowjetischen und post-sowjetischen Geschichte thematisiert.

Die Vorträge zur mittelalterlichen Geschichte eröffnete eine längere Einführung des Diskussionsleiters Massimo Miglio (Rom), in der er speziell auf die politischen und institutionellen Hintergründe des römischen Kongresses und die spätere wichtige Rolle von Federico Chabod einging. Darüber hinaus verlieh er seiner Hoffnung auf die Gründung eines europäischen Instituts für Mediävistik Ausdruck. Eine historische Bilanz über die Mittelalterforschung während der letzten 50 Jahre zog Vincente Ángel Álvarez Palenzuela (Madrid). Als langfristig besonders relevant bezeichnete der Vortragende vier Hauptaspekte: den Versuch, Europa und seine Wurzeln zu untersuchen; den Ansatz zu einer globalen Geschichte jenseits von nationalen Konzepten; die Anwendung neuer Methoden aus der Kartographie, Archäologie und Statistik; die Notwendigkeit der Erforschung von Bereichen wie Wirtschaft, Religiösität, Ideologie, Alltagsleben etc. Für die spanische Mediävistik unterstrich Álvarez Palenzuela den wichtigen Impuls, der vom X. Internationalen Historikerkongress auf die Erforschung religiöser Bewegungen ausging. Mit den historischen Hilfswissenschaften, die 1955 letztmalig ein eigenes Forum ‚Paléographie et diplomatique' zur Verfügung hatten, beschäftigte sich der Beitrag von Theo Kölzer (Bonn). Angesichts dessen, dass viele der 1955 zur Diskussion gestellten Vorschläge konzeptueller, organisatorischer und praktischer Art nicht umgesetzt wurden, maß der Referent dem römischen Kongress für die weitere Entwicklung der Hilfswissenschaften nur begrenzte Bedeutung zu. Die damals beginnende Anwendung der Computertechnik habe – mit all ihren Vor- und Nachteilen – in der Zwischenzeit einen nicht mehr wegzudenkenden Stellenwert erlangt. Wie Kölzer allerdings deutlich machte, sei die Sorge um das Überleben der Hilfswissenschaften nach wie vor aktuell. Die europaweit geringe Präsenz hilfswissenschaftlicher Fächer in Form von internationalen Organisationen und (mit Ausnahme von Italien und Spanien) an den Universitäten habe vor allem die Diplomatik und Paläogra-

phie in eine Krise geführt. Eine positive Bilanz für sein Fach zog der Rechtshistoriker Emanuele Conte (Rom). Unter Einordnung in die Tendenzen rechtsgeschichtlicher Forschungen vor und nach dem X. Internationalen Historikerkongress verdeutlichte er das Richtungsweisende in den Ausführungen von Francesco Calasso[5]. Dieser habe maßgeblich zur Überwindung der traditionellen Trennung zwischen „äußerer Geschichte" (Geschichte der Rechtsliteratur) und „innerer Geschichte" (Dogmengeschichte) beigetragen, indem er die aus der deutschen Rechtsgeschichte in Frankreich und Italien übernommene Gleichsetzung des mittelalterlichen mit dem germanischen Recht als unhistorisch verwarf und die Differenzierung zwischen „Romanisten" und „Germanisten" in Frage stellte. Angesichts dieser neuen Prämissen habe sich die Rechtsgeschichte während der letzten Jahrzehnte zunehmend aus ihrer isolierten Stellung befreien und den Weg hin zu einer mittelalterlichen Rechtsgeschichte ebnen können. Aus Zeitgründen musste leider für diesen Sektionsteil auf eine Diskussion verzichtet werden.

Den ersten der zwei Vorträge zur neuzeitlichen Geschichte hielt Hermann Van der Wee (Leuven). Er legte sein Augenmerk auf die Bereiche der Sozial- und vor allem Wirtschaftsgeschichte, denen während der internationalen Tagung in Rom eine zentrale Rolle zugekommen war. Das große Interesse an sozio-ökonomischen Themen sah er dabei in engem Zusammenhang mit der Öffnung gegenüber neuen Fragestellungen und methodischen Ansätzen, die bereits vor 1955 einzusetzen begann. Auf lange Sicht besonders prägend sei die Übernahme sozialwissenschaftlicher Konzepte gewesen, die Studien der *longue durée* und systematische Recherchen zu globalen sozialen und ökonomischen Entwicklungen befördert habe. Die Bedeutung des römischen Kongresses liege nach Van der Wee einerseits (direkt) in seiner Orientierungsfunktion für die nachfolgenden internationalen Kongresse und andererseits (indirekt) in seiner Hinwendung zu neuen Themenfeldern, Modellen und Methoden. Insgesamt wertete er die Tagung von 1955 als einen „turning point" innerhalb der zukünftigen Entwicklung der Geschichtswissenschaft. Heinz Duchardt (Mainz), vertreten durch Matthias Schnettger (Rom), beschäftigte sich in seinem Vortrag mit der Absolutismusdiskussion, die wegen der engen deutsch-französischen Kooperation auf dem römischen Weltkongress besondere Aufmerksamkeit erregt hatte. Fritz Hartung und Roland Mousnier präsentierten einen gemeinsamen Beitrag[6], in welchem sie wesentliche Punkte der laufenden Debatten über den Begriff des Absolutismus und die

[5] Vgl. F. Calasso, Pensieri sul problema della ‚continuità' con particolare riguardo alla storiografia giuridica italiana, in: X Congresso Internazionale, Relazioni VI: Relazioni generali e supplementi, S. 521–545.

Theorie einer entwicklungsbedingten Abfolge in den Typen und Erscheinungsformen aufnahmen. Aus heutiger Sicht, zumal seit Henshalls Publikationen, präsentiere sich nur ein Teil der (wohl vorwiegend auf Mousnier zurückgehenden) Ansätze als weiterführend. Dazu gehörten die Multiperspektivität bei der Analyse des Absolutismus und die Frage nach der Vergleichbarkeit absolutistischer Staaten mit Monarchien außerhalb Europas. Unter der *presidenza* von Maria Antonietta Visceglia (Rom) wurden in der Diskussion einige inhaltliche Punkte der Vorträge unter Einbeziehung marxistisch ausgerichteter Forschungen vertieft.

Die Zeitgeschichte war auf dem X. Internationalen Historikerkongress als eigenständiger Bereich noch nicht vertreten. Wolfgang Schieder (Göttingen) sprach daher von der „versteckten Zeitgeschichte". Trotz einiger sich in den Beiträgen von A. E. Cohen[7] und Mario Toscano[8] andeutender künftiger Entwicklungen seien die römischen Kongressteilnehmer doch insgesamt weit von dem heutigen Verständnis von Zeitgeschichte entfernt gewesen. Unter den Eindrücken zweier Weltkriege habe diese damals im Spannungsfeld von politischer Vereinnahmung und ideologischen Gegensätzen zwischen östlichen und westlichen Historikern einerseits sowie zunehmendem wissenschaftlichen Interesse an der jüngsten Vergangenheit andererseits gestanden. Vor diesem Hintergrund zeichnete Schieder nicht nur den langen Prozess der Etablierung des Fachs ‚Zeitgeschichte' im europäischen Kontext nach, sondern maß dem Ost-West-Konflikt, der die Historikertage bis zum Zusammenbruch des Sowjetsystems prägte, eine wichtige Funktion bei, auch wenn diese dem Fortschritt der historischen Erkenntnis nur wenig gedient habe. Unter Bezug auf Mario Toscano und Pierre Renouvin[9] vertiefte Robert Frank (Paris) die allgemeinen Ausführungen Schieders am Beispiel der außenpolitischen Beziehungen 1939–1945. Auch er verwies auf den lange Zeit prägenden Einfluss nationaler Interessen auf historische Debatten wie beispielsweise über die Geheimverträge zwischen Hitler und Stalin, die Roosevelt-Politik,

---

[6] Vgl. F. Hartung/R. Mousnier, Quelques problèmes concernant la monarchie absolue, in: X Congresso Internazionale, Relazioni IV: Storia moderna, S. 1–55.

[7] Vgl. A. E. Cohen, Problems of editing documents on the history of the world war II, in: X Congresso, Relazioni VII: Riassunti delle comunicazioni, S. 376–379.

[8] Vgl. M. Toscano, Origini e vicende diplomatiche della seconda guerra mondiale, in: X Congresso Internazionale, Relazioni V: Storia contemporanea, S. 1–50.

[9] Vgl. Seduta di Chiusura, in: Atti del X Congresso Internazionale, S. 853–872, hier S. 868–870.

das Vichy-Regime oder die Franco-Diktatur. Mit Blick auf allgemeine Entwicklungstendenzen hob Frank die wichtige Rolle institutioneller Einrichtungen hervor und machte deutlich, dass die Neubewertung der Zeitgeschichte sowohl methodisch als auch thematisch in den vergangenen 50 Jahren neue Wege beschritten habe, die in der französischen Zeitgeschichte insbesondere zu einer kritischeren Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg und dem Vichy-Regime führte. Aus spanischer Sicht stellte der römische Weltkongress 1955 ebenfalls einen Ausgangspunkt für zahlreiche Neuorientierungen dar, wenngleich diese aufgrund der politischen Situation im Land zunächst in eine andere Richtung gingen. Wie Antonio Elorza Domínguez (Madrid) zeigte, stand die spanische Forschung nach dem Ende der Kolonialreiche damals ganz im Zeichen der „Entdeckung nationaler Identität". Erst nach dem Sturz des Franco-Regimes 1970 habe sich in Spanien die Zeitgeschichte allmählich aus ihren politisch-ideologischen Fesseln lösen können. In Katalonien allerdings sei in den 1990er Jahren erneut auf nationalistische Konzepte zurückgegriffen worden. Trotz veränderter Methoden, neuer Perspektiven und Interpretationen sei die Debatte um die spanische Nation und deren Scheitern also längst nicht abgeschlossen. Abschließend wurde unter der Leitung von Marjan Schwegman (Rom) über Aspekte wie die Quellenproblematik, die Instrumentalisierung der spanischen Mittelalter- und Altgeschichtsforschung und die von Zeitgeschichtlern auf Internationalen Tagungen abgehaltenen „Mini-Kongresse" diskutiert.

Die zweite Sektion des Convegno Internazionale lenkte den Blick auf einzelne Länder, die auch hier nur in einer Auswahl vertreten sein konnten.

Amedeo de Vincentiis (Viterbo) sprach über Italien und lenkte hierbei die Aufmerksamkeit noch einmal auf die Mediävistik. Er gab zunächst einen Überblick über die wichtigsten thematischen und wissenschaftspolitischen Entwicklungstendenzen seiner Disziplin seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts und konstatierte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges einen grundlegenden Wandel, der auch den internationalen Historikerkongress 1955 spürbar geprägt habe. Im wesentlichen bot der Vortrag eine Momentaufnahme der italienischen Mittelalterforschung der 1950er Jahre. Stellvertretend für die Vatikanstadt referierte Walter Brandmüller (Rom) über Forschungen zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Kirchengeschichte an katholisch-theologischen Fakultäten. Er skizzierte die während der letzten Jahrzehnte erfolgte Öffnung des Fachs für theologie-, frömmigkeits- oder alltagsgeschichtliche Fragestellungen, die zu einer verstärkten Hinwendung zu regional-, bistums- und ordensgeschichtlichen Themen führte. Seit den 1970er Jahren sei das epistemologische Selbstverständnis der Kirchengeschichte jedoch in eine bislang nicht überwundene Krise geraten, eine Entwicklung, deren Ursache

Brandmüller u. a. in der Forschungstätigkeit von Theologen, die mit dem kirchlichen Lehramt in Konflikt geraten waren, suchte. Das methodische Instrumentarium seiner „profanhistorischen" Kollegen kritisierend, sprach sich der Referent ausdrücklich gegen einen Abschied von der Kirchengeschichte als theologische Wissenschaft und damit gegen einen Trend in Richtung Religionswissenschaft und Religionssoziologie aus. Wegen zeitlicher Engpässe musste der Diskussionsleiter Paolo Vian (Rom) die Diskussion, die gerade diesen letzten Aspekt berührte, nach wenigen Minuten abbrechen, und bedauerlicherweise ergab sich keine Möglichkeit, diese im weiteren Verlauf der Tagung nochmals aufzunehmen.

Der nächste Vortragsblock fand unter dem Vorsitz von Volker Sellin (Heidelberg) statt. In seiner Bilanz der Forschungen zur amerikanischen Geschichte ging Charles S. Maier (Cambridge, USA) auf den Wandel methodischer und thematischer Schwerpunkte seit den 50er Jahren ein, betonte hierbei aber, dass dieser sich kaum auf von internationalen Historikerkongressen ausgehende Impulse zurückführen lasse. Besondere Aufmerksamkeit widmete Maier der amerikanischen Sonderwegsthese, deren Aufkommen und Persistenz er vor dem Hintergrund der politischen Prämissen, unter denen ein Großteil amerikanischer Forschungen bis zum Fall des eisernen Vorhangs entstanden war, nicht zuletzt aber auch mit der weitgehenden Isolation gegenüber der europäischen Forschung erklärte. Als „eine der aufregendsten Perioden" in der Geschichtswissenschaft bezeichnete Christopher Duggan (Reading) die 1950er/60er Jahre. Die während jener Zeit lebhaft geführten Debatten hätten, so der Referent in einem Resümee der britischen Forschung, nicht nur einen nachhaltigen Perspektivenwechsel herbeigeführt, sondern den englischen Historikern auch zu einer größeren öffentlichen Plattform verholfen. Die 1980er Jahre jedoch hätten aufgrund der politischen und ökonomischen Situation im Land einen tiefen Einschnitt bedeutet, der zu großen strukturellen und finanziellen Veränderungen in der universitären Forschung führte: Einer wachsenden Anzahl innovativer Studien stünden Stellenmangel – und damit die Möglichkeit längerfristiger Projekte –, ein begrenztes Auditorium und ein sinkendes ‚handwerkliches' Niveau der Geschichtsstudenten gegenüber. Forschungstheoretisch sei durch Postmodernismus und Diskurstheorie während der letzten 20 Jahre ein grundlegender Wandel der Auffassung von Geschichte weg von einer „erklärenden" hin zu einer „verstehenden" Geschichte eingetreten. Forschungspraktisch habe dies zu einer stärkeren Hinwendung zu Kulturgeschichte und narrativer Geschichtsschreibung, aber auch zu einer größeren Fragmentierung innerhalb der Disziplin geführt. Die umfangreiche Diskussion zu diesen beiden Beiträgen berührte viele Aspekte: den Konnex zwischen Geschichtsforschung und öffentlicher Meinung; den ak-

tuellen Stellenwert der Oral-History in England; die nachlassende Fremdsprachenkenntnis englischer Nachwuchswissenschaftler und die damit verbundene Problematik der Bearbeitung europäischer Themen; die Frage, ob die – nicht nur in England zu beobachtende – Fragmentierung der Geschichtswissenschaft ein Krisensympton oder eine Übergangsphase darstelle; den von amerikanischer Seite formulierten Zweifel, ob die neuen Trends mit dem Postmodernismus und dem Revival der Geschichtserzählung erklärbar sind.

In Auseinandersetzung mit dem von Ernest Labrousse auf dem X. Internationalen Historikerkongress präsentierten Forschungsprogramm[10] beleuchtete Jacques Revel (Paris), dessen Beitrag Michel Gras verlas, einen zentralen „historiographischen Moment" in der französischen Geschichtswissenschaft. Er machte deutlich, dass der Erfolg von Labrousses Ansätzen zu einer empirisch fundierten Sozial- und Wirtschaftsgeschichte entscheidend von Rom ausging. Denn die „histoire de la bourgeoisie occidentale" sollte in den folgenden drei Jahrzehnten zu einem „Referenztext" werden, der über Frankreich hinaus vor allem in England, Deutschland und den USA wirkte. Wenngleich Labrousse heute weitaus weniger relevant sei, habe sein Versuch einer Systematik sozialer Entitäten damals ein Novum dargestellt und zu vielen weiterführenden Studien veranlasst. Jo Tollebeek (Leuven) fragte im Anschluss daran nach der Präsenz der belgischen und niederländischen Historiker auf dem römischen Kongress und den Impulsen, die hiervon auf die Forschung in diesen Ländern ausgingen. Im Hinblick auf die 1955 repräsentierten Forschungsschwerpunkte stellte der Referent in beiden Ländern eine Dominanz der neueren Geschichte fest, der wichtigste Repräsentant indes sei wohl der Belgier Fernand Vercauteren[11] mit seinem „general report" über die Mediävistik gewesen. Wenngleich der römische Kongress im zeitgenössischen Urteil nur bedingt als ein Erfolg gewertet worden sei, habe er auf lange Sicht dennoch vor allem auf dem Gebiet der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte nachhaltige Wirkung gehabt. Die Diskussion unter der Leitung von Miguel Ángel Ladero Quesada (Madrid) konzentrierte sich auf Einzelheiten in den Forschungsansätzen von Labrousse.

Der vorgesehene Beitrag von Aleksandr Chubarian (Moskau) über neue Tendenzen und Methoden in der russischen Historiographie der 1990er

---

[10] Vgl. E. Labrousse, Voies nouvelles vers une histoire de la bourgeoisie occidentale aux XVIIIème et XIXème siècle (1700–1850), in: X Congresso Internazionale, Relazioni IV: Storia moderna, S. 365–396.

[11] Vgl. F. Vercauteren, Rapport general sur les travaux d'histoire du moyen âge de 1945 a 1954, in: X Congresso Internazionale, Relazioni VI: Relazioni generali e supplementi, S. 41–165.

Jahre musste entfallen, so dass der nächste Tagungsblock unter der Leitung von José Luis Peset (Madrid) mit einem Blick auf die spanische Geschichtsforschung begann. Als positiv innerhalb der Entwicklung der letzten 50 Jahre unterstrich Manuel Espadas Burgos (Rom) die von den Internationalen Historikerkongressen auf die spanische Forschung ausgehenden Impulse, wobei die Präsenz der Spanier im CISH vor allem während des Franco-Regimes von großer Wichtigkeit gewesen sei und vor wissenschaftlicher Isolation bewahrt habe. Eines der ‚Highlights' für die Spanier sei der Kongress in Moskau 1970 gewesen, weil dieser die Reise in ein sonst ‚geschlossenes' Land ermöglichte. Als beunruhigende Tendenz hingegen bezeichnete Espadas Burgos die auf politische Implikationen zurückzuführende „Hypertrophie der Lokalgeschichte", die sich während der letzten 30 Jahre wieder verstärkt der Faktengeschichte zuzuwenden beginne. Hatten alle Vorträge bis dahin eine Bilanzierung aus ‚westlicher' Perspektive vorgenommen, wechselte mit dem Beitrag von František Šmahel (Prag) die Blickrichtung. Unter den Historikern der Ostblockstaaten, die in Rom 1955 erstmals in der Nachkriegsgeschichte wieder auf einem Weltkongress vertreten waren, befand sich auch eine kleine tschechoslowakische Delegation, zu deren Vertretern u. a. Josef Macek und František Graus gehörten. Wie Šmahel ausführte, hätten beide nach ihrer Rückkehr aus Rom die Notwendigkeit einer Öffnung der Geschichtswissenschaft erkannt, aber zunächst weiterhin an marxistisch-leninistischen Maximen festgehalten. Einen großen Einschnitt habe der Prager Frühling und die anschließende sowjetische Besatzung bedeutet, die eine Diskriminierung kritischer Forscher (bekanntlich waren auch Macek und Graus davon betroffen) und die Absenz auf internationalen Kongressen bis in die 1980er Jahre hinein zur Folge hatten. Erst nach 1989 habe ein allmähliches Bewußtsein für die Überkommenheit alter Konzepte eingesetzt und neuen Ansätzen Platz gemacht. Allerdings besitze die tschechische Geschichtswissenschaft bis heute kaum internationale Anbindung. In der Diskussion zu diesem Vortragsblock wurden u. a. thematisiert: die Solidarität deutscher Historiker gegenüber den tschechoslowakischen Teilnehmern, die aus Protest 1970 in Moskau nicht teilgenommen hatten; die spanische Geschichtsforschung während der Franco-Zeit; die Rolle der sozialistischen Staaten bei der Vorbereitung des Weltkongresses 1955.

Unter dem Vorsitz von Hans Cools (Rom) stand der letzte Tagungsblock, den Winfried Schulze (München) mit einem wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Resümee von 1955 aus deutscher Sicht einleitete. Er ging hierbei zunächst auf die allgemeinen Vorbedingungen der deutschen Rückkehr in die internationale Historikerwelt und auf die konkreten Vorbereitungen beider Staaten im Vorfeld der römischen Tagung ein. Was den Kongress selbst betreffe, so sei dieser auf Verständigungsbereitschaft angelegt

gewesen und habe im Zeichen einer weltpolitischen Entspannungsphase gestanden, die mit der Genfer Konferenz im Juli 1955 eingeleitet worden war. Allerdings habe er nicht zu einer Annäherung zwischen den Historikern der Bundesrepublik und der DDR beigetragen, sondern gewissermaßen einen weiteren Schritt in Richtung der definitiven Trennung drei Jahre später dargestellt. Während das Treffen in Rom aus ostdeutscher Sicht ambivalent beurteilt wurde und für die wissenschaftliche Arbeit keine nennenswerten Folgen hatte, bedeutete es für die westdeutschen Historiker eine Überwindung der Randexistenz, wie sie sich noch in Paris 1950 gezeigt hatte, und löste Debatten über die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte französischer Prägung aus. In der Diskussion wurden u. a. Aspekte zur Rolle der Exilhistoriker und der deutschen Sprache als Konferenzsprache vertieft.

Jean Boutier (Marseille) hatte abschließend die schwierige Aufgabe, die Ergebnisse des dreieinhalbtägigen Convegno zusammenzufassen. Er ging dabei systematisch vor und griff verschiedene Gesichtspunkte auf, unter denen die Bedeutung des X. Internationalen Historikerkongresses in den Vorträgen bilanziert worden war: Von einigen Referenten war der Kongress als Ereignis oder als kultureller, politischer, historiographischer Moment untersucht worden, andere wiederum hatten seine Auswirkungen auf das Fach bzw. die jeweiligen Staaten in den Blick genommen oder die Periode zwischen 1955 und 2005 aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht bewertet. Aus diesen unterschiedlichen Perspektiven fielen die Beurteilungen des römischen Kongresses ganz verschieden aus. Thematisiert wurden die „paradoxe Realität des Kongresses" zwischen Tradition und Innovation, die geschichtsphilosophischen und nationalen Ansätze, die sich in ihm widerspiegelten sowie die „innere" und „äußere" Geschichte des Kongresses, also auf der einen Seite die Beiträge der Teilnehmer, die Konzeption der Tagung, die während ihr stattfindenden Debatten und die von ihr ausgehenden Impulse sowie auf der anderen Seite die historisch-politischen Rahmenbedingungen. Aus heutiger Sicht sei der römische Weltkongress, so Boutier am Ende seiner Ausführungen, vor allem deshalb relevant, weil durch ihn Europa stärker in das Visier historischer Forschungen gerückt sei und er jenseits des nationalen Rahmens eine vergleichende Perspektive, die nicht typologische Aspekte, sondern historische Prozesse untersucht, notwendig gemacht habe. In der Abschlussdiskussion wurde angemerkt, dass die Wichtigkeit der Tagung in Rom 1955 kaum in Relation zu späteren Internationalen Historikerkongressen bemessen worden sei und dass es von den Teilnehmern selbst nur wenig Aussagen darüber gebe, wie der römische Kongress ihre Forschungen beeinflusst habe. Es wurde auch die Frage aufgeworfen, wie ein Kongress aussehen würde, auf dem nationale Aspekte überhaupt keine Rolle mehr spielten.

Insgesamt kann der von mehreren in Rom ansässigen Auslandsinstituten organisierte Convegno internazionale als ein gelungener Versuch internationaler wissenschaftlicher Kooperation gewertet werden. Inhaltlich war er weitaus mehr als eine „Tagung über eine Tagung", denn der Rückblick auf das Jahr 1955 implizierte zugleich einen Blick auf den derzeitigen Standort der europäischen und amerikanischen Geschichtswissenschaft, verbunden mit einem teils skeptischen, teils hoffnungsvollen Ausblick auf zukünftige Herausforderungen. Eine Publikation der Tagungsbeiträge ist vorgesehen.

Kordula Wolf

CIRCOLO MEDIEVISTICO ROMANO 2004

25. Februar: Silvia Dionisi, Rendita urbana e patrimoni immobiliari a Roma nel Quattrocento, beleuchtet zwei zentrale Pfeiler der wirtschaftlichen Entwicklung Roms im 15. Jh.: die Preisentwicklung bei den Mieten und den Immobilienmarkt. Die Rückkehr der Kurie nach Rom und der Zustrom der Fremden trieben die Mieten in die Höhe, führten aber auch zur Erschließung peripherer Stadtviertel. Anhand der Kataster lassen sich beispielhaft der Erwerb und die Verwaltung von Immobilien seitens der großen Bruderschaften SS. Salvatore und Gonfalone untersuchen.

17. März: Benoît Grévin, Pier della Vigna e le cancellerie d'Europa, 1280–1380, geht der Bedeutung der sog. Briefsammlung Pier della Vignas in den Kanzleien Europas nach, wobei der Gebrauch von Hof zu Hof variierte. Mit Hilfe des Einsatzes der Informatik läßt sich die schon u. a. von Kantorowicz, Ladner und Wieruszowski gewonnene Erkenntnis vertiefen, daß die Dokumente und Manifeste der Zeit Friedrichs II. die Kanzleisprache in England, in Frankreich und im Reich beeinflußt haben. In einem weiteren Schritt werden die Gemeinsamkeiten wie die Unterschiede im Umgang mit diesen Vorlagen herausgearbeitet.

5. April: Mario Marrocchi, Chiusi e il suo territorio (secc. XI–XIII), behandelt das komplexe Verhältnis Stadt-Territorium am Beispiel der in der heutigen Provinz Siena gelegenen Stadt Chiusi im Hochmittelalter. Anfangs verteidigte der Bischofssitz noch seinen institutionellen, militärischen und politischen sowie – wenn auch eingeschränkt – seinen kulturellen und wirtschaftlichen Vorrang. Im 13. Jh. war der Niedergang unaufhaltsam, als die entlang dem Monte Amiata verlaufende Via Francigena den Verkehr von der Via Cassia, an der Chiusi lag, ablenkte, die Val di Chiana versumpfte, der Feudaladel des Contado auch in der Stadt – in Konkurrenz zu den Ansprüchen der Bischöfe und des Papsttums – zeitweise die Macht an sich riß und mächtige Nachbarkommunen wie Perugia eine Expansion verhinderten.

4. Mai: Lucas Burkart, Tesoro e tesaurizzazione nel Medioevo, geht dem Phänomen mittelalterlicher Schätze und Schatzbildung aus der Perspektive der historischen Kulturwissenschaften nach. Auf welche Weise, so die Kernfrage, lassen sich die unterschiedlichen Formen und Bedeutungen von Schätzen und von den an sie gebundenen Werten miteinander in Verbindung setzen und übergreifend deuten? Eine Antwort ist nur mit einem interdisziplinären Ansatz möglich. Ausgehend von einem theologischen Verständnis des Himmelsschatzes, das seit Augustin im Verhältnis zu materiellen Schätzen eine wesentliche Veränderung erfahren hat, werden verschiedene Bedeutungsfacetten aufgezeigt und jeweils aufeinander bezogen.

4. Juni: Julien Théry, I processi criminali contro Monaldo dei Monaldeschi, arcivescovo di Benevento da Bonifacio VIII a Giovanni XXII. Ventotto anni di procedura (1303–1328), untersucht sechs päpstliche Schreiben zu dem sich über mehrere Jahrzehnte hinziehenden Prozeß, der von der Kurie gegen den Erzbischof von Benevent, Monaldo dei Monaldeschi, angestrengt worden war. Dem Prälaten wurden unter anderem Mord und Simonie vorgeworfen. Die Verfahrensschritte (von der Anzeige bis hin zur Einsetzung von Richtern und Kommissaren) geben Einblick in das päpstliche Gerichtswesen und sind Ausdruck des sich verstärkenden kurialen Zentralismus.

15. Juni: Jochen Johrendt, La protezione apostolica nel confronto europeo (896–1046), geht von dem Befund aus, daß nach dem Zerfall des karolingischen Großreiches die Adelsverbände sich an neuen monarchischen Spitzen orientierten und parallel zu dieser Entwicklung in Deutschland, Frankreich, Italien und Katalonien eigene Kirchen entstanden. Der Vortrag untersucht die unterschiedliche Funktion des Papstschutzes in diesen kirchlichen Einheiten. Grundlage der Ausführungen bilden die päpstlichen Dokumente, die nicht nur ihre Ausfertigung durch päpstliche Schreiber, sondern auch ihren Inhalt weitgehend den Petenten verdankten. Vorgestellt werden die unterschiedliche Motivation der Petenten, sich um den Papstschutz zu bemühen, sowie seine jeweilige Ausgestaltung und Funktion in den vier genannten kirchlichen Verbänden. Im Ergebnis stellt sich der Papstschutz einerseits als eine genuin päpstliche Vergabe von Schutz, andererseits als geistliche Befestigung königlicher Verfügungen dar.

3. November: Elisabetta Canobbio, Documenti dalle diocesi del Ducato di Milano nei Registra Supplicationum di Pio II. Un progetto di studio in corso tra problemi e spunti di ricerca, stellt das Projekt zu den Suppliken Pius' II. (1458–1462) an der Università degli Studi di Milano (in Zusammenar-

beit mit dem Centro per gli studi storici italo-germanici in Trient) vor, das sich auf die Mailänder Betreffe in den *Registra Supplicationum* bezieht. Der Erfassung der Daten kommt zustatten, daß die Einträge unterschiedlichen Inhalts (Pfründenvergabe, Angelegenheiten um Kirchenbesitz, Ehefragen, Reformanliegen, Laienfrömmigkeit etc.) oft einem hochgradig standardisierten Kanzlei-Formular folgen. Die Suppliken können deshalb als serielle Quellen gut in eine digitalisierte Form gebracht werden, die neue Abfragemöglichkeiten erlauben wird.

14. Dezember: Francesco Bianchi, Politiche ospedaliere nella terraferma veneta nel Quattrocento, konstatiert, daß im Laufe des 15. Jh. nach dem Vorbild vieler Städte Nord- und Mittelitaliens auch alle wichtigeren Städte des Festlandterritoriums der *Serenissima* ihre Hospitäler reformierten. Diese Neuorganisation strebte nach einer besseren Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Spitalsstrukturen, einem Ausbau der medizinischen Versorgung sowie nach der Gründung eines Lazaretts und eines Waisenhauses. Dabei läßt sich eine wachsende Beteiligung der lokalen Führungsschichten an der Verwaltung der Hospitäler feststellen, die dieses Feld auch gegenüber dem Machtanspruch Venedigs zur politischen Selbstdarstellung und zur Verteidigung der eigenen Autonomie nutzten.

Andreas Rehberg

ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Übersicht

1. Allgemeines 570
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongreßakten 576
3. Historische Hilfswissenschaften 642
4. Rechtsgeschichte 648
5. Mittelalter (chronologisch) 649
6. Frühe Neuzeit (chronologisch) 684
7. 19. Jahrhundert (chronologisch) 703
8. 20. Jahrhundert (chronologisch) 713
9. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien) 740

Olivier Poncet, Les entreprises éditoriales liées aux archives du Saint-Siège. Histoire et bibliographie (1880–2000), Collection de l'École Française de Rome 318, Rome (École Française de Rome) 2003, 431 S., ISBN 2-7283-0667-2, € 42. – Das vorliegende Werk, das in seiner Initiative aus der Diskussion am Ende einer vorhergehenden Tagung des französischen Instituts über das Supplikenwesen im Spätmittelalter (Collection de l'École Française de Rome 310) hervorgeht, ist nicht nur eine Bibliographie, sondern auch ein Stück internationaler Wissenschaftsgeschichte der ausländischen Institute am Standort Rom. Anders als in den zahlreichen Veröffentlichungen anlässlich der in den letzten Jahrzehnten anstehenden Anniversarien des vatikanischen Archivs bzw. der ausländischen Institute, geht hier der Blickwinkel über nationale oder quellengattungsspezifische Grenzen hinweg auf die fruchtbare Konkurrenz, die vor allem zwischen den französischen, preußisch-deutschen und österreichischen Historikern und ihren jeweiligen institutionellen Anbindungen seit der Eröffnung der vatikanischen Archive um 1880 herrschte. Der Vf. zeichnet in einer längeren Einführung chronologisch die Etappen dieser Entwicklung anhand der Quelleneditionen der Institute aus den vatikanischen Beständen nach. Er unterteilt den Untersuchungszeitraum in vier große Zeitabschnitte, die von der Öffnung des Archivs bis zur Entstehung der ersten großen Editionsunternehmungen (1880-ca.1890), den Pionieren und ihren

„Goldenen Jahren" (1890–1914) über die unruhigen Zeiten (1915–1945) hin bis zur Nachkriegszeit (1945 ff.), genauer vom Wiederaufbau über die Hochzeit der fünfziger bis siebziger Jahre bis hin zum EDV-Zeitalter, reichen. Poncet liefert also eine wertende Gesamtschau der 120 untersuchten Jahre, auch wenn er im Vorwort Wert darauf legt, die einzelnen Editionsvorhaben nicht wertend kommentieren oder qualitativ einordnen zu wollen. Der Beginn einer historischen Erforschung der vatikanischen Archive ist von ersten, sehr limitierten und eher auf Bekanntschaften beruhenden Zugriffsmöglichkeiten einzelner Forscher auf das noch nicht allgemein zugängliche Quellenmaterial gekennzeichnet, deren Früchte jedoch – ausgenommen die Veröffentlichungen der Archivleiter selbst (erst Theiner, dann Hergenröther) – kaum publiziert werden konnten. Erst mit der Eröffnung des Archivs und damit zusammenhängend der historischen Institute Frankreichs (1873), Österreichs (1874) und Preußens sowie der Görresgesellschaft (1888), die in einem Zusammenhang mit der anderer großer Archive in Europa zu sehen sind, kam Bewegung in die Veröffentlichung der Ergebnisse und es entstanden die ersten großen Serien über die päpstlichen Register. Die Zeit der Pioniere begann. Die älteste Editionsreihe (*Registres et lettres des papes*) wurde geradezu zu einer Daseinsberechtigung für das französische Institut, die (nach Poncet) wegen ihres globalen Anspruchs originellste und ambitionierteste blieb dem preußischen Institut (*Repertorium Germanicum*) vorbehalten. Nur jeweils wenige Jahre später kamen noch die entsprechenden Zeitschriftenreihen der Institute (im Falle Österreichs allerdings als Teil der Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung) hinzu, so dass nun für eine breit angelegte Öffentlichkeit der Arbeit gesorgt war. Das Interesse fokussierte sich jedoch trotz der Fülle der zugänglichen Bestände im Bereich des Mittelalters auf die päpstlichen Register und im Bereich der Frühen Neuzeit auf das Staatssekretariat mit seinen Nuntiaturberichten, so dass sogar vertraglich vereinbarte Absprachen über die jeweiligen Interessensgebiete nach kolonialistischer Manier vorgenommen werden mussten. Erst später wurden auch andere Quellengruppen systematisch ins Visier genommen (so z. B. die der päpstlichen Finanzverwaltung oder die des Konzils von Trient durch die Görresgesellschaft). Während andere Nationen (Großbritannien, Niederlande, Belgien und Spanien) mit eigenen Institutsgründungen und Publikationsreihen zu Anfang des 20. Jh. folgten, hielt sich die italienische Forschung bei der Auswertung der vatikanischen Quellen auffallend zurück. Poncet verweist auf das Argument der Nationalstaatsbildung Italiens, die sich ja ausdrücklich gegen den Widerstand des Papstes vollzog und zu einer Distanzierung der nationalstaatlich engagierten Intellektuellen führte, aber auch auf den Quellenreichtum der ebenfalls in diesem Zeitraum eröffneten Staats- und Kommunalarchive in Italien, die den

traditionell der eigenen Region verpflichteten Forschern nicht nur räumlich näher lagen. Der Erste Weltkrieg änderte die Rahmenbedingungen für die Forschung am Vatikan. Die neu entstandenen osteuropäischen Staaten konnten nun eigene Institutsgründungen verwirklichen (Rumänien 1922, Tschechoslowakei 1924 und Ungarn 1927) und eigene Editionen vorantreiben. Einige ältere Editionsreihen mussten dagegen vorerst eingestellt werden. Einerseits standen in Folge des Krieges und der allgemeinen Verteuerung des alltäglichen Lebens viele Forscher oder gar die Institute selbst nicht mehr zur Verfügung, andererseits war wegen der Erhöhung der Druckkosten an einen Fortgang der Editionen wie bisher nicht zu denken. Die Kosten und die in den zwanziger Jahren um sich greifende Bewegung internationaler Zusammenarbeit führten auch unter Forschern in Rom zu dem Wunsch, über die nationalen Grenzen hinweg gemeinsame Publikationen voranzutreiben. Als Organ dieser Bemühungen sollte die 1929 gegründete Zeitschrift *Annales Institutorum* dienen, die vor allem von Historikern aus den kleineren Nationen unterstützt und genutzt wurde. Die etablierten Forscher standen dagegen diesem Einsatz skeptisch gegenüber und ließen damit die weitere Entwicklung versanden, zumal Ende der zwanziger Jahre viele Institute wieder ihren regulären Einsatz aufnahmen und auch z. T. methodisch neue Wege für ihre Editionsvorhaben fanden. Auch das Vatikanische Archiv selbst unter seinem neuen Leiter Angelo Mercati wie auch viele italienische Historiker trugen nun zu einem Aufschwung der Veröffentlichungen bei. Der Zweite Weltkrieg brachte dagegen zunächst nur wenige entscheidende Änderungen wie die Schließung des österreichischen Instituts 1938 und die Verlagerung des französischen Instituts nach Lyon 1940. Wichtiger war das Kriegsende, dass dem Einsatz der deutschen und österreichischen Forscher wiederum die Grundlagen entzog, den Franzosen, Spaniern und nun auch den Polen einen Neustart ermöglichte und die nicht verwirklichten Pläne der Vorkriegszeit mit der Gründung der *Unione degli istituti di archeologia, storia e storia dell'arte* 1949 vollendete. Diese Entwicklung führte zu einer Aufbruchstimmung, die in der erstmaligen Aufarbeitung des päpstlichen Register- und Kanzleiwesens und in der methodischen Reflexion vor allem der Edition der Nuntiaturberichte mündete. Die Publikationsserien der Belgier, Franzosen und Spanier machten erhebliche Fortschritte und auch die neuzeitlichen Bestände fanden jetzt gerade bei den Forschern aus bisher weniger vertretenen Ländern am Rande des christlichen Abendlandes, wie Irland, Ukraine, Weißrussland, Russland, oder gar aus dem Mittleren Orient oder Nordamerika ein breiteres Publikum. Während des Pontifikates Pauls VI. wurden die Aktenbestände weiterer Pontifikate bzw. Kongregationen zur Einsicht freigegeben und z. T. auch ausgewertet sowie eigene Publikationsreihen des Archivs begründet (*Bibliografia dell'Archivio Vati-*

cano, *Collectanea Archivi Vaticani*, *Archivum Historiae Pontificae*). Die gleiche Tendenz setzte sich unter Johannes Paul II. z. T. noch verstärkt fort, so dass eine bis dahin nicht gekannte Öffnung in den letzten Jahrzehnten zu konstatieren ist. Der Einzug der Informatik in den siebziger und achtziger Jahren erbrachte eine Flut neuer Bände, aber auch neuer Reihen insbesondere zur neuzeitlichen Geschichte. Seit dem Fall der Mauer kommen auch weitere Forscher aus Tschechien, Ungarn oder Kroatien hinzu und bereichern das Spektrum der Veröffentlichungen. Schließlich bringt die Digitalisierung die vor allem vom französischen Institut genutzte Möglichkeit, ältere vergriffene Bände erneut aufzulegen. Dieser Einführung folgt nun die eigentliche Bibliographie der den vatikanischen Archiven verbundenen Editionsvorhaben mit der Aufnahme von rund 3000 Titeln, die aus den zahlreichen Bibliographien des Vatikans und der einzelnen Institute sowie einer umfangreichen Auswertung der wichtigsten in- und ausländischen Zeitschriften beruht. Es ist klar, dass bei der Fülle der allein für den deutschsprachigen Raum in Frage kommenden Periodika viele regional- und lokalgeschichtliche Zeitschriften oder auch Festschriften und Tagungsbände keine Berücksichtigung finden konnten und damit zwangsläufig einige Titel nicht zu finden sein werden. Es ist ebenso einfach wie müßig, diese Auswahl zu hinterfragen, sie kann und muss angesichts der Fülle subjektiv bleiben. Die Bibliographie ist zunächst methodologisch (Archivistik, Inventare und Führer, Geschichte der Editionsvorhaben) und danach chronologisch nach unterschiedlichen Zeitspannen (Zeitalter, Jahrhunderte, Pontifikate) geordnet. Wichtigstes Auswahlkriterium ist der Bezug zu den Beständen aller vom Hl. Stuhl verwalteten Archive, bis auf diejenigen der größeren Kapitel und dem Vikariatsarchiv. Außerdem muss es sich um eine Edition im weiteren Sinne oder um deren Präsentation, Beschreibung oder Kommentierung handeln. Der Wert der Bibliographie liegt neben der aktuellen Auflistung der Titel vor allem in den zusätzlichen Angaben zur behandelten Zeitspanne bzw. der benutzten Bestände. Einige nur schwer zugängliche Titel (die jedoch z. B. in der hervorragend ausgestatteten Bibliothek des DHI hätten gefunden werden können) sind jedoch nur bibliographisch angeführt. Ein weiterer Vorteil liegt in den detaillierten Registern am Ende des Bandes zu den Reihen, Namen der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter sowie Orts- und Personennamen. Alles in allem eine interessante Einführung und ein nützliches Nachschlagewerk nicht nur für die Nutzer des Vatikanischen Archivs in einem Band. Poncet setzt damit – dem Tenor des Werkes nach sicher nicht ungewollt – ein Zeichen für eine stärkere Vernetzung der internationalen Forschung in der Auswertung der vatikanischen Quellen.

Thomas Bardelle

Tra Venezia e l'Europa. Gli itinerari di uno storico del Novecento: Marino Berengo, Atti delle „Giornate di studio su Marino Berengo storico" (Venezia, 17–18 gennaio 2002), a cura di Giuseppe Del Torre, Miscellanea. Collana della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Venezia 5, Padova (Il Poligrafo) 2003, 254 S., ISBN 88-7115-384-7, € 22. – Die Wertschätzung, die Marino Berengo (gest. am 3. August 2000) sich Zeit seines Lebens zu erwerben verstanden hatte, hätte nicht besser zum Ausdruck gebracht werden können als durch dieses Colloquium, organisiert von den Kollegen seiner ehemaligen Lehrstätte, des Dipartimento di studi storici der Venezianer Università di Ca' Foscari. Zwölf namhafte Historiker haben durch ihre Referate zum Gedenken beigetragen. Außer dem Hg. waren es Mauro Ambrosoli, Giorgio Busetto, Carlo Capra, Giorgio Chittolini, Claudio Donati, Mario Infelise, Marco Meriggi, Giovanni Miccoli, Giuseppe Ricuperati, Claudia Salmini und Corrado Vivanti. Charakterisiert werden die Zeit Berengos als Archivar im Staatsarchiv Venedig, seine Lehrtätigkeit in Mailand und in Venedig, mehr noch seine zahlreichen Publikationen zum 18. Jh. und zur Aufklärung sowie zur Restauration des 19., zu Adel und Patriziat in der Neuzeit, zu Klerus und kirchlichen Institutionen, zu Landwirtschaft und bäuerlicher Gesellschaft, zu den Intellektuellen und deren Bücherkonsum, vor allem aber zum Städtewesen. Der Hg. hat die beachtliche Personalbibliografie an das Ende des Bandes gestellt: Den eigentlichen Schluss bildet der Höhepunkt im wissenschaftlichen Leben dieses Gelehrten, das mächtige Buch L'Europa delle città, erschienen 1999, nur wenige Monate vor seinem Tode. Dieter Girgensohn

Deutsches Archiv zur Erforschung des Mittelalters 60/1 (2004), namens der Monumenta Germaniae Historica hg. v. J. Fried und R. Schieffer, Köln-Weimar-Wien (Böhlau) 2004, XIII, 439 S., ISSN 0012-1223, € 40. – Anzuzeigen sind fünf Aufsätze, die auf einem Kolloquium beruhen, das am 28. Juni 2003 in München im Gedenken an den am 8. November 2000 verstorbenen Reinhard Elze zu seinem 81. Geburtstag veranstaltet wurde. Elze war seit 1968 ordentliches Mitglied der Zentraldirektion der MGH und von 1972 bis 1988 Direktor des DHI in Rom. Das gesamte Heft ist seinem Andenken gewidmet, und so knüpfen die Beiträge an die Forschungsgebiete Elzes an. C. Zey, *Imperatrix, si venerit Romam* ... Zu den Krönungen von Kaiserinnen im Mittelalter (S. 3–51), untersucht die von der Forschung bisher vernachlässigten Krönungen von Kaiserinnen. Den Beginn bildet Irmingard (817), die Frau Ludwigs des Frommen, den Abschluß Eleonore von Portugal, die Gattin Friedrichs III., die am 19. März 1452 in Rom in der Peterskirche als letzte Kaiserin gekrönt worden war. Einen deutlichen Umbruch sieht die Vf. in der Krönung Ottos I. und Adelheids 962. Danach lassen sich bis in die Mitte des 13. Jh. 16 weitere

Kaiserinnenkrönungen nachweisen. Einen wichtigen Wendepunkt bildet in diesem Abschnitt das Modell der Erhebung zur römisch-deutschen Königin, das das erste Mal bei Kunigunde 1002 in Paderborn zu fassen ist (S. 29f.). Abschließend sind die Krönungen der Kaiser und Kaiserinnen in Hinblick auf den Zeitpunkt, Ort und Koronator tabellarisch zusammengefaßt (S. 46–50). H. Schneider, Ein unbekannter *Ordo ad principem consecrandum* aus dem süditalienischen Normannenreich (S. 53–95), untersucht den Mitte des 11. Jh. für die Fürstenweihe in Capua zusammengestellten Ordo, dessen Hauptquelle wohl das Pontificale Romano-Germanicum war. Dieses wurde allerdings individuell umgestaltet. So findet sich im Fürstenweiheordo eine Salbung allein an Brust und Schulterblättern, eine Chrismation des Schwertes, das dem Gesalbten überreicht wird, die Anweisungen, wie der Fürst vor der Weihe in der Sakristei zu bekleiden sei oder daß er sich danach dort zu waschen habe. Im Anschluß bietet Schneider eine Edition anhand der einzigen HS, Mailand, Biblioteca Ambrosiana, A 92 inf., fol. 28r–39v, die 1166 bzw. 1181 in Palermo entstanden sein dürfte. R. Deutinger, Sutri 1155. Mißverständnisse um ein Mißverständnis (S. 97–133), untersucht die drei Hauptquellen zur ersten Begegnung zwischen Barbarossa und Hadrian IV. und kommt zu dem Ergebnis, daß Barbarossa sehr wohl den erwarteten Marschalldienst geleistet habe, aber nicht in der gewünschten Form, was zu Verstimmungen auf päpstlicher Seite führte. Die auf Holtzmann zurückgehende These von einer lehnspolitischen Bedeutung des Marschalldienstes lehnt er überzeugend ab. Die Ursache der Verstimmung sieht der Vf. nicht in einem bewußten Akt Barbarossas, sondern in einem Mißverständnis, das auf den unterschiedlichen Ansichten der Parteien beruhte, wie der Marschalldienst konkret abzuleisten sei, was auch die ungenauen Formulierungen dieses Dienstes in den Ordines demonstrierten. A. Mentzel-Reuters, Die goldene Krone. Entwicklungslinien mittelalterlicher Herrschaftssymbolik (S. 135–182), verdeutlicht, daß der heute in Wien aufbewahrten Reichskrone erst seit dem Ausgang des Mittelalters eine weitreichende Bedeutung als Krönungsinsignie zukam und parallel stets weitere Kronen existierten. Erst mit Friedrich III. wurde sie zur eigentlichen Krone des Krönungsaktes, wobei sie auch dann kein „‚Staatssymbol' im Schramm'schen Sinne" war (S. 176). Die Gleichsetzung des ‚Waisen' mit dieser Reichskrone gehöre „ins Reich der Phantasie" (S. 181). Dazu bietet der Vf. eine kritische Sichtung der einschlägigen Quellen, die den ‚Waisen' beschreiben. C. Märtl, Von Mäusen und Elefanten. Tiere am Papsthof im 15. Jh. (S. 183–199), beschreibt die Vielfalt der an der Kurie gehaltenen Tiere, deren Bedeutung auch finanziell bereits daran abzulesen ist, daß sie in den Büchern des päpstlichen Majordomus in einem eigenen Titel geführt wurden. Die Palette der vorgestellten Tiere reicht von Tieren als Lebensmittelgaben über Pfaue, Fasane

und Rebhühner, die offenbar als „übliches Gartenzubehör" angesehen wurden, und die *Camera del Pappagallo* bis zum weißen Elefanten Hanno.

Jochen Johrendt

Mediterraneo, Mezzogiorno, Europa. Studi in onore di Cosimo Damiano Fonseca, a cura di Giancarlo Andenna e Hubert Houben, 2 Bde., Bari (Adda) 2004, LVIII, 1175 S., ISBN 88-8082-568-8, € 70. – Auf den ersten Blick mögen die 61 Beiträge der Festschrift wie ein zusammen gewürfelter Strauß wirken. Die Lektüre erschließt jedoch nicht zuletzt deshalb interessante Zusammenhänge, weil sich in den Beiträgen vielfältige Verbindungen zwischen der wissenschaftlichen Arbeit der Autoren und jener Fonsecas spiegeln. Hier seien besonders die Verbindungen zur deutschsprachigen Geschichtswissenschaft angesprochen. Zu den zahlreichen akademischen Stationen des renommierten Mediävisten und bedeutenden Wissenschaftsorganisators außerhalb Italiens zählt die Universität Freiburg im Breisgau. Hier war Fonseca im Jahre 1964/65 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung und lernte in der Schule Gerd Tellenbachs, der seinerseits von 1962 bis 1972 das Deutsche Historische Institut in Rom leitete, junge Schüler Tellenbachs kennen, wie Joachim Wollasch und den 1993 verstorbenen Karl Schmid. In Freiburg spielte damals Memorialforschung eine zentrale Rolle, und in dieser wissenschaftlichen Tradition steht der Beitrag von Joachim Wollasch (Kelch und Patene als herrscherliche Gaben für das Gedenken, Bd. 2, S. 1143–1160). Er wirft die Frage auf, ob die seit der Zeit Konstantins des Großen zahlreichen bezeugten goldenen, gemmenbesetzten, edelsteingeschmückten und silbernen Kelche und Patenen Votivgaben aus Dankbarkeit, oder auch mit dem ausdrücklichen Wunsch nach dem Gedenken verbunden waren. Fragestellungen und Methoden der deutschsprachigen Memorialforschung hat Fonseca in Italien – etwa im Bereich der Nekrologforschung – fruchtbar werden lassen. Ihn selbst hat über Jahrzehnte hinweg vor allem die vielsprachige Kultur Siziliens und Unteritaliens fasziniert, ein Melting Pot aus griechischen, arabischen, langobardischen und lateinischen Traditionen. Dabei war und ist er Friedrich II. in besonderer Weise wissenschaftlich und wissenschaftspolitisch verbunden, einer Person, die schon lange deutscher und italienischer Historiographie vielfältige Berührungspunkte und Wechselwirkungen bietet. In dieser Tradition der Erforschung normannisch-staufischer Kultur stehen die Beiträge von Horst Enzensberger (Die normannischen und staufischen Diplome für die Domkirche von Palermo, Bd. 1, S. 435–464), Andreas Kiesewetter (Tre privilegi originali inediti di Roberto II di Basunvilla, conte di Conversano e di Loretello (1140 ca.–1182), Bd. 2, S. 593–620) und Vera von Falkenhausen (Fonti italiane per il regno di Niceforo II Foca, Bd. 1, S. 477–493). Daß griechi-

sche Elemente auch bei der Entwicklung jener sich von der Gotischen Kursive lösenden Übergangsschriften im frühhumanistischen Schriftbereich eine Rolle spielen, betont Walter Koch (Variationsfreudige Majuskel, Bd. 2, S. 621–640). Cosimo Damiano Fonseca hat in vielfältiger Weise die Zusammenarbeit verschiedener historischer Disziplinen gefördert, darunter auch in einer zu Beginn des 12. Jahrhunderts als *civitas* bezeichneten Siedlung, deren schriftliche Überlieferung Hubert Houben diskutiert (Torre di Mare (Metaponto) al tempo di Federico II: un inedito documento del 1239, Bd. 2, S. 581–592). Arnold Esch, der den Ertrag enger Zusammenarbeit von Geschichte und Archäologie selbst in vielen Studien nachgewiesen hat, plädiert dafür, historische Dokumente in ihrem historischen Kontext zu belassen (Visualizzare la storia, Bd. 1, 465–476). Die große Zahl und das thematische Spektrum der übrigen, hier nur anzuzeigenden Beiträge verdeutlichen auf ihre Weise das hohe Ansehen des Geehrten: Bd. 1: David Abulafia, The first *Servi Camere Regie* in Sicily, S. 1–14; Gabriella Airaldi, „Non ho navigato come Palinuro, bensì come Ulisse, anzi come Platone ...“ (T. More, Utopia), S. 15–24; Maria Pia Alberzoni, „Dicebant se esse canonicos regulares ...“ Canonici o monaci? La controversa identità degli Umiliati, S. 25–48; Cesare Alzati, „Roma è tutto il mondo“. Universalismo imperiale e ministero petrino: metamorfosi e simbiosi, S. 49–56; Giancarlo Andenna, „Ne seguirà bonificatione de aiere“. Scavo di una fontana e bonifica di paludi su terre vallombrosane presso il castello sforzesco di Villanova (1478), S. 57–80; Mario Ascheri, La regalità sacra medievale e la futura Europa: verso quale confronto?, S. 81–96; Isabella Aurora, L'ospedale di S. Giacomo di Marsico Nuovo. La rete assistenziale nella città e nei centri limitrofi fra XIV e XV secolo, S. 97–120; Francesca Bocchi, Medioevo ‚cablato'. Nuove tecnologie per la storia delle città, S. 121–132; Giovangualberto Carducci, Il principe di Taranto e il Malacarne. Sulla signoria feudale di Ottino de Caris in Terra d'Otranto, S. 133–174; Andrea Castagnetti, Ermenulfo conte di Ludovico II ed Ermenulfo conte di Berengario I, S. 175–190; Francesco C. Casula, Primi riflessi dello Scisma d'Occidente in Sardegna, S. 191–208; Giorgio Chittolini, I canonici di Gorgonzola a fine Quattrocento, S. 209–230; Giles Constable, A Problematic Passage on Internal Solitude in Three Twelfth-Century Spiritual Texts, S. 231–236; H. E. J. Cowdrey, Banzi revisited, S. 237–252; Errico Cuozzo, Un inedito diploma dell'ottobre 1093 di Ruggero Borsa, duca di Puglia, S. 253–288; Nicolangelo D'Acunto, Il vescovo di Assisi Guido II e i canonici di S. Rufino in un documento di Onorio III, S. 289–300; Vincenzo D'Alessandro, Nobiltà e aristocrazie urbane in Sicilia nel tardo medioevo, S. 301–330; Albert D'Haenens, De la feuille, interface graphique, S. 331–358; Pietro Dalena, Il sistema portuale e la marineria in età angioina, S. 359–383; Pietro De Leo, L'inedita

Platea dell'abbazia cistercense di Santa Maria de Ligno Crucis, S. 383–404; Mario Del Treppo, „El tornar de los cambios me destruye", S. 405–434; Chiara Dagmar Flascassovitti, Due documenti inediti sulle origini del monastero benedettino femminile della SS. Trinità di Sannicandro di Bari (1183–94), S. 495–502; Salvatore Fodale, La conquista di Ceuta e il progetto matrimoniale portoghese con la regina Bianca di Sicilia, S. 503–524; Giovanni Forzatti Golia, Una controversia quattrocentesca tra il vescovo di Tortona e il Capitolo della chiesa di San Lorenzo di Voghera, S. 525–560; Paolo Grossi, *Auctoritas* universale e pluralità di *potestates* nel mondo medievale, S. 561–572. Bd. 2: André Guillou/Cristina Rognoni, L'*eulogia*: un gesto di riconoscenza?, S. 573–580; Caterina Lavarla, Coscienza civica e tensioni sociali nel Mezzogiorno normanno: Benevento nella prima metà del XII secolo, S. 641–676; Jean-Loup Lemaitre, Un chanoine inculte? Le copiste du martyrologe du chapitre cathédral de Béziers, S. 677–690; Alfonso Leone, Sull'artigianato napoletano nel periodo aragonese, S. 691–698; Raffaele Licinio, La torre di Putignano nel Trecento: prime indagini, S. 699–714; Graham A. Loud, Amatus of Montecassino and his 'History of Normans', S. 715–2726; Jean-Marie Martin, Le Mont-Cassin, saint Placide et les Arabes de Sicile selon Pierre Diacre, S. 727–742; Massimo Miglio, Il *Liber notarum* del Burcardo da libro di cerimonie a libro di storia, S. 743–752; Giosuè Musca, Giochi di parole premoderni, S. 753–772; Elisa Occhipinti, A Milano nel Duecento: i de Ripa notai in Porta Vercellina, S. 773–782; Gherardo Ortalli, Europa-christianitas. Tra Giorgio di Trebisonda e Enea Silvio Piccolomini, S. 783–798; Francesco Panarelli, Tre documenti sugli esordi della comunità di S. Salvatore al Boleto, S. 799–816; Antonella Pellettieri, I Frati predicatori a Potenza, S. 817–828; Giorgio Ricasso, Vita comune del clero e azione pastorale. Sulle origini di un canone intransigente, S. 829–836; Enrico Pispisa, Il concetto di nobiltà nel regno di Sicilia da Federico II a Manfredi, S. 837–850; Cosimo Damiano Poso, Aspetti della vita economica di Taranto in età primoangioina (1266–1285), S. 851–878; Gian Luca Potestà, Il *Super Hieremiam* e il gioachimismo della dirigenza minoritica della metà del Duecento, S. 879–894; Mauro Ronzani, Chiesa e clero nella Pisa del Trecento attraverso la biografia di un protagonista. Attività ecclesiastica, affari finanziari e vita privata di Bonaggiunta da Calcinaia (1297–1362), S. 895–960; Roberto Rusconi, Le biblioteche dei monasteri e dei monaci della congregazione dei Celestini alla fine del secolo XVI, S. 961–988; Gerardo Sangermano, Terra e uomini intorno al monastero amalfitano di S. Lorenzo del Piano, S. 989–1004; Isidoro Soffietti, In margine ad una preghiera alla Madonna (Ms. 0186 dell'Accademia delle Scienze di Torino), S. 1005–1008; Gigliola Soldi Rondinini, „El principio del Domo di Milano fu nel anno 1386": i privilegi „pro Fabrica" tra Arcivescovo e

Visconti, S. 1009–1036; Pierre Toubert, *Auctoritas* et *Potestas* dans les règles monastiques romano-campaniennes (VIe siècle), S. 1037–1048; Salvatore Tramontana, I Normanni in Calabria. La conquista, l'insediamento, gli strappi e le oblique intese, S. 1049–1068; Augusto Vasina, Le pievi dell'Esarcato ravennate fra società civile ed ecclesiale, S. 1069–1080; André Vauchez, Pèlerinages posthumes et purgation des péchés: la vision de Narni (milieu du Xième siècle), S. 1081–1090; Benedetto Vetere, Pellegrinaggio ieri e oggi, S. 1091–1126; Giovanni Vitolo, Città e contado nel Mezzogiorno medievale, S. 1127–1142; Francesco Zecchino, Architetture franco-normanne con deambulatorio e cappelle radiali in Italia meridionale, S. 1161–1175. Vivere la storia e vivere per la storia, so könnte eine Cosimo Damiano Fonseca gewidmete Maxime lauten, dessen bis einschließlich 2004 erschienene Publikationen (insgesamt 426) in einem Verzeichnis aufgeführt werden. Dafür boten und bieten der mediterrane Raum und seine Kultur ein vorzügliches Laboratorium. In der aktuellen Perspektive der Bundesrepublik mag der Mezzogiorno heute weit entfernt erscheinen. Hier kann der Blick auf in der Festschrift aus verschiedenen Blickwinkeln behandelte mittelalterliche Organisationsformen helfen, weitgespannte politische und religiöse, wirtschaftliche und kulturelle Gemeinsamkeiten als Erbe und Verpflichtung zu erkennen. Michael Matheus

Ampelokepion. Studi di amici e colleghi in onore di Vera von Falkenhausen, Nea Rhome 1, Roma (Università degli Studi di Roma „Tor Vergata") 2004 [erschienen 2005], 388 S., € 40. – Zu Beginn des Jahres 2005 erschien als erster monographischer Band der neu begründeten Zeitschrift „Nea Rhome" die zu besprechende Festschrift für Vera von Falkenhausen anläßlich ihres Ausscheidens aus dem universitären Lehrbetrieb. Die Studien der Gefeierten zeichnen sich durch eine große Bandbreite aus, was eindrucksvoll durch die übersichtliche Bibliographie (S. 7–21) belegt wird. Die folgenden Beiträge spiegeln diese Bandbreite gleichsam exemplarisch wider, indem sie in einem großen Bogen vom 5. Jh. bis in die frühe Neuzeit philologische, historische, hagiographische, editionstechnische und bibliothekarische Themen behandeln. Die Abfolge der einzelnen Aufsätze erfolgt nach chronologischen Gesichtspunkten. An dieser Stelle können nur die Beiträge angesprochen werden, die einen Italienbezug aufweisen. Damit ist allerdings in keiner Form eine Wertung der ausgesparten Aufsätze verbunden. Den zeitlichen Auftakt der anzusprechenden Aufsätze bildet die Studie von Peter van Deun (La tradition manuscrite du *De statu animarum post mortem* d'Eustrate de Constantinople (CPG 7522), S. 65–72) zur handschriftlichen Überlieferung von *De statu animarum post mortem* von Eustratios von Konstantinopel (Ende 6. Jh.). Der Artikel bildet gleichsam das Vorwort zur geplanten ersten kriti-

schen Edition, die in Kürze in der Reihe „Corpus Christianorum" erscheinen soll. Bemerkenswert ist, daß sich zwei der drei bis heute bekannten Überlieferungsträger in der Biblioteca Apostolica Vaticana befinden (Cod. Vat. gr. 511 und Cod. Vat. gr. 675). Die Zeit Justinians und Justins II. behandelt die Studie von Bruno Callagher (Da Ravenna alla Sicilia, da Giustiniano a Giustino II. Alcune considerazioni sul decanummo MIBE, 238,1–2, S. 101–119). Callagher beleuchtet am Beispiel eines Dekanummion aus dem Museo Bottacin in Padua die frühbyzantinische Münzgeschichte des 6. Jh. Seine Zuweisung der betreffenden Münze in die Zeit Justins II. und seine Überlegungen zu den byzantinischen Münzprägestätten in Italien in dieser Zeit sind überzeugend: Offensichtlich waren in dieser Phase die traditionellen Prägestätten in Rom und Ravenna nicht in der Lage, den Bedarf an kleinen Bronzemünzen zu decken, so daß vorübergehend eine neue Münzprägestätte in Sizilien eingerichtet wurde. Ins 11. Jh. führt die Untersuchung von Erasmo Merendino zur Sizilienexpedition des Strategen Maniakes (La spedizione di Maniace in Sicilia nel *Bios* di San Filareto di Calabria, S. 135–141). Der Vf. interpretiert die Aussagen der ca. ein Jahrhundert später entstandenen *vita* von San Filareto und kann dabei sowohl eine positive Einschätzung des Kaisers Michael IV., die den sonstigen byzantinischen Quellen widerspricht, als auch – zusätzlich belegt durch toponomastische Beobachtungen – eine neue Lokalisierung der militärischen Operation von Maniakes auf der Insel (Nordwestflanke des Etna, zwischen Bronte und Randazzo) herausarbeiten. Mehrere griechisch-lateinische Handschriften des 11. Jh. (Cod. Crypt. E.β. VII, Codd. Vat. gr. 1650, 1658 und 1667) bilden den Ausgangspunkt für die überzeugende Studie von Santo Lucà zur Autorenschaft dieser Textzeugnisse (*Graeco-Latina* di Bartolomeo Iuniore, egumeno di Grottaferrata († 1055 ca.)?, S. 143–184). Der paläographische Befund weist die betreffenden Texte einem einzigen griechischen Schreiber zu, der über lateinische Sprach- und Schriftkenntnisse verfügte und gängige Themen der antilateinischen byzantinischen Propaganda aufgriff. Während der Entstehungszeitraum zwischen 1037 und dem Ende des 11. Jh. auf der Basis des paläographischen Befundes und der Geschichte der einzelnen Kodizes inzwischen kaum mehr umstritten ist, kann Lucà gegen andere Forschungsansätze darlegen, daß sich alle betreffenden Handschriften ab 1040 in Grottaferrata befunden haben und dort mit den untersuchten Randbemerkungen und Kommentaren versehen wurden. Die zusätzliche Überprüfung am Cod. Angel. gr. 41, dessen Scholien der gleichen Hand zuzuschreiben sind, ermöglicht es dem Autor aufgrund klarer historischer Bezüge (Pontifikate Benedikts IX., Gregors VI., Clemens' II., Synode von Sutri), die Entstehungszeit der Scholien auf die Jahre unmittelbar nach 1046/47 und somit in die Amtszeit des Hegumenos Bartholomaios zu datieren. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war

Bartholomaios selbst der Schreiber. Eine kleine Nebenbemerkung zu S. 167: Der künftige Papst Clemens II. war nicht Erzbischof von Bamberg, sondern nur Bischof, da das Bistum zwar seit seiner Gründung exempt war, aber erst im 19. Jh. die Erzbistumswürde erhielt. Die Karriere einer normannischen Familie im komnenischen Byzanz des 12. Jh. beleuchtet am Beispiel der Familie Roger/Rogerios John Nesbitt (Some Observations about the Roger Family, S. 209–217). Der beeindruckende Karriereverlauf dieser Familie ist sicher singulär, zeigt aber die Mobilität und die prinzipiellen Aufstiegschancen in der byzantinischen Gesellschaft des 12. Jh. Hubert Houben widmet sich der Frage, ob der Deutsche Orden aktiv am Vierten Kreuzzug teilnahm, und verneint dies mit überzeugender Argumentation (Wie und wann kam der Deutsche Orden nach Griechenland? S. 243–253). Ins 15. Jh. schließlich fällt der Untersuchungsgegenstand von Laura Balletto, die Geschichte der genuesischen Handelsniederlassungen in Konstantinopel und Pera im zeitlichen Umfeld des Falls des byzantinischen Reichs. Die Autorin liefert zahlreiche prosopographische Erkenntnisse, untermauert durch genuesische Notariatsinstrumente. Erfreulicherweise ist dem Aufsatz ein umfangreicher Editionsteil ausgewählter Notariatsakten beigefügt (I Genovesi e la caduta di Costantinopoli: Riflessi negli atti notarili, S. 267–312). Schließlich sind noch mehrere Beiträge zu erwähnen, die griechische Buchbestände in italienischen Bibliotheken behandeln. Paolo Chiesa ediert eine lateinische venezianische Fassung der *Passio sanctorum Akindini, Pigasii et Anempodisti martyrorum* und streicht dabei die Problematik mittelalterlicher Übersetzungen heraus (Una traduzione agiografica „veneziana" dal greco in latino: La *passio* di Achindino, Pigasio e Anempodisto, S. 219–242). Marina Molin Pradel liefert mustergültige Handschriftenkatalogisate zweier griechischer Handschriften des Bestands des venezianischen Konvents San Francesco della Vigna (Due manoscritti greci conservati nel convento di S. Francesco della Vigna a Venezia, S. 255–265). Den zeitlichen Bogen schließt eine umfangreiche prosopographische Studie über die Familie Ferrari und die griechischen Handschriften der Ambrosiana im 17. Jh. von Cesare Pasini (Giovanni Donato Ferrari e i manoscritti greci dell'Ambrosiana, S. 351–386). Die ausgewählten Aufsätze der vorliegenden Festschrift zeigen die Breite der behandelten Themenbereiche, so daß die Lektüre für jeden, der sich mit der Rezeption der griechischen Kultur im lateinischen Mittelalter beschäftigt, einen Gewinn darstellt. Leider ist die Festschrift nicht durch ein Register erschlossen, die spezialisierten Themata in genauer chronologischer Ordnung ermöglichen aber dennoch einen gezielten Einstieg. Es bleibt zu hoffen, daß die neue Zeitschrift auf diesem neuen Niveau weitergeführt werden kann. Thomas Hofmann

Hubertus Seibert/Gertrud Thoma (Hg.), Von Sachsen bis Jerusalem. Menschen und Institutionen im Wandel der Zeit. Festschrift für Wolfgang Giese zum 65. Geburtstag, München (Utz) 2004, 399 S., ISBN 3-8316-0260-3, € 48. – Eine große Fülle an Themen wird in dieser Festschrift geboten, wie es der Titel vermuten läßt, von denen hier allein die Beiträge mit einem italienischen Bezug angezeigt werden sollen. Den Reigen eröffnen die essayistisch gehaltenen Ausführungen von Martin Kintzinger, De magistro – Vom Lehrer des Mittelalters (S. 1–12), über Lehrer im hohen und späten Mittelalter. Tanja S. Scheer, Von Pausanias zu Egeria. „Pilger" in griechisch-römischer Antike und christlicher Spätantike? (S. 31–50), sieht entgegen der These Köttings keine Kontinuität zwischen „religiösen Reisen" in der Antike (S. 43) und christlicher Pilgerfahrt. Georg Reichlmayr, Herrscher zwischen Himmel und Erde. Zur Aussagekraft kaiserlicher Darstellungsformen am Hof Ottos III. (S. 95–110), sieht den Tod Ottos III. als eine inszenierte Sterbeszene, deren Inhalt er wie folgt deutet: „Im Sterben sollte sich der sichtbare Wandel vom irdischen Herrscher zum Teilhaber an der göttlichen Macht vollziehen, die irdische Herrschaft in der göttlichen aufgehen" (S. 96). Rudolf Schieffer, Über die Ehe, die Kinder und die Ermordung Kaiser Ottos III. Ein Beispiel für die Dynamik historischer Phantasie (S. 111–121), behandelt die 1025/28 erstmals bei Ademar von Chabannes nachzuweisende Nachricht, daß Otto III. durch Gift umgekommen sei, ihre Weiterentwicklung zu einer Ermordung durch die Witwe des Crescentius sowie andere Abarten bis hin zu Gottfried von Viterbo und dessen Rezipienten. Hubertus Seibert, *Bavvarica regna gubernans*. Heinrich der Zänker und das Herzogtum Bayern (955–995) (S. 123–142), skizziert die Hierarchisierung der beiden Herzogtümer Bayern und Kärnten auf Herzog Heinrich den Zänker hin und sieht darin bereits den Beginn der Zentralisierung unter seinem Sohn Heinrich IV. von Bayern. Wilhelm Störmer, Beobachtungen zur Politik Heinrichs IV. im Investiturstreit. Seine Anhänger und seine Gegner in Bayern (S. 143–161), gibt einen Überblick über die Heinrich IV. bis 1086 in Bayern tragenden Adelsgruppen und kontrastiert diesen Befund mit den ausgebliebenen Privilegien für diese. Claudia Zey, „Scheidung" zu Recht? Die Trennungsabsichten Heinrichs IV. im Jahre 1069 (S. 163–183), verdeutlicht, daß eine Scheidung Heinrichs IV. von seiner Frau Bertha nach Burchard von Worms, auf den sich der zur Klärung der Frage auserkorene päpstliche Legat Petrus Damiani bei seinen Äußerungen über die Ehe vorrangig stützte, nicht möglich war. Ludwig Hammermayer, Zwischen Irland, Deutschland und Rom. Die Schottenklöster im Reich vom 11. bis 14. Jahrhundert (S. 207–220), bietet eine umfangreichere Besprechung der Habilitationsschrift von Helmut Flachenecker. Franz Tinnefeld, Ein byzantinisch-normannisches Heiratsbündnis im Jahre 1074 (S. 221–236), spricht sich

für die Echtheit der in Zusammenhang mit einem Heiratsbündnis ausgestellten, bei Michael Psellos überlieferten Urkunde für Richard Guiscard aus, die jedoch für die Aufnahme in seine Chronik literarisch überarbeitet worden sei. Wolfgang Jahn, Normannisches und staufisches Salz in Süditalien (S. 237–250), skizziert die in Apulien später als in Kalabrien und Sizilien einsetzende Entwicklung hin zu einem Salzmonopol der Herrscher. Knut Görich, *Utpote vir catholicus – tanquam orthodoxus princeps*. Zur Einholung Friedrich Barbarossas nach Venedig im Juli 1177 (S. 251–264), deutet die Prostration Barbarossas vor Alexander III. nicht als einen unabdingbaren Akt der Absolution und Rekonziliation, sondern als eine zugleich inszenierte wie freiwillige Geste kaiserlicher Demut, wobei nicht zu klären ist, ob sie spontan erfolgte oder zuvor abgesprochen war. Walter Koch, Gewohnheit, Diktat, Formular. Zur Arbeitstechnik in den frühen Diplomen Friedrichs II. (S. 265–278), untersucht beispielhaft Eigenarten bestimmter Notare in den Urkunden Friedrichs II. für sizilische Empfänger. Gertrud Thoma, Papstzehnte zur Finanzierung von Kreuzzügen. Zur Erhebungspraxis in deutschen Bistümern im 13./14. Jahrhundert (S. 293–309), untersucht ein Freisinger Zehntverzeichnis auf einem Doppelblatt in der Hs. Archiv des Erzbistums München und Freising B 250b als Zeugnis für Kreuzzugszehnte bereits vor dem Konzil von Vienne (1311/12). Roland Pauler, Wenn zwei das Gleiche sagen. Überlegungen zum Konflikt zwischen Kaiser und Papst im 14. Jahrhundert (S. 311–323), behandelt den Protest Heinrichs VII. gegen die Dekretale *Romani principis* Clemens' V. Claudia Märtl, Wohnen in Pienza. Der Nachlass des Thesaurars Giliforte de' Buonconti († 21. August 1462) (S. 325–344), zeichnet die Umstände der geplanten Erhebung Corsignanos, des späteren Pienza, zum Bistum nach, ediert das Testament des Giliforte de' Buonconti (S. 336–344), der sich persönlich an der städtebaulichen Umgestaltung Pienzas beteiligt hatte, und bietet auf dieser Quellenbasis interessante Einblicke in die Lebensverhältnisse höherer Kurialer im Umkreis Pius' II. Daneben finden sich noch die Abhandlungen von Jakob Seibert, Alexander der Große an den Gräbern der Perserkönige (S. 13–30), Volker Bierbauer, Die Keszthely-Kultur und die romanische Kontinuität in Westungarn (5.–8. Jh.). Neue Überlegungen zu einem alten Problem (S. 51–72), Hans-Werner Goetz, „Sachsen" in der Wahrnehmung fränkischer und ottonischer Geschichtsschreiber (S. 73–94), Eduard Hlawitschka, Der Lebensweg des englischen Prinzen Eduard des Exilierten und die Ahnen der Hl. Margarete von Schottland (S. 185–206), Michael Menzel, Dießens zwei Gesichter – Markt und Stift (S. 279–291), Martina Giese, Sebastian Ranck († n. 1528) als Besitzer und Schreiber von Handschriften. Ein Beurener Pfarrer im Dienste Maximilians I. (S. 345–358), Uta Lindgren, Die Auseinandersetzungen der Münchener Ärzteschaft mit einer Ortskrankenkasse in den Jah-

ren 1900/1901 (S. 359–366) und Josef Kirmeier, Vermittlungsstrategien mittelalterlicher Geschichte am Beispiel der Ausstellung „Kaiser Heinrich II." 2002 in Bamberg (S. 367–378). Den Bd. beschließen ein Register und das Schriftenverzeichnis des Jubilars. Jochen Johrendt

Sönke Lorenz/Thomas Zotz (Hg.), Frühformen von Stiftskirchen in Europa. Funktion und Wandel religiöser Gemeinschaften vom 6. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Festgabe für Dieter Mertens zum 65. Geburtstag, Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 54, Leinfelden-Echterdingen (DRW-Verlag) 2005, VIII u. 424 S., 10 Abb., ISBN 3-87181-754-6, € 65,80. – Die hier versammelten Studien bieten dem Leser auf bequeme Weise einen Forschungsüberblick über französische und deutsche Stiftsregionen, hauptsächlich des 8. bis 11. Jh., und einzelne Aspekte des Siftswesens. So verdeutlicht Josef Semmler, Monachus – clericus – canonicus. Zur Ausdifferenzierung geistlicher Institutionen im Frankenreich bis ca. 900 (S. 1–18), an mehreren Beispielen, daß das Zusammenleben von Mönchen und Kanonikern in einer Gemeinschaft mit der *institutio* von Aachen (816) nicht endete, sondern beispielsweise in bairischen Bischofsstädten erst im 10. Jh. zu einer Absetzung der beiden Formen von einander führte. Dieter Geuenich, Religiöse Gemeinschaften an Heiligengräbern (S. 19–30), teilt ihre Entstehungen anhand mehrerer Beispiele in die beiden Kategorien einer Gemeinschaft um ein Heiligengrab und einer Gemeinschaft um das Grab eines Gründers ein. Dann beginnen die regional ausgerichteten Überblicke. Franz J. Felten, Frauenklöster im Frankenreich. Entwicklungen und Probleme von den Anfängen bis zum frühen 9. Jahrhundert (S. 31–95), gibt einen äußerst instruktiven Überblick über die Gründungen von Klöstern im Frankenreich, chronologisch und regional gestaffelt. In einem zweiten Teil (S. 74–95) befaßt er sich mit den Regeln der Nonnen und Kanonissen, wobei er in Hinblick auf die *institutio* von 816 zu dem Ergebnis kommt, daß die im Bereich der Männer gewonnene terminologische Klarheit für die Frauen nicht weiter verfolgt wurde (S. 94f.). Herbert Zielinski, Kloster und ‚Stift' im langobardischen und fränkischen Italien (S. 97–161), beklagt in einem vorzüglichen Überblick zu seinem Thema die mangelnde Berücksichtigung Italiens bei vergleichenden Forschungen zu Stiften und verdeutlicht, daß das für den nordalpinen Raum entwickelte Modell nur bedingt für die Apenninhalbinsel geeignet ist. Thomas Schilp, Die Wirkung der Aachener ‚Institutio sanctimonialium' des Jahres 816 (S. 163–184), betont, daß die *institutio* lediglich als „Leitrahmen der Organisation von Frauenkommunitäten" (S. 171) konzipiert war. Eine eindeutige Differenzierung zwischen Klöstern und Stiften, verdeutlicht an ottonischen Beispielen, sei erst im ausgehenden 10. Jh. zu fassen. Thomas Zotz, Klerikergemeinschaf-

ten und Königsdienst. Zu den Pfalzstiften der Karolinger, Ottonen und Salier (S. 185–205), behandelt als Pfalzstifte – in Abgrenzung zu Fleckenstein – jede Form von Stiften in Pfalzen, deren Ursprung er meist in Kapellen sieht und deren Prototyp Aachen ist. Oliver Auge, *Aemulatio* und Herrschaftssicherung durch sakrale Repräsentation. Zur Symbiose von Burg und Stift bis zur Salierzeit (S. 207–230), gibt einen Überblick über die vorrangig in der zweiten Hälfte des 11. Jh. und an der Wende zum 12. Jh. gegründeten Stifte in Burgen, wobei der Burgbegriff sehr weit gefaßt wird. Michèle Gaillard, Moines, chanonines et religieuses en Lorraine au IXe siècle (S. 231–249), behandelt Nonnen und Kanonissen in den Diözesen Metz, Toul und Verdun unter besonderer Berücksichtigung der Gorzer Reform. Charles Mériaux, Communautés de clercs et communautés de chanoines dans les diocèses d'Arras, Cambrai, Tournai et Thérouanne (VIIe-XIe siècle) (S. 251–286), untersucht Ursprung und unterschiedliche Weiterentwicklung von 63 bis zum 11. Jh. nachgewiesenen Kanonikerstiften in den drei Diözesen, die mit einer Kurzcharakteristik einzeln in einem Anhang (S. 269–286) geboten werden. Sönke Lorenz, Frühformen von Stiften in Schwaben (S. 287–314), bietet einen vorläufigen Überblick über die schwäbische Stiftskirchenlandschaft vor dem Investiturstreit. Reinhold Kaiser, Das Bistum Chur und seine Frauenklöster und Klerikergemeinschaften (S. 315–338), geht zunächst auf die Churer Sondersituation durch die *devisio inter episcopum et comitatum* von ca. 806 ein, um daran anschließend die Frauenklöster Cazis, Mistail und Schänis, das Domkapitel sowie einige ungesicherte Gründungen zu behandeln. Helmut Maurer, Ländliche Klerikergemeinschaften und Stift in karolingischer Zeit. Vergleichende Beobachtungen an Beispielen aus der Diözese Konstanz (S. 339–356), sieht in der bisher als Kloster gedeuteten Gemeinschaft von Schienen mit einer Kontinuität vom 9. bis ins 13. Jh. eine ländliche Klerikergemeinschaft, die in eine Priesterbruderschaft im Hegau eingebunden war. Alfons Zettler, Klösterliche Kirchen, Cellae und Stifte auf der Insel Reichenau (S. 357–376), vergleicht skizzenhaft die Reichenauer Klosterfamilie mit ca. 20 Kirchen bis zum Jahre 1100 mit S. Vincenzo al Volturno und Fulda unter Berücksichtigung archäologischer Funde. Helmut Flachenecker, Lea oder Rachel? Stift oder Kloster am Bischofssitz? (S. 377–392), untersucht vorrangig die Reformklöster und Reformstifte in den fränkischen Diözesen Würzburg, Bamberg und Eichstätt. In seinen wissenschaftshistorischen Ausführungen unternimmt Hannes Obermair, Willfährige Wissenschaft – Wissenschaft als Beruf. Leo Santifaller zwischen Bozen, Breslau und Wien (S. 393–406), den Versuch einer „knappen Würdigung" (S. 394) des Gesamtwerks dieses „einigermaßen prominenten Historikers des 20. Jahrhunderts" (S. 406), ohne neben allgemeinen und bekannten Erkenntnissen viel Neues zutage zu fördern. Den Band schließt ein Orts-

und Personenregister ab. Die Beiträge bieten damit größtenteils einen Forschungsüberblick über einzelne Regionen. Ergänzt wird dieser regionale Zugang durch Beiträge zu überregionalen und strukturellen Problemen, mit denen sich die aktuelle Stiftsforschung konfrontiert sieht. Das Register bietet dem Benutzer darüber hinaus die Möglichkeit, sich gezielt über einzelne Stifte und Klöster auf dem neuesten Forschungsstand zu informieren. Insgesamt handelt es sich um eine Festgabe, über die sich der Jubilar und die Stiftsforschung freuen können. Jochen Johrendt

Monastica et humanistica. Scritti in onore di Gregorio Penco O.S.B., a cura di Francesco G. B. Trolese 1–2, Italia benedittina 23, Cesena (Badia di Santa Maria del Monte) 2003, XVIII, 1088 S. mit 3 Abb., 12 Taf., € 90. – Die umfangreiche Festschrift zum 50-jährigen Priesterjubiläum des gelehrten Mönches ist in zwei große Themenfelder gegliedert, die durch Untertitel spezifiziert werden: Die monastica verbinden sich mit den Begriffen „istituzioni, riforme e spiritualità", die humanistica, die den zweiten Band füllen, mit „Chiesa, cultura e società" – Humanismus ist also nicht gemeint. Sehr viel mehr als diese Information über die allgemeine Ausrichtung der Sammlung kann hier auch gar nicht gegeben werden, würde doch schon die bloße Aufzählung der 39 Aufsätze den gesetzten Rahmen sprengen; so müssen wenige Beispiele genügen, orientiert an Themenkomplexen, zu denen jeweils mehrere Arbeiten beitragen. In einer postum erschienenen Untersuchung erfasst Wilhelm Kurze († 2002) die Dependancen, die schon früh in erstaunlicher Zahl zur Kongregation von Vallombrosa gehört haben, bereits 62 waren es zur Zeit Honorius' III.: Klosterlisten in den Papstbullen für Vallombrosa (1090–1216) (1 S. 65–81; der Begriff ‚Bulle' wird hier nicht entsprechend dem Usus in der deutschsprachigen Papstdiplomatik verwendet). Ähnliche Übersichten bieten Andrea Czortek, Chiese e monasteri dipendenti dall'abbazia di Sansepolcro (repertorio per i secoli XI–XV), und Alfredo Lucioni, Considerazioni sopra un elenco di priorati e cappelle fruttuariensi conservato fra le carte del monastero di S. Abbondio in Como (1 S. 95–125, 127–146). Gabriele Mazzucco veröffentlicht und kommentiert ein Inventar der bedeutendsten Abtei Venedigs (L'assetto di un monastero benedettino medioevale: San Giorgio Maggiore di Venezia nel 1369, 1 S. 199–225), Giovanni Spinelli zwei Kataloge einer neuzeitlichen Klosterbibliothek (La biblioteca dell'abbazia di Pontida alla fine del sec. XVIII, 2 S. 943–993). Neue Daten zur Biografie einzelner Prälaten bieten Maria Luisa Ceccarelli Lemut, „Magnum ecclesie lumen". Baldovino, monaco cistercense e arcivescovo di Pisa (1138–1145) (2 S. 613–636), Elisa Occhipinti, Qualche considerazione sull'episcopato di Ottone Visconti (2 S. 681–690; Erzbischof von Mailand 1262–95), Enrico Peverada, Ugo Roberti patriarca di Gerusalemme e un tentativo di riforma giustiniana del-

l'abbazia di S. Spirito di Caltanissetta (1 S. 227–244; Bischof von Adria 1386–92, von Padua bis 1396, anschließend Patriarch bis ca. 1430), und Antonio Rigon, Note su Stefano da Carrara vescovo di Teramo (1411–1427) (2 S. 691–698; natürlicher Sohn des letzten Herrn von Padua, Francesco Novello da Carrara). Reform in Orden und einzelnen Klöstern ist ein häufig wiederkehrendes Thema; Verfall der Disziplin, Abschlaffung der ursprünglich strengen Lebensformen scheint eine schwer aufzuhaltende menschliche Tendenz zu sein. Aus diesem Gebiet sei nur verwiesen auf die interessanten Fälle staatlichen Eingriffs bei den Bemühungen um Erneuerung: Valeria Polonio, Un affare di Stato. La riforma per le monache a Genova nel XV secolo, und Paolo Fassera, Costituzioni e ordinamenti per la riforma delle monache nella Venezia del Quattrocento (1 S. 323–352, 353–415). Personen- und Ortsnamenregister sowie ein Verzeichnis der angeführten Handschriften und Archivalien erschließen den vielfältigen Inhalt. Am Anfang des ersten Bandes findet sich das Verzeichnis der Publikationen, die der Jubilar in den Jahren 1948–2003 veröffentlicht hat: stolze 525 Nummern! Dieter Girgensohn

Bayern und Italien. Politik, Kultur, Kommunikation (8.–15. Jahrhundert). Festschrift für Kurt Reindel zum 75. Geburtstag, hg. von Heinz Dopsch, Stephan Freund und Alois Schmid, 318 p., München (Beck) 2001, ISBN 3-406-108-180, € 28. – Il volume in onore di Kurt Reindel, a cui si deve riconoscere, tra gli altri meriti, l'edizione monumentale delle lettere di Pier Damiani presso gli MGH, raccoglie studi abbastanza eterogenei tra loro ma accomunati dalla finalità di porre in rilievo le relazioni intercorse tra la Baviera e l'Italia. Il contenuto della *Festschrift* conferma pienamente le attese sollecitate dal titolo, andando addirittura al di là della stringa cronologica a cui in esso si fa riferimento. Diversi contributi, infatti, affrontano problemi riguardanti anche la tarda antichità e il primo medioevo, quindi ben più indietro del secolo VIII promesso dal titolo. È, questo, il caso del saggio di Peter Segl (Bayern und Italien im Mittelalter. Aspekte ihres Verhältnisses, pp. 9–36), che potremmo definire programmatico, in quanto traccia e percorre alcune linee di ricerca, esaminando per esempio i rapporti economici tra Ratisbona e Venezia fra Tre e Quattrocento e le relazioni politiche tra i Longobardi e i Bavari dopo il 568 e nel secolo XI tra l'imperatore Enrico II e Roma. Quale modello di relazione culturale si propone invece l'età umanistica e lo specifico contributo dato da monaci e canonici bavaresi in contatto con illustri figure dell'Umanesimo italiano. Alcune di queste prospettive ricorrono anche in saggi succesivi, come in quello di Wilhelm Störmer (Alpenübergänge von Bayern nach Italien. Transitprobleme zwischen Spätantike und Hochmittelalter, pp. 37–54), che focalizza l'attenzione sulle vie di comunicazione nella loro dimensione mate-

riale, esaminando sulla base di un'ampia campionatura di episodi i passi alpini, le strade e le strutture di sostegno a servizio di quanti nel medioevo se ne servivano. Alle forme della comunicazione è invece dedicato il contributo di Stephan Freund (Boten und Briefe. Formen und Wege bayerisch-italienischer Kommunikation im Früh- und Hochmittelalter, pp. 55–103) che considera, tra gli altri, il tema dell'interferenza tra oralità e scrittura nel genere epistolare e i rapporti tra il papato e la Baviera. Del „primo papa viaggiatore" (p. 84), Leone IX, si ricostruisce il viaggio transalpino del 1052. Temi assai cari a Kurt Reindel sono ripresi anche nei saggi successivi, come quello sull'incoronazione imperiale dell'800 (Rudolf Schieffer, Arn von Salzburg und die Kaiserkrönung Karls des Grossen, pp. 104–121) e quello sul nicolaismo (Von Nikolaiten und Häretikern. Bemerkungen zur Epistola de vitanda missa uxoratorum sacerdotum von 1111, pp. 122–148), in cui Erwin Frauenknecht affronta diversi problemi relativi alla tradizione manoscritta e all'identificazione dell'autore dell'*Epistola de vitanda missa uxoratorum sacerdotum*, nonché le coincidenze testuali con l'*Apologeticus* di Bernoldo di Costanza che in essa si possono rinvenire e che suffragano l'ipotesi di attribuzione a un membro dell'entourage del vescovo di Salisburgo Corrado I. – Nel primo dei due saggi esplicitamente „damianei" che il volume raccoglie, Giuseppe Fornasari (Zwischen Neurose und Heiligkeit – der Fall des Petrus Damiani, pp. 149–170) mostra un moderato ottimismo circa le reali potenzialità euristiche dei modelli di indagine mutuati dalla psicologia e dalla psicanalisi. Essi consentono di rivisitare alcuni aspetti della personalità e del pensiero dell'autore medievale, ma occorre sempre tenere presente il contesto nel quale egli agiva e scriveva per non destoricizzare le fonti. Christian Lohmer (Vom Schweinehirt zum Kardinal. Petrus Damiani in der benediktinisch-salzburgischen Ikonographie im Zeitalter der Gegenreformation, pp. 189–218) ripercorre la vicenda iconografica del santo Avellanita dapprima „in generale", quindi in Baviera e in Austria, specialmente in età barocca. A questo proposito occorre correggere a p. 215 il refuso 1996 riferito all'affresco di Melchior Stadl, altrove (p. 197) datato correttamente 1696. Si riferiscono all'età umanistica i saggi di Franz Fuchs (Arriginus von Busseto. Ein italienischer Humanist in Franken 1455–1459, pp. 219–236), Claudia Märtl (Liberalitas Baioarica. Enea Silvio Piccolomini und Bayern, pp. 237–260) e Alois Schmid (Die Ansprüche des Kurfürstentums Bayern auf das Herzogtum Mirandola, pp. 261–282). Un ottimo sguardo d'insieme sul volume è quindi offerto da Heinz Dopsch (Bayern und Italien – zusammenfassende Bemerkungen, pp. 283–298). Concludono il libro l'elenco delle pubblicazioni del Reindel successive al 1995 e un accurato indice dei nomi di luogo e di persona. Nicolangelo D'Acunto

Andreas Meyer/Constanze Rendtel/Maria Wittmer-Butsch (Hg.), Päpste, Pilger, Pönitentiarie, Festschrift für Ludwig Schmugge zum 65. Geburtstag, Tübingen (Niemeyer) 2004, 582 S., ISBN 3-484-80167-0, € 142. – Päpste, Pilger und Pönitentiarie. Unter diese drei Stichworte gruppieren die Herausgeber dieser Festschrift zur Emeritierung des Züricher Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte die Themen der insgesamt 25 Festbeiträge. Sie symbolisieren die thematischen Schwerpunkte Kirchen-, Sozial- und Verfassungsgeschichte des Hoch- und Spätmittelalters in der wissenschaftlichen Arbeit des Geehrten. Darüber hinaus steht das dichte und vertiefte Arbeiten an den Quellen und ihre Herausgabe im Mittelpunkt seines Interesses, was sich auch an den Beiträgen seiner Freunde und Schüler erkennen lässt. Quellenkritische Arbeiten (Beiträge Landau, Hersperger, Schimmelpfennig, Esch, Müller) und kleinere Editionen (Beiträge Schulz, Ferrari, Wehrli-Johns/Stotz, Meyer, Rutz) sind in ungewohnt hohem Maße in dieser Festschrift vertreten, so dass auch in diesem Rahmen Grundlagenarbeit geleistet worden ist. Peter Landau entwickelt in seinem Beitrag zu Beginn der ersten Sektion „Päpste" anhand dreier Stellen im *Decretum Gratiani* den Begriff des *beneficium* aus den Dekretalen Alexanders II., während Antonio Garcia y Garcia die Verbreitung juristischer Handschriften auf der iberischen Halbinsel bis hin zu Gratian aufzeigt. Patrick Hersperger diskutiert die im *Liber Extra* enthaltene Dekretale *Ecclesia vestra nuper* über Losverfahren zur Einsetzung eines Bischofs anhand der Kommentare zeitgenössischer Kanonisten. Brigide Schwarz liefert dagegen einen grundlegenden Beitrag zur Entstehung und Entwicklung des päpstlichen Kursorenkollegs ab und fokussiert ihre Betrachtungen auf die Zusammensetzung des Kollegs und die Bezahlung ihrer Mitglieder. Bernhard Schimmelpfennig lässt in einem launigen Beitrag den Ablasstraktat eines Genueser Arztes Revue passieren. Ottavio Clavuot widmet sich der Eigendarstellung des Papstes Eugen IV. nach den Schriften des Humanisten Flavio Biondo und vergleicht sie mit den bildlichen Darstellungen auf dem Mittelportal von Alt-St. Peter, das von Filarete geschaffen wurde, und kommt zu dem Schluss, dass Themen wie Botschaft beider Medien (Kirchenunion, Suprematie des Papstes, Romidee) identisch sind und damit eine Mitarbeit Biondos an der Gestaltung des Bronzeportals anzunehmen ist. Arnold Esch informiert uns anhand eines älteren, bisher nicht ausgewerteten Quellenfunds von K. A. Fink über den Ablauf, die Mühen und den (mageren) Erfolg eines im deutschsprachigen Raum herumreisenden Ablasskollektors namens Angelus de Cialfis. Knut Schulz breitet das Panorama deutscher Bruderschaften im Rom des 15. Jh. von der Anima über den Campo Santo bis hin zu den Zünften der Bäcker und Schumacher aus, zeichnet die sich wandelnde soziale und geographische Herkunft ihrer Mitglieder nach und betont die zuneh-

mende Bedeutung der deutschen Sprache als konstituierendes Element der Bruderschaften. Hans Braun führte uns erstmalig in die Schweiz, in dem er die durch die Reformation vorangetriebenen Karrieren dreier Mitglieder der Berner Familie Wattenwyl verfolgt. Die zweite Sektion „Pilger" wird von dem Beitrag Reinhold Kaisers eingeleitet, der die nur wenig bekannte Romfahrt des hl. Burgunderkönigs Sigismund beleuchtet. Maria Wittmer-Butsch und Martin Gabathuler diskutieren anhand des so genannten Züricher Rotulus die Frage nach dem Zeitpunkt der Entstehung des Züricher Großmünsters und identifizieren die darin nur ungenau benannten Persönlichkeiten mit Kaiser Karl dem Großen, seinem ältesten Sohn Karl dem Jüngeren und Bischof Theodulf von Orléans. Michele C. Ferrari verdeutlicht wie man schon im Mittelalter versuchte, Zweifel an der Echtheit von Reliquien zunächst durch Auffindungs- und Translationsberichte, später durch die Kanonisationsprozesse der Päpste zu zerstreuen und ediert ein Beispiel eines solchen Berichts. Rainer C. Schwinges Beitrag besticht durch seine Aktualität, denn er handelt von Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, der als alteingessener und integrierter „Lateiner" dem Glaubenskrieg im Hl. Land zwiespältig gegenüberstand, da einerseits nur so seine ‚Heimat' am Leben erhalten werden konnte, andererseits die Mitglieder der Ritterorden und andere Abenteurer nicht auf Integration und Ausgleich mit den einheimischen Völkern aus waren und entsprechende Bemühungen zunichte machten. Christoph T. Maier beleuchtet die Rolle der Frauen in der Kreuzzugsbewegung anhand der Beispiele der Margareta von Beverley als Teilnehmerin gegen Ende des 12. Jh. und der Katharina von Siena als Kreuzzugsapologetin des 14. Jh. und kommt zu dem Schluss, dass die aktive Teilnahme, wenn überhaupt möglich, von den Päpsten zunehmend kritisch gesehen und unterbunden wurde. Martina Wehrli-Johns und Peter Stotz zeigen die Verbindung zwischen der Gewährung eines Ablasses für die Züricher Wasserkirche und die Einführung einer ersten Druckerpresse in der Stadt auf und wie diese von den Dominikanern zur Förderung des Besuchs der Salva-Regina-Prozession genutzt wurde. Andreas Meyer plädiert schließlich im Rahmen der dritten Sektion zum Thema „Pönitentiarie" für die Nutzung der Notars- und Imbreviaturüberlieferung als Quelle für die Geschichte dieser Einrichtung und zeigt anhand Luccheser Beispiels die Ergiebigkeit dieser Quellengattung mit einer anhängenden Edition. Jürgen Miethke widmet sich ausführlich der bekannten Eheaffäre der Margarete Maultasch und gibt sie in ihren einzelnen Phasen wider. Patrick Zutshi diskutiert die spannende Frage, welche Schreiben aus welchem Grund bei einem der drei großen Kurienämter mit Auslaufexpedition (Kanzlei, Kammer, Pönitentiarie) behandelt worden sind. Neben der im Schreiben behandelten Materie ist es auch die Frage der zu zahlenden Gebühren und des Werts, den der

Petent auf eine Genehmigung durch den Papst selbst legte, von Bedeutung. Peter D. Clarke hingegen wertet das Repertorium Poenitentiariae Germanicum (RPG) hinsichtlich Immunitäten vom bzw. Ungehorsam gegenüber einem Interdikt aus. Michael Haren macht den Leser mit dem Fall eines jungen Söldners bekannt, der zu einem religiösen Leben konvertiert, sich in Avignon von der dortigen Pönitentiarie absolvieren lässt und als Pilger durch Westeuropa zieht, um schließlich sich mit dem Erzbischof von Armagh über seine Weissagungen auszutauschen. Wolfgang P. Müller kann anhand eines neuen Quellenfundes weiteres Licht in die Taxzahlungen der Petenten an die Pönitentiarie hinsichtlich ihrer Ausdifferenzierung und Höhe bringen und kontrastiert seine Aussagen mit den älteren und grundlegenden Forschungen Göllers. Daniel Rutz macht uns mit einem weiteren Quellenfund bekannt, der Aussagen über die Sitten und Gebräuche der Minderpönitentiare erlaubt und ediert ihn im Anhang. Christian Hesse untersucht die Chancen von illegitim Geborenen, in die fürstliche Verwaltung ein- bzw. aufzusteigen, kann aber nach Auswertung des RPG nur wenige Beispiele bepfründeter Kleriker bzw. Hochadliger weltlichen Standes finden, deren Karrieren dort dokumentiert sind. Kirsi Salonen kommt auf die Bedeutung der Genehmigungsvermerke zurück und wertet das RPG zu Pius II. dahingehend aus, welche Materien der Pönitentiarie in welcher Anzahl und mit welcher geographischen Herkunft der Petenten vom Papst genehmigt wurden und versucht eine Erklärung für die Motive seiner Genehmigung zu finden. Paolo Ostinelli schließlich kontrastiert die Kompetenzen der Pönitentiarie mit denen der Bischöfe und päpstlicher Legaten, Nuntien etc. und ihrer Subdelegierten vor Ort und betont am Beispiel der Lombardei die Bedeutung dieser „Ortskräfte" für die Verbreitung der Kompetenzen über das Land bis hinein in die Alpentäler. Die Beiträge dokumentieren die Breite der Anregungen, die Schmugge seinen Freunden und Schülern quer durch Europa mit auf den Weg gegeben hat. Man kann sicher sein, dass sie auch in seiner neuen Wirkungsstätte in Rom von seiner offenen und kontaktfreudigen Art weiterhin profitieren können.

Thomas Bardelle

Brigitte Flug/Michael Matheus/Andreas Rehberg (Hg.), Kurie und Region, Festschrift für Brigide Schwarz zum 65. Geburtstag, Geschichtliche Landeskunde 59, Stuttgart (Franz Steiner) 2005, 468 S., 10 Abb. und 2 Tab., ISBN 3-515-08467-3, € 68. – Mit Brigide Schwarz wird die Expertin zur Kurie als Institution wie auch in ihren Beziehungen zum Reich im Spätmittelalter geehrt. Diesen Forschungsfeldern folgen auch ihre wissenschaftlichen Freunde und Schüler, die sie jeweils aus ihrem Blickwinkel in Augenschein genommen und einen Artikel, oft auch verbunden mit einer Edition, zu dieser Festschrift beigesteuert haben. Angesichts von 24 Beiträgen können hier nicht

alle detailliert vorgestellt, sondern soweit möglich ihren Themenschwerpunkten zugeordnet und charakterisiert werden. Beginnend mit ihrer Dissertation über die Organisation kurialer Schreiberkollegien hat sich Frau Schwarz weit über dreißig Jahre lang intensiv mit der Kurienverwaltung in historischer Perspektive auseinandergesetzt und eine Reihe wichtiger Publikationen über weitere kuriale Ämter (Korrektoren, Abbreviatoren und zuletzt Kursoren) hervorgebracht. Diesem Schwerpunkt folgen vor allem ihre Kolleginnen. Birgit Studt stellt die Entwicklung des päpstlichen Sekretariats im Verlauf des 15. Jh. und den Einfluss vor, den die Humanisten auf dieses Amt und die daraus resultierende Schriftlichkeit genommen haben. Claudia Märtl analysiert für den gleichen Zeitraum die Entwicklung des päpstlichen Finanzwesens anhand der recht guten Kameralüberlieferung. Sie kann nachweisen, dass im Übergang von Calixt III. auf Pius II. die Buchführung einen Qualitätssprung genommen hat und der päpstliche Haushalt unter Pius II. nicht so desolat war, wie bisher in der Forschung angenommen. Hatte unter Pius II. der Verkauf von Ämtern bereits eingesetzt, so nahm er doch unter Sixtus IV. eine ganz neue Dimension an, wie Anna Esposito zeigt. So wurden Kollegien nur zum Zwecke der Finanzierung päpstlicher Politik geschaffen und schließlich auch Ämter an Laien weiterverkauft, die diese nur zum Zwecke der Bewirtschaftung übernahmen und von Stellvertretern ausüben ließen. Sie beweist ihre These abschließend mit einer Untersuchung zur Entstehung des Abbreviatoren- und des Kuriennotarskollegs 1479 bzw. 1483. Andreas Rehberg beschreibt die verschiedenen Möglichkeiten innerhalb von Rom die vorgeschriebenen Weihen auch in verkürzter Frist zu bekommen. Er schildert die kritische Debatte im Reich zu diesem „Weihetourismus“ und wertet die *Libri Formatarum* im vatikanischen Archiv und die Notariatsprotokolle im römischen Staatsarchiv im reichsweiten wie europäischen Vergleich aus. Einen weiteren Schwerpunkt bildet die langjährige Arbeit von Frau Schwarz am Repertorium Germanicum (RG), deren Früchte mit dem Erscheinen des fünften Bandes zu Eugen IV. unlängst in sechs Teilbänden von ihr und Christoph Schöner herausgegeben worden sind und deren Einleitung einen guten Einblick über die mühsame Entstehung dieses ‚opus magnum‘ gibt. Im Bereich der Publikation vatikanischer Quellen finden sich auch in der Festschrift zahlreiche Beiträge, so die Editionen von Teilen eines Bullenregisters Urbans VI. (Patrick Zutshi), einer Kanzleiordnung des Basler Konzils (Johannes Helmrath), die Licht in den sich mühsam entwickelnden Verwaltungsapparat des Konzils wirft, einer Kanzleiordnung aus der Mitte des 13. Jh. (Andreas Meyer), von vier Testamenten im Bruderschaftsarchiv von S. Maria dell'Anima (Christiane Schuchard), zweier Inventare über den Goldschmuck des im königlichen Frankreich aufgestiegenen Ratgebers und Kirchenfürsten An-

drea Ghini (Pierre Jugie) sowie lateinische Regesten nach Art des RG aus einem weitgehend unbekannten Supplikenrotulus von 1378, der in Zürich überliefert ist (Brigitte Hotz). Ausgehend von der langjährigen Arbeit am RG sind von der Geehrten zudem zahlreiche Studien zur Beziehung zwischen Kurie und Reich im Allgemeinen (Stichwörter Ämterkäuflichkeit und Pfründenmarkt) und ihrer wissenschaftlichen Heimat in Norddeutschland im Besonderen entstanden. Auch viele der Beitragenden haben an den Projekten des RG bzw. seines Tochterunternehmens Repertorium Poenitentiariae Germanicum (RPG) mitgearbeitet und werten die vatikanische Überlieferung nach ihren Fragestellungen aus. Während Karl Borchardt die ersten 24 überlieferten Supplikenregister aus der Mitte des 14. Jh. systematisch nach Belegen für die Johanniter durchkämmt hat und seine Ergebnisse vorstellt, diskutiert Dieter Brosius den Streitfall dreier Kleriker um eine Großpräbende am St. Bonifatiusstift in Hameln 1395–1405 aus Sicht der Kurie sowie eines zufällig überlieferten Rechtsgutachtens des Kirchenrechtslehrers Zabarella. Ludwig Schmugge wertet nach den Angaben im RPG und RG die Ehedispense im europäischen Vergleich statistisch aus und geht am Ende auf einen besonderen Ehestreitfall der württembergischen Familien Hurnheim-Stein-Neipperg ein. Ulrich Schwarz fokussiert sein Interesse auf zwei der selten überlieferten Expektativenrotuli und fragt nach den aus ihnen zu ziehenden Schlüssen über den Stellenwert der darin genannten Familiaren der Kardinäle. Götz-Rüdiger Tewes geht von der Debatte über den Missbrauch der Annatenzahlungen im spätmittelalterlichen Reich aus und wertet ähnlich wie Schmugge die Annatenobligationen und -zahlungen im reichsweiten und auch europäischen Vergleich aus und kommt zu dem Schluss, dass die damalige Kritik weitgehend an den Realitäten der Zeit vorbeiging. Arnold Esch beschäftigt sich mit der eher methodischen Frage, wie man Fluktuation bzw. Verweildauer und Heimatkontakte der Deutschen in Rom aus den vorhandenen Quellen herauslesen kann und stellt eine Reihe dafür nutzbarer Kriterien auf. Robert Gramsch charakterisiert ausgehend von seiner Datensammlung zu Erfurter Juristen für die Zeit des Spätmittelalters die (wenigen) thüringischen Kurialen, während Kirsi Salonen die seltenen Gelegenheiten und die dahinter stehenden Motive aufzeigt, in denen sich Kleriker aus Finnland (Bistum Turku) im Spätmittelalter zur Kurie begeben haben. Außerhalb dieser (engeren) Schwerpunkte stehen die Beiträge von Wolfgang Reinhard, der seine jahrzehntelange Auseinandersetzung mit den methodischen Implikationen der Mikrohistorie am Beispiel der Karrieren der Kardinalnepoten und die dafür in Betracht kommenden Quellenbestände schildert, sowie von Michael Matheus, der Zweck und Umstände einer Romreise des Grafen Heinrich II. von Nassau-Dillenburg 1451 erläutert. Bernhard Schimmelpfennig macht die

detaillierte Beschreibung einer Papstmesse von 1450 durch den Augsburger Kaplan Johannes Vetterlin bekannt, während Siegfried Müller rund 200 Reiseberichte deutscher Künstler des 18. und 19. Jh. hinsichtlich ihrer Motive und Eindrücke von Rom und Umgebung auswertet. Lukas Clemens gelingt der methodisch interessante Nachweis von (sonst unbekannten) Papstbullen durch archäologische Bodenfunde von Bleisiegeln aus Trier und anderen Fundstätten. Felicitas Schmieder schließlich würdigt die europaweiten direkten Bemühungen Papst Leo IX. um eine Kirchenreform, vor allem im Bereich der Klöster. Thomas Bardelle

La Norma e la Memoria. Studi per Augusto Vasina, a cura di Tiziana Lazzari, Leardo Mascanzoni, Rossella Rinaldi, Nuovi Studi Storici 67, Roma (ISIME) 2004, 749 S., ISSN 1593-5779, ISBN 88-89190-08-6, € 90. – Massimo Montanari, Vent'anni di ricerche del gruppo „Economia, società, territorio" (S. 1–5); Paola Galetti, Edilizia residenziale in Romagna in età tardoantica e altomedievale: il caso di Rimini (S. 9–24); Sauro Gelichi, Mauro Librenti, Alle origini di una grande proprietà monastica: il territorio nonantolano tra Antichità e Alto Medioevo (S. 25–41); Carlo Dolcini, L'enigma della pieve di Monte Leucade e di Monte Lucati (secc. VIII–X) nel territorio cesenate (S. 43–49); Gianfranco Pasquali, Circoscrizioni plebane, attività agricole e popolamento rurale nelle campagne ravennati tra Duecento e Trecento (S. 51–67); Paolo Pirillo, La „sottile linea grigia". La montagna di Monte Beni e il confine appenninico tra Bologna e Firenze (secc. XII–XIV) (S. 69–90); Marinella Zanarini, Il recupero delle terre marginali. Note sulle campagne bolognesi del Quattrocento (S. 91–112); Giuseppe Albertoni, Cassianus primus episcopus. San Cassiano di Imola, primo vescovo di Sabiona, tra leggenda agiografica e dispute storiografiche (S. 115–138); Bruno Andreolli, La terminologia del viaggio nei lessici latini dell'Italia medievale (S. 139–157); Rossella Rinaldi, Sul filo della memoria erudita e storiografica: Tedaldo di Canossa a Ferrara (S. 159–193); Giuseppe Feo, „Notariati" bolognesi del secolo XIII tra Salatiele e Rolandino. Appunti di diplomatica (S. 195–212); Gabriele Zanella, Note all'edizione Hankey della Compilatio Chronologica di Riccobaldo (S. 213–267); Giorgio Montecchi, I primi statuti a stampa: le procedure tipografiche di un genere editoriale aperto (S. 269–293); Andrea Padovani, Ugo Boncompagni e lo Studio di Bologna nei primi decenni del Cinquecento (S. 295–306); Pierpaolo Bonacini, Gli statuti medievali alle radici della storia patria. Il caso modenese nella seconda metà dell'Ottocento (S. 307–341); Sergio di Noto Marrella, L'asilo dal diritto interno al diritto internazionale: brevi note (S. 343–350); Giuseppe Rabotti, La collegiata di San Giovanni in Persiceto in una sentenza di Celestino III (AARA, Perg.

10107) (S. 353–367); Lorenzo Paolini, Geografia ereticale: il radicamento cataro nella pianura padana a metà del XIII secolo (S. 369–398); Tiziana Lazzari, Esportare la democrazia? Il governo bolognese a Imola (1248–1274) e la creazione del „popolo“ (S. 399–439); Valeria Braidi, Il braccio armato del popolo bolognese: l'arte dei beccai e i suoi statuti (secc. XII–XV) (S. 441–469); Maria Giuseppina Muzzarelli, „Quanto a l'onor, che si merca per conto delle vesti, ti dico, che ...“ Onore, fama e leggi suntuarie in Emilia e Romagna dal XIII al XVI secolo (S. 471–492); Antonella Campanini, L'applicazione delle leggi suntuarie: riflessioni sugli albori del caso bolognese (S. 493–512); Massimo Giansante, Politica in miniatura. Nicolò di Giacomo e la restaurazione comunale bolognese del 1376 (S. 513–548); Enrico Angiolini, Per una statutaria malatestiana (S. 549–568); Roberto Greci, Notizie sul commercio parmense del tardo medioevo: il carteggio datiniano (S. 569–594); Leardo Mascanzoni, La battaglia di Zagonara (28 luglio 1424) (S. 595–649); Gherardo Ortalli, La regola del gioco. Azzardo e battagliola in una piccola comunità di Romagna (Longiano 1448) (S. 651–660); Anna Laura Trombetti Budriesi, Alessandro VI e i Bentivoglio: Bologna, una conquista differita (S. 661–690); Indici dei nomi, dei luoghi, delle fonti edite nel volume, a cura di Emanuela Garimberti (S. 693–746).

Giuseppe Billanovich, Itinera. Vicende di libri e di testi, a cura di Mariarosa Cortesi, 2 vol., Studi e testi del Rinascimento europeo 21–22, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2004, XVI, 421 pp. con tav. e 335 pp. con tav., € 49 e € 39. – La pregevole pubblicazione, promossa dall'Istituto Nazionale di Studi sul Rinascimento, costituisce un significativo tributo al poliedrico magistero di Giuseppe Billanovich, che peraltro fu membro dell'autorevole istituzione culturale. L'ampia raccolta di studi anticipa infatti già nel titolo lo spirito dinamico con cui risulta contrassegnato più di un cinquantennio di intense ricerche condotte in molteplici direzioni. Le modalità di selezione dei contributi riuniti nei due corposi volumi vengono illustrate nelle essenziali pagine introduttive della curatrice, Mariarosa Cortesi, sottolineate dal titolo „Vitalità di una ricerca“. Il primo volume è infatti concentrato sul filone fondamentale degli studi filologici di Billanovich, cioè la tradizione medievale delle *Historia ab Urbe condita* di Tito Livio, rappresentata dal Livio Harleiano 2493, l'edizione più completa del testo riunita presso la curia avignonese da Petrarca, e in parte autografa, che successivamente fu postillata da Lorenzo Valla. La trama di questi travasi culturali di portata europea, che coinvolge generazioni di studiosi sulle tracce dei classici latini, costituisce inoltre una insostituibile guida metodologica per ulteriori approfondimenti. Secondo quindi l'ideale binomio di uomini e luoghi, grazie alla sollecita intra-

prendenza di Petrarca e dei suoi epigoni, le grandi biblioteche medievali transalpine e italiane riacquistarono una nuova voce nell'impegno dei loro frequentatori, avidi lettori e postillatori di libri. Accanto alla produzione di bandiera incentrata su Livio, il secondo tomo raccoglie itinerari meno noti, ma forse per questo più significativi per illustrare la complessa articolazione degli interessi scientifici di Billanovich che, accanto ai grandi autori del passato, non disdegnò di mettere a fuoco una galleria di personaggi minori. Declinando insieme i presupposti della storia e della geografia, della filologia medievale e dell'italianistica, in più di una occasione volle dedicarsi a temi letterari di carattere locale, in cui potesse essere valutata la permeabilità e la capacità di recezione dei fenomeni emanati dai centri maggiori, soprattutto nel sec. XIV, come nei casi di Bergamo, Treviso e Ceneda. Accanto poi al famoso saggio sullo scorrimento semantico dei termini *auctorista*, *umanista*, *orator*, l'inclinazione prioritaria per la sua terra padovana emerge da due tematiche quasi antitetiche: da una parte la produzione poetica di matrice religiosa di Leonardo Giustiniani, dall'altra invece la sbrigliata fantasia linguistica e poetica di Teofilo Folengo, più volte rivisitato. L'ampio spettro del suo orizzonte di studio è infine documentato dalla indagine sulla popolare commedia dell'arte, attuata con funzione pastorale nella chiesa padovana, e sconfina nella scoperta fortunosa nell'Archivio notarile di Treviso di un frammento del sec. VIII con gli Atti del Concilio di Calcedonia. Oltre agli ampi indici, comprensivi delle tavole, dei manoscritti e dei documenti d'archivio, dei nomi di persona e di luogo, e dalla nota bibliografica in cui è indicata la sede originaria di pubblicazione (I: p. 377; II, p. 281), alla fine del secondo volume sono allegate due appendici contenenti l'impegno didattico dall'autore a Friburgo in Svizzera dal 1952 al 1959 e a Milano dal 1956 al 1988 con i Corsi universitari (pp. 285–92), le Tesi di laurea e le Tesi di perfezionamento (pp. 293–301).

Simona Gavinelli

Kaspar Elm, Alla sequela di Francesco d'Assisi. Contributi di storia francescana, Assisi (Porziuncola – Società internazionale di studi francescani) 2004, 567 pp., ISBN 88-270-0510-2, € 60. – Il volume raccoglie ventitré saggi apparsi tra il 1972 e il 2000, tutti riconducibili a temi di storia francescana. La silloge si articola in sei sezioni. Nella prima compaiono studi sopra Francesco d'Assisi e le origini del suo Ordine; nella seconda si mettono a confronto le figure di Chiara d'Assisi, Elisabetta di Turingia e Agnese da Praga con la devozione femminile del loro tempo; alla dimensione missionaria del francescanesimo sono riservati gli studi sui „Francescani ai confini della Cristianità". Nella quarta parte si considerano diversi aspetti del fenomeno dell'Osservanza francescana, mentre hanno un taglio eminentemente storiogra-

fico le ricerche sulla ricezione della figura di Francesco nella cultura storica tedesca e più in generale negli studi della seconda metà del secolo XX che occupano la sezione riservata a „Francesco d'Assisi e la ricerca francescana". Concludono il volume tre studi su Frati Minori e Ordini mendicanti. Il primo e più immediato tra i meriti di questa iniziativa editoriale è quello di procurare la traduzione italiana dal tedesco di ben sedici studi dell'illustre storico berlinese, di fatto dando nuovo impulso alla ricezione della sua riflessione che da più di trent'anni rappresenta un punto fermo anche a sud delle Alpi. Si può anzi affermare tranquillamente che questa silloge dimostra come Kaspar Elm abbia trovato un terreno fertile per i suoi interessi di ricerca, incontrando interlocutori sensibili, proprio nella storiografia italiana, ove gli studi sul francescanesimo hanno costituito quello che è stato definito „un luogo necessario della medievistica". La cifra distintiva dell'apporto di Elm a questo dialogo, che si è svolto prevalentemente nell'ambito dei convegni organizzati dalla Società internazionale di studi francescani di Assisi, non è facilmente sintetizzabile, data la ricchezza e la varietà degli angoli visuali da lui adottati. Eppure da questi saggi traspare a più riprese il richiamo insistito all'esigenza di misurare la pur indiscutibile eccezionalità della figura di Francesco e del francescanesimo tenendo presente la complessa gamma dei fenomeni religiosi bassomedievali. Elm, pur non sottovalutando la ricchezza delle fonti agiografiche e la non obliterabilità della „questione francescana", non se ne accontenta e pone altrettanta attenzione alle fonti documentarie, così da sottolineare non solo i motivi che stanno al fondo del successo del fenomeno francescano, in una parola le sue peculiarità, ma anche le forti affinità che aprono la porta a una ricerca comparata della storia degli Ordini religiosi. Su questi due versanti – la centralità delle fonti documentarie e l'ottica comparatistica – i saggi qui raccolti offrono innumerevoli indicazioni e testimoniano della fecondità di questa lezione storiografica, che ha agito come felice provocazione rispetto alla medievistica italiana, a lungo stregata dal fascino indubbio del francescanesimo, così da trascurare quasi del tutto le altre forme della vita religiosa nel Basso medioevo. Particolarmente rilevante il saggio sopra „Il significato della legittimazione storica per la nascita, la funzione e la stabilità degli Ordini religiosi medievali" (pp. 475–501), apparso nel 1994 e qui tradotto per la prima volta in italiano. In questo studio „pionieristico" l'A. individua alcuni „meccanismi" di funzionamento degli Ordini religiosi che costituiscono i fondamenti dello studio comparatistico di tali organizzazioni. Una prospettiva, questa, che ha dato nuovo slancio alle ricerche sugli Ordini religiosi nell'ambito del Sonderforschungsbereich 537 della Technische Universität di Dresda, di cui non a caso proprio Elm rappresenta una sorta di padre nobile e che ancora una volta vede studiosi tedeschi e italiani lavorare insieme. Nicolangelo D'Acunto

Riccardo Fubini, L'umanesimo italiano e i suoi storici. Origini rinascimentali – critica moderna, Studi e ricerche storiche 285, Milano (F. Angeli) 2001, 347 S., ISBN 88-464-2883-8, € 21,69. – Die Forschung zum italienischen Renaissance-Humanismus findet heute überwiegend in Italien und den Vereinigten Staaten statt. Es waren vor allem die aus Deutschland emigrierten Forscher Hans Baron (1900–1988) und Paul Oskar Kristeller (1905–1999), die in ihrem amerikanischen Exil die heutige Sicht des Humanismus geprägt haben. Baron leitete mit seinem Begriff des Bürgerhumanismus eine revolutionäre Neuinterpretation ein, die die politisch-ideologische Komponente der humanistischen Aktivität im Florenz des 15. Jh. aufdeckte. Die Humanisten hätten sich mit dem republikanischen System identifiziert und dieses, in Nachahmung antiker Autoren, durch ihre Schriften und ihre politische Teilnahme propagiert. Obwohl 1925 erstmals gebraucht, setzte sich Barons Konzept erst seit dem Erscheinen seines Hauptwerks „The Crisis of the Early Italian Renaissance" (Princeton 1955) durch. In Konkurrenz dazu formulierte Kristeller seine Definition des Humanismus als rhetorische Bewegung, als Bildungsprogramm, welches antike wie mittelalterliche Traditionen fortsetzte und sich weniger durch Ideologie definierte. Riccardo Fubini – geprägt von einer Gelehrtheit, die die deutschen Vorkriegstraditionen noch intim kennt – ist in der Lage, die Humanismusforschung in ihrer Wanderung von Europa in die USA zu überblicken und kritisch zu durchleuchten. Er arbeitet in seinen meisterhaften Aufsätzen seit langem an einer neuen Beschreibung des Humanismus, die dort ansetzt, wo Baron und Kristeller zu schematisch waren. Der erste hier anzuzeigende Band „L'umanesimo italiano e i suoi storici" ist dreigeteilt. Teil I wird gebildet von dem ausgedehnten Aufsatz „L'umanista: ritorno di un paradigma?", in dem F. die Vielfalt der Erscheinungsformen des Humanismus von Salutati bis Guicciardini aufzeigt und gängige Leitbilder in Frage stellt. An Einzelfiguren widmet sich F. in Teil II dann ausführlicher Leonardo Bruni und Lorenzo Valla. Vallas *Dialectica* sowie seine Schrift gegen die Konstantinische Schenkung waren, so F., frontale Angriffe auf das scholastische System. Kern von Vallas Methode sei die Herleitung der Wahrheit aus vernunftgeleiteter Argumentation. So stelle er die Schenkung nicht (nach Maßstab der Wahrscheinlichkeit) als apokryph, sondern (nach Maßstab der Vernunft) als falsch dar (S. 206). Im dritten Teil diskutiert F. die moderne Sicht auf Renaissance und Humanismus, die mit Jacob Burckhardt ihren Anfang nahm. Er diskutiert Grenzen, aber auch bleibenden Wert der Thesen von Burckhardt und Baron. F. ist überzeugt, daß Burckhardts historische Vision von der Modernität von Staat, Kultur und Ethik in der Renaissance heute experimentell bestätigt werden könne; der Schweizer verdiene seinen Platz als führender Kopf der ganzen Disziplin (S. 228f.). Baron habe grundlegende, dauernde Orientierung und

Ermutigung für den Humanismusforscher geleistet und das Zepter der historischen Interpretation gegen ein formalistisches Vakuum hochgehalten (S. 314f.). Schlußpunkt des nicht leicht zu lesenden, manchmal arg polemischen, jedoch immer anregenden Bandes bildet eine Rezension der gesammelten Schriften von Peter Herde („Von Dante zum Risorgimento", Stuttgart 1997), in der letzterer als Kristeller-Anhänger kritisiert wird. Die von F. hier versammelten Aufsätze aus den Jahren 1984 bis 2000 sind teilweise bibliographisch ergänzt und überarbeitet. Zur Erstveröffentlichung kommt nur ein Beitrag („Leonardo Bruni e la discussa recezione dell'opera: Giannozzo Manetti e il ‚Dialogus' di Benedetto Accolti"). Stefan Bauer

Riccardo Fubini, Storiografia dell'umanesimo in Italia da Leonardo Bruni ad Annio da Viterbo, Storia e letteratura 217, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2003, XVII, 396 S., ISBN 88-8498-159-X, € 48. – F. beleuchtet in diesem Bd. die Entwicklung der humanistischen Geschichtsschreibung. Barons These vom Bürgerhumanismus wird zwar in der Einleitung als zu pauschal ideologisch zurückgewiesen, doch steht auch für F. die Entwicklung des modernen Staates am Ausgangspunkt der modernen Historiographie. Die selbstbewußte Neuheit von Florenz und Mailand als Regionalstaaten, welche sich den traditionellen Mächten (Kirche, Reich und Frankreich) nunmehr eher alliieren als subordinieren mochten, schlug auch auf die Geschichtsschreiber durch. Leonardo Bruni (1370–1444) und Flavio Biondo (1392–1463) nutzten die politische und kulturelle Traditionskrise, um neue Bilder der florentinischen und europäischen Vergangenheit zu zeichnen. Bruni räumte in seinen *Historiae Florentini populi* mit trojanischen Gründungsmythen auf und zeigte den Ursprung von Florenz als römischer Kolonie, die sich schließlich in eine von politischer Freiheit gekennzeichnete Republik entwickelt habe. Biondo trennte in seiner europäischen Universalgeschichte (*Decades ab inclinatione Romani imperii*) den Fall des römischen Reichs rigoros von heilsgeschichtlichen Vorstellungen. Beide Autoren begründeten unsere historische Sicht auf Altertum und Mittelalter als verschiedenartige Epochen. Nach diesen bahnbrechenden Leistungen der ersten Jahrhunderthälfte setzte jedoch eine Reaktion ein, die F. mit der politischen Krise der Florentiner Republik und der Machtkonsolidierung der Päpste (mit wachsendem Propagandabedarf) in Verbindung bringt. Ausdruck dieser Reaktion ist einerseits der Erfolg des etruskischen Mythenbildners und Fälschers Annio da Viterbo, andererseits der Siegeszug kritikloser Rhetorik und Enkomiastik. Erst Guicciardini wird im folgenden Jh. den historiographischen Scharfsinn eines Bruni fortsetzen und damit die moderne Historiographie auf ihrem Weg fortführen – ein Weg, der dann freilich in der Gegenreformation aufs neue behindert werden

wird. F. unterstreicht zu Recht diese hochinteressante Diskontinuität des vernunftgeprägten Humanismus seit den 1460er Jahren (S. XV, 29, 242 f.). Daß letztere Diskontinuität in der Forschung sonst selten thematisiert wird, liegt wohl an dem verbreiteten Wunsch, homogene Bilder des Humanismus zu zeichnen, die aber in der Nahaufnahme nicht haltbar sind. Mit diesem Argument begründet F. seine Entscheidung, keine Gesamtdarstellung der italienischen Renaissance-Historiographie zu versuchen; statt dessen könne man immer nur Individuen in das Licht der Interpretation rücken. F. behandelt indes nicht nur, wie im Titel versprochen, Historiker des 15. Jh., sondern lenkt den Blick zudem in jeweils eigenen Essays auf den großen Weichensteller Petrarca und die historiographischen Titanen des 16. Jh. Machiavelli, Panvinio und Baronio. Die organisch sich ergänzenden Aufsätze aus den Jahren 1977–1999 sind wiederum teils überarbeitet, teils bibliographisch ergänzt. Neu zur Publikation kommen (neben einer programmatischen Einleitung): „Il ‚De viris illustribus' del Petrarca e la critica all'enciclopedismo storico nei suoi sviluppi in Biondo e in Valla"; sowie „Onofrio Panvinio: alle origini del mito di Varrone come fondatore della scienza antiquaria". Stefan Bauer

Mario Gallina, Conflitti e coesistenza nel Mediterraneo medievale: mondo bizantino e Occidente latino, Collectanea 18, Spoleto (Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2003, XXII, 484 S., ISBN 88-7988-247-3, € 65. – Bei vorliegendem Band mit monographischem Sachtitel handelt es sich in Wirklichkeit um eine Sammlung von 16 Beiträgen des Vf., die alle bereits vorher (im Zeitraum von 1980 bis 2002) erschienen waren. Da die Originalveröffentlichungen durchwegs Teile von Sammelwerken und Zeitschriften sind, die in italienischen Bibliotheken nicht allzu selten sind, stellt sich – wie bei vielen anderen „gesammelten Schriften" – die Frage nach der Notwendigkeit eines Nachdrucks. Zweifelsohne dankbar wird freilich der ausländische Leser sein, der nur in wenigen Einrichtungen über eine reiche Sammlung italienischer Zeitschriften und Kongreßbände verfügt, auch wenn der Preis des Sammelbandes nicht gerade niedrig ist. Überzeugend ist die Zusammenstellung der Aufsätze nach thematischen Gesichtspunkten, die in einer sehr instruktiven „introduzione" (S. IX–XXII) vor dem Hintergrund eines prägnanten Abrisses der byzantinischen Geschichte und einer Diskussion der Forschungslage begründet werden. Diese Einführung und der erste Aufsatz (I tempi dell'Impero d'Oriente, S. 1–32) bieten gerade dem Nichtbyzantinisten einen sehr nützlichen Überblick über die wichtigsten Entwicklungslinien der politischen Geschichte des byzantinischen Reiches. Der erste thematische Hauptabschnitt (L'incontro con l'Occidente e le sue ripercussioni con la civiltà bizantina, S. 33–204) behandelt zentrale Aspekte des byzantinischen Kaiserbildes

und der Propaganda in komnenischer Zeit sowie des byzantinisch-normannische Konfliktpotentials. Diese Aufsätze liefern dem Byzantinisten keine fundamentalen Neuerkenntnisse, sind aber für den Mediävisten sicher von Gewinn, da sie auf der Basis fundierter Quellen- und Literaturkenntnis zentrale Aspekte der byzantinischen Geschichte beleuchten. Umgekehrt ermöglichen die beiden folgenden Abschnitte (Un'area marginale di contatti italo-greci: il Piemonte, S. 205–270, und Venezia e il Levante bizantino, S. 271–465) der byzantinistischen Forschung Einblick in zwei abendländische Kontakträume. Besonders interessant ist hierbei die – wenn auch nur kurzfristige – „weltgeschichtliche" Rolle der Markgrafen von Monferrato zu Beginn des 13. Jh., die ihren signifikanten Höhepunkt in der versuchten Konsolidierung der Herrschaft über das Königreich Thessaloniki durch Bonifacio di Monferrato in den ersten Jahren des „Lateinischen Kaiserreichs" hatte. Im „venezianischen" Teil sind die detaillierten Untersuchungen zu Demographie und Wirtschaft Kretas (auf Basis des reichen venezianischen Quellenmaterials) hervorzuheben. Die Aufsätze sind durch ein Personen- und ein geographisches Register erschlossen, die gegenüber den Originalveröffentlichungen einen gezielten Sucheinstieg ermöglichen. Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß der vorliegende Sammelband ein sehr gutes Beispiel darstellt, daß auch Nachdrucke bereits veröffentlichter Aufsätze bei klarer thematischer Gliederung und zusätzlicher Erschließung durch Register ein Gewinn für die wissenschaftliche Forschung sein können. Eine abschließende Bemerkung am Rande: Die zahlreichen Zitate in den Aufsätzen belegen eindeutig, welche internationale Rolle die deutschsprachige Byzantinistik über mehr als ein Jahrhundert spielte. Die Palette reicht von maßgeblichen Editionen (z. B. das „Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae", auch „Bonner Corpus" genannt, oder das „Corpus Fontium Historiae Byzantinae") über die einschlägigen Handbücher (von Krumbacher, Hunger u. a.) bis hin zu zahlreichen Detailuntersuchungen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn sich die heutige deutsche Wissenschaftspolitik stärker dieser Rolle erinnerte. Thomas Hofmann

Enzo Traverso, Cosmopoli. Figure dell'esilio ebraico-tedesco, Verona (Ombre Corte) 2004, 166 S., ISBN 88-87009-59-7, € 14,50. – Die Erfahrung des deutsch-jüdischen Exils ist das verbindende Element dieser aus dem Französischen übersetzten Sammlung von Aufsätzen, in deren Mittelpunkt die „Kosmopoliten" Karl Marx, Walter Benjamin, Joseph Roth, Theodor Adorno, Hannah Arendt und Siegfried Kracauer stehen. Enzo Traverso, der in Paris Politikwissenschaften lehrt, bezeichnet sein Buch als „opera di un italiano che vive in Francia e scrive soprattutto in francese, nè ebreo nè di lingua madre tedesca" (S. 13), doch ist trotz dieser biographischen wie sprachlichen Distanz

zum Forschungsgegenstand das persönliche Engagement des Autoren deutlich spürbar. Nicht „esiliato", sondern „espatriato", wie Traverso sich selbst im Vorwort definiert (S. 13), weist er auf das entscheidende Merkmal in der Lebensgeschichte der behandelten Exilanten hin: Im Gegensatz zur freiwilligen Emigration geht ihrer Auswanderung eine Vertreibung voraus; sie werden brutal aus der vertrauten Umgebung herausgerissen und in andere Lebenswelten verbannt. Gleichzeitig jedoch eröffnet das erzwungene Exil neue Perspektiven bezüglich Selbstverständnis, Politik, Geschichte und Gesellschaft, die sich in Leben und Werk der betreffenden Personen auf schöpferische Weise niederschlagen, wie Traverso anhand ausgewählter Briefe und Schriften seiner Protagonisten nachweist. In der Studie „Bohème, esilio e rivoluzione" (S. 15–42) thematisiert der Autor Karl Marx' und Walter Benjamins (marxistische) Kritik an der Boheme des 19. Jh., deren revolutionärer Geist unerwartet in reaktionäre Verhaltensweisen umschlagen konnte. Umso bemerkenswerter ist die Tatsache, dass sowohl Marx als auch Benjamin während ihres Exils selbst ein Bohemeleben in sozialer Unsicherheit und finanzieller Armut führen, welches sie in ihren Schriften für seine politische Unbeständigkeit so vehement kritisieren. In der doppelten Marginalisierung als Fremder und als Jude sieht Traverso die Wurzel dieser Existenzform, die mehr oder weniger auf alle der hier geschilderten Personen zutrifft. Auch Joseph Roths Kosmopolitismus lag, so der Autor in „L'Europa senza patria" (S. 43–58), die „Heimatlosigkeit" eines entwurzelten „Ostjuden" aus dem habsburgischen Galizien zugrunde. Mit dem Zusammenbruch der Habsburger Vielvölkermonarchie 1918 verliert der Schriftsteller das idealisierte „Vaterland", das fortan in seinen Romanen weiterlebt. Erst in Paris, wo Roth sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 niederlässt, findet er viel mehr als einen Zufluchtsort, nämlich die „Hauptstadt der Welt" (S. 49). Paris wird für Roth zum Inbegriff der europäischen Kultur, Europa zum einzigen möglichen „Vaterland der Heimatlosen". Die Auswirkung des Exils auf Beziehungen und Freundschaften ist Thema zweier weiterer Aufsätze. In „Adorno e Benjamin: un carteggio nella notte del secolo" (S. 59–98) untersucht Traverso, auf welche Weise sich im Briefwechsel der beiden Intellektuellen die Erfahrung der Fremde manifestiert und ihr Verhältnis zueinander beeinflusst, in „Hannah Arendt: l'esilio attraverso le lettere" (S. 99–142) bietet der Vf. einen Einblick in Arendts Korrespondenz mit Martin Heidegger, Karl Jaspers, Mary McCarthy, Heinrich Blücher, Hermann Broch, Gershom Scholem und Kurt Blumenfeld. Durch die Einbindung der Briefe in den jeweiligen biographischen Kontext ihrer Autoren entstehen reizvolle Miniaturen des weit verzweigten deutsch-jüdischen Intellektuellen-Milieus vor und nach 1933. Den Dialog zwischen den Freunden Adorno und Benjamin schildert Traverso vor allem im Hinblick auf ihre intel-

lektuellen Meinungsverschiedenheiten bezüglich Kunst, Geschichte und Surrealismus, denen nicht zuletzt ungleiche lebensgeschichtliche Erfahrungen zugrunde liegen. Der Briefwechsel wird zum Spiegel eines Exils „che non fu vissuto nello stesso modo dai due autori" (S. 69). Die unterschiedliche Exil-Erfahrung verändert die Freundschaft zwischen den beiden Männern insofern, als Benjamin zunehmend in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Adorno gerät. Auch in Hannah Arendts Korrespondenz hinterlässt das Exil Spuren. Anhand edierter wie unveröffentlichter Briefe verdeutlicht Traverso nicht nur die Vielfalt ihrer beruflichen wie persönlichen Kontakte, die jedem der Briefwechsel eine ganz eigene Note verleihen, sondern auch die Entwicklung und Transformation, die diese Beziehungen angesichts Arendts veränderter Lebensumstände und politischer Auffassungen nach der Bruch-Erfahrung von Vertreibung und Genozid durchlaufen. Siegfried Kracauer, dem der Aufsatz „Sotto il segno dell'extraterritorialità: Kracauer e la modernità ebraica" (S. 143–163) gewidmet ist, inspiriert das Exil – zunächst in Paris, dann in New York – zu seinem Konzept der „Extraterritorialität". Traverso sieht darin den Schlüssel zur jüdischen Identität Kracauers, des „ebreo non-ebreo, intellettuale al contempo tedesco, europeo, americano, esule, in breve, *Aussenseiter*" (S. 143). Auch dieses Porträt beeindruckt durch die geschickte Verbindung von biographischer Darstellung und Werkanalyse. Traverso zeigt, wie Kracauer zuerst in dem autobiographischen Roman „Ginster", später in seiner Studie über Jacques Offenbach den Begriff der Extraterritorialität entwickelt, die zugleich Sinnbild seiner eigenen Existenz ist. Enzo Traverso ist mit dieser Aufsatzsammlung eine faszinierende Darstellung des deutsch-jüdischen Exils gelungen, die zwar keine grundlegend neuen Erkenntnisse vermittelt, dafür jedoch durch ihre originelle Herangehensweise, die Auswahl der Quellen und die Präsenz der geschilderten Personen besticht. Mitunter störend sind die vielen inhaltlichen Wiederholungen, die auch innerhalb der einzelnen Aufsätze auftauchen. Ebenso hätte das Lektorat einige orthographische Fehler in der italienischen Übersetzung vermeiden können. Ruth Nattermann

IMAGO URBIS. L'immagine della città nella storia d'Italia. Atti del convegno internazionale (Bologna 5–7 sett. 2001), a cura di Francesca Bocchi e Rosa Smurra, Roma (Viella) 2003, VII u. 627 S., Abb., ISBN 88-8334-089-2, € 60. – Das von der „Commission internationale pour l'histoire des villes" für den Internationalen Historikertag 2005 in Sidney ausgewählte Thema „Images des Villes"/"Images of Towns", hier zunächst auf den Fall Italien bezogen (dann auch für andere europäische Länder vorgesehen), wurde auf der Tagung 2001 in Bologna in all seinen Aspekten abgehandelt. Und dazu bietet sich der Fall Italien allerdings in besonderer Weise an. Wahrnehmung, Vorstellung,

Selbstdarstellung der Stadt – und das alles vor dem Hintergrund der realen historischen Stadt – ist an sich schon als Fragestellung unerschöpflich, und wird es erst recht am Beispiel der Stadtlandschaft Italiens, die sich mit Lust in Bild und Wort selbst darstellte. Die Tagung, in ihren Zielen von Francesca Bocchi einführend erläutert, versuchte diese Façetten herauszuarbeiten. Davon kann hier nur ein knapper Eindruck gegeben werden (wobei es in dieser Zusammenfassung besonders auf Vorgehen und Quellen abgesehen sei). Das Bild der Stadt zunächst in den bildlichen Quellen (und das führt zugleich auf die Frage der ikonographischen *Typen*: das Stadtbild spätantiker Mosaiken (P. Porta), die Stadt als Sigle in der frühen Kartographie (S. Torresani), die Darstellung des himmlischen Jerusalem (C. D. Fonseca), Monumente als Stadt-Abbreviaturen (C. Frugoni), Stadtdarstellungen in der Malerei (A. Coloredo Castellary), im Siegelbild (S. Neri, D. Michelic) usw. Oder Darstellung und Vorstellung der Stadt in den Schriftquellen: Stadtcharakterisierungen in erzählenden Quellen des frühen und hohen Mittelalters (O. Capitani); Stadtstatuten als Mittel der Selbstdarstellung (R. Dondarini); humanistisches Städtelob (R. Fubini); Brindisi und Otranto vergleichend in spätmittelalterlichen Reiseberichten (H. Houben), und umgekehrt die deutschen Städte in italienischen Gesandtenberichten des Cinquecente (G. Chittolini). Endlich, in besonders zahlreichen (und darum hier zusammengefaßten) Beiträgen der enger geführte Vergleich zwischen der vorgestellten und der realen Stadt; der Stellenwert bestimmter kommunaler Gebäude, einzelner Plätze, Prozessionswege, usw. am konkreten Beispiel italienischer Städte (D. Friedman, R. Smurra, A. Tenenti, A. Modigliani u. a.), etwa die Selbstdarstellung Sienas in Ambrogio Lorenzettis *Buon Governo* (M. M. Donato); das Bild, das Venedig von sich gibt, das Bild, das man sich von Venedig machte, und das wirkliche Venedig (G. Ortalli); und als nichtitalienisches (aber vom antiken Stadtbild ausgehendes) Beispiel das antike Trier im mittelalterlichen Trier verwahrt, recycelt, vorgezeigt (L. Clemens). Wegen der in Rom aktuellen Diskussion über die Farbgebung restaurierter historischer Fassaden sei auf den Beitrag von A. Marino hingewiesen, die die Farbtöne der Architektur Roms im 17. Jh. behandelt und die dafür verfügbaren Quellen vorstellt: die *libri delle case* (also die Besitzkataster meist geistlicher Institutionen), die Baurechnungen der Chigi-Bauplätze des 17. Jh.; sowie die in letzter Zeit häufiger untersuchte Abfolge von Farbschichten an römischen Fassaden. Arnold Esch

Santuari cristiani d'Italia. Committenze e fruizione tra medioevo e età moderna, a cura di Mario Tosti, Collection de l'École Française de Rome 317, Rome (École Française de Rome) 2003, XXXIII u. 394 S., ca. 100 Abb., ISBN 2-7283-0705-9, ISSN 0223-5099, € 25. – Im Rahmen des von der École Fran-

çaise de Rome angeregten Forschungsprojekts „Censimento dei Santuari Cristiani d'Italia" hat eine Gruppe der Universität Perugia unter Leitung von Mario Tosti die Region Umbrien untersucht. Einige Ergebnisse wurden im September 2001 auf einer Tagung vorgestellt und durch Beiträge zu anderen Gebieten Italiens ergänzt. Im Mittelpunkt stand dabei der materielle Aspekt der „santuari", und zwar sowohl die Objekte der Verehrung, wie Reliquien und Ikonen, als auch die architektonische und künstlerische Ausstattung der Kirchen. Zudem wurden mit der Frage nach „committenze e fruizione" Entstehung und Entwicklung derselben in den Blick genommen. Ziel war auch, damit zu einer allgemeinen Definition des „santuario" beizutragen, in Abgrenzung zu gewöhnlichen Kirchen. Leider beschränkt sich ein Teil der im Tagungsband versammelten Aufsätze jedoch auf die Präsentation einzelner „santuari", ohne die Ergebnisse der Einzelstudien und die Ansätze verschiedener Disziplinen mit den übergreifenden Fragestellungen zu verknüpfen. Im einzelnen ist zunächst hervorzuheben der Beitrag von Mario Sensi, Alle radici della committenza santuariale (S. 207–255), der anhand von im wesentlichen umbrischen Beispielen die Entstehung von „santuari" untersucht, insbesondere deren Anlaß (Reliquien, Erscheinungen etc.) sowie daran beteiligte Personen, und die Entwicklung vom frühen Heiligen- und Reliquienkult über die Nachahmung heiliger Stätten wie der Grabeskirche in Jerusalem oder der Michaelsgrotten sowie die Umwidmung von „santuari" bis hin zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Marienverehrung verfolgt. Teilaspekte dieses umfassenden Überblicks sind: das Verhältnis von Heiligen- und Reliquienkult und der späteren Marien- und Bilderverehrung, dem Martina Caroli für das Gebiet von Ravenna nachgeht (Dalla reliquia all'immagine: percorsi nell'area ravennate, S. 45–69); die Frage nach dem „volkstümlichen" bzw. der Initiative von Laien verdankten Ursprung von „santuari" und ihrer kirchlichen Kontrolle, die Michele Bacci (Luoghi devoti e committenza privata nella Toscana del Trecento, S. 127–144), Maria Giuseppina Meloni/Maria Grazia Mele (Committenza e devozione in Sardegna tra medioevo ed età moderna, S. 145–169) und Luisa Proietti Pedetta (Santuari mariani nell'Alta Valle del Tevere in età moderna: primi sondaggi sulle devozioni e la pietà popolare, S. 195–206) an unterschiedlichen Beispielen behandeln; zuletzt die geographischen Zusammenhänge, sei es die Verbindung mit dem Phänomen der Transhumanz, wie sie Cristina Aglietti für die Abruzzen feststellen konnte (Santuari e tratturi dell'Abruzzo interno, S. 259–277), oder die Grenzlage von Wallfahrtsorten, die Luciano Giacchè (Comunità locali e santuari di confine in Valnerina, S. 323–340) in den Blick nimmt, allerdings vornehmlich unter einer volkskundlich-religionswissenschaftlichen Perspektive. Nicht der Entstehung, sondern dem Verschwinden bzw. der Aufgabe von „santuari" geht Clara Aman-

doli für das Gebiet von Assisi nach (Santuari scomparsi, santuari in disuso nell'area di Assisi, S. 279–306). Corrado Fratini (Immagini devozionali, artisti e committenti: precisazioni su alcuni santuari e luoghi di culto dell'Umbria, S. 307–322) beschreibt die Kunstwerke einiger Kirchen, die auch als Quellen für Planung und Schicksal der jeweiligen „santuari" dienen können. Einzelnen Objekten widmen sich Maria Stella Calò Mariani (Icone e statue lignee medievali nei santuari mariani della Puglia: la Capitanata, S. 3–43), Genoveffa Palumbo (Oggetti e devozioni nel napoletano. Il santuario di Casaluce, le anfore, la Madonna, la scatola, il dragone, S. 109–124) und Angelo Turchini (Committenza „popolare" nella devozione a Santa Rita da Cascia, S. 171–194), bei dem es um Votivtafeln geht. Etwas aus dem Rahmen des Bandes fallen die Aufsätze von Carlo Tosco (Committenti, cappelle e reliquie nel tardo medioevo, S. 93–108), der die funktionale und architektonische Entwicklung von Seitenkapellen anhand italienischer, französischer und spanischer Beispiele darstellt, und – sehr anregend – Raimondo Michetti (Santi di facciata. Sculture e agiografia sulle chiese della Roma d'età moderna, S. 71–92), der für die frühneuzeitlichen Heiligenstatuen des Sonderfalls Rom allerdings mehr Fragen anreißt als beantwortet. Zuletzt finden sich die Beiträge der die Tagung beschließenden „Tavola rotonda" (S. 341–365); der Band ist zudem durch ein Personen- und Ortsregister erschlossen (S. 367–383).

Gritje Hartmann

Meta Niederkorn-Bruck/Anton Scharer (Hg.), Erzbischof Arn von Salzburg, Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 40, München (Oldenburg) 2004, 178 S., ISBN 3-486-57595-3, € 34,80. – Die Ereignisse um 800 sind in der Geschichtswissenschaft hinreichend betagt worden. In diesem Zusammenhang konnte der Name des Salzburger Erzbischofs, der den scheinbar auf wundersame Weise geheilten Papst Leo III. 799 wieder nach Rom zurückgeführt hatte, nicht fehlen, und so nahm sich im Jahre 2000 ein Symposion in Wien seiner Person an. Doch nicht die Kaiserkrönung Karls des Großen und Arns Rolle in diesem Zusammenhang stehen im Zentrum der nunmehr als Sammelband erschienen Tagungsbeiträge, sondern Arn als Person, Erzbischof und Mitglied der geistlichen Bildungselite des Karolingerreiches. Wilhelm Störmer, Der junge Arn in Freising. Familienkreis und Weggenossen aus dem Freisinger Domstift (S. 9–26), skizziert den Personenverband, in den der 740/41 geborenen Arn eingebettet war. Die Besitzungen des Vaters Haholt mit einem Zentrum um Bittlbach dürfen als nicht unbedeutend angesprochen werden, ebenso die Kontakte zu anderen Adelsgeschlechtern. Das Umfeld aus dem Freisinger Domkapitel versorgte Arn mit Kontakten bis nach Auxerre. Heinz Dopsch, Salzburg zur Zeit Erzbischof

Arns (S. 27–55), skizziert die Entwicklung des von Bonifatius gegründeten Bistums Salzburg, für dessen Erhebung zum Erzbistum er besonders den Beziehungen zwischen Arn und Karl dem Großen Gewicht beimißt, beschreibt die bauliche Situation der Stadt vorrangig anhand von Gedichten Alkuins sowie der ältesten Salzburger Güterverzeichnisse und bietet einen Überblick über die Besitzungen der Salzburger Kirche um 800. Brigitte Merta, Salzburg und die Karolinger im Spiegel der Königsurkunden (S. 56–67), behandelt ohne explizite Fragestellung chronologisch die karolingischen Königsurkunden für Salzburg bis einschließlich Ludwig dem Kind. Rosamond McKitterick, Geschichte und Gedächtnis im frühmittelalterlichen Bayern: Virgil, Arn und der Liber Vitae von St. Peter zu Salzburg (S. 68–80), untersucht Aufbau und Inhalt des 784 begonnenen *Liber Vitae*. Vor diesem Hintergrund betont sie die Kontinuitäten zwischen Virgil und Arn, da Arn mit der kontinuierlichen Fortführung des *Liber Vitae* die „kulturellen Sympathien" (S. 80), die unter Virgil vorherrschten, akzeptiert habe. Maximilian Diesenberger und Herwig Wolfram, Arn und Alkuin 790 bis 804: zwei Freunde und ihre Schriften (S. 81–106), behandeln ihr Thema vorrangig anhand der Briefe, die Alkuin in den letzten Lebensjahren an Arn schickte. Mary Garrison, *Praesagum nomen tibi*: The Significance of Name-wordplay in Alcuin's Letters to Arn (S. 107–127), untersucht vorrangig Arns Beinamen *aquila*. Die Habakuk-Anspielungen in Alkuins Briefen führt die Vf. auf Hieronymus zurück (S. 120–123). Der so gut wie unbefußnotete Aufsatz des inzwischen verstorbenen Mediävisten Donald Bullough, Alcuin, Arn and the Creed in Mass (S. 128–136), beschäftigt sich mit der Rolle Alkuins und Arns in Hinblick auf den *filioque*-Streit. Klaus Herbers, Das Bild Papst Leos III. in der Perspektive des *Liber pontificalis* (S. 137–154), entwirft unter Berücksichtigung des hagiographischen Diskurses der Leovita ein Bild des Papstes (Bautätigkeiten, theologische Streitigkeiten etc.), dem jedoch aufgrund des an Karl gekoppelten Rezeptionsrahmens in den jüngeren Quellen keine Resonanz beschieden war. Meta Niederkorn-Bruck, Das Salzburger historische Martyrolog aus der Arn-Zeit und seine Bedeutung für die Textgeschichte des *Martyrologium Bedae* (S. 155–171), behandelt die individuell ausgeprägte Liturgie in Salzburg anhand der Martyrologe. Die auffallend häufige Nennung von Papstnamen in den beiden Kurzmartyrologien führt die Vf. auf ein Exemplar des *Liber Pontificalis* zurück, das wahrscheinlich Arn „aus S. Amand, vielleicht sogar aus Rom selbst, nach Salzburg mitgebracht haben wird" (S. 170). Fritz Lošek, Arn von Salzburg und die karolingische Dichtung (S. 172–178), spricht die unterschiedliche Wertung Salzburgs als literarisches Zentrum des 8. und 9. Jh. an und bietet nach einer Analyse der *Carmina Salisburgensia* (MGH Poetae 2 S. 637–648) eine Neuedition des nach der bisherigen Edition vierzehnten Gedichtes. Insgesamt bie-

tet der Band eine Fülle von Beiträgen, die man aufgrund eines fehlenden Untertitels so nicht vermutet hätte. Denn der Band ist kein erster Zugang zu Arn und seiner Zeit, den man Studienanfängern empfehlen kann, sondern wendet sich aufgrund der wenig allgemein gehaltenen Thematik der Einzelbeiträge eher an den Kenner, der bei den behandelten Problemen auf seine Kosten kommt. Ein Register fehlt. Jochen Johrendt

Paolo Chiesa (a cura di), Paolino d'Aquileia e il contributo italiano all'Europa carolingia. Atti del Convegno Internazionale di Studi Cividale del Friuli – Premariacco, 10–13 ottobre 2002, Libri e Biblioteche 12, Udine (Forum) 2003, 607 S., ISBN 88-8420-162-4, € 40. – Den zwölfhundertsten Todestag von Paulinus von Aquileia im Jahr 802 nahm die Universität Udine zum Anlaß, eine internationale Tagung zu veranstalten, um das Werk des Patriarchen kritisch zu würdigen. Ausgegangen war die Initiative von dem Comitato Paulinus Patriarcha 802–2002. Der Tradition zufolge wurde Paulinus in Premariacco, wohl um 750, geboren. Über seine soziale Herkunft ist nichts Sicheres bekannt. Mit etwa zwanzig Jahren kam er an den Hof Karls des Großen und avancierte dort als Mitglied der Hofkapelle zu den bedeutenderen Vertretern der sogenannten karolingischen Renaissance. 787 erfolgte seine Erhebung zum Patriarchen von Aquileia, deren Kirche Karl im Jahr 792 mit weitreichenden Privilegien ausstattete. Paulinus war eine äußerst gebildete Persönlichkeit mit vielseitigen kulturellen Interessen. Er beteiligte sich an den politischen Diskussionen seiner Zeit, indem er sich etwa gegen Zwangsmissionen der Slawen aussprach; weiterhin betätigte er sich als Dichter und Komponist. Die weitgespannten kulturellen und politischen Netzwerke innerhalb derer sich Paulinus bewegte und die europäischen Dimensionen der karolingischen Herrschaft haben die Veranstalter denn auch folgerichtig in das Zentrum ihrer Tagung gestellt. Dabei sind die Vortragenden so weit möglich der Leitfrage nachgegangen, welche Einflüsse von Aquileia bzw. der Apenninen-Halbinsel auf die karolingische Hofkultur eingewirkt haben. Bedauerlicherweise hat es der Herausgeber unterlassen, den Beiträgen eine kritische Einleitung voranzustellen. Die einzelnen Aufsätze befassen sich mit äußerst heterogenen Themen. Sie analysieren das poetische und literarische Werk sowie die musikalischen Kompositionen des Paulinus und ihre Überlieferung, seinen kirchenpolitischen Einfluß in Oberitalien, die Rezeption der karolingischen Kapitularien im *Regnum Langobardorum*, aber auch das dortige Fortleben langobardischer Gesetzgebung, die zeitgenössischen Inschriftensyllogen und die monumentale Baukunst. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit den kirchlichen Organisationsstrukturen in Friaul, der Rezeption der *Historia Langobardorum* des Paulus Diaconus und den Reisewegen von Intellektuellen, Ideen und Büchern sowie ferner mit der Bedeutung der Anthro-

pologie für die archäologische Forschung. Abgeschlossen wird der Band von einer Studie zu den Skelettfunden im Reliquiar des heiligen Paulinus aus dem Dom von Cividale, die nachweislich von drei Individuen stammen und laut Auskunft der C 14-Datierung in die römische Kaiserzeit datieren. Lukas Clemens

Per terre e per acque. Vie di comunicazione nel Veneto dal medioevo alla prima età moderna, Atti del convegno, Castello di Monselice, 16 dicembre 2001, a cura di Donato Gallo, Flaviano Rossetto, Carrubio. Collana di storia e cultura veneta 2, Padova (Il Poligrafo) 2003, 371 S. mit 29 Abb., ISBN 88-7115-294-8, € 32. – Will man die Lebensbedingungen einer vergangenen Zeit kennenlernen, gehört die Erforschung der Verkehrsverbindungen zu den unerlässlichen Voraussetzungen. Die Beiträge dieses Colloquiums klären für den Nordosten Italiens einige Aspekte der Thematik auf. Silvana Collodo, Strade, territorio, commercio: l'esempio della postazione doganale di Treville nel trevigiano (sec. X), beginnt mit der einleuchtend begründeten Identifizierung von *Trevile*, der siebenten der Zollstationen, die in den *Honorantie civitatis Papie* auf dem Wege aus den Alpen nach Süden aufgezählt werden (S. 17–28). Allgemein mit den Verkehrsmöglichkeiten im Übergang von der Antike zum Mittelalter beschäftigt sich Claudio Azzara, Le vie di comunicazione delle Venezie fra tardo antico e alto medioevo (S. 79–92). Die Verhältnisse während der frühen Zeit in einer speziellen, wasserreichen Region, dem Tagungsort benachbart, behandeln einerseits Camillo Corrain und Enrico Zerbinati (Il sostrato antico: aspetti della viabilità romana e medioevale nella fascia territoriale dell'Adige tra basso Padovano e Polesine, S. 29–77), andererseits Lorenzo Casazza (Vie di terra e di acqua nel Polesine altomedievale: continuità e trasformazioni, S. 93–117). Für die Handelsverbindungen wie überhaupt für den gesamten Verkehr von der Hafenstadt Venedig nach Norden, zu Land und auf den Wasserläufen, nehmen Treviso und das Umland seit jeher eine Schlüsselstellung ein; Giampaolo Cagnin, vorzüglich vertraut mit den dortigen Archivalien, beschreibt die daraus folgenden Einzelheiten für das 12. bis 15. Jh. und illustriert sie durch den Abdruck von zehn einschlägigen Urkunden (Vie di comunicazione tra Veneto continentale e Friuli, S. 119–164). Das gesamte Straßennetz dieses Distrikts zu einem gegebenen Zeitpunkt rekonstruiert Gian Paolo Bustreo auf der Grundlage einer systematischen Erhebung, welche die Kommune Treviso angeordnet hat – der Vf. nennt sie den Beginn einer lokalen „politica stradale": Paesaggi rurali del trevigiano. Il censimento stradale del 1315 (S. 239–265; mit einer Urkunde für die von Staats wegen durchgeführte Verlegung eines Straßenstücks aus dem Jahre 1398). Dem Schutz der Verkehrswege an neuralgischen Punkten widmet sich Dario Canzian für Etsch, Livenza und die Ränder der Lagune Venedigs rund um Mestre: I castelli di passo e di fiume (S. 165–201). Dass auch

dort Straßen ihre Bedeutung besaßen, wo ein großer Flusslauf zur Verfügung stand, unterstreicht Silvana Anna Bianchi, La viabilità terrestre in territorio veronese fra norme teoriche e realizzazioni pratiche (secoli XII–XV) (S. 203–238). Vorzug genoss jedoch stets der Transport auf dem Wasser; nicht umsonst sorgte man bereits im hohen Mittelalter für eine künstliche Verbindung zwischen Padua und Monselice, wie dargelegt wird von Claudio Grandis, La via fluviale della Riviera Euganea (1189–1557) (S. 267–298). Die technischen Probleme beim Transport schwerer Güter erörtert endlich Raffaello Vergani, Le vie dei metalli (S. 299–318). Aldo A. Settia steuert abschließend eine Zusammenfassung der Thematik bei. Mehrere dieser Beiträge werden durch Karten anschaulich illustriert, ihren Inhalt erschließt das Namenregister am Schluss des Bandes. Dieter Girgensohn

Pietro De Leo (a cura di), San Bruno di Colonia. Un eremita tra Oriente e Occidente, Soveria Mannelli (Rubbettino) 2004, XVI, 322 S., ISBN 88-498-0857-7, € 25. – Im Rahmen der Celebrazioni Nazionali per il Nono Centenario della Morte di San Bruno di Colonia wurde vom 2. bis 5. Oktober 2002 im Palazzo Chimirri in Serra San Bruno die zweite internationale Tagung abgehalten, die Bruno von Köln und der von ihm gegründeten südkalabresischen Kartause S. Maria della Torre gewidmet war. Dabei stand vor allem der Einfluß der in Kalabrien seit Jahrhunderten verwurzelten Traditionen des griechisch-byzantinischen Mönchtums auf die Gemeinschaft und das monastische Ideal Brunos im Mittelpunkt der Untersuchungen. Der einführende Beitrag von Claudio Leonardi (S. 3–12) stellt einen kausalen Zusammenhang zwischen der Zeit Brunos als *scholasticus* und *cancellarius* in Reims, die durch den Konflikt mit Erzbischof von Manasse und den Kampf für die Gregorianische Reform geprägt war, und seinem Rückzug in die südkalabresische Einöde im Jahr 1091 her. Mit der Entwicklung des griechischsprachigen Mönchtums in Kalabrien bis zur normannischen Periode beschäftigt sich die folgende Studie: Zunächst scheint die eremitische/hesychastische Form des monastischen Lebens dort zu überwiegen, doch aus der Erfahrung, daß die zönobitische Lebensweise durch ihre Institutionalisierung funktionstüchtiger ist, und dem Wissen, daß nur im Hesychasmus die monastische Perfektion erreicht werden kann, entsteht in Kalabrien allmählich eine Mischform dieser Lebensstile, die beiden Idealen gerecht zu werden versucht (Enrico Morini, Il fuoco dell'esichia. Il monachesimo greco in Calabria fra tensione eremitica e massimalismo cenobitico, S. 13–30). Speziell die Einflüsse eremitischer Traditionen östlicher Prägung auf das griechisch-kalabresische Mönchtum untersucht Filippo Burgarella (Tradizioni eremitiche orientali in Calabria al tempo di San Bruno di Colonia, S. 31–45). Dem Fortbestehen der Kartause S. Maria della Torre nach dem Tod ihres Grün-

ders im Jahre 1101 und dem Gedächtnis an Bruno von Köln, das Cecilia Falchini anhand von *titoli funebri*, d. h. Zeugnissen im Andenken an Bruno von Köln, die von einem seiner Mitbrüder zusammengetragen getragen wurden, analysiert hat (Cecilia Falchini, La memoria di Bruno di Colonia nelle testimonianze per la sua morte, S. 61–70), sind die nächsten beiden Aufsätze gewidmet. Im Amt des *magister eremi* folgen Bruno zunächst der weniger rigorose Lanuinus (1101–1116) und schließlich Lambertus (1116–1124) nach, unter dem eine Teilung der Kartause erfolgt: Die Anachoreten sind weiterhin in S. Maria della Torre untergebracht, hingegen wird für Zönobiten, Novizen und Konversen unweit der Mutterkartause die Zweigstelle S. Stefano del Bosco errichtet (Pietro De Leo, La Certosa di Calabria alla morte di Bruno di Colonia, S. 47–60). Die Verhandlungen um die Wiederbesiedelung der kalabresischen Kartause, die 1192 in eine Zisterzienserabtei umgewandelt worden war, durch Kartäusermönche im Jahr 1514 sind Gegenstand des Artikels von James Hogg. Die ausführlichen lateinischen Zitate aus den jeweiligen Schriftstücken, die der Autor fast unkommentiert einbaut, lassen den Leser jedoch das Fazit dieses Beitrages aus den Augen verlieren (James Hogg, The memory of Saint Bruno and the recovery of the charterhouse of Serra San Bruno, S. 71–105). Mit dem monastischen Ideal Brunos und der spirituellen Tradition der Kartäuser in der Abgrenzung zur zisterziensischen, wobei beiden die *lectio divina* mit dem Rückbezug auf die patristische Literatur gemeinsam ist, beschäftigen sich die folgenden Aufsätze (Giovanni Leoncini, L'ideale monastico di San Bruno, S. 107–121; Réginald Grégoire, La tradizione certosina nella spiritualità cistercense, S. 123–130). Der Publizierung thaumarturgischer Werke und der Heiligsprechung ihrer Mitbrüder stehen die Kartäuser eher reserviert gegenüber, wobei die Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Wundertätigkeit (Träume, Visionen) getroffen werden muß (Dennis D. Martin, Carthusians, Canonizations, and the Universal Call to Sanctity, S. 131–149; Pietro Boglioni, Miracolo e miracoli nell'agiografia certosina delle origini, S. 151–180). Natalie Nabert analysiert die verschiedenen Stufen der Kontemplation der Kartäuser vom ständigen Gebet bis hin zum Gebet des Herzens (La prière cartusienne et la tradition des Pères de l'Eglise, S. 181–195). Einen allgemeinen Überblick über die Formen eremitischen Lebens von Frauen liefert die Studie von Gabriella Zarri (Aspetti dell'esperienza eremitica femminile: una tipologia di lungo periodo, S. 197–210), während diejenige von Maria Adele Teti speziell die Ausbreitung und Architektur der weiblichen Kartausen in Frankreich und Italien behandelt (Certose e certosine: un mondo da esplorare, S. 211–242). Die letzten beiden Beiträge befassen sich mit dem Erbe Brunos von Köln: Ein schriftliches Zeugnis, nämlich das Martyrologium von S. Stefano del Bosco, das sich heute in der Biblioteca Nazionale von Neapel befindet, stellt Angela Carolei vor (S. 243–

251). Bildliche Zeugnisse hingegen, genauer die Darstellung von Eremiten im mittelalterlichen Mezzogiorno, unter anderem in der Cappella Palatina in Palermo und der Kathedrale von Monreale, sind Gegenstand der etwas numerativen Charakters aufweisenden Untersuchung von Valentino Pace (Eremiti in scena nell'Italia meridionale Medievale [e altrove], S. 253–290). Insgesamt geben die Beiträge dieses Tagungsbandes einen gelungenen Einblick in die vielfältigen Einflüsse, die auf das monastische Leben und die spirituellen Ideale der kalabresischen Kartäuser einwirken bzw. wiederum von ihnen auf andere Ordensgemeinschaften ausstrahlen. Dabei wird vor allem der besonderen Ausgangslage von S. Maria della Torre am Schnittpunkt zwischen Orient und Okzident, als Bindeglied zwischen den Traditionen des östlichen Mönchtums, den Interessen des Reformpapsttums und dem Machtbereich der Normannen, Rechnung getragen. Julia Becker

Il secolo XII: la „renovatio" dell'Europa cristiana, a cura di Giles Constable, Giorgio Cracco, Hagen Keller, Annali dell'istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni 62, Bologna (il Mulino) 2003, 564 S., ISBN 88-15-08982-9, € 31,00. – Vom 11. bis 15. September 2000 fand in Trento die 43. Settimana di studio statt, deren Beiträge in gedruckter Form den hier anzuzeigenden Band bilden. Hagen Keller, Introduzione. Il XII secolo negli studi tedeschi dell'ultimo decennio (S. 7–16), zeichnet ein Panorama der aktuellen deutschen Forschung zum 12. Jh., das den folgenden Beiträgen als Rahmen dienen soll. Diego Quaglioni, Introduzione. La rinnovazione del diritto (S. 17–34), betont die für Europa einheitsstiftende Funktion des in dieser Epoche entwickelten Rechts. Giles Constable, L'idea di innovazione nel XII secolo (S. 35–66), untersucht in spirituellen, intellektuellen, kulturellen, institutionellen u. a. Kontexten anhand von Junkturen mit *novus* die Innovationen des Untersuchungszeitraums. Hagen Keller, La responsabilità del singolo e l'ordinamento della comunità. Il cambiamento dei valori sociali nel XII secolo (S. 67–88), skizziert die Entwicklung des Individuums zwischen einer gesteigerten Verrechtlichung (und damit der Forderung nach Unterordnung des Individuums unter diese Ordnung) und einer neuen Qualität von Individualität, nicht zuletzt durch die Betonung der Intentionalität bei Handlungen einzelner. Er sieht darin einen entscheidenden Beitrag zur „rinnovatio della cultura cristiana", der auch für die folgenden Epochen prägend sein sollte. Franz J. Felten, Impero e papato nel XII secolo (S. 89–129), stellt zunächst die Hauptereignisse wie Roncaglia und das Alexandrinische Schisma (S. 94–98) im Lichte der neuesten Forschung dar, um dann die Umgestaltung der politischen Ordnungen und ihre Veränderungen sowie abschließend die methodischen Probleme zentraler Fragestellungen zu thematisieren, wie die Frage nach der

richtigen Einordnung der Vorgänge von Besançon und der Intention ihrer Handlungsträger (S. 114–116). Giovanni Vitolo, Comunità cristiana e poteri ecclesiali (S. 131–142), bietet ohne Fußnoten in Form einer Arbeitshypothese (S. 131) einen Überblick über die kirchliche Entwicklung. Paolo Cammarosano, La nascita dei ceti dirigenti locali (S. 143–150), zeichnet die Stellung lokaler Führungsgruppen im Spannungsbogen zwischen gesteigerter sozialer Mobilität und zunehmender Ausdifferenzierung und Verfestigung der sozialen und politischen Strukturen am Beispiel Italiens nach. Giancarlo Andenna, Il contadino: „pes mundi", motore dell'universo (S. 151–182), beschäftigt sich mit der Veränderung des ländlichen Lebens und seiner Wahrnehmung. Daniela Rando, Essere „maggiori", essere „minori" nelle città (S. 183–206), gibt einen Einblick in das städtische Gefüge. Peter Dinzelbacher, La donna, il figlio e l'amore. La nuova emozionalità del XII secolo (S. 207–252), beschäftigt sich mit den Phänomenen Familie und Kindheit. Gerhard Dilcher, La „renovatio" degli Hohenstaufen fra innovazione e tradizione. Concetti giuridici come orizzonte d'azione della politica italiana di Federico Barbarossa (S. 253–288), untersucht die Auseinandersetzungen um die *libertas* der oberitalienischen Städte und die *auctoritas* des Kaisers nach Roncaglia im Hinblick auf altes und neues Recht in Argumentation und Position der Gegner. Giovanni Minnucci, Diritto e processo penale nella prima trattatistica del XII secolo: qualche riflessione (S. 289–327), befaßt sich ausgehend vom *Tractatus criminum* 1162/64 mit unterschiedlichen Prozeßformen und den entsprechenden juristischen Reflexionen. Giovanni Rossi, Oberto Dall'Orto „multarum legum doctus auctoritate" e le origini della feudistica (S. 329–365), behandelt Genese und Entwicklung des Lehnsrechts. Claudio Leonardi, Monaci, chierici e laici intorno al Vangelo. Il Dio lontano e il Dio vicino nel secolo XII (S. 367–379), betont die neue Rolle der Laien seit Gregor VII. und beleuchtet knapp unterschiedliche theologische Modelle Bernhards von Clairvaux, Hildegards von Bingen u. a. Pietro Zerbi, Teologie a confronto. Il concilio di Sens (S. 381–392), skizziert das Konzil von Sens (1141) mit seiner Auseinandersetzung zwischen Abaelard und Bernhard von Clairvaux als Höhe- und Entscheidungspunkt der Theologie des 12. Jh. Gian Luca Potestà, Gli spazi del'Anticristo (S. 393–421), stellt die drei grundlegenden Werke, die *Revelationes* des Pseudo-Methodius, die *Sybilla Tiburtina* und den *Tractatus de ortu et tempore Antichristi*, in den Zusammenhang der Eschatologie des 12. Jh., vor allem mit Joachim von Fiore. Alfonso Maierù, Saperi scientifici e antropologia: l'apporto della cultura araba (S. 423–459), untersucht Werke von Hugo von St. Viktor, Al-Fārābī († 950) und der besonders als Übersetzer arabischer Schriften hier berücksichtigten Gelehrten Gerhard von Cremona († 1187) und Gundissalinus († nach 1181). Guglielmo Cavallo, Il secolo che legge e che

scrive. Tra Occidente e Bisanzio (S. 461–477), beschreibt Bedingungen sowie Formen der Literatur im westlichen Europa und gibt eine kurzen Ausblick auf die Situation in Byzanz. Christel Meier, Le rappresentazioni dell'invisibile. Sulla nuova diagrammatica del XII secolo (S. 479–527), beschäftigt sich mit Diagrammen und symbolischen Darstellungen im Zusammenhang mit mystischen Schriften, vorrangig am Beispiel des *Liber divinorum operum* der Hildegard von Bingen. Dem Artikel sind zur Veranschaulichung 18 Abbildungen beigegeben. Daniel Russo, L'affermazione della Vergine Maria nell'iconografia dell'arte cristiana del XII secolo (S. 529–564), gibt in einem mit 13 Abbildungen ausgestatteten über weite Strecken ohne Anmerkungen ausgestatteten Beitrag einen skizzenhaften Überblick über die ikonographische Entwicklung des Marienbildes, beispielhaft an einigen Kirchen in Rom und im Reich nördlich der Alpen. Alle Beiträge schießen meist mit einer knappen Zusammenfassung, die dem Leser den Zugang erleichtern. Auf ein Register wurde leider verzichtet. Insgesamt bietet das Buch eine Vielzahl von unterschiedlichsten Aspekten zum 12. Jh., die jedoch nicht immer auf demselben Niveau bearbeitet wurden und sich nicht nur an den Kenner wenden. Im Zusammenhang des Themas wird erstaunlicherweise die Rolle der Kirche als Institution bei der postulierten „renovatio" des christlichen Europas kaum behandelt. Um eine ausgewogene Darstellung des 12. Jh. aus unterschiedlichen Perspektiven im Sinne eines Handbuchs handelt es sich nicht, doch dies war auch nicht der Anspruch der Herausgeber. Jochen Johrendt

Salerno nel XII secolo. Istituzioni, società, cultura. Atti del convegno internazionale, Raito di Vietri sul Mare, 16–20 giugno 1999, a cura di Paolo Delogu e Paolo Peduto, Salerno (Provincia di Salerno, Centro Studi Salernitani „Raffaele Guariglia"), 2004, 447 S., ohne Preis. – Im Frühsommer 1999 widmete sich ein fünftägiger Kongreß der gesellschaftlichen, kirchlichen und kulturellen Entwicklung Salernos im 12. Jh., der vieldiskutierten Phase des Übergangs Süditaliens von den unterschiedlichen vornormannischen Herrschaftsformen über die ersten normannischen, „feudalen" Machtstrukturen bis hin zum zentralistischen Staat der normannischen Könige. Im Zentrum der Untersuchung stand dabei die Stadtentwicklung, im Vergleich und Kontrast zum gleichzeitigen norditalienischen Prozeß. Ein besonderer Verdienst des zu besprechenden Kongresses, dessen sehr ansprechender Kongreßband leider erst im Frühjahr 2004 erschienen ist, liegt zweifelsohne in der Weite des kulturellen Spektrums, das von der städtischen Entwicklung über Musik und Liturgie bis hin zur Medizingeschichte reicht. Die Stadtentwicklung im engeren Sinn behandeln die Beiträge von Chris Wickham (City society in twelfth-century Italy and the example of Salerno, S. 12–26) und Donald Matthew

(*Semper fideles*. The citizens of Salerno in the Norman kingdom, S. 27–45). Sehr überzeugend ist der Versuch, die ausschließliche Anbindung der Stadtentwicklung an die Ausbildung autonomer kommunaler Verwaltungsstrukturen (als Spezifikum norditalienischer Städte) zu relativieren und dafür die kreative Mitwirkung städtischer Eliten in einem zentralistisch verankerten lokalen Herrschaftssystem zu betonen. Matthew kann gerade am Beispiel Salernos die besondere Rolle salernitaner Familien in der lokalen Verwaltung dokumentieren, auch wenn die Zuweisung bestimmter Funktion immer durch die normannischen Herrscher erfolgte. Diese These wird durch mehrere Beiträge zu Detailaspekten untermauert: Vito Loré kann aufzeigen, daß die langobardische Führungsschicht Salernos trotz Verlust ihrer gräflichen Titel, ihrer Einnahmen aus dem langobardischen Finanzsystem und eines Teils ihrer Besitzungen die dominierende Rolle im lokalen Umfeld behaupten konnte (Vito Loré, L'aristocrazia salernitana nell'XI secolo, S. 61–102). Diese These wird zusätzlich dadurch belegt, daß sich in Salerno im 12. Jh. kaum normannische Adelige nachweisen lassen. Ähnliches gilt für den Berufsstand der *iudices* (Maria Galante, Il giudice a Salerno in età normanna, S. 46–60). Stärkere Veränderungen sind hingegen bei der Rolle der Frau in der Gesellschaft und beim Erbrecht festzustellen. Nachweislich hat sich die rechtliche Stellung der Frau in der Gesellschaft Salernos nach 1100 bedeutend verbessert; es muß allerdings offen bleiben, ob dies auf normannischen Einfluß oder auf die verstärkte Anwendung des römischen Rechts zurückzuführen ist (Joanna H. Drell, Family structure in Salernitan society, S. 103–118; Patricia Skinner, Daughters of Sichelgaita: the women of Salerno in the twelfth century, S. 119–133). Im kirchlichen Bereich konnte der Erzbischof von Salerno im 12. Jh. seine Autorität im Kirchensprengel konsolidieren; der besonders betonte Kult des Stadtheiligen, des Apostels Matthäus, erfüllte hierbei eine wichtige Integrationsfunktion sowohl für die Stadtbevölkerung als auch für das Umland (vgl. Germano Sangermano, La cattedrale e la città, S. 149–169; Giovanni Vitolo, Città e chiesa nel mezzogiorno medievale: la processione del santo patrono a Salerno (sec. XII), S. 134–148; Amelia Galdi, I santi e la città. Agiografia e dedicazioni, S. 170–187). Der Themenkomplex wird abgerundet durch eine Studie zur Kirchenmusik und Liturgie Salernos im behandelten Zeitraum (Thomas F. Kelly, La musica, la liturgia e la tradizione nella Salerno del dodicesimo secolo, S. 188–212) sowie durch zwei umfangreiche kunsthistorische Beiträge zum Dom von Salerno (Dorothy F. Glass, The pulpits in the Cathedral at Salerno, S. 213–237; Antonio Braca, I mosaici dei pavimenti del transetto e del coro nel Duomo di Salerno, S. 238–277). In wirtschaftlicher Hinsicht ist im wesentlichen Kontinuität festzustellen. Die Agrarwirtschaft blieb dominant, Salerno bildete einen lokalen Markt auch für die Umgegend

(vgl. Magdala Pucci, Il territorio rurale, S. 278–309; Graham A. Loud, L'attività economica dei monasteri nel principato di Salerno durante il dodicesimo secolo, S. 310–336, mit ausführlicher Berücksichtigung des reichen Urkundenbestands der Abtei Cava de' Tirreni). Keramik- und Münzfunde dokumentieren darüber hinaus die Handelsfunktion der Stadt, die im überregionalen Handel allerdings nie mit den nahegelegenen Zentren Amalfi und Neapel konkurrieren konnte (Lucia Traviani, La zecca e le monete di Salerno nel XII secolo, S. 337–354; Ada De Crescenzo, La ceramica salernitana del XII secolo, S. 355–379). Insgesamt ergibt sich der Eindruck eines differenzierten und strukturierten Mikrokosmos, dessen überregionale Ausstrahlung ziemlich gering war. Dennoch konnten sich in diesem geschlossenen Mikrokosmos gerade im 12. Jh. auf kulturellem Gebiet Leistungen entwickeln, deren Bedeutung weit über den engen lokalen Radius hinausreichte: Zu nennen wären die Geschichtsschreibung am Beispiel des Chronicon des Romualdus Salernitanus (Marino Zabbia, Romualdo Guarna arcivescovo di Salerno e la sua Cronaca, S. 380–398) oder Medizin und Heilkunde in der berühmten Medizinschule von Salerno (Danielle Jacquart, Médecine et philosophie naturelle à Salerne au XIIe siècle, S. 399–407; Luciano Mauro/Alessandro Masturzo, Elementi di originalità nel *corpus* botanico del *Circa instans*, S. 408–428). Zusammenfassend betrachtet bietet der vorliegende Kongreßband einen sehr breiten und quellenreichen Einblick in die Geschichte Salernos im 12. Jh., ist aber über die Lokalgeschichte hinaus auch für die Beschäftigung mit dem normannischen Süditalien sehr nützlich. Besonders interessant erscheinen die übergreifenden Fragestellungen zur süditalienischen Stadt- und Wirtschaftsentwicklung, so daß die Lektüre auch für einen breiteren Leserkreis gewinnbringend sein wird. Der Band ist typographisch und redaktionell sehr sorgfältig gearbeitet und liefert reiches Bildmaterial von sehr guter Qualität; leider fehlt ihm, wie vielen Kongreßbänden, ein Register, was die gezielte Benutzung bedeutend erschwert. Zweifelsohne hätten die „atti del convegno internazionale" eine internationale Rezeption verdient; ob diese freilich bei einer Veröffentlichung „fuori commercio" erreicht werden kann, muß dahingestellt bleiben.

Thomas Hofmann

Domus et splendida palatia. Residenze papali e cardinalizie a Roma fra XII e XV secolo, a cura di Alessio Monciatti, Pisa (Edizioni della Normale) 2004, XII, 303 S., Abb., Graphiken, ISBN 88-7642-135-1, € 35. – Der anzuzeigende Band enthält zehn Beiträge des Studientages an der Scuola Normale Superiore in Pisa vom 14. November 2002. Das Thema ist natürlich – wie Enrico Castelnuovo und Alessio Monciatti in ihrer Einleitung betonen – zu groß, um hier vollständig präsentiert zu werden, und zwingt zu einer Aus-

wahl, wobei hinzuzufügen ist, daß mancher Autor in seinem Beitrag ältere Studien wieder aufgreift. Die Paläste der Päpste, zumal am Lateran und an St. Peter, und die Residenzen der Kardinäle in Rom haben seit je das Interesse der Forschung auf sich gezogen. In den letzten Jahrzehnten wurden aber einige bislang unbekannte Fresken entdeckt, die ganz neue Einsichten zum Kunstschaffen und zur Wohnkultur im Rom des 13. Jh. eröffnen. Dieses Jahrhundert nimmt denn auch zu Recht besonders breiten Raum ein. Andrea Augenti zeichnet die wichtigsten Entwicklungslinien in der Topographie der römischen Machtzentren zwischen dem 4. und 10. Jh. nach. Nur langsam konnten sich die zu häufigen Ortswechseln gezwungenen Päpste gegenüber den byzantinischen Machthabern eine feste Residenz verschaffen, die vom 7. Jh. bis Mitte des 8. Jh. ausgerechnet auf dem Palatin, bis dato der kaiserliche Sitz, möglich wurde. Vom *palatium* Karls des Großen an der Peterskirche fehlt noch jegliches archäologisches Zeugnis. Der Papst residierte aber jetzt unangefochten am Lateran, was Nikolaus I. im 9. Jh. nicht hinderte, eine „sede aggiuntiva" bei S. Maria in Cosmedin zu errichten, zu der es allerdings noch keine archäologischen Grabungen gibt. Sandro Carocci und Agostino Paravicini Bagliani kehren zu "ihren" Themen zurück: der eine stellt die Wohnsitze vor allem des römischen Baronaladels und der aus ihm hervorgegangenen Kardinäle im „Duecento 'lungo'" (12.–14. Jh.) vor, der andere die Mobilität der oft zu langen Aufenthalten außerhalb Roms gezwungenen Kurie. Die seit 1985 andauernden Restaurierungsarbeiten im Komplex von SS. Quattro Coronati haben jüngst zur Freilegung eines als wahre Sensation einzustufenden Freskenzyklus der Künste (Grammatik, Geometrie, Musik, Mathematik und Astronomie), Tugenden, Monate, Jahreszeiten, Winde, Sternzeichen und Planeten in der sog. „Aula gotica" geführt, dem sich seine Entdeckerin Andreina Draghi von der Soprintendenza ai Beni Ambientali ed Architettonici di Roma zuwendet (vgl. ausführlicher ihren Aufsatz in Rivista dell'Istituto nazionale d'archeologia e storia dell'arte 54 [1999; erschienen 2001]). Bislang kannte man nur die Malereien der unter dem Saal befindlichen Silvester-Kapelle. Der Raum könnte aufgrund der auffälligen Darstellung des Königs Salomon im Zentrum der nördlichen Wand als Gerichtsaal gedient haben. Als Auftraggeber seiner Ausschmückung gilt der Kardinal Stefano Conti, der von 1244 bis 1253 den abwesenden Innocenz IV. als Vikar in Rom vertrat. In ihrem Beitrag konfrontiert Draghi das die *Ecclesia militans* feiernde Bildprogramm mit liturgischen Traktaten des 12. und 13. Jh. Serena Romano beschreibt die vor 1250 zu datierenden, vor kurzem entdeckten Fresken (mit den Motiven eines Greifen, Löwen, Hirschs und Rehs) in einem Saal des Kardinalspalastes von S. Clemente. Wie die Fresken von SS. Quattro Coronati verweisen auch diese Malereien stilistisch auf die Ausmalung der Krypta von Anagni. Da der Auf-

traggeber wie im Falle des Stefano Conti in SS. Quattro Coronati keineswegs der Titularkardinal gewesen sein muß, schlägt die Autorin für diese Rolle den gebildeten Raniero Capocci, Zisterzienser aus Viterbo und Kardinal von S. Maria in Cosmedin, vor, der hier residiert haben könnte. Ideell bildeten – wie allerdings noch zu vertiefen wäre – die beiden genannten Kardinäle zusammen mit ihren ebenfalls in dieser Art „‚esilio' avignonese in miniatura" in Rom verbliebenen Kollegen Riccardo Annibaldi und Rinaldo di Ienne eine Regenten-Gruppe, die trotz ihrer Feindschaft zu Friedrich II. von der „gotischen", profanen und naturalistischen Bildthemen aufgeschlossenen Kunstrichtung am Hofe des Staufers beeinflußt war und diesem Stil die Tore in Rom öffnete (S. 72ff.). Ebenfalls einem Kardinal aus römischen Adel, Giacomo Savelli, von 1285 bis 1287 Honorius IV., wendet sich der Beitrag von Pierre-Yves Le Pogam zu, der dem *Castello Savelli* auf dem Aventin gewidmet ist. Von diesem fast gänzlich verschwundenen Gebäude-Komplex künden heute nur noch eine auf die Römerzeit zurückgehende Zisterne und Teile der Umfassungsmauer, die sich auf dem Gelände des bei Römern und Touristen beliebten *Giardino degli Aranci* neben S. Sabina erhalten haben. Der gichtkranke Honorius IV., der hier vielleicht auch aus gesundheitlichen Gründen (wegen der besseren Luft) residierte, könnte die Errichtung der „Burg", die dann seinen Verwandten verblieb, schon als Kardinal der Kirche S. Maria in Cosmedin am Fuß des Aventin begonnen haben. Alessio Monciatti und Chiara Frugoni stellen mehr oder weniger immaginäre Rom-Ansichten aus Freskenzyklen in S. Francesco in Assisi vor. Monciattis Versuch, in einer sehr schematischen Architektur-Komposition den Palast Nikolaus' III. am Vatikan zu erkennen, und Frugonis Interpretation einiger im Auftrag Nikolaus' IV. entstandener Fresken als Hommage für seine ebenfalls den Franziskanern zugetanenen Colonna-Freunde (S. 108, 118f., 122, 124) überzeugen allerdings nicht. Neuland betritt Georg Schelbert, der den als unauffindbar geltenden Papstpalast Nikolaus' V. (1447–1455) bei Santa Maria Maggiore an der Via dell'Olmata ausfindig gemacht hat. Bestechend sind seine Nachweise in Veduten und Computer-Graphiken, die den niemals beendeten Bau mit seinen Bogenreihen von verschiedenen Seiten zeigen. Aber es war schließlich der Parentucelli-Papst selbst, der sein Bauvorhaben zugunsten der dominanten Residenz am Vatikan aufgab. Christoph L. Frommel beschließt den Band mit einem kurzen Überblick über die Bauprojekte Nikolaus' V. und Julius' II. für den Vatikanpalast. Der Della Rovere-Papst eiferte seinem Vorgänger nach, wobei sein Architekt Bramante bekanntlich dessen teilweise noch dem spätmittelalterlichen Geist verhafteten Pläne grandios übertraf und sie in die Sprache der Renaissance übersetzte. Die 157 Abbildungen (leider in Schwarz-Weiß) sind sorgfältig ausgewählt.

Andreas Rehberg

Le technicien dans la cité en Europe occidentale, 1250–1650, sous la direction de Mathieu Arnoux et Pierre Monnet, Collection de l'École française de Rome 325, Rome (École française) 2004, 410 S., Abb., ISBN 2-7283-0669-9, € 45. – Das von der Mission historique française en Allemagne in Göttingen (wo sie seit langem eng mit dem Max-Planck-Institut für Geschichte zusammenarbeitet) veranstaltete Colloquium setzt sich zum Ziel, im europäischen Vergleich Figur und Rolle des Technikers (in Italien bald auch *ingegnere* genannt) zwischen Spätmittelalter und früher Neuzeit zu untersuchen. In der Einleitung geben die Hg. einen Aufriß der Fragestellung: die verfügbaren Quellen wie Fachtraktate, Werkverträge, Abrechnungen, Pläne, Abbildungen, die technischen Objekte selbst; die Einsatzbereiche wie Brückenbau und Uferbefestigung, Metallurgie, nicht zuletzt der Bergbau, usw.; der Techniker zwischen Handwerker und Unternehmer, seine anfangs ungewöhnliche Vielseitigkeit und Breite, seine Herkunft und Ausbildung, seine Tätigkeit im Dienst der Stadt (die steht hier im Mittelpunkt) oder des Fürsten, sein neues Selbstbewußtsein (das ihn bisweilen schon zu autobiographischen Aufzeichnungen ermutigt). Deutlich wird die große Rolle, die in der technologischen Entwicklung der oberdeutsche Raum spielte (das beeindruckte damals sogar italienische Besucher, die sich von Deutschland sonst wenig beeindrucken ließen). Die Beiträge legen bisweilen den Begriff des Technikers, wie ihn Buchtitel und Einleitung vorgeben, sehr weit aus, und lassen das eigentlich Innovatorische nicht immer erkennen. Dabei seien hier nur die Beiträge mit Italien-Bezug genannt: D. Lohrmann behandelt das (in der Vatikanischen Bibliothek, Vat. Lat. 5961) überlieferte Maschinenbuch eines bisher unbekannten deutschen Ingenieurs, der in Italien zunächst Papst Bonifaz IX., dann oberitalienischen Signori diente. Inwieweit in der Dokumentation kommunaler Bauvorhaben solche Techniker überhaupt greifbar werden, untersucht E. Crouzet-Pavan. Wie trügerisch späte Bildquellen sein können, zeigt R. C. Mueller am Beispiel des venezianischen Schiffbaus. Am Beispiel römischer Brückenbauten 1450–1550 verfolgt R. Morelli, wieweit in den Baurechnungen die Gruppen von Bauarbeitern hervortreten. Die mit venezianischem Privileg durchgeführte Edel- und Halbedelmetallgewinnung des Zuan Antonio Mauro wird von R. Vergani vorgestellt, zur Unvereinbarkeit von *artes mechanicae* und Patriziat im frühneuzeitlichen Venedig äußert sich A. Bellavitis; abermals Venedig (weil lohnend wie sonst nur Nürnberg) L. Mola über die Privilegierung (wir würden heute sagen: die Patentierung) technischer Innovationen seit dem 15. Jh., im Anhang 5 Fälle aus dem Venedig des 16. Jh. S. R. Epstein verfolgt die seit dem 14. Jh. zu beobachtende europaweite Migration von ungelernten und qualifizierten Arbeitskräften (mit italienischer Gesetzgebung zum Schutz der eigenen städtischen Produktion); die Wanderungs-

bewegung und die damit verbundene Verbreitung technischen Wissens dann auch bei G. Dohrn-van Rossum, der daran das Gefälle technischer Kompetenz in Europa vom frühen zum späten Mittelalter zu ermitteln versucht und am Beispiel einzelner Bereiche (Architektur, Uhrenbau usw.) belegt. Ein letzter Entwurf des verstorbenen, in all diesen Fragen so kompetenten W. von Stromer hebt die engen Verbindungen zwischen verschiedenen technischen Zweigen beim Metallguß hervor (Glockenguß, Geschützguß, Schriftguß, bisweilen durch denselben Gießer). Arnold Esch

Forme della comunicazione politica in Europa nei secoli XV–XVIII. Suppliche, gravamina, lettere / Formen der politischen Kommunikation in Europa vom 15. bis 18. Jahrhundert. Bitten, Beschwerden, Briefe, a cura di / hg. von Cecilia Nubola, Andreas Würgler, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Contributi / Jahrbuch des Italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient, Beiträge 14, Bologna-Berlin (il Mulino – Duncker & Humblot) 2004, 402 S. mit 2 Tab., 4 Graf., ISBN 88-15-10175-6, 3-428-11582-1, € 26. – Es sind 16 Beiträge, in der Mehrzahl hervorgegangen aus den Referaten eines Trienter Colloquiums von 2001, die hier zusammen mit einer kurzen Einführung der Hg. vorgelegt werden, gegliedert entsprechend den drei im Untertitel benannten Themenbereichen. Der Band bildet bereits die zweite Frucht eines seit 1999 betriebenen Projekts zur Erforschung von Petitionen und Beschwerden in der frühen Neuzeit, er ist die Fortsetzung der 2002 unter dem Titel „Suppliche e gravamina" erschienenen Sammlung (s. QFIAB 84 [2004] S. 567–570). Im Mittelpunkt des Interesses steht zum einen der Vergleich zwischen den angesprochenen Arten der Kommunikation, gestellt unter den Aspekt der „Parallelität schriftlicher Eingaben, mündlicher Vorstellungen und aktionaler Proteste" (S. 9), zum anderen die Erhellung von deren politischer Funktion in den Beziehungen zwischen Obrigkeit und Regierten. Konkret behandelt wird eine Fülle einzelner Gegenstände, wovon am besten die von den Autoren gewählten Titel Zeugnis ablegen: Paolo Ostinelli, Suppliche alla Sacra Penitenzieria Apostolica e pratiche del governo vescovile. La diocesi di Como nel XV secolo (S. 15–32); Christian Zendri, Il „Tractatus de supplicationibus seu errorum propositionibus" di Pierre Rebuffi (1487–1557) (S. 33–51); Peter Blastenbrei, Funktion und Bedeutung von Suppliken in der päpstlichen Strafjustiz um 1600 (S. 53–72); Carl A. Hoffmann, Die gesellschaftliche und rechtliche Bedeutung von Suppliken im städtischen Strafverfahren des 16. Jahrhunderts. Das Beispiel Augsburg (S. 73–93); Maren Bleckmann, Suppliken zu Rangkonflikten an den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel im 17. und 18. Jahrhundert (S. 95–115). Im Abschnitt „Gravamina und Widerstandshandlungen" werden sodann zusammengefasst: Pietro Cor-

rao, Negoziare la politica: i „capitula impetrata" delle comunità del Regno siciliano nel XV secolo (S. 119–136); Diego Quaglioni, „Gravamina" e parlamenti nella prima età moderna. Il caso sardo alla fine del regno di Filippo II (S. 137–146); Massimo Della Misericordia, „Per non privarci de nostre raxone, li siamo stati desobidienti." Patto, giustizia e resistenza nella cultura politica delle comunità alpine nello Stato di Milano (XV secolo) (S. 147–215); Heinrich Richard Schmidt, Gravamina, Suppliken, Artikel, Aktionen. Über die Eskalation der reformatorischen Bewegung (S. 217–233); Carlo Taviani, Rivolte rurali e conflittualità urbana. La città di Trento durante il „Bauernkrieg" del 1525 (S. 235–261); Cecilia Nubola, Ribellarsi in nome della fedeltà. La „guerra delle noci" nel Principato vecovile di Trento (1579–1580) (S. 263–287); Urs Hafner, Gravamina im Rathaus. Zum sozialen Sinn der Übergabe kollektiver Beschwerden in süddeutschen Reichsstädten des 17. und 18. Jahrhunderts (S. 289–307). Unter der Überschrift „Empfehlungsschreiben und Bittbriefe" folgen endlich: Simon Teuscher, Chains of favor. Approaching the city council in late medieval Bern (S. 311–328); Irene Fosi, Rituali della parola. Supplicare, raccomandare e raccomandarsi a Roma nel Seicento (S. 329–349); Katia Pischedda, Supplicare, intercedere, raccomandare. Forme e significati del chiedere nella corrispondenza di Cristoforo Madruzzo (1539–1567 [das sind die Jahre von der Ernennung zum Bischof von Trient bis zum Tode des Kardinals]) (S. 351–382); Stefan Hächler, „Suppliken" der Gelehrtenrepublik. Bitt- und Empfehlungsschreiben in der Korrespondenz Albrecht von Hallers (1708–1777) (S. 383–402). Angesichts des recht heterogenen Inhalts hätte dem Band ein Personenregister gut getan als Hilfsmittel zur Erschließung der in der Regel ausgiebig belegten, häufig sogar auf ungedrucktem Material fußenden Aufsätze. Dieter Girgensohn

Silvana Seidel Menchi/Diego Quaglioni (a cura di), Trasgressioni. Seduzione, concubinato, adulterio, bigamia (XIV–XVIII secolo), I processi matrimoniali degli archivi ecclesiastici italiani 3, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni 64, Bologna (il Mulino) 2004, 686 S., ISBN 88-15-09045-2, € 40. – Der dritte Bd. der Reihe I processi matrimoniali degli archivi ecclesiastici italiani des Istituto storico italo-germanico (ISIG) versammelt Beiträge der gleichnamigen Seminare 2–6 und 8, die zwischen 1998 und 2001 in Trient, Florenz und Venedig stattgefunden haben. Der Band gliedert sich in zwei Sektionen (Norme e dottrine; Procedure e conflitti), wobei der erste Teil der Normendiskussion gewidmet ist. Anna Esposito (Adulterio, concubinato, bigamia: testimonianze dalla norma statutaria ..., secc. XIII–XVI) beobachtet an den Ortsstatuten des Kirchenstaates eine Verschärfung der Normen gegen Sexualstraftaten seit der 2. Hälfte des 14. Jh., die aus dem

römischen und dem kanonischen Recht herüberwirkte. Gegen Ende des 15. Jh. hatte dies zu einem neuen Klima der Moralisierung und allgemeinen Wachsamkeit gegenüber deviantem Sexualverhalten geführt. Im Jus commune, das Giuliano Marchetto („Primus fuit Lamech". La bigamia tra irregolarità e delitto ...) untersucht, hatte Bigamie als Delikt anfangs eine sehr viel weiter gefasste Bedeutung als heute und betraf etwa auch die mehrfache Ehe hintereinander oder die Ehe mit einer Witwe. Erst das 16. Jh. brachte dann die Einengung auf Bigamie als Ehe mit mehreren Frauen gleichzeitig und generelle Abmilderung der Strafen dafür. Das Problem des Konkubinats stellte sich für die Juristen dieser Zeit (Lucia Ferrante, „Consensus concubinarius": un'invenzione giuridica ...) in mehrfacher Hinsicht. Neben der sehr seltenen Kombination des Dienstverhältnisses einer Frau als *serva* und als *amasia* (Corsica 1287) gab hier das Konkubinat bei Klerikern, zwischen Personen verschiedenen Standes und das Zusammenleben als Vorstufe der Ehe. Bis zum Konzil von Trient galt das letztere Modell meist als legitim und beeinträchtigte die *onestà* der Frau nicht, falls beiderseitiges Einvernehmen vorlag. Die Bedeutung Prospero Farinaccis als Juristen unterstreicht ein weiteres Mal Andrea Marchisello („Alieni thori violatio". L'adulterio come delitto carnale...). In der Frage von Definition, Nachweis und Bestrafung des Ehebruchs erweist sich der römische Strafverteidiger als Jurist des Übergangs, der Mitte, der den Ausgleich zwischen der doktrinären Verhärtung der kirchlichen Lehre seit Trient und der Praxis im Gerichtssaal suchte. Die Praxis der Verfolgung von Ehebrechern im 17.–18. Jh. stellt Marco Bellabarba (I processi per adulterio ...) anhand des Bistums Trient dar. Das Bistum setzte die Konzilsbestimmungen mit den *Costituzioni sinodali* von 1593 in voller Schärfe um, doch blieb die Strafpraxis abweichend davon weiterhin eher milde, wobei wegen der kursorischen Behandlung des 17. Jh. die Übergänge zum hier noch laxeren 18. Jh. nicht recht zu fassen sind. Der zweite, wesentlich größere Teil der Abhandlungen befasst sich ganz mit der Praxis devianter Sexualität und ihrer Unterdrückung. Das Konkubinat in der Oberschicht Veronas im frühen 16. Jh. (Emlyn Eisenach, „Femine e zentilhomini"...) verband anders als die legale Ehe Männer und Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft auf eine begrenzte Zeit; lebte die Konkubine wie üblich mit im Haus, waren die Konflikte zahlreich und endeten meist vor Gericht. Schon um 1500 nahm der kirchliche Druck auf solche Lebensformen zu, die gegen Ende des Jahrhunderts allgemein verworfen wurden. Eine ähnliche Entwicklung beobachtet S. Luperini (Il gioco dello scandalo...) bei den Konkubinatsprozessen in der Diözese Pisa 1560–1660. Die Ursachen stellen sich hier aber vielfältiger dar, faktische Trennung von Ehepaaren, kanonische Ehehindernisse oder gar ein verschollener Ehemann konnten die Ursachen sein. Neben der *scelta maschile* ist auch die

scelta femminile keineswegs selten. Setzte das Konkubinat das Einverständnis der Partner voraus, so dienten fingierte Ehen in der Regel dazu, die Verführung einer Frau durch einen sozial höherstehenden Mann zu ermöglichen (Ermanno Orlando, Il matrimonio delle beffe...), wobei das Hochzeitsritual nicht selten mit viel Aufwand nachgestellt wurde. Solche Scheinehen wurden von der Kirche wie von weltlichen Juristen seit dem Mittelalter wegen des erschlichenen Einverständnisses der Frau für ungültig und strafbar erklärt, üblicherweise endeten sie nach kurzer Dauer vor Gericht, nachdem der Verführer seine „Ehefrau" verlassen hatte. An Orlandos Artikel, der sich mit diesem Phänomen im 15. und frühen 16. Jh. beschäftigt, schließt sich direkt Silvana Seidel Menchi (Il matrimonio finto...) für die nachtridentinische Zeit an. Angesichts der verschärften kirchlichen Definition (Blasphemieverdacht wegen Verspottung des Ehesakraments) wird das Delikt jetzt sehr selten. Fingierte Ehen mit echten Priestern und abgewandelter Liturgie, wie sie nun vorkommen, ließen sich nur in den höchsten Kreisen der Gesellschaft inszenieren. Mehrere Artikel beschäftigen sich mit der Bigamie, so auch der der ehemaligen DHI-Doktorandin Kim Siebenhüner („M'ha mosso l'amore" ...). Sie beschreibt anhand von Akten der römischen Inquisition des 17. Jh. Umstände und Verfolgung des Delikts. Mobilität und fehlende Zivilstandsregister ließen Verheiratete oftmals im Zweifel über das Fortbestehen ihrer Ehe, doch konnte die zweite Ehe auch in böser Absicht geschlossen worden sein. Der mögliche Häresievorwurf hatte in der Praxis offenbar wenig Bedeutung. Pierroberto Scaramella (Controllo e repressione ecclesiastica di poligamia ...) schlägt den weiten Bogen von der juristischen Behandlung der Bigamie im Königreich Neapel vor Trient bis zu ihrer Verfolgung nach dem Konzil. Der quellengesättigte Aufsatz zeigt, dass auch hier bei aller Verschärfung der Strafen nach 1564 selten mit dem Häresievorwurf gearbeitet wurde. Das Problem der Beweisbarkeit böser Absicht blieb bestehen, auch als die im 18. Jh. vordringende königliche Justiz die Gewichte verschob. Spezialfälle innerhalb der jüdischen Gemeinschaft von Livorno, legale Bigamie und Leviratsehe, stellt Cristina Galasso vor („La moglie duplicata" ...). Sefardischen Juden war noch im 17. Jh. die Ehe mit einer zweiten Frau zur Sicherung der Nachkommenschaft erlaubt; Probleme ergaben sich hier vor allem durch die vorgeschriebene identische Ausstattung der Zweitfrau. Ein vierter Problemkreis umfasst vorehelichen Sex und gebrochenes Verlöbnis. Beim Delikt des *stupro*, das zumeist Verführung, seltener Vergewaltigung meinte, gab es für die betroffene Frau nur dann Rechtsschutz, wenn sie glaubhaft machte, dass ein Eheversprechen vorgelegen hatte. In der Toskana, wo die Zuständigkeit im Lauf des 17. Jh. vom kirchlichen zum weltlichen Gericht hinüberwuchs, wandelten sich in diesem Sinn auch die weiblichen Strategien vor Gericht (Daniela Lom-

bardi, Il reato di stupro ...). Giorgia Arrivo (Storie ordinarie di matrimonio ...) und Alessandra Contini (Verso nuove forme ...) stellen zwei junge Frauen vor, die mit solchen Strategien kurz vor der Abschaffung der Strafbarkeit der Verführung in der Toskana (1786) unter Aufbietung aller Hilfsmittel, unter anderem der geballten Macht des sozialen Umfeldes, Entschädigungen für ein gebrochenes Eheversprechen erzwangen. Ein letzter Fall schließlich, der thematisch zum Ehebruch gehört, sei hier herausgegriffen, um die ungeheuren Schwierigkeiten zu zeigen, die die Vermischung von weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit, Familien-, Zivil- und Strafrecht, regulärer Gerichtsbarkeit und Klientelverhältnissen bei diesen Themen mit sich bringt. 1570/71 lief im oberitalienischen Correggio (Laura Turchi, Adulterio, onere della prova e testimonianza ...) ein Prozess um den Ehebruch einer Adligen mit einem Priester ab, der wegen der politischen Implikationen dieses Kleinterritoriums, der Klientelbindung des Schuldigen und widerstreitenden Interessen von Kirchenreform und Gesichtswahrung letztlich unlösbar blieb. Der Fall, nicht die im übrigen brillante Darstellung, zeigt, wie wenig das aus der historischen Kriminalitätsforschung gewonnene Instrumentarium bei einer solchen Problemlage noch greift und lässt damit auch den Rezensenten etwas ratlos zurück. Peter Blastenbrei

Venezianisch-deutsche Kulturbeziehungen in der Renaissance. Akten des interdisziplinären Symposions vom 8. und 10. November 2001 im Centro Tedesco di Studi Veneziani in Venedig, hg. von Klaus Arnold, Franz Fuchs und Stephan Füssel, Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 18, Wiesbaden (Harrassowitz) 2003, 178 S. mit 6 Abb., ISSN 1434-8578, ISBN 3-447-09345-5, € 30. – Drei Themenkreise aus der Fülle des oberdeutschen-oberitalienischen Austausches waren für diese Tagung ausgewählt worden: Buchdruck und Bücher, die Wanderung von Studenten und Professoren über die Alpen sowie die Anziehungskraft, die Venedig gerade auf deutsche Künstler ausgeübt hat. Zum letzten Gebiet gehört der Beitrag von Heidrun Stein-Kecks, der hier wenigstens erwähnt sei: Venezianisches im Werk Albrecht Altdorfers? Regionalstil oder Kulturtransfer (S. 143–163). Über Handschriften und Druckwerke, wie sie so zahlreich von ehemaligen Studenten aus Italien nach Deutschland mitgebracht worden sind, handelt Mariarosa Cortesi, Humanistische Bücher im Transfer vom Veneto nach Deutschland (S. 9–24). Als ursprüngliche Besitzer nennt sie vor allem Johannes Mendel, den langjährigen Kanzler Eichstätter Bischöfe, von denen Wilhelm von Reichenau selbst als Bücherfreund vorgestellt wird, sowie die Augsburger Sigmund Gossembrot und Hermann Schedel, behandelt wird zudem der bei ihnen beliebte Autor Lorenzo Valla; sie illustriert, wie auf dem Regens-

burger Markt Inkunabeln mit klassischen und humanistischen Texten angeboten wurden: sie stammten aus Italien, am ehesten aus Venedig. Die wichtige Rolle von Deutschen bei der Einführung und Fortentwicklung der dortigen Druckkunst wird erneut unterstrichen von Christoph Reske, Erhard Ratdolts Wirken in Venedig und Augsburg (S. 25–43). Der Hesse Johannes Hinderbach, später Bischof von Trient, steht im Mittelpunkt des Referats von Daniela Rando, in dem sie dessen Vorlesungsmitschriften aus dem Jurastudium zu Padua vorstellt, speziell die in ihnen anzutreffenden kommentierenden Bemerkungen: Kulturaustausch an der Universität. Antonio Roselli und Johannes Hinderbach, *praeceptor* und *scholaris* in Padua (1440–1447) (S. 44–53); diese Notizen gehören zu dem Material, das die Vf. ihrem ebenfalls 2003 erschienenen Buch „Dai margini la memoria" zugrunde gelegt hat (s. QFIAB 84 [2004] S. 615–617). Peter Luder rühmte sich, die *studia humanitatis*, die er in Italien – besonders in Ferrara bei Guarino Veronese und in Padua – erlernt hatte, während seines vierjährigen Aufenthalts in Heidelberg nach Deutschland gebracht zu haben; auf diesen Lebensabschnitt konzentriert sich die Studie von Veit Probst und Wolfgang Metzger, Zur Sozialgeschichte des deutschen Frühhumanismus: Peter Luders Karriereversuch in Heidelberg 1456–1460 (S. 54–85; mit der Edition einiger Vorlesungsankündigungen und Briefe). Eine aufschlussreiche, ausgiebig belegte biografische Skizze von Johannes Lochner, gestorben 1484 als Pfarrer zu St. Sebald in Nürnberg, bietet Claudia Märtl, Johann Lochner *il doctorissimo*. Ein Nürnberger zwischen Süddeutschland und Italien (S. 86–142). Nach seinem Studium in Perugia, Bologna und Padua, wo er 1454 zum Doktor beider Rechte promoviert wurde, hielt er sich mehrere Jahre an der päpstlichen Kurie auf, insbesondere trat er 1459 auf dem Mantuaner Kongress Pius' II. in direkten Kontakt mit der dortigen Markgräfin Barbara Gonzaga, einer geborenen Zollern, mit der er anschließend jahrzehntelang einen intensiven Briefwechsel pflegte; anhangsweise veröffentlicht werden 22 erhaltene Schreiben von ihm, ergänzt durch Auszüge aus einigen korrespondierenden Briefen der Empfängerin (insgesamt 71 bieten die Mantuaner Auslaufregister). Für die deutsch-italienischen Verbindungen interessant ist der Weg, den Lochner nach seiner Rückkehr über die Alpen für die Beförderung seiner Post ausfindig machte: von Nürnberg mit den Boten der dortigen Kaufleute zum *Fondaco dei Tedeschi* in Venedig, von wo sie durch den beständig in der Lagunenstadt anwesenden Faktor der Gonzaga weitertransportiert werden konnte. Dieter Girgensohn

Nikolaus Staubach (Hg.), Rom und das Reich vor der Reformation, Tradition – Reform – Innovation. Studien zur Modernität des Mittelalters 7, Frankfurt am Main u. a. (Peter Lang) 2004, 355 S., XXXII Tafeln, ISBN 3-631-

52494-3, € 56. – Der Band vereint 15 Beiträge von Historikern, Kunstwissenschaftlern und Philologen, die für ein Kolloquium des Münsteraner Graduiertenkollegs „Schriftkultur und Gesellschaft im Mittelalter" im Januar 1999 und im Rahmen des Nachfolgekollegs „Gesellschaftliche Symbolik im Mittelalter" entstanden. Der Titel „Rom und das Reich vor der Reformation" gibt nur partiell eine Vorstellung von der Vielfalt der Themen, die z. T. nur locker miteinander in Beziehung stehen (hier hätte eine ausführlichere Einführung die Auswahl der Texte näher begründen können). Trotzdem bietet die Sammlung einen guten Überblick über die Bestrebungen der Protagonisten am Vorabend der Reformation – Papst, Kaiser, Konzil – ihre geistige und politische Position aufzuwerten. Für dieses Ziel setzte man alle Mittel der Kommunikation und Repräsentation (Diplomatie, Zeremoniell, Kunst, Anreize spiritueller wie materieller Natur wie Ablaß und Rittererhebungen) ein, die in einer Zeit wachsender Öffentlichkeit (auch dank der medialen Revolution des Buchdrucks) ihrerseits konträre Reaktionen in Bild, Wort und Schrift zur Folge hatten. Drei kunsthistorische Beiträge (Joachim Poeschke, Georg Satzinger, Thomas Pöpper) beschäftigen sich zunächst mit der Selbstdarstellung zweier Päpste des Quattrocento von zentraler Bedeutung, und zwar Martins V. Colonna, der das Papsttum wieder nach Rom zurückholte und als *restaurator Urbis* gefeiert wurde, sowie Nikolaus' V., dessen Biograph Giannozzo Mannetti sein bewußt als Propaganda verstandenes Bauprogramm festschrieb. Von letzterem künden die Restaurierungspläne für St. Peter mit seinem neuartigen Chor-Projekt sowie das von dem Halbbruder des Parentucelli-Papstes, Kardinal Calandrini, errichtete, aber nur noch als Torso erhaltene Grabdenkmal in St. Peter, das sich mit der Betonung der Apostel-Nachfolge auch gegen konziliaristische Bestrebungen in der Kirche wandte. Welche Gefahr vom korporativen Element eines Konzils für das Regierungsverständnis nicht nur des Papsttums, sondern auch des Kaisers ausging, verdeutlicht Stefan Sudmann anhand der Konfliktlösungsversuche durch das Basler Konzil, die oft mit den Interessen sowohl Papst Eugens IV. wie Kaiser Sigismunds kollidierten. Dabei waren es die lokalen Petenten aus Bamberg, Lüttich, Geldern, Bayern, Lausanne, Trier usw., die sich an die Synode wandten; diese nutzte allerdings mit ihrem Eingreifen die Chance, ihre *superioritas* über die beiden Universalmächte zu betonen und sich als Friedensstifterin zu profilieren (was ihr allerdings letztlich nur selten gelang). Andreas Sohn geht dem Wirken der Generalprokuratoren der Orden nach, deren Mittlerrolle zwischen der Kurie und ihren Kongregationen oft schon bei den Oberen ihrer Zeit unterschätzt wurde. So klagte der Generalprokurator der Dominikaner Ubertino degli Albizzi († 1435) über die mangelnde finanzielle Unterstützung seiner aufwendigen Bemühungen im Interesse des Ordens. Ein Block von vier Beiträgen beschäftigt

sich mit Fragen des päpstlichen Zeremoniells, wobei sich gelegentlich Überschneidungen ergeben. Nikolaus Staubach untersucht die Reorganisation des Papstzeremoniells in der Renaissance von Domenico de' Domenichi (seine Bemühungen zielten vorrangig auf eine „Imagereform", S. 96), über Agostino Patrizi und den Elsässer Johannes Burckard bis hin zu Paris de Grassis (der ganz konsequent einerseits – wenn auch vergeblich – Julius II. vom übertriebenen Gebrauch der juwelenbesetzten Tiara selbst bei Gottesdiensten abzubringen versuchte [S. 121] und andererseits das päpstliche Zeremoniell zum Ausdruck eines „sakral-thaumaturgischen Theaters" [S. 124] steigern wollte). Der Beitrag mündet in einen Abschnitt zur Zeremonialkritik in der Polemik der Reformation, die es sich nicht entgehen ließ, die „eitel-pompöse Selbstdarstellung des Papstes" anzuprangern (S. 125ff.). Bernhard Schimmelpfennig publiziert im Rahmen seiner Ausführungen zur Behandlung von Herrschervertretern im päpstlichen Zeremoniell in Anspruch und tatsächlicher Umsetzung eine bislang unedierte Liste de Grassis' mit der Rangfolge von Königen und Fürsten, an deren Spitze natürlich der Kaiser und der *Rex Romanorum* stehen (S. 144f.). Jörg Bölling geht ähnlichen Fragestellungen nach und führt dazu zwei unedierte Texte aus BAV, Vat. lat. 14585 und 5633 an. Achim Thomas Hack leitet zum Zeremoniell der Kaiserkrönung im späten Mittelalter über, dessen für die Zeitgenossen vielleicht eindrucksvollster Bestandteil der massenhaft erteilte Ritterschlag war. Auch Friedrich III. genoß die propagandistische Wirkung, als er am 19. März 1452 auf der Mitte der Tiberbrücke zwei oder drei Stunden lang rund 270 Kandidaten zu Rittern schlug, unter denen nach Ausweis der Chroniken aber nur wenige Italiener waren, die – so die Erklärung des Autors – schon vorweg in den vom Habsburger besuchten Städten zum Zuge gekommen waren (S. 219). Nützlich ist der Anhang mit Quellenübersichten zu den (Kaiser-)Krönungen in Rom (1312, 1328, 1355, 1433, 1452), in Aachen, Mailand, Stuhlweißenburg und Prag (S. 201ff., 229–235). Andrea Weinmann schlägt die Brücke vom Papstzeremoniell zu einem weiteren Pfeiler des päpstlichen Selbstverständnisses, und zwar zu der sich in der Erteilung von Ablaß konkretisierenden Schlüsselgewalt. Sinnbildhaft wird letztere in der Öffnung der hl. Pforte in St. Peter durch den Papst inszeniert, die im Jubiläumsjahr 1500 erstmals von einem Zeremonienmeister (Johannes Burckard) beschrieben wurde. Nikolaus Staubach wendet sich in seinem zweiten Beitrag dem Jubiläumsablaß von 1450 zu, der in Kreisen der *Devotio moderna* eine Debatte um die allgemeine Wallfahrts- und Ablaßbegeisterung auslöste. Es zeigten sich konkurrierende Kirchen- und Frömmigkeitskonzepte, wobei auch Luther die sich im Ablaß spiegelnde, Gemeinschaft stiftende Vorstellung vom Gnadenschatz der Kirche „fremd" gewesen sei (S. 268). Simone Drücke beschäftigt sich mit Enea Silvio Piccolomini

als humanistischem Epistolographen und ediert die frühneuhochdeutsche Übersetzung seines Briefes an Wilhelm von Stein, in dem der Sienese die Vorzüge der Studiums der Philosophie und der Poesie für die Juristen verteidigt (S. 281–287). Fidel Rädle und Theo Klausmann untersuchen die Rom-Kritik im Werk Ulrichs von Hutten und in dramatischen Texten der Reformationszeit. Als erstes Beispiel für letztere wird der wohl 1513 entstandene Dialog *Iulius exclusus* über den am Paradiestor vom hl. Petrus abgewiesenen Papst Julius II. vorgestellt; es handelt sich um ein „Lesedrama", das man Erasmus von Rotterdam zuweisen kann, obwohl der Humanist stets bestritten hat, der Autor gewesen zu sein. Der zweite Text, die *Tragoedia nova Pammachius*, stammt aus der Feder des protestantischen Dramatikers Thomas Kirchmair, genannt Naogeorgus, aus Straubing (1508–1563). Während sich Erasmus gegen eine Einzelperson gewandt hatte, führte Naogeorgus einen Frontalangriff gegen das Papsttum als Institution. Der Kunsthistoriker Johannes Myssok vergleicht die unterschiedliche Umsetzung von Endzeiterwartung und Gegenwartskritik in zwei berühmten Bildzyklen zur Apokalypse, und zwar in der gleichnamigen Holzschnittfolge Albrecht Dürers aus dem Jahre 1498 und in den Fresken Luca Signorellis in der Kapelle S. Brizio im Dom von Orvieto (1499). Während Myssok Dürer „religiöses Sendungsbewußtsein" bescheinigt, sind für ihn die Aktfiguren und die die Verdammten peinigenden Teufel Signorellis – wohl etwas zu plakativ – „ein Spiel seiner Phantasie", wobei der Künstler „mit sichtlichem Gefallen die Rolle des selbstverdammten ‚peintre maudit' einnimmt" (S. 343). Andreas Rehberg

Francesco Tedeschini Piccolomini. Papa Pio III, Atti della Giornata di studi, Sarteano, 13 dicembre 2003, a cura di Valeria Novembri e Carlo Prezzolini, Arte, Storia e tradizioni. Collana della Diocesi di Montepulciano-Chiusi-Pienza, Montepulciano (Le Balze) 2005, 128 S., Abb., ISBN 88-7539-079-7, € 11. – Wer in Rom die Kirche S. Andrea della Valle betritt, erblickt beim Übergang vom Hauptschiff zur Vierung in der Höhe die Grablegen der beiden Päpste aus dem Haus Piccolomini, das des großen Humanistenpapstes Pius II. und gegenüber das seines Neffen Francesco, der 1503 als Pius III. Alexander VI. nachfolgte, allerdings nur für knapp einen Monat, weshalb auf dem Grabrelief nur auf die Krönung als denkwürdige Szene aus seinem Pontifikat Bezug genommen wird. Er teilte damit das Schicksal von Marcello Cervini, von dem man – ein knappes halbes Jahrhundert später – ebenso wie von Tedeschini Piccolomini als Papst eine starke Hinwendung zur innerkirchlichen Reform erwartete, doch ließ die Kürze des Pontifikats keine Entfaltungsmöglichkeiten in diese Richtung zu. Aus Anlaß der 500. Wiederkehr seines Todes fand 2003 in Sarteano, das neben Siena als Geburtsort von Francesco

Tedeschini Piccolomini genannt wird, eine Giornata di studi statt, deren Akten nun vorliegen. Im ersten, sehr instruktiven und grundlegenden Beitrag beschreibt L. Mezzadri den Zustand der römischen Kirche zu Beginn des 16. Jh., also zum Zeitpunkt der Wahl Francescos zum Papst. Er geht dabei zunächst der Frage nach, ob das Bild von der korrupten Kirche am Ausgang des Mittelalters insgesamt zutreffend sei, und kommt dabei – unter Bezugnahme auf protestantische wie katholische Historiker deutscher Provenienz des 19./20. Jh. – zu einem durchweg ambivalenten Befund. Er diskutiert anschließend die Entwicklung des Papsttums in der 2. Hälfte des 15. Jh. und – damit verbunden – die zeitgenössische Debatte über eine Reform der römischen Kurie, die z. T. im kurialen Ambiente selbst, vor allem aber auch innerhalb der Orden geführt wurde. Ausführlich kommt er auf die Reformvorschläge von Francesco Tedeschini Piccolomini zu sprechen, die dieser im Rahmen einer von Alexander VI. 1497 eingesetzten Kardinalskommission formulierte (das in der Vatikanischen Bibliothek überlieferte Memorandum ist im Anhang wiedergegeben) und mit welchen er sich für das Papstamt empfahl, das ihm sechs Jahre später übertragen wurde. Der gemeinsam von M. Ascheri und P. Turrini verfaßte Artikel beschäftigt sich mit der Volksfrömmigkeit im Senese am Beginn der Frühneuzeit. Zunächst werden auf der Grundlage einer Quelle aus dem Jahr 1707 die wichtigsten Laienbruderschaften der Zone genannt, mit Ausnahme der Stadt Siena – geordnet nach den einzelnen Diözesen des Senese (Pienza, Chiusi, Montalcino, Grosseto, Massa Marittima, Sovana). Weitere Nennungen von Bruderschaften betreffen das Territorium der Abtei von San Salvatore, die Erzdiözese Siena (ohne Stadtgebiet) sowie auf senesischem Gebiet liegende vergleichbare Einrichtungen der Bistümer Volterra, Colle, Arezzo bzw. Acquapendente. Anschließend erfolgt unter Verweis auf ein 1740 im Rahmen einer Visitation erfaßtes Inventar – in gleicher Weise angeordnet – eine Auflistung von Hospitälern. Schließlich wird noch kurz ein Schlaglicht auf das kirchliche Leben in Sarteano und Cetona geworfen. Dieser Beitrag ist in der Tat sehr informativ, doch frägt sich der Rezensent unwillkürlich, wo die Bezüge zu Pius III. liegen. Selbst wenn beabsichtigt war, den Frömmigkeitskontext zu skizzieren, in welchen Francesco Tedeschini Piccolomini hineingeboren wurde, dürfte die Situation der ersten Hälfte des 18. Jh., die sich in den benutzten Dokumenten widerspiegelt, eine ganz andere gewesen sein als die um 1500, da es nach dem Konzil von Trient zu einer Welle von Neugründungen im Bereich der *opere pie* kam. M. Sanfilippo liefert einen biographischen Abriß, ausgehend von der Diskussion über den Geburtsort (Siena oder Sarteano) über weitere wichtige Etappen (Administrator des Erzbistums Siena, Kardinalat, Legation nach Deutschland) bis hin zu seinem Tod knapp vier Wochen nach seiner Wahl zum Papst. Der letzte

Beitrag führt uns nochmals in den Geburtsort Pius' III., Sarteano, wo L. Aggravi auf Spurensuche nach architektonischen und künstlerischen Zeugnissen Francesco Tedeschini Piccolominis geht. U. a. werden folgende Gebäude unter diesem Aspekt vorgestellt: das Geburtshaus Francescos, der Palazzo Piccolomini, San Francesco, San Lorenzo (mit dem Grab der Eltern und einem von Francesco gestifteten, künstlerisch aufwendigen Chor), San Michele Arcangelo und der Palazzo di Piero. Außerdem werden knapp die von Francesco gebaute Straße und der Aquädukt angesprochen, dessen Konstruktion ebenfalls auf ihn zurückgeht. Der Tagungsband schließt mit einer Bibliographie und zwei Registern (Eigennamen und Orte). Alexander Koller

Matteo Sanfilippo/Alexander Koller/Giovanni Pizzorusso (a cura di), Gli archivi della Santa Sede e il mondo asburgico nella prima età moderna, Viterbo (Sette Città) 2004, 361 S., ISBN 88-86091-96-6, € 18. – Unter dem Patronat der Università della Tuscia in Viterbo ist vor einigen Jahren ein Gesprächskreis aktiv geworden, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, an der Aufschließung der enormen Bedeutung der Vatikanischen Archive für die europäische Geschichte mitzuwirken, und zwar aus der Perspektive von Historikerinnen und Historikern, die mit dem Primärmaterial bestens vertraut sind. Ein erster, überblicksartig angelegter Band zur Rolle der diplomatischen Korrespondenzen erschien 2001 (vgl. QFIAB 81 S. 654). Das vorliegende Werk, das die Arbeiten eines Seminars in Acquapendente 2002 dokumentiert, fokussiert nun einen Ausschnitt aus diesem Gesamtbild, nämlich das Verhältnis zwischen römischer Papstkirche und den beiden im Königreich Spanien bzw. im Heiligen Römischen Reich und den „Erblanden" regierenden Zweigen des Hauses Habsburg in der Frühen Neuzeit, wobei natürlich das Zeitalter der „Konfessionalisierung" im 16./17. Jh. in den Mittelpunkt gerückt wird. Das Spektrum der angesprochenen Themen ist, dem globalen Aktionsrahmen der „Casa d'Austria" entsprechend, sehr weit gefasst und reicht von der Rolle Roms für das spanische Kolonialreich in Mittel- und Südamerika (wobei Matteo Sanfilippo und Giovanni Pizzorusso besonderen Wert auf die Darstellung der Informations- und Kommunikationswege legen) bis zu den Auswirkungen der Großoffensive gegen das Osmanische Reich im Anschluß an den Sieg vor Wien 1683: Francesca De Caprio behandelt die päpstliche Subsidienpolitik, Stefano Pifferi die Sicht des päpstlichen Nuntius auf die Friedensverhandlungen von Karlowitz/Sremski Karlovci 1699, die den Habsburgern nach über anderthalb Jahrhunderten endlich Ungarn sicherten. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die große Studie zur päpstlichen Diplomatie rund um das Entscheidungsjahr 1683, die Gaetano Platania aus der Korrespondenz des Nuntius Francesco Buonvisi erarbeitet hat. Die Berichte der Nuntien ste-

hen auch im Zentrum der beiden Beiträge von Alexander Koller, der einerseits in einem regional zentrierten Beitrag mit der Lausitz eine aus römischer Sicht besonders instabile Region untersucht, andererseits aus der Fülle des von ihm für den Band III/9 der „Nuntiaturberichte aus Deutschland" bearbeiteten Materials ein breites Panorama der päpstlichen Interessen am und im Reich in den ersten Jahren der Regierung Kaiser Rudolfs II. 1577/78 entfaltet. Spezielleren Aspekten gehen Nicoletta Bazzano (über die Rolle des spanischen Königs als „geborener" Legat des Papstes auf der Insel Sizilien) und Elisabeth Garms-Cornides nach (über die Rombesuche von Mitgliedern der österreichischen Linie des Hauses Habsburg, unter ihnen 1598 der spätere Kaiser Ferdinand II. sowie sein Bruder Leopold, der 1625, unmittelbar vor Rückgabe der Bistümer Passau und Straßburg und seinem Wechsel als weltlicher Regent nach Innsbruck, am römischen Hof weilte). Eine Reihe von regional organisierten Überblicksartikeln, die mit einer Fülle von konkreten Hinweisen auf Quellenbestände und Forschungsstand aufwarten (Silvano Giordano über Spanien, Olivier Chaline über Böhmen, István György Tóth zu Ungarn) erhöhen den Gebrauchswert des informativen Bandes noch weiter und machen ihn zu einer nützlichen Ergänzung der 2004 erschienenen „Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert)".

Reinhard Stauber

Papa Marcello II Cervini e la Chiesa della prima metà del '500, Atti del Convegno di studi storici, Montepulciano, 4 maggio 2002, a cura di Carlo Prezzolini e Valeria Novembri, Montepulciano (Le Balze) 2003, 298 S., Abb., keine ISBN, € 20. – Der Pontifikat Marcellus' II., gewählt im Krisenjahr 1555, das mit dem Religionsfrieden von Augsburg die Spaltung der Christenheit in Europa besiegelte, dauerte gerade einmal 23 Tage. Marcello Cervini teilte damit das Schicksal von vier weiteren Päpsten des 16. Jh., die ebenfalls nur sehr kurz regierten: Pius III. Piccolomini Tedeschini (26 Tage; vgl. die Besprechung in diesem Band S. 628ff.), Urban VII. Castagna (13 Tage), Gregor XIV. Sfondrati (10 Monate) und Innozenz IX. Facchinetti (2 Monate). Cervini stammte aus Montepulciano, wo anläßlich seines 500. Geburtstages ein wissenschaftliches Kolloquium veranstaltet wurde. Die Beiträge dieser Tagung liegen nun gedruckt vor. Den Organisatoren dieses Convegno ist für ihre Initiative zu danken, denn Marcellus II. zählt nach wie vor zu den von den Historikern eher vernachlässigten Figuren des frühneuzeitlichen Papsttums, wie A. Prosperi zu Recht in seiner Einleitung betont, die vor allem auf die Gelehrsamkeit, Bildung und Bücherleidenschaft des Prälaten eingeht, der ab 1550 auch Verantwortung für die Vatikanische Bibliothek übernehmen sollte. Obwohl seit einigen Jahren eine profunde Monographie vorliegt (William V.

Hudon, Marcello Cervini and ecclesiastical government in Tridentine Italy, Northern Illinois University Press 1992), sind bei weitem noch nicht alle Aspekte von Person und Wirksamkeit Marcello Cervinis hinlänglich aufgearbeitet. Einige wichtige Facetten werden nun durch den vorliegenden Tagungsband beleuchtet. M. Fois beschäftigt sich mit der katholischen Amtskirche in der ersten Hälfte des 16. Jh., wobei er sich bei seinen Beobachtungen, wie in den einleitenden Passagen hervorgehoben, auf das Papsttum, das Kardinalskollegium und den italienischen Episkopat beschränkt. Dieser Artikel, der in idealer Weise die kirchlichen und religiösen Rahmenbedingungen für das Wirken von Marcello Cervini skizziert, ist zweigeteilt. Zunächst werden die negativen Aspekte der römischen Kirche angesprochen (u. a. Nepotismus, Verweltlichung der Kurie, Benefizienakkumulation, Vernachlässigung der Residenzpflicht usw.), dann die positiven Tendenzen (Betonung der pastoralen Pflichten von Bischöfen und Priestern, Engagement der Reformorden) gegenübergestellt. G. Costi widmet sich in seinem Beitrag dem Wirken Cervinis als Bischof von Nicastro (1539–1540), Reggio Emilia (1540–1544) und Gubbio (1544–1555). Während für Nicastro kaum Quellen vorliegen, gelingt es Costi auf der Grundlage der Korrespondenz Cervinis mit seinem Generalvikar in Reggio, Ludovico Beccadelli, den Ergebnissen der Visitation des Bistums Reggio Emilia (1543) bzw. der Diözesansynode von Gubbio (1549) ein Bild von Marcello Cervini zu zeichnen, das weitgehend dem tridentinischen Bischofsideal entspricht. S. 79–88 enthält eine Zusammenfassung der einzelnen Konstitutionen der Synode von Gubbio u. a. zu den priesterlichen Pflichten, Pfarrseelsorge, Katechese bis hin zu Bestimmungen zur Reinhaltung sakraler Orte und zur Pflege von Kultgegenständen (Kirchen und Kapellen dienten oft als Vorratslager; in Anspielung darauf verfügte etwa die Konstitution 15, daß die Kirchen sauber zu halten seien, *maxime circa altare*, und daß Getreide und Pferdefutter binnen eines Monats aus ihnen zu entfernen seien). V. Criscuolo befaßt sich mit der Rolle Cervinis als päpstlicher Legat auf dem Konzil von Trient. Nach einem einführenden Teil, der Vorgeschichte, Eröffnung und die erste Tagungsperiode (März 1545 bis Ende 1546) bis zur Verlegung des Konzils nach Bologna behandelt, geht Criscuolo näher auf den Alltag Cervinis in Trient ein, auf seine ausgleichende Wirkung im Präsidium, das er neben Antonio Maria Ciocchi Del Monte und Reginald Pole bestritt, sowie auf seine Einflußnahme auf wichtige Fragen (wie etwa auf die Formulierung des Rechtfertigungsdekrets). Gerade in der ersten Hälfte des 16. Jh. wurde heftig darum gestritten, wer predigen, welche Gegenstände in der Predigt behandelt werden und ob überhaupt, und, wenn ja, welche rhetorischen Mittel dabei eingesetzt werden durften. Im Zentrum seines langen Aufsatzes analysiert S. Giombi die Position Cervinis innerhalb dieser höchst kontrovers geführten

Predigtdebatte. In seiner um 1549 verfaßten *Instructio ad praedicatores* („che so potrebbe definire una prima grande direttrice della predicazione nella seconda metà del secolo XVI", S. 146) spricht sich der spätere Papst Marcellus II. für eine einfache Rhetorik bei der Predigtgestaltung aus. Dieses Dokument ist wie die *Bulla facienda ut provideatur malis praedicatoribus* (mit starken pastoralen und disziplinarischen Tendenzen, u. a. Forderung nach Ablegung eines Examens zur Erlangung der Predigtlizenz, um der Verbreitung von *falsa fidei dogmata*, S. 189, vorzubeugen) im Anhang des Beitrags abgedruckt. P. Ruschi nimmt zwei Bauvorhaben Marcello Cervinis in der Val d'Orcia in den Blick (die einschlägigen Quellen werden z. T. im Anhang publiziert): die Umgestaltung der ehemaligen Kamaldulenser-Einsiedelei Vivo d'Orcia zu einer Villa, an der neben Antonio da Sangallo d. J. und Vignola auch der dilettierende *committente* selbst mitwirkte, sowie Restaurierung und Ausbau des Familienpalastes in Montepulciano. Mit den wenigen kulturellen Einrichtungen Montepulcianos, vor allem aber mit dem örtlichen Adel und den familiären Vernetzungen der Cervini innerhalb der Stadt und im größeren toskanischen Kontext setzt sich der Beitrag von D. Pasqui auseinander (mit Dokumentenanhang). In einer abschließenden Stellungnahme würdigt S. Pagano die einzelnen Referate und benennt Themenfelder einer künftigen Beschäftigung mit Marcellus II. Der Band wird durch ein Namens- und Ortsregister erschlossen. Alexander Koller

Pio VII papa benedettino nel bicentenario della sua elezione, Atti del Congresso storico internazionale, Cesena-Venezia, 15–19 settembre 2000, a cura di Giovanni Spinelli OSB, Italia Benedettina 22, Cesena (Centro Storico Benedettino Italiano) 2003, XXX, 755 pp., € 72. – Il volume racchiude gli Atti del convegno organizzato dal Centro Storico Benedettino Italiano in occasione dei duecento anni dalla elezione di papa Pio VII, avvenuta il 14 marzo del 1800 a Venezia nel monastero di S. Giorgio. E proprio tra Cesena, città natale del monaco Barnaba (Gregorio) Chiaramonti, e Venezia si è svolto il congresso, i cui lavori sono stati aperti dal discorso inaugurale di Luigi Mezzadri (pp. 1–13). Un pontificato, quello piano, che per buona parte si sviluppa in piena crisi rivoluzionaria, non senza gravi contraccolpi sulla persona e sull'operato del pontefice. Il tema dei rapporti tra Pio VII e Napoleone non poteva dunque non caratterizzare le giornate del convegno: lo riflettono alcune importanti relazioni come quelle di Jean-Marc Ticchi, Il viaggio di Pio VII a Parigi, attraverso il suo libro dei conti (pp. 199–315), intervento ora arricchito da altro lavoro dello stesso studioso (De Rome à Paris à la suite de Pie VII: la visite de l'abbé Cancellieri en France lors du sacre de Napoléon Ier, 1804–1805, d'après son journal de voyage, Benedictina 51 [2004] pp. 335–

436); ed ancora Bernard Plongeron, Les réactions d'un pape aux liens: Pie VII face à Napoléon, 1808–1812 (pp. 317–350); Ferdinando Molteni, La cattività savonese di Pio VII (pp. 351–362); Charles Profizi, La prigionia di Pio VII a Fontainebleau, 19 giugno 1812–23 gennaio 1814 (pp. 363–379). Negli Atti non manca la riflessione su altri temi di politica ecclesiastica ed internazionale, come appare dai contributi di Ulderico Parente, Pio VII e il Regno delle Due Sicilie (pp. 185–197); Marcello Farina, L'eredità gioseffina nel confronto tra Francesco I d'Asburgo e Pio VII Chiaramonti, 1800–1823 (pp. 137–154); Ulrich Faust, Pio VII e la Baviera (pp. 155–166); Domenico Gobbi, Pio VII e le diocesi del Tirolo e Vorarlberg (pp. 167–183). Prima ancora di indagare sull'attività di papa Chiaramonti, il congresso ha però rivolto la sua attenzione sui primordi della sua personalità, in primo luogo sulle sue radici umane e spirituali, utili a comprendere l'agire del futuro pastore, emergenti con prospettive complementari dalle relazioni di Giovanni Spinelli, La Congregazione Cassinese all'epoca di Don Gregorio Chiaramonti (pp. 53–86); Emanuele Boaga, Giovanna Coronata Ghini Chiaramonti: nella famiglia e nel Carmelo (pp. 15–22); Paola Errani, Cesena nell'età di Gregorio Barnaba Chiaramonti. Vita cittadina e istituzioni culturali a Cesena nel secondo Settecento (pp. 23–36); Marino Mengozzi, Pio VII „figlio" dell'Abbazia del Monte (pp. 37–51); in quest'orizzonte può collocarsi anche l'intervento di Maurizio Tagliaferri, Gregorio Chiaramonti e l'episcopato romagnolo (pp. 87–98). Un'ulteriore indagine sull'episcopato e sul cardinalato di quegli anni si legge in Stefania Nanni, Il conclave dell'esilio (pp. 99–121); Giovanni Vian, La Chiesa veneziana nei mesi del conclave (pp. 123–135); Simone Bonechi, Pio VII e l'episcopato toscano (pp. 487–501). Nell'opera di Pio VII papa-monaco prende, com'è naturale, particolare rilievo il suo atteggiamento verso la vita religiosa, in una fase così drammatica per Ordini e Congregazioni di vita consacrata quale fu l'età napoleonica, un periodo, com'è stato chiamato, di „diffidenza per la vita religiosa". Ne danno puntualmente conto Marek Inglot, Pio VII e la ricostituzione della Compagnia di Gesù (pp. 381–415); Giuseppe Orlandi, Pio VII, Sant'Alfonso e i Redentoristi (pp. 417–440); Cosimo Semeraro, Pio VII e la rinascita degli Ordini religiosi nello Stato Pontificio (pp. 441–485). Altri apporti del Convegno hanno toccato aspetti generali o di politica interna allo Stato Pontificio e alla Chiesa di Roma, come quelli di Fulvio De Giorgi, Istanze di riforma della Chiesa durante il pontificato di Pio VII (pp. 521–559); Rosario F. Esposito, Pio VII e le società segrete (pp. 619–668); Domenico Rocciolo, Pio VII e la diocesi di Roma (pp. 503–520); Giuseppe M. Croce, Pio VII, il cardinal Consalvi e gli Ebrei, 1800–1823 (pp. 561–618). Infine le predilezioni artistiche e la cultura libraria del papa affiorano negli interventi di Giuseppe Pavanello, Antonio Canova e Pio VII

(pp. 669–681) e Davide Gnola, La Biblioteca Piana (pp. 683–688). In appendice si colloca Claudio Riva, Due note archivistiche per papa Chiaramonti (pp. 701–708). Le conclusioni di Mario Rosa (pp. 689–700) più di ogni ulteriore considerazione ben delineano il duplice binario sul quale si mosse un pontificato complesso, lasciando esse intendere come Pio VII per un verso abbia certamente incarnato un indirizzo derivante dalle correnti culturali e religiose dell'*Aufklärung* cattolica, alla quale il mondo religioso, in particolare quello monastico, a partire dalla metà del '700 non era affatto rimasto estraneo; per altro verso nondimeno tale orientamento nel pontefice come negli esponenti dei vertici della Chiesa si traduceva ancora in forma discontinua, segno del perdurante stato di debolezza nel quale il papa aveva trovato la Chiesa, oltre che della difficoltà epocale di considerare come ormai irreversibili le novità politiche, sociali, culturali e religiose scaturite dalla rivoluzione e dal turbine napoleonico. Mariano Dell'Omo

Parlamento e costituzione nei sistemi costituzionali europei ottocenteschi, Parlament und Verfassung in den konstitutionellen Verfassungssystemen Europas, a cura di Anna Gianna Manca/Luigi Lacchè, Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico in Trento. Contributi 13, Bologna–Berlin (il Mulino – Duncker&Humblot) 2003, 467 S., ISBN 88-15-09602-7, € 29. – Der Boom vergleichender europäischer Verfassungsgeschichtsschreibung ist ungebrochen. Anteil daran haben auch die deutsch-italienische Kooperation und der rechtshistorische Bereich des Trienter Instituts, wo nun ein weiterer einschlägiger Tagungsband entstand. (s. a. QFIAB 81, S. 658 ff.) Er befasst sich mit der Rolle, die das Parlament in dem von der Verfassung vorgegebenen Rahmen ausüben konnte oder wollte. 14 Beiträge mit einer Einleitung von A. G. Manca decken geographisch die deutschen Staaten (4 Beiträge), Italien (3), Österreich (2), Frankreich (2), Belgien, Spanien und England (je 1) ab. Im Zentrum stehen die 2. Hälfte des 19. Jh. und der monarchische Konstitutionalismus. Auch wenn der definitorisch schwächere Titelbegriff „konstitutionelle Verfassungssysteme" darauf verweist, dass verschiedene Typen untersucht werden, stellen die Dritte französische Republik (O. Rudelle) und der britische Parlamentarismus (A. Torre) „Ausreißer" unter den Objekten dar. Behandelt werden – freilich nicht im systematischen Ländervergleich oder in vergleichbarem Umfang – die Themen „attuazione", „difesa" und „revisione della costituzione". Darunter verstehen die Herausgeber a) Umsetzung der Prinzipien und „Selbstverpflichtungen" der Verfassung beim Erfüllen der legislativen Aufgabe; b) Schutz von Geist und Buchstaben der Verfassung, insbesondere vor Übergriffen der Exekutive; c) Möglichkeiten und Formen von Verfassungsrevisionen und Reformen. Die meisten Aufsätze widmen sich der Ausformung des

Gesetzgebungsverfahrens im Rahmen einer Verfassung, die die Aufgabenverteilung nicht genau reglementiert hatte, zu deren politisch programmatischen Charakter aber Aufträge für verfassungsadäquate Gesetze gehörten. Der Bogen reicht von Detailstudien zur Frage der ausführenden Gesetze (P. Urbanitsch) bis zum programmatischen Entwurf (R. Wahl), der das Untersuchungsfeld für den „labilen Dualismus" absteckt und Koordinaten für das Bewegungsgefüge zwischen Monarch und Parlament aufstellt. Durch das thematische Raster bieten sich andere Beiträge als Probe aufs Exempel an, so jener von R. Martucci, der die Schwäche des in vieler Hinsicht „unauffindbaren" italienischen Parlaments auslotet. Ergänzt wird die Analyse der Spielräume in Italien durch P. Colombo, der wie kürzlich in einer Monographie den oft unterbewerteten Einfluss des Monarchen als Person und Institution untersucht. Die beiden anderen Schwerpunkte werden selten ausschließlich berücksichtigt. Doch arbeitet etwa L. Lacchè unterschiedliche Facetten taktischer Verfassungstreue gegenüber den *chartes constitutionelles* heraus, G. Stourzh widmet sich dagegen der Revisionsgewalt und Mehrheitsentscheidungen in Österreich (auch als Instrument der Minderheitenpolitik). Meist vermischen sich die Rasterfragen wie bei A. G. Manca (Preußen), F. Theisen (Sachsen) und M. Lorente Sariñena, die den Blick über ein allzu langes und an Verfassungen reiches 19. Jh. in Spanien wirft. Ein überschaubareres Terrain ist Kurhessen, wo die „konstitutionelle Dauerkrise" verdeutlicht, wie unter der Ägide eines unveränderten Verfassungsdokuments seine Interpretationen und tatsächliche Machtverhältnisse entscheiden (E. Grothe). Im Vergleich und vor dem Konzept von „attuazione" und „revisione" ist es dann nahe liegend, die alte Frage nach der „rigidità", „flessibilità" oder „elasticità" des *Statuto Albertino* nochmals aufzugreifen (F. Soddu). Kerstin Pöttgen

Jacqueline Andall/Derek Duncan (Hg.), Italian Colonialism. Legacy and Memory, Frankfurt a. M. u. a. (Peter Lang) 2005, 301 S., ISBN 3-03910-326-1, € 53,50. – Bei der fortschreitenden Aufarbeitung der europäischen Kolonialgeschichte, wobei gerade in bezug auf die Erforschung des deutschen Kolonialismus in den letzten Jahren deutliche Fortschritte zu verzeichnen sind, fällt bislang ein Land kaum ins Blickfeld der Historiker, und zwar ist dies Italien, welches auf dem afrikanischen Kontinent nicht unbeträchtliche Gebiete unter seiner kolonialen Verwaltung hatte. Als größte Territorien waren dies das Horn von Afrika und Libyen. Der vorliegende Sammelband untersucht verschiedene Aspekte des italienischen Kolonialismus. Elf Autorinnen und Autoren haben für den Druck überarbeitete Manuskripte von einer im Dezember 2001 im Italienischen Kulturinstitut in London abgehaltenen Konferenz vorgelegt. Die zumeist historisch und literaturwissenschaftlich ausgerichteten Un-

tersuchungen belegen die hohe Ambivalenz der kolonialgeschichtlichen Analyse. Denn wie bei den meisten anderen Kolonialmächten Europas hat auch in Italien der Kolonialismus über das Ende der direkten Kolonialherrschaft hinaus Spuren hinterlassen. Im Allgemeinen wird in Italien die koloniale Ära eher als ein zufälliger Aspekt in der historischen Entwicklung angesehen. Bisher angefertigte Studien hierzu spielten das koloniale Streben des faschistischen Italiens im 20. Jh. eher herunter und untersuchten kaum die kulturellen Auswirkungen des Kolonialismus auf die italienische Gesellschaft. In der Nachkriegsära, so muß konstatiert werden, spielte die Kolonialgeschichte als akademische Disziplin in der ehemaligen Achsenmacht kaum eine Rolle. Eher beschäftigten sich italienische Wissenschaftler mit dem europäischen Kolonialismus im 19. Jh., global und auch einzelnen anderen Mächten gewidmet, als mit der eigenen kolonialen Vergangenheit im 20. Jh. Die in dem Sammelband zusammengeführten Essays bieten eine gute Möglichkeit, sich mit dem Stand der Forschungen zum italienischen Kolonialismus zu befassen. In ihrem Eingangsbeitrag unter dem Titel „Memories and Legacies of Italian Colonialism" umreißen die Hg. den Anteil der italienischen Historiker und anderer Sozialwissenschaftler an der Erforschung des europäischen Kolonialismus und gehen auf die bislang nur mangelhaft erforschte Geschichte des italienischen Kolonialismus ein. Präziser hinterfragt dann noch einmal Nicola Labanca in seiner Studie (History and Memory of Italian Colonialism Today) den Forschungsstand und macht dessen Bedeutung klar für die im letzten Jahrzehnt in Europa stark rezipierten Forschungen aus dem Bereich der postcolonial studies. Es werden in allen Aufsätzen mehr oder minder präzise die Besonderheiten des italienischen Kolonialismus herausgearbeitet. Eingegangen wird in einigen Beiträgen auch darauf, welcher Bestandteil der italienischen Kultur sowie der nationalen Identität insgesamt seinen Ursprung in der Kolonialgeschichte hat, wie es zum Beispiel in den Beiträgen von Giampaolo Calchi Novati (National Identities as a By-Product of Italian Colonialism: A Comparison of Eritrea and Somalia), Derek Duncan (Italian Identity and the Risks of Contamination: The Legacies of Mussolini's Demographic Impulse in the Work of Comisso, Flaiano and Dell'Oro) und Alessandro Triulzi (Adwa: From Monument to Document) deutlich wird. Denn, wie in anderen europäischen Ländern auch, spielte etwa der koloniale Rassismus eine große Rolle in der Mehrheitsgesellschaft, so Charles Burdett (Colonial Associations and the Memory of Italian East Africa). In der Kunst wird deutlich, welche kulturellen Elemente aus den Kolonien adaptiert wurden. Betrachtet und analysiert werden diese historischen Phänomene aus historischer, soziologischer, literaturwissenschaftlicher, kunsthistorischer und politikwissenschaftlicher Sicht. Mit Sicherheit wird der Aufsatz von Sandra Ponzanesi (Beyond the Black

Venus: Colonial Sexual Politics and Contemporary Visual Practics) in der international community große Aufmerksamkeit erregen, packt sie doch ein in der letzten Zeit heftig diskutiertes Thema, die Präsentation von Afrikanern in Europa und die damit beabsichtigte Herausbildung von kolonialen und sexuellen Phantasien auf rassistischer Basis und mit politischer Absicht an. Mehrere Beiträge befassen sich mit den verschiedensten Facetten aus der Geschichte und Kultur der Träger der Interaktionen zwischen Mutterland und deren ehemaligen Kolonialgebieten, nämlich mit den afrikanischen Einwanderern sowie der Entstehung und Profilierung einer afrikanischen Diaspora in Italien. Gewidmet haben sich dieser Thematik Jacqueline Andall (Immigration and the Legacy of Colonialism: The Eritrean Diaspora in Italy), Christina Lombardi-Diop (Selling/Storytelling: African Autobiographies in Italy) sowie Pauline Small (Immigrant Images in Contemporary Italian Cinema: A Nation with a Clear Conscience?). Es handelt sich also um einen Konferenzband, welcher wichtige Grundlagen für eine komparatistische Betrachtung der europäischen Kolonialgeschichte bereithält. Zudem enthält er interessante Fallstudien zu einem kaum bekannten Aspekt der Kolonialgeschichte des afrikanischen Kontinents sowie zur Wechselwirkung zwischen Kolonie und Mutterland. Es werden die Stärken, aber auch die Schwächen der italienischen Kolonialgeschichtsschreibung deutlich. Ulrich van der Heyden

Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt am Main (Fischer) 2003, 368 S., ISBN 3-596-15219-44, € 12,90. – Knapp sechzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs legen Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer und Wolfgang Schwentker einen Sammelband vor, der den Erinnerungskulturen in den drei einst miteinander verbündeten Staaten Deutschland, Italien und Japan gewidmet ist. Laut Einleitung zielen die Hg. mit dem Buch „auf die systematische Erforschung nationaler Erinnerungskulturen im Vergleich“ (S. 12) und wollen damit die bisher zumeist engen und auf die eigene Nation fixierten Grenzen der Forschung überschreiten, um eine globalere Perspektive der Erinnerung zu ermöglichen. Im Zentrum der Beiträge steht die Auseinandersetzung der staatlichen Institutionen, der politischen Eliten und der Bevölkerung mit der Kriegsvergangenheit. Die Einleitung der Hg. und Wolfgang Schieders gelungener Systemvergleich der drei „Kriegsregime“ des 20. Jh. eröffnen den Band. Es folgen sechs thematische Schwerpunkte, in denen jeweils drei bis sechs Autorinnen und Autoren einzelne Aspekte des Erinnerungsdiskurses problematisieren. Als erstes wird dabei unter dem etwas reißerischen Titel „Die Abrechnung der Sieger“ die juristische Aufarbeitung der Kriegsverbrechen thematisiert. Neben den Beiträgen

Hans Wollers zur erfahrungsgeschichtlichen Dimension der Abrechnung mit dem Faschismus in Italien und Franziska Seraphims zum (weitgehend fehlenden) Zusammenhang zwischen Kriegsverbrecherprozessen in Asien und globalen Erinnerungskulturen besticht David Cohens vergleichende Analyse der öffentlichen Erinnerung an Kriegsverbrecherprozesse in Asien und Europa. Den zweiten thematischen Schwerpunkt bildet die „Entzauberung der Herrscherfiguren". Danach folgen Abschnitte über „Die Historiker und die Deutung der Vergangenheit", über die „Erinnerung an Diktatur und Krieg in Politik und Öffentlichkeit", über die „Medien der kollektiven Erinnerung" und zuletzt über „Generationswechsel und Erinnerungskulturen". Für jedes dieser Teilkapitel konnte man namhafte Beiträgerinnen und Beiträger gewinnen – unter anderem Hans Mommsen, Martin Sabrow, Jeffrey Herf, Brunello Mantelli und Axel Schildt. Auch die Hg. selbst sind jeder mit einem eigenen Aufsatz vertreten. Dem historisch interessierten deutschen Leser bieten die auf sein eigenes Land bezogenen Aufsätze Hans Mommsens (Hitler in der deutschen Öffentlichkeit vor und nach dem 9. Mai 1945), Christoph Corneliß ens (Historikergenerationen in Westdeutschland seit 1945) und Edgar Wolfrums (Geschichtsbilder der ‚alten' Bundesrepublik) kaum neue Erkenntnisse. Die Beiträge Susanne Brandts über die Fernsehserie „Holocaust" und Axel Schildts über die Thematisierung der NS-Vergangenheit im Generationenkonflikt der bundesrepublikanischen 1960er Jahre machen dagegen Themenbereiche, die erst seit jüngerer Zeit in der Forschung diskutiert werden, einer breiteren und nicht nur rein wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich. Dank zweier Aufsätze von Jeffrey Herf und Martin Sabrow werden daneben auch die spezifisch ostdeutsche Erinnerung und die DDR-Geschichtsschreibung angemessen berücksichtigt. Unter den umfangreichen und fundierten „italienischen" Beiträgen sei besonders auf Lutz Klinkhammers „Kriegserinnerung in Italien im Wechsel der Generationen" verwiesen, da dieser ein Phänomen beschreibt, das sich sehr deutlich von der deutschen Erinnerungskultur unterscheidet. In seiner knappen, aber präzisen Analyse vermag Klinkhammer zu zeigen, dass es nach wie vor keine kollektive „italienische Tätererinnerung" gibt und dass sich der „Resistenza"-Mythos – wenngleich in modifizierter Form – in der breiten Öffentlichkeit nach wie vor hartnäckig hält. Am wenigsten vertraut ist der Leser sicherlich mit der japanischen Erinnerungskultur. Angesichts der politischen Verstimmung, die im Frühjahr 2005 durch den Streit zwischen China und Japan über die Darstellung der japanischen Besatzung Chinas in japanischen Unterrichtsbüchern hervorgerufen wurde, sind insbesondere die informativen Beiträge von Kunichika Yagyu über den berühmt-berüchtigten Yasukuni-Schrein und von Susanne Petersen über Geschichtspolitik in japanischen Schulbüchern sehr zu

begrüßen. Daneben zeigt der Aufsatz von Yuji Ishida über das Massaker von Nanking und die japanische Öffentlichkeit, wie schwer sowohl dem offiziellen Japan als auch seiner Bevölkerung nach wie vor die Anerkennung der eigenen Täterrolle fällt. Auch Ken'ichi Mishima verweist in seinem Beitrag „Generationswechsel und Erinnerungskulturen in Japan" darauf, dass das „Sich-Absperren" gegenüber diesem Teil der eigenen Vergangenheit noch immer dominiert. Im Vordergrund der „öffentlichen Erinnerungskultur" standen und stehen auch weiterhin die „eigenen Toten", insbesondere jene der Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki. So kommt Mishima auch zu dem wenig ermutigenden Fazit: „Der von der Mehrheit unterstützte Staat ist gegenüber der kritischen Öffentlichkeit immun. [...] durch internationalen Druck allein kann man die Menschen bei uns nicht zur Einsicht bringen. Ohne diese aber ist kein angemessener Umgang mit der Vergangenheit möglich" (S. 357). Wenngleich diese Einsichten in den japanischen Binnendiskurs sehr bemerkenswert sind, bietet der Sammelband – abgesehen von dem eingangs erwähnten Beitrag David Cohens und dem Systemvergleich Wolfgang Schieders – kaum vergleichende Ansätze, so dass insgesamt eher von parallel angelegten nationalgeschichtlichen Darstellungen als von transnationalen Analysen gesprochen werden kann. Doch allein schon die Tatsache, dass diese „Nationalgeschichten" nicht nur von Vertretern der einzelnen Nationen vorgetragen werden, ist ein wichtiger Schritt hin zu einer global orientierten Erinnerungsarbeit. Die in diesem Band gesammelten Beiträge dokumentieren den Forschungsstand über die einzelnen Länder und sie sind zugleich ein Anreiz zur Umsetzung der in der Einleitung geforderten transnationalen Perspektive in künftigen Studien. Waltraud Sennebogen

Loreto Di Nucci/Ernesto Galli della Loggia (a cura di), Due nazioni. Legittimazione e delegittimazione nella storia dell'Italia contemporanea, Bologna (il Mulino) 2003, 365 S., ISBN 88-15-09555-1, € 19,50. – Auf dem Titelbild sitzen zwei Männer im Boot, den Rücken einander zugekehrt, und rudern mit aller Anstrengung, der eine vorwärts, der andere rückwärts: ein emblematisches Bild für den Charakter der italienischen Politik? Der vorliegende Band vereint ein knappes Dutzend von Texten zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jh., die alle einem Thema gewidmet sind: den tiefen „cleavages", den Spannungen und Konfliktzonen in der nationalen Geschichte und Politik. Das ist keine Neuentdeckung. Schon Rosario Romeo sprach von den „lacerazioni profonde, che all'interno attraversano tutta la sua storia" (S. 23). Ernesto Galli della Loggia, den man wohl als Hauptinitiator des Tagungsbandes ansehen darf, setzt mit dieser Publikation Reflexionen fort, die schon in einer früheren Veröffentlichung „Miti e storia dell'Italia unita" (QFIAB 80, S. 801 ff.)

ihren Niederschlag gefunden hatten. Mit Giovanni Belardelli, Luciano Cafagna, Ernesto Galli della Loggia und Giovanni Sabbatucci sind alle vier Autoren des damaligen Bandes auch hier in der neuen Initiative vertreten. Die These der „zwei Nationen" lässt sich sowohl in der französischen wie in der englischen Geschichte nach 1789 belegen. Nach Galli della Loggia hat man es in Sachen Italien gleichwohl mit einem Sonderfall zu tun: „Rispetto a molti altri paesi d'Europa, l'Italia rappresenta un caso storico di modernizzazione politica caratterizzato da un livello di contrapposizione che ... si nutre non tanto di divisioni sociali, religiose o linguistiche particolarmente aspre e incomponibili quanto soprattutto di fattori divisivi di spiccatissima natura politica-ideologica" (S. 10). Galli della Loggia nennt eine ganze Reihe solcher Gegensatzpaare: Monarchisten-Republikaner, Laizisten-Katholiken, Kommunisten-Antikommunisten. Der Autor spricht, unter Heranziehung eines Neologismus, von „una forte propensione alla divisività" (S. 10). Diese Tendenz, die Gegensätze zu radikalisieren, hängt mit der Legitimierung der eigenen politischen Positionen und der Delegitimierung des häufig zum Feind gestempelten politischen Gegners zusammen. Solche Ausgrenzungen hat es seit 1860/61 immer wieder gegeben: die Legitimisten, die Verfechter der abgesetzten einzelstaatlichen Dynastien, die Anhänger von Kirchenstaat und Papsttum, die intransigenten Republikaner, die Radikalen, später die Sozialisten und Kommunisten. Immer gab es starke Antisystem-Oppositionen. Die Konsensus-Basis der italienischen Regierungen blieb schmal. Der „Zentrismus" und der „Transformismus" als spezifisch italienische Erfahrung der Regierungsbildung und der Problembewältigung erscheint so als wiederkehrende Notlösung und als eine Wahl des geringeren Übels. „In determinate situazioni si tratta di formula decisamente preferibile alle lacerazioni frontali e distruttive, oppure a forme di ingovernabilità che possono paralizzare prima e portare poi al cesarismo o alla dittatura." (S. 31, Luciano Cafagna). Für die „divisività" der italienischen Politik ließen sich zahlreiche Zeugnisse finden. Sergio Romano sieht sein Heimatland „continuamente tormentato da una pseudo guerra civile (più recitata e declamata, per fortuna, che realmente combattuta)" (Il rischio americano, Milano 2004, S. 110). Valerio Castronovo sieht „una continua trafila di reciproche scomuniche e delegittimazioni fra gli opposti schieramenti politici, [che] minano la fiducia della gente nelle istituzioni" (La paura degli italiani, Milano 2004, S. 139). Die hier diskutierten Fragen sind von hoher politischer Aktualität. In ihrem letzten Gespräch 1995 befanden sich Renzo De Felice und Norberto Bobbio in einer Frage in völliger Übereinstimmung: Faschismus und Kommunismus besaßen im Italien des ausgehenden 20. Jh. keinerlei Realitätsgehalt mehr. Man könne sie rein historisch betrachten. Gleichwohl bilden beide Phänomene, wie die letzten Parlamentswahlen 2001 gezeigt haben, als

messianische Hoffnung oder als Furcht- und Schreckgespenst in den Köpfen der Menschen mächtige Realitäten. Wie eine Meinungsumfrage der Zeitung „Il Sole 24 Ore" gezeigt hat, fürchtet auch heute mehr als ein Drittel der Mitte-Rechtswähler eine Wiederkehr „der Kommunisten", und mehr als als 40% der Mitte-Linkswähler ist besorgt vor der Rückkehr „des Faschismus". Wie lassen sich solche Phantomschmerzen erklären und kurieren? Galli della Loggia arbeitet seit langem, u. a. als Herausgeber der Reihe „Identità italiana" an einer Wiederbelebung des nationalen Selbstbewusstseins. Die Stärkung der Gemeinsamkeitsbasis gilt ihm als vorrangige Aufgabe von Politik und Geschichtsschreibung: „Come spezzare le catene della divisività? Come impedire che tutto il discorso pubblico italiano ... sia come paralizzato ... in una sempre uguale spirale di reciproci ... risentimenti tra le parti in lizza, all'insegna di una memoria divisa chiamata a fornire sempre nuove munizioni alle lotte odierne?" Verantwortlich ist die Politik. Aber ebenso stark ist auch die Verantwortung der Geschichtsschreibung „che in un discorso costruttivo sul passato dovrebbe manifestare una disponibilità a riconoscere gli ‚eccessi' della propria parte a contribuire e individuare ... anche i momenti di riconciliazione" (S. 15). Eine in dem Band nicht thematisierte Frage drängt sich dem Betrachter zum Schluß auf: ist der seit 1992/93 laufende Versuch der italienischen Politik, durch Einführung eines modifizierten Mehrheitswahlrechts zu einem bipolaren politischen System zu kommen, überhaupt mit der hier konstatierten „propensione alla divisività" vereinbar? Mit dem Zusammenbruch des Weltkommunismus und der Umgründung der KPI hätte sich auch in Italien nach 1990 die für Westeuropa so typische Alternanz zwischen einer konservativen und einer progressiven sozialdemokratischen Parteiengruppierung herausbilden können. Im heutigen Italien gibt es nur noch schmale Antisystem-Oppositionen auf der Rechten und der Linken. Deshalb erscheinen die Voraussetzungen für die Herausbildung eines bipolaren Systems so günstig wie kaum je in den letzten 150 Jahren. Jedoch hat der Aufstieg Berlusconis zwar die Mitte-Rechtskoalition gewinnen lassen, gleichzeitig aber zu einer enormen Polarisierung innerhalb der italienischen Gesellschaft geführt. Seine Person verhindert das, was er eigentlich angestrebt hat, eine langfristige Konsolidierung des konservativen Lagers. Hier liegt das Dilemma. Jens Petersen

Filippo Ronconi, La traslitterazione dei testi greci. Una ricerca tra paleografia e filologia, Quaderni della Rivista di Bizantinistica 7, Spoleto (Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2003, XV, 201 S., ISBN 88-7988-146-9, € 35. – Transliteration im lexikalischen Normalgebrauch wird definiert als die „buchstabengetreue (d. h. im Verhältnis eins zu eins erfolgende) Umsetzung eines in einer Buchstabenschrift geschriebenen Textes in eine andere Buch-

stabenschrift ...“ (Brockhaus Enzyklopädie, 19. Auflage, 1993, Bd. 22, S. 318). Im Bereich der griechischen Textüberlieferung und Paläographie wird der Terminus allerdings verbreitet mit anderer Konnotation eingesetzt, nämlich zur Bezeichnung der Umschrift griechischer Handschriften im 9. Jh. von einer Majuskel- (in der Regel einer Unziale) in eine Minuskelschrift. Prägend für diese Definition war das Standardwerk von Alphonse Dain, Les manuscrits, 1949 (^{2}1964), das den Ausgangspunkt für die umfangreiche Studie von Ronconi bildet. Die Frage, ob die Begriffsumdeutung sinnvoll war und ist, wird vom Vf. nicht aufgeworfen und kann an dieser Stelle nicht näher behandelt werden, auch wenn seitens des Rezensenten Zweifel anzumelden sind. Die Überlieferung griechischer Texte hängt fast ausschließlich von Archetypen in „alter Minuskel“ ab, die in großer Anzahl und möglicherweise in einer planmäßigen Aktion im 9. Jh. auf der Basis von alten Majuskelhandschriften erstellt wurden, so daß nahezu jede kritische Textausgabe und alle einschlägigen allgemeinen Untersuchungen zur Textkritik dieses Phänomen mehr oder weniger ausführlich behandeln. Ein besonderer Verdienst des Vf. liegt in der ausführlichen und detaillierten Darstellung der Forschungslage (Parte prima: giudizi e pregiudizi: breve storia delle posizioni critiche, S. 5–72), wobei die einzelnen Positionen analysiert und kritisch diskutiert werden. Dabei ist festzustellen, daß die rigorose Kernthese, wie sie auch von Paul Maas und Giorgio Pasquali vertreten wurde, nämlich daß von einer Majuskelhandschrift eine Abschrift in Minuskeln hergestellt wurde, die dann als Archetyp für die weitere Textüberlieferung diente, in der folgenden Zeit bedeutend modifiziert wurde: Zum einen wurde der Zeitraum der Minuskelabschriften stark erweitert, ferner konnte erwiesen werden, daß Majuskelhandschriften oft über lange Jahrhunderte als Überlieferungsträger weiterexistierten und daß es in vielen Fällen auch Überlieferungen mit mehrfacher, unabhängiger „Transliteration“ gibt. Anhand gut ausgewählter Textstellen kann Ronconi zeigen, daß im Augenblick spätbyzantinischer Abschriften durchaus auch sehr fehlerhafte „Archetypen“ (z. T. mit ausgesprochenen Majuskelfehlern) des 9. Jh. vorlagen, die offensichtlich auch als Minuskelhandschrift noch in *scriptura continua* waren. Die Schlüsse des Vf. sind sehr überzeugend: Eine Minuskelhandschrift des 9. Jh. bietet nicht immer den besseren Text als ältere Majuskelhandschriften; ferner ist das Axiom, daß spätere Abschriften generell schlechter sind als frühe „Transliterationen“, schlicht falsch. Die textkritische Kernfrage lautet also: Ist generell von einer „Transliteration“ auszugehen, d. h. von einer frühen Minuskelhandschrift, von der wiederum alle erhaltenen Textzeugnisse abhängen, oder ist häufig bei Stemmata mehrfache „Transliteration“ (meist zu verschiedenen Zeiten) anzusetzen, was in der Praxis bedeutet, daß den *recentiores* bei der Textkonstituierung gebührender Raum eingeräumt werden

muß. Der Vf. versucht in den beiden folgenden Kapiteln das notwendige paläographische und textkritische Rüstzeug zu vermitteln. Sehr anschaulich ist die Zusammenstellung der möglichen Majuskelfehler (S. 79–123), die reichlich mit Textzeugnissen belegt werden. Anschließend wird die These, daß die Existenz von Majuskelfehlern als Trennfehlern zwar die conditio sine qua non, aber noch nicht die hinreichende Bedingung für mehrere unabhängige „Transliterationen" in der Überlieferung ist, anhand mehrerer beispielhafter Stemmata belegt. Das zweifelsohne sehr schwierige Thema wird vorbildlich durch Schaubilder verdeutlicht. Die abschließenden Untersuchungen zum Gebrauch des Zahlensystems untermauern die Ergebnisse, die in den „conclusioni" (S. 167–170) zusammengefaßt werden: Die Umschrift von der Majuskel- in die Minuskelschrift kann nicht als planmäßiges Vorgehen innerhalb weniger Generationen betrachtet werden. In der Textüberlieferung ist nicht grundsätzlich von einem frühen Minuskelarchetypus auszugehen. Schließlich kann als belegt gelten, daß auch Majuskelschriften weiterhin in Gebrauch und in späteren Generationen noch lesbar waren. Die Frage der einzigen oder mehrfachen „Transliteration" ist nur im Einzelfall zu entscheiden. Das Werk wird durch eine umfangreiche Spezialbibliographie und mehrere Indizes, von denen besonders der „Indice dei *loci* citati" und der „Indice dei manoscritti" hervorgehoben werden sollen, abgerundet. Zusammenfassend läßt sich konstatieren, daß vorliegende Studie für jeden, der sich mit Textkritik und Überlieferungsgeschichte beschäftigt, eine überaus anregende, wenn auch nicht einfache Lektüre darstellt. Trotz Komplexität des Themas sind Gedankengang und Argumentation durchwegs überzeugend, durch Schaubilder verdeutlicht und mit zahlreichen Textbeispielen belegt. Die Schlußfolgerungen ergeben sich bei der Lektüre gleichsam zwingend. Dem Vf. ist ganz besonders dafür zu danken, daß er ein solches Thema in Angriff genommen hat in einer Zeit, in der nicht nur die Textkritik, sondern auch die Editionen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Die Überlegungen machen aber deutlich, welche wichtige Rolle eine sorgfältige und methodisch korrekte Textkonstituierung spielt. Bilddateien einer (willkürlich ausgewählten) Handschrift aus einer Textüberlieferung können auch in Zukunft eine kritische Edition nicht ersetzen.

Thomas Hofmann

I manoscritti medievali della Biblioteca Città di Arezzo, a cura di Giovanna Lazzi, Lapo Melani, Gabriella Pomaro, Paola Semoli, Patrizia Stoppacci con la collaborazione di Lisa Fratini, Biblioteche e archivi 13 / Manoscritti medievali della Toscana 4, Firenze, Tavarnuzze-Impruneta (Regione Toscana, SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2003, XX, 133 S., 123 Taf., davon 8 farbig, ISBN 88-8450-056-7, € 115. – Die öffentliche Bibliothek der Stadt Arezzo

hat eine außergewöhnliche Vergangenheit, ist sie doch jahrhundertelang von einer Art Bürgervereinigung betrieben worden, der *Confraternita dei Laici*, die ihrerseits auf die im 13. Jh. gegründete Bruderschaft *Santa Maria della Misericordia* zurückgeht. Die ihr gehörigen Handschriften, jetzt etwa 550, sind seit dem 17. Jh. aus ganz verschiedener Provenienz zusammengekommen, bilden also einen völlig heterogenen Bestand. Von dessen größtem Teil war 1896, im 6. Band von Mazzatintis Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia, eine Übersicht veröffentlicht worden, wie üblich höchst summarisch gehalten. Nun werden präzisere Beschreibungen der 94 mittelalterlichen Codices (bis zum Jahre 1500 einschließlich) präsentiert, dazu gesellen sich die Informationen über einen nicht mehr auffindbaren Band und über vier aus dem eigentlichen Katalog entfernte Handschriften, zwei wegen Überschreitung der Zeitgrenze, zwei weitere aus nicht einsichtigem Grunde: mit Statuten der Marienbruderschaft in Cortona (13. Jh.) beziehungsweise mit einem Güterinventar des Klosters Camaldoli von 1406 und einem Verzeichnis von dessen Büchern aus dem 17. Jh.; nicht weiter erläutert werden die „motivi contenutistici" (S. 15), die zum Ausschluss der beiden letztgenannten geführt haben. An den Anfang des Bandes gestellt sind eine Geschichte der Bibliothek, vor allem konzentriert auf die Arbeiten zur Katalogisierung der allmählich wachsenden Bestände (Melani), und eine Übersicht über Entstehung und spätere Besitzer der Handschriften (Pomaro). Der Katalog folgt dem Beschreibungsschema des Unternehmens CODEX, das sich die Erschließung der mittelalterlichen Handschriften sämtlicher Bibliotheken der Toskana – mit Ausnahme der vier staatlichen in Florenz und der Universitaria in Pisa – zum Ziel gesetzt hat. Als Früchte dieser Bemühungen sind schon die Kataloge für die Provinzen Pistoia, Prato, Grosseto, Livorno und Massa Marittima im Druck erschienen. Insgesamt seien inzwischen mehr als 3000 Beschreibungen angefertigt worden, erfährt man (S. VII); rund 2500 sind bereits provisorisch zugänglich im Internet (über SISMEL). Alle in dieser Reihe veröffentlichten Katalogbände zeichnen sich durch ausgiebige Indices aus sowie durch den Abbildungsteil, in dem aus jeder Handschrift eine oder mehrere Seiten vorgestellt werden. – Der Aretiner Handschriftenbestand beginnt zeitlich mit Einzelstücken aus dem 11. Jh. Dazu gehört auch der bekannte Beneventana-Codex aus der Abtei Montecassino mit Werken des Hilarius von Poitiers und der *Peregrinatio Egeriae* (ms. 405). Etwa ein Drittel der Handschriften stammt aus der Eremitage Camaldoli. Das erklärt – zusammen mit anderen kirchlichen Provenienzen – das zahlenmäßige Überwiegen von liturgischen, hagiographischen, aszetischen und homiletischen Texten, denen nur relativ wenige aus schöner Literatur, Jurisprudenz, Medizin und Naturwissenschaften zur Seite stehen. Die kodikologischen Angaben für die Handschriften sind von

erfreulicher Ausführlichkeit, doch hätte man sich nicht selten mehr Informationen über ihren Inhalt gewünscht. Es beginnt mit der prinzipiellen Entscheidung, die Initien der einzelnen Werke nur dann anzugeben, wenn diese nicht haben identifiziert werden können, also in einer Minderzahl der Fälle. Das schränkt die Brauchbarkeit des Verzeichnisses der „Initia" (S. 123–127) erheblich ein, zumal wenn man einen Fall findet, in dem von einer Urkunde des späteren Papstes Gregor IX. lediglich *Dilecto in Christo [...] Hugo miseratione divina Ostiensis et Velletrensis episcopus* erscheint (ms. 333, S. 53f. Nr. 41), denn wiedererkennbar würde das Stück nur durch die Anfangsworte des eigentlichen Textes nach der Adressenformel und dem Aussteller; solche Angaben entsprächen im Übrigen der Instruktion, die „almeno 6–7 parole significative" als Initium anzugeben vorschreibt (S. XVI). Manchmal scheint es sogar, als sei bei einem der nicht wenigen Miszellancodices die Ausdauer der Bearbeiterin allzu schnell erlahmt: so bei ms. 345 (S. 56f. Nr. 45), zusammengesetzt aus 17 Lagen ganz verschiedenen Umfangs. Unterschieden werden hier 29 Teile des Inhalts, doch nur acht davon sind durch das Initium, teils auch durch Nennung des Autors erkennbar gemacht; solche Identifizierungen beschränken sich auf 41 der insgesamt 197 Blätter der Handschrift. Für den großen Rest wird der Leser abgespeist mit allgemeinen Angaben wie „Sententia", „Consilia et dubia", „Consilia et quaestiones" (nicht weniger als 48 Blätter füllend), „Notae iuris", mehrfach „Bullae", auch „Donationes et acta". Manchmal werden immerhin in einer Erläuterung einige Autoren aufgezählt, so bei den „Consilia et dubia" Giovanni Calderini, Giovanni d'Andrea, Paolo de Liazariis usw., bei den „Bullae" einige Päpste des 13.–14. Jh. Hier findet sich auch die Nennung Lucius' II. Da die Handschrift früher im Besitz von Camaldoli war, denkt man an Papsturkunden für eben dieses Kloster. Unter den bekannten kommt Lucius II. nun nicht vor, dafür aber Lucius III. mit je einem Stück von 1181 und 1184. Ob es sich darum handelt oder nicht, kann der Benutzer ohne direkten Zugang zum Codex also nicht herausfinden. Genau das aber wäre die Aufgabe eines modernen Handschriftenkatalogs. Dieter Girgensohn

I manoscritti datati del fondo Palatino della Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze, a cura di Simona Bianchi, Manoscritti datati d'Italia 9, Firenze (SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2003, XVII, 105 S., 116 Taf., ISBN 88-8450-115-6, € 105. – I manoscritti datati della Biblioteca Nazionale Braidense di Milano, a cura di Maria Luisa Grossi Turchetti, ebenso 10, ebd. 2004, (8), 82 S., 82 Taf., ISBN 88-8450-131-8, € 95. – Die Beschreibung der „datierten" Handschriften in den Bibliotheken Italiens schreitet zügig voran: In letzter Zeit ist jeweils mehr als ein Band pro Jahr erschienen. Der Fondo Palatino in der Florentiner Nationalbibliothek geht zurück auf die Bücheranschaffungen,

welche die Großherzöge der Toskana vom Beginn des 19. Jh. bis zum Ende der Herrschaft der Habsburger im Jahre 1859 ihrer Hofbibliothek zugeteilt haben; in großem Stil konnten sie sich bei den Erwerbungen die Früchte der Tätigkeit früherer Sammler zunutze machen. Dort finden sich heute rund 1500 Codices, von denen 115 die Aufnahmekriterien erfüllen: Nennung eines Datums bis zum Jahr 1500 (einschließlich) und/oder eines Schreibers, eines Miniators, des Entstehungsortes, wobei diese Angaben entweder für die gesamte Handschrift gelten können oder nur für einzelne der darin enthaltenen Werke. Es passt zur späten Entstehung dieser Sammlung, dass das Alter der Codices nicht eben eindrucksvoll ist. Zeitlich an der Spitze steht eine in der Mitte des 12. Jh. angefertigte Abschrift von Gregors des Großen *Moralia in Iob* (Pal. 8, nur die zweite Hälfte), die ursprünglich zur Bibliothek des Franziskaner-Konvents von Assisi gehörte. Es folgt aus dem nächsten Jahrhundert – und derselben Provenienz – ein Exemplar der *Decretales Gregorii IX* (Pal. 157), abgeschlossen im September 1235, also gerade ein Jahr nach dem Datum des Begleitbriefes, mit dem der Papst die Kompilation an die Universität Bologna übersandt hat. 16 Handschriften, vielleicht auch nur 15, gehören dem 14. Jh. an, die große Masse stammt dagegen aus dem 15., viele davon repräsentieren den verbreiteten Typ des Miszellancodex; die Inhaltsangaben für solche sind manchmal allzu dürftig geraten. Aber auch einige wirklich bemerkenswerte Stücke finden sich im Bestand, etwa das von eigener Hand geschriebene, reich mit Konstruktionsskizzen illustrierte Werk *De ingeneis et edificiis* des Militäringenieurs Mariano di Iacopo, gen. Taccola (Pal. 766, nur lib. III–IV), der mit diesem Widmungsexemplar von König Sigmund eine Anstellung in Ungarn zu erlangen hoffte, als der Monarch 1432–33 in Siena weilte. Mancher Kopist nahm es sehr genau mit der Registrierung seines Arbeitsfortschritts: So erfahren wir, dass im Jahre 1396 48 Tage vergingen, während ein *Amaretto* 115 Blätter im alten Quartformat (rund 20 cm) mit frommen Franziskaner-Texten füllte (Pal. 144), und ein anderer Buchliebhaber brauchte 1473 mehr als sechs Monate für 120 Blätter (Pal. 677) – offenbar keine gewerbsmäßige Buchproduktion, auch wenn beide Schreiber sich durch saubere, sehr regelmäßige Kursivschriften auszeichnen (s. Taf. 9, 55). Wer zu schreiben verstand und ein Buch besitzen wollte, mochte es eben selbst herstellen, wie der Schulmeister und Notar aus Pontormo, der 1481 eine vier Jahre vorher gedruckte Inkunabel einfach kopierte (Pal. 730: *Attila flagellum Dei*). – Grossi Turchetti beginnt ihren Katalogband mit detaillierten Angaben, wie der Handschriftenbestand der Braidense (heute rund 2000 Bände) seit 1763 nach und nach zusammengekommen ist: hauptsächlich aus den Nachlässen von Sammlern und als Folge der verschiedenen Phasen von Klosteraufhebungen. Die älteste der dortigen Handschriften mit Daten (insgesamt 77) ist eine *Legenda aurea*, ge-

schrieben 1298, im Todesjahr des Giacomo da Varazze (AD.XII.14). Aus dem 14. Jh. stammen neun Stücke, der große Rest gehört wiederum dem folgenden an. Wie in der Reihe üblich, finden sich am Schluss beider Bände sorgfältige Indices und die Abbildung von je einer Seite der beschriebenen Handschriften oder der „datierten" Teile in ihnen. Dieter Girgensohn

Andrea Errera, Il concetto di Scientia Iuris dal XII al XIV secolo. Il ruolo della logica platonica e aristotelica nelle scuole giuridiche medievali, Quaderni di Studi Senesi 97, Milano (Giuffrè) 2003, X, 176 S., ISBN 88-14-10698-3, € 14. – In der renommierten Reihe „Quaderni di Studi Senesi", die sich seit ihrer Begründung vor allem mit Fragen der Rechtsgeschichte und -philosophie beschäftigt, versucht der Vf. die bekannte rechtswissenschaftliche Entwicklung von der Glosse zum Kommentar im Verlauf des 12. bis zum 14. Jh. unter dem Blickwinkel der gnoseologischen und methodologischen Veränderungen der mittelalterlichen Logik zu erklären. Vorliegende Arbeit ist gleichermaßen eine Synthese verschiedener Studien zu demselben Themenkreis (Andrea Errera, Arbor actionum. Genere letterario e forma di classificazione delle azioni nella dottrina dei glossatori, Archivio per la storia del diritto medievale e moderno 1, Bologna 1995. – Andrea Errera, La quaestio medievale e i glossatori bolognesi, in: Studi senesi, s. III, 108 (1996). – Andrea Errera, Forme letterarie e metodologie didattiche nella scuola bolognese dei glossatori civilisti: tra evoluzione ed innovazione, in: Studi di storia del diritto medioevale e moderno, Bologna 1999). Die drei juristischen Methoden, die Glosse, die *quaestio de facto* und der Kommentar, werden in ihrem zeitlichen Ablauf präsentiert, methodisch wird dieser Ablauf mit dem Übergang vom mittelalterlichen Platonismus zum Aristotelismus parallel gesetzt. Während die Entwicklung der juristischen Methode in der Rechtsgeschichte bekannt und bereits ausführlich diskutiert ist, betont der Vf. in seinem Forschungsansatz die Frage nach dem „Warum", die er mit der Veränderung der gnoseologischen Basis beantwortet. Das erste Kapitel (S. 1–42) behandelt die *logica vetus* und die zugrundeliegende philosophische Basis der *distinctio*. Den Bezugspunkt bildet dabei das platonische Spätwerk (Politikos, Sophistes) mit der Dichotomie als entscheidender Erkenntnismethode, die allerdings nicht über die platonischen Originaltexte, sondern über die Isagoge des Porphyrios von Tyros in der Übersetzung des Boethius vermittelt wurde. Dieser philosophische Ansatz wurde im juristischen *studium* übernommen: Das Ziel der Glossatorenschule in Bologna bestand darin, die systematische Ordnung des justinianischen CIC mittels der *distinctio* zu untermauern. Dabei ist das CIC die Wahrheitsquelle schlechthin, eventuelle Widersprüche sind als Fehler der Interpretatoren zu erklären. Im folgenden Abschnitt (S. 43–88) streicht der

Vf. die Veränderungen in der mittelalterlichen Logik, herbeigeführt durch die ersten Übersetzungen aristotelischer Werke, und ihre Auswirkungen auf den juristischen Lehrbetrieb heraus. Im philosophischen Schulbetrieb wurde der Syllogismus zu beherrschenden Methode des Wissenserwerbs. Die Übernahme dieser Methode im juristischen Bereich und die gleichzeitige Ausbildung der *quaestio de facto* ermöglichten die Behandlung (und rechtliche Überprüfung) juristischer Einzelfälle, die über die im CIC geschilderten Beispiele weit hinausgingen. Methodologisch wird im Gebrauch des Syllogismus die axiomatische Wahrheit des CIC durch die logisch überzeugende Schlußfolgerung des Syllogismus abgelöst („... che conduce ad una ‚verità probabile', ossia ad una conclusione sillogistica ... come la soluzione più verosimile e convincente." S. 79). Die Übersetzung der aristotelischen *Analytica posteriora* in der zweiten Hälfte des 12. Jh. führte nach Meinung des Vf. im folgenden 13. Jh. schließlich zur Entwicklung des juristischen Kommentars (S. 89–167). Die philosophische Bedeutung dieses aristotelischen Werks lag im Konzept der *principia propria* der fachspezifischen wissenschaftlichen Erkenntnis. In der Wissenschaftsmethodologie wurde der dialektische Syllogismus durch eine Art von apodiktischem Syllogismus ersetzt. Für den juristischen Betrieb bedeutete dies, die Natur bzw. den normativen Sinn des Rechts und der maßgeblichen Rechtssammlungen herauszuarbeiten und auf dieser Basis die einzelnen Rechtsfälle zu untersuchen. Diese Methode kennzeichnete die Blüte der juristischen Kommentare im 13. und beginnenden 14. Jh. Den Schlußpunkt der Darstellung bildet ein kurzer Ausblick auf die Erschütterung dieses wissenschaftstheoretischen Systems durch den Ockhamismus. Die Studie wird durch ein Namensregister, in dem drucktechnisch zwischen modernen Autoren und mittelalterlichen Juristen unterschieden wird, abgerundet. Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß die Studie in gut lesbarer Form einen sehr komplexen Sachverhalt aufarbeitet. Die These der parallelen Entwicklung ist insgesamt sehr überzeugend. Dies gilt vor allem für die ersten beiden Hauptkapitel. Im dritten Kapitel bleibt der Eindruck gewisser Glättungen, um die innere Logik der Darstellung aufrechtzuerhalten. Insbesondere wird der direkte Einfluß der Übersetzungen der *Analytica posteriora* auf die juristischen Kommentare ca. ein Jahrhundert später nicht eindeutig quellenmäßig belegt. Dennoch ist die Lektüre ohne Zweifel ein Gewinn für Überlegungen zur mittelalterlichen Logik und Wissenschaftstheorie.

Thomas Hofmann

Sofia Boesch Gajano, Gregorio Magno. Alle origini del Medioevo, Sacro/santo N. S. 8, Roma (Viella) 2004, 358 S., ISBN 88-8334-126-0, € 22. – Pünktlich zum 1400. Todesjahr Gregors des Großen legt Sofia Boesch Gajano,

die sich bereits seit einem Vierteljahrhundert mit diesem Papst und insbesondere mit dessen hagiographischem Werk beschäftigt, die anzuzeigende Monographie vor. Sie gliedert sich in zwei Teile, deren erster unter der Überschrift „Protagonista della storia" der Biographie Gregors gewidmet ist (S. 13–147), während der zweite, „Esemplarità e storia", die *Dialogi* unter verschiedenen Gesichtspunkten analysiert (S. 149–305). Beide Teile gehen auf frühere Arbeiten der Vf. zurück: Der erste ist eine grundlegend überarbeitete und erweiterte Fassung ihres Artikels in der *Enciclopedia dei papi*, der zweite stellt im wesentlichen ihre Aufsätze zu den *Dialogi* zusammen, die hier ebenfalls etwas umgearbeitet worden sind (Vereinheitlichung der Zitierweise, Tilgen von Wiederholungen, Aktualisierung der Literaturangaben etc.). Zeittafel, Literaturverzeichnis und Personenregister beschließen den Band. Die Vf. mißt der Figur Gregors eine zentrale Rolle beim Übergang von der Spätantike zum Mittelalter zu, wie auch am Untertitel deutlich wird. Besonders hervorgehoben wird dabei seine Bedeutung für Heiligenkult und Hagiographie. Der biographische Teil stellt diesen Aspekt zunächst in den Hintergrund und stellt in chronologischer Reihenfolge Leben und Werke des Papstes vor, wobei auch die strittigen Fragen, etwa nach dem familiären Hintergrund oder nach Ausbildung und Bildung, diskutiert werden. Auf die grundsätzliche Problematik der Biographie eines frühmittelalterlichen Menschen wird dabei jedoch nicht eingegangen. Die Vf. zeichnet ein quellennahes Bild nicht nur des Papstes und Politikers, sondern auch des Theologen und Seelsorgers Gregor. Mehrfach wird dabei auch die Sorge des Autors um die Textgestalt seiner Schriften hervorgehoben. In politischer Hinsicht sei Gregor kein Theoretiker und sein Handeln von pragmatischen Gesichtspunkten bestimmt gewesen. Mitunter wird allerdings eine gewisse Vertrautheit mit den Ereignissen bereits vorausgesetzt, wenn etwa im Unterkapitel über Gregors Zeit als Apokrisiar in Konstantinopel das Datum seiner Entsendung gar nicht und die zuvor erfolgte Weihe zum Diakon erst gegen Ende und dann ohne zeitliche Einordnung erwähnt werden. Nach einem kurzen Blick auf die Verehrung des Papstes als Heiliger – die in Rom selbst mit Verspätung erst im 9. Jh. einsetzt – widmet sich der zweite Teil des Buches, wie erwähnt, ganz den *Dialogi*. Entgegen vor allem der älteren Forschung, bei der die Vf. drei Interpretationsansätze unterscheidet – „misconoscimento della paternità gregoriana", „svalutazione del testo come opera ‚popolare'" und „interpretazione metastorica del testo" (S. 151) –, insbesondere aber auch gegen die Infragestellung der Autorschaft Gregors durch Francis Clark wird dem Werk hier eine zentrale Bedeutung für das Verständnis der Figur des Papstes wie auch für die Entwicklung des Heiligenkultes beigemessen: „il pontefice ha definitivamente sancito l'identità spirituale del santo e la sua funzione nella storia" (S. 304). So begrüßenswert es ist, daß

die aufschlußreichen Untersuchungen der Vf. zu verschiedenen Aspekten der *Dialogi* – zur Auswahl der Heiligen, zur Bedeutung des Wunders, zur Funktion der Dialogstruktur etc. – nun gesammelt vorliegen, so stellt sich doch die Frage nach dem Zielpublikum des Bandes, dessen Teile eher unverbunden nebeneinander stehen und unterschiedliche Interessen bedienen. Dagegen steht außer Frage, daß die Biographie und die Analyse der *Dialogi* – beide im übrigen auch gut lesbar – ihre Leser finden werden. Gritje Hartmann

Arno Borst, Der Streit um den karolingischen Kalender, Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 36, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2004, XXVII, 200 pp., ISBN 3-7752-5736-5, € 25. – Dopo la sua ampia monografia sulla riforma carolingia del calendario (cfr. QFIAB 79, p. 671 sg.) e la sua imponente edizione in tre volumi del calendario dell'impero, Borst, nello „scritto polemico" che vogliamo qui presentare (p. VI), affronta in maniera costruttiva, sotto forma di un „colloquio", le posizioni sostenute dai suoi critici. A questo scopo, espone in maniera obbiettiva innanzitutto le posizioni dei suoi tre avversari Meyvaert, Bullough ed Englisch (p. 3–9). I due punti fondamentali della controversia sono, da un lato, la questione dell'origine del calendario dell'impero e, al tempo stesso, del valore del calendario del 789, considerato da Borst il prototipo di Lorsch; d'altro canto si occupa della maniera in cui prese forma il calendario, uno sviluppo che Borst ha interpretato come un processo complesso che ha definito „lungo e difficile nonché esteso" (p. 13). Replicando alle tesi degli altri, Borst sottolinea innanzitutto l'accordo esistente su parecchie tesi fondamentali. In più passi (p. 28–54), Borst si confronta innanzitutto con la tesi centrale di Meyvaert, secondo la quale il calendario imperiale sarebbe identico al calendario concepito da Beda nel 725. Borst smentisce questa tesi con obbiezioni di carattere storico, nonché di critica testuale e delle fonti. Un calendario creato dal monaco Beda che facesse riferimento sia ai „ritmi delle feste principali, delle messe domenicali, dei giorni dei santi e alle preghiere del coro" (p. 50) che al calcolo per stabilire la data della Pasqua, non può considerarsi base stabile per un „piano di vita per laici" (p. 53) così come risulta dalla tradizione manoscritta. La critica alle tesi su Bullough è un po' più breve; si tratta della tesi sulla quale si basa Meyvaert (p. 55–69) e che vede la forma completa del calendario imperiale in un misto, comparso intorno al 740, fra il calendario di Beda ed una forma originale di un breve martirologio scomparso. Borst rende esplicito che non si tratta affatto di una „catena di tradizioni anglosassoni" chiusa, (p. 68) come ha sostenuto Bullough, ma che questo processo di origine sia di gran lunga più complesso. Alla tesi di Englisch, secondo cui fra il 744 e il 757 si sarebbe formato e diffuso regolarmente a Soisson un archetipo, Borst contrappone il panorama della tradizione manoscritta (p. 70–89). Anche

l'ambiente storico rende poco probabile una formazione a metà dell'VIII secolo. Infine Borst discute criticamente le tesi enunciate da Bloch e sostenute da Le Goff sul calendario come strumentario riservato esclusivamente al mondo monastico e a scopi liturgici (p. 90–102). In conclusione, si dichiara favorevole a non limitare la ricerca sul calendario alla questione della paternità, ma a spostare al centro dell'interesse problematiche di tipo antropologico. La vastità dei suoi studi e la sua conoscenza della tradizione, che non si limita ai pochi testi manoscritti, ma che abbraccia l'intero spettro, riusciranno a convincere qualunque lettore fino a quel momento scettico sulle posizioni di Borst. Con una forte ricchezza d'immagini ed uno stile molto gradevole, chi scrive si mostra un vero conoscitore della materia di cui non si può ignorare il giudizio saldamente fondato. Quasi in aggiunta alla sua edizione, l'autore offre in appendice (p. 129–158) la descrizione di altri tredici manoscritti. Il fatto che solo Meyvaert, che Borst ringrazia esplicitamente per la sua lealtà (p. VI), abbia fatto riferimento a tali scritti nella sua critica, parla da sé. A conclusione di questo libro, che sicuramente convincerà gli esperti, si trova indice sia degli scritti, delle fonti, delle persone e dei luoghi nonché delle parole e delle cose notevoli.

Jochen Johrendt

Rudolf Schieffer, Neues von der Kaiserkrönung Karls des Großen, Bayer. Ak. der Wissensch. Phil.-Hist. Klasse. Sitzungsberichte, Jahrgang 2004 Heft 2, München (Verlag der BAW) 2004, 25 S., ISBN 3 7696 1626 X, € 5. – Questa conferenza offre un'autorevole messa a punto di tre problemi, che, nel recente dibattito storiografico, si sono riaperti intorno al famosissimo evento del 25 dicembre 800: a) la cosiddetta Notizia di Colonia secondo cui ambasciatori bizantini avrebbero offerto nel 798 l'impero al re dei Franchi; b) l'attentato romano a papa Leone III, del 25 aprile 799; c) il presunto significato escatologico della data di incoronazione, la quale, secondo lo stile natalizio allora vigente, coincideva con l'inizio dell'anno 801, ovvero l'anno 6000 dalla creazione.

Martin Bertram

Hedwig Röckelein, Reliquientranslationen nach Sachsen im 9. Jahrhundert. Über Kommunikation, Mobilität und Öffentlichkeit im Frühmittelalter, Beihefte der Francia 48, Stuttgart (Thorbecke) 2002, 500 S., 21 Tafeln und 2 Karten, ISBN 3-7995-7442-5, € 65. – Für die Integration Sachsens in das Frankenreich spielten die Heiligen eine zentrale Rolle. Reliquienimporte aus dem westlichen Frankenreich und Rom trugen dazu bei, Sachsen in ein Netz politischer, sozialer und kirchlicher Beziehungen einzubinden. Vorliegende Arbeit versucht anhand der von der mediävistischen Forschung seit langem bevorzugt behandelten Begrifflichkeiten Kommunikation, Mobilität und Öffent-

lichkeit ausgewählte und gut dokumentierte Reliquientranslationen zu analysieren und so den Prozess der Einbindung einer Peripherie – Sachsen – in ein Zentrum – Franken – verständlicher werden zu lassen. Neun Abschnitte gliedern die Arbeit. Nach einer Einleitung (I) und den Bemerkungen zu Problemen, Quellen und Forschungsstand (II) wird im dritten Abschnitt versucht, auf die Charakteristika der Kommunikationsnetze im frühmittelalterlichen Sachsen (III) einzugehen. Damit wird der Boden für die folgenden Abschnitte bereitet, in denen die Kommunikation der Gelehrten über die Mobilität der Heiligen (IV) und Reliquien als Medien sozialer Beziehungen (V) behandelt werden. Die Objekte des Begehrens (VI) stehen im Zentrum der nachfolgenden Betrachtungen. Untersuchungen zur Mobilität der Heiligen (VII), zur Semiotik der Translationshandlungen (VIII) und eine Zusammenfassung (IX) beschließen die Arbeit. Reliquien konnten im Frühmittelalter auf drei Arten beschafft werden: Kauf, Tausch oder Raub. Nach Sachsen gelangten die Heiligengebeine – von einer Ausnahme abgesehen – fast ausschließlich auf dem Weg des Gabentauschs, der freilich die Existenz eines religiös-kulturellen Netzwerkes voraussetzte. Das politische System war durch biologische und spirituelle Verwandtschaft mit diesem Netzwerk eng verbunden. Jeder Reliquientransfer mußte vor diesem Hintergrund als Teil einer umfassenden kulturellen und politischen Interaktion begriffen werden. Zwei Modelle dienen in der vorliegenden Studie dazu, diese vielfältigen Interaktionen verständlich werden zu lassen: das Modell des Gabentauschs und das der kulturellen Biographie des Heiligen. Jeder Tauschakt konstituierte eine soziale Beziehung zwischen Spender und Empfänger. War die innere Wertigkeit dieser Beziehung zumeist im Vorfeld bereits abzuschätzen, galt dies nicht für den Tauschwert der Reliquien selbst, der weder objektiv bestimmbar noch konstant war. Die Offenlegung der „kulturellen Biographie" diente nun dazu, den Wert der Reliquie zu ermitteln, wobei eine Vielzahl von Fragen zu beantworten war, die die Erwerbungsgeschichte der Reliquien, frühere Besitzer, besondere Fähigkeiten des Heiligen und vieles mehr miteinbezogen. Die Autorin exemplifiziert diese Überlegungen anhand konkreter Translationsereignisse, über die ausführliche Berichte vorliegen – Berichte, die freilich erst ab den 30-er Jahren des 9. Jahrhunderts entstanden, als Sachsen über ausreichend qualifizierte Kleriker und Mönche verfügte. Die Überführung des Liborius von Le Mans nach Paderborn 836 rückt dabei ebenso ins Blickfeld wie die Translation westfränkischer Heiliger in das Kloster Corvey. Die Autorin schlägt – durch überzeugende Indizienbeweise untermauert – neue Autorenzuschreibungen vor: im Falle des *sermo S. Marsi*, in dem die Translation der Gebeine des hl. Marsus von Auxerre nach Sachsen im Jahre 864 geschildert wird, rückt Abt Adalgar von Corvey so beispielsweise als Vf. an die Stelle des von der Forschung bisher

favorisierten Atfrid von Hildesheim. Damit wird die Rekonstruktion des sächsischen Marsus-Dossiers auf eine völlig neue, tragfähige Grundlage gestellt. Die Ausführungen belegen, dass sich Sachsen durch den Reliquienimport in einem überschaubaren Zeitrahmen in eine christliche Sakrallandschaft verwandelte und in das großfränkische Reich integriert wurde. Die staatliche und religiöse Neustrukturierung des Landes wurde auf diesem Wege maßgeblich gestützt. Das erklärte Vorhaben der Autorin, Bausteine für ein „neues Bild vom Mittelalter" zu liefern und anhand der Regeln und Interdependenzen von Kommunikation, Mobilität und Öffentlichkeit die spezifische „Alterität" des Frühmittelalters zu verdeutlichen, kann nur als gelungen bezeichnet werden.

Ralf Lützelschwab

MGH Concilia, Tomus IV, Supplementum II: Die Streitschriften Hinkmars von Reims und Hinkmars von Laon 869–871, hg. von Rudolf Schieffer, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2003, XV, 583 S., ISBN 3-7752-5355-6, € 102,80. – Ein erbittert geführter Streit beschäftigte zwischen 869 und 871 mehrere Hoftage und Synoden im Reich Karls des Kahlen. Als Kontrahenten standen sich Erzbischof Hinkmar von Reims und sein gleichnamiger Neffe gegenüber, der Bischof von Laon und damit zugleich Suffragan seines Onkels war. Die Auseinandersetzung, die letztlich zur Absetzung des jüngeren Hinkmar auf der Synode von Douzy im August 871 führte, spiegelt sich in den Beschlüssen der fränkischen Synoden wider (vgl. MGH Concilia 4). Zudem erhellen – und darin liegt das Besondere – eine Materialsammlung und mehrere Denkschriften der beiden Kontrahenten den Hintergrund des Konflikts. Diese werden in der vorliegenden Edition zusammengefaßt und zum Teil erstmals ediert. Die Texte beleuchten neben der tiefgehenden und zunehmend persönlichen Animosität der beiden Streitenden vor allem zwei unterschiedliche, ja diametral entgegengesetzte Auffassungen über die Metropolitangewalt. An den Anfang der fünf überlieferten Schriften gehört die bisher unedierte, vorwiegend aus Pseudo-Isidor schöpfende Sammlung kirchenrechtlicher Exzerpte zur Stellung der Suffragane gegenüber ihrem Metropoliten, die der jüngere Hinkmar zwischen Februar 868 und Ende 869 zum persönlichen Gebrauch zusammenstellte. Auf dem Hoftag von Gondreville im November 869 ließ er nicht diese, sondern eine von ihm *Pittaciolus* benannte Schrift, eine Kompilation aus päpstlichen Dekretalen zur Einschränkung der Metropolitangewalt, durch Erzbischof Wenilo von Rouen an seinen Onkel übergeben. Hinkmar von Reims antwortete seinerseits ausführlich mit einem 55 Kapitel umfassenden Werk, das der Form nach als Brief an seinen Neffen konzipiert und noch vor der Synode von Attigny, also spätestens im März/Juni 870 entstanden ist. Zu den Streitschriften gehören außerdem zwei Briefe Hinkmars von Laon:

die noch 870 geschriebene *Rotula prolixa* und die zwischen Januar und Juni des folgenden Jahres verfaßte sogenannte *Collectio ex epistolis Romanorum pontificum*, die das 55-Kapitel-Werk zwar rezipieren, inhaltlich aber auf ein anderes Schreiben und insbesondere auf konkrete Strafmaßnahmen des Onkels eingehen. Beide Kontrahenten greifen für ihre Schriften auf Rechtssammlungen zurück, deren Texte sie verschieden auswerten und gewichten, wodurch ihre jeweilige Argumentationsweise deutlich wird. Ein großes Verdienst der Edition ist es, diese zahlreichen Quellen, Zitate und Anspielungen, sofern überhaupt möglich, im Einzelnen nachzuweisen. Allein im umfassenden Werk Hinkmars von Reims findet der Hg. rund 1000 Bezüge. Ebenso gewinnbringend und weiterführend ist es, daß nicht nur der Überlieferung und den Vorlagen, sondern auch der Rezeption der Werke ausführlich nachgegangen wird. Die Edition bietet spannende Einblicke sowohl in die Arbeits- und Argumentationsweise als auch in das Selbstverständnis beider kirchlichen Würdenträger und ermöglicht in der Zusammenschau mit den übrigen Konzilsdokumenten ein tiefergehendes Verständnis dieses Konflikts, der über das rein kirchenrechtliche Interesse weit hinausgeht. Swen Holger Brunsch

Wolfgang Huschner, Transalpine Kommunikation im Mittelalter. Diplomatische, kulturelle und politische Wechselwirkungen zwischen Italien und dem nordalpinen Reich (9.–11. Jahrhundert), Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2003, 1050 pp., ISBN 3-7752-5752-7, € 140,19. – L'opera, pubblicata con il numero 52 nella collana degli *Schriften* dei *Monumenta Germaniae Historica*, si articola in due corposi tomi di testo, ai quali se ne aggiunge un terzo con ben 101 tavole, quasi tutte tratte da diplomi regi e imperiali dell'età ottoniana e dell'inizio dell'età salica. Proprio i diplomi costituiscono, infatti, il terreno privilegiato di questa vasta indagine, ove sono considerati sotto una luce del tutto nuova, tanto che sarà difficile da ora in poi prescinderne sia per quanto attiene agli aspetti diplomatistici, sia per i riverberi che le acquisizioni circa il processo formativo dei documenti e circa la struttura di quella che ci siamo abituati a chiamare la cancelleria imperiale avranno sulla considerazione del funzionamento e della natura stessa dell'impero in una prospettiva più strettamente istituzionale. La ricerca verte appunto sulle forme della comunicazione „transalpina" dall'ultimo terzo del IX alla metà dell'XI secolo; una formula, questa, che consente di affrontare un tema classico della medievistica tedesca senza rinunciare ai più recenti orientamenti storiografici. La tesi di fondo del volume è che l'Impero, in virtù della sua itineranza ma anche grazie ai viaggi da nord a sud delle Alpi (e viceversa) che imponeva ai membri dell'alta aristocrazia, a vescovi e ad abati, funzionò da potente moltiplicatore delle relazioni transalpine, garantendo processi non unidirezionali di osmosi

tra i due versanti sul piano culturale, artistico e ovviamente politico. L'A. mette in discussione la validità della descrizione della cancelleria imperiale elaborata nell'Ottocento dagli editori dei diplomi dei *Monumenta Germaniae*, i quali avevano impropriamente applicato un modello gerarchico che presupponeva l'esistenza di funzionari subalterni che materialmente scrivevano i documenti. Al contrario i diplomi furono pensati e scritti da ecclesiastici di alto rango, vescovi, arcivescovi, grandi abati appartenenti alla elite colta che gravitava attorno alla corte imperiale. L'analisi paleografica e contenutistica rivela l'identità dei cancellieri, i quali intervenivano non solo come intervenienti o petenti ma anche come scrittori o dettatori. A sud delle Alpi la partecipazione del destinatario nella preparazione del diploma era molto alta, per effetto della grande diffusione della cultura scritta, ma anche in Germania il fenomeno assunse dimensioni sempre maggiori col procedere del secolo X. Insomma i *diploma* non erano degli *Ego-Dokumente* del re, ma rispecchiavano da vicino la cultura grafica, il patrimonio ideale e perfino le inclinazioni politiche di chi lo redigeva materialmente. In alcuni casi gli ecclesiastici che intervenivano nel processo formativo dei diplomi scrivevano anche testi letterari. I casi più eclatanti sono quelli di Odilone di Cluny, di cui l'A. dimostra la paternità di un diploma di Ottone III e che scrisse l'epitafio dell'imperatrice Adelaide, di Leone di Vercelli e di Adalboldo di Utrecht, entrambi autori di versi: tutti ecclesiastici che presiedevano anche alla produzione epistolare dell'imperatore, ove trasfondevano e perpetuavano una concezione sacrale del potere regio di lunga durata, sulla quale fondavano anche la loro azione in qualità di consiglieri, messaggeri e collaboratori politici dei sovrani. Una lunga trattazione è riservata a Liutprando di Cremona, che l'A. identifica con il *Notar* Liudolf F al servizio di Ottone I. Infatti la scrittura di questo scriba è identica a quella del correttore di un codice dell'*Antapodosis* che Paolo Chiesa ha affermato essere lo stesso Liutprando, la cui biografia è inoltre perfettamente sovrapponibile a quella di Liudolf F. L'ennesima conferma dell'alto rango dei notai imperiali e della loro versatilità letteraria. Ciò non significa che ci troviamo di fronte a un ceto culturalmente omogeneo, in quanto l'analisi paleografica rivela una notevole stratificazione dei livelli di cultura grafica anche tra i vescovi. Di grande interesse, tra i molti argomenti trattati dei quali è impossibile in questa sede rendere conto, il tema degli scambi tra i notai di origine italiana e quelli tedeschi. Il metodo adottato consente infatti di individuare con precisione quando e come i viaggi a sud delle Alpi produssero cambiamenti dell'assetto grafico e dei caratteri intrinseci dei diplomi, determinando la contaminazione di moduli formali e contenutistici, analogamente a quanto accadde nelle arti visive dell'età ottoniana. Ampio spazio è riservato alla trattazione di questi processi in una dimensione diacronica che

consente di descrivere le modalità e i differenti livelli di intensità della comunicazione transalpina, in coincidenza con le scelte di fondo dei diversi imperatori circa l'equilibrio tra le due parti dei loro domini. Oltre ai viaggi dell'aristocrazia che si dirigeva a corte, l'A. prende in considerazione gli scambi e la circolazione dei libri, dei maestri, delle reliquie e perfino del materiale di spoglio che dall'Italia raggiungeva la Germania, come dimostra lo splendido esempio di Magdeburgo, magistralmente descritto. Insomma, un libro di quelli „che restano", sia per la forte carica di innovazione metodologica sia per la enorme mole dei risultati raggiunti e dei dati acquisiti, che ne fanno un repertorio difficilmente prescindibile per chi si occuperà di temi anche latamente tangenti la storia imperiale. Nicolangelo D'Acunto

Jochen Johrendt, Papsttum und Landeskirchen im Spiegel der päpstlichen Urkunden (896–1046), MGH Studien und Texte 33, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2004, 305 pp., ISBN 3-7752-5733-0, € 40. – Il volume è pubblicato con il numero 33 nella collana degli *Studien und Texte* dei *Monumenta Germaniae Historica*. Partendo dalla constatazione che nella pur copiosa letteratura storiografica recente sull'età ottoniana il papato ha goduto di un posto marginale nonostante la pregevole edizione dei documenti pontifici dall'896 al 1046 curata da Harald Zimmermann, l'A. mette a tema proprio le relazioni fra il papato e le chiese della Cristianità latina nell'età post-carolingia. Per sola comodità e nella consapevolezza della forte carica di anacronismo insita in questi termini, l'A. struttura l'analisi delle fonti per aree geografiche, isolando i regni di Germania, Francia, Italia e Catalogna. La scelta cronologica dipende dal fatto che il periodo prescelto si situa fra l'età carolingia, quando Chiesa e impero erano tanto profondamente integrate da erodere totalmente i margini dell'intervento pontificio, e la metà del secolo XI, quando ormai il papato non si limitava più a reagire alle sollecitazioni della periferia ma vi agiva attivamente, da protagonista. Al contrario fra l'896 e il 1046 la documentazione emanata dalla cancelleria papale rifletteva un rapporto dialettico fra autore e destinatario, tanto che i privilegi inviati nelle diverse regioni della cristianità erano profondamente diversi tra loro dal punto di vista contenutistico perché diversi erano i contesti giuridici, politici ed ecclesiali ai quali quella documentazione doveva adattarsi. Questo è l'assunto fondamentale del volume, che ha sullo sfondo il tema generale della definizione del ruolo della chiesa di Roma nell'alto medio evo e dei suoi rapporti con le altre chiese. Ne consegue che per il periodo in questione non si può parlare di un organico progetto di politica ecclesiastica del papato, le cui scelte sono condizionate dai temi e dai problemi che la periferia metteva in agenda. Gli stessi privilegi pontifici sono in massima parte dettati dai destinatari, cosicché

in essi troviamo non tanto il riflesso della politica pontificia bensì l'espressione delle scelte e dei progetti che le chiese locali e i monasteri volevano realizzare, affidando al papato un ruolo meramente ricognitivo, teso al rafforzamento delle volontà del destinatario. L'A. considera il contenuto giuridico dei privilegi, che mutava secondo la situazione locale dei destinatari, in particolare la libera elezione degli abati, la concessione del pallio, le conferme patrimoniali, le diverse forme di tutela (l'esenzione, l'immunità, la protezione apostolica), le concessioni in materia liturgica e di un ruolo vicariale o primaziale ad alcune sedi arcivescovili. In virtù della diversa interpretazione che ogni chiesa locale forniva dei medesimi diritti, il papato poteva svolgere funzioni diverse in contesti diversi. Tale diversificazione era condizionata dalla qualità stessa del potere regio in ciascuno degli ambiti considerati. Mentre in Germania, in virtù dello stretto legame che si stabiliva tra la struttura politica e la Chiesa all'interno della *Reichskirche*, i papi svolsero la funzione di rafforzare le deliberazioni del potere regio, in Francia, ove il regno non aveva la stessa capacità di condizionare il mondo ecclesiastico, il papato fu utilizzato da chiese e monasteri addirittura come alternativa al regno quale fonte di riconoscimento delle prerogative delle grandi chiese episcopali e delle abbazie e quale suprema istanza giurisdizionale. Diversa la situazione a sud delle Alpi, ove il papa – sebbene dotato di prerogative metropolitiche – era considerato dalla periferia semplicemente come il vescovo di Roma, una componente tra le altre all'interno del variegato pulviscolo di forze particolaristiche, tanto ecclesiastiche quanto laicali. In Catalogna (così come nella Francia meridionale) i papi svolsero la funzione, che il potere regio nell'età postcarolingia non poteva più assolvere, di superiore istanza di legittimazione delle forze locali e del processo di riorganizzazione delle strutture ecclesiastiche. Il volume è caratterizzato da una forte coerenza interna, frutto del dialogo costante con le fonti alla luce di solide istanze metodologiche. Si tratta di una ricerca coraggiosa, in tanto in quanto affronta un tema classico della medievistica fornendo chiavi di lettura molto innovative per un *corpus* di documenti la cui importanza è difficile sottovalutare. Nicolangelo D'Acunto

Reginonis Prumiensis Libri duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis. Das Sendhandbuch des Regino von Prüm, unter Benutzung der Edition von F. W. H. Wasserschleben hg. und übers. v. Wilfried Hartmann, Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe 42, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2004, 483 S., ISBN 3-534-14341-8, € 99. – Das nach 906 entstandene Sendhandbuch Reginos von Prüm ist eine der wichtigen kirchenrechtlichen Quellen des 10. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein Handbuch des aktuellen

Kirchenrechtes, zu dessen Zusammenstellung Regino nach eigener Auskunft Erzbischof Ratbod von Trier veranlaßt hatte. Der Autor des in zwei Bücher aufgeteilten Werkes legte seiner Arbeit zu fast einem Drittel zeitgenössische, also karolingische Kapitularien und Konzilsbeschlüsse zugrunde, was eine Neuheit war. Eine Nachwirkung bis zum *Decretum Gratiani* erzielte das in elf Handschriften überlieferte Rechtskompendium dann vor allem durch die Übernahme von ca. zwei Dritteln der bei Regino gebotenen Kapitel in das Dekret Burchards von Worms. Erstmals ediert wurde das Sendhandbuch 1840 durch F. W. H. Wasserschleben. Die hier anzuzeigende Ausgabe berücksichtigt darüber hinaus noch die Wasserschleben unbekannte Handschrift Luxembourg, Bibliothèque Nationale, Ms. 29 (Sigle L), was zu fast 50 Änderungen in der Textgestalt führt, die oft als Kopistenfehler einzustufen sind. Doch auch diese können weitreichende Folgen haben, wenn sich etwas in II 206 *(si quis cum filia materterae suae et cet. concubuerit)* in den Ausführungen zu einem möglichen Eheleben nach abgeleisteter Buße an entscheidender Stelle nach L ein *non* befindet, das in der Edition bei Wasserschleben nicht vorkam. Weiter als Wasserschleben ist Hartmann auch bei der Identifikation der Quellen Reginos gelangt, auf deren Edition kursiv unter der Kapitelrubrik verwiesen wird, was für den Benutzer eine erhebliche Arbeitserleichterung bedeutet. Dankbar ist man ebenso für das beigefügte Register, das in der Ausgabe von Wasserschleben fehlte und zusammen mit den Querverweisen eine einfachere und schnellere systematische Durchdringung des Textes ermöglicht. Die erstmalige Übersetzung des Sendhandbuchs erleichtert darüber hinaus den Zugang zum Text und öffnet ihn einem breiteren Publikum. Aufgrund einer „strikten Begrenzung der Seitenzahl" von Seiten des Verlages (S. 8) war es jedoch nicht möglich, das gesamte Werk zu bieten. Eine Liste der nicht unerheblichen Anzahl von 169 weggelassenen Kapiteln findet sich auf S. 470, die in den Handschriften unterschiedlichen Appendices wurden nicht berücksichtigt. Dasselbe gilt für die von Regino selbst eingefügten Querverweise am Ende von Kapiteln (beispielsweise bei I, 212 Verweis auf II, 428 oder bei I, 215 Verweis auf II, 422). Diese Verlagspolitik ist ausdrücklich zu bedauern. Die Ausgabe von Wasserschleben ist durch die hier vorgelegte nicht überflüssig geworden, und man wird in Zukunft immer beide Ausgaben zu berücksichtigen haben. Jochen Johrendt

Canonici delle cattedrali nel medioevo, Quaderni di storia religiosa 10, Caselle di Sommacampagna, Verona (Cierre) 2003, 305 S. mit 11 Abb., ISBN 88-8314-212-8, € 15. – Chiese e notai (secoli XII–XV), ebenso 11, ebd. 2004, 350 S., ISBN 88-8314-270-5, € 15. – Das Thema des ersten der beiden neuen Bände aus der bewährten kirchengeschichtlichen Reihe erfreut sich seit Län-

gerem deutlicher Beliebtheit. Ihn eröffnen zwei Forschungsüberblicke: von Francesca Tinti über Studien zum Kathedralklerus in England und von Emanuele Curzel über neuere Arbeiten zu Domkapiteln in Italien. Doppelkirchen und den Platz der Kanoniker im Kirchengebäude behandelt sodann Paolo Piva, mit den musikalischen Aspekten von Liturgie beschäftigt sich Antonio Lovato am Beispiel des 2002 vorbildlich herausgegebenen Paduaner *Liber ordinarius* aus dem 13. Jh. (s. QFIAB 83 [2003] S. 630f.), und Ivo Musajo Somma beschreibt die Beziehungen des Domkapitels von Piacenza zum dortigen Spital Santo Stefano im 13. Jh. Es folgen Untersuchungen zu Verona von Claudia Adami und zu Como von Elisabetta Canobbio, ferner von Thomas Frank über die Rolle der Domkapitulare in der *universitas clericorum* von Viterbo. Den Band beschließen biografische Skizzen von sechs französischen Kanonikern zwischen 1250 und 1530, Kostproben aus dem groß angelegten Projekt zur Erfassung der *notables écclésiastiques* des 13.–15. Jh. in Frankreich, für das Hélène Millet eine kurze Einführung gibt. – Zur Bedeutung der Notare für den Alltag der mittelalterlichen Kirche (wie auch allgemein für das gesellschaftliche Leben und sogar für das Regierungsgeschäft der Staaten) ist in letzter Zeit viel publiziert worden, vor allem die Referate des im Jahre 2000 veranstalteten Symposions über die Registerführung an den bischöflichen Kurien (I registri vescovili dell'Italia settentrionale, 2003; s. QFIAB 84 [2004] S. 557–559); nun werden einige weitere Aspekte zur Erhellung dieses wichtigen Forschungsfeldes hinzugefügt. Sie stammen von einer Paduaner Studientagung, die Ende 2003 im Rahmen des nationalen Forschungsprojekts zur Geschichte der oberitalienischen Bischöfe und Domkapitel im 11.–14. Jh. (s. die Doppelanzeige S. 740ff.) veranstaltet worden ist. Einen Rückblick auf das frühe Mittelalter mit den damaligen Beziehungen zwischen kirchlichen Institutionen und den Notaren bietet Antonella Ghignoli. Mit den lokalen Verhältnissen – jeweils beschränkt auf bestimmte Zeiträume – befassen sich sodann Giuseppe Gardoni für Mantua, Lucia Riccetti für Orvieto, Martina Cameli für Ascoli Piceno, Giampaolo Cagnin für Treviso, Piero Majocchi für Pavia und Flavia De Vitt für das Friaul. Drei weitere Beiträge sind konzentriert auf das Verhältnis von Notaren zu jeweils einer Abtei: San Zaccaria in Venedig (Gionata Tasini), Sant'Ambrogio in Mailand (Luca Fois), Santa Giustina in Padua (Lorenzo Casazza). Zuletzt berichtet Ugo Pistoia über die von ihm vorbereitete Edition einer Handschrift mit den Statuten des Domkapitels von Belluno aus dem Jahre 1385, aufgezeichnet durch einen regelmäßig von den Kanonikern beschäftigten Notar, in der sich auch die Konstitutionen einer Diözesansynode aus derselben Zeit sowie Auszüge aus denjenigen früherer Provinzialkonzilien der Patriarchen von Aquileia finden. Der Band – wie schon das Colloquium selbst – ist dem Andenken an Robert Brentano

(1926–2002) gewidmet, geht doch auf ihn die Formulierung zurück, die Kirche Italiens werde im 13. Jh. durch die Präsenz der Notare charakterisiert (Two churches, 1968); ein kurzer Nachruf von Antonio Rigon erinnert an den amerikanischen Gelehrten. – Der Inhalt beider Bände wird durch Namenregister gut erschlossen. Es wäre jedoch eine zusätzliche Erleichterung für den Leser, der die von den Autoren reichlich gebotenen Belege ernst zu nehmen gewillt ist, wenn sich die Herausgeber der Reihe, Giuseppina De Sandre Gasparini, Grado Giovanni Merlo und Antonio Rigon, zusammen mit dem Verlag entschließen könnten, die Anmerkungen unten auf den Seiten zu platzieren, der alten, einmal gewiss nicht unüberlegt eingeführten Tradition folgend.

Dieter Girgensohn

Cristina Andenna, „Kanoniker sind Gott für das ganze Volk verantwortlich". Die Regularkanoniker Italiens und die Kirche im 12. Jahrhundert, Schriftenreihe der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windsheim 9, Paring (Augustiner-Chorherren-Verlag) 2004, 109 S., ISBN 3-936197-04-0, € 12. – Transnationalität bei Forschungsvorhaben wird allzuoft angemahnt, doch selten genug umgesetzt. So ist es zu begrüßen, daß die Vf. in monographischer Form einen Überblick über die Regularkanoniker des 12. Jh. in Italien geben will. Dazu holt sie weit aus und ebnet auch dem Nicht-Spezialisten von 816 ab den Weg ins 12. Jh. Der Leser kann der Darstellung der Vf. gut folgen. Völlig zu Recht wird auf die Bedeutung der Lateransynode von 1059 für die weitere Entwicklung des Kanonikerinstituts hingewiesen (S. 16). Doch die dazu zitierte Passage stammt nicht aus der in Anm. 33 angegebenen bereits zweimal überholten Edition des Papstwahldekretes, sondern aus dem Synodalschreiben *Vigilantia universalis* Nikolaus' II. (JL 4405/6). Nach der Hinführung ins 12. Jh. folgt eine allgemeine Übersicht über das Entstehen von Regularkanonikerverbänden, wobei eine Typologie anhand von deutschen, italienischen und französischen Beispielen entwickelt wird (S. 20–28). Nachdem die Vf. die Bedeutung Urbans II. für die Regularkanoniker betont hat, skizziert sie die Entwicklung einiger Regularkanonikerstifte bis hin zu ganzen Regularkanonikerverbänden in Italien, namentlich an den Beispielen San Pietro in Oliveto und San Lorenzo in Oulx (S. 34–41). Daran schließt sich die Darstellung des Regularkanonikerverbandes von Santa Croce in Mortara an (S. 41–85). Es handelt sich dabei weitgehend um die wörtliche Wiedergabe des 2002 erschienenen gelungenen Artikels der Vf. mit leichten Abänderungen und Umstellungen. Der Verband von Mortara soll in dem hier angezeigten Band als „pars pro toto für eine ‚italienische' Ausprägung der Regularkanoniker stehen" (S. 87). Die Monographie beschließt ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Aufs Ganze gesehen zerfällt das Buch damit in zwei Teile, die Wiederholung

eines bereits 2002 erschienenen Aufsatzes und eine allgemeine Hinleitung zu diesem Thema. Abschließend sei nach der Kritik betont, daß man die Veröffentlichung der bis zur Abfassung dieser Rezension leider noch unpublizierten Dissertation der Vf., aus der sie immer wieder schöpft, mit Spannung erwarten kann. Jochen Johrendt

Petra Schulte, *Scripturae publicae creditur.* Das Vertrauen in Notariatsurkunden im kommunalen Italien des 12. und 13. Jahrhunderts, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 101, Tübingen (Niemeyer) 2003, XII, 362 S. ISBN 3-484-82101-9, € 54. – La ricerca della Schulte si colloca entro il SFB 231/A (Der Verschriftlichungsprozeß und seine Träger in Oberitalien 11.–13. Jh.) diretto da Hagen Keller, che ha prodotto pregevoli contributi, non solo in merito agli aspetti tecnici del processo che vide l'affermarsi e il definirsi della forma documentaria scritta nel mondo comunale dell'Italia settentrionale, ma anche fondamentali apporti alla conoscenza della storia sociale della regione interessata. Basti solo rinviare ai volumi di Juliane Trede su Varese, di Claudia Becker su Chiavenna o di Thomas Behrmann su Novara. La Schulte esamina una vasta messe di documenti, editi e inediti, vagliandoli alla luce della storiografia giuridica, della diplomatica, nonché delle indagini di carattere sociale, giacché la validità di un atto era strettamente legata alla credibilità del notaio e alla sua *fides publica*. L'autrice si prefigge di individuare i motivi che sollecitarono un processo di oggettivizzazione del documento, formalizzatosi nel XIII secolo in relazione al precisarsi dell'autorità e del ruolo del notaio. In un primo passo sono esaminati i motivi che condussero a ritenere il notaio come *publica persona*, fondati sia su qualità d'ufficio sia su elementi legati alla sua provenienza sociale. In un secondo momento, dopo aver considerato il pensiero dei giuristi, si passa alla prassi dei notai comaschi, soprattutto in relazione all'autenticazione, alla scelta dei luoghi dove gli atti erano rogati – un elemento altamente simbolico per dare credibilità al documento –, infine alla scelta dei testimoni. In tale contesto è d'obbligo il rinvio alle norme in merito fissate negli statuti di Como del 1219, che sono confrontate con la produzione notarile legata al potente monastero cittadino di S. Abbondio. In un terzo passo, infine, la Schulte esamina il controllo del comune lariano sulla produzione, sulla conservazione degli originali, nonché sulla registrazione dei documenti che più richiedevano una pubblicità, onde garantirne la genuina tradizione. L'utilizzo di numerose fonti inedite comasche, collocate in diversi archivi sia lombardi (Como e Milano) sia in altre regioni (fondo Morbio conservato ad Halle), unitamente a edizioni di fonti giuridiche di diversa natura testimonia l'impegno e la sicura metodologia del lavoro. Anche la vasta letteratura scientifica conferma l'attendibilità dei risul-

tati di questa indagine, la cui fruizione è resa agevole da dettagliati indici dei nomi di persona, di luogo e, assai utile, delle opere di diritto romano, longobardo e canonico, della giurisprudenza e dell'*ars notaria*. Una speciale menzione merita la tabella con la riproduzione dei segni di tabellionato, dei nomi, delle cariche ricoperte e del luogo di provenienza di 76 *iudices* e notai comaschi del XII secolo: si tratta di un importante repertorio, che si accompagna a quattro tabelle, in cui si evidenzia la svolta nei formulari notarili tra XII e XIII secolo. Maria Pia Alberzoni

Tilmann Schmidt, Die Originale der Papsturkunden in Norddeutschland (Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein) 1199–1415, Index Actorum Romanorum Pontificum ab Innocentio III ad Martinum V electum 7, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2003, XXXII, 306 S., ISBN 88-210-0746-4. – Mit dem siebten Band der etwas in Stocken geratenen Reihe der Internationalen Diplomatik-Kommission ist ein grosser Teil des im späteren Mittelalter als „kurienfern" zu bezeichnenden nordöstlichen Gebiets des Deutschen Reiches abgedeckt (vgl. Index Actorum Romanorum Pontificum ... IV, Die Originale der Papsturkunden in Niedersachsen, von Brigide Schwarz, Città del Vaticano 1988), insbesondere wenn das ebenfalls von Brigide Schwarz herausgegebene Werk „Regesten der in Niedersachsen und Bremen überlieferten Papsturkunden 1198–1503" (1993), welches glücklicherweise auch die Litterae der Pönitentiarie erfasst (vgl. die Rezension von Chr. Schuchard QFIAB 74, S. 718f.), mit herangezogen wird. Der vorliegende ist zugleich der zweite von Tilmann Schmidt herausgegebene Band (nach dem für Baden-Württemberg, 1993). Insgesamt sind im anzuzeigenden Band 364 originale Papsturkunden regestiert, fast alles *litterae patentes*, davon entfallen knapp ein Viertel auf Bonifaz IX. (Nicht verzeichnet sind die im Schweriner Güterbahnhof aufgefundenen und am 14. Dezember 2004 dem Staatsarchiv von Bologna übergebenen vier Urkunden Bonifaz' VIII.). Der Band ist von einem der besten Kenner der Papsturkundenwesens mit bewährter Sorgfalt erstellt worden. Sieben Appendices verzeichnen die Schreiber der Urkunden, die Taxatoren und Distributoren, die Abbreviatoren, die Sekretäre, geben weitere Kanzleivermerke an (Namen beteiligter Auskultatoren und Rezeptoren); eine besonders nützliche Liste enthält die Namen der Prokuratoren sowie Abbildungen von Notarszeichen. Ein umfangreicher Index der „Incipit" sowie von Namen und Sachen beschliessen den Band, der ein unabdingbares Nachschlagewerk für jeden Historiker bietet, der – und sei es auch nur am Rand – mit Papsturkunden befasst ist. Ludwig Schmugge

Die Register Innocenz' III. 9. Band: 9. Pontifikatsjahr, 1206/07, Texte und Indices, bearb. von Andrea Sommerlechner gemeinsam mit Othmar Hageneder, Christoph Egger, Rainer Murauer und Herwig Weigl, Wien (Österreichische Akademie der Wissenschaften) 2004, XC, 542 S., 6 Farbtafeln, ISBN 3-7001-3276-X, € 150. – Nachdem Martin Bertram die voraufgehenden Jahrgänge der Register eingehend besprochen hat (QFIAB 78, 579–588, und 82, 821), ist hier der Band zum neunten Pontifikatsjahr anzuzeigen. Er weist Briefe vom Anfang 1206 bis Anfang 1207 auf und ist zusammen mit dem des achten Jahrgangs im Codex Reg. Vat. 7 der Vatikanischen Bibliothek enthalten, weshalb auf die kodikologische Analyse im Vorgängerband verwiesen werden konnte, während die diplomatische und paläographische erneut vorbildlich ist. Als Besonderheit wird die kontinuierliche Registrierung durch Hand L vermerkt, die im Kontrast zum häufigeren Handwechsel in den früheren Jahrgängen steht: Bis auf Brief 130, der sich dem Schreiber B verdankt, schrieb L, der u. a. schon von Br. V 73–VI 22 bekannt ist, alle übrigen (X, dazu Schreibertabelle, XXVIII); die nützliche „Tabelle über Neuansätze und Handwechsel, Empfänger oder Impetranten und Briefdaten", die zur Präzisierung von zahlreichen Datierungen führt, fehlt auch diesmal nicht (XXXI–LII). Die vielen Randzeichen und -noten, die vielleicht teilweise mit zur Hervorhebung von Schreiben dienten, die von besonderer Bedeutung für die Kurie waren, werden in der Einleitung ausführlich besprochen (XII–XVII), im Apparat getreulich verzeichnet und sind auf den klug ausgewählten und vorzüglich reproduzierten Farbtafeln in Auswahl zu betrachten. Nachdem dieser Jahrgang ebenfalls das Bild einer ziemlich kontinuierlich fortschreitenden Registerführung vermittelt, sind erneut Datierungen auch aufgrund des paläographischen Befundes ergänzt (XVIII). Betrachtet man den mannigfaltigen Inhalt des Bandes näher (XVIII–XXIII), der mit 269 Stück (darunter ein Einlaufstück: Br. 93) umfangreicher als die voraufgehenden ist (Bd. VI: 244; Bd. VII: 231; Bd. VIII: 218), fallen die 26 Briefe auf, die Erzbischof Heinrich von Gnesen bei seinem Romaufenthalt u. a. in Sachen Kirchenreform und anläßlich seines Konflikts mit Herzog Wladislaus Laskonogi impetrierte (XIX mit den entsprechenden Briefnummern). Einige dieser Schreiben lassen interessante Rückschlüsse auf die dortige Kirchenpraxis zu: So trägt Innozenz Heinrich und dessen Suffraganen auf, verheiratete Kleriker zu keinem kirchlichen Amt zuzulassen, den Söhnen von Kanonikern keine Pfründen in den Kirchen ihrer Väter zu übertragen und die Schauspiele, die insbesondere zur Weihnachtszeit von Klerikern im Kirchenraum aufgeführt würden, zu verbieten (Br. 233). 51 Briefe wurden zur Grundlage für 63 Dekretalenkapitel im *Liber Extra*, die man anhand eines nützlichen Verzeichnisses (470f.), den in der Einleitung gegebenen Informationen (XXVII) sowie des Sachkommentars leicht auffin-

den kann. Diese Bestimmungen haben ihren Ursprung häufig in Rechtsauskünften wie der an den Erzbischof Tore von Trondheim, daß eine Kindstaufe, die ohne Priester und in Ermangelung von Wasser mit Speichel vorgenommen wurde, ungültig sei (Br. 5: X 3. 42. 5). Von besonderem Interesse für die Diplomatik sind die Briefe, die sich dem Thema der Urkundenfälschung zuwenden, mit dem sich Innozenz immer wieder beschäftigte (Br. 112, 120, 153, 172, 208). Die Streitigkeiten um die Besetzung des Erzstuhls von Canterbury, die später zur Verhängung des Interdikts über England führten, weil Johann ohne Land Stephan Langton nicht akzeptierte, schlagen sich in einigen Schreiben nieder (Br. 203, 204, 205). In einem anrührenden Dokument versichert Innozenz dem englischen Regularkanoniker Augustinus von Norton, daß er trotz seines Namenswechsels anläßlich des Eintritts in das Kloster der für ihn unter dem Namen Heinrich gesprochenen Fürbitten nicht verlustig gehen werde: Er selbst habe ja ebenfalls den Namen gewechselt, als er zum Papst gewählt wurde (Br. 136) Uwe Israel

Wolfgang-Valentin Ikas (Hg.), Fortsetzungen zur Papst- und Kaiserchronik Martins von Troppau aus England, Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum. Nova Series 19, Hannover (Hahn) zweite, verbesserte Aufl. 2004, XXI, 397 S., ISBN 3-7752-0299-4, € 42. – Die bis zum Jahre 1277 reichende Papst- und Kaiserchronik des wohl im mährisch-schlesischen Grenzland gebürtigen und im Jahre 1278 in Bologna verstorbenen Dominikaners Martin von Troppau gehört mit ihrem halben Tausend noch existierender Handschriften ohne Zweifel zu den am häufigsten überlieferten Geschichtswerken des gesamten europäischen Spätmittelalters (1). Allein von den Britischen Inseln haben sich vom letzten Drittel des 13. bis zum letzten Drittel des 15. Jh. mehr als 80 Abschriften erhalten, die in den meisten Fällen um Fortsetzungstexte erweitert wurden. Bereits gegen Ende des 19. Jh. wurden von Ludwig Weiland und Oswald Holder-Egger eine Reihe dieser englischen Fortsetzungen zum Druck befördert (in: MGH SS 24 und 30,1). „Ziel der vorliegenden Ausgabe ist es, die bislang unediert gebliebenen Fortsetzungstexte in den bekannten Überlieferungszusammenhang einzuordnen“ (2), dem sich der Herausgeber bereits in seiner Würzburger Dissertation aus dem Jahre 2001 (erschienen 2002) gewidmet hat, deren separater Editionsteil (Berichtszeitraum: 1277–1477) hier anzuzeigen ist. Er umfaßt zwölf Fortsetzungen zur Papstchronik und zwei Fortsetzungen zur Kaiserchronik, daneben einen interpolierten Text zu Kaiser Friedrich II. sowie den Schlußteil einer englischen Königschronik zu Eduard III., um die die Doppelchronik Martins in einer dritten Kolumne erweitert wurde (65). Die Texte können wegen der Bezüge auf die englische Geschichte jener Zeit Interesse beanspruchen, und weil sie zei-

gen, was damals auf den Britischen Inseln von kontinentaleuropäischen Großereignissen gewußt wurde (70–78). Die anonymen Vf. bzw. Kompilatoren der Texte, deren Ordenszugehörigkeit allerdings häufig zu erschließen ist (v. a. Mendikanten, 75), greifen immer wieder aufeinander und auf prominente Vorlagen zurück (u. a. Bernard Gui, Thomas Walsingham, Ranulph Higdens). Die Manuskripte sind solide ediert (Ausnahmen: *stipendianorum*, 173 Z. 12; Exponent, der ins Leere, weil auf eine Lesart der ersten Auflage verweist, 201 Z. 10), von einem textkritischen Apparat begleitet, erschöpfend kommentiert (nicht ohne Redundanzen) sowie durch ein ausführliches Namenregister (349–397) erschlossen; vermißt wird die Beigabe eines Faksimiles. Die einleitenden Kapitel (1–128) zur Edition (131–343) sind an einigen Stellen skrupulös (38f. Anm. 86f.; 192 Anm. 77), an anderen spekulativ („Man mag darüber spekulieren, ob …“, 47; „… mag zu Spekulationen Anlaß geben. So …“, 50). Nicht einleuchtend ist die Differenzierung der Editionen in „Fortsetzungen zur Papstchronik“ und „Fortsetzungen zur Kaiserchronik“, wenn der Auftakt für letztere der Text der *Continuatio pontificum imperatorumque Anglica brevior* ist, der mit einem Teil „A.) Fortsetzung zur Papstchronik“ beginnt (299–305). Kleinere Fehler wurden auch in der verbesserten Auflage übersehen („von deren Pontifikate“, 13; „Brétagne“, 69; „vorrübergehender“, 164 Anm. 56; „die Fastenzeit begann 1295 am 17. [16.] Februar“, 185 Anm. 42; „Najéra“, 244 Anm. 43; „La Chase-Dieu“, 257 Anm. 43). Es ist hervorzuheben, daß durch den vorliegenden Band das Textcorpus des englischen Überlieferungsstranges nun endlich komplettiert und eine profunde Grundlage für die Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte der Martinschronik auf den Britischen Inseln geschaffen wurde. Uwe Israel

Der Tiroler Bergbau und die Depression der europäischen Montanwirtschaft im 14. und 15. Jahrhundert. Akten der internationalen bergbaugeschichtlichen Tagung Steinhaus, hg. von Rudolf Tasser und Ekkehard Westermann, redigiert von Gustav Pfeifer, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs / Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 16, Innsbruck usw. (Studien-Verlag) 2004, 324 S. mit zahlr. Abb., ISBN 3-7065-1887-2, € 36. – Gold, Silber und Kupfer stehen im Zentrum der 19 Aufsätze dieses Bandes, die Gewinnung und Verfügbarkeit der Edelmetalle ebenso wie die Nachfrage, also der Bedarf an barem Geld, und die Versuche staatlicher Regulierung des Marktes, wobei es den Autoren vor allem darum gegangen ist, zusammengenommen ein möglichst breites Panorama des gegenwärtigen Kenntnisstandes zu entwerfen. Dieses Programm findet seinen Ausdruck schon im Titel des einführende Beitrags von E. Westermann: Zur spätmittelalterlichen Depression der europäischen Montanwirtschaft. Stand und offene

Fragen der Forschung (S. 9–18). Dank der Stellung des Namens im Alphabet wird die Reihe der Einzeldarstellungen eröffnet durch Christoph Bartels, der einleuchtend ausführt, dass die Strukturkrise im Bergbau des nordwestlichen Harzes, besonders am Rammelsberg bei Goslar, bereits um 1300 begonnen hat, als die tagesnahen Erzreserven erschöpft waren, und nicht erst – wie früher angenommen – durch den Arbeitskräftemangel als Folge der Großen Pest; das überkommene Bergrecht behinderte die eigentlich erforderlichen Investitionen zur Erschließung der schwieriger zugänglicher Lagerstätten, so dass die Produktion tatsächlich um die Mitte des 14. Jh. zum Erliegen kam. Markus A. Denzel untersucht sodann die Metalle im Levantehandel, Desanka Kovačević-Kojić die Erzeugung von Edelmetallen in Serbien und Bosnien, Momčilo Spremić ihren Export über Ragusa (Dubrovnik), Martin Stefanik den venezianischen Import von Kupfer aus den Reichen der ungarischen Krone; für die letztgenannten Territorien und ihren Außenhandel illustriert István Draskóczy die Bedeutung des 1325 eingeführten ungarischen Goldguldens. Den Silberbedarf der königlichen Münze Englands zwischen 1220 und 1500 stellt Nicholas Mayhew dar, die Edelmetallversorgung der rheinischen Münzstätten Franz Irsigler. Dem Erzbergbau gewidmet sind die Beiträge von Uwe Schirmer für das sächsiche Freiberg, von Jiří Majer für Böhmen, von Karl-Heinz Ludwig für das östliche und südliche Österreich mit Salzburg und den bayerischen Alpen, endlich von Angelika Westermann für den Schwarzwald, dazu gesellt sich die Darstellung der Erzverhüttung in den Gebieten der Herzöge von Mailand durch Marco Tizzoni. Besondere Aufmerksamkeit gilt dem Bergbau in Tirol. Dessen rechtliche Probleme behandelt Rudolf Palme; für den südlichen Teil geht Helmut Rizzolli dem Zusammenhang zwischen der Verfügbarkeit der Edelmetalle, Preisschwankungen sowie Münzpolitik nach, R. Tasser beschreibt die Depression des dortigen Bergbaus im 14., dann seinen Aufschwung im 15. Jh., und Lothar Suhling schildert hüttentechnische Verfahren zur Gewinnung von Silber, Blei und Kupfer; außerdem stellen Michael Matzke und Willem B. Stern ein archäometallurgisches Projekt zur Erhellung des Verhältnisses von Bergbau und Münzprägung im Südwesten des Reiches, besonders im Inntal, vor. Für den Leser, der die von den Autoren reichlich angeführten Belege ernst nehmen will, ist die Positionierung der Anmerkungen nach dem Schluss der einzelnen Beiträge beschwerlich. Erfreulich ist auf der anderen Seite, dass der vielgestaltige und anregende Inhalt des Bandes nicht nur durch ein Register der Personen- und Ortsnamen, sondern auch durch ein ausführliches der behandelten Sachen erschlossen wird. Dieter Girgensohn

Barbara Frale, Il papato e il processo ai Templari. L'inedita assoluzione di Chinon alla luce della diplomatica pontificia, La corte dei papi 12, Roma (Viella) 2003, 239 S. ISBN 88-8334-098-1, € 20. – Die Auflösung des Templerordens gehört bis heute zu den schlagzeilenträchtigsten Skandalen des Mittelalters. Das Vorgehen der französischen Krone berührte Grundfragen des Verhältnisses von Kirche und Staat. Außerdem gilt die Sentenz über die Templer als eines der eklatantesten Fehlurteile der Römischen Kirche, abgesehen vielleicht von Galileo Galilei. Deshalb erregte es Aufsehen, als im Jahre 2001 ein lange verschollen geglaubtes Pergament auftauchte, das eine wichtige Etappe im Verfahren gegen die Templer dokumentiert: Archivio Segreto Vaticano, Archivum Arcis, Armarium D 217, beglaubigt durch vier Notare, vier hochrangige Zeugen und drei heute verlorene Kardinalssiegel. Die Kardinäle Bérenger Frédol, Étienne de Suisy und Landolfo Brancacci protokollieren darin das Verhör des Großmeisters und vier weiterer Würdenträger auf Schloß Chinon vom 17. bis 20. August 1308. Jacques de Molay sowie seine Mitgefangenen Raymbaud de Caron, Präzeptor jenseits des Meeres auf Zypern, Hugues de Péraud, Präzeptor in *Francia*, Geoffroy de Gonneville, Präzeptor in Poitou und Aquitanien, und Geoffrey de Charny, Präzeptor der Normandie, mußten über das Aufnahmeritual und die Gewohnheiten im Orden aussagen, ob das Kreuz bespuckt wurde, ob man einen Kopf als Idol verehrte, ob homosexuelle Praktiken geübt wurden. Der Text wird S. 198–220 als Appendice diplomatica ediert und ins Italienische übersetzt. Als Ergebnis des Verhörs bereuten die Befragten. Anschließend wurden sie von den Kardinälen im Auftrag des Papstes absolviert. Dieser Text war bisher nicht bekannt. Die Autorin nimmt dies zum Anlaß, um noch einmal das gesamte Verfahren gegen die Templer darzustellen. Da man bereits in Poitiers zahlreiche Templer verhörte und der Orden am 10. Juli 1308 im Hause des Kardinals Pierre de La Chapelle feierlich absolviert wurde, überzeugt die These von Barbara Frale nicht, von *Faciens misericordiam*, erlassen am 12. August 1308, müsse es zwei Varianten geben, eine originale, die andere rückdatiert nach der Absolution von Chinon, und *Regnans in celis* sei ebenfalls erst nach Chinon auf den 12. August 1308 rückdatiert. Bezogen auf die Gesamtheit des Ordens hatte nämlich die Absolution der fünf hohen Würdenträger am 20. August 1308 lediglich bestätigenden Charakter. Ferner fragt die Autorin, warum auf die Absolution dennoch eine Strafe folgte. Ihrer Meinung nach habe Klemens V. die Templer lediglich reformieren wollen und sei erst durch französischen Druck zur Aufhebung gezwungen worden. So richtig dies sein mag, bleibt doch zu beachten, daß die Absolution als Teil des Bußsakraments nicht mit der Lossprechung von Zensuren gleichzusetzen ist und mithin im Fall der Templer Bußleistungen und Strafen bis hin zur Aufhebung des Ordens nicht ausschloß. Karl Borchardt

Eva Luise Wittneben, Bonagratia von Bergamo. Franziskanerjurist und Wortführer seines Ordens im Streit mit Papst Johannes XXII., Studies in Medieval and Reformation Thought 90, Leiden–Boston (Brill) 2003, VIII, 424 S., ISSN 0585-6914, ISBN 9004 12817 4, € 90. – Die Vf. bietet eine vollständige und kontinuierliche Untersuchung der polemischen und prozessualen Schriften, die Bonagratia von Bergamo († 1340) im Dienst seines Ordens verfaßt bzw. maßgeblich mitgestaltet hat, zunächst als Gehilfe des Prokurators Raymund von Fronsac, ab 1319 dann selber als offizieller Ordensprokurator an der Kurie und schließlich ab 1328 in Pisa und München ohne förmliches Amt, aber als enger Mitarbeiter des Ordensgenerals Michael von Cesena. Die untersuchten Texte werden in zeitlicher Reihenfolge in fünf genetisch und inhaltlich zusammengehörige Gruppen gegliedert, von den Klagschriften und Appellationen gegen die Spiritualen zur Zeit Clemens' V. und in den frühen Jahren Johannes' XXII. bis zu der Appellation Michaels gegen Benedikt XII. im Jahre 1338. Wie nicht anders zu erwarten, basieren die Textanalysen auf den zentralen zeitgenössischen Materialsammlungen, allen voran die unverzichtbare Hs. Vat. lat. 4009 (Bonagratias „Handexemplar") und der sog. Nikolaus Minorita („vermutlich unter Federführung Bonagratias konzipiert"). Obwohl diese Kompilationen schon seit langem und noch bis in jüngste Zeit von den führenden Sachkennern wie Franz Ehrle, Livarius Oliger, Hilary Offler, Hans-Jürgen Becker, Anneliese Maier, Jürgen Miethke und vielen anderen immer wieder studiert worden sind, kann die Vf. doch noch mit zahlreichen weiterführenden Einzelbeobachtungen, Ergänzungen und Präzisierungen aufwarten und zu vielen unklaren oder umstrittenen Fragen mit guten Gründen Stellung nehmen: so identifiziert sie im Vat. lat. 4009 weitere Autographe Bonagratias, ermittelt in dem „Manifest" des Ordenskapitels von Perugia (1322) eine wichtige Quelle des vielbehandelten *Tractatus de paupertate*, erweist Bonagratia als Autor von anonym überlieferten Texten wie die Klagschriften gegen die Spiritualen (*Libellus*, *Impugnatio* von 1317) und die Replik des Ordens auf die Bulle *Cum inter nonnullos* (*Responsiones ad oppositiones*, 1323/1324; neue Überlieferung in Hs. Florenz, Laur. XVII 29); während er maßgeblichen Anteil an der Formulierung sämtlicher Appellationen des Ordens hat, stammt der sog. Minoritenexkurs in der Sachsenhäuser Appellation Ludwigs d. Bayern (1324) nicht direkt von ihm, verwendet aber seine vorausgehenden Schriften. Die Methodik ist durchgehend die der philologisch-kritischen Textanalyse, was dem Material entspricht, das im Grunde literarischen Charakter hat – auch da wo es an sich juristisch-prozessual wirken soll, wie die Flut von Appellationen, die schon wegen ihres teilweise monströsen Umfangs einen praktischen Verfahrenszweck verfehlen. Vielmehr gehört der gesamte Komplex zu der vielgestaltigen Textsorte der Invektive, Apologie, Pole-

mik und Propaganda, die mit dem Verlegenheitsbegriff „Streitschriften" nur unzureichend umschrieben wird. Bezeichnenderweise liegen die von Bonagratia inspirierten, konzipierten oder verfaßten Texte fast ausschließlich als „Ausstellerüberlieferung" vor, während die „Empfängerüberlieferung" selbst für die erklärtermaßen als Rundschreiben konzipierten Verlautbarungen des Ordens zu fehlen scheint. Hat sich ihre Wirkung also tatsächlich in dem verbissenen Schlagabtausch innerhalb des Dreiecks Kurie – Ordensleitung – Ludwig d. Bayer erschöpft, den die Vf. gut herausarbeitet? Leider bleibt dabei die Hauptfigur persönlich mangels biographischer Nachrichten praktisch ungreifbar; wenn die Vf. gelegentlich eine Charakterisierung wagt, fällt sie nicht gerade günstig aus: in der Auseinandersetzung mit den Spiritualen erscheint er als „Scharfmacher" (S. 39); im Prozess gegen Bernard Délicieux versucht er, diesen „mit Hilfe der ihm vertrauten juristischen Spitzfindigkeiten zu überführen" (S. 83). Als maßgeblicher Wortführer in der dramatischen Krisenperiode war er offenbar nicht der Mann, seinem Orden aus dem verhängnisvollen Strudel von intellektueller Verbohrtheit, ideologischer Radikalisierung und politischer Instrumentalisierung herauszuhelfen. Martin Bertram

Luigi Pellegrini, L'incontro tra due „invenzioni" medievali: Università e Ordini Mendicanti, Scienze storiche 13, Napoli (Liguori) 2003, IX, 175 S., ISBN 88-207-3579-2, € 14. – Die Universitäten und die Bettelorden sind zweifellos wichtige Erfindungen des Mittelalters (wenn auch keineswegs die einzigen; man denke nur an so disparate Objekte wie die Brille oder das Fegefeuer), und so ist es durchaus ein reizvolles Vorhaben, ihre Wechselwirkung in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Der Vf. hat das zum Thema einer Vorlesung gemacht. Skizziert wird die allmähliche Entwicklung des Bildungswesens von den Kloster- zu den Domschulen mit der dort ausgebildeten dialektischen Methode von *quaestio* und *disputatio*, die neben die einfache *lectio* trat, mit der zunehmenden Mobilität von Lernenden und Lehrenden sowie mit der Vereinigung von Scholaren zu eigenen *societates* bis hin zum Zusammenschluss verschiedener Unterrichtsstätten einer Stadt zu einer Korporation, der *universitas* – sei es der Studenten, sei es der Magister, sei es aller Mitglieder der Lehranstalt –, und deren Anerkennung durch die kirchlichen und weltlichen Autoritäten als *studium generale*; das mochte nach dem Bologneser oder dem Pariser Modell geschehen, war jedoch stets mit dem Anspruch auf europaweite Anerkennung verbunden. Parallel dazu verfolgt der Vf. die Entfaltung der so genannten religiösen Bewegungen bis zur Verfestigung in ihren erfolgreichsten Formen, den Franziskanern und den Dominikanern. Diese mussten schon in der Phase der institutionellen Ausformung die für die wirkungsvolle Predigt unerlässliche Ausbildung ihrer Novizen organi-

sieren und drängten deshalb auch in die sich gerade in ihrer Struktur verfestigenden Universitäten. Das führte nach einigen Jahrzehnten problemlosen Miteinanders zum großen Streit zwischen den weltlichen Theologen und denen der Bettelorden, vor allem der Dominikaner, aber in zweiter Linie auch der Franziskaner, die insgesamt aus der Universität Paris hinausgedrängt werden sollten. Mit der Beschreibung dieser Auseinandersetzungen klingt die gut informierende Darstellung aus. Es ist somit nur ein kleiner Sektor aus der frühen Geschichte der Universität, der hier in den Blick genommen wird, denn die Bettelmönche haben selbstverständlich keine engeren Kontakte zu den anderen höheren Disziplinen gehabt, zur Jurisprudenz oder zur Medizin, die – neben den *artes* – eine weit gewichtigere Rolle im akademischen Leben der frühen Jahrhunderte gespielt haben. Und was die Theologie anbetrifft, hätte man gern etwas über die Vorrangstellung erfahren, die an den italienischen Universitäten während des späteren Mittelalters gerade den Mendikanten in diesem Fach zugekommen ist. Dieter Girgensohn

Alain Boureau, Le pape et les sorciers. Une consultation de Jean XXII sur la magie en 1320 (manuscrit B.A.V. Borghese 348), Sources et documents d'histoire du moyen âge 6, Rome (École Française de Rome) 2004, LII, 143 S., ISBN 2-7283-0695-8, € 24. – Inquisition und Hexenverfolgung werden häufig in einem Atemzug genannt. Dabei wird schnell übersehen, dass die Hexenverfolgungen ihren Höhepunkt erst in der Neuzeit erreichten. Im Mittelalter hingegen betrachtete die Kirche die verschiedenen magischen Praktiken, die von Heilzauber, Wahrsagerei bis zum Schadenszauber reichten, lange Zeit als Vergehen, die Buße erforderten und Strafe verdienten, nicht aber als *crimen haeresis*, für das allein Ketzerinquisitoren zuständig waren. Noch Alexander IV. (1254–1261) mahnte zur Zurückhaltung: Inquisitoren sollten gegen Wahrsagerei und Hexerei nur dann vorgehen, wenn den Praktiken offenkundig der Geruch der Häresie anhafte. Diese Auffassung ging 1298 in den *Liber Sextus* ein und wurde damit zu offiziellem Kirchenrecht. Eine Veränderung zeichnete sich erst unter Johannes XXII. (1316–1334) ab, der energisch gegen Hexerei und Magie vorging. Die Intensität und die Ausdehnung der Maßnahmen sind zwar nicht mit dem Hexenwahn späterer Zeiten vergleichbar, sie stehen aber am Anfang eines Weges, der 1486 zum Hexenhammer und zu den Massenverfolgungen des 16. und 17. Jh. führte. Einer Laune entsprang die Haltung Johannes XXII. indes nicht. Um die grundsätzliche Frage, ob Magie als Häresie anzusehen sei, zu klären, wandte er sich anlässlich eines konkreten Falls im Herbst 1320 an zehn Gelehrte, überwiegend Theologen, aber auch Juristen, die in der einen oder anderen Weise bereits Erfahrungen in der Verfolgung von Häresie gesammelt hatten. Ihre Antworten sind in einem einzigen

Manuskript überliefert, das der Forschung durch die Arbeiten Anneliese Maiers zwar seit über fünfzig Jahren bekannt ist, doch erst die hier vorliegende Edition Alain Boureaus macht diesen wichtigen Text allgemein zugänglich. Die Bedeutung der Quelle begründet das Verdienst der Arbeit. Dabei ist insbesondere anzumerken, dass uns der Text quasi an den Schreibtisch Johannes XXII. zurückführt, denn der Papst studierte die Antworten sehr genau, wie seine eigenhändigen Anmerkungen am Rand des Textes bezeugen. Die Transkription bewahrt die Schreibweisen des Manuskripts, lediglich die Interpunktion ist modernisiert. Etwas gewöhnungsbedürftig, aber unproblematisch ist der einteilige Anmerkungsapparat, der die vom Editor vorgenommenen sprachlichen Korrekturen des häufig fehlerhaften Texts, den Nachweis der Zitate und Allegationen sowie die von Johannes XXII. vorgenommenen Annotationen vermerkt. Erfreulicherweise greift der Editor nur sehr behutsam in den Text ein, so dass der sprachliche Charakter der Konsultationen gewahrt bleibt. Auf nicht ganz fünfzig Seiten führt die Einleitung in die wichtigsten Probleme der Quelle ein: Aus den Antworten der Experten werden die im Wortlaut nicht erhaltenen fünf Fragen des Papstes rekonstruiert; die Gelehrten werden in knappen Abrissen vorgestellt. Die Datierung der Konsultation auf Herbst 1320 ist plausibel. Die nach Art, Länge und Inhalt sehr unterschiedlichen Stellungnahmen, die nicht immer die Position des Papstes unterstützen, werden in ihren wesentlichen Aussagen knapp zusammengefasst. Die Antwort Enricos del Carretto wird ausführlich analysiert. Da sich vor allem Fachwissenschaftler für diesen Text interessieren dürften, ist im Fehlen einer Übersetzung kein Mangel zu erkennen. Das zweiteilige Register verzeichnet die im Text nachgewiesenen Zitate aus der Bibel und aus anderen Quellen.

Wolfram Benziger

Dominique Moullot, Le Liber Prioratus Urbis de l'Ordre de Saint-Jean-de-Jérusalem. Édition critique du Vat. Lat. 10372, Gran Priorato di Napoli e Sicilia del Sovrano Militare Ordine di Malta. Melitensia 12, Taranto (Centro Studi Melitensi) 2004, 511 S., Abb. – Die Johanniter gehören zu den im 12. und 13. Jh. aufgekommenen Orden mit zentralistischer Verfassung und regionaler Provinzial- oder Gebietseinteilung; in Europa waren ihre einzelnen Kommenden in über 20 Prioraten zusammengefaßt. Damit die Ordensspitze auf Rhodos die Wirtschaftsführung in den Kommenden prüfen und deren Leistungsfähigkeit für den Kampf gegen die Muslime in der Levante einschätzen konnte, gab es neben Abrechnungen, die nur temporäre Bedeutung hatten und zumeist verloren sind, detaillierte Besitzverzeichnisse, welche auch der Rechtssicherung dienten und sich auf diese Weise mitunter erhalten haben. Dazu zählt die hier edierte Handschrift Vat. Lat. 10372, angelegt 1333/34 auf Befehl des

Priors von Rom und Pisa Fr. Giovanni da Riparia. Das Generalkapitel in Montpellier 1330 hatte für die einzelnen Priorate Güterverzeichnisse in doppelter Ausfertigung befohlen, eine für Meister und Konvent auf Rhodos, die andere für den jeweiligen Prior. Vat. Lat. 10372 betrifft das Priorat Rom, von Ferentino im Süden bis Pesaro im Norden, von Viterbo im Westen bis Fermo und L'Aquila im Osten. Das Priorat Pisa, das Fr. Giovanni da Riparia ebenfalls besaß, ist nicht erhalten. Ähnliche Stücke existieren beispielsweise für das Priorat Venedig aus dem Jahre 1331 (cf. Anthony Luttrell, The Hospitaller State on Rhodes, 1999, Nr. XVIII = Militia Sacra: Gli Ordini Militari tra Europa e Terrasanta, hg. Enzo Coli u. a., 1994) und für das Priorat Saint-Gilles aus dem Jahre 1338 (ed. Benoît Beaucage, 1982). Vergleichsdaten liefert eine auf Befehl Papst Gregors XI. 1373 von den Diözesanbischöfen durchgeführte Enquête über die Besitzungen der Johanniter, welche unter anderem für die Mark Ancona, für Viterbo, Tuscania, Orte und Narni, für Arezzo und für Capua überliefert ist. Vat. Lat. 10372 bietet auf 55 Pergamentblättern eine Übersicht zu 46 Ordenshäusern des Priorats Rom, den dort lebenden Ordensbrüdern, den zugehörigen Immobilien und die vorhandenen Mobilien. Die Handschrift wurde 1927/29 durch Joseph Zippel für eine Edition vorbereitet. Der Vergleich von Moullot Nr. 2229-2305 mit Anthony Luttrell, The Hospitallers of Rhodes, 1992, Nr. XIII, S. 16-21 weckt Zweifel an der Zuverlässigkeit der Transkriptionen: Nr. 2229 *Iteranis* Luttrell statt *Iterano*, Nr. 2230 *Andream* Luttrell statt *Andram*, Nr. 2232 *Bouelane* keine Textanmerkung bei Luttrell, Nr. 2233 *iusta* fehlt MS *iuasta* bei Moullot und Randvermerk *Pisauri* bei Luttrell, Nr. 2236 *Inugle* Luttrell statt *Imigle*, Nr. 2238 *Sesti* Luttrell statt *Festi*, Nr. 2239 *Bonaiote* Luttrell statt *Bonaionte*, ... Nr. 2305 *Porliçalis* fehlt Luttrell. Die zahlreich von Moullot beigegebenen Fotos geben nie den Text wieder, sondern Orte, Gebäude und Grundstücke der Johanniter. Die große Leistung des Herausgebers besteht in der Identifikation dieser Orte, Gebäude und mitunter sogar der Grundstücke in den 2494 Einträgen. Das *castrum Cesarum* Nr. 2235 hält Luttrell für Cesi, 6 km nw. Terni, Moullot für das römische Amphitheater in Terni. Zur Identifikation wurden ausführlich die *Rationes decimarum* und die Karten des Istituto Geografico Militare herangezogen. Ein erheblicher Teil der Einleitung, S. 47-70, erläutert die Namengebung für Personen und Orte. Schwerpunktsetzung und Vorgehensweise des Editors spiegeln den Einfluß von Pierre Toubert und seiner Schule. Über die reine Edition hinaus entsteht auf diese Weise ein wertvoller Beitrag zur Landesgeschichte Mittelitaliens im 14. Jh. Trotz knapper Ausführungen S. 41-46 zu Besitzstruktur und Wirtschaftsführung bleibt dagegen die Bedeutung des Textes für die Ordensgeschichte unterbelichtet. Eine Liste der Ordensbrüder fehlt; nicht einmal ihre Zahl wurde ermittelt. Wie vollständig die Zusammenstellung ist, bleibt offen.

Zu erläutern wäre, warum im Unterschied zu ähnlichen Zusammenstellungen die Responsionen und andere Abgaben der Kommenden an die Ordensoberen in Vat. Lat. 10372 nicht erwähnt werden. Als Benutzer der Edition hätte man sich ferner unbedingt ein Glossar der auftretenden Begriffe gewünscht; lediglich Maß- und Geldeinheiten werden S. 82-84 erläutert. Die Indices sind nach Rufnamen, Zunamen, Ortsnamen und Sachen rein mechanisch erstellt, ohne sachliche Identifikationen. Gleiche Begriffe unterschiedlicher Schreibweise erscheinen an verschiedenen Stellen (*vegetem / vegietem*, *admictum / amictum* usw.) ohne Querverweis. Keineswegs alle seltenen Wörter werden erfaßt. Um was für Tischtücher es sich Nr. 113-116 bei den *duas gausapes insitatas*, *unam vergatem*, *unam parvam burdeam*, *una laborata cum acu* handelt, hat den Herausgeber anscheinend nicht beschäftigt. *Crux* und *crus* Nr. 2261f. kommen vor, aber *unam cruciem ligni* Nr. 1256 fehlt. Die *octo barilia* Nr. 1267f. stehen ebenfalls nicht im Index. Derartige Beobachtungen ließen sich fortsetzen. So verdienstvoll und begrüßenswert die Publikation also ist, läßt sie sich für viele Fragestellungen nur eingeschränkt benutzen; den vorbildlichen Standard von MGH-Editionen erreicht sie nicht. Karl Borchardt

Laurence Meiffret, Saint Antoine ermite en Italie (1340–1540). Programmes picturaux et dévotion, Collection de l'École française de Rome 329, Rome (École Française) 2004, X, 358 S., Taf., ISBN 2-7283-0631-1, € 45. – Der Kunsthistoriker Laurence Meiffret untersucht die Darstellung des hl. Antonius Eremita, des „Vaters" der Einsiedler, in ca. 40 Bilderzyklen in Nord- und Mittelitalien. Er geht zunächst ausführlich auf die historische Gestalt des Wüsten-Heiligen aus Komé (heute Keman) in Ägypten ein, der von Mitte des 3. Jh. bis Mitte des 4. Jh. gelebt haben soll. Als Exorzist, Wunderheiler und Patron der Haustiere (man erkennt den hl. Antonius oft an dem ihm beigegebenen „Antonius"-Schwein) verehrt, fand sein Kult eine weite Verbreitung, die sich keineswegs auf den Hospitalsorden der Antoniter beschränkte. Im Laufe des 13. Jh. wurde sein Leben, das nicht von Seßhaftigkeit, sondern von stetem Herumziehen geprägt war („ermite itinérant"), auch zum Vorbild für die Bettelorden (Dominikaner, Franziskaner, Augustiner), insbesondere der Observanz, die in ihm einen Vorläufer des hl. Franziskus („proto-François") sahen. Die Umsetzung in Bilder beruhte auf Kompilationen hagiographischer Quellen (Vita aus der Feder des Schülers von Antonius, Athanasius von Alexandrien) und Legenden (so der „des Theophil", der „von Patras" oder der besonders fantasiereichen „arabischen" Legende). Erst im 15. Jh. begriffen auch die nach der Phase des Niedergangs in der Zeit des Großen Schismas an einer Rückbesinnung interessierten Antoniter die Vorteile des Bildmediums für die Propagierung ihres Ordens, der ca. 300 Häuser in der ganzen Christenheit zählte. Die-

sem Umfeld sind die Zyklen in Pescia in der Toskana (ca. 1420) und Ranverso (Buttigliera Alta) im Tal von Susa (nach 1430) zuzuordnen. Aber das Andenken des Eremiten wurde auch im Benediktinerinnen-Kloster S. Antonio in Romagnano vor den Toren des umbrischen Cascia gepflegt, das dem Kapitel von St. Peter in Rom unterstand. Der Autor weist auf den prekären Erhaltungszustand der in Privatbesitz befindliche Kapelle S. Antonio Abate am Ortseingang von Beroide (auf halben Weg zwischen Foligno und Spoleto) hin, die unter dem Erdbeben von 1997 gelitten hat (S. 166 Anm. 117). Ihr um 1440 zu datierender Bildzyklus von hoher Qualität ist also in Gefahr. Meiffret sieht aber in den Zyklen Norditaliens und der italienischen und französischen Alpenregion die interessantesten Zeugnisse des Austausches der verschiedenen Bildtraditionen. So wurde des hl. Antonius im Benediktiner-Kloster S. Pietro in Gessate gedacht, das zur Kongregation von S. Giustina gehörte (erstaunlicherweise sind Fresken zum Leben des hl. Benedikt außerhalb der Konvente selten, S. 188). Die Verbreitung des Kultes des hl. Antonius in der Lombardei war wohl auch eine Folge des Umstandes, daß die Visconti (nicht aber schon der „duc [!] de Milan", wie es auf S. 188 Anm. 20 heißt), die den Asketen als ihren Patron verehrten, schon vor 1272 die Leitung des *Ospedale Maggiore* den Antonitern übertragen hatten. Einzigartig präsentiert sich dagegen das umfangreiche, dem Kampf gegen Häresie und Volksglaube dienende Bildprogramm der Antonius-Kirche nahe Pelugo di Val Rendena (Trentino), das auf eine in Volgare verbreitete *Historia sancti Antoni* fußt. Die Antonius-Legenden reicherten sich mit immer mehr Details an: älter ist das Motiv der Prügel durch die Teufel; man glaubte sogar, die Mutter des Heiligen habe ihren Säugling auf einer Pilgerfahrt dem Teufel geweiht. Erbauliche, halbliturgische Theaterstücke wurden von den berüchtigten Almosensammlern des Antoniter-Ordens, aber auch von Franziskanern im einfachen Volk verbreitet. Im 16. Jh. wurden Antonius-Zyklen schließlich auch fern von Ordensinteressen in Pfarrkirchen und Bruderschaftskapellen geschaffen. Meiffrets Studie interessiert also nicht nur den Kunsthistoriker, sie verrät auch viel über die Auftraggeber und ihr soziales, politisches, religiöses und kulturelles Ambiente.

Andreas Rehberg

Iannotii Manetti De vita ac gestis Nicolai Quinti summi pontificis, edizione critica e traduzione a cura di Anna Modigliani, Istituto storico italiano per il medioevo, Fonti per la storia dell'Italia medievale, Rerum Italicarum Scriptores 6, Roma (nella sede dell'Istituto) 2005, XCIII, 270 S., ISBN 88-89190-10-8, € 50. – Da seit langem Desiderat der Forschung, sei kurz auf das Erscheinen dieser kritischen Ausgabe eines Textes von Rang hingewiesen, der für das Rom der Frührenaissance äußerst wichtig ist und darum von Historikern

wie Kunsthistorikern immer wieder herangezogen wird: die Lebensbeschreibung Papst Nikolaus' V. (1447–55), von der Hand des Florentiners Giannozzo Manetti, der aus persönlicher Nähe, als Sekretär, den Parentucelli auf allen Feldern seiner reichen Tätigkeit beobachtet. Die ausführliche Einleitung behandelt Aufbau des Werkes, Quellen, Abfassungszeit, Absichten (einschließlich des in der Vita eingestandenermaßen enthaltenen „messaggio ideologico"). Wichtig die Bewertung des sog. ‚Testaments' (in Form einer Sterberede vor den Kardinälen in lib. III): das im Florentiner Cod. Ricc. 914 enthaltene Testament wird von der Vf., entgegen bisheriger Meinung, nicht mehr für ein Exzerpt aus Manettis Vita gehalten, sondern für eigenständige – aber ärmere – Überlieferung (S. LIII ff.), während Manetti seine Version des Testaments in der Vita programmatisch auflud. Der sorgfältigen Edition, der 7 Handschriften allein des 15. Jh. zugrunde liegen, ist die (1999 von der Vf. veröffentlichte) italienische Übersetzung beigegeben, was stellenweise auch dem deutschen Leser eine Hilfe sein kann. Da die Vf. über das Rom dieser Zeit seit langem aufs intensivste gearbeitet hat (darunter ihr Buch über Nikolaus' V. römischen Widersacher Stefano Porcari) und zahlreiche neue Texte (etwa aus der schwierigen Notars-Überlieferung) erschließen konnte, läßt, wie die Textedition, so auch die historische Kommentierung nichts zu wünschen übrig. Auch für die Kunsthistoriker, die wegen der zahlreichen in der Vita behandelten Bauvorhaben des Papstes immer wieder auf Manetti zurückgreifen, wird diese Edition, die die neue kunsthistorische Literatur berücksichtigt, fortan maßgeblich sein. Arnold Esch

Dispacci sforzeschi da Napoli, vol. II (4 luglio 1458–30 dic. 1459), a cura di Francesco Senatore, prefazione di Mario Del Treppo, Istituto italiano per gli studi filosofici, Fonti per la storia di Napoli aragonese. Collana diretta da Mario Del Treppo 2, Salerno (Carlone) 2004, XXXII u. 485 S., ISBN 88-86854-24-2, € 70. – Ein weiterer Band der mailändischen Gesandtenberichte vom Hof in Neapel (s. in dieser Zeitschrift 78 S. 756 f., 80 S. 871), nun aus den Anfängen König Ferrantes. Der Blick des Beobachters ist, in dieser Phase, noch ganz auf die ersten Bewegungen des jungen Monarchen gerichtet. In seinen ersten zögerlichen Schritten aufmerksam und beunruhigt von den italienischen Mächten beobachtet, wird jede seiner Äußerungen, zumal aus vertraulichem Gespräch, nach Mailand berichtet: wie er sich von seinem Vater behandelt fühlte (doc. 42); wo er sich zu profilieren gedenke (doc. 52); warum er, entgegen allem Rat, die Katalanen immer noch bei Hofe halte (*lasare questa via de catalani, et se consigli con suoy italiani*, doc. 37; *vuole vivere come italiano et cum italiani consigliarse*, doc. 52). Kaum ein Problem zwischen den Mächten des Friedens von Lodi, das im Laufe der Korrespondenz

(die auch eigenhändige Schreiben des Königs an Francesco Sforza enthält) nicht angesprochen würde: Vermutungen über große Absichten Neapels in Italien („wie schon König Ladislaus"!), der junge König in angstvoller Erwartung der päpstlichen Investitur, erste Urteile über Papst Pius II. (der hier noch als frankreichhörig gilt, was er ja nun wirklich nicht war), und vieles andere. Das Informationsbedürfnis ist hier sichtlich stärker auf die inneren Verhältnisse im *Regno* gerichtet als in den Berichten aus den letzten Jahren des Vorgängers Alfonso. Dem norditalienischen Beobachter kam das da unten alles recht feudal-anarchisch vor, mit unverschämten Baronen, die für jeden Eingriff von außen (Nachfolgeanspruch der Anjou!) bereitstanden, in unwegsam weiten, schwer zu kontrollierenden Räumen. Im Vordergrund stehen denn auch die endlosen kriegerischen Aktionen: Revolten, Belagerungen, Bewegungen der Anjou, Condottieri, Kriegskosten (mit einer kompletten Soldliste, doc. 135). Daß das Massaker an kalabresischen Bauern (*carne, carne! moranno, moranno!*) vom König zwar gegen außen ausdrücklich gerügt, insgeheim aber doch gebilligt wurde, erfahren wir ausdrücklich aus einem Postskript des mailändischen Gesandten (doc. 113). Hingewiesen sei auf einige wirtschaftsgeschichtliche Nachrichten (*fondaco del sale* in Salerno, Getreide-Exportlizenzen, *dogana delle pecore* der Transhumanz, Anleihe bei Cosimo Medici gegen Verpfändung königlicher Kleinodien). Doch ist die Berichterstattung oft eine ermüdend kleinteilige Erörterung politischer Tagesprobleme (was auch die kluge Einleitung von Mario Del Treppo freimütig anmerkt): da spricht uns die miterzählte Rahmenhandlung heute oft mehr an als die intendierte Aussage. Die Stücke sind vom Bearbeiter umsichtig kommentiert und mit knappen präzisen Regesten versehen; eingangs die Faksimiles einiger Briefe und Chiffrierschlüssel. Arnold Esch

Ludwig Bertalot, Initia Humanistica Latina. Initienverzeichnis lateinischer Prosa und Poesie aus der Zeit des 14. bis 16. Jahrhunderts, Band II/2: Prosa N-Z, im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearb. von Ursula Jaitner-Hahner, Tübingen (Niemeyer) 2004, XVI, 731 S., € 182. – La stampa del terzo volume del noto *Incipitarium* di Ludwig Bertalot, il secondo dedicato ai testi umanistici in prosa, ha visto finalmente la luce: si conclude così l'ardua impresa della pubblicazione delle schede raccolte sistematicamente dallo studioso tedesco nelle assidue frequentazioni dei fondi manoscritti delle più importanti biblioteche europee, anche di quelle lontane e al di fuori allora degli orizzonti della maggior parte degli studiosi di Umanesimo, quali ad esempio quelle di Praga, di Olomouc, di Mikulov. Nato come strumento di lavoro ad uso personale per essere in grado di identificare in modo rapido i testi che l'erudito leggeva nelle varie raccolte, collocabile nel suo

nucleo principale negli anni 1908–1912 con aggiunte fino alla metà degli anni '20, il materiale è sorprendentemente utile ancora oggi a chi compie indagini sull'epoca umanistica, poiché, nonostante la ricerca sia avanzata velocemente in questo settore, permette di identificare in fretta testi e individuare nuove fonti. Con i 12277 incipit di questo terzo volume si raggiunge un dossier di 24783 item di scritti in prosa che si aggiungono ai 6786 di componimenti in versi: un vastissimo panorama della produzione letteraria umanistica, le cui implicazioni storiche, letterarie e prosopografiche vengono facilitate nella loro identificazione. Le lettere, le orazioni rivelano destinatari appartenenti ai ceti dirigenti ecclesiastici e laici, legami tra gli esponenti del mondo culturale e di quello politico, ma pure permettono di individuare personaggi poco noti, qui precisati nelle loro qualifiche ‚professionali' grazie allo sforzo filologico compiuto per rendere le schede private di Bertalot meglio fruibili. E se il magistrale intervento di Paul Oskar Kristeller, posto in apertura al primo volume, ci illumina sul rilevante significato della pubblicazione e sul suo ampio utilizzo, se l'intervento puntuale di Hermann Goldbrunner seguito a tale evento (Ludwig Bertalot e gli *Initia Humanistica Latina*. Dallo schedario privato al CD-ROM, QFIAB 79, 1999, pp. 332–343) ci permette di conoscere la genesi di tutto il consistente materiale Bertalot (dalla miniera di informazioni sull'Umanesimo italiano e tedesco rappresentata dalle *Carte* all'*Incipitarium*) e di comprenderne l'itinerario, le brevi prefazioni ai volumi non rendono ragione del lungo, paziente lavoro sotteso all'edizione dei tre tomi, sia da parte della curatrice, che ha tradotto in una forma accessibile e comprensibile a tutti una scrittura ermetica ad uso personale, sia da parte di chi ha dedicato tutte le sue energie, senza risparmio e fino all'ultimo, affinché l'impresa giungesse a compimento e risultasse degna della migliore tradizione filologica. Quanto Hermann Goldbrunner ha dato della sua generosa competenza lo sanno quelli che gli erano vicini, ai quali si rivolgeva per ulteriori controlli sul campo preoccupato che la scheda, pur mantenendo una forma essenziale, presentasse quegli elementi utili a „riconoscere personaggi che popolano la storia della cultura umanistica" (Ludwig Bertalot e gli *Initia*, 341), quali le coordinate topiche e cronologiche insieme alle qualifiche sociali dei mittenti e dei destinatari delle opere registrate. Contemporaneamente alla revisione delle schede Goldbrunner lavorava alla costruzione del quarto volume dedicato agli Indici, di cui si auspica una non troppo lontana pubblicazione per la sua evidente funzione di completamento all'*Incipitarium* e di strumento utile ad una migliore fruibilità del materiale proposto alla ricerca umanistica.

Mariarosa Cortesi

Rossella Bianchi, Paolo Spinoso e l'umanesimo Romano nel secondo Quattrocento, Filologia medievale e umanistica 3, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2004, XII, 213 S., ISBN 88-8498-190-5, € 25. – In dem angenehm zu lesenden Band stellt die Autorin einen bis dato unbekannten römischen Humanisten des 15. Jh. vor: Paolo Spinoso († 1481). Spinoso hinterließ eine Gedichtsammlung im Umfang von ca. 200 Stücken, die er kurz vor Ende seines Lebens in einem eleganten Manuskript zusammenstellte (MS London, British Library, Add. 25453). Daß er die umfangreiche Redaktion der zwischen den frühen 1460er Jahren und 1479 verfaßten Gedichte tatsächlich nur für sich selbst vorgenommen habe („per un'esigenza di ordine e di memoria", S. 44), scheint eine recht vage Vermutung. B. bietet im Hauptteil ihres Buches einen thematisch differenzierten Durchgang durch die Poesie von Spinoso, wobei sie die besprochenen Gedichte jeweils im Zuge der Diskussion kritisch ediert. Es gelingt ihr, die biographischen Eckdaten des Humanisten zu ermitteln. Paolo Spinoso war Jurist (*doctor in utroque iure*) und arbeitete als *scriptor* und *referendarius* seit Mitte der 1440er Jahre in der päpstlichen Kanzlei. Er genoß die Protektion der Kardinäle Teodoro Paleologo und Bartolomeo Roverella. Spinosos Interessengebiete spiegeln die eines typischen kurialen Humanisten des 15. Jh. wider. Neben den üblichen Lobreden auf wichtige Persönlichkeiten und Mäzene produzierte er Gedichte mit religiöser Thematik, und er interessierte sich für die in Rom stattfindende archäologische Wiederentdeckung der Antike. Seine Ausführungen über die Jungfrau Maria sollten ihn gewiß bei Papst Sixtus IV. ins rechte Licht rücken, dem Papst, der die Marienverehrung in Rom durch Kirchenbauten förderte. Die Autorin unterbewertet die ideologischen Dimensionen der päpstlichen Politik, auf die die humanistische Produktion stets abgestimmt war. So schreibt B. etwa die Restaurierung antiker Monumente seitens Pauls II. schlicht dessen, fraglos vorhandener, „Leidenschaft für Archäologie und antike Kunst" zu (S. 133). Tatsächlich war aber die Aneignung der Antike auch bewußt politisch, bei Sixtus IV. gar zu einer die antiken Kaiser imitierenden Machtdemonstration gesteigert. Zu Symbolismus und Propaganda von Paul II. und Sixtus IV. hätten die einschlägigen Beiträge von M. Miglio, R. Fubini und jetzt A. De Vincentiis einbezogen werden können. Kunsthistoriker werden verschiedene Details dankbar zur Kenntnis nehmen, die B. aus Spinosos Gedichten eruiert. So kann sie eine anonym überlieferte Lobrede anläßlich der Überführung eines Sarkophags aus S. Costanza nach S. Marco als Produkt aus der Feder von Spinoso identifizieren. Besonders unterhaltsam und zudem als Quellen aufschlußreich sind diejenigen Dichtungen von Spinoso, die auf Ereignisse seiner Zeit ausführlich Bezug nehmen. So erfährt man aus einem langen Gedicht neue Einzelheiten (seien sie authentisch oder *ben trovati*) über die Vorfälle auf der Seereise des

Kardinals Rodrigo Borgia, bei der er 1473, in diplomatischer Mission auf dem Rückweg aus Spanien, in schwere Seenot geriet. Drei Jahre später mutmaßt Spinoso eindringlich über die Hintergründe des Attentats auf Galeazzo Maria Sforza, den Herzog von Mailand. Schließlich nimmt er auch in dem lange schwelenden Streit zwischen Aristotelikern (Georg von Trapezunt) und Platonikern (Kardinal Bessarion) Stellung, indem er sich, wie die meisten, auf die Seite von Bessarion stellt. Das vorliegende Buch empfiehlt sich durch die philologische Sorgfalt sowie durch den Spürsinn, mit denen die Autorin die vielfältigen Bezüge in den Dichtungen Spinosos aufdeckt. Aus der Sicht des Historikers hätte man die Perspektiven leicht anders angelegt. Die interessante Konstellation vor allem, daß ein Humanist unter den so verschiedenen Päpsten wie Paul II. und Sixtus IV. offenbar erfolgreich wirkte, hätte man schärfer beleuchtet. Stefan Bauer

Lauro Martines, Die Verschwörung. Aufstieg und Fall der Medici im Florenz der Renaissance, aus dem Englischen von Eva Dempewolf, Darmstadt (Primus) 2004, 288 S. mit 12 s/w-Abb., 3 Stammtaf. und 3 Karten, ISBN 3-89678-254-1. € 24,90. – Was unterscheidet üblicherweise anglo-amerikanische Darstellungen zur europäischen Geschichte von denen der Historiker vom „Kontinent" selbst? Vielleicht die Entfernung zu ihren Quellen! Das kann ein Nach- wie aber auch ein Vorteil sein. Die Benutzung weniger ungedruckter Quellen als Basis einer wissenschaftlichen Untersuchung machen diese zwar leichter angreifbar, andererseits verleiten sie die Autoren auch dazu, mehr ihre Imaginationskraft zu benutzen statt Archivbestände abzuarbeiten. Im Falle der hier vorliegenden Untersuchung überwiegen eindeutig die Vorteile dieser Herangehensweise. Die Untersuchung ist mehr wie ein Drama aus Shakespeares Zeiten geschrieben als eine wissenschaftliche Abhandlung und die Aufmachung des Buches verrät, dass es sich an ein breiteres Publikum wendet. Die Widmung richtet sich u. a. an seine Feinde, „weil sie über ebenso viel Kraft und Willensstärke verfügen wie ich". Dann folgt eine Danksagung, die sich nicht an gelehrte Kollegen und Archive wendet, sondern vor allem an seine Agentin, eine kunstgeschichtlich versierte Freundin und die beiden Lektoren. Schließlich werden die „Dramatis personae" aufgelistet. Dieser Einstieg verrät schon einiges von der Intention des Buches. Doch Lauro Martines ist auf dem Gebiet der Geschichte von Politik und Kultur in Oberitalien im Allgemeinen und Florenz im Besonderen im Zeitalter der Renaissance wahrlich kein Unbekannter. Schon seit Mitte der 60er Jahre sind mehrere Untersuchungen des mittlerweile emeritierten Professors zu dieser Thematik erschienen und verweisen darauf, dass seiner publikumswirksamen Darstellung eine intensive wissenschaftliche Beschäftigung über die Wechselwirkungen zwi-

schen Politik und Kultur vorangeht. Diese Grundlage erlaubt ihm, die Geschichte der Pazzi-Verschwörung (1478) aus einer ungewöhnlichen Perspektive erstmalig monographisch aufzuarbeiten. Er erzählt die Ereignisse nicht einfach chronologisch herunter (der Mord wird erst in der Mitte des Buches behandelt), sondern in einem Wechselspiel zwischen dem wie ein Krimi geschriebenen Bericht der sich langsam anbahnenden und dann doch überstürzenden Ereignisse, einem Aufriss der Geschichte der Medici und der Pazzi, den Profilen einzelner Persönlichkeiten aus dem Umkreis der beiden Familien (Giannozzo Manetti, Tommaso Soderini und Alamanno Rinuccini) und allgemeineren Reflexionen über Verschwörungen, Heiratspolitik, Kannibalismus und ‚demokratische' Mitbestimmung im ach so gelehrten Zeitalter des italienischen Humanismus. Damit kommt er auf seine bereits 40 Jahre alte These über die Karrierewege der italienischen Humanisten zurück und zeigt ihre enge Verflechtung mit den politischen Machthabern der Zeit, in deren Sold sie standen und deren Politik sie auch entgegen eigenen Bekenntnissen aktiv mitgestalteten. Es ist angesichts der Bekanntheit der Verschwörung nicht nötig, diese im Rahmen einer Rezension noch einmal zu verfolgen. Martines schildert sie detailliert und mit einem auffallenden Interesse an den besonders blutigen und grausamen Aspekten der Tat und ihren Folgen. Wichtig ist hier nur sein Ansatz, der schon unmittelbar nach der Tat einsetzenden Geschichtsklitterung durch Lorenzo de' Medici und seinen Hofhumanisten Poliziano eine neue Version entgegenzusetzen und die Motive der Verschwörer in ein anderes Licht zu rücken. Doch sein Urteil bleibt ausgewogen. Er zeigt die handelnden Personen (vor allem Lorenzo selbst!) und ihre Motive in ihrer komplexen und oft widersprüchlichen Natur auf und befreit weder die sich von wirtschaftlichen und politischen Rivalen zu Kriminellen entwickelnden Verschwörer noch den zunehmend despotisch und rachelüstern regierenden Lorenzo von ihrer jeweiligen Verantwortung. Er zeigt meisterhaft auf, wie Lorenzo und seine Freunde es schaffen, innerhalb von kürzester Zeit sich die Schaltstellen der Macht in Florenz zu sichern und mit Hilfe der Medien der Zeit die Verschwörer zunächst mit Schmach zu belegen und dann die Erinnerung an die Familie Pazzi so vollständig wie nur möglich zu tilgen. Die gezielte Beeinflussung der ‚öffentlichen Meinung' hält nach Martines bis in die heutige Geschichtsschreibung an. Diese ‚Propaganda', der geniale Schachzug Lorenzos, sich im Höhepunkt des Konflikts an den Hof eines Gegners, des Königs von Neapel, zu begeben, sowie das zeitliche Aufeinandertreffen mit dem osmanischen Überfall auf Otranto lassen die politisch-militärisch überlegenen und mit den Waffen der Kirche operierenden Gegner ins Hintertreffen geraten. Einen Hauptteil der Schuld an der Ausweitung des Konflikts auf die ganze Halbinsel sieht der Autor in der Territorialpolitik Sixtus' IV. und seiner Nepo-

ten, denn erst nach deren Tod kann der Konflikt endgültig beigelegt werden. Martines wechselt zwischen der florentinischen Bühne der oligarchisch herrschenden Familien, die er detailliert kennt, und den zu dieser Zeit bestimmenden Akteuren Italiens (Kurie, Mailand, Neapel und Venedig) hin und her und zeigt ihre gegenseitigen komplexen Verflechtungen im Bereich von Politik, Finanzen und Verwandtschaft auf. Renaissance in Italien bedeutet nach seiner Meinung nicht nur Kunst und Literatur, sondern auch und vor allem Machtpolitik. So kommt er zu einer sehr dichten und nuancenreichen Darstellung, die niemals langweilt, obwohl sie letztlich keine neuen Ergebnisse vorweisen kann. Kleinere Versehen bzw. Ungenauigkeiten in den Datierungen (S. 26 und 245), Namensformen (S. 33, 168, 232) und die unglückliche Verwendung eines Begriffs wie „Powerbroker" (S. 65, 233) in einer historischen Darstellung werden da gerne verziehen. Thomas Bardelle

Jürgen Petersohn, Kaiserlicher Gesandter und Kurienbischof. Andreas Jamometić am Hof Papst Sixtus' IV. (1478–1481). Aufschlüsse aus neuen Quellen. Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 35, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2004, XXVIII, 184 S., ISBN 3-7752-5735-7, € 28,04. – P. behandelt in seiner Studie einen „biographischen Teilabschnitt einer umstrittenen Persönlichkeit aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts" (S. VII) vorwiegend unter diplomatiegeschichtlichen Gesichtspunkten, und zwar aufgrund von anfangs zufälligen, später durch systematische Suche ergänzten Quellenfunden (vgl. dazu S. 6; die wichtigsten sind S. 141–178 als „Beilagen" publiziert). Er leistet damit Vorarbeiten für eine noch ausstehende Biographie des vor allem durch seinen mißglückten Basler Konzilsversuch (1482) bekanntgewordenen Papstkritikers. Verbleibende Widersprüche und offene Fragen werden klar als solche gekennzeichnet, denn P. versteht sie als Herausforderung an die künftige Forschung. Indem P. – nach der notwendigen „Vorgeschichte" (S. 10–19) – Aufstieg und Fall des adligen, akademisch gebildeten kroatischen Dominikaners und (seit 1476) Titular-Erzbischofs von Krajina Andreas Jamometić († 1484) nachzeichnet, trägt er auch zur „Beziehungsgeschichte Kaiser Friedrichs III. und Papst Sixtus' IV." bei (S. 8). 1478 bis 1481 hielt sich Jamometić als Rat und Diplomat des Kaisers meistens an der Kurie auf; 1479 setzte ihn Sixtus IV. aber auch als päpstlichen Gesandten zum Kaiser ein, und möglicherweise machte er ihm sogar Hoffnung auf die Erhebung zum Kardinal. Für Außenstehende überraschend kam es 1481 zum Eklat: Friedrich III. berief seinen Kuriengesandten ab, der kurz darauf verhaftet wurde und erst nach Eingang eines kaiserlichen Protestschreibens wieder aus der Engelsburg freikam und von Sixtus IV. rehabilitiert wurde. Als Ursache der allmählichen Entfremdung und der päpstlichen Strafmaßnahmen vermutet P.,

daß Jamometić, zu selbstsicher geworden, dem – nicht nur von ihm kritisierten – Della Rovere-Papst „ins Gewissen zu reden begann, dabei aber Form und Diskretion zunehmend außer Acht ließ" (S. 138). Nach seiner Haft habe Jamometić die „Chance eines Neubeginns in Rom" (ebd.) ausgeschlagen und zur Verbreitung seiner Reformvorstellungen ein anderes Forum gesucht.

Christiane Schuchard

Volker Reinhardt, Francesco Guicciardini (1483–1540). Die Entdekkung des Widerspruchs, Kleine politische Schriften 13, Göttingen (Wallstein) & Bern (Stämpfli) 2004, 208 S., ISBN 3-89244-805-1, € 24. – Die Geburt der modernen Geschichtswissenschaft war eine schwere, und es läßt sich schlüssig argumentieren, daß diese Geburt sich in Florenz vollzog. Mit dem Einfall der Franzosen in Italien und dem Fall des Medici-Regimes wurde die Hauptstadt der Renaissance in politische Turbulenzen gestürzt. Ein experimentelles republikanisches System hielt sich dort von 1494 bis 1512, schlitterte aber aufgrund von Interessenkonflikten zwischen Mittelklasse und aristokratischer Oberschicht von einer Krise in die andere. 1512 schließlich kehrten die Medici mit größerer Zwangsmacht als zuvor zurück. Bei den hitzigen politischen Reformdiskussionen begann die Geschichtsforschung, eine Schlüsselrolle zu spielen. Sie sollte jetzt nicht mehr nur wie bei antiken Historikern und Humanisten moralische Verhaltensregeln aufzeigen. Vielmehr sollte sie die Funktionsweisen der politischen Institutionen der Vergangenheit erhellen, an denen man sich orientieren wollte; sie sollte die praktische Kunst der Politik lehren. Niccolò Machiavelli, der als berühmtestes Opfer der Medici-Restauration 1512 seine Stelle in der Kanzlei verlor, entwarf eine neue rationalistische Philosophie der Macht, die auf ein negatives Menschenbild gestützt war. Francesco Guicciardini, Mitglied der Oberschicht, verließ Florenz, um als hochgestellter Administrator im Kirchenstaat tätig zu werden. Er legte eine positive Anthropologie zugrunde und plädierte dafür, daß die prinzipiell böse Macht nur einzusetzen sei, um den an sich guten Menschen ein friedliches Zusammenleben zu ermöglichen. R. setzt in seinem anregenden Essay Gedanken fort, die der aus Deutschland emigrierte Historiker Felix Gilbert entwickelt hat (Machiavelli and Guicciardini, Princeton 1965). In einem close reading des Gesamtwerks Guicciardinis dringt R. tief in dessen Argumentationsstrukturen ein. Guicciardini unternahm es als erster Historiker, mit psychologischem Realismus den Motivationen seiner Figuren nachzugehen. R. verfolgt, wie der Florentiner dabei in Widersprüche eintaucht, diese Widersprüche bewußt in Kauf nimmt und in seine Geschichtsdarstellungen einbindet. Er entdeckt dabei eine, fast erschreckende, „absolute Offenheit der Geschichte" (S. 178), die in seiner Zeit (wie auch heute) ihresgleichen sucht.

Guicciardini löst sich sowohl von traditionellen Erwartungen an den moralischen Unterweisungswert der Geschichte als auch von ihrer teleologischen Sinnhaltigkeit. Die minutiös recherchierten und geschilderten Fakten sollten für sich selbst wirken. Guicciardini führt den Leser in der „Storia d'Italia" bis an die Grenzen der menschenmöglichen Wahrheitsfindung heran und stellt ihm die Standortgebundenheit der Wahrheit vor Augen. Bei seinem Bericht über die Schlacht von Pavia 1525 beispielsweise läßt er den Abriß der Ereignisse in nicht vereinbare Erzählungen verschiedener Autoren einmünden – ein, so R. sehr treffend, „quellenkritischer Totentanz" (S. 77). R. amalgamiert in seinem Buch die Tugenden der *brevitas* und *celeritas* mit sprachlicher Brillanz und gedanklicher Dichte. Was man sich in einer größeren Darstellung wünschen würde, wäre eine weitere Kontextualisierung von Guicciardinis geschichtlicher Methode und eine Rezeptionsgeschichte seiner wegweisenden Ideen. Stefan Bauer

Martin Ott, Die Entdeckung des Altertums. Der Umgang mit der römischen Vergangenheit Süddeutschlands im 16. Jahrhundert, Münchener Historische Studien, Abteilung Bayerische Geschichte XVII, Kallmünz (Laßleben) 2002, XII u. 309 S., ISBN 3-7847-3017-5, € 34. – In dieser an der Ludwig-Maximilians-Universität München vorgelegten Dissertation geht es mit Blick auf den bayerischen und ostschwäbischen Raum um die Frage, wie insbesondere im 16. Jh. jene Relikte wahrgenommen und gedeutet wurden, die aus römischer Zeit überlebt hatten. Im Zentrum des Interesses steht dabei die Frage, welche Relevanz römische Realien bei frühen Konstruktionsversuchen geschichtlicher Landschaften hatten. Die zunächst landesgeschichtlich konzipierte Studie berücksichtigt dabei notwendigerweise die Forschungsergebnisse mehrerer Disziplinen. Der Forschungsüberblick zur Rezeption römischer Realien in der Renaissance bietet insgesamt eine profunde Übersicht zu einem nicht leicht zu erschließenden Themenkomplex und läßt kaum Wünsche offen. Überlieferungsbedingt konzentriert sich der Vf. vor allem auf Münzen und Inschriften. Münzen erweisen sich freilich für die zentrale Fragestellung der Arbeit als wenig ergiebig. Schatzsuche und Schatzfund konnten im frühen 16. Jh. in der lokalen Öffentlichkeit mit magischen Vorstellungen verbunden werden, aber selbst in gelehrten Kreisen läßt sich ein Interesse für deren Herkunft und damit verknüpfte historische Fragen nicht nachweisen. Münzen waren als Objekte von Sammlungen sehr begehrt, sie wurden jedoch nach Münztypen klassifiziert, eine lokale Zuordnung erfolgte nicht, und somit spielten sie auch keine Rolle bei den frühen Versuchen raumorientierter Geschichtsschreibung. Ganz anders fällt der Befund mit Blick auf die quantitativ und qualitativ besonders gut dokumentierten Inschriften aus. Für den Unter-

suchungsraum waren der Augsburger Stadtschreiber und Humanist Konrad Peutinger sowie der bayerische Geschichtsschreiber Johannes Aventinus die ersten, die sich mit epigraphischen Forschungen beschäftigten. Während Aventinus antike Inschriften erstmals systematisch in historische Landschaftsbeschreibungen integrierte und auch die späteren kartographischen und landesgeschichtlichen Darstellungen Bayerns nachhaltig beeinflußte, trug Peutinger in eigenem Haus und Garten Steininschriften zusammen; bei seinen 1505 vorgelegten *Romanae vetustatis fragmenta* handelt es sich um den ersten Druck antiker Inschriften überhaupt. Schon Renate von Busch hatte vermutet (1973), daß Peutinger sich bei seiner Sammeltätigkeit von Augsburger Inschriften an italienischen Vorbildern und konkret an Pomponius Leto in Rom orientiert haben dürfte, den Peutinger als einen seiner Lehrer ansah. Detailliert weist Martin Ott nach, daß Peutingers 1505 gedruckte Auflistung von Inschriften (Sylloge) in einer jahrhundertealten literarischen Tradition steht. Die Sylloge als Darstellungsform einer Stadt bzw. einer Landschaft wurde im 15. Jh. von italienischen und nicht zuletzt von römischen Humanisten entwickelt und seit dem beginnenden 16. Jh. auch außerhalb Italiens rezipiert. Freilich übernahmen Peutinger und andere nicht lediglich italienische Vorbilder, sondern sie setzten auch eigene Akzente. Insbesondere über das Medium des Buchdrucks wurden diese Weiterentwicklungen in antiquarischen Studien weithin, so auch in Italien, rezipiert. Damit liefert Otts Buch für die Diffusion humanistischer Gattungen und Wissensbereiche, die durchaus politisch-publizistischen Interessen dienen konnten, wichtige Nachweise. Die an bayerischen und ostschwäbischen Beispielen aufgezeigten Phänomene stellen keineswegs singuläre kulturelle Austauschprozesse zwischen Italien und dem nordalpinen Raum dar. Tatsächlich handelt es sich um Vorgänge, die in den ersten Jahrzehnten des 16. Jh. auch für andere nordalpine Räume, etwa den Mittelrhein, nachweisbar, bisher aber nicht hinreichend zusammenhängend untersucht sind. Dies gerät auch im Rahmen der vorliegenden Studie zu wenig in den Blick; für die Vorgänge selbst aber stellt Martin Otts Untersuchung eine wertvolle und unverzichtbare Grundlage dar, die weiter ausgreifende vergleichende Untersuchungen überhaupt erst ermöglicht.

Michael Matheus

Arne Karsten (Hg.), Jagd nach dem roten Hut. Kardinalskarrieren im barocken Rom, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2004, 304 pp., ISBN 3-525-36277-3, € 24,90. – Il volume offre una galleria di quindici cardinali, presentati in ordine più o meno cronologico: Ascanio Maria Sforza, 1455–1505 (Ph. Zitzlsperger), Innocenzo Ciocchi del Monte, 1532–1577 (D. Büchel), Marcantonio Colonna, 1523–1597 (A. Karsten), Ottavio Acquaviva d'Ara-

gona, 1560–1612 (G. Metzler), Federico Borromeo, 1564–1631 (J. Zunckel), Pietro Aldobrandini, 1571–1621 (T. Mörschel), Francisco Gómez de Sandoval y Borja, duca di Lerma, 1553–1625 (H. von Thiessen), Carlo Emanuele Pio di Savoia, 1585–1641 (B. Emich), Lorenzo Magalotti, 1583–1637 (U. Köchli), Maurizio di Savoia, 1595–1648 (T. Mörschel), Angelo Giori, 1586–1662 (C. Behrmann), Friedrich von Hessen-Darmstadt, 1616–1682 (U. Köchli), Fabrizio Spada, 1643–1717 (A. Karsten), Giuseppe Garampi, 1725–1792 (V. Reinhardt), Fabrizio Ruffo, 1744–1827 (V. Reinhardt), che si muovono nell'ambito di una Roma barocca di lunghissimo periodo, anticipata a metà del Quattrocento e posticipata al primo quarto dell'Ottocento, con una puntata fino al campionato mondiale di calcio del 1990. Il teatro sul quale si succedono le figure è formato dall'intersecarsi tra la storia delle famiglie, ciascuna caratterizzata da una diversa collocazione sociale, da quelle principesche a quelle di estrazione media o più o meno modesta, e la Curia romana, spazio aperto, ricco di opportunità, tale da offrire qualcosa anche ai più esigenti, purché disposti a rischiare o sufficientemente attenti a cogliere le occasioni favorevoli. Se ai portatori di sangue blu non dispiaceva una ulteriore conferma ottenuta mediante l'inserimento nel *Senatus Divinus*, la Corte romana era uno dei pochi ambienti che permettessero una rapida ascesa sociale in un mondo dalle strutture piuttosto rigide. D'altronde rientrava nel suo interesse assicurarsi una rappresentanza la più ampia possibile, quanto meno in riferimento alle realtà degli stati italiani. La scelta dei protagonisti, effettuata tra numerosissimi possibili candidati, risponde in primo luogo ad un criterio empirico: lo „Spannungspotenzial" (p. 10) di ciascuna biografia; infatti il curatore della raccolta si rifà proprio alla possibilità per la narrazione storica di essere avvincente („dass Geschichte spannend sein kann"), se vuole ottenere *audience* presso i contemporanei (p. 7). Il secondo criterio risponde alla volontà di presentare un ventaglio esemplificativo di personalità e di possibilità di carriera: il principe, il nepote, l'arrampicatore sociale, l'erudito … Il tutto è infine condizionato dallo spazio tiranno e dagli interessi o ambiti di studio dei singoli collaboratori. Criteri pratici, dunque, che trovano un denominatore comune nella volontà di offrire una lettura stimolante („reizvoll", p. 10). Si apre così la "caccia al cappello rosso", possibile reminiscenza di *The Hunt for Red October*, con Sean Connery, che per Innocenzo Ciocchi del Monte, dopo la morte del suo mentore Giulio III, diviene una fonte di guai, mentre per Ottavio Acquaviva acquista la veste di caccia alla ricca e prestigiosa sede arcivescovile di Napoli, dato che il cappello era da tempo una realtà acquisita. Alquanto anomala ai fini della raccolta, mirante ad offrire utili indicazioni al *manager* contemporaneo per la gestione della sua carriera (p. 12), la vicenda di Ascanio Maria Sforza, già dotato di cappello, che si svolge solo in minima

parte nella Roma (barocca?) di Alessandro VI e di Giulio II e rappresenta la storia di un fallimento. Ci sono quindi tutte le condizioni per la spettacolarizzazione di intere biografie o di singoli episodi aventi i cardinali come protagonisti. Altra cosa è poter capire, attraverso questo tipo di operazioni, la realtà del collegio cardinalizio e dei singoli componenti. Silvano Giordano

Vincenzo Lavenia, L'infamia e il perdono. Tributi, pene e confessione nella teologia morale della prima età moderna, Ricerca, Bologna (il Mulino) 2004, 407 S., ISBN 88-15-09611-6, € 30. – Lavenias Arbeit ist in das von Bossy, Mahoney, Turrini, Prodi, Brambilla und nun S. Pastore geprägte, primär ideengeschichtliche Forschungsfeld zur Abgrenzung von *forum internum* und *externum* im Rahmen von Beichtpraxis und geistlicher Jurisdiktion bis hin zur (spanischen wie römischen) Inquisition einzuordnen. Er will anhand der Analyse von juristisch-theologischen Traktaten sowie Beichthandbüchern (u. a. Gerson, Erasmus, Angelo da Chivasso, Vitoria, Alfonso de Castro, Martin Azpilcueta Navarrus, Covarrubias, Bellarmin und Sarpi) zur Beichte, zur Exkommunikation bzw. zu Verurteilungen *latae sententiae* und zum Konfiskationsrecht zeigen, dass sich die Entwicklungen in der katholischen Kasuistik im Übergang von Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit als Reaktionen auf die Verstärkung der weltlichen und geistlichen Strafjustiz darstellten. Die Psychologisierung der Beichte sei darauf zurückzuführen, dass aufgrund des genannten, verstärkten jurisdiktionellen Zugriffs auf den einzelnen Untertanen die juristisch-theologisch geschulten Seelsorger und Beichtväter um so vertiefter über ihren eigenen Autonomiebereich, der mit dem geschützten Gewissensbereich der Anvertrauten korrespondierte, zu reflektieren hatten. Es galt, Angeklagte und Sünder auseinanderzuhalten (S. 17). Jenseits des im Titel erscheinenden Infamie/Vergebung-Binoms – mit dem freilich auf das prekäre Verhältnis von Inquisitionsprozess und Beichte angespielt ist – beinhaltet Lavenias Arbeit eine Geschichte des katholischen prä- und posttridentinischen Gesetzesbegriffes. Von Prodis Anregungen ausgehend untersucht er nämlich gerade das komplexe Verhältnis von „Gewissen" und „Gesetz" – nicht nur im engeren Zusammenhang der Beichte, sondern auch im Hinblick auf die (hiermit verbundenen) Konfiskationsrechtslegitimationen der Inquisitionstribunale und zum Schluss im Hinblick auf die Interdiktdiskussion zwischen Sarpi und Bellarmin. Beinhalten menschliche Gesetze per se göttliches Recht, können und dürfen sie also auch die Seelen binden, dürfen Rechtsnormen mit der *ipso-iure*-Exkommunikationsfigur bewehrt sein, die göttliches und menschliches Recht, Vergehen, Prozess, Urteil und Strafe ineins fallen lassen, so dass jeweils kein Raum mehr für eine getrennte seelsorgerische Mahnung, gegebenenfalls *correctio* und Absolution des Sünders oder gar Häretikers bleibt? –

Um diese zentralen Fragen dreht sich die Diskussion und Polemik in den Traktaten. Es ergeben sich im wesentlichen zwei Traditionsstränge, bei der auf der einen Seite eine „liberale" Linie von Gerson und Erasmus über Vitoria zu Azpilcueta führt, auf der anderen insbesondere von Castro zu den Autoren ab den 1570er-Jahren eine „konfessionalistische". Lavenias Analyse der unterschiedlichen Positionen ist stets auf der Höhe der Komplexität der verhandelten, ideengeschichtlichen Thematik und stellt diese luzide und sensibel dar. Eine Auflösung der römischrechtlichen und kanonischrechtlichen Normen nach den üblichen Zitierregeln hätte ein mitlesendes Nachschlagen erleichtert, ebenso wie die Voranstellung einer abstrakt-idealtypischen Skizze der systematischen Rechtsprobleme (Verhältnis von juridifizierter Beichtpraxis zum Inquisitionsprozess, Verhältnis der Fiskalproblematik zu den Gesetzesbegriffen) vor ihrer detaillierten entwicklungsgeschichtlichen Ausbreitung. Lavenia gelingt aber rundum der Nachweis jener „antistaatlichen" Komponente des neuzeitlichen Katholizismus (S. 36), um den er in Aufnahme von Prodis dialektischem Säkularisierungsbegriff bemüht ist. Cornel Zwierlein

Wietse De Boer, La conquista dell'anima. Fede, disciplina e ordine pubblico nella Milano della Controriforma. Biblioteca di cultura storica 249, Torino (Einaudi) 2004, XXIV, 373 S., ISBN 88-06-16552-6, € 35. – Das vorliegende Werk ist die italienische Übersetzung der im Jahr 2001 bei Brill auf Englisch unter dem Titel „The Conquest of the Souls" erschienenen Originalausgabe. Diese wurde im Jahr 2002 mit dem Howard R. Marraro Prize der American Catholic Historical Association und 2003 mit dem Preis der American Academy of Rome ausgezeichnet. Die italienische Übersetzung von Aldo Serafini ist gelungen, und die italienische Ausgabe gibt den vollständigen kritischen Apparat sowie die Bibliographie – in Italien inzwischen leider nicht mehr selbstverständlich – wieder. Der Autor untersucht am Beispiel der Diözese Mailand, dem „principale laboratorio della Controriforma" (XI), die sozialen Folgen der tridentinischen Reformdekrete. Erstmals werden so die normativen Ambitionen des „Helden" der katholischen Reform und Erzbischofs von Mailand, Carlo Borromeo (1564–1584), sowie seiner Nachfolger Gaspare Visconti (1584–1595) und Federico Borromeo (1595–1631) im Zusammenhang mit ihrer praktischen Umsetzung beleuchtet und hierdurch auch vielfach relativiert. Der Dreh- und Angelpunkt der Reformbestrebungen ist dabei die Durchdringung der Gewissen der Untertanen durch das Beichtsakrament. Der Autor gliedert die Arbeit in zwei Hauptteile: im ersten Teil widmet er sich den normativen Vorstellungen der Akteure und ihren Strategien. Hier wird auch die Konzeption der Beichte und die Durchsetzung der borromäischen Erfindung des Beichtstuhls und seine architektonischen Folgen für die Kirchenaus-

stattung behandelt. Der zweite Teil ist dann der Interaktion zwischen Erzbischof, Priestern und Laien gewidmet. De Boer zeigt überzeugend, was „Sozialdisziplinierung" und „Konfessionalisierung" praktisch bedeutete und welche sozialen und politischen Spannungen der Reformeifer eines Carlo Borromeo provozierte. Das Bild des Musterheiligen der katholischen Reform lässt so einige Federn, nicht etwa weil De Boers Analyse mangelnden Elan zutage förderte, sondern weil er die Rücksichtslosigkeit und Brutalität des Disziplinierungsprozesses, ja seine bisweilen fast hysterischen Züge, aufscheinen lässt. Carlo Borromeo war ein entschiedener Verfechter eines inquisitorialen und nicht eines pastoral tröstenden Beichtverständnisses, und öffentliche Bußrituale feierten unter seiner Ägide fröhliche Urstände. Federico Borromeo hingegen wirkte stärker auf eine Verinnerlichung der Disziplinierung von Priestern und Laien hin. De Boer sieht in ihm auch einen Akteur der Verhöflichung der Sitten von Klerus und Laien in Sprache, Kleidung und Verhalten. Damit ordnet er ihn vielleicht etwas zu idealtypisch in eine von Elias geprägte Vorstellung des Zivilisationsprozesses ein. Federico Borromeos Vorstellungen der Beichte umfassten sowohl sittliche als auch politische Aspekte. Nicht zuletzt sollte die Beichte auch ein Mittel der sozialen Kohäsion sein. Die praktische Umsetzung der Sozialkontrolle über die Beichte zog jedoch über den gesamten Zeitraum eine Disziplinierung der Priester nach sich. Sie mussten nicht nur geschult werden, ihr Handeln wurde auch bürokratisch kontrolliert und erfasst. Auf das hierbei entstandene Material stützt sich De Boer in seinem zweiten Teil, der den Fragen der Umsetzung nachgeht. Hier zeigt sich deutlich, dass der lokale Klerus häufig die Absolution verweigerte und die Sünder so an die Instanz des erzbischöflichen Pönitentiar weiterverwies, wie es die Anleitung Carlo Borromeos für die Beichtväter forderte. Welche soziale Brisanz diese Anleitung hatte, führt der Autor am Beispiel des Problems des plötzlichen Kindstods aus. Dieses weitverbreitete Phänomen war darauf zurückzuführen, dass Säuglinge im Bett der Eltern schliefen und dort erstickten. Das vierte Provinzialkonzil reagierte hierauf mit einem Dekret, wonach jede Frau, die ein Kind unter einem Jahr im elterlichen Bett schlafen ließ, ipso facto exkommuniziert sei. Für die Beichtväter vor Ort ließ sich dies jedoch kaum umsetzen. Das Problem war nicht in erster Linie ein sittliches, sondern ein soziales, vor allem unter der armen Gebirgsbevölkerung. Der Kampf gegen den Kindstod musste sich daher an der Realität orientieren, und so wurden die strengen Dekrete von regelmäßigen Amnestien unterbrochen. Grenzen erfuhr der Reformeifer auch von Seiten der städtischen Elite und der Vertreter der spanischen Krone. Carlo Borromeos Kampagnen gegen den Karneval und andere öffentliche Vergnügungen waren selbst unter den Jesuiten nicht konsensfähig. Die Vision einer perfekt disziplinierten und konfessionalisierten Ge-

sellschaft blieb eine Utopie. Langfristig erfolgreicher waren die Anstrengungen zur Disziplinierung des Klerus und seiner differenzierten Schulung in Gewissensfragen. Die Kasuistik als Methode entwickelte sich ständig in der Dialektik zwischen Literatur und der Lösung konkreter Fälle. Der Pfarrklerus wurde daher in regelmäßigen Abständen zu regelrechten „Schulungen" unter der Ägide der *vicari foranei* bestellt und in der korrekten Lösung der Gewissensfragen, mit denen sie im Beichtstuhl konfrontiert wurden, ausgebildet. Die materialgesättigte Arbeit De Boers stellt schon jetzt einen Meilenstein in der Konfessionalisierungsforschung dar. Nicole Reinhardt

Géraud Poumarède, Pour en finir avec la Croisade. Mythes et réalités de la lutte contre les Turcs aux XVIe et XVIIe siècles, Paris (Presses universitaires de France) 2004, 686 S., ISBN 2-13-054382-0, € 38. – Eine der großen Konstanten der Epoche der Frühen Neuzeit bildete die Bedrohung Europas durch die Türken. Bei diesem säkularen Antagonismus war das entscheidende Element seine konfessionelle Konnotation, handelte es sich im Kern um den Schutz des christlichen Europa vor den „Ungläubigen". Gerade in letzter Zeit hat dieses Thema bedingt durch die nicht zuletzt konfessionell determinierten Balkankriege nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens und den islamistischen Terror unserer Tage wieder stark an Aktualität gewonnen. Auch in der Geschichtswissenschaft ist die Tendenz festzustellen, den Faktor ‚Konfession' bei der Analyse von internationalen Konflikten neu zu fassen und zu bewerten, wobei naturgemäß in diesen Bereich auch die Auseinandersetzungen zwischen den christlichen Kirchen im Europa des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jh. fallen, die im Dreißigjährigen Krieg gipfelten. Stellvertretend für viele jüngere Monographien sei verwiesen auf die Arbeit von O. Chaline, La bataille de la Montagne Blanche (8 novembre 1620). Un mystique chez les guerriers, Paris 2000. Zwei Spezialkolloquien widmeten sich kürzlich der Schlacht von Lepanto (Paris 2001; Venedig 2002), und im Frühjahr 2005 organisierte H. Schilling am Münchner Historischen Kolleg ein Kolloquium zum Thema „Konfessionsfundamentalismus in Europa um 1600". In diesem Kontext angesiedelt ist auch die nun vorliegende umfangreiche Arbeit von G. Poumarède, die die Türkenthematik auf ihre propagandistischen und metaphorischen Anteile hin untersucht. Zweifellos stellte das Osmanische Reich zeitweise eine reelle Gefahr für Europa dar, freilich in erster Linie für die unmittelbar betroffenen Zonen, das Reich und die durch ihre langen Küsten besonders gefährdete Apenninhalbinsel. Vor allem das Papsttum versuchte mit in regelmäßigen Abständen aufgelegten Plänen einer Hl. Liga gegen den Erbfeind der Christenheit die vom türkischen Reich ausgehende Bedrohung als eine gemeinsame Aufgabe des *orbis christianus* zu stilisieren unter Rückgriff auf die mittelal-

terliche Kreuzzugsidee. Die Appelle des römischen Pontifex hatten jedoch im seltensten Fall die gewünschte Wirkung. Der europäische Türken-Diskurs wurde zunehmend zur rhetorischen Metapher („il se vide peu à peu de sa signification première", 620). Bei der Strukturierung seines Stoffes verfährt der Vf. nicht chronologisch, sondern gliedert nach Themenfeldern (I: Les idées et le mots; II: Les États; III: Les hommes). Dem Vf. gelingt dabei der Nachweis der sukzessiven Politisierung des Türkenproblems und in Entsprechung dazu der Inkompatibilität des Kreuzzugsgedankens mit den Bedürfnissen und Funktionsweisen des europäischen Staatensystems im 16. und 17. Jh., aus welchem das Osmanische Reich weiter ausgeschlossen bleibt, nicht aus konfessionellen Gründen, sondern wegen unterschiedlicher völkerrechtlicher Standards im Vergleich zu Resteuropa (627f.). Die Überlegungen des Vf. basieren auf einer breiten Quellengrundlage. Ausgewertet wurden Materialien französischer, italienischer und vatikanischer Archive und Bibliotheken. Bei den gedruckten Quellen wurden u.a. die diversen Serien der Nuntiaturberichte und Hauptinstruktionen herangezogen. Respektheischend ist die Bibliographie zur Sekundärliteratur (ca. 1300 Titel!), in die erfreulicherweise zahlreiche deutsche und österreichische Arbeiten Eingang fanden. Die profunde Studie von Poumarède stellt einen willkommenen Beitrag zur aktuellen Debatte um das Verhältnis von Politik und Konfession im Europa der Frühen Neuzeit dar. Auszusetzen ist an dieser hervorragenden Arbeit allenfalls das Fehlen eines Registers. Alexander Koller

Litterae missionariorum de Hungaria et Transilvania (1572–1717), vol. I, ed. István György Tóth, Bibliotheca Academiae Hungariae – Roma. Fontes 4, Roma-Budapest (Accademia d'Ungheria in Roma) 2002, 756 S., ISBN 963-8312-82-3, HUF 3000; vol. II, ed. István György Tóth, ebd. 2003, 835 S., ISBN 963-8312-83-1, HUF 3000. – Im 17. Jh. kamen mehrfach Italiener in die ungarischen Länder, Soldaten im Zusammenhang mit der Türkenabwehr, Händler, Künstler etc. Bei nicht wenigen lassen sich ihre Eindrücke und Beobachtungen in schriftlichen Quellen fassen. Eine wichtige Gruppe bilden dabei die Missionare aus den Bettelorden, die verstärkt nach der Gründung der Kongregation *De propaganda fide* (1622) in dieses gemischt-konfessionelle und zudem von den Türken dauerhaft bedrohte Gebiet zur Stärkung und Verbreitung des Katholizismus entsandt wurden. Der leider viel zu früh, auf der Rückreise vom internationalen Historikertag in Sydney im Juli 2005 verstorbene ungarische Historiker Tóth, hat nach seiner Edition der offziellen *Relationes* (Bibliotheca Academiae Hungariae – Roma. Fontes 1, Roma-Budapest 1994) nun zwei umfangreiche Bände mit Briefen der im 17. Jh. in Ungarn tätigen Franziskaner und Kapuziner vorgelegt. Jeweils am Beginn der Bde. findet sich ein

Inhaltsverzeichnis (ungarisch, gefolgt von einer englischen Version), das die abgedruckten Briefe einzeln mit Angabe der laufenden Nummer, Datum, Ort, Empfänger und Adressat aufführt. In Bd. I werden 242 Dokumente aus den Jahren 1572 bis 1636 publiziert, beginnend mit dem Bericht des Bonifacio di Ragusa über dessen Bosnien-Visitation vom Dezember 1572. Das Gros der Briefe (231) stammt aus der Zeit nach der Einrichtung der *Propaganda*-Kongregation. Bd. I enthält zudem eine Einleitung in ungarischer Sprache (I 27–80), die in abgekürzer Form auch auf Englisch angeboten wird (I 81–97; vgl. auch I. G. Tóth, Missionari italiani in Ungheria e Transilvania nel Seicento, Rivista Storica Italiana 116 [2004] S. 122–142). Bd. II enthält 345 Stücke und deckt den Zeitraum von 1636 bis 1647 ab. Die Dokumente beleuchten naturgemäß in erster Linie die Hauptaufgabe der Ordensleute, die Mission (interessant die von Andrea Scalimoli da Castellana 1641 zur Approbation übersandte Gliederung seines drei Jahre später in Bologna gedruckten Missions-Katechismus *Missionarius apostolicus*, Nr. 413a), bei der ihnen auch die Nuntien zur Seite standen (vgl. II 1306). Daneben kommen auch ordensinterne Vorkehrungen zur Sprache bis hin zu den Bereichen Liturgie und Kirchenmusik, etwa wenn derselbe Andrea Scalimoli zwei italienische Mitbrüder *per musici* bestimmten Konventen zuweist *perché sapevano cantare* (II 1275). Die Schreiben enthalten aber auch Bemerkungen zu Land und Leuten und zu den Lebensverhältnissen, die den aus dem Süden stammenden Ordensleuten nicht vertraut waren. So lesen wir Klagen über das schroffe Klima (Pietro Vallonica da Sant'Angelo da Fermo muß sich noch im Mai *vicino alle fornaci* aufhalten, I 583). Auch die Weite des Landes (*un regno cossì spatioso*, II 1150; 1176) erschien den Missionaren im Vergleich zu ihrer Heimat fremdartig, die zur damaligen Zeit die höchste Siedlungsdichte in Europa aufwies. Die Bewohner Ungarns, die von den Fratres als unzivilisiert und ungebildet charakterisiert werden (*io mi crutio in questi barbari*, II 883; *sed sicut regio est horrida, ita et ipsi communiter rudissimi*, II 1460), begegnen ihrerseits den Italienern mit Antipathie und Ressentiments (*gli Italiani in queste parti stanno in credito che venghino qui col mendicare ad arriccarsi*, I 571). Das wohl gravierendste Problem für die Ordensleute waren zweifellos die mangelnden Sprachkenntnisse. So bezeichnet sich Fra Modesto als ungeeignet für die ungarische Mission und begründet seine vorzeitige Rückkehr aus Siebenbürgen mit *dificoltà della lingua* (II 1405). Nicht abschrecken läßt sich hingegen Guglielmo d'Oleggio, der von seinen Oberen die Versetzung von Niederösterreich in die Steiermark erbittet *per puoter aprendere la lingua Croate et Ongara* (II 1287). Die Textwiedergabe ist im großen und ganzen als gelungen zu bezeichnen. Zu bedauern ist die Entscheidung, lediglich ein ungarisches Regest den Texten voranzustellen. Hier hätte analog zum Inhaltsverzeichnis und

zur Einführung eine englische Version gute Dienste geleistet, zumal das Register noch aussteht. Eine Fortführung dieses von Tóth begonnenen Projekts durch eine geeignete Person wäre wünschenswert. Als Endpunkt der Edition wurde das Jahr 1717 (Eroberung Belgrads durch Prinz Eugen) ins Auge gefaßt. Wichtiger als die Edition der verbleibenden Briefe für die Jahre 1648 bis 1717 wäre allerdings die Erschließung des Materials durch Register.

Alexander Koller

Oktavian Schmucki, Fidelis von Sigmaringen (1578–1622). Bibliographie. Kommentierter Literaturbericht bis 2000, Subsidia Scientifica Franciscalia 10, Roma (Istituto Storico dei Cappuccini) 2004, VI, 56*, 917 pp., ill., ISBN 88-88001-20-4, € 65. – Il cappuccino Fidelis von Sigmaringen (Markus Roy, 1578–1622) è una figura nota nella storia dell'età moderna, attiva nel campo delle controversie confessionali che agitarono la Svizzera agli inizi del Seicento. Dopo aver effettuato gli studi letterari, forse presso i gesuiti, nel 1598 iniziò gli studi all'università di Friburgo in Brisgovia, conclusi nel 1602 dapprima con il grado di baccelliere in filosofia e poi nel 1603 con il titolo di *magister artium*. Nel 1604 interruppe gli studi di diritto iniziati presso la stessa università per accompagnare in qualità di maggiordomo un gruppo di giovani nobili nel classico viaggio di formazione all'estero, viaggio che si prolungò fino al 1611. Nello stesso anno ottenne il dottorato *in utroque iure*. Dopo un breve periodo dedicato all'esercizio dell'avvocatura, nel 1612 vestì l'abito dei cappuccini e completò gli studi di teologia. Nel 1617 iniziò l'attività di predicatore in Altdorf, proseguita a Feldkirch e terminata con la morte violenta inflittagli nel Prättigau pochi anni dopo. La presente opera, che raccoglie 2575 titoli, provenienti da diverse epoche ed aree geografiche, è frutto di una cinquantina d'anni di lavoro, iniziato dal cappuccino Bonaventura Dickers von Mehr prima del 1946. Essa comprende una introduzione (p. 1*–56*), nella quale è rapidamente tracciata la biografia del protagonista, i criteri metodologici che hanno presieduto alla compilazione della bibliografia, sigle, abbreviazioni e letteratura citata in modo abbreviato. Il materiale è organizzato in sei grandi sezioni: 1. Bibliografia; 2. Biografia, che comprende documenti circa la canonizzazione e le biografie, antiche e moderne, elencate secondo la lingua; 3. Scritti editi del protagonista (esercizi spirituali, lettere, prediche, vari); 4. Opere relative alla spiritualità del cappuccino; 5. Testimonianze circa la sua venerazione; 6. Arte: iconografia, letteratura, musica a lui ispirata. Le singole citazioni sono divise in due parti: nella prima si dà la descrizione bibliografica dell'opera, mentre nella seconda si indica il luogo in cui essa è conservata, insieme ai temi che possono riguardare il cappuccino. Completano l'opera l'elenco delle citazioni bibliche, un articolato indice dei nomi, gli elenchi di

editori e stampatori, di archivi e biblioteche consultati, di artisti e di opere d'arte. In definitiva, un catalogo indispensabile per chi si occupa di Fidelis von Sigmaringen e della storia dei cappuccini in Svizzera. Silvano Giordano

Klaus Jaitner (Hg.), Kaspar Schoppe. Autobiographische Texte und Briefe. Band 1: Philotheca Scioppiana: eine frühneuzeitliche Autobiographie 1576–1630, Teilbd. 1–2, in Zusammenarbeit mit Ursula Jaitner-Hahner und Johann Ramminger, Bayerische Gelehrtenkorrespondenz 2, München (Beck) 2004, 36, 1404 pp., ISBN 3-406-10651-X, € 52. – La vita, per l'epoca relativamente lunga, di Kaspar Schoppe (1576–1649), risulta altrettanto ricca di avvenimenti, di esperienze, di incontri. Il consigliere imperiale, cavaliere di San Pietro, teologo controversista di parte cattolica, umanista e polemista avrebbe avuto, al dire di Pierre Bayle, un posto d'onore tra i letterati se avesse avuto altrettanta moderazione e probità quanto era il suo sapere e il suo spirito. Un saggio di questa esistenza ricca e movimentata ci è pervenuto dalle mani dello stesso protagonista: la *Philoteca Scioppiana*, contenuta nell'autografo conservato nella Biblioteca Laurenziana di Firenze (Cod. Sciop. 243), non è altro che, secondo quanto l'autore stesso ha voluto indicare nel sottotitolo, una narrazione annalistica dei benefattori, amici e familiari che lo accompagnarono nel corso della sua esistenza. Il racconto, steso nella seconda metà del 1645, quattro anni prima della morte, inizia nel 1585, quando, a nove anni, l'autore intraprese gli studi letterari ad Amberg, nel Palatinato Superiore, e si interrompe bruscamente mentre descrive lo svolgimento della dieta di Ratisbona nel 1630. Nel corso della lunga esposizione, che si distende lungo 487 pagine, Schoppe nomina le numerose persone incontrate: maestri e professori, notabili e scienziati, imperatori e papi, in particolare Urbano VIII, con i quali trattò personalmente e, a suo dire, a pari livello. La narrazione è spesso inframmezzata da inserti documentari: lettere, memoriali, digressioni di contenuto biblico, coincidenti con il fatto che, intorno al 1640, Schoppe aveva lavorato in profondità sui libri profetici della Bibbia. L'importante documento è ora reso accessibile dall'edizione curata da Klaus Jaitner, in collaborazione con Ursula Jaitner-Hahner e Johann Ramminger. K. Jaitner, ben noto per le sue fondamentali pubblicazioni relative alla diplomazia pontificia della prima epoca moderna, dà alle stampe la primizia di un più vasto progetto scioppiano, destinato a includere le numerose lettere conservate in vari archivi europei, che offrono costanza dei rapporti intercorsi tra l'umanista e i principali personaggi ricordati nella narrazione autobiografica. Il testo latino della *Philoteca* occupa le pagine 232–1117 dei due volumi ed è accompagnato dalla traduzione tedesca quasi integrale, in modo da rendere maggiormente accessibile al pubblico l'erudito periodare di Schoppe. Le abbondanti note storico-

illustrative costituiscono da sole un lessico dei personaggi che vissero a cavallo tra il Cinquecento e il Seicento. Come complemento alla grande autobiografia, vengono pubblicati in appendice due schizzi autobiografici, peraltro già noti, e un testamento inedito del 1607 (p. 1121–1151). L'edizione è preceduta da una lunga introduzione (p. 3–230) nella quale è inclusa la biografia completa dell'erudito tedesco (p. 3–183), che viene seguito nel suo giovanile peregrinare tra le università di Heidelberg, Altdorf e Ingolstadt, fino al viaggio in Italia e alla conversione al cattolicesimo. Da sottolineare, negli anni della maturità, l'incontro con Campanella e le accese polemiche, quasi una sua seconda natura, con i protestanti, il nepotismo e i gesuiti, ma anche una vena irenica interconfessionale, manifestatasi nella tarda maturità. A conclusione, tre brevi excursus illustrano la biblioteca, le malattie e le finanze di Schoppe (p. 183–196). L'ampiezza dei suoi interessi è poi riflessa in numerosi scritti, catalogati in cinque gruppi: opere filologiche, pedagogico-didattiche, filosofico-politiche, relative alla riforma della chiesa e al dialogo interconfessionale, di polemica politico-confessionale; di essi si dà una sintetica descrizione e ambientazione (p. 196–220). Particolarmente accurato ed esauriente, secondo lo stile del curatore, è l'apparato critico: esso include l'elenco degli archivi e biblioteche ai quali sono state attinte notizie (p. 16*–20*), la bibliografia (p. 20*–36*), la lista delle opere edite e inedite di Schoppe citate nel testo (p. 1155–1174), l'elenco delle edizioni antiche (XV–XVII secolo) riportate (p. 1177–1187), l'indice delle citazioni di scrittori antichi, dei Padri della Chiesa e di autori più recenti, quali Brigida di Svezia e Tommaso d'Aquino, e delle citazioni bibliche (p. 1191–1223), che danno un'idea della vasta erudizione del personaggio. Non poteva mancare un accurato indice dei nomi (p. 1226–1404). Nel complesso, i due volumi costituiscono una conferma critica delle note qualità e difetti di Schoppe, del suo vasto sapere e delle sue variegate frequentazioni, messe opportunamente in luce dalle mani esperte del curatore. Silvano Giordano

Albrecht Burkardt, Les clients des saints. Maladie et quête du miracle à travers les procès de canonisation de la première moitié du XVIIe siècle en France, Collection de l'École française de Rome 338, Rome (École française de Rome) 2004, VIII, 623 S., 58 Abb., ISBN 2-7283-0681-8, € 66. – Es handelte sich ursprünglich um eine Dissertation am Europäischen Hochschulinstitut Florenz, die aber, wie es nicht selten geschehen dürfte, erst 1998 in Paris an der École des Hautes Études en Sciences Sociales abgeschlossen wurde. Für den Druck wurde der Text um Hinweise auf Veröffentlichungen bis 2001 ergänzt. Inhaltlich geht es um die Auswertung von Akten der Ritenkongregation, nämlich um Zeugenaussagen der ersten Hälfte des 17. Jh. über Wunderheilun-

gen aus Seligsprechungsprozessen von drei zeitgenössischen französischen Personen, nämlich der Karmelitin Marie de l'Incarnation alias Barbe Avrillot oder Madame Acarie (1566–1618), des Bischofs von Genf in Annecy François de Sales (1567–1622) und des weniger bekannten Bischofs von Marseille Jean-Baptiste de Gault (1594–1643). Erstmals wird eine derartige Untersuchung für ein außeritalienisches Land durchgeführt. Sie ist geeignet, neues Licht auf das Zeitalter der kirchlichen Erneuerung Frankreichs zu werfen, weniger wegen der ausgewählten Personen, die durchaus als deren Vertreter gelten dürfen, als wegen der Fokussierung auf deren posthume „Kundschaft", wie man clients auch übersetzen könnte. Von den 704 Zeugenaussagen der drei Prozesse wissen 422 von insgesamt 230 Wundern zu berichten, davon etwas über hundert in besonders gründlicher Weise. Um diese Zeugen soll es gehen. Das Material wird mit erschöpfender Akribie in jeder denkbaren Hinsicht ausgewertet, zunächst statistisch die verschiedenen Wundertypen und ihre Verteilung in Zeit und Raum, was in den drei Fällen recht unterschiedlich ausfällt. Allerdings ist die übliche Konzentration auf den Tod und das Grab des Verehrungsgegenstandes zu beobachten, dazu aber ein Zusammenhang der Verehrung mit spezifischer spiritueller Orientierung der Kundschaft. Diese rekrutierte sich überwiegend aus den alphabetisierten Mittelschichten (*gens de bien*) mit weiblicher Mehrheit, darunter überproportional viele unverheiratete Frauen. Auch die Mehrheit der Geheilten war weiblich. Die Leiden der Geheilten lassen sich wie üblich bei vormodernen Angaben oft nicht eindeutig identifizieren, dennoch sind Angaben zur Verteilung durchaus möglich. Überwiegend handelt es sich um Krankheiten, bei denen psychische Beeinflussung möglich ist. Bei Brüchen und Entstellungen konnte bereits eine Besserung als Wunder eingestuft werden. Weder Pest noch Besessenheit tauchen auf, wohl aber der Verdacht auf Verhexung. Die anschließende Diskursgeschichte wendet sich zunächst dem Verhältnis dieser Menschen zur Krankheit zu und ihrer Weise, darüber zu reden. Das heißt, den Ursprüngen des Leidens, der Sprachlosigkeit vor dem Schmerz bzw. dessen Metaphorik, der Wahrnehmung des körperlichen Zerfalls und der Nähe des Todes. Dann kommen Alternativen zu Sprache, die bescheidene Rolle der Ärzte, auch als Experten für Wunder, die verschiedenen Sorten „Heiler" bis hin zur weißen Magie und die vergeblichen Versuche, sich an andere Heilige zu wenden. Schließlich die soziale Rolle der Kranken, ihre Besucher, Freunde und Helfer, gelegentlich auch feindliche Mitmenschen. Hier wie immer ist sich der Verfasser der Befangenheit seiner Zeugen bewusst und geht bei der Interpretation entsprechend behutsam und sorgfältig vor. Der dritte und letzte Teil ist dem Zugang zum Wundertäter und dem Wunder selbst gewidmet. Die wichtigsten Anstöße, sich an ihn zu wenden, kamen aus der öffentlichen Meinung, danach von der Geistlichkeit. Häu-

fig wurden gemeinsam oder privat Biographien und Bilder der Wundertäter rezipiert, womit wir uns mitten in der Diskussion über die Druckmedien und die öffentliche und die private Lektüre befinden. Der konkrete Zugang zum Verehrungsgegenstand konnte durch bloße Anrufung, durch Reliquien, Wallfahrt, Gelübde und verschiedene Kombinationen dieser Wege erfolgen. Besonders zeittypisch erscheint mir das Gelübde als eine Art Vertrag über Leistung und Gegenleistung. Ein weiteres anthropologisches Phänomen sind etliche ausdrückliche Fälle und viele Anklänge an den keineswegs spezifisch christlichen Heilschlaf, der neben dem unentbehrlichen Basisvertrauen große Bedeutung für das Wunder gehabt haben soll. Auch Träume, Visionen und verwandte Erscheinungen spielten eine beträchtliche Rolle im „Mechanismus des Wunders". Nachdem die Quellen, der Leser und vielleicht auch der Autor erschöpft sind, wissen wir Neues, fragen uns aber, ob wir das wirklich alles wissen müssen. Außerdem, ob es wirklich nötig war, dass der Autor uns auf alle Wege seiner Forschung mitgenommen hat, statt uns seine Ergebnisse ebenso überzeugend etwas handlicher zu präsentieren. Wolfgang Reinhard

Julia Zunckel/Hillard von Thiessen/Guido Metzler/Jan-Christoph Kitzler, Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese (1605–1621) zwischen Spanien, Neapel, Mailand und Genua, eingeleitet und hg. von Wolfgang Reinhard, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 107, Tübingen (Max Niemeyer) 2004, XIV, 790 S., ISBN 3-484-82107-8, € 116. – Der Pontifikat Papst Pauls V. ist nun schon seit etlichen Jahren das Arbeitsgebiet Wolfgang Reinhards und seiner Schüler, wobei nicht die „große Politik", sondern die „Mikropolitik", die personalen Verflechtungen, die Patronagebeziehungen, im Mittelpunkt des Interesses stehen. Der vorliegende, in jeder Hinsicht gewichtige Band nimmt die mikropolitischen Beziehungen des päpstlichen Rom zum Spanischen Reich in den Blick, konkret zu seiner iberischen Zentrale, dem Königreich Neapel, dem Herzogtum Mailand und zu Genua, „formell eine unabhängige Republik, gleichzeitig jedoch das wichtigste Mitglied der spanischen politischen Klientel", wie Reinhard in der Einleitung darlegt (S. 3). Andere Teile des spanischen Reichs, wie Sardinien und Sizilien, blieben aus der Betrachtung ausgespart, denn diese seien „aus römischer Perspektive [...] nicht besonders wichtig gewesen" (S. 17). Angesichts der großen thematischen Geschlossenheit und des einheitlichen methodischen Ansatzes handelt es sich hier nicht um einen klassischen Sammelband, zumal die einzelnen, als „Kapitel" bezeichneten, jedoch von verschiedenen Bearbeitern erstellten Teile beinahe monographische Dimensionen haben. Mit den Beziehungen zwischen Rom und der spanischen Zentrale beschäftigt sich Hillard von Thiessen. Er betont, ein wie wichtiges Element die großen Patronageres-

sourcen für die spanische Monarchie waren, und konstatiert, daß Personal- und Patronagefragen die beiderseitigen Gesandten mehr beschäftigt hätten als „die klassischen außen- und machtpolitischen Felder" (49). Unter den vielfältigen Einzelergebnissen ist unter anderem hervorzuheben, wie rasch sich die römische Politik den wechselnden Machtverhältnissen am spanischen Hof anzupassen vermochte. Das Königreich Neapel wird von Guido Metzler, der sich aufgrund der erheblichen Verluste im Staatsarchiv Neapel mit einer schwierigen Quellenlage konfrontiert sieht, als „doppelte Peripherie" charakterisiert, „in dem Sinne, dass es in unterschiedlichen Bereichen den Imperativen der römischen und spanischen Zentrale unterstand, ohne dass es auf diese große Entwicklungsmöglichkeiten besaß" (182). Von größter Bedeutung war es, daß die Kurie in dem süditalienischen Königreich einen Zugriff auf die kirchlichen Pfründen besaß wie nirgends sonst außerhalb des Kirchenstaats. Anders als der Vizekönig und seine Behörden war der neapolitanische baronale Adel für die Kurie kaum ein wichtiger Ansprechpartner, dieser war jedoch seinerseits bestrebt, Familienmitglieder in Rom zu plazieren. Angesichts einer Reihe von Forschungsdefiziten sieht sich Julia Zunckel zu einer „eher summarischen Darstellung der Beziehungen" gezwungen (341). In ihrem ersten Kapitel (IV) beleuchtet sie die römische Perspektive, indem sie die Karriere Giulio della Torres skizziert, der bis zum päpstlichen „Quasi-Nuntius" (403) beim spanischen Gouverneur aufstieg. In ihrem zweiten Teil (V) kann Zunckel zeigen, wie aufschlußreich mikropolitische Analysen sein können: Während auf der offiziellen Ebene die Beziehungen zwischen dem Mailänder Reformerzbischof Federico Borromeo und Papst Paul V. ungetrübt waren, „kollidierte [aus der Perspektive Borromeos] die von Borghese in Hinblick auf seine eigene Interessenlage betriebene Mikropolitik [...] eindeutig mit den Ansprüchen der Kirche" (565f.). Jan-Christoph Kitzler präsentiert die mikropolitischen Beziehungen zwischen Rom und Genua in erster Linie als „Austausch von [materiellen und symbolischen] Ressourcen, [...] dessen Nutznießer beide Seiten waren" (703). Die Verflechtung zwischen römischen und genuesischen Eliten war eng, denn viele Genuesen strebten eine Karriere an der Kurie an. Kitzler kommt zu dem Schluß, daß sich die hierfür vielfach erforderlichen erheblichen Investitionen für die ökonomisch potenten genuesischen Familien durchaus amortisierten. Der Band demonstriert nachdrücklich, wie sehr die Erforschung der frühneuzeitlichen internationalen Beziehungen von der Berücksichtigung der mikropolitischen Ebene profitieren kann. Allerdings ist die Frage, welche Bedeutung der „Mikropolitik" im Vergleich mit der klassischen „großen Politik" zuzusprechen ist, von Fall zu Fall unterschiedlich zu beantworten. So waren die mikropolitischen Beziehungen des Papsttums zum Reich in der Zeit Pauls V. „[a]uffallend gering entwickelt"

(W. Reinhard, S. 20). Zudem wird deutlich, daß die Quellenbasis der Analyse mikropolitischer Verflechtungen Grenzen setzen kann. Zu begrüßen ist, daß der Band durch ein einheitliches Literaturverzeichnis sowie Orts- und Personenregister erschlossen ist. Matthias Schnettger

Marzio Bernasconi, Il cuore irrequieto dei papi. Percezione e valutazione ideologica del nepotismo sulla base dei dibattiti curiali del XVII secolo, Freiburger Studien zur Frühen Neuzeit 7, Bern (Lang) 2004, 256 pp., ISBN 3-03910-339-3, € 44,50. – Il nepotismo come parte importante del sistema curiale romano costituisce l'oggetto del presente saggio, che si propone di analizzare gli ultimi decenni della sua pratica ufficiale, quando ormai si stava avviando verso il tramonto, secondo tre obiettivi principali: fornire un quadro d'insieme delle discussioni teoriche, valutare il fenomeno attraverso la percezione dei contemporanei, mostrare la „prospettiva interiore" dei papi in proposito (p. 16). L'argomento delle discussioni curiali viene affrontato nella seconda parte dell'opera: dopo una raccolta di scontati topoi negativi sull'ambiente curiale romano (p. 49–56), viene descritto il caso di Alessandro VII, eletto a figura emblematica del cuore pontificio irrequieto, in quanto in un primo momento ritenne di poter fare a meno della sua famiglia, ma successivamente si adeguò al modello collaudato (p. 57–77). La parte più originale dello studio è l'elencazione di una serie di argomenti in favore o contro il nepotismo, desunti dalle scritture circolanti nel corso della discussione secentesca: l'autore elabora 25 categorie, in parte contraddittorie, in quanto alcuni degli argomenti sono usati per sostenere tesi opposte. Il metodo scelto ha tuttavia lo svantaggio di spezzare l'argomentazione propria di ciascuno degli scritti, decontestualizzandoli e impedendo di coglierne le logiche peculiari (p. 80–162). Nell'ultima parte (p. 185–223) si fa una succinta panoramica di come i papi del Seicento attuarono il nepotismo; viene utilizzata la categoria di „meritocrazia", applicata in maniera alquanto singolare, mettendo in risalto lo scostamento tra il linguaggio encomiastico utilizzato in bolle e brevi indirizzati ai cardinali nepoti e la realtà spesso deludente degli stessi, per concludere, o meglio, per provare la già presupposta „ambiguità dei papi". La chiave di lettura del fenomeno nepotistico non è quella istituzionale, che sembrerebbe la più adeguata, vista la natura del fenomeno, ma piuttosto in un'inedita prospettiva psicologico-moralistica, che porta a coniare il termine di „mistica meritocratica" (vedi p. 222–223). Ciò è possibile attraverso un'inadeguata lettura dei testi, come appare già all'inizio del lavoro (p. 40–45), dove le figure retoriche che introducono i pareri diretti al pontefice sono interpretate in senso letterale, oppure quando si tenta seriamente di stabilire un parallelo tra le espressioni elogiative di brevi e bolle e la realtà meno entusiasmante dei destinatari.

Da un fraintendimento del genere, sul quale è imperniata la tesi del lavoro, scaturiscono affermazioni come la seguente: „Il camuffamento meritocratico è il segnale, netto e forte, del dissidio interiore che turba incessantemente i papi. Si avverte un imbarazzo, una schizofrenia dei papi nei confronti del nepotismo e dei suoi abusi" (p. 222). Al termine dell'opera vengono riportati 23 documenti tratti dai fondi vaticani, mediante i quali i papi accordarono concessioni ai propri congiunti. In essi è evidenziato mediante il corsivo il linguaggio elogiativo che, secondo l'autore, fonderebbe la tesi della meritocrazia. La loro trascrizione risulta gravemente scorretta e non di rado priva di senso (un solo esempio per tutti: „Dilecto filio Magistro Antonio Barberino priori prioratus bononientis hospitalis S. Jois Hieronimus", p. 234). Inoltre per i documenti 2, 6, 9, 15, 17, 18, 21, 23, il titolo apposto dall'editore non corrisponde al contenuto. Silvano Giordano

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, 4. Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert, Bd. 7: Nuntiaturen des Malatesta Baglioni, des Ciriaco Rocci und des Mario Filonardi. Sendung des P. Alessandro D'Ales (1634–1635), im Auftrage des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearb. von Rotraud Becker, Tübingen (Niemeyer) 2004, LXXVII, 833 S., ISBN 3-484-80162-X, € 142. – Mit der vorliegenden Edition nimmt das DHI Rom nach einem knappen Jahrhundert die Bearbeitung der Kaiserhofnuntiatur für das 17. Jh., der vierten Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland, wieder auf. In den Jahren 1895, 1897 und 1913 waren nacheinander im Auftrage des Preußischen Historischen Instituts in Rom die Nuntiatur Pallottos (1628–1630) in zwei Bänden und in einem Band die Prager Nuntiatur Ferreris sowie die Wiener Nuntiatur Serras (1603–1606) erschienen. Die hier zu besprechende Edition behandelt im Hauptteil den Schriftverkehr dreier im Zeitraum November 1634 bis Dezember 1635 am Kaiserhof weilenden Nuntien und im Anhang die Berichte des persönlichen geheimen Agenten Francesco Barberinis: 1. Malatesta Baglioni, der zu diesem Zeitpunkt das Amt als ordentlicher Nuntius antrat, 2. sein Vorgänger Ciriaco Rocci, der noch bis April 1635 am Hof verblieb und weiter berichtete, und 3. ab August 1635 der außerordentliche Nuntius Mario Filonardi, der wegen Verhandlungen zur Freilassung des verhafteten Trierer Erzbischofs Philipp von Sötern zum Kaiser entsandt wurde. Der Agent Alessandro D'Ales OFMCap. sollte zwischen den habsburgischen Höfen und Frankreich vermitteln, darüber hinaus das Präzedenzrecht des Präfekten von Rom durchsetzen und ein vertrauensvolleres Klima zwischen Kaiser Ferdinand II. und dem Haus Barberini schaffen. Die Einleitung umfaßt zwei Teile. Im ersten werden abschnittsweise der Bestand der Texte, deren Gestaltung und die Quellenlage besprochen. Im 2. Teil folgt eine aus-

führliche Biographie zu Malatesta Baglioni. Nach dem Studium der Rechte trat er in die Kurie ein und verblieb dort, bis 1612 seine Ernennung zum Bischof von Pesaro erfolgte. Nachdem er als Bischof den Papst in der Urbino-Frage maßgeblich unterstützt hatte, wurde er 1630 mit dem Posten des *Governatore* der Marken belohnt, doch bereits ein Jahr später aus unerklärlichen Gründen abgesetzt. 1634 wurde er überraschend zum Nachfolger des gerade zum Kardinal erhobenen Ciriaco Rocci am Kaiserhof in Wien ernannt, wo er bis 1639/40 tätig war. Nach seiner Nuntiatur wartete er vergeblich auf eine Kardinalspromotion. 1641 zog er sich in sein Bistum Pesaro zurück, bewarb sich erfolglos um das im März 1641 vakant gewordene Bistum Assisi und die Nuntiatur Spanien. 1648 verstarb er in Assisi. Während sich Baglioni als neuer Nuntius mit den Pirnaer Noteln und den Verhandlungen zum Prager Frieden, der im Mai 1635 zum Abschluß kam, auseinandersetzen mußte, arbeitete Rocci in Wien fleißig an seiner Karriere weiter, denn er versuchte, die Präfektur in Rom für sich zu sichern. Bei der Einrichtung der Edition ist die Zählung nach Postdaten besonders gelungen, innerhalb derer dann jedes Schreiben fortlaufend numeriert wurde. Im Kommentar wurden zusätzlich die Berichte des Grafen Ambrogio Carpegna, der sich vom 21. Juli bis 31. August 1635 zur Überbringung der päpstlichen Gratulation zur Hochzeit des Kurfürsten Maximilian von Bayern und der Erzherzogin Maria Anna in Wien aufhielt, ausgewertet, des weiteren wurden das persönliche Archiv des Staatssekretärs Ceva und die Korrespondenz des kaiserlichen diplomatischen Vertreters in Rom sowie der Briefwechsel zwischen Francesco Barberini und Kurfürst Maximilian von Bayern herangezogen. Bedauerlicherweise fehlen Handschriftenproben der Nuntien. Nach diesem handwerklich vorbildlich gearbeiteten Band wäre es sehr wünschenswert, wenn die nun fehlenden Jahre 1630 bis 1634 in der Editions-Reihe berücksichtigt werden! Maria Teresa Börner

Beate Mehlin, Gestörte Formation. Erdbebenbewältigung in Benevent und Verwirklichung von Herrschaft im Kirchenstaat 1680–1730, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 104, Tübingen (Niemeyer) 2003, V, 423 pp., ISBN 3-484-82104-3, € 64. – Sono stati numerosi gli studi che, dopo la pubblicazione, nel 1982, del volume di P. Prodi, Il sovrano pontefice, si sono occupati di aspetti e problemi relativi allo Stato Pontificio in età moderna. In particolare, al centro dell'attenzione storiografica, non solo italiana, è stato il rapporto fra centro e periferia nella composita geografia dei domini papali: è il caso di ricordare i notevoli contributi apportati dagli studi di W. Reinhard e dai suoi allievi su realtà periferiche, come Bologna, Ferrara o Perugia, solo per citarne alcuni. Metodologie diverse – dalla *Mikropolitik* alla microstoria, dalla storia delle istituzioni all'indagine prosopografica – hanno senz'altro

contribuito ad arricchire la conoscenza di aspetti del governo, delle finanze, della giustizia, ma anche dei contesti sociali e della mentalità. In questo pur fitto panorama di studi, si segnalava l'assenza di ricerche nuove ed organiche su Benevento. Era forse l'eccentrica posizione dell'antico ducato longobardo, il suo ruolo – importantissimo, invece, dal punto di vista politico ed economico – di enclave nel Regno di Napoli, come ha sottolineato A. Musi nel riproporre all'attenzione degli studiosi il suo contributo alla Storia del Mezzogiorno (ora A. Musi, Benevento tra medioevo ed età moderna, Manduria-Napoli-Roma, 2004 e come emerge da un recente studio di M. A. Noto, Tra sovrano Pontefice e Regno di Napoli. Riforma cattolica e Controriforma a Benevento, Manduria-Napoli-Roma, 2003) ad aver allontanato gli storici dal riconsiderare la sua storia e liberarla da stereotipi e luoghi comuni. Il volume di B. Mehlin rappresenta dunque un'importante novità ed un contributo notevole alla conoscenza della realtà beneventana in età moderna, anche per l'ottica con la quale l'autrice osserva un periodo della storia della città e del suo territorio. Come infatti si annuncia già nel titolo, l'attenzione è focalizzata sul tournant tardo seicentesco, sugli anni 1680–1730, segnati da catastrofi naturali – due terremoti, nel 1688 e nel 1702 – che condizionarono fortemente la città e il suo territorio. Ma sono anche gli anni in cui arcivescovo di Benevento fu Vincenzo Maria Orsini, il futuro papa Benedetto XIII. Il libro ruota attorno a questi due temi: la catastrofe naturale e la figura dell'Orsini, vero „padrone" e nuovo „santo protettore" della città. Ma un aspetto fondamentale di questo lavoro consiste nel tentativo di cogliere, sotto varie angolature, il rapporto fra il terremoto e il futuro pontefice. Perché, si chiede l'autrice, Benedetto XIII ritenne opportuno riesumare nella memoria il catastrofico evento del 1688? La risposta è di carattere funzionalistico: il terremoto, o meglio, il suo ricordo, sarebbero stati usati dall'Orsini per costruire e legittimare il suo status e la sua ascesa sociale (pp. 12–13). Elemento dinamizzante, insomma, il terremoto! Il volume si articola in tre parti e si arricchisce di un'appendice di documenti (la trascrizione presenta tuttavia qualche imperfezione). Nella prima parte (pp. 17–85) si analizzano le posizioni scientifiche, le credenze sui terremoti, ma si introduce anche uno schizzo biografico di Vincenzo Maria Orsini, la sua devozione per S. Filippo Neri e S. Bartolomeo, ed in particolare si sottolinea l'uso di tali devozioni per rappresentare in tono miracolistico eventi del 1688 e per presentare Benedetto XIII come nuovo patrono della città, al momento della sua elezione pontificia. Nella seconda parte (pp. 87–171), dopo aver tracciato un quadro delle istituzioni che governavano lo Stato Pontificio e della città di Benevento, usando soprattutto una chiave di lettura micropolitica, B. Mehlin si sofferma a considerare la corrispondenza fra la Segreteria di Stato, il Governatore di Benevento, il nunzio a

Napoli nei drammatici momenti che nel 1702 videro ancora la città colpita da una nuova, forte scossa tellurica. Da questa corrispondenza si disegnerebbe, fra l'altro, la cosmologia degli scriventi che vedono il terremoto come la punizione inviata da Dio per i peccati commessi dagli uomini: una visione che non dovrebbe esser considerata molto singolare nella comune mentalità coeva. Nella terza parte del libro (pp. 173–332) si valutano i costi e i risultati ottenuti dalla politica di ‚protezione' svolta da papa Orsini nei confronti della sua antica diocesi, proprio usando il terremoto per costruire e ricostruire, per tessere nuove strategie finanziarie, significative anche per le implicazioni sociali. L'analisi di molteplici fonti economiche fa rilevare all'autrice l'impossibilità di quantificare con precisione i costi del terremoto e della conseguente ricostruzione, in un quadro generale dell'economia italiana segnato da una lunga stasi che non sembrerebbe tuttavia coinvolgere il regno di Napoli. Un dato appare comunque certo: non furono molti i denari inviati da Roma a Benevento, mentre forte si dimostrò il flusso contrario, anche in questi momenti segnati dalla calamità. Ma il vero protagonista della ricostruzione beneventana fu l'Orsini che seppe legare il suo impegno personale a favore della città soprattutto al nome della sua famiglia, secondo una pratica di forte sapore nepotistico, quando, almeno ufficialmente, il nepotismo era già stato abolito da Innocenzo XII. Irene Fosi

Thomas Brechenmacher, Das Ende der doppelten Schutzherrschaft. Der Heilige Stuhl und die Juden im Übergang zur Moderne (1775–1870), Päpste und Papsttum 32, Stuttgart (Hiersemann) 2004, VIII, 513 pp., ISBN 3-7772-0405-6, € 138. – Si tratta di un lavoro di ampio respiro e di forte impatto storiografico (nel senso che si svolge in serrata, ora esplicita ora implicita discussione con l'impostazione, gli orientamenti e le conclusioni attualmente prevalenti nelle ricerche sul rapporto Chiesa-ebrei fra età moderna e contemporanea), condotto attraverso un accurato e imponente scavo archivistico. Duplice è il centro vero e proprio della ricerca: da una parte la minuziosa ricostruzione della politica della Santa Sede verso gli ebrei dello Stato pontificio dalla seconda metà del '700 alla sua definitiva caduta, il 20 settembre 1870 (è opportuno precisare: politica della Santa Sede, e dunque dei papi, da Pio VI a Pio IX, con ampi riferimenti anche ai papi precedenti, in particolare a Benedetto XIV, ma anche delle numerose istanze ecclesiastiche e statuali che la realizzarono concretamente, non senza sovrapposizioni e conflitti di competenza); dall'altra la presentazione e l'analisi della condizione degli ebrei che vi risiedevano, a Roma ma non a Roma soltanto, nei suoi aspetti di „normalità", disciplinata da norme e disposizioni relativamente precise, come nei suoi momenti, ora insistenti ora saltuari, di costrizione e di umiliazione. Le ragioni di

tale politica e le sue conseguenze vanno per B. inquadrate in quell'idea di un duplice potere di protezione che la Santa Sede ritenne di dover esercitare nei confronti dei propri sudditi: protezione dei cristiani dalla nefasta influenza e dalle eventuali malefatte degli ebrei / protezione degli ebrei dalle violenze dei cristiani. Di tale concezione politico-religiosa B. indaga sommariamente le radici teologiche tardo-antiche nonché le sue concrete applicazioni nel medioevo e nei primi secoli dell'età moderna. Riferita originariamente alla condizione che agli ebrei andava riservata in tutta l'area della cristianità, essa trovò in realtà la sua piena applicazione nello Stato pontificio, configurandosi come una sorta di modello esemplare. B. rileva anche l'instabile equilibrio con cui quella „protezione" fu di volta in volta attuata. I momenti di crisi o avvertiti come di particolare minaccia per le posizioni della Chiesa segnarono in effetti costantemente un rincrudimento della condizione degli ebrei, con l'applicazione di misure più severe di contenimento delle loro attività e dei loro diritti. Ma se al rincrudimento connesso alla crisi del Cinquecento seguì un periodo di relativa normalizzazione, non altrettanto avvenne in relazione alla crisi conseguente ai processi di piena emancipazione degli ebrei avviati, fra Sette e Ottocento, dal pensiero illuminista e realizzati nel corso delle rivoluzioni. È in seguito a tale situazione del tutto nuova, frutto della „modernità", che la concezione e la pratica del duplice potere di protezione segnò per tappe successive il suo inarrestabile e definitivo declino, senza che la Santa Sede fosse capace di elaborare un'altra linea di comportamento verso gli ebrei che non fosse di drastica negazione di principio dei processi di secolarizzazione in corso (Sillabo e caso Mortara, che B. considera il „manifesto dogmatico" di Pio IX). Da tale vacuum venne affermandosi l'idea, già presente nella pubblicistica cattolica del primo Ottocento, che la questione fosse ormai di difendere i cristiani dall'invadente presenza ebraica. B. riconosce che nell'idea della duplice protezione l'ostilità antiebraica costituiva una componente, peraltro non principale. Ritiene però che finché l'equilibrio dei due aspetti fu mantenuto, l'antiebraismo che vi era immanente fu in vario modo tenuto a freno (cfr. tra l'altro p. 445). Il problema di fondo della ricerca di B. è in effetti quello di riesaminare se e in quale misura sussistano nessi reali e continuità fra la tradizione antiebraica cristiana di matrice religiosa, i ricorrenti atti di ostilità e di aggressione contro gli ebrei operanti lungo i secoli in Europa, e il nuovo moderno antisemitismo. Tale problema è esplicitamente affrontato sia nel primo capitolo, in cui vengono tra l'altro analizzati i contributi storiografici altrui, sia nelle conclusioni. La netta cesura che egli tende a stabilire tra quei diversi aspetti non risulta del tutto persuasiva, né sempre persuasiva mi sembra la lettura che egli offre di alcune prese di posizione riguardanti gli ebrei assunte nel corso dei pontificati di Leone XIII, Pio X e Pio XI. Ciò non

toglie che delle sue analisi e delle sue osservazioni si dovrà tenere attentamente conto. Giovanni Miccoli

Mario Dassovich, L'impero e il Golfo. Una ricerca bibliografica sulla politica degli Asburgo verso le provincie meridionali dell'impero negli anni 1815–1866, Civiltà del Risorgimento 70, Udine (Del Bianco) 2003, 284 S. € 22. – Eine „bibliographische Recherche zur Politik der Habsburger in den südlichen Provinzen des Reiches 1815 bis 1866" möchte der vorliegende Band sein, zweiter einer den Zeitraum von 1717 bis 1918 umfassenden Trilogie zur habsburgischen Politik in den südlichen Provinzen Lombardo-Venetien und Küstenland, insbesondere in Triest, Fiume und Dalmatien (L'impero e il Golfo. I territori degli Asburgo sull'Adriatico negli anni 1717–1814, Udine 2002; der dritte, die Jahre 1867–1918 behandelnde Band, ist in Vorbereitung). Die bibliographische Recherche fasst Auszüge aus etwa einem Dutzend zwar gezielt, aber insgesamt eher eklektisch ausgewählten Studien zusammen. Zwar ist die Forschungslage zur südlichen habsburgischen Peripherie im frühen 19. Jh. eher dünn – gleichwohl scheinen einschlägige Autorinnen wie Brigitte Mazohl-Wallnig nur durch einen in italienischer Sprache erschienenen Aufsatz auf. Ausser einigen angelsächsischen Autoren, namentlich Alan Sked (The decline and fall of the Habsburg Empire, 1815–1918, Harlow 2001) und Carlile A. Macartney (The Habsburg Empire 1790–1918, London 1968, zitiert wird die ital. Fassung von 1976), sind Werke italienischer und besonders lokaler Autoren ausgewertet worden, u. a. Giulio Cervani, Ugo Cova, Elio Apih, Silvio Furlani, Marco Meriggi, Fulvio Babudieri, Ezio Godoli, Ernesto Sestan sowie Alvise Zorzi (Venezia austriaca 1798–1866, Roma/Bari 1986. Zitiert wird diese erste Auflage, nicht die aktualisierte aus dem Jahr 2000), und schließlich Literatur aus dem 19. und frühen 20. Jh., etwa von Pietro Kandler und Bernardo Benussi. Als einziger slawischer (slowenischer) Autor scheint Jože Pirjevec auf, allerdings mit einer italienischsprachigen Studie zu Niccolò Tommaseo aus dem Jahr 1977, also nicht repräsentativ für den slowenischen und kroatischen Forschungsstand. Aber diesen einzubeziehen lag jenseits der Intention des Autors. Er bündelt seine Sammlung von teilweise seitenlangen Autorenzitaten – mehr stellt das Buch kaum dar – in acht chronologisch angeordnete Kapitel, die die Schwellendaten für Venetien und das Küstenland, insbesondere Triest, Fiume und Dalmatien, zwischen 1815 und 1866 behandeln. Die ausgewählten Forschungsstandpunkte werden meist unkommentiert nebeneinandergestellt, manchmal als korrekt oder falsch klassifiziert, manchmal etwa als „italienisch national" oder „jugoslawisch national" gedeutet. Einem bibliographisch basierten Band hätte eine angefügte Gesamtbibliographie gut gestanden – die Leser und Leserinnen müssen sich die Angaben mühsam aus

den Anmerkungen zusammensuchen. Als Studienhandbuch oder Überblick mag der Band nützlich sein. Mindestens verdeutlicht er bestehende Forschungslücken. Sabine Rutar

Ludovico Incisa di Camerana, Pinocchio, L'identità italiana 40, Bologna (il Mulino) 2004, 159 S., ISBN 88-15-09799-6, € 12. – Die halb als Märchen, halb als moralische Parabel angelegte Erzählung Pinocchio erschien Anfang 1881 in Fortsetzungen im Giornale per i bambini. Der Autor brachte den in Etappen erstellten Text dann 1883 überarbeitet in Buchform heraus. Bis zum Jahr 1890 erschienen die ersten fünf Auflagen. Heute zählt der Text zu den Klassikern der Weltliteratur. Kein Werk der italienischen Literatur des 19. und 20. Jh. hat eine größere Verbreitung gefunden. Angeblich ist es nach der Bibel sogar das am weitesten verbreitete Buch auf der Erde. Ungezählte Generationen von Kindern haben mitgezittert, wenn es galt, die Abenteuer, Mißgeschicke, Katastrophen und die endliche Menschwerdung des so aufmüpfigen und widerspenstigen Hampelmanns mitzuerleben. Dieser Entwicklungsroman hat spielend alle Zeitzonen und Kulturgrenzen übersprungen; hat die verschiedensten bildlichen Darstellungen erlebt und selbst immer wieder die Filmemacher inspiriert, zuletzt noch Roberto Benigni. In Hunderten von Übersetzungen hat diese Geschichte jeweils kulturelle Wandlungen und nationale Adaptionen erfahren. Im Walt Disney-Film von 1940 wird Pinocchio z. B. zu einem mit dem ganzen amerikanischen Fortschrittsoptimismus ausgestatteten edleren Bruder von Mickey Mouse, gradlinig, tapfer, stolz und immer engagiert im Kampf gegen das Böse und für das Gute. Niemand, am wenigsten der Autor selbst, hatte eine solche Erfolgsgeschichte erwartet. Carlo Lorenzini (1826–1890), der seit 1856 unter dem Pseudonym „Collodi" schrieb, war ein mäßig erfolgreicher Journalist, Buchautor und Dramatiker, der an den Kriegen 1848 und 1859 als Freiwilliger teilgenommen hatte und der in seinen ersten Mannesjahren der Aktionspartei G. Mazzinis nahestand. Als kleiner Staatsangestellter, Bonvivant und Theaterrezensent mußte sich der Junggeselle mehr schlecht als recht durchs Leben schlagen. Seine Pinocchio-Geschichten, mehr aus Geldnot, denn aus innerer Berufung geschrieben, nannte der Autor spöttisch bambinate – ein nicht ganz ernst gemeinter Zeitvertreib. Entstanden ist so, quasi per Zufall, ein Klassiker sui generis. Heinz Riedt, einer der deutschen Übersetzer, spricht von einem „der seltenen Glücksfälle der Geschichte", in denen „ahnungslos ein geniales Werk" entsteht. Heute wird Pinocchio als einer der Basistexte der Nationalgeschichte betrachtet. Giovanni Spadolini etwa sieht in ihm den Erziehungsroman der entstehenden italienischen Gesellschaft: „Offre uno spaccato della società italiana in via di costruzione che parte da una finalità ideale, tipicamente mazziniana, di una società migliore

... L'impegno di Pinocchio è a redimersi; e la ‚redenzione' operata dal burattino che diventa uomo è la redenzione ‚laica' che si appoggia sulle proprie forze." Diese laizistische Interpretation sieht Collodi sozusagen den Auftrag erfüllen, den Massimo D'Azeglio in seinem Spruch „fatta l'Italia, dobbiamo fare gli italiani" vorgegeben hatte. In diesem Erziehungsprozeß war der Schule eine zentrale Rolle zugeschrieben. Die Alphabetisierung des Landes hatte mit enormen mentalen, psychologischen, organisatorischen und finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Schulbesuch, Schulbücher, Lesen und Schreiben heißen die Zauberschlüssel zur Welt der Erwachsenen, zu Modernität und sozialem Aufstieg. Die Welt der Schule und des Lernens bildet so den roten Faden in der Erzählung des Florentiner Autors „Il libro di Collodi", schreibt Incisa di Camerana, „può essere considerato una pietra miliare nel filone nazional-pedagogico." „Il libro ... riproduce ... lo schema del romanzo di formazione: prova, trasgressione, degradazione, pentimento, riabilitazione." In allen Krisenmomenten, aber – und darauf haben katholische Interpreten wie Kardinal Biffi immer wieder hingewiesen – versagt die Selbstbestimmung des lernfähigen Individuums und es bedarf des überirdischen Eingriffs in Gestalt der rettenden türkisblauen Fee. Das Happyend verbindet sich hier mit dem Glauben der Italiener an den stellone, den guten Stern, der die Nation über alle Katastrophen hinweg in eine lichtere Zukunft führen wird. Die Verortung von Pinocchio in der Startphase des italienischen Einheitsstaates erklärt aber nicht den dauerhaften und weltweiten Erfolg dieses immer wieder neue Lesergenerationen anziehenden Klassikers. Einige Kunstgriffe des Autors, so die bei jeder Lüge wachsende Nase oder die Eselsohren und am Ende die Eselsgestalt des Jungen im Schlaraffenland, dem paese dei balocchi sind in den Sprichwortschatz vieler Kulturen eingegangen. Incisa di Camerana hat eine quellengesättigte Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Pinocchio, verbunden mit einer Biographie seines Autors geschrieben. Was weitgehend fehlt – und was angesichts der Reihe „Identità italiana" eigentlich nicht hätte fehlen dürfen –, ist eine Rezeptionsgeschichte des Buches in der italienischen Kultur des 19. und 20. Jh., die erst Pinocchio im Kollektivbewußtsein der Nation verankert hat. Aber dafür hätte es vielleicht eines zweiten Buches bedurft. Jens Petersen

Barbara Dawes, La rivoluzione turistica. Thomas Cook e il turismo inglese in Italia nel XIX secolo, Napoli (Edizioni scientifiche italiane) 2003, 190 S., ISBN 88-495-0819-0, € 15. – Der Titel der schmalen, essayhaften Studie enthält die wesentliche Botschaft: Mit der Einführung von Pauschalreisen für englische Italientouristen Mitte des 19. Jh. hat Thomas Cook fundamentale Veränderungen im Italientourismus, v. a. in Kampanien, nicht nur angestoßen, sondern durch sein persönliches Engagement als Unternehmer organisiert.

Die Autorin bettet die Beschreibung der ersten Touren und der Auswirkungen Cook'schen Wirkens ein in die grundlegenden wirtschafts- und sozialhistorischen Zusammenhänge auf englischer Seite, kaum allerdings auf italienischer Seite. Die unternehmerischen Innovationen des Tourismus-Unternehmers gingen einher mit der technischen Erleichterung der Mobilität durch die Eisenbahn, die in den 1860er Jahren auch Süditalien erreichte und damit eine bequemere Wiederaufnahme der süditalienischen Grand-Tour-Ziele in das Angebot ermöglichte, und der Entstehung einer Mittelschicht, die über ein gewisses Maß an Freizeit sowie über finanzielle Ressourcen verfügte. Allerdings unterschied sich diese (obere) Mittelschicht in ihrem Ferienverhalten deutlich von älteren Adelskreisen, die im wesentlichen in der Wintersaison Langzeitaufenthalte mit entsprechendem gesellschaftlichen Leben im Süden verbrachte. Die Cook'schen Bahnreisen auf den europäischen Kontinent erschlossen in maximal zweimonatigen Pauschalangeboten zunächst Frankreich, die das Potential des Tourismus sehr schnell erkennende Schweiz und Oberitalien, ehe sich in den 1860er Jahren die Angebote nach Süditalien, in Verbindung mit Schiffsreisen auch nach Nordafrika und in den Mittleren Osten erweiterten. Im Golf von Neapel führte dieser neue „Massen"-Tourismus zu einer Veränderung der touristischen Infrastruktur, zu Hotelbauten in Neapel, zu einer Marginalisierung des traditionellen Langzeittourismus in Sorrent und auf Capri. An manchen Infrastrukturmaßnahmen wie Eisen- und Seilbahnen war die Cook-Familie direkt unternehmerisch beteiligt. Dawes stützt sich im wesentlichen auf die zugegebenermaßen lückenhaften Bestände des Unternehmensarchivs von Th. Cook und rekonstruiert vor allem die praktischen Auseinandersetzungen mit den verschiedenen europäischen Bahngesellschaften, um für die Cook-Reisenden verbilligte und wie ein Gutschein für die gesamte Strecke zu benutzende Tickets zu erhalten bzw. selbst an manchen Orten Exklusivlizenzen zum Verkauf bestimmter Fahrkarten zu erhalten. Im Quellenbestand befinden sich auch einige Auszüge von Reisetagebüchern, anhand derer Dawes auf unterschiedliche Wahrnehmungen insbesondere alleinreisender Damen verweist. Längere Zitate im Appendix erhöhen die Anschaulichkeit. In der Darstellung der Auswirkungen des Cook'schen Tourismus beschränkt sich Dawes leider auf die Aufzählung neuer Infrastrukturen, geht aber auf die Auswirkungen auf Landschaft und Gesellschaft (namentlich auf Capri) nicht ein. Insofern bleibt diffus, ob Thomas Cooks „Revolution" sich nur im Herkunftsland auswirkte oder auch in das Gefüge im Zielland schon so stark eingriff, wie wir es aus dem 20. Jh. kennen. Dem sich unternehmensgeschichtlich präsentierenden Ansatz ist es auch zuzurechnen, dass die Erwartungen und Italienbilder der Reisenden und die geschäftsfördernde Bedienung gerade in der englischen Kultur schon vorgeformter Klischees nicht

thematisiert werden. Es bleibt allerdings auch unklar, inwiefern Thomas Cook sich nachfrageorientiert verhielt oder – wie das Buch suggeriert – durch eine aktive Angebotspolitik immer weitergehende Bedürfnisse erst weckte. Das Bändchen bietet eine interessante Perspektive, die aber weiterer analytischer Erhellung und Einbettung in die Kontexte beider Länder bedürfte.

Friedemann Scriba

Wolfgang Altgeld (Hg.), Quellen zu den deutsch-italienischen Beziehungen 1861–1963, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 11, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2004, XXX, 290 S., ISBN 3-534-14156-3, € 79. – Anders als im Fall der Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, Großbritannien, Rußland oder den USA gibt es keine auf chronologischen Zusammenhalt und Vollständigkeit angelegte Geschichte der deutsch-italienischen Beziehungen im 19. und 20. Jh. Auch der vorliegende Band kann und will dieses Forschungsdesiderat nicht erfüllen. Ausgehend von der „verspäteten" Nationalstaatsgründung 1861 bzw. 1871 bietet er eine wertvolle, ca. 120 Texte umfassende Quellensammlung. Der Hg. hat neben den eigentlichen Vertragstexten (Preußisch-italienische Allianz 1866, Dreibund, Achse, Stahlpakt, Dreimächtepakt usw.) auch zahlreiche „erzählende" und „retrospektive" Texte aufgenommen. Die ökonomischen, handelspolitischen und militärischen Aspekte fehlen. Das Hauptaugenmerk liegt auf der diplomatischen und politikgeschichtlichen Dimension. Auch die für die dreißiger Jahre so bedeutsame ideologische Komponente erscheint kaum berücksichtigt. So fehlt das Polizeiabkommen Himmler-Bocchini vom März 1936 oder die geheimen Zusatzabkommen zum Stahlpakt vom 22. 5. 1939. Die zeitliche Verteilung sieht für das „lange" 19. Jh. (bis 1914) ca. ein Drittel (33 Texte) vor. Der Erste Weltkrieg und die Weimarer Republik sind durch ein gutes Dutzend Texte abgedeckt. Den Löwenanteil des Bandes beansprucht das Verhältnis der beiden Diktatoren Mussolini und Hitler und ihrer Bündnisse mitsamt dem tragischen Nachspiel 1943–1945. Hier sind auch Sonderthemen wie „Südtirol" oder „Gastarbeiter" gut dokumentiert. Dem Wiederaufbau nach 1945 ist mit der Zeitgrenze 1963 eher ein kurzes Nachspiel gewidmet (ein Dutzend Texte). Das angebotene Material ist durch Personen-, Sach- und Ortsregister vorzüglich erschlossen. Auch bei der Übersetzung italienischer Texte ins Deutsche ist der Hg. mit Sorgfalt vorgegangen. Die große Bedeutung Österreich-Ungarns (Italien als vitaler Teil des preußisch-österreichischen Dualismus) kommt kaum ins Blickfeld. Das hat aber vermutlich mit der bilateralen Anlage der Gesamtreihe zu tun, in der der Band erscheint. Die Quellensammlung bietet so einen weiteren Baustein für eine künftige Gesamtgeschichte der Beziehungen Italien-Deutschland.

Jens Petersen

Massimiliano Valente, Diplomazia Pontificia e Kulturkampf. La Santa Sede e la Prussia tra Pio IX e Bismarck (1862–1878), prefazione di Lutz Klinkhammer, Religione e società 45, Roma (Studium) 2004, XV, 262 S., ISBN 88-382-3911-8, € 21. – Die sorgfältig gearbeitete diplomatiehistorische Studie gibt mehr als eine erneute Geschichte der „heißen Phase" des Kulturkampfs. Indem sie 1862, beim Beginn der Kanzlerschaft Bismarcks ansetzt, ja einleitend sogar bis in die Jahre des Kölner Kirchenstreits und des Konkordats zwischen Preußen und dem Heiligen Stuhl von 1841 zurückgreift, stellt sie den Kulturkampf in eine längere Perspektive. Die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Preußen waren – wie diese Perspektive zeigt – trotz fundamentaler weltanschaulicher Differenzen keineswegs nur zerrüttet; im Gegenteil zwischen Papst Pius IX. und König (später Kaiser) Wilhelm I., ja sogar Kanzler Bismarck, herrschte zeitweise sogar ehrliche und freundliche Wertschätzung. Und wie stets in der Geschichte der Staatenbeziehungen schlossen „ideologische" Differenzen auch in den Beziehungen dieser beiden ungleichen Mächte taktische Allianzen nicht aus. So schreckte der von der italienischen Nationalbewegung bedrohte (Noch-)Landesherr Pius IX. im November 1866 nicht vor dem Versuch zurück, das protestantische Preußen als Verbündeten zu gewinnen; Pläne, einem zur Flucht aus Rom gezwungenen Papst sogar Asyl in Preußen zu gewähren, kamen allerdings über Gedankenexperimente nicht hinaus. Allen temporären taktischen Annäherungen zum Trotz war Bismarck nicht bereit, für den zusammenbrechenden Kirchenstaat einen Finger zu rühren; ihm ging es allein darum, eine Verständigung Frankreichs und Italiens zu verhindern. In den Chor der lautstarken Papstkritiker fiel er jedoch nicht ein. Ganz anders als der preußische Gesandte in Rom, Harry Graf Arnim, dessen Ehrgeiz sich nicht damit begnügen wollte, nur Ausführender der Kanzleranweisungen zu sein, sah Bismarck davon ab, die auf dem Ersten Vatikanischen Konzil gegen das Projekt der Unfehlbarkeit des Papstes protestierenden Bischöfe offen zu unterstützen. Auf der anderen Seite versuchte Pius IX. sich nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges in die Friedensverhandlungen einzuschalten, mit der Absicht, seinerseits die Unterstützung der beiden Mächte bei einer Restitution des mittlerweile gefallenen päpstlichen Staates zu erhalten. Der wissenschaftliche Wert der Studie Valentes liegt in der systematischen Auswertung aller einschlägigen vatikanischen Quellenbestände, allen voran den Akten des Staatssekretariates, der Münchner Nuntiatur, des Archivio Particolare Pio IX sowie des Archivs der Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten. Für die Kulturkampfzeit gewinnen insbesondere die umfangreichen Positionspapiere dieses außenpolitischen Entscheidungsgremiums des Heiligen Stuhls sowie die Instruktionen des Staatssekretariats für die Nuntien in München (in Berlin existierte keine

Nuntiatur) Bedeutung. Valente setzt die Auswertung dieser umfangreichen Quellencorpora in der Tradition von Erwin Gatz und Giacomo Martina fort. Für die deutsche Gegenüberlieferung stützt er sich auf die publizierten Sammlungen. Zum Entsetzen des Papstes eröffnete Bismarck nach der Gründung des kleindeutschen Kaiserreiches den Kampf gegen den Katholizismus. Zur Überraschung Bismarcks versuchte aber der Papst nicht zu vermitteln, sondern nahm den Fehdehandschuh zusammen mit den deutschen Bischöfen auf. Nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen – die preußische Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl wurde nach dem Abgang Arnims 1872 zehn Jahre lang nicht wiederbesetzt – liefen die Kontakte zu Preußen im wesentlichen über die Fuldaer Bischofskonferenz. Papst und Kurie gaben sich hart; in zwei Enzykliken verurteilte Pius IX. die kulturkämpferischen Maßnahmen als illegitim; auch er mußte sich profilieren, war doch der Kulturkampf die erste große „außenpolitische" Herausforderung des Heiligen Stuhls nach dem Zusammenbruch des Kirchenstaates. Valente interpretiert den Kulturkampf – dessen Verlauf bis zum Tode Papst Pius' IX. 1878 der zweite Hauptteil seines Buches gewidmet ist – als eine Art politisch-diplomatischen „Feldzug" Bismarcks mit dem Ziel der inneren Konsolidierung des neugegründeten Reiches. Keineswegs sei Bismarck ein eingefleischter Katholikenhasser gewesen; gleichwohl sah er im Erfolg der Zentrumspartei eine Gefahr für seine Staatsgründung – und schlug gegen die Kirche. Auf der anderen Seite kämpften Heiliger Stuhl und preußisch-deutsche Bischöfe für die Rechte der Kirche im preußisch dominierten neuen deutschen Staat, führten eine Schlacht um Grundsatzpositionen, ohne zu erkennen, daß der eigentlich umkämpfte Punkt politischer, nicht rechtlicher Natur war. So schaukelte sich der Kulturkampf hoch, vermischte „unterschiedliche Ziele und unterschiedliche Methoden" und endete zuletzt in Erschöpfung vor allem der staatlichen Seite. Valentes Studie wirft neues Licht auf eine altbekannte Thematik, indem sie vor allem die päpstliche Diplomatie ins Visier nimmt. Für die Wahrnehmung des deutschen Kulturkampfes durch die italienische Geschichtswissenschaft stellt sie eine wichtige Arbeit dar; aber auch den deutschen Erforschern dieser Thematik hat sie einiges zu sagen. Thomas Brechenmacher

Francesca Tacchi, Gli avvocati italiani dall'Unità alla Repubblica, Storia dell'avvocatura in Italia, Bologna (il Mulino) 2002, 597 pp., ISBN 88-15-08741-9, € 45,90. – Il volume contiene una interessante analisi della evoluzione dell'avvocatura italiana che unisce ad un'ottica storica ben dettagliata ed accurata, un esame sociologico-giuridico del fenomeno. Una combinazione che consente all'Autrice di condurre la propria ricerca in una prospettiva ben articolata, tesa ad evidenziare, nei cinque capitoli in cui il volume è suddiviso,

le molteplici sfaccettature dalle quali il processo evolutivo può essere osservato, in primis la considerazione del ruolo pubblico da sempre rivestito dalla categoria, non offuscato neppure durante il fascismo. Nel corso dell'analisi viene sottolineato il peso determinante che gli avvocati hanno avuto nella determinazione dei contenuti della disciplina regolante lo stesso ceto, nella determinazione della politica dei governi e, come sottolineato dalla stessa Autrice, nello stesso processo di costruzione delle basi costituzionali dello Stato piemontese, prima, e di quello italiano poi. L'indagine prende le mosse dal processo di professionalizzazione, rimarcando il ruolo delle università ed i condizionamenti provenienti dai mutamenti socio-economici occorsi che registrano la presenza di nuovi committenti i quali incoraggiano la specializzazione. In questa prospettiva vengono posti in luce i diversi problemi riscontrati, primo fra tutti la distinzione delle funzioni della difesa e della procura, tipica di alcune aree dell'Italia preunitaria e non eliminata neppure con la prima legge „italiana sugli avvocati e procuratori" del 1874. Il volume presenta poi un'analisi attenta del fenomeno dell'associazionismo che trova nella rammentata disciplina il suo primo riconoscimento, seguendone gli sviluppi anche a livello nazionale, fino al fascismo quando, con l'approvazione nel 1926 del nuovo ordinamento delle professioni di avvocato e procuratore, si avvia un processo di progressiva limitazione, attraverso un sempre più penetrante controllo statale, della categoria che culmina, sette anni più tardi, nel completo esautoramento degli organi collegiali forensi. Il taglio storico adottato consente altresì di cogliere alcuni significativi mutamenti sociologici evidenziando questioni particolarmente delicate quali, ad esempio, la discriminazione tra i sessi, argomentata sulla base di presunte ragioni socio-culturali e su un ritenuto contrasto con il diritto pubblico interno; superata solo nel 1919, poi riproposta in forma diversa dal regime fascista. Una questione intorno alla quale si registra un ampio dibattito politico e giuridico del quale l'Autrice riporta i punti nodali applicando, come in tutta l'analisi, un metodo di indagine nel quale non mancano significativi richiami alla dottrina della quale nel volume si dà conto attraverso compiuti rimandi ad alcune delle riviste giuridiche che vedono la luce nel periodo considerato. Loredana Giani

Angelo Giuseppe Roncalli (Giovanni XXIII), Il Giornale dell'Anima. Soliloqui, note e diari spirituali. Edizione critica e annotazione a cura di Alberto Melloni, Bologna (Istituto per le scienze religiose) 2003, XLVIII, 545 S., ISBN 88-901107-0-8, € 50. – Unmittelbar nach der Seligsprechung Papst Johannes' XXIII. im Herbst 2000 konstituierte sich eine staatliche (!) Kommission zur Herausgabe der Tagebücher und autobiographischen Schriften Angelo Giuseppe Roncallis. Federführend ist die Fondazione per le scienze religiose

Giovanni XXIII in Bologna. Die Bände sollen aus den Originalmanuskripten des Papst-Nachlasses gearbeitet sein und den Ansprüchen an textkritische Editionen genügen. Den Auftakt der Reihe bildet die Neuausgabe des bekanntesten Werkes Johannes' XXIII., des Giornale dell'Anima, einer Art Anleitung zum geistlichen Leben, an der Roncalli seit seiner Zeit im Priesterseminar in unterschiedlicher Intensität arbeitete. Die ersten Eintragungen stammen von 1895, die letzten aus den Tagen unmittelbar vor dem Tod des Papstes am 3. Juni 1963. Allerdings weist das Giornale dell'Anima große zeitliche Lücken auf. Fast keine Aufzeichnungen finden sich beispielsweise in den Jahren des Ersten Weltkrieges sowie zwischen 1940 und 1946. Wo der Historiker mit besonderem Interesse nachschlägt, hat sich Roncalli darauf beschränkt, wenige Stichworte zu geben und im wesentlichen geistliche Übungen und Meditationen seiner Exerzitien notiert. Vielleicht werden zukünftig zu edierende Niederschriften Roncallis den „weltlicheren" Fragestellungen eher entgegenkommen; das Giornale dell'Anima darf jedenfalls nicht mit falschen Erwartungen gelesen werden: es ist keine Biographie des äußeren, sondern des inneren Lebens Roncallis. Hg. Melloni legt hier eine aktualisierte und erweiterte Fassung seiner bereits 1987 zum ersten Mal erschienenen kritischen Edition des Giornale vor. Neben einer Einleitung mit Beschreibung der Originalquellen enthält sie eine fundierte Bibliographie sowie, im Anhang, einen Textvariantenapparat, eine Konkordanz der verschiedenen Drucke des Textes und ein Register der zitierten Bibelstellen. Der Text selbst ist fortlaufend in den Fußnoten kommentiert. Die Edition Mellonis wird zukünftig die Grundlage wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Giornale dell'Anima bilden. Ergänzend dürfte jedoch die ältere, gleichfalls sorgfältig kommentierte Ausgabe des Privatsekretärs Johannes' XXIII., Loris Capovilla, ihren Stellenwert weiterhin behaupten (letzte Auflage 2000). Thomas Brechenmacher

Francesco Corrias, Un diplomatico italiano del '900. L'ambasciatore Angelino Corrias (1903–1977), Storia, memorie, saggi. Collana di studi diplomatici 1, Soveria Mannelli (Rubbettino) 2003, 232 S., ISBN 88-498-0560-80, € 16. – Die Lebensgeschichte des italienischen Diplomaten Angelino Corrias, die in der vorliegenden Biographie erzählt wird, ist zugleich ein Stück politische und kulturelle Geschichte des 20. Jh. Corrias wächst in der Ära des „alten Europa" auf, wird Zeuge beider Weltkriege, nimmt an der demokratischen Neuordnung nach 1945 teil und erlebt schließlich den Beginn der europäischen Einigung. Trotz seines bewegten Lebens hinterließ der Botschafter, im Gegensatz zu vielen seiner Amtskollegen, keine Tagebücher oder Memoiren. Erst kurz vor seinem Tod bringt er auf Drängen seiner Kinder einige Erinnerungen zu Papier, doch bleibt ihm keine Zeit mehr, das Manuskript zu been-

den, wie im Vorwort berichtet wird. Corrias' ältester Sohn Francesco, ebenfalls ehemaliger italienischer Botschafter, hat auf der Grundlage dieser wenigen Seiten, Dokumenten des Familienarchivs und eigenen Erinnerungen den Lebensweg des Vaters rekonstruiert „senza comunque voler compiere una ricerca ai fini di un'analisi critica" (S. 7). Die Publikation stellt insofern vor allem eine persönliche Würdigung Angelino Corrias' dar, die sich nicht nur auf den Diplomaten und Botschafter konzentriert, sondern auch über Privates und Familiäres berichtet. So entsteht neben der individuellen Lebensgeschichte gleichzeitig ein farbiges Bild des aufstrebenden italienischen Bürgertums im 20. Jh. Besonders reizvoll in diesem Zusammenhang sind die ersten Kapitel der chronologisch aufgebauten Biographie: Corrias' Kindheit und Jugend in der sardischen Heimat, das Studium in Mailand, seine Heirat mit Egle Sceti und der Beginn der diplomatischen Laufbahn 1932 geben Einblick in den Alltag und die Mentalität einer gut situierten bürgerlichen Familie im Italien des beginnenden 20. Jh. mit ihrer so typischen Prägung aus Katholizismus auf der einen, Liberalismus auf der anderen Seite. Die Darstellung dieser ersten Kapitel besticht durch ihre Unmittelbarkeit: Indem der Vf. die erhaltenen schriftlichen Erinnerungen seines Vaters (in Kursivdruck kenntlich gemacht) wörtlich wieder gibt und nur gelegentlich durch eigene Textpassagen vervollständigt, erhält der erste Teil des Buches stark autobiographischen Charakter. Über Corrias' ganz eigene Verbundenheit mit der sardischen Landschaft und Mentalität (deren Beschreibung stellenweise leider ins Klischeehafte abgleitet) erfährt der Leser ebenso wie über die Gründe, die ihn zur diplomatischen Karriere bewegen. Denn während die Diplomaten jener Zeit noch immer vornehmlich aus den Reihen des italienischen Adels rekrutiert werden, beeinflusst den jungen, nicht-adligen Corrias seine Herkunft auf ganz andere Weise in der Berufswahl: „Il servizio diplomatico è stato ... una prospettiva d'evasione dalle forme tradizionali della società in cui ero vissuto; quasi una specie di emigrazione di lusso in quanto garantita dallo Stato dal quale sarei dipeso." (S. 40) Angelino Corrias' Bemerkungen über das faschistische Regime, das zwei Jahrzehnte lang den Hintergrund dieser Lebensgeschichte bildet, sind jedoch eher unbefriedigend. Trotz der zeitlichen und emotionalen Distanz zur geschilderten Epoche findet keine wirkliche Auseinandersetzung über die starke Anziehungskraft des Faschismus gerade auf junge Menschen statt, die diesem Zeitzeugenbericht besondere Brisanz verliehen hätte. Stattdessen ist eine gewisse Apologetik unüberhörbar, wenn Corrias das „Fehlen eines demokratischen Bewusstseins" in der jungen italienischen Bevölkerung für den Erfolg der faschistischen Partei verantwortlich macht, die – wie er selbst – im Parteibuch in erster Linie eine „Formalität ohne ideologischen Charakter" gesehen hätte (S. 41). Abgesehen von dieser

Einschränkung ist jedoch festzuhalten, dass gerade die (von Francesco Corrias allein verfassten) Kapitel über Angelino Corrias' diplomatische Aufgaben während der Zeit des Zweiten Weltkrieges, seine Funktionen im *Ufficio Albania* und im *Ministero della Cultura Popolare*, eine spannende Lektüre darstellen, in welcher der Leser ein lebendiges Bild sowohl von den internen Problemen und politischen Verwicklungen des faschistischen Regimes als auch von zentralen Figuren der italienischen Außenpolitik wie Galeazzo Ciano und Renato Prunas erhält. Wie viele andere italienische Diplomaten kann Angelino Corrias seine Karriere nach Kriegsende fortsetzen (eine „analisi critica" hätte in dem Kapitel über die „Commissione di epurazione" [S. 115–121] Corrias' Anklage und ihren Widerruf wohl differenzierter behandelt), wird unter anderem *Consigliere* der italienischen Botschaft in Ankara, in den 50er Jahren Botschafter in Wien und Lissabon, bevor er seine Laufbahn Ende der 60er Jahre als *Capo del Cerimoniale della Repubblica* beschließt. Corrias' Anteil am politischen und kulturellen Leben der jeweiligen Landesbevölkerung, seine wirtschaftspolitischen Ambitionen im keynesschen Sinne, aber auch „Palastintrigen" im italienischen Außenministerium (S. 175–186) werden im Kontext der politischen Diskussionen und Ereignisse wie beispielsweise der Südtiroler Frage und des Aufstands in Ungarn anschaulich geschildert. Francesco Corrias hat mit der Empathie des Sohnes die beeindruckend reiche Lebensgeschichte eines Mannes aufgezeichnet, die nicht nur das Interesse von Historikern der italienischen Außenpolitik erregen wird, sondern dank ihrer lebendigen Darstellung und des flüssigen Stils auch ein breiteres Publikum ansprechen kann. Verschiedene Fotographien aus Corrias' privatem und öffentlichem Leben, eine Auswahlbibliographie mit Angaben vor allem zu zeitgenössischen biographischen und autobiographischen Werken sowie ein Personenregister vervollständigen die Publikation. Ruth Nattermann

Paolo Gaspari, La battaglia dei capitani. Udine: la battaglia urbana della Grande Guerra, Udine (Gaspari) 2005, 370 S., ISBN 88-7541-030-5, € 14,50. – In den frühen Morgenstunden des 24. Oktober 1917 entfesselten Verbände der deutschen und der österreich-ungarischen Armee die 12. Schlacht am Isonzo, die auch als Schlacht bei Caporetto in die Geschichte eingehen sollte. Es gelang den gut vorbereiteten Angreifern, die italienischen Truppen und ihre Führungsstäbe zu überraschen und die italienischen Stellungen nicht zuletzt durch das Anwenden der neuartigen Infiltrationstaktik und den Einsatz von Giftgas zu durchbrechen. Was folgte, war ein immer chaotischerer, von Panik begleiteter Rückzug und ein nahezu völliger Zusammenbruch der Befehlskette, der schließlich im Untergang der 2. italienischen Armee gipfelte und das Königreich in die schwerste Krise des Ersten Weltkriegs

stürzte. Kein geringerer als der italienische Oberbefehlshaber Luigi Cadorna hatte seinen Soldaten, Feigheit, ja Verrat vorgeworfen, und es ist dieser Vorwurf, der den Autor und Verleger Paolo Gaspari bis heute schmerzt. In seinem mit zahlreichen Karten, Skizzen und Photos illustrierten Buch wendet er sich am Beispiel der Schlacht um Udine in den letzten Oktobertagen des Jahres 1917 den bislang wenig beachteten Gefechten nach der eigentlichen Durchbruchsschlacht zu. Auf der Basis von Archivquellen (vor allem Kriegstagebücher italienischer Provenienz, aber auch deutsche und österreichische Dokumente) und Selbstzeugnissen zeichnet er ein detailliertes Bild der Ereignisse, wobei sich seine Beschreibung jedoch stellenweise im Epischen verliert. Gaspari kommt es vor allem auf folgendes an: Die pauschalen Vorwürfe der militärischen Führung gegen die eigenen Soldaten, so betont er, seien ungerecht gewesen. Es habe im Gegenteil nicht wenige Subalternoffiziere gegeben, die ihre Männer zusammengehalten und – auf sich selbst gestellt, von den höheren Kommandos im Stich gelassen – so gut sie konnten den Widerstand organisiert hätten. Dieser Widerstand hätte jedoch entscheidend dazu beigetragen, den Vormarsch der deutschen Truppen und der Verbände der k.u.k.-Armee so lange zu verzögern, um wenigstens die 3. und den größten Teil der 4. italienischen Armee zu retten und zunächst am Tagliamento, dann an der Piave eine neue Widerstandslinie aufzubauen. Thomas Schlemmer

Johannes U. Müller, L'Associazione ‚Amici della Musica' e l'origine delle istituzioni musicali fiorentine, Accademia Toscana di scienze e lettere „La Colombaria", Firenze (Amici della Musica-Cadmo) 2003, 325 S., ISBN 88-7923-288-6, € 30. – Es gehört zu den erfreulichen Öffnungstendenzen der Fachwissenschaften, dass die Erforschung einer musikalischen Institution an die Geschichtswissenschaft herangetragen wird und die Musikwissenschaft somit Unterstützung in der Bearbeitung des weiten Felds der musikalischen Sozial- und Strukturgeschichte erfährt. Die Frage der Bedeutung der *Amici della Musica*, einer Gesellschaft von Musikfreunden, die die Konzertgeschichte von Florenz seit 1920 bis heute wesentlich prägt, ist nun auf die Basis eingehender Archivrecherchen gestellt worden. Während sich Johannes U. Müller, der einige Jahre am *Istituto Universitario Europeo* in Florenz gewirkt hat, in diesem ersten Band der Institutionsgeschichte im engen Sinn widmet, ist ein Folgeband mit weiteren musikwissenschaftlichen Studien zu den Programmen und Aktivitäten der Gesellschaft angekündigt. Diese bedauerliche Trennung vermeintlich entfernter Fachdisziplinen scheint der Autor selbst kritisieren zu wollen, wenn er das Fehlen profunder Studien zu kulturellen Institutionen beklagt, allerdings nicht ohne mit seiner Begründung Anstoß zu erregen: „i musicologi, meno ancora degli storici d'arte, spesso non sono

abituati ed istruiti a spogliare archivi, e gli storici s'intendono poco di musica, arte troppo ‚intimistica' per essere annoverata tra le fonti storiche, tanto più da quando la storia non si considera più una scienza umanistica, ma una scienza sociale" (S. 11). Wie nämlich ist eine solche Äußerung mit der Fülle an institutions- und sozialgeschichtlichen Studien zum Musikleben zu vereinbaren, die seit Jahrzehnten zum Selbstverständnis der Musikwissenschaft gehören, und wie passt sie zu der Entwicklung, dass man sich in der Geschichtswissenschaft seit langem nicht nur sozialgeschichtlichen, sondern auch kulturgeschichtlichen Fragestellungen widmet? Die Voraussetzung für die Gründung der *Associazione Amici della Musica* nach dem ersten Weltkrieg (1920) war eine Fülle an Konzert- und Opernaktivitäten im Florenz des frühen 20. Jh. Wenn der Vf. diese Entwicklung als eine Kompensation der prestigeverwöhnten Oberschichten nach dem Verlust des Hauptstadtstatus und nach der sozialen Krise von 1898 interpretiert, geht er selbst von einer Verzahnung musikalischer und kulturpolitischer Strukturen aus (S. 20). In der Zielsetzung eines hohen Anspruchs an die Konzeption und Ausführung von Sinfonie- und Kammerkonzerten (s. Gründungsdokument S. 35) spiegelte sich das bildungsbürgerliche Selbstverständnis der *Associazione*, das im Verlauf des 20. Jh. zwangsläufig Krisen ausgesetzt war. So konstatiert Müller einen zyklischen Verlauf der Gesellschaftsgeschichte: Zweimal, Anfang der 1920er und der 1950er Jahre, baute sich die Gesellschaft im kriegsgeschüttelten Florenz aus einem privaten Kreis von Liebhabern auf (S. 159/60). Dass dabei die erste Phase der Gesellschaft die erfolgreichste war, ist zunächst auf Alberto Passigli, den Initiator und langjährigen Vorsitzenden der *Amici della musica* zurückzuführen. Er regte die Gründungen des *Orchestra stabile Fiorentina* (1928) und des heute noch sehr namhaften Festivals *Maggio Musicale* (1933) an und war ein außerordentlicher „uomo d'affari" (S. 160). Selbst als er ab 1933 in seiner offiziellen Funktion durch die faschistischen Kontrollorgane ausgeschaltet wurde, gelang es ihm, aus dem Hintergrund heraus zu wirken, bis die Gesellschaft 1938 praktisch zur Auflösung kam. Offenbar waren die drei Leitgedanken, auf große Stars und junge KünstlerInnen vor Ort zu setzen und dabei auch zeitgenössische Musik zu berücksichtigen, flexibel und risikolos genug für einen Erfolg unter wechselnden politischen Bedingungen. (Vgl. die Programmübersicht der Jahre 1920–1951 im Anhang). Das damalige Publikum aus leidenschaftlich Musikinteressierten des Bildungsbürgertums bot zudem bestmögliche Rezeptionsbedingungen. Ohne die noch ausstehenden Repertoireauswertungen des 2. Bd. zeigt sich bereits hier, dass die *Amici della Musica* avantgardistische Konzerte nur auf Anregung anderer veranstalteten. 1924 führte eine Aufführung von Arnold Schönbergs ‚Pierrot lunaire' unter der Leitung Alfredo Casellas in Zusammenarbeit mit der Konzertgesellschaft

Le Nuove Musiche di Roma zu einem der Skandale, die Schönbergs Musik damals auch in Deutschland oder Frankreich begleiteten. Als 1951 nach dem Tod Passiglis sein Sohn die Gesellschaft übernahm, war an den Erfolg der ersten Jahre nur noch bedingt anzuknüpfen. Aus dem Florentiner Bildungsbürgertum war unter den veränderten Lebensbedingungen kein großzügiges Mäzenatentum mehr zu erwarten. Zu neuem Schwung kam es erst unter den Präsidentschaften von Mario Casalini (ab 1980) und Stefano Passigli (ab 1985), auch zu einer erneuten Stärkung zeitgenössischer Musik. Wenn am Ende der Studie die Ausnahmestellung und Schutzbedürftigkeit von Kammermusik in der Musikkultur schlechthin gesondert betont wird, verwundert dies angesichts des heterogenen Konzertstils der Gesellschaft, aber auch, weil hier der Darstellungsstil unerwartet persönlich gefärbt ist. Müllers Formulierungen scheinen in diesem Fall eher an zukünftige Förderer der *Associazione* als an den kritischen Leser gerichtet: „È la musica di camera che, più che l'opera lirica o il concerto sinfonico, permette di avvicinarsi direttamente alla musica, al musicista, al ‚far musica' [...]. L'investimento nella musica da camera è dunque un investimento nella cultura musicale, e in ultima analisi, nella cultura *tout court*" (S. 186/187). Inwiefern sich die *Amici della Musica* letztlich auch unter den zunehmend erschwerten Rahmenbedingungen des Konzertlebens im 21. Jh. erfolgreich werden halten können, wird erst die Geschichte beantworten können. Johannes E. Müller ist es gelungen, die Entwicklungen der Florentiner Musikgesellschaft zu einer interessanten, lesenswerten Darstellung aufzubereiten, die im besten Sinn zu weitergehenden, kritischen Fragen anregt. Der Folgeband wird mit Spannung erwartet. Sabine Meine

Emilio Franzina/Matteo Sanfilippo (a cura di), Il fascismo e gli emigrati. La parabola dei Fasci Italiani all'estero (1920–1943), Quadrante Laterza 119, Roma-Bari (Laterza) 2003, XXX, 193 S., ISBN 88-420-6839-X, € 22. – Als der Faschismus in Italien an die Macht kam, war dies eine Zeit, in der die Aufnahmebereitschaft für italienische Migranten in den Überseeländern abnahm. Für den Faschismus war es aus ideologischen Gründen ein Makel, dass Italien aufgrund seiner unattraktiven Lebensbedingungen ein Auswanderungsland war und im Ausland, vertreten durch seine Emigranten, über ein entsprechendes Image verfügte. Folglich war das faschistische Regime daran interessiert, die Loyalität der Emigrierten zu ihrem Heimatland zu stärken, eine Assimilierung im Aufnahmeland oder den Wechsel der Staatsbürgerschaft zu erschweren. In den verschiedenen Zielländern versuchte man, im wesentlichen durch die Konsulate, dies durch die Einrichtung von faschistischen Parteiorganisationen (*fasci*) zu erreichen. Im Gesamttrend, auch bei aller gebotenen Differenzierung je nach Zielland, zeigt dieser Sammelband, dass die Faschisie-

rung der Auslandsitaliener nur zu einem sehr geringen Teil gelang. Die verschiedenen Länderreferate stützen sich eingestandenermaßen auf eine recht schmale Quellenbasis, zeigen insgesamt aber plausibel in die gesamtpolitische Konstellation einzufügende Trends. In einem diachronen Überblick zeigt Luca De Caprariis die Bemühungen in Italien um die Gründung möglichst vieler *fasci* im Ausland, deren Funktion in der 1938 beginnenden Remigrationsförderung und das Ende der *fasci* mit dem Beginn des 2. Weltkrieges (S. 3–27). Éric Vial akzentuiert die hohe Zahl faschistischer Zellen angesichts ca. 1 Million Italiener in Frankreich 1931 und die sich daraus ergebenden Konflikte mit den französischen Behörden, was schon vor Kriegsausbruch 1939 mit der Auflösung der *fasci* und ihrer Satellitenorganisationen endete. Gab es im Vichy-Frankreich eine schwache Wiederbelebung, so ist die Situation im besetzten Teil noch zu erforschen (S.27–42). Anne Morelli verweist auf die hohe Integration der Italiener in Belgien, die geringen Zahlen der meist kleinbürgerlichen Mitglieder selbst in Brüssel oder Gent, den „fascismo femminile" mit seiner Förderung der Geburt von Emigrantenkindern in Italien und der weit höheren Stärke der antifaschistischen, v. a. kommunistischen Opposition in Migrantenkreisen (S. 43–52). In London entstand die erste Auslandszelle und eine besondere Konstellation durch das Vorhandensein der *British Union of Fascists*, mit denen die *fasci* zusammenarbeiteten. Claudia Baldoli betont die passive Rolle italienischer Regierungsstellen in England, die zunehmend höhere Kontaktdichte zwischen den britischen Faschisten und der deutschen NSDAP-AO, die Veränderungen im Umfeld des Äthiopienkrieges, die starken Bestrebungen zur ideologischen Faschisierung der italienischen Schulen sowie die verstärkte Nachfrage von Italienern nach der britischen Staatsbürgerschaft im Sommer 1939 (S. 53–74). Deutschland und Österreich interessieren Brunello Mantelli, der die gegenüber den späten Kaiserreichen extrem gesunkene Immigrantenzahl hervorhebt, die Nachrangigkeit der „Parteipolitik" gegenüber offiziellen Außenpolitik im Donauraum, die propagandapolitische Bedeutung des Petrarca-Hauses in Köln und die sozialpolitischen Aufgaben der *fasci* seit der Weltwirtschaftskrise und der neuen Immigration seit 1937 (S. 75–84). Nicola Labanca illustriert die Sonderentwicklung der kolonialen Zellen und deren rassistische Radikalisierung als Beitrag zum Scheitern des totalitären Kolonialismus (S. 85–100). Den Reigen der Untersuchungen der Überseestaaten beginnt Angelo Principe mit Kanada, das Wohlwollen der dortigen öffentlichen Meinung gegenüber dem Faschismus und den mit 88% sehr hohen Naturalisierungsgrad erwähnend. Nach dem „periodo d'oro del fascismo italo-canadese" von 1930 bis 1935 wurde aufgrund des Abessinienkrieges und der italienischen Rassengesetze von 1938 der Widerspruch, zugleich Kanadier und PNF-Mitglied zu sein, immer offenkundiger und führte zu

verstärkter Loyalität der Immigranten gegenüber Kanada (S. 101–114). In den USA gelang es, so Matteo Pretelli, den mit der *Fascist League of North America* vereinigten Zellen bis zu ihrer Auflösung 1929 nicht, unter den mehr als 1 Million Italienern über 12 000 Mitglieder zu werben, da sie keinen wirklichen Kontakt zu ihren sich amerikanisierenden Landsleuten fanden und in die Reviere älterer Immigrantenorganisationen nicht eindringen konnten (S. 115–127). Erneute Gründungen von faschistischen Zellen seit Mitte der 1930er Jahre wurden unter anderem durch amerikanische Bestimmungen zum politischen Engagement von Ausländern erschwert und unterlagen so dem Zwang zu klandestiner Aktion (Stefano Luconi, S. 128–139). Auf das Paradox, dass gerade der hohe Italiener-Anteil an der argentinischen Bevölkerung eine Faschisierung der Migranten verhindert habe, verweist Loris Zanatta (S. 140–151), während auch unter dem philofaschistischen Regime in Brasilien die *fasci* gegen die Konkurrenz anderer Migrantenorganisationen keine wirkliche Chance hatten (S.152–166). Adriano Boncompagni betont die besonders schwache Quellenlage hinsichtlich Australiens, wo die Italiener immerhin die stärkste nicht-angelsächsische Immigrantengruppe darstellten, und verweist auf einen mit ca. 20% erratisch hohen und erklärungsbedürftigen Organisationsgrad in den Bergwerksgebieten von Wiluna (S. 167–173). Der Band verdeutlicht trotz des im Trend einheitlichen Ergebnisses, dass hier ein zu vertiefendes Forschungsgebiet liegt. Friedemann Scriba

Mauro Canali, Le spie del regime, Biblioteca di storia, Bologna (il Mulino) 2004, 863 pp., ISBN 88-15-09801-1, € 40. – Dopo anni di ricerche nell'Archivio Centrale dello Stato, Mauro Canali ha dato alle stampe il suo monumentale lavoro dedicato agli apparati repressivi del regime fascista. Diciamo subito che il titolo non è particolarmente efficace, in quanto più che un lavoro sulle spie, sul genere di *Delatori* di Mimmo Franzinelli, la parte più valida del volume si occupa delle strutture della repressione fascista, dei meccanismi del Ministero dell'Interno e della sua evoluzione dall'Italia liberale al Ventennio. In particolare il secondo capitolo si occupa della riorganizzazione della Polizia politica da parte del fascismo, da De Bono a Crispo Moncada. L'azione di quest'ultimo funzionario viene descritta come ossessionata dalla necessità di combattere il comunismo, e dal suo impulso che fa nascere la specializzazione della polizia italiana nella lotta contro i „bolscevichi", sul territorio nazionale e all'estero. Nel 1926 Moncada fu sostituito dal noto Arturo Bocchini alla direzione della P. S. L'arrivo di Bocchini coincise con il rafforzamento degli organi repressivi nella prospettiva della trasformazione del governo fascista in regime totalitario, con il „vertiginoso [...] incremento [...] per emolumenti a confidenti e fiduciari." (p. 60). Tra il 1926 ed il 1927 la Polizia politica

divenne una vera e propria branca autonoma all'interno del Ministero, con un proprio bilancio, che da solo assorbiva quasi la metà di quello della Direzione Generale della P. S., e con un proprio schedario che l'Autore descrive minuziosamente. Fondamentali sono poi i passaggi del testo che spiegano, con chiarezza, il rapporto tra la Polizia politica e l'OVRA, la vera e propria polizia segreta operativa sul territorio. Secondo Canali, infatti: „I funzionari della Polpol erano quindi il cervello dell'intero sistema investigativo e repressivo poliziesco, la memoria centralizzata del patrimonio di conoscenza accumulato nella lotta all'antifascismo. Essi „trattavano" dati e segnalazioni che giungevano dalla rete fiduciaria e decidevano a quali altre istanze della Ps operative all'interno del paese affidare il proseguimento dei servizi avviati. Non gli competevano funzioni operative *sul territorio*, per le quali si affidavano alle tradizionali questure [...] e all'OVRA." (p. 70) Il libro rappresenta insomma una fonte preziosa per capire il funzionamento della polizia italiana, e una guida per orientarsi tra le carte dell'Archivio Centrale dello Stato, utilizzate all'infinito dagli storici contemporaneisti, che spesso però ignorano sia l'organo che le ha prodotte, sia le finalità per le quali sono state prodotte. I capitoli successivi sono dedicati ai fiduciari della Polizia politica (da dove si evince come l'intera società italiana fosse pervasa di spie e spioni), e all'OVRA e ai casi più famosi e significativi della repressione antifascista. Al di là delle diatribe contingenti, dovute all'inserimento di nomi eccellenti tra le spie del regime (è oramai annosa la polemica, ad esempio, sul comunista Ignazio Silone), il libro di Canali rimarrà come uno dei lavori fondamentali per studiare il regime fascista, e per capire la macchina repressiva di uno stato totalitario.

Amedeo Osti Guerrazzi

Ferdinando Cordova, Verso lo stato totalitario. Sindacati, società e fascismo, Soveria Mannelli (Rubbettino) 2005, pp. XIV, 320, ISBN 498-0999-9, € 17. – Nel 1974 Ferdinando Cordova pubblicò „Le origini dei sindacati fascisti", libro per l'epoca coraggioso perché esplorava, per la prima volta, il sistema corporativo fascista, ne sottolineava l'importanza per il regime e ne ricostruiva le origini rivoluzionarie. Quel volume si concludeva con il 1926, e questo nuovo lavoro, nella sua prima parte, ne costituisce la continuazione perché riprende la narrazione con il dibattito sullo „sbloccamento" delle corporazioni fasciste avvenuto tra il 1926 e il 1927. Cordova racconta il dibattito avvenuto all'interno delle gerarchie del regime, in particolare tra il Ministro Bottai e il capo del sindacalismo fascista Rossoni, inserendolo nel contesto economico italiano e nella politica fascista all'indomani della decisione presa da Mussolini di „salvare" la lira imponendo la cosiddetta „Quota Novanta"; di portare cioè il cambio lira/sterlina a 90 lire. Secondo Cordova il tentativo di

Rossoni di creare un vero e proprio stato sindacale, che prendesse sul serio le parole d'ordine sociali e rivoluzionarie del primo fascismo (ricordiamo che Rossoni proveniva dal sindacalismo rivoluzionario ed era sicuramente uno dei più convinti assertori del fascismo „proletario" e „di sinistra"), si scontrò con l'oggettiva situazione di impotenza dovuta alla natura intrinsecamente classista del regime, di cui Bottai fu uno dei più importanti difensori. Secondo Bottai, infatti, il sistema corporativo serviva unicamente per disciplinare le masse, dato che non si potevano ignorare (p. 89); questo significava, in realtà, scaricare sui lavoratori i costi della politica economica del regime e permettere agli industriali e agli agrari, il cui consenso era uno dei punti di forza del fascismo, di fare lucrosi guadagni. Nella vicenda della sconfitta di Rossoni e dello svuotamento dello stato corporativo si inserisce quindi la nascita della Associazione Nazionale Studi e della rivista „I problemi del Lavoro" (oggetto della seconda parte del libro). L'A.N.S. nacque per volontà di Rinaldo Rigola e di altri ex dirigenti della Confederazione Generale del Lavoro all'indomani della decisione di sciogliere quella che era stata la maggiore organizzazione sindacale di classe in Italia, e di accettare il „fatto compiuto" del fascismo e del sistema corporativo. La nascita dell'Associazione coincise con una clamorosa dichiarazione di Rigola che, in sintesi, giudicava il corporativismo come la realizzazione degli ideali socialisti e delle lotte intraprese per decenni dai sindacati di classe in opposizione allo Stato liberale. Ponendosi come collaboratori tecnici dei sindacati fascisti, gli ormai ex confederali intendevano modificare in qualche modo la politica sociale del fascismo, non rendendosi invece conto che la loro influenza sul regime era nulla, e la loro popolarità tra le masse cancellata proprio dal loro nuovo atteggiamento politico. L'A.N.S. venne seguita con una certa attenzione dalla polizia, che temeva infiltrazioni comuniste, e sciolta nel 1940, senza aver mai svolto alcun ruolo realmente importante. Amedeo Osti Guerrazzi

Michele Sarfatti, La Shoah in Italia. La persecuzione degli ebrei sotto il fascismo, Torino (Einaudi) 2005, 165 S., ISBN 88-06-17454-1, € 8,50. – Pünktlich zum 60. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz am 27. Januar 1945 legt Michele Sarfatti eine Studie vor, welche die Etappen der Judenverfolgung zwischen 1933 und 1945 für Europa im allgemeinen und Italien im speziellen rekonstruiert. Der Leiter der *Fondazione Centro di Documentazione Ebraica Contemporanea* in Mailand, ausgewiesener Kenner der italienisch-jüdischen Geschichte während des Faschismus, wendet sich mit dieser knappen, klar strukturierten Publikation in erster Linie an Schüler und Studierende. Dies ist nur zu begrüßen, da trotz der in Italien allgegenwärtigen Gedenkfeiern zur *Giornata della Memoria* am 27. Januar die zur Shoah führenden Ereignisse

und Kausalitäten sowie das Ausmaß der Mitverantwortung des faschistischen Regimes nicht selten zugunsten der Schaffung einer einheitlichen nationalen Erinnerungskultur in den Hintergrund treten und der Generation der „Nachgeborenen" wenig substantielle Diskussionsgrundlage geboten wird. So ist auch der Begriff *Shoah* zwar mittlerweile – nicht zuletzt durch den gleichnamigen Film aus dem Jahr 1985 von Claude Lanzmann – in den europäischen Sprachgebrauch eingegangen, wo er zunehmend die Bezeichnung *Holocaust* für die Ermordung der europäischen Juden verdrängt. Doch darf bezweifelt werden, dass seine etymologische Herkunft und Bedeutung, geschweige denn die historische Dimension, die sich hinter dem Begriff verbirgt, allgemein bekannt sind. An diesem Punkt setzt Sarfattis Untersuchung an. Ausgehend von der Übersetzung der hebräischen Vokabel *Shoah* mit „Katastrophe, Desaster, Zerstörung" erklärt der Autor den biblischen Ursprung des Begriffs und seine Verwendung durch die ersten Zionisten in Palästina, welche die nationalsozialistische Judenverfolgung bereits seit 1937 als *Shoah* bezeichneten, bevor sie den Begriff in den Jahren nach 1938 auf die physische Vernichtung der europäischen Juden bezogen. Heute wird *Shoah* außerhalb Israels hauptsächlich mit dem zuletzt genannten Zeitabschnitt assoziiert. Sarfatti jedoch orientiert sich in seiner Untersuchung explizit am ursprünglichen Sprachgebrauch, wenn er *Shoah* einerseits allgemein auf die antijüdischen Verfolgungsmaßnahmen vor und während des Zweiten Weltkrieges, andererseits speziell auf die Phase der Judenvernichtung bezieht. Gleichzeitig hält er fest: „... la Shoah è stata innanzitutto un capitolo della nostra storia, che va compreso prima che denominato" (S. 7). Diesen Erklärungs- und Verstehensanspruch wollen die folgenden Kapitel erfüllen, die in drei Teile gegliedert sind. Der erste Teil (Aspetti Generali) thematisiert neben der Begriffserklärung die Diskussion um die Einzigartigkeit der *Shoah* sowie ihre chronologische, geographische und quantitative Dimension, woran sich eine kurze Betrachtung der Geschichte der europäischen Juden seit Ende des 19. Jh. und der Entwicklung des modernen Antisemitismus anschließt. Bei allem Verständnis für die inhaltlichen Kompromisse, die ein solcher Überblick erfordert, hätte im Abschnitt „L'unicità della Shoah" (S. 8–10) zumindest ein Hinweis auf den Historikerstreit in Deutschland Ende der 80er Jahre um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung erwartet werden können, zumal die Kontroverse keineswegs rein akademischer Natur war, sondern sich zur öffentlichen Debatte ausweitete und auch im Ausland ihr Echo fand. Der zweite Teil (Dalla Germania all'intera Europa) skizziert nacheinander die Jahre der antijüdischen Gesetzgebung in und außerhalb von Deutschland (1933–1939), die mit dem Beginn des Weltkrieges einsetzende Phase der Ghettoisierung (1939–1941) und schließlich jene der Vernichtung (1941–1945). Auf überzeugende Weise stellt

Sarfatti die deutsche Vorreiterrolle innerhalb der antisemitischen Gesetzgebung heraus, lehnt jedoch gleichzeitig entschieden die noch immer weit verbreitete These ab, nach der die Nationalsozialisten Italien, Rumänien, Ungarn, die Slowakei und weitere Staaten zur Annahme der betreffenden legislatorischen Akte genötigt hätten. Das Einsetzen der Ghetto-Bildung mit Beginn des Krieges, der Beschluss zur Ermordung aller europäischen Juden im Zuge des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion – diese Etappen umreißt Sarfatti, ohne den historischen Kontext aus den Augen zu verlieren. Auch weist er zu recht auf das gigantische Ausmaß der Zerstörung und des Raubs jüdischen Eigentums hin, das er als spezifisches Element der Judenvernichtung identifiziert (S. 59). Doch treten Juden in Sarfattis Studie nicht ausschließlich als Opfer in Erscheinung: Der Autor thematisiert ebenso den jüdischen Widerstand, wobei er nicht nur auf die Beteiligung von Juden im antifaschistischen Partisanenkampf eingeht. Er würdigt außerdem den Mut derjenigen, die ihr Leben und das ihrer Familienangehörigen in Verstecken und der Anonymität verteidigten, die bis zu ihrer Ermordung oder aber Befreiung den Glauben an das Judentum bewahrten, die sich die eigene Würde bis zum Ende nicht nehmen ließen. Nach diesen grundlegenden ersten beiden Teilen der Untersuchung wendet sich der dritte Teil speziell der *Shoah* in Italien zu. Einem kurzen Überblick über die quantitativen, sozioökonomischen und politischen Verhältnisse der Juden in Italien folgt eine Betrachtung der Zusammenhänge zwischen der Mentalität Mussolinis, Faschismus und Antisemitismus. Sarfatti widerlegt den Topos vom „nicht-antisemitischen Faschismus", indem er anhand von Quellenzitaten bereits beim jungen Mussolini eine antisemitische Grundeinstellung nachweist, die erheblichen Einfluss auf den 1938 offiziell einsetzenden, schon zuvor aber latent vorhandenen antisemitischen Kurs der faschistischen Partei ausübte. So wird auch in den nachfolgenden Abschnitten „La Persecuzione dei diritti (1938–1943)" und „La Persecuzione delle vite (1943–1945)" die Mitverantwortung Mussolinis und seiner Mitstreiter für die *Shoah*, insbesondere nach der Gründung der mit den Nationalsozialisten kollaborierenden *Repubblica Sociale Italiana* immer wieder hervorgehoben. Gleichzeitig unterstreicht Sarfatti auch für den italienischen Fall das hohe Maß an Konsens der Bevölkerung mit der staatlichen Führung und die generelle Indifferenz der Italiener gegenüber dem Schicksal ihrer jüdischen Landsleute als notwendige Voraussetzungen für die Effektivität des staatlich angeordneten Vorgehens. Und obwohl der Prozentsatz der *Shoah*-Opfer in Italien vergleichsweise gering ausfällt, warnt der Autor davor, diesen Umstand der Humanität der italienischen Nation als solcher zuzuschreiben: „... essi furono talora ‚brava gente' e talora ‚mala gente', e ... il ricondurre l'intera popolazione della penisola sotto l'una o l'altra delle due definizioni reca grave offesa

a coloro che effettivamente furono ‚brava gente'." (S. 123). Sarfattis Studie versteht sich insofern auch als Plädoyer gegen den Mythos „italiani brava gente", der den Blick auf die Täter, aber auch auf die wahren Helfer verdeckt. Wichtiges Anschauungs- und Quellenmaterial bieten die im Anhang enthaltenen geographischen Karten mit den Deportationsrouten und Vernichtungszentren, die knappe Bibliographie sowie insbesondere die Zusammenstellung von gedruckten und ungedruckten Dokumenten zur faschistischen „Rassenlehre", der antisemitischen Gesetzgebung in Italien, der Judenverfolgung sowohl in den von Deutschland oder Italien besetzten Gebieten als auch in der *Repubblica Sociale Italiana*. Ein Personen- und ein Orts-Register hätten gerade im Hinblick auf den schulischen Gebrauch noch ergänzt werden können.

Ruth Nattermann

Stefano Picciaredda, Diplomazia umanitaria. La Croce Rossa nella Seconda guerra mondiale, Biblioteca storica, Bologna (il Mulino) 2003, 310 pp., ISBN 88-15-09411-3, € 22. – Sin dalla seconda metà dell'Ottocento la storia dei conflitti bellici è accompagnata da quella dell'assistenza alle vittime di guerra, militari e civili, attuata non solo dai singoli animati da buona volontà ma anche da organizzazioni che agirono sul piano sovranazionale come la Croce Rossa Internazionale istituita da Jean-Henri Dunant. Ciò ha convogliato l'interesse di diversi storici su un particolare settore che è stato propriamente definito „diplomazia umanitaria" o „dell'assistenza", già oggetto di specifico interesse per ciò che concerne la Grande Guerra (come negli studi di Annette Becker). In questo ambito appare ora, ad opera di Stefano Picciaredda, una monografia dedicata all'attività di questa organizzazione nella Seconda guerra mondiale. Lo studio, avvalendosi dei fondi dell'Archivio del Comitato Internazionale della Croce Rossa (CICR) in Ginevra, recentemente aperti alla consultazione degli studiosi, affronta una serie di tematiche di particolare rilievo riferite all'azione del CICR di fronte a questioni di primario interesse nell'ambito del conflitto mondiale, fra queste, i totalitarismi (Germania, Russia), la Francia occupata, l'Italia (prima e dopo l'8 settembre) e la Shoah. La trattazione di questi argomenti parte da un presupposto fondamentale: l'analisi della natura del CICR e le caratteristiche dei suoi principali protagonisti. Risulta, infatti, impossibile affrontare l'azione del CICR durante la guerra senza approfondire il concetto di „neutralità" dell'istitutuzione teorizzato da Max Huber, presidente del Comitato durante la guerra e famoso giurista del diritto internazionale dell'epoca. È questa la chiave per comprendere l'attività del Comitato nella tempesta degli eventi bellici, essere – per dirla con le parole di Huber – il Samaritano del Vangelo il cui scopo è il soccorso della vittima. Un soccorso silenzioso ma efficace. Nel leggere le pagine del volume si scorge una similitu-

dine con l'azione dell'altra protagonista dell'assistenza nei conflitti mondiali, la Santa Sede. In particolar modo CICR e Vaticano (i cui rapporti sono descritti in un paragrafo del VII capitolo), così come Huber e Pio XII sono accomunati da questa opzione di non denunciare apertamente i crimini di guerra e i crimini contro l'umanità compiuti in particolar modo dal regime nazionalsocialista. Questa neutralità avrebbe condotto entrambi i protagonisti a critiche, presto trasformatesi dopo la guerra da parte di taluni in accuse di aver taciuto sulla „soluzione finale" e i „campi di sterminio" (per ciò che concerne papa Pacelli si veda a questo proposito Giovanni Maria Vian, Il silenzio di Pio XII: alle origini della leggenda nera, in AHP, 42/2004, pp. 223–229). Il volume di Picciaredda pone in luce i dibattiti interni al Comitato su queste ed altre importanti tematiche del conflitto e, attraverso questi appassionati e, talvolta, drammatici dibattiti, è possibile comprendere l'inevitabilità della politica adottata dal CICR. Il volume, pur ampio, non può chiaramente abbracciare tutta l'azione del Comitato a livello mondiale nel corso del conflitto. In questo senso l'archivio di Ginevra potrà offrire ancora molteplici spunti per la prosecuzione di questo tipo di ricerche. A questo proposito anche la recente apertura alla consultazione degli studiosi (nel 2004), presso l'Archivio Segreto Vaticano, del fondo *Ufficio Informazioni Vaticano per i prigionieri di guerra istituito da Pio XII (1939–1947)* – che raccoglie una documentazione altrettanto imponente sull'altra „internazionale del soccorso" (già delineata in alcuni dei volumi degli *Actes et Documents du Saint Siège relatifs à la Seconde Guerre mondiale*) – non potrà che contribuire al progresso degli studi sulla „diplomazia umanitaria" e sulle tematiche ad essa collegate.

Massimiliano Valente

Inter Arma Caritas. L'Ufficio Informazioni Vaticano per i prigioneri di guerra istituito da Pio XII (1939–1947), Bd. 1: Inventario, Bd. 2: Documenti; DVD-Edition des Karteikartenarchivs zusätzlich; Collectanea Archivi Vaticani 52, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2004. – Sogleich mit Kriegsbeginn, im September 1939, ordnete Papst Pius XII. an, beim vatikanischen Staatssekretariat ein Informationsbüro für Kriegsgefangene einzurichten. Damit ließ er bereits während des Ersten Weltkrieges betriebene Fürsorgeaktivitäten des Heiligen Stuhls wieder aufnehmen. Unter Leitung von Monsignor Giovanni Battista Montini – dem späteren Papst Paul VI. – bearbeitete eine wachsende Zahl von Mitarbeitern täglich bald mehrere Hundert Anfragen über das Schicksal von Kriegsgefangenen, Verschollenen, Verschleppten und Deportierten an allen Kriegsschauplätzen. Das weltweite Netz der Nuntien, Delegaten, Bischöfe, Ordensleute und Priester war wie kein zweites geeignet, diese Aufgabe zu erfüllen. Auch das Medium Radio fand verstärkten Einsatz

zur Nachrichtenübermittlung für die Personensuchdienste. Wo immer möglich, wurde versucht, die reine „Datenerhebung" durch konkrete Hilfeleistungen, Besuche in Gefangenen- und Konzentrationslagern, Lieferungen von Lebensmitteln, Kleidung, Medikamenten zu ergänzen. Neben dem internationalen Roten Kreuz bildete das vatikanische Informationsbüro sehr schnell die wichtigste Anlaufstelle für all jene, die verzweifelt nach dem Schicksal ihrer verschwundenen Angehörigen fahndeten. Sein jetzt erschlossenes und freigegebenes Archiv dokumentiert diese bisher oftmals unterschätzte humanitäre Aktivität des Heiligen Stuhls in ihrem gesamten Umfang und ihrer Systematik: etwa vier Millionen Datenblätter verzeichnen die Erfolge und auch Mißerfolge der vatikanischen Bemühungen um alle – auch die jüdischen – Opfer des Krieges. Die beiden Bände „Inter Arma Caritas" leiten in der bewährten Qualität der Inventarien des Vatikanischen Geheimarchivs zur Benutzung des Archivs des *Ufficio Informazioni* an. Konzisen Einführungen durch den Archivpräfekten Sergio Pagano und die beiden Bearbeiterinnen Francesca Di Giovanni und Giuseppina Roselli folgt in Band I das eigentliche Inventar. Die 2349 Archiveinheiten sind exakt verzeichnet sowie detailliert erschlossen (sofern sie nicht lediglich Briefeingangsprotokolle enthalten). Entsprechend den einzelnen Tätigkeitsschwerpunkten des *Ufficio Informazioni* gliedert sich auch dessen Archiv in neun Sektionen, von denen vor allem die „Sezione Segreteria", die den Schriftwechsel des *Ufficio* mit den kirchlichen Kontaktstellen in aller Welt enthält, von allgemeinerer Bedeutung ist. Die „Sezione archivio liste" vereinigt die beim Informationsbüro eingegangenen Suchlisten; in den Sektionen „Radio" und „Telegrammi" sind die unablässigen Bemühungen dokumentiert, Nachrichten zu sammeln und weiterzugeben; Sonderabteilungen widmeten sich den Gefangenen „englischer Sprache" vor allem der Kriegsschauplätze in Nordafrika sowie den Opfern und Gefangenen „deutscher und slawischer Sprache", darunter auch getauften und ungetauften jüdischen Deportierten. Band II präsentiert auf über 800 Seiten ausgewählte, jedoch nicht kommentierte Dokumente des Archivs. 21 Kapitel – zum Beispiel über „Verfolgte aus politischen, religiösen und rassischen Gründen" oder über die Situation nach der Besetzung Norditaliens und Roms durch die Deutschen nach dem 8. September 1943 – vermitteln aus der Fülle der Quellen einen Eindruck vom Umfang der Aktivitäten des *Ufficio Informazioni*, der freilich die Arbeit mit dem Archiv selbst für vertiefende Fragestellungen und Einsichten nicht ersetzen kann. Ein umfangreiches Orts- und Personenregister erschließt beide Bände. Wer gezielte empirische Forschungen über die Kriegsgefangenenhilfe des Vatikans oder über andere Fragestellungen zu den Kriegsopfern des Zweiten Weltkrieges unternimmt, wird jedoch zum eigentlichen Hauptbestand des Archivs greifen müssen, den vier Millionen Einzeldatenblät-

tern, die durch Digitalisierung vor dem physischen Zerfall bewahrt wurden und jetzt in der zusätzlichen DVD-Edition zu Verfügung stehen. Wie der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber 1941 zu dem Urteil kommen konnte, „die Weltkirche" habe karitativ „im Kriege völlig versagt", ist angesichts der Fülle des hier präsentierten Materials nur schwer verständlich. Freilich zeigt sich fast auf jeder Seite der Dokumentation, wie beschränkt die Spielräume des Heiligen Stuhls waren, über das Sammeln und Weitergeben von Informationen hinaus konkreten Einfluß auf das Schicksal der zivilen wie militärischen Kriegsopfer nehmen. Versagten die Behörden der kriegführenden Mächte, die militärischen Dienststellen oder die Besatzungsmächte ihre Mitarbeit – wie beispielsweise der Berliner Nuntius Orsenigo mehrfach erfahren mußte und nach Rom berichtete –, war wirkungsvolle Hilfestellung oder gar die Rettung vor allem größerer Gruppen Gefangener oder Deportierter kaum möglich. Vielfach war die Übermittlung eines Lebenszeichens an Angehörige das Einzige, was der Heilige Stuhl leisten konnte. Das Archiv des *Ufficio Informazioni*, die erschließende Dokumentation „Inter Arma Caritas" sowie die digitale Edition der Datenblätter werden künftig den Ausgangspunkt jeder Beschäftigung mit der vatikanischen Kriegsopferhilfe während des Zweiten Weltkriegs darstellen. Thomas Brechenmacher

Amedeo Osti Guerrazzi, Poliziotti. I direttori dei campi di concentramento italiani 1940–1943, Roma (Cooper) 2004, 173 S., ISBN 88-7394-038-2, € 14. – Wer waren die Leiter der rund 50 Lager, die in Italien zwischen 1940 und 1943 bestanden? Über die „Direktoren" der italienischen Konzentrationslager, wie sie genannt wurden, war bislang nur sehr wenig bekannt. Die spärlichen Informationen über sie stammten in der Regel aus den Memoiren der Internierten. Mit „Poliziotti. I direttori dei campi di concentramento italiani 1940–1943" von Amedeo Osti Guerrazzi liegt nun erstmals eine wissenschaftliche Untersuchung dazu vor. In einem einführenden Teil skizziert Osti Guerrazzi zunächst kurz die Geschichte der Internierung in Italien und beschreibt die verschiedenen Gruppen von Häftlingen, um schließlich eine knappe Zusammenfassung der Ergebnisse seiner Analyse zu liefern, die basierend auf einer Quellengrundlage von insgesamt 36 Personalakten ehemaliger Direktoren italienischer Lager einen ersten Einblick in die Sozialstruktur dieser *capi* gibt. Der überwiegende Teil von ihnen stammte aus dem mittel- und süditalienischen Kleinbürgertum. Die Versetzung auf den Posten des Direktors eines Internierungslagers bedeutete für sie in der Regel eher eine Form von Verbannung oder Bestrafung als einen Karriereschritt. Wie Osti Guerrazzi herausarbeitet, wurden vor allem zwei Gruppen von *poliziotti* auf den Posten eines Lagerkommandanten berufen: Zum einen solche, die während ihrer bisherigen

Karriere unterschiedliche Verfehlungen begangen hatten – Osti Guerrazzi charakterisiert sie als „mittelmäßige" Funktionäre. Sie wurden wohl vor allem in die Lager versetzt, um sie „auszuschalten". Zum anderen gehörten zu den Lagerdirektoren solche, die sich zwar durchaus als fähige Polizisten erwiesen haben konnten, jedoch nicht über die nötigen einflussreichen Beziehungen verfügten, um an prestigeträchtigere Posten zu gelangen. Ein weiteres Auswahlkriterium scheint das Alter der Kandidaten gewesen zu sein, denn in der Regel wurden entweder sehr junge oder aber sehr alte Polizisten mit der Führung eines Internierungslagers betraut. Den Häftlingen gegenüber verhielt sich die Mehrzahl laut Osti Guerrazzi sehr gut, wobei allerdings „zu gute" Kontakte auch ein Versetzungsgrund sein konnten. Es sind aber auch Fälle von Korruption und Gewalttätigkeiten bekannt. Osti Guerrazzi geht jedoch davon aus, dass Grausamkeiten gegen Gefangene eine seltene Ausnahme darstellten. Angesichts der deutschen Besatzung Italiens im Herbst 1943 stellt er ein sehr disparates Verhalten der Lagerdirektoren fest: Während viele die jüdischen Inhaftierten aus „ihren" Lagern fliehen ließen, kollaborierten andere mit den deutschen Besatzern bei der Verfolgung der Juden Italiens. In der Nachkriegszeit konnten trotzdem alle ihre „Karrieren" ohne Unterbrechung fortsetzen, worin Osti Guerrazzi die These der „Kontinuität des Staates" erneut bestätigt sieht. An den allgemeinen Teil schließen sich 13 Einzelporträts ausgewählter Lagerdirektoren an, die viele der genannten Aspekte in Varianten erneut aufnehmen. Osti Guerrazzi hat mit dieser Studie einen interessanten Beitrag zur in Italien bislang größtenteils vernachlässigten Täterforschung geleistet, wünschenswert wäre allerdings eine systematischere und ausführlichere Analyse der Personalakten sowie eine Einordnung der Ergebnisse in den Kontext der Forschungen zur faschistischen Polizei bzw. zum Repressionsapparat des Regimes im Allgemeinen gewesen. Frauke Wildvang

Giancarla Arpinati, Malacappa. Diario di una ragazza 1943–1945, introduzione di Brunella Dalla Casa, Bologna (il Mulino) 2004, ISBN 8815096493, 179 S., € 12,50. – Das Tagebuch eines jungen Mädchens, von dem der Titel lakonisch kündet, ist ein Spiegel der tiefen Brüche, die die deutsche Besetzung, der Krieg und der Bürgerkrieg auf italienischem Boden seit dem 8. September 1943 ausgelöst haben. Das Mädchen ist nicht irgendeines: es ist die zwanzigjährige Tochter eines früheren Weggefährten Mussolinis, des faschistischen *Ras* von Bologna, Leandro Arpinati: einer der wichtigsten Führer des Faschismus in den zwanziger Jahren, danach in Ungnade gefallen. Seit dem Frühjahr 1943 wendet er sich ganz von Mussolini ab, nimmt Kontakte zu den Kreisen um die Monarchie, die den „Duce" stürzen wollen, auf. Sein Gut in der Nähe von Bologna, Malacappa, auf das sich die Großfamilie Arpinati

vor den zunehmenden Bombenangriffen auf die Großstadt zurückzieht, wird zum Bezugspunkt für eine Vielzahl von Menschen: für eine Gruppe von Verwandten und Freunden der Arpinatis; für etliche Bauernfamilien der näheren Umgebung. Der Hof wird aber auch zum Einquartierungsort für zahlreiche deutsche Offiziere, darunter mehrere Divisionsgeneräle. Arpinati bleibt auf Abstand zur Republik von Salò. Er nimmt die deutsche Einquartierung nolens volens hin, nimmt aber vor allem auf seinem Besitz die Jugendfreunde, den Republikaner Tonino Spazzoli und den Sozialisten Torquato Nanni, auf. Spazzoli steht in engem Kontakt zu der romagnolischen Partisanengruppe von Silvio Corbari. Über *Radio Zella* stellt Spazzoli Verbindungen zwischen den Partisanengruppen der Romagna her. Nach der Verhaftung und dem Verrat eines Funkers wird Spazzoli arrestiert, furchtbar gefoltert und schließlich grausam erschossen. Nicht nur das Nahen der Front, sondern vor allem dieser Tod, der den Arpinatis unausweichlich vor Augen steht (man könne Tonino nur noch mit Gift helfen, damit er selbst seinem Leben ein Ende setze, notiert Giancarla in ihr Tagebuch), berührt das Mädchen so tief, daß sich ihre Selbstwahrnehmung, die Funktion und die Sprache des Tagebuchs verändern. „Mein Leben für das von Tonino", notiert sie beschwörend. Mit dem Teufel will sie einen Pakt schließen, um den einzigen Mann zu retten, für den sie Liebe empfunden zu haben scheint. Hart bis zur Verachtung sind hingegen die Bemerkungen über ihren „fidanzato" Guido, der offenbar zur *Repubblica Sociale* übergeht, doch nicht den Weg zum Widerstand findet, wie Giancarla dies aus politischen Gründen gewünscht hätte. Die Kriegsereignisse machen aus einer verwöhnten, vom faschistischen Wohlstand privilegierten Heranwachsenden, die fast täglich ins Theater oder Kino geht, im Auto gefahren wird, leidenschaftlich fotographiert, die teils lakonische teils völlig banale Einträge in ihr Tagebuch macht, eine junge Frau, die ihren Intellekt und ihre Anziehungskraft einsetzt, um sich und ihren Familienverband zu retten: vor den Bomben, den Gefahren der Requirierungen, Einquartierungen und der faschistischen Milizen. Von den Partisanen scheint keine größere Bedrohung auszugehen. Neben den Vorgängen auf Malacappa dominieren die präzis registrierten militärischen Fortschritte der Alliierten (überall, nur nicht vor Bologna). Immer stärker wird Malacappa zu einem Ort, der den Legionären von Salò feindselig gegenübersteht. Immer mehr wird er aber auch zum Logis für deutsche Offiziere, die Giancarla lästigerweise den Hof machen (wie Generalssohn Manfred) und sie zur *seduttrice della Linea Gotica* werden lassen. Empfindet sie zunächst nur Verachtung für diese unerwünschten Gäste, so verändert sich ihre Wahrnehmung der Deutschen im Laufe der Wochen: differenzierter, schärfer, mehr von Verständnis geprägt (*Kolpstoch, Holbein, Klöter sono tedeschi diversi dagli altri, sono brava gente* ... Aber das Verständnis hat auch

seine Grenze: *Tuttavia Tonino è morto e buoni o cattivi vorrei che la pagassero tutti*, S. 158f.), bis hin zum Mitleid für die letzten deutschen Rückzügler: *quel soldatino lacero* [ein 17jähriger in zerrissener Uniform] ... *così sperduto con una lettera di sua madre come unico aiuto e consiglio mi ha riempito di dolore per l'umanità e di odio e di orrore verso la guerra* (S. 167). Resigniert, aber mit Tiefenschärfe auch der Eintrag vom 17.1 1945: *Varsavia occupata. Era tempo! Ormai non mi impressiono più. Quando i fatti avvengono tanto in ritardo perdono d'importanza. Ho l'idea che i russi abbiano conquistato un cumulo di rovine e liberato una popolazione di morti!* (S. 139). Der Tag der Freiheit naht auch für Bologna und die Arpinatis: am 22. April, große Erleichterung, Freude. 10.40 Uhr: die Amerikaner passieren Malacappa – zwanzig Minuten später die Katastrophe: der angebetete Vater, Leandro Arpinati, wird von kommunistischen Partisanen erschossen. Giancarlas Welt stürzt zusammen. – Brunella Dalla Casa hat eine knappe, aber eindringliche Einleitung geschrieben und diesen Mord in seinen Kontext eingeordnet. Die Tagebucheinträge selbst sind unkommentiert und mit einem Ausschnitt von Fotos aus Giancarlas Album erweitert worden. Dem aufmerksamen Leser wird ein kleines Rätsel mit auf den Weg gegeben: nicht so sehr die Frage, wer die drei Personen waren, deren Namen anonymisiert worden sind, sondern vielmehr welchen Inhalt die vier Zeilen des Tagebuchs hatten, die bei der Herausgabe gestrichen wurden. Lutz Klinkhammer

Andrea Ungari, In nome del Re. I monarchici italiani dal 1943 al 1948, Biblioteca di „Nuova Storia Contemporanea" 12, Firenze (Le Lettere) 2004, XIII, 350 S., ISBN 88-7166-761-1, € 30. – Die Rolle der monarchietreuen Kräfte in der Übergangsphase vom faschistischen Regime zur Republik ist lange Zeit von der Geschichtswissenschaft vernachlässigt worden. Ungari versucht, diese Lücke zu schließen und der Frage auf den Grund zu gehen, warum vor dem Referendum vom 2. Juni 1946 auf Seiten der Monarchie keine einheitliche politische Kraft entstand. Er untersucht dabei die hypothetischen Möglichkeiten einer bürgerlich-konservativen Alternative zu den CLN-Regierungen und sieht zunächst bei König Viktor Emanuel III. die Verantwortung für deren Scheitern. Nach Einführung der *Luogotenenza* jedoch seien es vor allem Christdemokraten und Liberale gewesen, die es aus Angst vor einer Übermacht der Kommunisten versäumt hätten, Kronprinz Umberto als Garanten eines demokratischen Übergangsprozesses zu unterstützen, obwohl Bürgertum und Klerus eindeutig der Monarchie zugewandt waren. Vor allem die Versuche der Liberalen einer Öffnung nach links, so Ungari, hätten 1944 die historische Chance zur Bildung einer großen bürgerlich-monarchischen Mitte-Rechts-Partei verhindert, wodurch später der Erfolg des *Uomo Qualunque*

möglich wurde. Die CLN-Parteien – obwohl in sich extrem inhomogen und für die italienische Bevölkerung in keiner Weise repräsentativ – hätten sich sodann an den Schalthebeln der Macht festgesetzt und jede Öffnung gegenüber monarchietreuen Kräften abgeblockt. Da die Monarchie selbst als Repräsentant der gesamten Nation keine erklärte Monarchistenpartei unterstützen konnte und zudem im Werben für sich selbst einen nordischen, ‚sozialistischen' Monarchietyp anstrebte, seien die monarchischen Kräfte isoliert gewesen; ihre organisatorische Unfähigkeit und die individuellen Eitelkeiten monarchischer Politiker habe, so Ungari, das Übrige zu ihrer Zersplitterung beigetragen. Die Strategie des Einwirkens auf DC und PLI aber war spätestens Anfang 1946 gescheitert und die Koordinierungs- und Finanzierungsmaßnahmen zu Gunsten der Monarchisten unmittelbar vor dem Referendum vom 2. Juni kamen zu spät. Dabei hatten sowohl die Katholische Kirche und die vom Ausufern der Säuberungspolitik verunsicherte Wirtschaft, als auch die Alliierten die Monarchie für ihren Kampf gegen den Kommunismus zu vereinnahmen versucht. Die Position der USA aber sieht Ungari von Widersprüchen geprägt, während die Politik Englands trotz seiner natürlichen Sympathie für die Monarchie von antiitalienischen Ressentiments beeinflusst war. In weiten Teilen ungeklärt bleibt die direkten Rolle Umbertos im komplexen Verhältnis der Monarchie zu den Vertretern der monarchischen Organisationen, zum Vatikan und zu den Alliierten. Ansonsten begründet sich die Arbeit jedoch auf eine reichhaltige Auswahl von Quellen, gelegentlich scheint sie derer gar übersättigt. Das Fehlen einer Zusammenfassung nach einer abschließenden Darstellung der Entwicklung der monarchischen Kräfte bis 1948 weist auf die Absicht Ungaris hin, dem Thema eine Fortsetzung folgen zu lassen.

Christian Blasberg

Ventunesimo Secolo. Rivista di studi sulle transizioni Nr. 4 (Oktober 2003), Roma (Luiss Universitiy Press) 2003, 300 S., ISSN 1594-3755, € 16. – Die von Gaetano Quagliariello und Victor Zaslavsky herausgegebene Zeitschrift „Ventunesimo Secolo", die sich den sogenannten transition studies verschrieben hat, beschäftigt sich insbesondere mit der Geschichte von Regimewechseln und deren Folgen. In der hier zu besprechenden Nummer dieser Zeitschrift hat man mit dem Übergang von der faschistischen Diktatur Mussolinis zur demokratischen Republik und der politischen Säuberung in Italien zwischen 1943 und 1948 ein besonders heißes Eisen aufgegriffen – in heißes Eisen vor allem deshalb, weil die politische Linke das Schlagwort von der *epurazione fallita* bzw. *epurazione mancata* dazu benutzte, um die Etablierung eines konservativ-bürgerlich-kapitalistischen Systems in Italien zu erklären und dessen Legitimität zu untergraben. Nun hat die historische Forschung

bereits vor einiger Zeit herausgearbeitet, daß die *epurazione* in Italien zwar an zahlreichen Mängeln litt und von parteipolitischen Interessen überlagert wurde, daß man aber weder die tatsächlichen Ergebnisse der Säuberung noch ihre längerfristigen Wirkungen mit leichter Hand vom Tisch wischen kann. Es waren nicht zuletzt diese Arbeiten, die Spezialuntersuchungen über den Verlauf und die Resultate der *epurazione* in bestimmten Schlüsselsegmenten der italienischen Gesellschaft stimulierten, über die bislang kaum etwas bekannt war, um die zuweilen abstrakt-politische Debatte über die Säuberung in Italien auf ein stärkeres empirisches Fundament zu stellen. Die fünf unter der Überschrift „La pubblica amministrazione dal fascismo alla democrazia" stehenden und von Elena Aga Rossi eingeleiteten Beiträge, die von Mitgliedern einer 2001 gegründeten Arbeitsgruppe bei der Scuola superiore della pubblica amministrazione verfaßt wurden, lassen dieses Ziel deutlich erkennen. Nach einem zusammenfassenden Beitrag über die „epurazione" in den verschiedenen Ministerien zwischen 1944 und 1946 aus der Feder von Guido Melis, gibt Marina Giannetto einen Überblick über die gesetzliche Basis und die Praxis der Entfaschisierung. Dann folgen drei Aufsätze über die Säuberung im Bereich der Wirtschaft (Daniela Felsini), des Innenministeriums (Giovanna Taosatti) und des Bildungswesens (Tommaso Dell'Era). Die Beiträge ruhen auf einer soliden Quellenbasis, argumentieren differenziert und lassen die objektiven Schwierigkeiten der politischen Säuberung zwischen Krieg und Wiederaufbau ebenso deutlich werden wie das Ausmaß an personeller Kontinuität. Der hier eingeschlagene Weg dürfte sich als zukunftsträchtig erweisen und unsere Kenntnisse über die Durchführung der *epurazione* und ihre Folgen erheblich erweitern. Thomas Schlemmer

Giovanni Orsina (a cura di), Il Partito liberale nell'Italia repubblicana, Soveria Mannelli (Rubbettino) 2004, 76 S., ISBN 88-498-0920-4, € 12. – In der historischen Forschung über die italienische Erste Republik spielte die Liberale Partei (PLI) bislang im Vergleich zu den anderen demokratischen Kleinparteien, den Republikanern und Sozialdemokraten, eine eher marginale Rolle. Durch die Veröffentlichung einer umfangreichen Sammlung von Dokumenten zur Geschichte des PLI zwischen seiner Gründung 1922 und seiner Auflösung 1992 soll daher mit diesem Band ein erster Beitrag zum Füllen dieser Lücke geleistet werden. In seinem einleitenden Aufsatz hebt Giovanni Orsina vor allem die Rolle des langjährigen PLI-Generalsekretärs Giovanni Malagodi hervor, der die Partei in eine konservative Opposition zu den Mitte-Links-Regierungen der 60er und 70er Jahre führte. Für Orsina handelte es sich dabei um eine konsequente Beibehaltung jener Mittelposition, die Benedetto Croce und Luigi Einaudi den Liberalen nach dem Fall des Faschismus vorge-

geben hatten, während sich der Schwerpunkt der politischen Kultur Italiens durch die Integration der Sozialisten ins demokratische Spektrum nach links verschob. Die Weigerung Malagodis, seine Partei in ein Bündnis mit den Rechtsparteien der Monarchisten und Neofaschisten zu führen, sowie auch die Opposition der Liberalen gegenüber der Regierung Tambroni 1960 sieht er als Beleg für diese gemäßigte Linie. Malagodis Dämonisierung der kommunistischen Gefahr – im Briefwechsel mit Aldo Moro Anfang der 60er Jahre dokumentiert – erscheint jedoch auch Orsina zum Teil übertrieben und letztlich schädlich für den PLI. Daher sei 1976 der Wechsel der Parteiführung zur liberalen Linken unter Valerio Zanone – vom Autor besonders ausführlich rekonstruiert – überfällig gewesen. Die Öffnung hin zu einem Kurs des Dialogs mit den Sozialisten Craxis führte die Partei zwar aus der Abhängigkeit von den Christdemokraten, jedoch blieben die Liberalen der Politik des historischen Kompromisses mit den Kommunisten verschlossen. Andere wesentliche Aspekte der Geschichte des PLI bleiben bewusst ausgespart und der weiteren Forschung überlassen, für die die Dokumentensammlung auf DVD ein wichtiges Instrument liefern soll. Vor allem die Parteistatute, die Akten der Parteikongresse und die eines großen Teils der Sitzungen des *Consiglio Nazionale* – soweit in Archivbeständen oder gedruckten Quellen auffindbar – sind hier wiedergegeben. Hinzu kommen die Inventarlisten der verschiedenen Archivbestände zum PLI, zur liberalen Jugendorganisation GLI und zur Radikalen Partei (1955 aus einer Abspaltung vom PLI entstanden) sowie der Nachlässe einiger führender liberaler Politiker, unter ihnen neben Malagodi auch Leone Cattani, Cesare Merzagora oder Salvatore Valitutti. Bewusst ausgespart bleiben Dokumente zur Krise und Auflösung des PLI Anfang der 1990er Jahre.

Christian Blasberg

Paolo Granzotto, Montanelli, L'identità italiana 37, Bologna (il Mulino) 2004, 222 S., ISBN 88-15-09727-9, € 12,50. – Indro Montanelli (1909–2001), langjähriger Mitarbeiter des „Corriere della Sera", Gründer 1975 der Mailänder Tageszeitung „Il Giornale Nuovo" und Autor einer fast zwei Dutzend Bände umfassenden und in Millionenauflage verbreiteten „Storia d'Italia", stieg nach 1945 zum bekanntesten Journalisten Italiens auf. In seinen letzten Lebensjahrzehnten begleiteten ihn Epitheta wie „Nestor", „Dekan" oder „Fürst" des italienischen Journalismus. Schon Mitte der fünfziger Jahre galt er nach Umfragen als der beliebteste Mitarbeiter des „Corriere della Sera". Mit untrüglichem Instinkt wusste er immer zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein. So wurden seine Reportagen über den Ungarn-Aufstand Oktober 1956 legendär. Seit den sechziger Jahren verfügte er über eine nach Hunderttausenden zählende feste Leserschaft. Dies und sein fester Antikommunismus machten ihn zur „voce

dell'Italia moderata e perbene". Die Geschichte dieses Aufstiegs und die Geheimnisse seines unter völlig wechselnden Lebensumständen fortdauernden Erfolges nachzuzeichnen ist eine reizvolle Aufgabe, die der langjährige Mitarbeiter Montanellis, Paolo Granzotto, übernommen hat. Montanelli stammte aus Fucecchio, einer toskanischen Kleinstadt am Arno zwischen Florenz und Pisa. Montanelli hat seine toskanische Herkunft immer hochgehalten. Ihr verdankt er seinen trockenen Witz, seine Schlagfertigkeit, seine Brillianz, seine Widerborstigkeit („sempre bastian contrario") und seinen Sarkasmus. Längere Aufenthalte in Paris und den USA vermitteltem ihm Weltläufigkeit und Bewunderung für den angelsächsischen Journalismus. Kürze, Lesbarkeit und Leserfreundlichkeit standen bei ihm ganz oben auf der Prioritätenliste. Zu seinen Leitsprüchen gehörte „l'unico padrone del giornalista è il lettore" (S. 69). Die typisch italienische Rhetorik mit ihrem Pathos, ihrem „stile antico", ihrem starken Kolorit und ihrer Weitschweifigkeit war ihm verhasst. Er selbst betrachtete sich als „anti-italiano patriottico". Sein aus der väterlichen Erziehung stammendes Idealbild der „borghesia" repräsentierte ein Italien der Strenge, der Ehrlichkeit, des Anstands, der Einhaltung von Normen und Regeln, der Bescheidenheit und der Kohärenz zwischen Wort und Tat. Als Bewunderer von Giuseppe Prezzolini hat er lebenslang das Verhalten des italienischen „furbo", des „Sichdurchmogelns", gegeißelt. So wurde er zum großen Moralisten, der seinen Landsleuten immer wieder die Leviten las. Jahrzehntelang galt er als Wortführer eines intransigenten Antikommunismus, der scharfzüngig und scharfsinnig alle Fehlleistungen der KPI mit spitzer Feder beschrieb. „La gente aspetta che qualcuno le suggerisca cosa pensare" (S. 141). Auf seinem Schreibtisch stand eine kleine Büste Stalins, „l'uomo che ha fatto fuori più comunisti di chiunque altro". Streng ging er, der sich intellektuell als Protestant betrachtete, auch mit den Schwächen und Fehlleistungen der *Democrazia Cristiana* ins Gericht. Dabei kannte er ihr das zentrale Verdienst zu, Italien vor dem Kommunismus gerettet zu haben. Ihr in Notzeiten Beistand zu leisten, hielt er für das geringere Übel. Berühmt wurde sein Ratschlag vor den Parlamentswahlen 1976: „turatevi il naso e votate DC". Die von hagiographischen Zügen nicht freie Darstellung Granzottos basiert auf intimer Kenntnis des Porträtierten. In vielen Episoden und Anekdoten wird die Figur Montanellis lebendig. Was fehlt, ist der Blick auf die weitere politische und kulturelle Landschaft Italiens. Nach einer Umfrage in den achtziger Jahren galt Montanelli bei den Italienern mit weitem Abstand als derjenige, der die Vergangenheit und das Werden der Nation am besten erzählt hatte. Über diese Wirkungsgeschichte der „Storia d'Italia" mit ihren Millionenauflagen und über die Leitlinien der Interpretation hätte man gern mehr erfahren. Um so mehr, als die Wirkung andauert. Noch 2004 konnte der „Corriere della Sera" die

gesamten 21 Bände der „Storia d'Italia" in Neuauflage seinen Lesern präsentieren. Auch hätte man im Rahmen einer Reihe, die der „identità italiana" gewidmet ist, erwarten dürfen, die Bemühungen Montanellis, den „Nationalcharakter" der Italiener zu porträtieren, nachgezeichnet zu finden. Neben Luigi Barzini hat Montanelli vermutlich am stärksten das Urteil des Auslands über Italien geprägt. Sein Band „Wenn ich mir meine Landsleute so betrachte" findet sich noch heute in manchen deutschen Bücherschränken. Aber außer einigen knappen Hinweisen bleibt das Thema bei Granzotto ausgespart. Selbst das Nachwort zum letzten Band seiner „Storia d'Italia", in dem der Neunzigjährige, in tiefer Sorge und Pessimismus über die Zukunft Italiens, von seinen Landsleuten Abschied nahm, bleibt unerwähnt. Schade. Ein informatives Buch hätte noch weit mehr bieten können. Jens Petersen

Guido Crainz, Il paese mancato. Dal miracolo economico agli anni ottanta, L'Italia contemporanea 2, Roma (Donzelli) 2003, IX, 627 pp., ISBN 88-7989-800-0, € 29. – Il presente lavoro fornisce un contributo importante alla ricostruzione di quel processo di lungo periodo sfociato, nei primi anni novanta, nella dissoluzione del sistema dei partiti che aveva contraddistinto, fino ad allora, la storia dell'Italia repubblicana. Utilizzando le fonti più diverse – dalla stampa ai rapporti prefettizi, dai film alle canzoni –, l'autore prende in esame gli anni compresi fra la costituzione del centro-sinistra e la fine degli anni settanta, una fase che egli racchiude nella definizione di „trasformazione non governata" (p. 224). Essa fu, infatti, caratterizzata dal sostanziale fallimento di un progetto riformatore che potesse non solo superare l'arretratezza di strutture istituzionali e culture arcaiche, e sanare gli squilibri che persistevano nella società, ma anche dare all'Italia „fondamentali regole collettive e un comune universo di valori" (p. 6). Le logiche che ispirarono il governo del paese furono improntate all'acquisizione e al consolidamento di consensi elettorali attraverso concessioni a vari gruppi e categorie sociali. In tal modo prese corpo un sistema basato sul primato dei partiti, che vide la loro progressiva penetrazione in istituzioni e strutture pubbliche, e incentivò la diffusione di pratiche clientelari e il rafforzamento di corporativismi di ceto. Simili processi, che si manifestarono „con maggiore e devastante evidenza" nel settore dell'industria di Stato (p. 69), aprirono anche la strada ad una crescita abnorme dell'inflazione e del debito pubblico. Crainz sottolinea il peso dell'anticomunismo italiano nell'insuccesso di una politica riformista. Tale fenomeno, che non era „alimentato da ansie di democrazia, bensì sostanziato da corpose e arcaiche culture reazionarie" (p. 4), fu il collante che tenne unite varie componenti del paese – dagli ambienti conservatori all'estremismo neofascista, dalle Forze armate ai servizi segreti –, che perseguivano l'obiettivo di favorire

uno spostamento a destra dell'opinione pubblica e di piegare in senso autoritario l'assetto istituzionale. Una simile strategia eversiva si manifestò già nel 1964 con la vicenda del cosiddetto „Piano Solo", per poi dispiegarsi in tutta la sua violenza a partire dalla fine di quel decennio, allorquando la strage di piazza Fontana inaugurò una stagione caratterizzata da „attentati terroristici", da „aggressioni squadristiche" e da „un uso illegittimo degli apparati dello Stato", che è stata denominata „strategia della tensione" (pp. 368–9). Essa riuscì, in una prima fase, ad arginare la grande ondata del movimento studentesco del '68 e dell'„autunno caldo" del '69, da cui erano partite forti sollecitazioni „alla democratizzazione" e „alla modernizzazione civile", che avevano sancito „la rottura con procedure arretrate e burocratiche di decisione" (p. 292). Il volume non manca di dare il giusto rilievo ai fermenti di rinnovamento che attraversarono, in quella fase, soprattutto il mondo giovanile. Essi rappresentarono, secondo Crainz, il punto di partenza di „un sotterraneo spostamento a sinistra" dell'orientamento politico complessivo del paese che avrebbe avuto „il suo punto d'approdo nelle elezioni del 1975–76" (p. 224), segnate da una forte avanzata del Partito comunista. Si trattava di un risultato maturato sotto la spinta di eventi – quali, ad esempio la vittoriosa battaglia sul divorzio – che avevano messo in crisi l'egemonia del conservatorismo tradizionale. In tale ambito, le aspettative di trasformazione di diversi settori del paese, insofferenti verso un sistema politico delegittimato, „che appariva drammaticamente inadeguato a far fronte a una crisi profonda, che investiva l'economia e la società", si erano rivolte verso il principale partito della sinistra, percepito ormai sempre più come „una risorsa" e non come „un rischio per le istituzioni" (p. 481). Sull'inadeguatezza del Pci a farsi carico delle istanze riformatrici provenienti dalla società civile, Crainz dà un giudizio molto netto: esso rimase chiuso nella difesa del primato del partito e delle sue gerarchie, e, soprattutto, non riuscì a superare l'impostazione togliattiana, basata sulla prospettiva dell'incontro fra le tre componenti principali della società italiana: i cattolici, i socialisti e i comunisti. Tale concezione, anzi, si accentuò negli anni della *leadership* di Enrico Berlinguer, estrinsecandosi nel rifiuto dell'alternativa alla Democrazia cristiana e nella ricerca del „compromesso storico". L'inserimento del Pci nelle logiche di quel „sistema dei partiti" che era caratterizzato da una „progressiva involuzione", provocò l'appannamento della cosiddetta „diversità comunista" ed aprì la strada al dilagare della partitocrazia (p. 536). In conclusione, Crainz osserva che il venir meno delle speranze riformatrici e la degenerazione della vita politica alimentarono nella società italiana due atteggiamenti di segno opposto: da un lato, si svilupparono forme di disimpegno politico e di ripiegamento sull'esistente, che favorirono un crescente disinteresse per i valori collettivi e la ricerca sempre più

esasperata del vantaggio individuale, anche a scapito del rispetto di norme e di regole; dall'altro, furono innescati fenomeni di radicalizzazione che attraversarono il mondo studentesco e quello delle fabbriche, e che determinarono un rilevante „salto di qualità" della violenza terroristica. Nicola D'Elia

Benito Li Vigni, Il caso Mattei. Un giallo italiano, Roma (Editori Riuniti) 2003, 269 S. ISBN 8835953448, € 14. – Enrico Mattei, der Gründer des Energiekonzerns ENI, war für ein Jahrzehnt einer der wichtigsten italienischen Wirtschaftsführer – bis zum Absturz seines Firmenjets im Oktober 1962, unmittelbar nach einem überraschenden Besuch in Sizilien, wo es um ein Metanförderprojekt ging, das auch gegen die Armut auf der Insel und die Zwangsemigration gerichtet war. Mattei betrieb aber auch aktiv die Finanzierung von Parteien und einzelnen Politikern, um sich Unterstützung für seine Expansionspläne zu sichern. Mit seinen Projekten, von denen einige eine Brücke zu arabischen wie zu kommunistischen Staaten schlagen sollten, machte er sich auf internationaler Ebene zahlreiche Feinde. Die französische OAS drohte 1961 mit seiner Ermordung, weil Mattei Kontakte zur algerischen Unabhängigkeitsregierung aufgenommen hatte. Genügend Gründe, um Spekulationen zum Tod Matteis bis heute Nahrung zu liefern. Vor allem nachdem Journalisten wie Mauro De Mauro, der Bruder des Unterrichtsministers der Regierung D'Alema, und Polizeikommissare wie Boris Giuliano ermordet wurden, die begonnen hatten, im Fall Mattei intensiver nachzuforschen. War Mattei einem ausländischen Komplott erlegen oder im Sumpf der sizilianischen Politik versunken? 1962 selbst wurde von Verteidigungsminister Andreotti sofort eine Kommission eingesetzt, die zu dem Ergebnis kam, daß es sich um einen Unfall gehandelt habe: das Flugzeug sei abgestürzt und am Boden explodiert. Merkwürdigerweise waren aber die Pappeln in der Nähe der Absturzstelle von keinem Brand in Mitleidenschaft gezogen worden – wie die Staatsanwaltschaft in Pavia 1967 feststellte, gleichwohl aber den Absturz als Unglücksfall einstufte und das Verfahren einstellte. Die öffentliche Diskussion ist seitdem nicht mehr verstummt: von der Publikation einer Monographie 1970 über den Film von Francesco Rosi bis hin zu parlamentarischen Anfragen und dem Ruf nach Einrichtung einer Untersuchungskommission. Rosi hatte im übrigen De Mauro damit beauftragt, für seinen Film über den „Fall Mattei" Recherchen anzustellen. Das Ermittlungsverfahren im Fall De Mauro wurde jedoch 1992 ohne weitere Ergebnisse zum Tod Matteis eingestellt. Die Aussagen von einem Mafia-Kronzeugen haben zur Wiederaufnahme der Ermittlungen 1994 geführt, wobei es zur Exhumierung der Leichen Matteis und seines Piloten kam. Li Vigni folgt in seiner journalistischen Darstellung mehr der inneritalienischen Spur und versucht, die Gruppe derjenigen zu umreißen,

die als potentielle Nutznießer von Matteis Tod gelten konnten: darunter vor allem ein DC-Chef wie Fanfani. So habe Fanfani nach seiner Rückkehr aus Washington 1962 von Mattei verlangt, kein russisches Öl mehr zu kaufen. Nach Aussage seines Bruders Italo soll Mattei geantwortet haben, er würde Fanfani nun jede Unterstützung verweigern und diese vielmehr Aldo Moro zukommen lassen, den er für einen fähigeren und unabhängigeren Politiker halte. (S. 213) Mehr wie Vermutungen und Hypothesen kann aber auch Li Vigni nicht formulieren. Sein Material reicht nicht über das der Staatsanwaltschaften hinaus. Der von Fanfani favorisierte Nachfolger Matteis, Cefis, der auch politisch zur Gruppe der Fanfanianer in der DC gehörte, kippte denn auch alsbald Matteis Projekt einer Gasleitung durchs Mittelmeer nach Algerien, das erst 25 Jahre später realisiert werden konnte. Die aufgezeigte Mischung von innenpolitischen Auseinandersetzungen mit den Machtinteressen auf der internationalen Bühne und die Einbindung der inneritalienischen Politik in den Ost-West-Konflikt macht das Überzeugende an der Rekonstruktion Li Vignis aus. Staatsanwalt Calia, der 1994 die Ermittlungen erneut aufnahm, ging jedenfalls davon aus, daß es sich um ein „von langer Hand vorbereitetes Attentat handelte, bei dem Angehörige der ENI wie der Sicherheitsdienste des italienischen Staates (auf einer nicht zweitrangigen Ebene) entweder mitwirkten oder den Vorgang deckten". Diese These verweist auf eine spezifisch italienische Tradition des Terrorismus, deren Wurzeln weit älter sind als das neue Universal-Übel Al Qaida. Lutz Kinkhammer

Sergio Luzzatto, La crisi dell'antifascismo, Torino (Einaudi) 2004, 105 S., ISBN 88-06-17049-X, € 7. – Kann die italienische Kultur, sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Tod Mussolinis, das Thema „Faschismus und Antifaschismus" endgültig aus den politischen Polemiken entlassen und dem Reich der Historie überantworten? Der natürliche Tod vertreibt die letzten Akteure und Augenzeugen von der Bühne. Die Leidenschaften der Zeit sollten also endgültig abgeklungen sein. Der an der Universität Turin lehrende Frühneuzeithistoriker Sergio Luzzatto, geboren 1963, der sich als Autor einer vorzüglichen Studie über den toten Mussolini (QFIAB 79, S. 730ff.) und als Mitherausgeber eines „Dizionario del fascismo" (Torino 2002–2003) auch in der Zeitgeschichte einen Namen gemacht hat, untersucht die Rolle, die die Gründungsmythen von Antifaschismus und Resistenza für das heutige Italien spielen. Er polemisiert vor allem gegen die von *Centro-Destra* vorgetragenen Bestrebungen einer „Normalisierung" und Pazifizierung der Vergangenheit mit einer Aussöhnung um jeden Preis, die am Ende eine Nacht bilden, in der alle Katzen grau sind. Diese „storia bipartisan" mit ihrer „memoria di compromesso" und ihrer Praxis der „smemoratezza patteggiata"

drohe die wirkliche Geschichte der Diktatur zum Verschwinden zu bringen. L. spricht von einer „defascistizzazione del fascismo". In der Kulturpolitik der Regierung Berlusconi sieht er eine Verharmlosung und Banalisierung der Diktaturvergangenheit. Seine Reflektionen will er als Warnruf verstanden wissen: „L'antifascismo sta attraversando una crisi profonda; eventualmente, una crisi irreversibile" (S. 7). Aber die Erfahrung des Kampfes gegen die faschistische Diktatur bleibt eingeschrieben in die weiterhin geltende Verfassung von 1948. „Il vaccino antifascista" scheint dem Autor auch in Zukunft unentbehrlich zu sein „alla salute del nostro corpo politico" (S. 88). „La morte dell'antifascismo rischia di significare non già una rinascita, ma l'agonia della democrazia" (S. 92). Gegenüber der vielfach erhobenen Forderung, endlich die Gemeinsamkeiten und verbindenden Traditionen der Nationalgeschichte in den Vordergrund zu stellen und die zerreissenden Konflikte der Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen, ("il verbo post antifascista", S. 45), betont L. die Notwendigkeit klar profilierter und eventuell getrennter Erinnerungen. Das Italien von heute stehe vor der Gefahr eines „crescente analfabetismo in materia del fascismo" (S. 47). „Si può condividere una storia – e si può condividere una nazione... – senza per questo dover condividere delle memorie. Dico di più: una nazione, e perfino una patria, hanno bisogno come del pane di memorie antagoniste, fonte su lacerazioni originarie, su valori identitari, su appartenenze né abdicabili né contrattabili." (S. 30). Das zeige die Geschichte Englands, Frankreichs und Spaniens mit der historischen Verarbeitung ihrer Bürgerkriege. Man wird diese qualifizierte Stimme aus der jüngeren Generation zur Kenntnis nehmen müssen. Jens Petersen

I vescovi dell'Italia settentrionale nel basso medioevo. Cronotassi per le diocesi di Cremona, Pavia e Tortona nei secoli XIV e XV, a cura di Piero Majocchi e Mirella Montanari con un saggio di P. M., Pavia (Università di Pavia) 2002, 214 S. ISBN 88-7963-140-3, € 26 (erhältlich beim Centro per la storia dell'Università di Pavia, Strada Nuova, 65, I–27100 Pavia). – Vescovi medievali, a cura di Grado Giovanni Merlo, Studi di storia del Cristianesimo e delle Chiese cristiane 6, Milano (Edizioni Biblioteca Francescana) 2003, IX, 324 S. mit 4 Abb., ISBN 88-7962-105-X, € 17,50. – Die italienische Kirchengeschichtsforschung nimmt sich mit beachtlicher Intensität der Bischöfe des Mittelalters an. Im Gefolge der breit gefächerten Bemühungen auf den Kongressen von 1987 und 2000 (Vescovi e diocesi in Italia, 1990; I registri vescovili dell'Italia settentrionale, 2003; s. QFIAB 72 [1992] S. 615–617 und 84 [2004] S. 557–559) erscheinen immer wieder lokal oder regional orientierte Arbeiten, hier soll auf zwei solcher Publikationen hingewiesen werden. Beide sind Früchte eines auf nationaler Ebene angesiedelten Forschungsunternehmens

zu den Bischöfen und den Domkapiteln Norditaliens im Zeitraum zwischen dem 11. und dem 14. Jh. (s. auch S. 659ff.). Den ersten Band stellt Aldo A. Settia in einer einführenden Vorbemerkung als Teilergebnis eines umfänglichen Projekts vor: In Pavia sind ausführliche Bischofslisten aller Diözesen des Piemont und der Lombardei für das 14.–15. Jh. in Arbeit, verstanden als Fortsetzung der – zwar reichlich alten, jedoch bislang weitgehend unersetzten – Verzeichnisse für die Zeit bis 1300, die Fedele Savio in vier Bänden vorgelegt hatte (Gli antichi vescovi d'Italia, 1899–1932). Publiziert werden jetzt die Listen von dreien der dortigen Bistümer, die alle zum Kernbereich der Visconti-Herrschaft gehört haben. Die Bearbeitung der insgesamt 18 Bischöfe Cremonas von 1311 bis 1505 ist zwischen Montanari und Majocchi jahrhundertweise aufgeteilt worden, der Zweite zeichnet allein verantwortlich für Pavia mit 16 Amtsinhabern, die Erste für Tortona mit 12 Prälaten. Ein zusammenfassender Essay von Majocchi bietet abschließend eine erste vergleichende Auswertung des in den Biografien gesammelten Materials: über Herkunft, Ausbildung und kirchliche Karrieren der Bischöfe, über ihr Wirken bei der Verwaltung der Diözesen, ihre Beziehungen zu den Päpsten und ihre Teilnahme an den allgemeinen Konzilien des 15. Jh., von denen eins ja gerade nach Pavia einberufen worden ist. Eine ausgiebige Bibliografie und ein Namenregister schließen den ansprechenden Band ab. Es steht zu hoffen, dass ihm bald die erwünschte Fortsetzung für die übrigen in Angriff genommenen Bistümer folge. – Die zweite Sammlung vereint unter dem mutigen Titel Vescovi medievali sechs Beiträge zu Einzelaspekten, verfasst von Autorinnen und Autoren der am genannten nationalen Forschungsprojekt ebenfalls beteiligten Universitäten Mailand, Padua, Trient und Verona. Nach einem Überblick über die Lehnsleute der Bischöfe von Treviso, für den Daniela Rando mehrere Verzeichnisse von Eidesleistungen auswerten kann (I vassalli del vescovo di Treviso, 1179–1201. Scritture e strutture feudali nella prima età comunale, S. 1–23), folgt aus der Feder von Merlo, Ottone Visconti arcivescovo (e „Signore"?) di Milano (S. 25–71), eine Studie über die Regierung dieses Mailänder Erzbischofs (1262–95), die intendiert ist als erste Auswertung der von Maria Franca Baroni 2000 herausgegebenen Urkundensammlung (s. QFIAB 83 [2003] S. 620–622): Erst 15 Jahre nach der Ernennung konnte er sich Eintritt in seine Stadt verschaffen, in der anschließenden Tätigkeit überwiegen dann, wie der Vf. feststellt, die Funktionen des Ordinarius und Metropoliten die Aspekte weltlicher Herrschaft. Mariaclara Rossi ergänzt ihre eindringende Arbeit über das Personal an der bischöflichen Kurie Veronas während des 13.–14. Jh. (Gli uomini del vescovo, 2001; s. QFIAB 82 [2002] S. 937f.) nun durch die detaillierte Untersuchung der dort in der genannten Zeit arbeitenden Notare (I notai di curia e la nascita di una „burocrazia" vescovile: il

caso veronese, S. 73–164; mit umfangreichem prosopografischem Teil). Die gründliche Untersuchung der Wirksamkeit eines Prälaten in einem kleinen Bistum liefert sodann Luca Gianni, La diocesi di Concordia in Friuli. Difesa delle temporalità e consolidamento amministrativo: l'episcopato di Artico da Castello (1317–1331) (S. 165–206). Ein bischöfliches Chartular ist Gegenstand der Studie von Donatella Frioli, La „costruzione" di un registro vescovile: Nicolò da Brno, vescovo di Trento (1338–1347) e il Codex Wangianus maior (S. 207–266). Maria Chiara Billanovich endlich setzt ihre Untersuchungen über die Bücher des Paduaner Bischofs Ildebrandino Conti (1319–1352) fort, eines mehrfach in päpstlichem Auftrag tätigen Kirchenpolitikers und Freundes von Petrarca: Il messale del vescovo Ildebrandino Conti (S. 267–302; mit Edition der Zusätze des Bischofs im Kalendarium am Anfang seines Codex). Ein Namenregister schließt den Band. Dieter Girgensohn

Paolo Grillo, Milano in età comunale (1183–1276). Istituzioni, società, economia, Istituzioni e società 1, Spoleto (Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2001, XVIII, 804 S., ISBN 88-7988-088-8, € 82,63. – Die Geschichte Mailands ist von der Forschung während der letzten Jahrzehnte gewiß nicht stiefmütterlich behandelt worden: Zahlreiche Untersuchungen zu den unterschiedlichsten Lebensbereichen wurden publiziert, oft eingebunden in thematische Sammelbände; Synthesen und repräsentative Bände von hohem wissenschaftlichen Standard, aber zugleich an ein breiteres Publikum gerichtet, sind erschienen. Eine rege Editionstätigkeit erschließt die Urkundenbestände kirchlicher Archive, und die historiographische Überlieferung wurde in gründlichen Studien unter neuen Perspektiven durchdrungen. Dennoch fehlte ein Werk, das Geschichte und innere Struktur der Lombardenmetropole in einer Weise erhellt, die ihrer großen Bedeutung in staufischer und nachstaufischer Zeit gerecht wird. Für das 13. Jh. hat Paolo Grillo eine einschlägige Monographie von hoher Qualität und ungewöhnlicher Intensität vorgelegt, auf die hier zwar verspätet, aber mit Nachdruck hingewiesen sei. Zum Verständnis der Geschichte der Lombardei, nicht zuletzt auch der „Reichsgeschichte in Italien", im Jahrhundert nach dem Konstanzer Frieden ist sie unentbehrlich. Wer dem gewichtigen Werk gerecht werden will, der muß sich vergegenwärtigen, daß für Mailand aus dieser Zeit weder Notarsregister noch Dokumente der kommunalen Administration und „Buchführung" überliefert sind. Insofern gleichen die Bedingungen der Arbeit letztlich immer noch den Verhältnissen in vorkommunaler Zeit, allerdings bei einer unvergleichlich größeren Masse an zu bewältigendem Material. Der Autor demonstriert eindrucksvoll, was sich für die politische Geschichte und für die Entwicklung von Gesellschaft und Institutionen aus den Urkunden der kirchlichen Archive, edierten und

unedierten, unter denen sich selbstverständlich für diese Zeit auch Sentenzen oder Bescheide der kommunalen Institutionen finden, herausholen läßt. Die Teile II und III – „Il profilo sociale", S. 237–449; „L'evoluzione politica e sociale", S. 453–689 – erscheinen als besonders dicht und kohärent, weil prosopographische Untersuchungen hier einen dem Material angemessenen methodischen Zugriff erlauben. Die Darlegungen zu den „Strutture urbanistiche ed economiche", S. 39–234, müssen hingegen aus Einzelangaben ein Gesamtbild entwerfen, in dem Züge fehlen, die sich nur aus einer Seriendokumentation gewinnen ließen; doch auch hier gibt der Autor ein erhellendes Panorama mit Ausblicken, die so bisher noch nicht geboten wurden. Aus den vorliegenden Rezensionen sei als Würdigung zitiert: Pierre Racine, Milan, ville exceptionelle au XIIIe siècle, Le Moyen Âge 109, 2003, 3–4, S. 575–582. Als Ergänzung vor allem unter dem Aspekt der Reichs- und Institutionengeschichte sei in dieser Zeitschrift noch angezeigt die eindringliche Dissertation von Raimund Hermes, Totius Libertatis Patrona. Die Kommune Mailand in Reich und Region während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 858, Frankfurt am Main u. a. (Peter Lang) 1999, XII, 560, ISBN 3-631-34972-6, € 70,60. Hagen Keller

Penitenzieria Apostolica. Le suppliche alla Sacra Penitenzieria Apostolica provenienti dalla diocesi di Como (1438–1484), a cura e con introduzione di Paolo Ostinelli, Materiali di storia ecclesiastica lombarda (secoli XIV–XVI), Milano (Unicopli) 2003, 622 pp., ISBN 88-400-0875-6, € 25. – Nell'edizione, curata da Paolo Ostinelli, sono pubblicate 613 petizioni della diocesi di Como approvate dalla Penitenzieria Apostolica fra gli anni 1438 e 1484. Il presente libro è diviso in due parti: l'introduzione e l'edizione dei documenti. Alla fine del libro ci sono 5 indici. La prima parte del libro (p. 7–157) è molto più della solita introduzione alla materia. Essa comincia con un ottimo riassunto alla storia, funzionamento, facoltà e fonti della Penitenzieria nel medioevo. Inoltre, nell'introduzione Ostinelli pubblica i risultati delle sue ricerche sul materiale comense che sono molto importanti anche a livello internazionale. Ostinelli riesce a dimostrare, combinando i documenti della Penitenzieria con quelli locali (il che non è sempre possibile per la mancanza delle fonti), quali mosse il supplicante dovette fare *in partibus* dopo il processo dell'approvazione della sua supplica per ottenere la validità della grazia concessa (p. 82–126). Alla fine del capitolo (p. 127–157) l'autore spiega per quali motivi i supplicanti della diocesi di Como si sono recati alla Penitenzieria e chi erano i supplicanti. I suoi risultati sono assai interessanti. I comensi si sono rivolti alla Penitenzieria maggiormente per i motivi matrimoniali. Questa è una tendenza contraria, per esempio, a quella tedesca, dove le suppliche

per ottenere una dispensa matrimoniale formano solo una piccola parte della totalità delle richieste. Nella seconda parte del libro (p. 163–533) sono pubblicate le 613 suppliche comensi che si trovano nei primi 33 registri della Penitenzieria, conservati nell'Archivio Segreto Vaticano. L'edizione è fatta rispettando i criteri generali dei volumi già pubblicati nella stessa collana con alcune variazioni fatte a causa della particolare registrazione dell'ufficio. L'edizione è fatta con molta cura con due apparati di note (quella critica sul testo stesso e quella storica per le persone che appaiono nei documenti). I 613 documenti editi sono divisi cronologicamente per pontificati come segue: Eugenio IV (1431–1447) 14, Niccolò V (1447–1455) 13, Callisto III (1455–1458) 58, Pio II (1458–1464) 93, Paolo II (1464–1471) 143 e Sisto IV (1471–1481) 292 documenti. Alla fine del libro ci sono 5 indici: Elenco cronologico delle suppliche (p. 537–542), Luoghi di approvazione delle suppliche (p. 543), Nomi di persona, di luogo, delle istituzioni e dei benefici ecclesiastici (p. 545–599), Fonti d'archivio (p. 601–603) e Opere citate (p. 605–622). Kirsi Salonen

Paolo Fontana, Patriziato e santità. La principessa Violante Lomellini Doria (1632–1708), Studi storici 59, Roma (Carocci) 2004, 100 pp., ISBN 88-430-2943-6, € 11,80. – Il volume in oggetto si centra sul *Breve raguaglio della vita dell'Ecc.ma Sig.ra principessa di Melfi Donna Violante Lomellina Doria*, conservato manoscritto nel convento agostiniano genovese della Madonnetta, opera di Alipio dell'Addolorata (1684–1770), appartenente all'ordine degli agostiniani scalzi e per qualche tempo direttore spirituale della nobildonna. Nella convinzione che „santità, nobiltà, devozione, fondazione di un santuario [lo stesso della Madonnetta], direzione spirituale ed esperienza mistica, alcuni dei nodi caratteristici della spiritualità di antico regime, si siano implicati tra loro e reciprocamente si influenzino e organizzino" (p. 18), l'autore analizza il *Breve raguaglio* (p. 19–53), evidenziando gli elementi che descrivono la biografia della protagonista e mettono in risalto la sua esemplarità, secondo le categorie e le percezioni del tempo. Violante Lomellini, nata da genitori avanzati in età, sperimentò durante l'infanzia le difficoltà derivanti dall'accentuata distanza generazionale e dalle scarse capacità di adattamento dei genitori di fronte alla nuova venuta. Alla piccola, secondo un topos diffuso, il biografo attribuì desideri di vita monastica, corrispondenti alla convinzione a lungo accettata che quello fosse l'ideale della vita cristiana. Nel 1651 la giovane sposò il principe Andrea III Doria (1628–1654), dal quale ebbe un figlio, Giovanni Andrea, e una figlia, morta subito dopo la nascita. L'esperienza matrimoniale ebbe breve durata e la giovane vedova, piuttosto che entrare nello stato monacale, secondo quanto avrebbero potuto far presagire i racconti dell'infanzia, preferì dedicarsi all'educazione del figlio, erede del casato,

e all'amministrazione del patrimonio. La narrazione della vedovanza, di gran lunga il periodo più ampio della sua vita, diviene l'occasione per tracciare il profilo ideale della vedova cristiana: Dio diventa „il suo principe", gli esercizi religiosi il primo impegno della giornata, cui si uniscono le mortificazioni, praticate sempre sotto la moderazione del direttore spirituale e l'obbedienza a lui dovuta. D'altra parte, Violante era una principessa, e quindi il suo ruolo pubblico viene evidenziato mostrandone le capacità di promuovere economicamente e socialmente la famiglia, l'attenzione nel governare i feudi anche dal punto di vista religioso, curando la nomina dei parroci secondo le norme tridentine e promuovendo le missioni popolari, la sua partecipazione al culto pubblico, particolarmente nel feudo di Loano, dove presenziò all'atto con cui il figlio fu consacrato all'Immacolata mediante il voto di sangue. E proprio il figlio, insigne benefattore del santuario della Madonnetta, funge da tramite tra Violante e il nuovo luogo di culto mariano, officiato dagli agostiniani, che acquisì una certa rilevanza in ambito locale. Se la prima metà del volume è dedicata all'analisi del *Breve raguaglio*, la seconda (p. 55–97) riporta una scelta di lettere, tutte di contenuto spirituale, dirette alla principessa, a testimonianza della varietà di relazioni con i molteplici orientamenti spirituali genovesi. I mittenti sono alcune religiose dell'Annunziata, ordine di origine locale, Giacinto di Sant'Angelo e Caterina di Cristo, carmelitani scalzi, i gesuiti Filippo Poggi, Carlo Doria, Giovanni Paolo Oliva, preposito della Compagnia, Cesare Fresia, Michele Giustiniani, Francesco Raymondi, l'oratoriano Pier Matteo Petrucci, poi vescovo di Jesi, implicato nelle controversie sul quietismo, l'agostiniano scalzo Carlo Giacinto di Santa Maria. Silvano Giordano

Hannes Obermair, Bozen Süd – Bolzano Nord. Edition der städtischen Urkunden- und Aktenüberlieferung von den Anfängen bis 1500. Ein Vorbericht / Edizione delle pergamene e degli atti comunali dagli inizi fino all'anno 1500. Una presentazione, bz.history 1, Bozen/Bolzano (Stadtarchiv Bozen/Archivio Storico della Città di Bolzano) 2003, 28 S. mit 6 Abb. – Ders., „Hye ein vermerkt Unser lieben frawn werch …". Das Urbar und Rechtsbuch der Marienpfarrkirche Bozen von 1453/60 / L'urbario e liber jurium della Parrocchiale di S. Maria di Bolzano del 1453/60, ebenso 2, ebd. 2005, 66 S. mit 32 Abb. – Ein ehrgeiziges Projekt steht kurz vor dem Abschluss; der dafür gewählte Name kennzeichnet „die singuläre Bikultur Bozens" unweit der traditionellen Sprachgrenze, wo sich auch „eine eigene Urkundenlandschaft" antreffen lasse; jedenfalls kam der Stadt dank ihrer Lage am Fuß des Gebirges und als Station auf einer großen Verkehrsverbindung stets eine wichtige Rolle in den Nord-Süd-Beziehungen zu. Die Wortwahl weckt die Erinnerung an ähnliche Überlegungen im benachbarten Trient, gehörte Bozen doch früher zur

Diözese und zum Herrschaftsbereich des dortigen Bischofs (s. die Anzeige zu den neuen Trienter Urkundenbüchern, unten S. 750–753). Für die Stadt an der Eisack ist die Veröffentlichung „der gesamten städtischen Überlieferung" von den Anfängen im 13. Jh. bis zum Ausgang des Mittelalters demnächst zu erwarten, vorgesehen sind zwei Bände. Die etwa 1500 erhaltenen Stücke werden in Regestenform publiziert, parallel jeweils auf Deutsch und auf Italienisch. Im kleinen Heft von 2003 bietet der Vf. neben einer kurzen Charakterisierung des Unternehmens sechs Beispiele für seine Inhaltsangaben und Beschreibungen, vom ältesten Original des Stadtarchivs Bozen (1223) bis zu einer Belehnung des Bischofs von Brixen aus dem Jahre 1500, hier stets einer Abbildung des betreffenden Originals gegenüber gestellt. – Vorab geboten wird im zweiten, reich bebilderten Heft eine detaillierte Vorstellung des Urbars der Bozener Pfarrkirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jh. Der Codex gehört heute der Universitätsbibliothek Straßburg. Dem eigentlichen Güterverzeichnis hat der Kompilator, der Propst der Marienkirche und städtische Notar Christoph Hasler, einen Anhang mit allgemeinen Texten angefügt, enthaltend vor allem die Bozener Schulordnung von 1424, zwei Tiroler Landesordnungen von 1404 und 1451 sowie das Ratsprivileg Friedrichs III. von 1442.

Dieter Girgensohn

Das Urbar des Heilig-Geist-Spitals zu Bozen von 1420, bearb. von Walter Schneider, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 17, Innsbruck (Wagner) 2003, LVI, 192 S., ISBN 3-7030-0381-2, € 23. – Mit der Edition des Urbars des Heilig-Geist-Spitals aus dem Jahre 1420 wendet sich Walter Schneider erneut der Geschichte Bozens zu. Ein wichtiger Punkt im Ablauf des Spitalalltags waren die Mahlzeiten, die ein späterer Schreiber dem Urbar voranstellte. Die prächtige Pergamenthandschrift liegt im Tiroler Landesarchiv unter der Signatur Urbar 140/1, besteht aus sechs Lagen mit insgesamt 68 Blatt und Abmessungen von ca. 34,5 : 26,5 cm. Nach Innsbruck gelangte das Urbar 1894/1896 als Geschenk des Bozener Magistratsrats Told an Archivdirektor David von Schönherr. Format, Beschreibstoff, Rubrizierung, Initialen und geringe Gebrauchsspuren machen deutlich, dass das Urbar in spätgotischer Buchschrift nicht für den Alltagsgebrauch bestimmt war. Es wird ausdrücklich als *pergamene* Handschrift bezeichnet und gehört zu einer 1647 erwähnten Serie von 102 Spitalurbaren. Der größte Teil der Handschrift wurde von drei Schreibern (Hand A-C) verfasst, unter denen der Notar und Spitalmeister Johannes Braun aus Bamberg (Hand C) als Hauptschreiber und konzeptionell Verantwortlicher hervortritt. Insgesamt verifiziert Schneider 11 Hände, die mit kleineren Zusätzen bis etwa 1600 reichen. Der Edition sind ein textkritischer Apparat wie auch ein Sachkommentar beigegeben. Mit Hilfe der Dissertation

von Hannes Obermair, Die Bozner Archive des Mittelalters bis zum Jahre 1500, Innsbruck 1986, werden Verbindungen zu den Besitztiteln des Spitals hergestellt. 8 Farb-, 9 Schwarzweiß-Bilder, 4 Tabellen, 3 Grafiken, 5 Karten vermitteln einen visuellen Eindruck von der Handschrift und zeigen die geografische Verteilung der Spitalgüter. Erschlossen wird das Urbar durch ein umfangreiches Personen- und Ortsregister sowie ein Sachregister. Einleitend behandelt Schneider die mittelalterliche Spitalgeschichte, die Handschrift und ihre Vf. Die Schwerpunkte des Spitalbesitzes lagen im Stadtgericht Bozen und dem Landgericht Gries/Bozen, darüber hinaus am Ritten, in Jenesien, im Überetsch und Unterland, in Terlan, Andrian, Nals und im Vinschgau. Die Handschrift ist nach Zinsgattungen – Geld (1–237), Korn (238–254, 327–342), Wein (287–326, 343–419) – und Zinsterminen gegliedert. Gesondert aufgeführt sind die Stiftungen des Christl von Cost, des Arnold Taler, des Engele Schiedmann, des Wernlein Riemer und des Nicola Hochgeschorn (259–286). Abschließend steht die Zinspflicht des Spitals (420–426) einschließlich der zu leistenden Wassergelder für die Instandhaltung der Uferbefestigungen und der Waale. Über den eigentlichen Zweck hinaus bietet das Urbar reiche Informationen über Stifter, Vorbesitzer, Kaufpreise und Anrainer. Das Heilig-Geist-Spital, auch Neues Spital genannt, entstand 1271 als dritte Spitalanlage nach dem Leprosenhaus unter Weineck (1242) und dem Johannesspital an der Eisackbrücke (1202). Im Unterschied zum Johannesspital war es eine rein bürgerliche Stiftung, die bis Mitte des 14. Jh. unter bruderschaftlicher Verwaltung stand. In der Gründungszeit waren die Funktionen des Spitalmeisters und der Pfleger in Personalunion vereint. Ab 1309 wurden die Spitalpfleger vom Landesherrn und später durch die Bürgerschaft bestimmt. Reiche Stiftungen ließen den Grundbesitz des Spitals zunächst rasch, dann ab 1370 immer langsamer anwachsen. Im Weinbau und Weinhandel machte das Spital satte Gewinne und stieg spätestens im 16. Jh. in das lukrative Kreditgeschäft ein. Mitte des 19. Jh. mussten die Spitalgebäude samt der Heiliggeistkirche der neuen Post weichen. Das älteste Urbar des Heilig-Geist-Spitals ist eine zentrale Quelle für den Bozener Raum, die Walter Schneider sorgfältig erschlossen und zugängig gemacht hat. Gleichzeitig wird deutlich, wie wichtig eine umfassende Darstellung des Heilig-Geist-Spitals für die Geschichte Bozens und der gesamten Region wäre. Arthur Dirmeier

Der Ansitz Rottenbuch in Bozen-Gries, hg. von Helmut Stampfer, Veröffentlichungen des Südtiroler Kulturinstitutes 2, Lana (Tappeiner Verlag) 2003, 269 S. mit 231 Abb. u. 9 Plänen, ISBN 88-7073-335-1, € 25. – Die autonome Provinz Bozen Südtirol hat 1976 den verfallenden Adelssitz im Stadtgebiet gekauft und durch aufwändige Rückführung in den früheren Zustand wie-

der ein prächtiges Palais entstehen lassen; in ihm hat das Landesdenkmalamt seinen Sitz gefunden. Der jetzt zur Illustration des Gebäudes erschienene Band bietet in neun Beiträgen die erwünschten Erläuterungen zur Geschichte und zur langen Reihe seiner Vorbesitzer. Zunächst charakterisiert Hannes Obermair, Das Werden eines Raums (S. 11–19), die ursprüngliche, jetzt durch den Bach Tafler vom Stadtkern getrennte, noch zu Beginn des 19. Jh. ländlich aufgelockerte Umgebung des Anwesens, das in den Quellen zuerst 1387 als Weingut im Eigentum einer Familie Gandl auftaucht. Dieser Besitz kam im 16. Jh. an die Rottenbucher, die bereits seit dem 15. der städtischen Führungsschicht Bozens angehört hatten. Nachdem ihr prominentestes Mitglied 1518 mit dem Briefadel ausgetattet worden war, erwählten sie den Gandlhof zum repräsentativen Sitz der Sippe außerhalb der Stadt und konnten ihn tatsächlich auch zum äußeren Statussymbol ausgestalten, indem sie ihm nicht nur ihren Namen anhefteten, sondern auch 1567 seine Freiung erreichten, das heißt: die Lösung von der Steuerpflicht des niederen Standes und die Anerkennung als Adelseigentum. Diese Entwicklung schildert Gustav Pfeifer in einem kenntnisreichen Beitrag, in dessen Mittelpunkt die Beschreibung und Interpretation der 1588–98 in mehreren Räumen angebrachten, jetzt erst wieder freigelegten Fresken mit Wappenabbildungen stehen (Verwandtschaftskonstruktion und Selbstdarstellung durch Wappen in der frühen Neuzeit, S. 21–57). Das Anwesen erwarb im Jahre 1610 der Kaufmann David Wagner, der aus Augsburg stammte, 1594 als Bozener Einwohner aufgenommen worden war und im Habsburger-Reich offenbar eine Strategie gezielten Aufstiegs verfolgte, wie Hans Heiss hervorhebt (Vom Handel zum Herrschaftsstand, S.59–71). Dank guter Kontakte zu den Tiroler Erzherzögen, gekräftigt durch mehrfache Kreditgewährung oder -vermittlung, wurde er 1620 mit dem Namenszusatz „von und zu Rottenbuch“ in den Adelsstand aufgenommen; er kaufte zudem das Gericht Sarnthein. Dieser Besitz ermöglichte seinen Söhnen die Erhebung zu Freiherrn mit dem letztgenannten Titel, und später erreichten sie sogar den Aufstieg zu Grafen – ihre Schicksale und die ihrer Nachkommen verfolgt Christine Roilo bis zum Aussterben der Familie im Mannesstamm 1893 (Zwischen Repräsentation und Verpflichtung, S. 73–105). Martin Laimer, Vom mittelalterlichen Weinhof zum adeligen Ansitz (S. 117–145), behandelt sodann detailreich die komplizierte Baugeschichte des Palais: Identifiziert werden konnten Reste des ursprünglichen Gebäudes aus dem 14. Jh., das in der Folgezeit mehrfach horizontal erweitert sowie aufgestockt worden ist – bis zu Eingriffen im 20. Jh. Es folgt H. Stampfer, Wandmalereien und bemalte Holzdecken (S. 147–214), mit der Schilderung der eindrucksvollen „Gesamtausstattung der Spätrenaissance“, zuletzt rundet Waltraud Kofler-Engl, Die Hauskapelle (S. 215–224), die kunsthistorische Beschreibung ab.

Der Ergänzung dienen die Beiträge von Josef Nössing, Das Cölestinerinnenkloster Rottenbuch (S. 107–116), das am Ende des 17. Jh. in unmittelbarer Nachbarschaft des Adelssitzes entstand und die Nonnen bis zur Aufhebung im Jahre 1782 beherbergte, sowie von Klaus-Michael Mathieu, Die baulichen und urbanistischen Veränderungen im Umfeld des Ansitzes Rottenbuch ab der Mitte des 19. Jahrhunderts (S. 225–236). Nachlassinventare zwischen 1608 und 1867, ergänzt durch die Identifizierung der darin genannten Räume, sowie ein Verzeichnis von Gegenständen des Nonnenklosters, die nach dessen Aufhebung zu versteigern waren, beschließen als Anhänge den opulent ausgestatteten Band. Dieter Girgensohn

Storia del Trentino 3: L'età medievale, a cura di Andrea Castagnetti, Gian Maria Varanini, Bologna (il Mulino) 2004, 915 S. mit zahlr. Abb., ISBN 88-15-10298-1, € 65. – Seit 2000 erscheint die große Geschichte des Trienter Raumes, die vom Istituto trentino di cultura verantwortet wird; mit ihrem Mittelalterteil ist sie der Vollendung nahe gekommen, fehlt doch nur noch der sechste Band mit der Geschichte des 20. Jh. (seit 1918). Der jetzt behandelte zeitliche Rahmen, gut ablesbar in der vorbildlichen Chronologie am Schluss (gegliedert in vier Spalten mit den Königen und Kaisern, hervorgehobenen Ereignissen, den Bischöfen von Trient und den Päpsten), reicht von der Eroberung des Gebiets durch Theoderich den Großen im Jahre 493 bis zur einschneidenden Niederlage der Republik Venedig 1509 in der Schlacht von Agnadello, die dem Trienter Fürstbischof die im Süden verlorenen Territorien zurückbrachte. Die älteste Zeit – im Mittelpunkt steht die Herrschaft der Longobarden, dann der Karolinger – behandelt Stefano Gasparri, dann beschreibt Castagnetti in mehreren Kapiteln die anschließende Entwicklung mit ihren Höhepunkten: der entscheidenden Übertragung der Grafschaftsrechte an den Bischof durch Konrad II. im Jahre 1027, dem Investiturstreit, der Abwehr kommunaler Bestrebungen zu Beginn des 13. Jh. Archäologische Funde aus dem frühen Mittelalter präsentiert Enrico Cavada. Gegen ihre Bürger haben die Bischöfe sich behaupten können, nicht erfolgreich waren sie hingegen auf Dauer gegenüber den Eingriffen der Grafen von Tirol, seit alters Vögte des Hochstifts, deren allmählich, wenngleich nicht kontinuierlich steigendes Übergewicht Josef Riedmann nachzeichnet: in einer ersten Phase bis 1310. Die Bemühungen der Bischöfe um Abgrenzung, besonders seit dem Übergang Tirols an die Habsburger (1363), schildert Varanini, mit der Folgezeit, charakterisiert nicht nur durch die Vorherrschaft der jeweils in Tirol regierenden Erzherzöge, sondern auch durch Erhebungen der Bürger Trients und des Feudaladels, beschäftigt sich Marco Bellabarba. Diesem Durchgang durch die politische und institutionelle Geschichte bis zum Ende des 14. Jh.

folgen thematisch orientierte Kapitel über den Adel im späteren Mittelalter (Marco Bettotti), die wirtschaftliche Situation (Varanini) und die Bautätigkeit, besonders unter den Aspekten herrschaftlicher Repräsentation und der wehrhaften Verteidigung (Giovanni Dellantonio). Besonders hervorzuheben waren naheliegenderweise die kirchlichen Institutionen; die Helfer des Ordinarius bei der Verwaltung der Diözese, das Domkapitel, das Pfarrsystem, die Rolle der Orden charakterisiert Emanuele Curzel, der ebenfalls biografische Skizzen der Bischöfe beisteuert. Liturgischen Aspekten widmet sich Dellantonio, besonders bei den Auswirkungen auf Formen des Kirchenbaus, zudem bringt er Beispiele für Klöster und Spitäler. Sechs zusammenfassende Beiträge behandeln sonstige kunsthistorische Themen: Absichten der Auftraggeber, von den Bischöfen bis zu den Laien (Laura Dal Prà), Wandmalerei (Claudio Strocchi, Marina Botteri Ottaviani), Bildhauerei und Holzschnitzerei (Luciana Giacomelli, Raffaella Colbacchini) sowie Goldschmiedekunst (Daniela Floris). Mit der Schriftentwicklung befasst sich schließlich Donatella Frioli, dagegen fehlt ein eigener Abschnitt über die Schulen, in denen man Lesen und Schreiben überhaupt erst hat erlernen können. Außer der schon genannten chronologischen Übersicht helfen Register der Personen- und der Ortsnamen bei der Benutzung des inhaltsreichen Bandes. Von der Sorgfalt, die bei seiner Vorbereitung gewaltet hat, zeugt schon die üppige Bibliografie mit ihren fast 90 kleingedruckten Seiten. Dieter Girgensohn

Documenti papali per la storia trentina (fino al 1341), a cura di Emanuele Curzel, presentazione della collana di Giorgio Cracco, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Fonti 1, Bologna (il Mulino) 2004, XXV, 696 S. mit 7 Abb., ISBN 88-15-09652-3, € 38. – Le pergamene dell'Archivio della Prepositura di Trento (1154–1297), a cura di E. Curzel, Sonia Gentilini, Gian Maria Varanini, ebenso 2, ebd. 2004, 639 S. mit 17 Abb., ISBN 88-15-09653-1, € 34. – Am Anfang des ersten der beiden anzuzeigenden Bände erläutert Cracco, bis vor kurzem Präsident des Italienisch-deutschen Instituts für Geschichte in Trient, die Motive für die Herausgabe der neuen Reihe. Nach der Konzentration auf die historischen Verbindungen zwischen Italien und Deutschland, vielmehr: den deutschsprachigen Gebieten, die bei der Gründung im Jahre 1973 zum Programm der wissenschaftlichen Arbeit erhoben worden war, sei nun die Hinwendung zum gesamten Europa an der Zeit. In dieser Perspektive solle die Geschichte von Trient selbst und dem Trentino mitsamt den Beziehungen zu den umliegenden Ländern, aber auch zu den großen Institutionen Kaisertum und Papsttum in den Mittelpunkt gestellt werden, und zwar für die Zeit vom frühen Mittelalter bis zum 20. Jh. Das dafür bestimmte Forschungsprojekt „Trento fra nord e sud", Teil der Aktivitäten des

Istituto trentino di cultura, richte sich vor allem auf die Suche nach Quellen für diesen Themenbereich und auf deren Veröffentlichung. Den Beginn der neuen Reihe markieren gleich zwei starke Urkundenbücher. Curzel, bestens ausgewiesen durch seine Arbeiten über die Trienter Pfarreiorganisation und das dortige Domkapitel im Mittelalter sowie durch die Regesten der für dieses überlieferten Urkunden von 1147 bis 1303 (s. QFIAB 81 [2001] S. 792f., 790, 82 [2002] S. 924f.), bietet das Material des Vatikanischen Archivs für die Diözese Trient (in den vom hohen Mittelalter bis 1785 geltenden Grenzen, also etwa unter Einschluss von Bozen, aber ohne die Valsugana und das Primeur-Tal; s. die Karte auf S. 9). Aus den Pontifikaten von Innozenz III. bis Benedikt XII. finden sich in den päpstlichen Registern insgesamt 343 einschlägige Urkunden. Sie werden wiedergegeben mit treffenden Kopfregesten und durchweg zuverlässigem Text (Stichproben erbringen eine verschwindend geringe Zahl offenbarer Missverständnisse). 227 sind im vollen Wortlaut abgedruckt, 116 dagegen in Auszügen, so in den Fällen, in denen ein Trienter Geistlicher lediglich als Exekutor eingesetzt worden ist oder der dortige Bischof unter den vielen Empfängern eines Rundschreibens erscheint. Hierzu gesellen sich 32 Stücke, meist aus anderen Fonds des Vatikanischen Archivs, einige wenige auch aus der Bibliothek. Unter diesen befinden sich zwei Verzeichnisse über die Zahlung des von Bonifaz VIII. angeordneten Zehnten, und zwar nicht nur die aus den Rationes decimarum Italiae (1941) längst bekannte Abrechnung von 1295, sondern jetzt auch diejenige aus dem folgenden Jahr (S. 521–564 Nr. IV–V), außerdem die an den Trienter Bischof Heinrich von Metz, einen engen Gefolgsmann der Luxemburger seit Heinrich VII., gerichtete Ausfertigung der Verurteilung Ludwigs des Bayern durch Johannes XXII. (1323 Okt. 8–9) mitsamt nicht weniger als zehn Notariatsinstrumenten, welche die öffentliche Verlesung des „Prozesses“ in Trient und in einzelnen Pfarreien der Diözese attestieren (S. 569–597 Nr. XIV–XXVI). In der umsichtigen Einleitung gibt der Hg. nicht nur einen Überblick über die von ihm im Vatikan erfassten Bestände, sondern skizziert auch mit groben Strichen den ersichtlichen Ertrag für die Trienter Geschichte, zumal für die Biografien der Bischöfe mit ihren Beziehungen zu den Päpsten und in ihrer doppelten Rolle als Inhaber des geistlichen Hirtenamtes und der weltlichen Herrschaft, deren Stellung wegen der zweiten Funktion immer wieder von Übergriffen der Grafen von Tirol, im behandelten Zeitraum besonders des ehrgeizigen Meinhard II., bedroht war. Dort findet sich auch eine Zuzsammenstellung von andernorts überlieferten Papsturkunden für Trienter Empfänger (S. 53–57), beschränkt allerdings auf die Zeit bis zum Ende des 13. Jh. – wobei erstaunlicherweise die Regesten in Germania pontificia 1 S. 398–409 nicht einmal erwähnt werden. Nur ein einziges Original ist parallel zur Registerüberlieferung aufge-

taucht (S. 129f. Nr. 58, s. noch S. 164–166 Nr. 84). Für die Zeit seit dem Pontifikat Johannes' XXII. (1316) gibt es bekanntlich eine doppelte Überlieferung für die meisten Urkunden, wobei nach der herrschenden Lehre die Texte der *Registra Vaticana* in dieser Periode Kopien aus den *Registra Avenionensia* darstellen; daher ist es ein methodischer Fehler, wenn der Hg. bei mehreren Stücken die ursprünglichere Fassung zwar angeführt, auf ihre Heranziehung für die Textherstellung aber verzichtet hat (Nr. 138, 152f., 166, 175–177, 183, 186, 206, 222, 236, 269, 271f., 301; für die Nr. 328–330 und 332 ist der Band jetzt „non consultabile"). In Aussicht gestellt wird eine Fortsetzung der Ausgabe, „che è allo studio" (S. 11). Darauf darf man gespannt sein, doch besonders auf die Art, wie die immer gewaltiger werdenden Urkundenmassen gemeistert werden sollen: Während der vorliegende Band im 13. Jh. pro Jahrzehnt 9½ Nummern bietet, werden es für die ersten vier Jahrzehnte des folgenden im Durchschnitt je 62, wozu vor allem die explosionsartige Zunahme der Pfründenverleihungen oder -reservationen unter Johannes XXII. beigetragen hat – ein sprechendes Indiz für die immer massiver werdenden Eingriffe der Päpste in die lokalen Angelegenheiten. – Die Propstei des Trienter Domkapitels, die zweite, doch üppiger dotierte Dignität nach dem Dekanat, wurde 1425 durch Bischof Alexander von Masowien für seinen aus Polen mitgebrachten Kanzler eingerichtet. Dazu diente der Besitz von S. Lorenzo, einst vor der Stadtmauer gelegen, dem einzigen Benediktinerkloster der Diözese Trient, dessen Abtswürde damals aber schon seit über 50 Jahren ständig von Vikaren des Bischofs, gelehrten Juristen, besetzt gewesen war. Ein Glücksfall hat den Urkunden- und Aktenbestand der Propstei auch während der radikalen Archivveränderungen des 18.–19. Jh. weitgehend unberührt gelassen. Enthalten sind in ihm neben den Archivalien der 1146 gegründeten Abtei ebenfalls diejenigen des seit 1182 bezeugten Spitals S. Nicolò vor Trient, das 1307 inkorporiert worden war, und der kleinen Klöster S. Anna (genannt zuerst 1235 als Doppelkloster mit Augustiner-Regel, zuletzt beim Camaldulenser-Orden) und S. Margherita (seit dem Ende des 13. Jh., später bewohnt von Dominikanerinnen), die Nikolaus V. 1449 der Propstei angliederte. Das eigentliche Propsteiarchiv bietet – unter Einschluss einiger entfremdeter Stücke im Staatsarchiv Trient – 195 Urkunden bis zum Schluss des 13. Jh.; sie sind von Gentilini als tesi di laurea transkribiert, die Texte jetzt von den beiden anderen Hg. revidiert worden. In vorbildlicher Weise hat Curzel den Bestand vervollständigt durch insgesamt 51 Stücke mit direktem Bezug zu S. Lorenzo, S. Nicolò und S. Anna, die sich an anderer Stelle finden. So erhält man eine Sammlung, die das wieder zusammenfügt, was ursprünglich einmal als Archivmaterial in den drei genannten kirchlichen Anstalten vorhanden gewesen ist – soweit heute noch vorhanden. Einige beachtliche Stücke sind darunter, etwa die Statuten,

die Bischof Aldrighetto 1241 für das Leben der *fratres et sorores* des Hospitals erließ, oder die Reihe der Papsturkunden: Nach der großen Besitzbestätigung Lucius' III. von 1183 für S. Lorenzo (JL 14871) sind es im Original erhaltene Mandate Innozenz' III. und Gregors IX. für dieses Kloster sowie ein einfaches Privileg desselben Papstes und ein feierliches Urbans IV. von 1264 für S. Anna, endlich eine Anweisung Nikolaus' IV. von 1289 (Nr. 7, I.9, I.11–12, III.1, III.2, 180). In der sorgfältigen Einleitung wird die Entwicklung der vier Institutionen skizziert (hervorzuheben ist die rekonstruierte Abtsliste von S. Lorenzo, S. 31f.), findet sich weiter die Geschichte ihrer Archivbestände, ergänzt durch Listen, in denen die jetzt veröffentlichten 246 Urkunden und Aktenstücke entsprechend ihrer ursprünglichen Provenienz zusammengestellt sind. – Beide Bände werden (abgesehen von den Bibliografien) durch ausgiebige Indices erschlossen: chronologisches Verzeichnis, Register der Personen- und Ortsnamen sowie ein solches der Notare beim Propsteiarchiv; bei den Papsturkunden wäre zusätzlich ein Initienverzeichnis nützlich gewesen. Unter dem editionstechnischen Aspekt fraglich bleibt die Entscheidung, Textvarianten gegenüber früheren Abdrucken auch dann auszuweisen, wenn diese gar nicht auf verlorene Überlieferung zurückgehen; das wirkt besonders überflüssig bei „Editionen", die in Wirklichkeit ungedruckte Mailänder oder Paduaner Dissertationen des 20. Jh. sind. Dieter Girgensohn

Serena Luzzi, Stranieri in città. Presenza tedesca e società urbana a Trento (secoli XV–XVII), Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico in Trento. Monografie 38, Bologna (il Mulino) 2003, 522 S., ISBN 88-15-09405-9, € 28. – Die Grenzlage der kleinen Bischofsstadt Trient/Trento zwischen dem deutschen und dem italienischen Kulturbereich gehört zu den verbreiteten Topoi der europäischen Reiseliteratur der Frühen Neuzeit. Im Postroutenverzeichnis des *Itinerarium Nobiliorum Italiae regionum* von 1601 heißt es dazu: „qui è 'l confino d'Italia e Terra Tedesca". Und in seinem klassischen Handbuch für Bildungsreisende schrieb der Engländer Richard Lassels 1670: „You come soon to Trent, which stands upon the confines of Germany, and lets you into Italy". Alle Berichte seit dem 15. Jh. heben übereinstimmend die Ansiedlung sowohl von Italienern als auch von Deutschen in der Stadt und die Zweisprachigkeit des Großteils der Bevölkerung hervor. Das Grundmuster der Bikulturalität von Trient/Trento und seiner Grenzlage wurde durch die Übernahme immer wieder gleicher Textpassagen in die Landesbeschreibungen, Reisebücher und Atlanten zum Grundbestandteil des geographischen Wissens um das frühneuzeitliche Europa. Die politischen und vor allem sozialen Realitäten, die hinter diesem Befund stehen, bilden das eigentliche Thema des hier anzuzeigenden, ganz aus den Quellen erarbeiteten und methodisch

blendend reflektierten Buchs von Serena Luzzi. Sie zeigt zunächst, dass in der Stadt (die um 1500 ca. 5000, ein Jahrhundert später etwa doppelt so viele Einwohner zählte) der Bevölkerungsanteil der „Deutschen" auf maximal 10% geschätzt werden kann. Die deutschsprachige Bevölkerung stellte also eine Minderheit dar (eine prozentual größere Minderheit übrigens als in der großen Handelsstadt Venedig), war und blieb aber eine gerade für die nordalpinen Reisenden besonders gut sichtbare Minderheit. Dies hängt auch, wie Luzzi herausstellt, mit der stets hohen Präsenz von Zugewanderten aus der ersten oder zweiten Generation zusammen, die sich von ihrer italienischsprachigen Umwelt deutlich abhoben. Die deutschsprachigen Zuwanderer kamen, schon seit dem hohen Mittelalter, aus dem benachbarten Tirol, aber ebenso aus dem ganzen Südosten des Römischen Reiches, aus Bayern, Schwaben und auch Franken. Wesentlich beteiligt an diesen Migrationsprozessen waren die Erfordernisse eines speziellen Arbeitsmarktes, des Bergbaus. Und so war es auch eine Korporation der Bergleute und Minenarbeiter, die den institutionellen Kern der deutschen Präsenz in Trient ausmachte: die Bruderschaft der *zappatori* (Hauer), gegründet 1278 – ihren Dokumenten, die seit 1452 überliefert sind, verdankt Luzzi einen Großteil ihrer neuen Erkennntisse. Wohn- und Arbeitsorte der Deutschen befanden sich vor allem im Stadtviertel um die Kirche St. Peter/San Pietro (*dei Tedeschi*) im Nordosten der Stadt; an der Kirche ist seit 1437 ein eigener Kurat für die deutschsprachige Seelsorge nachzuweisen. Bei den Metzgern und Schustern war der Anteil der deutschsprachigen Gewerbetreibenden besonders hoch, und die vierzehn Wirtshäuser (in der heutigen via Suffragio) wurden sämtlich von Deutschen geführt. Dies sind nur wenige illustrative Details aus den Ergebnissen von Serena Luzzis Studie; sie behandelt außerdem sehr ausführlich Familienstrukturen und Heiratsmuster, die soziale Schichtung in der Stadt, das Konnubium und die politische Kooperation der „Deutschen" mit dem in der Stadt ansässigen Tiroler Stadthauptmann. In einem ausführlichen Anhang sind nicht nur wichtige Dokumente im Volltext wiedergegeben, sondern auch biographische Informationen zu mehreren Familienverbänden zusammengetragen, auf deren Grundlage Luzzi berufliche Betätigungsfelder und Mechanismen des sozialen Aufstiegs beschreibt. Die junge Trienter Wissenschaftlerin hat nicht nur eine neue Grundlagenstudie zur frühneuzeitlichen Sozialgeschichte einer italienischen Stadt geliefert, sondern auch vielen Stereotypen zum „Deutschtum an der Grenze", die sich in der konkurrierenden deutsch-österreichischen bzw. italienischen Traditionsbildung in der regionalen Historiographie des 19. und 20. Jh. herausgebildet haben, ein für allemal den Boden entzogen. Reinhard Stauber

Antonino Poppi, Statuti dell'„universitas theologorum" dello Studio di Padova (1385–1784), Contributi alla storia dell'Università di Padova 36, Treviso (Antilia) 2004, LIII, 221 S., ISBN 88-87073-60-0, € 25. – Im Jahre 1363 gewährte Urban V. auf Bitten der *universitas* der Paduaner Studenten und der dortigen Bürger die Einrichtung einer theologischen Fakultät nach dem Vorbild der Pariser und derjenigen, die *in ... aliis famosis studiis* bestanden, wobei er in seiner Bulle einen kurz vorher von Innozenz VI. für Bologna verwendeten Text wiederholte. Da es zweifellos in den Ordenskonventen der Stadt längst Möglichkeiten zum Theologiestudium gab, wird den Petenten am wichtigsten wohl die abschließende Wendung dieser Verleihung gewesen sein, worin der Papst die Anerkennung des zu Padua verliehenen Magistergrades in den anderen Generalstudien verfügte. Von geregelter Organisation der jungen Fakultät zeugen die frühesten bekannten Statuten: Urban VI. ließ in den ersten Jahren seines Pontifikats von einer dreiköpfigen Kardinalskommission eine Modellsatzung für die Universität Bologna und die übrigen Italiens ausarbeiten; der Dominikaner Tommaso da Fermo, Provinzialmagister der Lombardei (später Generalmagister), überbrachte sie von der Kurie und händigte sie am 21. Februar 1385 dem Paduaner Bischof als Kanzler der Universität und vier Professoren als den Repräsentanten des *collegium magistrorum in dicta theologia* aus, worüber sich die Aufzeichnung in einer Notariatsimbreviatur erhalten hat. Der kurze Text ist weitgehend beschränkt auf die Bestimmungen, die für die Erlangung des *gradus magisterii* oder der *licencia* galten. Nicht wenig wurde gefordert: Als unmittelbare Voraussetzung dafür hatte der Bakkalar in insgesamt fünf Studienjahren an der Fakultät die *Sententiae* des Petrus Lombardus selbständig auszulegen, kursorische Vorlesungen über die Bibel zu halten und mit den Magistern zu disputieren, doch um diese Phase überhaupt erst beginnen zu können, musste er 30 sein und von legitimer Geburt, außerdem schon mindestens je acht Jahre lang Philosophie und Theologie studiert und gelehrt haben. Ein neuer Ansatz zu normativer Regelung erfolgte in Padua erst wiederum zwei Jahrzehnte später, 1406, kurz nach der Eroberung der Stadt durch die Republik Venedig. Nun sind es die Magister der Fakultät unter ihrem Dekan, die sich ein Statut geben, allerdings gestützt durch die Autorität des Bischofs. Solchen normativen Texten wohnt stets die Tendenz des Anwachsens inne: Der neue umfasst bereits 21 Paragrafen gegenüber den 8 der päpstlichen Modellfassung. Die nächste Kompilation stammt aus dem Jahre 1424, aus den 7 Druckseiten des vorangegangenen Statuts sind nun 33 geworden. Der Bischof tritt selbst als legislatives Subjekt auf, aber der Dekan und die übrigen 13 Doktoren des jetzt auch als eigene *universitas* neben die Gesamtuniversität gestellten Gremiums werden gleich nach ihm aufgeführt, und ihre einmütige Zustimmung wird unterstrichen. Es sind aus-

nahmslos Mendikanten, die Hälfte davon Franziskaner, und das scheint typisch für die italienischen theologischen Fakultäten des späteren Mittelalters; schon die Modellfassung Urbans VI. hatte mit dem Mitglied eines Bettelordens als Regelfall des Theologiedozenten gerechnet und den *clericus ... secularis vel monachus* nur am Rande in Betracht gezogen. Die Statutenfassung von 1424 blieb für anderhalb Jahrhunderte gültig, erhalten sind jedoch aus der Folgezeit zahlreiche Beschlüsse normativen Charakters, von denen Poppi nur Inhaltsangaben mit Textauszügen veröffentlicht. Erst 1573 folgte ein neuer Text als Ergebnis einer grundlegenden Revision, dann 1612 nochmals eine in langjähriger Kommissionsarbeit hergestellte Fassung, denen 1688 noch eine Reihe von *partes et decreta* als Ergänzung hinzugefügt wurde; einige spätere Regelungen schließen sich an. Längst war die Bezeichnung *collegium* für das Gremium der Theologen vorherrschend geworden, wie übrigens auch für die Paduaner Juristen, Artisten und Mediziner. Diese Sammlung von Satzungen illustriert einen wichtigen Aspekt im Leben der dortigen theologischen Fakultät von ihren Anfängen bis zur Aufhebung durch Napoleon im Jahre 1806. Vermerkt sei noch, dass für die ersten drei Stücke dieser Ausgabe, das Papstprivileg und die beiden frühesten Statuten, die Textherstellung in den bewährten Händen von Donato Gallo gelegen hat. Dieter Girgensohn

Donne a Venezia. Vicende femminili fra Trecento e Settecento, a cura di Susanne Winter, Venetiana 1, Roma-Venezia (Edizioni di storia e letteratura – Centro tedesco di studi veneziani) 2004, VIII, 223 S. mit 30 Abb. u. 13 Notenbeisp., ISBN 88-8498-163-8, € 21. – Die Vergangenheit Venedigs gehört zu den beliebtesten Themen moderner Geschichtsschreibung, das gilt ebenso für gender studies – Beides zusammen wird dem kleinen Band die gebührende Aufmerksamkeit sichern. Er versammelt die Referate eines Vortragszyklus am Deutschen Studienzentrum in Venedig. Wie Winter, dessen Direktorin, einleitend hervorhebt, entspricht die thematische Vielfalt der acht Beiträge der interdisziplinären Ausrichtung des Instituts. In dieser Anzeige sei die Beschränkung auf die historischen im engeren Sinne erlaubt, doch sollen die Autorinnen der literatur-, kunst- und musikgeschichtlichen Aufsätze wenigstens genannt werden: Ulrike Schneider, Francesca Bottacin, Helen Geyer und ebenso Margarete Zimmermann als Vf. der abschließenden Skizze über die Rolle von Frauen als Vermittlerinnen beim kulturellen Austausch zwischen Italien und dem übrigen Europa. Den Beginn macht Linda Guzzetti mit einem Blick auf das 14. Jh., mit dessen Wirklichkeit sie sich bereits in ihrem 1998 erschienenen Buch „Venezianische Vermächtnisse“ intensiv beschäftigt hatte (s. QFIAB 80 [2000] S. 825f.). Jetzt weist sie durch eine Fülle von Beispielen nach, dass die gängige These, wonach die Frau auf die Privatsphäre

beschränkt, nur der Mann der Öffentlichkeit zuzuordnen sei, für die Gesellschaft Venedigs in jener Zeit keine absolute Gültigkeit beanspruchen darf: Vielmehr besaßen Frauen Rechtsfähigkeit, wenngleich eingeschränkt, sie konnten im Geschäftsleben auftreten, etwa als Testamentsvollstreckerinnen, als Investorinnen oder als Bevollmächtigte des abwesenden Ehemanns, sie wurden sichtbar als Mitglieder in den zahlreichen Bruderschaften, allerdings nicht in den angesehensten unter ihnen, den fünf *scuole grandi*, kurz: sie hatten – ganz abgesehen von den Prostituierten – mancherlei Anlass, sich auf den Gassen und Plätzen sehen zu lassen (Le donne nello spazio urbano della Venezia del Trecento, S. 1–22). Silvia Ronchey beschäftigt sich mit dem Leben von Anna Notaras Paleologina. Ihr Vater war 1453 beim Fall Konstantinopels höchster byzantinischer Staatsmann, hatte es aber verstanden, genug von seinem Vermögen rechtzeitig in Genua und Venedig anzulegen; in der letztgenannten Stadt wohnte Anna bis zu ihrem Tode im Jahre 1507, sie organisierte für die dortige griechische Kolonie die Gründung einer eigenen Bruderschaft; ein letztwilliges Legat von ihr trug zur Errichtung der 1539 gegründeten Kirche S. Giorgio dei Greci bei, daraus entwickelte sich der Komplex des heutigen Hellenischen Instituts, wo immer noch drei große Ikonen aus ihrem Besitz vorhanden sind (Un'aristocratica bizantina in fuga: Anna Notaras Paleologina, S. 23–45). Berühmt als erste promovierte Frau – im Jahre 1678 an der Universität Padua – ist Elena Lucrezia Corner Piscopia aus einer der damals angesehensten venezianischen Adelsfamilien; Ruggero Rugolo präsentiert die vielen Formen, in denen die Zeitgenossen und mehr noch die Nachwelt sie literarisch und künstlerisch gefeiert haben (Sul mito di Elena Lucrezia Cornaro Piscopia, S. 85–131). Volker Hunecke, hervorgetreten mit einer grundlegenden Untersuchung der herrschenden Schicht Venedigs in der Neuzeit (Der venezianische Adel am Ende der Republik 1646–1797, Tübingen 1995), in der schon deshalb die Männer ganz eindeutig im Vordergrund stehen mussten, weil sie allein an der Regierung der Republik beteiligt waren und nur sie diese Funktion an ihre Söhne weitergeben konnten, konzentriert sich nun in einer inhaltsreichen Skizze auf das andere Geschlecht. Nach Hinweisen auf zeitgenössische Berichte über die Beschäftigungen der überzähligen Töchter hinter Klostermauern und ihrer verheirateten Schwestern in deren möglicherweise luxuriösen Haushalten, nach Überlegungen zum demografischen Aspekt kontrastiert er die Reichen, die beträchtlichen Luxus zu entfalten pflegten, mit den armen adeligen Frauen, die um Staatspensionen zu bitten genötigt waren: Essere nobildonna nella Venezia del Sei e del Settecento (S. 133–156). Die facettenreiche Sammlung bildet den ersten Band einer neuen Reihe des venezianischen Zentrums, allem Anschein nach als Fortsetzung der bewährten Quaderni intendiert; möge ihr Erfolg beschert sein!

Dieter Girgensohn

Dieter Girgensohn (a cura di), Francesco Foscari. Promissione ducale 1423, Venezia (La Malcontenta) 2004, XXI, 125 pp. – La serie delle promissioni ducali, cioè dei giuramenti prestati dal doge di Venezia neoeletto, è ben nota agli studiosi di storia politica e costituzionale veneziana, ma tuttora di difficile accesso: solo le prime nove versioni, dal 1192 al 1289, sono disponibili in edizione critica a cura di Gisella Graziato, nella collana delle „Fonti per la storia di Venezia". D. Girgensohn annuncia ora la prosecuzione dell'opera per il basso medioevo, con l'edizione delle promissioni di Antonio Venier (1383), di Francesco Foscari (1423) e di Niccolò Marcello (1473) (p. XVIII, nota 32). L'edizione che qui si presenta è dunque un'anteprima del lavoro più sistematico che l'A. ha in corso, ospitata nell'elegante collana diretta da Ferigo Foscari che accoglie testi relativi all'omonima casata veneziana. Nell'introduzione (p. IX–XXI) l'A. muove da aspetti attinenti all'ordinamento giuridico veneziano, sottolineando il valore della promissione ducale come „testo fondamentale di diritto pubblico" (p. IX), dello stesso rango giuridico degli Statuti. A differenza di questi ultimi e di altri testi compresi nel *corpus* legislativo ufficiale, la promissione ducale fu soggetta a revisione continua – alla morte di un doge, i „correttori alla promissione ducale" si mettevano all'opera e avanzavano proposte di modifica, poi sottoposte all'approvazione del Maggior Consiglio. Lo sviluppo del testo fu tale che nell'arco di duecento anni, dalla promissione di Iacopo Tiepolo del 1229 – la prima sufficientemente formalizzata – fino a quella del Foscari (15 aprile 1423), si passò da 47 a ben 116 capitoli complessivi. È evidente l'interesse di tale processo di rielaborazione testuale per l'indagine sulla figura dogale in sé, sul suo ruolo all'interno dell'ordinamento costituzionale e sulla dialettica politica del secondo medioevo. Sotto questo aspetto, ad esempio, i preliminari della promissione di Francesco Foscari offrono un elemento di novità importante, in quanto i correttori che la prepararono intesero privare l'assemblea popolare (*arengum*, *concio*) delle sue residue funzioni legislative e pure dell'atto di acclamazione che confermava l'elezione del nuovo doge: al popolo radunato davanti a S. Marco il neodoge veniva semplicemente presentato. Fra i correttori proponenti la modifica fu anche il Foscari, eletto poco dopo: questa e altre indicazioni, relative alla prassi concreta di compilazione, tradizione e conservazione del testo, permettono all'A. di animare la promissione foscarina, inserendola nel vivo dell'attività cancelleresca e del dibattito politico contemporaneo. Tali primizie solleticano la curiosità per l'annunciato prossimo volume, che conterrà anche le correzioni e aggiunte approvate dal Maggior Consiglio di Venezia fra il 1365 e il 1473. Nell'attesa si può godere la lettura di questa singola promissione, in un'ineccepibile edizione che a fronte fornisce la riproduzione integrale del testimone, il sontuoso ms. Milano, Collezione Falck. Daniela Rando

Cecilie Hollberg, Deutsche in Venedig im späten Mittelalter. Eine Untersuchung von Testamenten aus dem 15. Jahrhundert, Studien zur historischen Migrationsforschung 14, Göttingen (V & R Unipress) 2005, 294 S. mit 1 Kt. und 13 Tab., ISBN 3-89971-207-2, € 29,90. – Der Vf. ist es mit beachtlichem Scharfsinn und nicht geringer Mühe gelungen, aus der Fülle der Venezianer Testamente des 15. Jh., die sich leicht zu einer fünfstelligen Zahl summieren, 181 herauszufinden, in denen Deutsche ihren letzten Willen niedergelegt haben, also Personen, deren Herkunft aus dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation erkennbar wird: 123 Männer und 58 Frauen, das heißt: im Verhältnis 2:1. Für die Untersuchung dieser Texte hat sie in umsichtigem Vergleich die inzwischen ja recht zahlreichen Arbeiten über spätmittelalterliche Testamente in verschiedenen Teilen Europas und besonders in Deutschland heranziehen können. Die Ergebnisse dieser Untersuchung, erarbeitet mit überzeugendem methodischem Zugriff, sind zu einer 2001 approbierten Göttinger Dissertation komprimiert worden, die nun, „geringfügig überarbeitet", im Druck vorliegt. Die Arbeit vermittelt ein überraschendes Bild von dieser nationalen Gruppe in der großen Handelsstadt: Die Immigranten, deren Mehrheit aus Süddeutschland stammte, wohnten nicht etwa zusammen, sondern verteilten sich über eine Vielzahl der Pfarreien Venedigs, wenn auch mit einer erkennbaren Vorliebe für die Nähe zum *Fondaco dei Tedeschi* neben der Rialto-Brücke. Von den Männern, für die Berufe angegeben werden, waren 85% Handwerker, nur jeder zehnte bezeichnete sich als Kaufmann, wobei die Krämer neben den Fernhändlern stehen. – Hier sei der Einwand erlaubt, dass die „Stichprobe" in dieser Beziehung wohl ein verzerrtes Bild bietet, denn man kann am ehesten das Testament desjenigen in Venedig erwarten, der dort bereits ansässig war, vielleicht sogar das Bürgerrecht erworben hatte, während der vielgereiste Fernhandelskaufmann seinen letzten Willen gewiss lieber in der eigenen Heimat als in der Lagunenstadt niedergelegt hat, selbst wenn seine Geschäfte ihn dort nicht nur zu flüchtigem Besuch, sondern durchaus auch zu längerem Aufenthalt veranlasst haben mögen: Die gewiss nicht geringe Zahl der Dauermieter im deutschen Handelshaus, gar der vorübergehenden Gäste wird somit außerhalb des Beobachtungsfeldes geblieben sein. Wer dagegen sichtbar wird, waren wahrscheinlich vorzugsweise die Zuarbeiter (etwa Ballenbinder) und Lieferanten der großen Kaufleute, wenn nicht überhaupt deutsche Immigranten, die in Venedig längst seßhaft geworden waren und sich in die übrige Bevölkerung integriert hatten. – Bei den Berufen – genannt werden insgesamt 47 – erscheinen die Bäcker und die Schuster am zahlreichsten. Solche Ergebnisse sind neben anderen gemeint, wenn hervorgehoben wird, dass die Testamente – dank gründlicher systematischer Betrachtung – einen „Einblick in die Mannigfaltigkeit der untersuch-

ten Gruppe" erlauben (S. 68). Das bezieht sich vor allem auf ihre soziale Schichtung, denn es gehört zu den Eigenarten dieser Quellengattung, dass über das Vermögen eines Erblassers keinerlei Auskunft zu gewinnen ist: Dessen Masse verbirgt sich hinter dem *residuum*, über das in der Regel am Schluss des Testaments summarisch zugunsten des oder der Universalerben verfügt wird. Dagegen erbringt die Untersuchung der einzelnen Legate mancherlei Aufschluss. Die Vf. hat ausgezählt, dass sich Legate *ad pias causas*, also die Stiftungen für das Seelenheil, und solche mit weltlicher Zwecksetzung zahlenmäßig etwa die Waage halten; insgesamt ist erstaunlich, wieviel Sorgfalt die Testatoren auf die Details ihrer Verfügungen gelegt haben. Zum ersten Bereich, abgehandelt auf stattlichen 80 Seiten (mit ständigen Ausblicken auf die Verhältnisse an anderen Orten), gehören vor allem die Aufwendungen für Seelenmessen, für die Instandhaltung von Kirchen (*fabrica*), für liturgische Gegenstände und Pilgerreisen sowie die Zuwendungen für Arme verschiedener Kategorien, an Hospitäler und an die in Venedig fast unvorstellbar zahlreichen Bruderschaften, von denen es sogar eigens einige Zusammenschlüsse der deutschen Angehörigen bestimmter Berufe gegeben hat. Unter den weltlichen Legaten erscheinen Geldbeträge, Hausrat, Arbeitsmaterialien; die vererbten Kleidungsstücke und Stoffe haben die Vf. zu einem Abschnitt über die Rolle Venedigs als hervorragende „Modestadt" im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit angeregt, mit Hinweisen auf die Maßnahmen gegen überbordenden, zur Schau gestellten Luxus (S. 188–199). Die Empfänger der einzelnen Legate oder des Restvermögens lassen das familiäre und soziale Umfeld der Testatoren hervortreten, ihr Verhältnis zum Ehegatten und zu den Kindern, aber auch zu den Bediensteten. Vor allem bemerkenswert ist der Blick auf die eingesetzten Testamentsvollstrecker: Auffällig ist das Überwiegen des beruflichen Umfelds, das jedenfalls mehr Bedeutung gehabt zu haben scheint als die Bindung an die räumliche Nachbarschaft. Das hat man sich vor Augen zu halten bei dem Urteil der Vf., dass die Gruppe der Deutschen im Venedig des späteren Mittelalters gut in ihre Umgebung eingegliedert war – jedenfalls diejenigen von ihnen, deren Testamente dort entstanden und aufbewahrt worden sind. Dieter Girgensohn

Mutui e risarcimenti del Comune di Treviso (secolo XIII), a cura di Alfredo Michielin, con una nota introduttiva di A. M. e Gian Maria Varanini, Fonti per la storia della Terraferma veneta 20, Roma (Viella) 2003, CXXVIII, 1332 S., 12 Taf., ISBN 88-8334-118-X, € 110. – Die Quelleneditionen des Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla Terraferma veneta, dessen Vorsitz seit seiner Gründung im Jahre 1985 Giorgio Cracco innegehabt hat, sind – seit 1988 – nun bis zum 20. Band gediehen, und der fällt sogar noch

durch seinen gewaltigen Umfang aus dem üblichen Rahmen. Überreste von Archivalien der Kommune Treviso aus dem hohen Mittelalter wurden im 18. Jh. zusammengefügt und unter den Handschriften der dortigen Kommunalbibliothek aufgestellt; nun wird auch der dritte Teil dieser Sammlung in vorbildlicher Edition publiziert, nach den Bänden 9 und 12 derselben Reihe mit I documenti del processo di Oderzo del 1285, hg. 1995 von Dario Canzian, und Gli Acta comunitatis Tarvisii del sec. XIII, hg. 1998 ebenfalls von Michielin (s. QFIAB 77 [1997] S. 683–685 und 79 [1999] S. 784f.). Zusammengebunden wurden seinerzeit vor allem 20 Hefte, der erhaltene Rest der Aufzeichnungen, die einige Notare der Kommune 1275 und wenig später anlegten, um auftragsgemäß einen Überblick über die finanziellen Verpflichtungen der Stadt gegenüber ihren anerkannten Gläubigern herzustellen; dafür hielten sie den wesentlichen Inhalt vorgelegter *instrumentorum debitorum veterum* fest. Entstanden waren diese Schulden hauptsächlich in den Jahren 1234–40 (doch gibt es Einzelstücke seit 1213 und bis 1248), und zwar überwiegend durch die Aufnahme von Darlehen, aber auch durch Forderungen zum Ersatz erlittener Schäden im Dienste des Gemeinwesens. Über die um 1275 gesammelten Forderungen sind nicht weniger als 1662 Einträge erhalten, sie stellen eine wahre Fundgrube dar, wenn man sich anschickt, sie im Einzelnen mit den Informationen über die gleichzeitigen politischen Ereignisse zu verbinden – man denke an die Herrschaft von Ezzelino da Romano, dem „Tyrannen" der Trevisaner Mark. Der Text der Einträge wird im vollen Wortlaut wiedergegeben, für rund 1600 von ihnen, entsprechend den Aufzeichnungen der beiden zuerst beauftragten Notare, bieten italienische Regesten schnelle Auskunft über den Inhalt der einzelnen Urkunden. Angebunden an diese Faszikel sind das Fragment einer Steuerliste von 1266, ein 1285 niedergeschriebenes Verzeichnis von Belehnungen in Castelfranco während der Jahre 1262–79 und der Rest einer Aufzeichnung über die Abgaben auf Brot und Wein in Treviso und im Umland aus dem Jahre 1288; auch diese Texte werden abgedruckt. In der ausführlichen Einleitung finden sich die sorgfältige kodikologische Beschreibung der verschiedenen Teile des Sammelbandes, die detaillierte Aufgliederung von deren Inhalt und eine erste Einbettung der gesamten Informationen in ihren historischen und institutionellen Zusammenhang. Mehrere Register, angefertigt von Anna Zangarini, helfen bei der Aufschlüsselung der dargebotenen Texte. Dem Index der Personennamen folgen eigene Listen der Gläubiger und derjenigen, die Schadensersatz beanspruchen konnten, sowie eine Übersicht über die Ämter der Kommune Treviso mit deren Inhabern. Insgesamt ist eine inhaltsreiche weitere Quellenpublikation in der angesehenen Reihe zu begrüßen.

Dieter Girgensohn

Ermanno Orlando, Scrittura, fisco e società. Gli estimi di Treviso del Quattrocento, Istituzioni e documenti. Quaderno 1, Venezia (Centro Interuniversitario di Studi sulla Trasmissione del Sapere, Università „Cà Foscari" di Venezia) 2003, 67 S. – Im Staatsarchiv Treviso, im Fonds der Kommune, haben sich allein aus dem 15. Jh. über 30000 Steuererklärungen (*polizze*) erhalten: fürwahr ein gewaltiges Material für wirschafts-, sozial- und personengeschichtliche Studien. Dieser reiche Bestand ist kürzlich unter der erfahrenen archivistischen Leitung von Francesca Cavazzana Romanelli gesichtet worden, die Veröffentlichung des von ihr und dem Vf. angefertigten Inventars wird für die nahe Zukunft angekündigt. Das hier anzuzeigende kleine Buch enthält eine erste Übersicht über das Material mitsamt Hinweisen auf den historischen Kontext und bietet zugleich Anregungen, wie man es auswerten könnte. Treviso war 1339 von Venedig erobert worden, doch infolge des Chioggia-Krieges (1379–81) wieder verloren gegangen, bis die Republik es 1388 zurückerhielt. Die Stadt und ihr Distrikt waren die frühesten venezianischen Besitzungen auf dem benachbarten Festland, für deren Verwaltung andere Formen gefunden werden mussten, als die Regierenden der Republik sie seit dem 13. Jh. für ihre überseeischen Kolonien entwickelt hatten. In jenen italienischen Gebieten führte man seit dem bedeutend gestiegenen Finanzbedarf des ersten Krieges gegen König Sigmund (1411–13) nach und nach eine direkte Steuer ein, die *colta ducale* oder *dadia delle lanze*, das heißt: den einzelnen Provinzen des Staatsgebiets, entsprechend den bis zur Angliederung bestehenden politischen Einheiten, wurde jeweils eine Gesamtsumme auferlegt, die durch interne Umlage aufzubringen war. Diese Besteuerung führte 1434 ein Beschluss des Venezianer Senats auch für Treviso ein; die durch die lokale Verwaltung den Bürgern abverlangten Steuererklärungen von 1434–35 summieren sich auf ca. 6000, die sorgfältig aufbewahrt worden sind – obwohl angeordnet worden war, dass nach dem Ende der Erhebung alle Zettel verbrannt werden sollten. Der ersten folgte eine zweite, nun nur noch partielle, in den Jahren 1439–42, sieben weitere schlossen sich im Verlaufe des 15. Jh. an, wie der Vf. im Einzelnen ausführt. Im zweiten Teil seiner Darstellung charakterisiert er die Art und Weise, wie diese Erklärungen formuliert worden sind. Es ist selbstverständlich, dass Personen höchst verschiedener sozialer Qualität, etwa der große Grundeigentümer, der Kaufmann, der Handwerker oder der städtische Bedienstete, prinzipiell unterschiedliche Mitteilungen zu machen hatten, doch alle mussten ein Minimum an standartisierter Information aufweisen. Das beginnt mit den Angaben zur eindeutigen Identifizierung des Steuerpflichtigen, doch steht dem Erhebungszweck entsprechend im Zentrum die Auflistung des Immobilienbesitzes in Stadt und Umland mit der Spezifizierung, ob die Grundstücke ge- oder verpachtet waren, gleichfalls der Wa-

ren und der Lebensmittelvorräte, der Einkünfte aus mannigfacher Quelle und natürlich auch der eigenen Schulden, um nur die wichtigsten Elemente zu nennen. Mancher Bürger bewies bei seiner Erklärung beträchtliche Phantasie, so die Ehefrau, die bei der genannten ersten allgemeinen Erhebung ein Sonett einreichte, um zu offenbaren, dass bei ihr nichts zu holen war (S. 58f.).

Dieter Girgensohn

Diocesi di Concordia 388–1974, a cura di Antonio Scottà, Storia religiosa del Veneto 10, (Venezia)-Padova (Giunta Regionale del Veneto – Gregoriana Libreria Editrice) 2004, 780 S., 1 Abb., 1 Kt., ISBN 88-7706-192-8, € 29. – Mit dem 10. Band ist der Hauptteil dieser ehrgeizigen Kirchengeschichte des Veneto glücklich zum Ende gekommen; angekündigt wird noch eine Fortsetzung für die nichtkatholischen Konfessionen und Religionen, besonders die griechisch-orthodoxe Kirche und das Judentum. Begonnen hat die Reihe mit der 1991 erschienenen Behandlung des Patriarchats Venedig, nun endet sie mit der kleinen Diözese am Ostrande der Region. Allerdings gehört deren größerer Teil in Wirklichkeit gar nicht zum Veneto entsprechend den heutigen Grenzen, sondern als Provinz Pordenone (seit 1968) zur Region Friuli – Venezia Giulia. Ursprünglich bildete das gesamte Territorium der Diözese, gelegen zwischen den Flüssen Livenza und Tagliamento, den westlichen Streifen des historischen Friaul. Die Bischöfe hatten bereits während des hohen Mittelalters als ihre bevorzugte Residenz dem antiken *Iulia Concordia*, auch *Concordia Sagittaria*, das benachbarte, 1140 neu gegründete Portugruaro vorgezogen, längst vor der offiziellen Verlegung des Bischofssitzes dorthin im Jahre 1586. Diese Stadt nun wurde mit dem Südzipfel der Diözese 1811 der Provinz Venedig zugeordnet und kam erst dadurch zum Veneto. Inzwischen aber ist – seit 1970 – der Bischofssitz in das größere Pordenone verlegt worden. Der bei weitem umfangreichste Teil des neuen Bandes stammt aus der Feder von Scottà, dabei werden im Durchgang durch die Geschichte des Bistums die beiden letzten Jahrhunderte deutlich bevorzugt. Abschnitte über die Spätantike hat Giorgio Fedalto, zu archäologischen Aspekten Antonella Nicoletti, zur Kunstgeschichte Italo Furlan beigesteuert. Luca Gianni ist Autor eines ausführlichen Kapitels über Struktur, Organisation und inneres Leben der Diözese während des Mittelalters; für seine biografische Skizze des Bischofs Antonio Panciera (1392–1402), später Patriarch von Aquileia, gestorben 1431 als Kardinal (S. 335–340), wäre die Beachtung von Untersuchungen des Rez. nicht unnütz gewesen. Ebenfalls in eigenem Abschnitt behandelt Fernanda Sorelli das Leben und die bekannte Reisebeschreibung des in Asien weitgereisten Franziskaners Odorico da Pordenone (†1331); eine Analyse der Statuten des Bistums Concordia von 1450 bietet Annalisa Colusso (S. 323–334,

353–366). Ein Personenregister und eine Bibliografie beschließen den Band, doch fragt man sich bei der Letztgenannten etwa, warum allein der erste Band von Eubels Hierarchia catholica als zitierwürdig gegolten hat.

Dieter Girgensohn

L'Obituario di Tricesimo, a cura di Manuela Beltramini, Fonti per la storia della Chiesa in Friuli 7, Udine (Istituto Pio Paschini) 2004, 323 S. mit 1 Kt., ISBN 88-87948-12-7, € 20. – Die Pfarrer der Kirche Santa Maria della Purificazione in Tricesimo, gelegen an der großen Süd-Nord-Durchgangsstraße von der Adria zu den Alpenpässen, ließen 1534 von einem Notar aus Udine ein neues Verzeichnis der Wohltäter, derer im Verlaufe des Jahres, von Januar bis Dezember, in den Messen zu gedenken war, anlegen und gleich auch eine Fülle von Hinweisen auf die frommen Legate eintragen, von denen Klerus und Kirche profitierten. Diese große Handschrift, im Friauler Dialekt *catapan* genannt – mit einem auch in Venedig vorkommenden Ausdruck –, befindet sich noch heute im dortigen Pfarrarchiv. Grundlage der Arbeit war ein älteres, bereits damals nur noch schwer lesbares Buch, dessen tragendes Gerüst aus einem Kalendarium nach den Gewohnheiten der Kirche von Aquileia bestanden hatte. In späterer Zeit wurden Nachträge hinzugefügt, der letzte datiert von 1770. Diesen Text – leider nicht auch die Vorbemerkung des ausführenden Notars – veröffentlicht die Hg. nun in einer überzeugenden Transkription. In der Einleitung bietet sie außer der Beschreibung der Handschrift eine erste Auswertung des riesigen Namenmaterials: mit Listen der vorkommenden Nach- und der Spitznamen. Für die Lokalgeschichte, aber auch für die Namensforschung wird das umfangreiche Personenregister am Schluss des Bandes nützliche Dienste leisten. Dieter Girgensohn

Sabine Rutar, Kultur-Nation-Milieu. Sozialdemokratie in Triest vor dem Ersten Weltkrieg, Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 23, Essen (Klartext) 2004, 384 S., ISBN 3-89861-116-7, € 45. – Das anzuzeigende Buch geht auf eine am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz entstandene Dissertation zurück. Die Vf. befasst sich zur Zeit mit der deutschen Besatzungspolitik in Serbien und Slowenien zwischen 1941 und 1945. Anders als der Untertitel des Bandes vermuten lässt, schreibt R. nicht über die Sozialdemokratie in Triest schlechthin. Ihr Augenmerk gilt überwiegend der sozialistisch geprägten Arbeiterkultur in der größten Hafenstadt Österreich-Ungarns. Das ist zugleich mehr und weniger als eine Geschichte der politischen Partei und der von ihr beeinflussten gewerkschaftlichen oder genossenschaftlichen Organisationen. R. lässt einige traditionelle, vor allem sozio-ökonomische Raster der Arbeitergeschichtsschrei-

bung bewusst beiseite, um sich mit größter Aufmerksamkeit der kulturellen Konstitution des Triester Proletariats, oder besser, der Triester Proletariate, zu widmen. Mit einer enormen Virtuosität greift sie in die Tastatur der milieu- und klassenspezifischen Ordnungsvorstellungen und Sinnzusammenhänge, der lokalen und nationalen Sozialisationsmuster. Luzide rekonstruiert sie die Migrationsbewegungen und die mit ihnen einhergehenden Prozesse von In- oder Exklusion. Methodisch vorbildlich und über weite Strecken unterhaltsam zu lesen ist die Analyse des gesamten Sektors proletarischer Geselligkeit: der Sportgruppen und –wettbewerbe, des Alpinismus, der Theaterinitiativen, Chöre, Orchester und Bildungsvereine, lückenlos schließlich die Behandlung der sozialistischen Symbolik, von der Farbe Rot über die Fahne und die „aufgehende Sonne" bis zu den „verschlungenen Händen". Deutlich wird einmal mehr, dass die Triester Sozialisten an der Nahtstelle zwischen der italienischen, der deutsch-österreichischen und der südslawischen Sozialdemokratie agierten und dass die Hafenstadt zusammen mit Laibach (Ljubljana) vor allem für die Südslawen ein organisatorisches und kulturelles Zentrum bildete. Die slowenischen Siedlungsgebiete, in der Vergangenheit eher unter dem Stichwort „Proletarische Provinz" abgehandelt, werden hier endlich als Regionen mit einer genuin sozialistischen Arbeiterbewegung anerkannt. Damit aber auch schon genug der Zugeständnisse an nationalgeschichtliche Interpretationen, wie sie gerade in der slowenischen Arbeitergeschichtsschreibung lange vorherrschten. Beharrlich arbeitet R. an der Auflösung unfruchtbarer, die Diskussion blockierender Dichotomien: „Nation" (ital. nazione oder slow. narod) und „Internationale" bilden in der Triester Arbeiterbewegung ebenso wenig Gegensätze wie „bürgerliche" und „proletarische" Kultur. Akribisch rechnet die Vf. nach, welche Dichter und Schriftsteller unter den italienischen, welche unter den slowenischen Arbeitern besonders beliebt waren. Wenn hier vieles im Fluss war, dann wiesen die politisch-sozialen Milieus Triests eine frappierende Stabilität auf: Aus der Arbeiterorganisation der slowenischen Narodnjaken (Liberale) wechselte so gut wie niemand zur Sozialdemokratie und umgekehrt verhielt es sich ähnlich. Allerdings waren die Wachstumsaussichten dieses Mikrokosmos, den R. bis hinunter zu 1200 Biografien von Männern, Frauen und Kindern aus der sozialistischen Kulturbewegung auflöst, nicht unbegrenzt. Auf die Höhepunkte in den ersten Jahren des 20. Jh. folgten von der Arbeiterpresse kaum verhüllte Rückschläge, die sich u. a. an der zurückgehenden Teilnehmerzahl der Maidemonstrationen ablesen lassen. Die tiefe Krise des Triester Sozialismus bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs und in der Nachkriegszeit liegt schon außerhalb des hier behandelten zeitlichen Rahmens. R.'s auch sprachlich ansprechende Arbeit – schon die akkurate Übersetzung der vielen Originalzitate aus dem Italienischen und aus dem Sloweni-

schen stellt eine nicht zu unterschätzende Leistung dar – sollte unbedingt auch in italienischer Sprache erscheinen. Rolf Wörsdörfer

Fabio Todero, Morire per la Patria. I volontari del „Litorale Austriaco" nella Grande Guerra, Collana storica 11, Udine (Gaspari) 2005, 204 S., ISBN 88-7541-027-5, € 14,50. – Anzuzeigen ist ein Buch, das den Leser in die von ethnischen Spannungen und Herrschaftskonflikten gezeichnete Grenzregion zwischen Italien, Österreich, Slowenien und Kroatien führt, in deren Zentrum Triest liegt. Genauer gesagt geht es dem Autor um jene pro-italienischen Nationalisten, die nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Freiwillige mit der Waffe in der Hand für die Loslösung ihrer Heimat vom Reich der Habsburger und für deren Anschluß an Italien kämpften. Auf der Basis von gedruckten und ungedruckten Quellen, die hauptsächlich aus den Archiven Triests stammen, zeichnet Todero das soziale Profil jener pro-italienischen Nationalisten nach, beschreibt ihre Mentalität und skizziert das gesellschaftliche Umfeld, dem sie entstammten. Das umfangreichste der fünf Kapitel des Buches ist dem Lebensweg der volontari del „Litorale Austriaco" während des Krieges gewidmet, wobei Todero stark biographisch arbeitet und verschiedene für ihn typische Protagonisten näher vorstellt. Das letzte Kapitel des Buches befaßt sich mit der Erinnerung an die pro-italienischen Nationalisten unter österreichischer Herrschaft und ihrer politischen Instrumentalisierung, die vor allem Mussolinis Faschisten betrieben, denen es schließlich gelang, den „Freiheitskampf" in Julisch-Venetien und Istrien fast vollständig für sich zu reklamieren und die Bruchlinien zwischen den Aktivisten zu verwischen.

Thomas Schlemmer

Codice diplomatico della Chiesa Bolognese. Documenti autentici e spuri (secoli IV–XII), a cura di Mario Fanti e Lorenzo Paolini, Fonti per la storia dell'Italia medievale. Regesta Chartarum 54, Roma (ISIME) 2004, CVI, 453 S., ISSN 1724-3890, ISBN 88-89190-01-9, € 100. – Nach den 2001 vorgelegten *Carte Bolognesi del secolo XI* (Regesta Chartarum 53; vgl. QFIAB 82, 2002, 957ff.) folgt nun in dem nächsten Band derselben Reihe das Urkundenbuch der Kirche von Bologna, das entsprechend einer traditionellen Zäsur der kirchlichen Historiographie bis zum Ende des 12. Jh. reicht. Es bietet nicht nur eine sachgemäße Ergänzung zu dem Vorgänger, sondern bringt auch einen weiteren großen Schritt der Realisierung des legendären *Codice Diplomatico Bolognese*, für den das Material schon auf Veranlassung von Papst Benedikt XIV. in 43 handschriftlichen Bänden gesammelt worden war. Der nun vorgelegte neue Baustein will alle Urkunden vorlegen, in denen der Bischof oder das Kapitel (korporativ oder einzelne Dignitäre und Kanoniker) entweder als

Aussteller oder als Empfänger auftreten; zu dieser fest umrissenen Auswahl haben die Editoren noch rund 50 weitere Stücke hinzugefügt, die ihnen für die Geschichte der beiden Seiten bedeutsam erschienen (Liste und Begründung S. 3). In diesem sachlichen Rahmen streben sie entsprechend dem Konzept des *Codice Diplomatico* Vollständigkeit an, unter Berücksichtigung sämtlicher Überlieferungsformen (Kopien aller Art, 40 Fälschungen, 11 Deperdita) und -orte (von Mailand und Venedig bis zum Vatikan). Insgesamt haben sie 230 Stücke zusammengetragen, von denen 46 bisher noch nicht ediert waren (Liste S. 4). Jeweils knapp 80 sind von Päpsten und den Bologneser Bischöfen ausgestellt, mit weitem Abstand gefolgt vom Kapitel, von dem freilich besonders viele bisher noch ungedruckte Urkunden beigebracht werden konnten. Soweit die Überlieferung es zuläßt, werden Volltexteditionen geboten, die nach den Regeln des Istituto Storico Italiano per il Medio Evo gestaltet sind (vgl. S. 4–6); die jeweils vorausgeschickten kurzen Regesten und Hinweise auf die Überlieferung sind klar und übersichtlich. Vorausgeschickt ist ein instruktiver Beitrag von Mario Fanti über die wechselhaften Schicksale des schon erwähnten *Codice diplomatico Bolognese* und speziell über die für diesen Band verfügbaren Vorarbeiten, wobei man nur ein Wort der Anerkennung für die *Italia Pontificia* vermißt, welche die kritischen Grundlagen für immerhin rund ein Drittel des Materials bereitgestellt hatte. Natürlich wird die IP aber zu jeder einzelnen Papsturkunde zitiert, und die Tatsache, daß sie nun sämtlich in zuverlässigen Volltexteditionen vorliegen, ist ein nicht geringer Fortschritt in diesem Bereich. Auf den Beitrag von Fanti folgt ein weiterer von Lorenzo Paolini unter dem Titel „Storia della Chiesa di Bologna medievale: un ‚cantiere' storiografico aperto", in dem der Mitherausgeber tatsächliche oder potentielle Erträge der edierten Urkunden für die Bologneser Kirchengeschichte hervorhebt; der wortreiche Abschnitt über die Entstehung und frühe Entwicklung des *studium* (S. LXV–LXXV: ‚Centro di rinnovamento culturale e scolastico') hinerläßt freilich den Eindruck, daß der konkrete Ertrag des Bandes in diesem Bereich, der außerhalb Bolognas besonderes Interesse finden könnte, ziemlich gering ist; das liegt daran, daß gerade diejenigen Urkunden, die direkt über die Vorgeschichte de *studium* im 11. Jh. und seine Lehrer im 12. Jh. Auskunft geben, schon früher bekannt geworden waren. Im Gegensatz zu den *Carte Bolognesi del secolo XI*, für welche die versprochenen Register nach wie vor fehlen, ist dieser Band mit eingehenden Registern ausgestattet: Archive und Bibliotheken, Notare, Personen- und Ortsnamen, die beiden letzteren bearbeitet von Riccardo Parmeggiani. Martin Bertram

Libro di conti della famiglia Guastavillani (1289–1304), a cura di Enrica Coser/Massimo Giansante, Biblioteca di storia agraria medievale. Bologna (CLUEB) 2003, 227 S., ISBN 88-491-1993-3, € 19. – Der Bologneser Aufsteigerfamilie der Guastavillani hatte Jean Gaulin schon 1987 eine materialreiche Untersuchung gewidmet (MEFR. Moyen Age et Temps Modernes 99, 1987, S. 7–60). Daran anknüpfend können die beiden Autoren dieses lehrreichen Büchleins anhand eines inzwischen im Staatsarchiv Bologna aufgetauchten „Rechnungsbuchs" den zielstrebigen Ausbau der Agrarunternehmungen dieser Familie im einzelnen rekonstruieren. In dem äußerlich unscheinbaren Heft wurden 600 notarielle Verträge registriert, die im Laufe der Jahre 1289 bis 1304 von mehreren Mitgliedern der Familie überwiegend mit Bauern im Contado abgeschlossen wurden. Dabei handelt es sich fast durchweg um Viehpacht-Verträge (sog. *soccidae*), mit denen die Besitzer ihre immer weiter anwachsenden Viehbestände, insbesondere Rinder, gelegentlich auch Pferde, Schweine und sogar Bienenstöcke, entweder *ad laborandum* oder *ad meliorandum* gegen einen vereinbarten Geld- oder Naturalzins überließen. Aus dem soweit als Imbreviaturbuch anzusprechenden Dokument ist nun tatsächlich ein Rechnungsbuch geworden, indem am Rand jedes Vertrags dessen wirtschaftliches Ergebnis minutiös notiert wurde: Termine, Höhe und Form der eingegangenen Erträge, evtl. verbleibende Schulden, Notariatskosten usw. Wie unter der Lupe lassen sich hier nicht nur die zeitgenössischen landwirtschaftlichen Betriebsformen im Bologneser Contado beobachten, sondern auch der allgemeinere Prozeß der Kapitalisierung, die langfristig zur Konzentration des Grundbesitzes in den Händen der städtischen Elite und zugleich zur Verschuldung und Verarmung der Bauern führte, was in diesem Fall anscheinend am Familiennamen („Bauernschinder"; vgl. S. 14) hängen geblieben ist. Im Anhang ein instruktiver Beitrag von Bruno Andreolli über die immer noch nicht genügend gewürdigte formale Entwicklung und die agrargeschichtliche Bedeutung der *soccida*-Verträge. Martin Bertram

Antonella Ghignoli/Anna Rosa Ferucci (a cura di), Carte della Badia di Settimo e della Badia di Buonsollazzo nell'Archivio di Stato di Firenze (998–1200), Memoria scripturarum. Testi 2, Firenze (SISMEL) 2004, LXIV, 330 S., ISBN 88-8450-104-0, € 55. – Die Klöster S. Salvatore zu Settimo und S. Maria zu Buonsollazzo waren nach S. Salvatore am Monte Amiata die ältesten Zisterzienserabteien in der Toskana. Das westlich von Florenz gelegene Settimo war seit Anfang des 11. Jh. das Hauskloster jener Adelsfamilie, die man nach dem Grafen Cadalus, der 964 im Umkreis Kaiser Ottos I. agierte, als „Kadolinger" bezeichnet. 1238 wurde das Benediktinerkloster Settimo von den Zisterziensern aus S. Galgano reformiert. S. Maria zu Buonsollazzo, nördlich

von Florenz im Mugello gelegen, wurde in der zweiten Hälfte des 11. Jh. gegründet und 1320 von den Zisterziensern aus Settimo reformiert. Spätestens seit dem Ende des 17. Jh. befanden sich die Archive von Settimo und Buonsollazzo im Zisterzienser-Zentrum S. Frediano in Cestello (Florenz). Die vorliegende Edition umfaßt alle Urkunden für Settimo und Buonsollazzo bis 1200, die sich heute im Fonds S. Frediano in Cestello im Staatsarchiv Florenz (Diplomatico) befinden. Der Bd. enthält insgesamt 113 Urkundeneditionen sowie 38 Regesten aus dem 14. Jh. (Anhänge I, II), die Deperdita dokumentieren. Unter den edierten Urkunden sind drei Kaiserurkunden, die alle für Settimo ausgestellt wurden. Es handelt sich um Diplome Ottos III. (998), Heinrichs II. (1014, Original) und Heinrichs III. (1047). Die mit einem ausführlichen Kommentar versehene Edition der Urkunde Ottos III. ist künftig jener Sickels in den MGH (D O. III. 297) vorzuziehen. Acht der insgesamt neun edierten Papsturkunden gingen ebenfalls an Settimo. Als deren Aussteller fungierten Leo IX., Gregor VII., Urban II., Paschal II., Calixt II., Innozenz II., Cölestin II., Alexander III. und Clemens III. Mit Ausnahme der Urkunden Leos IX. und Gregors VII. sind alle Stücke als Originale tradiert. Die Urkunden der Kadolinger-Grafen sowie verschiedene Schenkungsurkunden für das Kloster Settimo bilden einen weiteren Schwerpunkt der Ausgabe. Hervorzuheben ist die Aufnahme von 17 Abbildungen (s/w) in die Edition. Sie zeigen sowohl verschiedene Urkundenarten als auch unterschiedliche Überlieferungsformen vollständig oder partiell. Zu den abgebildeten Stücken gehören die Diplome Ottos III. und Heinrichs II. sowie die Urkunde Leos IX. In der Edition wurden außerdem die graphischen Symbole in den Urkunden stärker als bisher üblich berücksichtigt. So ist das Zeichen der Zeugen in den Notariatsurkunden durch die Sigle (SM), *Signum manus*, kenntlich gemacht. Im Anhang III sind zudem alle vorkommenden Notarszeichen, insgesamt 72, abgebildet. Ein Index der Datare, Kanzler, Petenten und Schreiber, ein Personen-, Orts- und Sachregister sowie eine chronologisch geordnete Liste aller edierten Urkunden beschließen den gelungenen Band. Wolfgang Huschner

Maddalena Belli/Francesca Grassi/Beatrice Sordini, La cucina di un ospedale del Trecento. Gli spazi, gli oggetti, il cibo nel Santa Maria della Scala di Siena, Collana del Dipartimento di Storia dell'Università di Siena 1, Ospedaletto (Pacini editore) 2004, 112 S. mit Abb., ISBN 88-7781-573-6, € 13,50. – Die seit einigen Jahren betriebene Umwandlung der ehemaligen Gebäude des bedeutenden Sieneser Hospitals Santa Maria della Scala in ein Museum wird von umfangreichen interdisziplinären wissenschaftlichen Untersuchungen begleitet. In diesem Kontext entstand als Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Geschichtswissenschaft die vorliegende Publikation. Die geschichtswis-

senschaftliche Studie von Beatrice Sordini nutzt die reiche Schriftüberlieferung des Hospitals (vor allem Rechnungsbücher und Notariatsakten) zur Analyse des sehr differenzierten Speise- und Getränkekonsums der Hospitalsmitglieder im 14. Jh. vor dem Hintergrund des zeitgenössischen diätetischen und medizinischen Wissens. So erhielten kranke Insassen hauptsächlich weißes Fleisch, kaum einmal Fisch, hingegen spielen Gemüse und Obst (in frischem und getrocknetem Zustand) eine herausragende Rolle. Als bemerkenswert abwechslungsreich erweist sich der vom saisonalen Produktionsrhythmus geprägte Speisezettel des Personals (bei signifikanten Unterschieden zwischen Geistlichen und Laien) mit frischem Fleisch und Fisch, Eiern und Käse, Obst und Gemüse. Sehr deutlich lassen sich auch die Unterschiede zwischen Alltags- und Festkonsum darstellen. Aus der Eigenwirtschaft des Hospitals bzw. von Händlern wurden erhebliche Mengen an Gewürzen und Spezereien bezogen, wobei nicht immer entschieden werden kann, ob diese eher der Zubereitung von Speisen oder medizinischen Zwecken dienten. Untersucht wird ferner die gesamte für die Ernährung wichtige komplexe Infrastruktur (Küchen, Vorratsräume, Keller, Einrichtungsgegenstände etc., vgl. hierzu auch die Edition von drei Inventaren im Anhang). In den insgesamt fünf nachweisbaren Küchen, aber auch in den streng nach Gruppen regulierten Speiseusancen spiegelt sich die komplexe soziale Binnenstruktur des Hospitals. Im Jahre 1998 wurden im Rahmen einer Grabungskampagne verschiedene aus dem ausgehenden 14. Jh. stammende Zimmer des Hospitals untersucht; die dabei geborgenen Keramikfunde wertet Francesca Grassi aus. Anschließend diskutiert Maddalena Belli metallene Fundobjekte, die mit dem Konsum im Sieneser Hospital in Verbindung gebracht werden können. Soweit möglich werden diese Überlegungen jenen in Beziehung gesetzt, die auf der Grundlage der schriftlichen Überlieferung angestellt wurden, kein einfaches Unterfangen, aber ein lobenswerter Versuch enger interdisziplinärer Zusammenarbeit.

Michael Matheus

Codex diplomaticus Amiatinus. Urkundenbuch der Abtei S. Salvatore am Monteamiata. Von den Anfängen bis zum Regierungsantritt Papst Innozenz' III. (736–1198), im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearb. von Wilhelm Kurze, Bd. III/1: Profilo storico e materiali supplementari, a cura di Mario Marrocchi, Tübingen (Niemeyer) 2004, VII, 222 S., ISBN 3-484-80151-4, € 38. – Mit dem hier vorgelegten Band wird die Edition abgeschlossen, die dem Bearbeiter als die zentrale Aufgabe seiner wissenschaftlichen Arbeit galt und die sein Lebenswerk geworden ist. Nach der Vorlage der beiden Editionsbände mit den zugehörigen Tafellieferungen (1974, 1982) war 1998 der aufwendige Registerband III/2 erschienen (571 S., vgl. QFIAB 79,

S. 803f.). Wie dieser ist auch Bd. III/1 zunächst als Mittel zur umfassenden Erschließung der Edition für die Forschung konzipiert. Neben den Regesten der edierten 370 Urkunden in italienischer Sprache (S. 81–149) soll ein „Profilo storico" der Einordnung der Dokumente in ihren historischen Kontext dienen (S. 9–79); beigegebene Graphiken schaffen hierfür Voraussetzungen (S. 177–188). Als Nachträge zur Edition werden zwei Urkunden und drei Zinslisten aus der Zeit um 1000 und um 1100 publiziert (S. 151–175) und die Hände der Schreiber und die Zeugenunterschriften wie in der Edition im Teilfaksimile wiedergegeben. Es war Wilhelm Kurze nicht vergönnt, sein Werk selbst zum erstrebten und schon ganz nahen Abschluß zu bringen (vgl. den Nachruf in QFIAB 82, S. XLIff.). Um so verdienstvoller ist es, daß Mario Marrocchi sich des unvollendeten Bandes III/1 angenommen und aus dem Nachlaß das in angemessener Form zum Druck gebracht hat, was der Bearbeiter noch selbst betreut oder ausformuliert hatte. Das war neben den seit langem vorbereiteten italienischen Regesten und den Ergänzungen zur Edition die historische Einführung und Auswertung, die im Band als „Profilo storico" überschrieben ist. Wie Marrocchi berichtet (S. 2), hatte Kurze während der Editionsarbeit von einem „Abriß der Klostergeschichte" oder einer „umfangreichen Einleitung" gesprochen und schließlich in Bd. III/2 eine „Geschichte des Klosters" angekündigt. Man versteht den großen Wert, den der Editor auf diese einführende und auswertende Abhandlung legte, jedoch nur, wenn man die methodologische Prämisse mitbedenkt, welche diesen Teil auf das Engste mit der Edition verzahnt. Kurze stellt die Frage, ob und wie man die Geschichte eines Klosters – in diesem Falle einer bedeutenden Reichsabtei, die von Kaisern, Königen und Päpsten privilegiert und ins politische Spiel gezogen wurde – schreiben kann, wenn praktisch keinerlei historiographische Quellen, aber bemerkenswerte Urkundenbestände überliefert sind. So versucht er zu zeigen, was sich in der archivalischen Überlieferung der Abtei von ihrer Geschichte spiegelt; summarische Beobachtungen verbinden sich dabei mit eingehenden Einzelanalysen. Das Fundament bilden Konsistenz und Vielfalt des im Archiv erhaltenen Materials. Graphiken verdeutlichen Umfang und zeitliche Frequenz der Urkundenausstellung, die unterschiedlichen Objekte und Anliegen der Beurkundungen, die wechselnden regionalen Schwerpunkte. Im „Profilo storico" werden solche Bestandsaufnahmen ausgewertet und in Beziehung gesetzt zu historischen Ereignissen, die, vor allem an den Herrscherdiplomen ablesbar, in die Welt des Klosters hineinschlugen. Die Urkunden beleuchten manchmal Kontinuitäten, die durch politische Umbrüche kaum gestört werden, werfen in anderen Fällen nachdrückliche Fragen auf, die sich vom Gang der großen Geschichte her ebenso wenig vollständig beantworten lassen wie aus dem Urkundenmaterial des Klosters. So stehen neben

aufschlußreichen, manchmal dichten Passagen vielfach Splitter aus einer Lebenswirklichkeit, die sich nicht zu einer „Geschichte" zusammenfügen lassen. Das Verfahren, das hier getestet wird, kann in der für das frühere Mittelalter gegebenen Überlieferungssituation wohl nur selten über eine Plausibilität hinausführen und wohl stets nur Teilzusammenhänge aufzeigen. Darüber hinaus ist sich Kurze dessen voll bewußt, daß sein Vorgehen in den Bereich von Überlieferungszufällen führen kann, deren Interpretation leicht in Fehldeutungen münden würde. Selbst die dichte Interpretation der ottonischen Diplome für S. Salvatore (S. 49–58) erscheint dem Rezensenten nicht als zwingend; sie wirft aber wichtige Fragen auf nicht nur für die Politik der Ottonen, sondern vor allem auch für die Bedeutung und das Aussagespektrum von herrscherlichen „Bestätigungen" früherer Privilegien. Doch feste Gegenbeweise wären ebenfalls kaum zu führen. Vielleicht waren es auch solche unüberwindbaren Grenzen, die den lange angekündigten, lange erwarteten Abschluß des Werkes immer wieder hinausgezögert haben. So bietet der Versuch – weder „Geschichte" noch „Abriß" noch „Einführung" im gewöhnlichen Wortsinn – Anregungen und stellt Fragen, wie sie nur aus einer intensiven Beschäftigung mit einem großen geschlossenen Urkundenbestand resultieren können. Aber sie finden aus ihm allein nicht leicht eine sichere Antwort. Wie Kurze selbst darlegt, besitzt das fast vollständige Versiegen der Beurkundung im Lebenskreis von S. Salvatore zwischen 920 und 990 zur selben Zeit Parallelen im Rückgang der Urkundenzahlen in anderen Beständen. In S. Salvatore erscheint der „Einbruch" genau so radikal wie nördlich der Alpen, etwa in St. Gallen, weshalb Oswald Redlich 1911 das 10. Jh. durch das Schlagwort „Die Reaktion gegen die Urkunde" gekennzeichnet hat. Sucht man nach Erklärungen, wird man sie in den erhaltenen oder fehlenden Urkunden eines Archivs kaum finden, d. h. auch nicht in der individuellen Geschichte des Klosters. Wilhelm Kurzes Ausarbeitungen erreichen nur die erste Hälfte des 11. Jh. und schließen mit dem bedeutenden, gut dokumentierten Abbatiat Winizos II. (1004–1035) ab. Auf die Gesamtzahl der bis 1198 überlieferten 370 (+2) Urkunden bezogen, sind so 271 (+2) Dokumente historisch zugeordnet. Insofern darf man den nachgelassenen Band trotz einiger Abstriche als den vom Editor geplanten Abschlußband des Gesamtwerkes ansehen. Die Fachwelt hat Mario Marrocchi als selbstlosen Betreuer des Bandes für sein Engagement und seine Sorgfalt zu danken.

Hagen Keller

Carlo Prezzolini (a cura di), San Marco papa patrono di Abbadia San Salvatore, Collana della Diocesi di Montepulciano-Chiusi-Pienza, Montepulciano (Le Balze) 2004, 133 S., ISBN 88-7539-066-5, € 10. – Die sechs Autoren des Bandes haben sich vorgenommen, Anfänge, Entwicklung und Formen der

Verehrung des Papstes Markus in der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata zu erforschen. Nach dem einführenden Beitrag von Anna Benvenuti beschäftigt sich Valeria Novembri mit dem historischen Markus. Sie setzt sich mit der kargen und zudem widersprüchlichen Überlieferung über den Pontifikat des Papstes auseinander, der um die Mitte der 30er Jahre des 4. Jh. amtierte. Sie analysiert zudem die Quellen über die frühen Translationen seiner Gebeine. Carlo Prezzolini widmet sich der Markus-Verehrung auf dem Monte Amiata in mittelalterlicher und moderner Zeit. Er favorisiert die These, dass jene Kardinäle, die nach der tradierten Dedikationsnotiz 1035 an der Weihe der neuen Abteikirche teilnahmen, Reliquien des Papstes Markus direkt aus Rom überführt hätten. Diese seien dann im zentralen Altar der Krypta deponiert worden. Überdies sei es möglich, dass schon vor dem 11. Jh. eine Markus-Verehrung im Kloster existierte, die vielleicht dem Evangelisten oder einem anderen gleichnamigen Heiligen gegolten habe. Mario Marrocchi sucht auf der Grundlage des nunmehr abgeschlossenen Codex Diplomaticus Amiatinus nach den Anfängen des Markus-Kultes auf dem Monte Amiata. Erst seit dem 11. Jh. gebe es dafür einige wenige Belege. Zusammen mit den Aussagen anderer Quellenarten bezeugten sie jedoch die Existenz des Markus-Kultes im Kloster S. Salvatore für das 11. Jh. Dem Beitrag ist eine Edition der Notiz über die Weihe von 1035 angeschlossen, die in einem frühmittelalterlichen Codex aus der Abtei S. Salvatore (Biblioteca Apostolica Vaticana, Barb. Lat. 679) überliefert ist. Narcisa Fargnoli beschäftigt sich unter kunsthistorischen Gesichtspunkten mit dem Reliquiar von 1381, in dem das Haupt des Papstes Markus noch heute aufbewahrt wird. Bruno Santi analysiert den Bilderzyklus in der Kreuzkapelle des Klosters, der von Francesco Nasini (1611–1695) stammt. Im Anhang sind jene vier Seiten aus dem *Missale amiatinum* (Biblioteca Casanatense di Roma, ms 1907, sec. XI) abgebildet, die die Messtexte für das Fest des Papstes Markus (7. Okt.) enthalten. Zudem werden einige ausgewählte Gebete und Hymnen zu Ehren des Heiligen in Originalsprache und in italienischer Übersetzung geboten. Ein Namen- sowie ein Ortsregister beschließen den Band. Wolfgang Huschner

Céline Perol, Cortona. Pouvoirs et sociétés aux confins de la Toscane (XVe-XVIe siècle), Collection de l'École Française de Rome 322, Rome (École Française de Rome) 2004, X, 430 S., ISBN 2-7283-0630-3, € 37. – Bereits 1897 veröffentlichte der cortonesische Patrizier Girolamo Mancini seine auf ausgedehnten Quellenstudien beruhenden Monographie „Cortona nel Medio Evo" (nachgedruckt 1992) und schuf mit dieser und mit weiteren wichtigen Beiträgen die Basis für die Erforschung der Geschichte dieser uralten Etruskerstadt. Der Schwerpunkt des von Mancini untersuchten Zeitraums liegt in dem von

der Signorie der Casali maßgebend geprägten 14. Jh., doch behandelt der Gelehrte auch die Geschichte Cortonas nach 1411, dem Jahr, das Cortonas Eintritt in florentinisches Dominium markiert, bis zu den politischen Wirren während des Pontifikats des Medici-Papstes Clemens VII. (1523–1534). Das Jahr 1411, als Ladislaus von Neapel Cortona zum Preis von 60 000 fiorini an Florenz verkaufte, ist Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung, in der die Vf. erstmals eingehend die Rolle des ehemals freien Stadtstaates in Bezug auf die territorialen Machtansprüche von Florenz untersucht und ihre Ergebnisse durch die Analyse zahlreicher Einzelaspekte stützt, hauptsächlich auf der Basis unerforschter Archivquellen. Bei den von ihr behandelten Einzelaspekten wendet sie Kriterien und Methoden aus dem Bereich der Network Analysis und der Microstoria an, welche seit rund zwei Jahrzehnten die Erforschung der Geschichte der Kommunen, die zu einem bestimmten Dominium gehören, in eine neue Richtung gelenkt haben („Introduction", S. 11). Cortona, das wegen seiner Berglage an der Peripherie des florentinischen Machtbereichs wie auch aufgrund seiner vorwiegend bäuerlichen Wirtschaftsstruktur von der Forschung bisher vernachlässigt worden ist (vgl. S. 5ff.), liefert nach Ansicht der Vf. ein Musterbeispiel für die „modalités de la soumission d'une ville secondaire et frontalière dans ses aspects les plus concrets et dans la realité du quotidien" (p. 12), und demgemäß liegt der Schwerpunkt der Darstellung auf der „realité", der Lebenswirklichkeit einer Kommune im Rahmen der politischen Verhältnisse, die die Unterwerfung unter florentinische Herrschaft geschaffen hatte. Perols Untersuchung gliedert sich in drei Hauptteile. Alle drei bieten eine Fülle von sich häufig überschneidenden Einzelaspekten der „realité", mit der Cortona als kommunales Zentrum individueller Prägung die florentinische Herrschaft wahrnahm und konkret erlebte, wobei der eigene Charakter dieser Kommune, der auf einer im Wesentlichen festgefügten Sozialstruktur basiert, sehr anschaulich vorgeführt wird. Der erste Teil (La ville et ses territoires) behandelt ausführlich die geographische Besonderheit der Stadt, welche die Medici in der Mitte des 16. Jh. zu einer bedeutenden Zitadelle an der Grenze zwischen florentinischem Territorium und Kirchenstaat machten, ferner u. a. Cortonas Bedeutung zwar nicht als namhaftes Wirtschaftszentrum, aber als Durchgangsort bedeutender Verkehrs- und Handelsstraßen. Detailliert dargestellt werden außerdem die demographische und soziale Entwicklung der Stadt, die Organisation des Finanz- und Steuersystems sowie die Rolle der Klöster und der Heiligenverehrung, besonders S. Margherita. Der zweite Hauptteil (La société politique) behandelt die Funktion, personelle Rekrutierung und legislative Grundlage der kommunalen Regierung besonders im Hinblick auf die parallele bzw. übergeordnete florentinische Herrschaft. Viel Raum nimmt hier die Darstellung der sozialen Struktur Cortonas

ein, besonders die Rolle der führenden Familien – darunter der mächtigen Passerini, aus der Kardinal Silvio Passerini (1469–1529, 1520 Kardinal, 1521 Bischof von Cortona), enger Vertrauter des Medici-Papstes Leo X., hervorging –, auch innerhalb des Spannungsfelds zwischen dem städtischen Patriziat, den gegen dieses rebellierenden Bauern und der florentinischen Herrschaft. Eine noch detailliertere Analyse der Sozialstruktur Cortonas im 15. 6und 16. Jh. bestimmt den dritten Hauptteil (La mise en scène des différences), in dem die Vf. durch Darstellung auch von interessanten Teilaspekten – z. B. Bedeutung des individuellen Vor- und Familiennamens, Herkunft der Ehepartner sowie Studienorte Cortoneser Bürger – die Vielfalt und Komplexität des sozialen Lebens Cortonas im 15. und 16. Jh. nachweist, in welchem „L'ordre social est soutenu par un jeu complexe de relations politiques" (S. 317). Jedoch kommt sie in der „Conclusion" (S. 319–327) zu dem Ergebnis, dass Cortona vor allem als Folge seiner geographischen Entfernung vom florentinischen Machtzentrum, aber auch wegen der nur schwach ausgeprägten Mobilität seiner Einwohner, letztlich an dem Prinzip der *libertas* des mittelalterlichen Stadtstaates festgehalten, also die Überlegenheit der *superior civitas* Florenz nicht anerkannt hat. Der Anhang (S. 331 ff.) umfasst Auszüge aus dem 1634 von Pietro da Cortona angefertigten Stadtplan Cortonas (ganz abgebildet bei den Illustrationen am Ende des Buches, Nr. 3), eine Reihe Tabellen und Listen (*Catasto*, Ämterbesetzung, florentinische Kommissare, Bischöfe von Cortona, Angehörige des Ordine di S. Stefano u. a.) sowie Genealogien der führenden Cortoneser Familien. Eine ausführliche Bibliographie zu wichtigen Aspekten der toskanischen Stadtgeschichte sowie ein umfangreicher Personenindex machen das Buch zu einer wertvollen, vor allem sehr anschaulich (wenn auch vereinzelt etwas langatmig) geschriebenen Quelle für die Geschichte der Toskana im 15. und 16. Jh. Ursula Jaitner-Hahner

La legislazione suntuaria. Secoli XIII–XVI. Umbria, a cura di M. Grazia Nico Ottaviani, Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Fonti XLIII, Roma (Ministero per i Beni e le Attività Culturali. Dipartimento per i Beni Archivistici e Librari. Direzione Generale per gli Archivi) 2005, XXXIX, 1134 S., ISBN 88-7125-262-4. – Dieser voluminöse Band, in dem die in den umbrischen Archiven aufbewahrten normativen Quellen zusammengetragen sind, die Bezug nehmen auf die Regulierung von Aufwand und Luxus, erscheint drei Jahre nach dem der Emilia-Romagna gewidmeten Werk entsprechenden Inhalts (La legislazione suntuaria. Secoli XIII–XVI. Emilia-Romagna, a cura di M. G. Muzzarelli, Roma 2002), Teil eines ambitiösen Projekts, das einmal ganz Nord- und Mittelitalien erschließen soll und möglichst auch den Süden des Landes – der jedoch nur eine quantitativ geringere Produktion auf diesem

Gebiet vorweisen kann –, wie Antonio Dentoni Litta in seinen einleitenden Worten darlegt. Die Verwirklichung dieses Projekts würde in der Tat einen wichtigen Beitrag leisten, um die Ausbildung und Selbstregulierung einer spätmittelalterlichen-frühneuzeitlichen urbanen Gesellschaft auch aus diesem interessanten Blickwinkel zu verfolgen. Die systematische Erfassung des in den Staats- respektive kommunalen Archiven von Perugia, Terni, Assisi, Foligno, Gubbio, Orvieto, Spoleto, Amelia, Città di Castello, Gualdo Tadino, Narni, Norcia und Todi lagernden Materials über vier Jahrhunderte hinweg war möglich dank des Zusammenwirkens sachkundiger von M. Grazia Nico Ottaviani koordinierter Historiker und Archivisten. Angefangen von den ersten sporadischen auf dieses Thema eingehenden Vorschriften aus dem 13. Jh. bis zu den *editti* und *bandi* der frühen Neuzeit wurden alle Gesetzestexte in weiterem Sinn aufgenommen, unabhängig davon, ob sie bisher noch unveröffentlicht oder bereits im Druck erschienen waren, wie ein großer Teil der den *statuti* entnommenen relativen Paragraphen. Neben diesen von den kompetenten legislativen Organen der Kommune emanierten Gesetzessammlungen und den ab Mitte des 15. Jh. auch von den päpstlichen Legaten in deren Eigenschaft als Verwalter des Kirchenstaates erlassenen Verfügungen sind in der Tat auch in Ratsversammlungen gefaßte Beschlüsse berücksichtigt worden (*riformanze*, *provvigioni*, *deliberazioni*, *annali*), die nicht selten als eine Art Vorstufe der offiziellen Gesetzgebung anzusehen sind. Inwieweit die Normen tatsächlich Anwendung fanden, lassen die aus dem *fondo giudiziario* von Perugia und von Orvieto stammenden Dokumente erkennen, in denen Verstöße gegen geltende Gesetze attestiert und geahndet werden, Dokumente aus dem 13. Jh., die hier aber deshalb mit aufgenommen worden sind, weil sie Hinweise liefern auf präexistierende Normen, die nicht anderweitig überliefert sind. In den genannten Fällen handelt es sich um Mißachtung der bei Trauerfällen einzuhaltenden Vorschriften, dem alles in allem in den Normen am häufigsten angesprochenen Thema, natürlich neben den Kleiderordnungen für die Frauen (gegen zu viel Schmuck, zu große Ausschnitte, zu lange Schleppen und dergleichen). Nicht inbegriffen sind hingegen Quellen wie Chroniken, Traktate und Predigten, obwohl gerade letztere mit der Propagation moralischer Richtlinien gesetzgeberische Maßnahmen auf dem hier interessierenden Gebiet beeinflussen konnten und auch beeinflußt haben, wie der explizierte Verweis auf die Predigertätigkeit des San Bernardino von Siena in den orvietanischen *riformanze* von 1427 bezeugt. Das Quellenmaterial ist nach den Städten, in deren Archiven es lagert und auf die es sich bezieht, in Kapitel geordnet: Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen archivistisch-historischen Einführung aus der Feder der jeweiligen Bearbeiter, der sich ein Verzeichnis der konsultierten Quellen und bibliographische Hinweise anschließen. Es folgen ein

chronologisch geordneter numerierter Quellenindex und schließlich der vollständige Text der indizierten Normen selbst. Für zwei Städte, Foligno und Spoleto, sind als Anhang Vorschriften aufgenommen, die sich auf kleinere von der Stadt abhängige Ortschaften beziehen. Daß Quellenveröffentlichungen wie diese, in hohem Grad durchsetzt mit z.T. schwer deutbaren und oft orts- und zeitgebundenen Fachausdrücken, nicht ohne Glossar auskommen, versteht sich von selbst. Die üblicheren Termini der weiblichen und männlichen Gewandung ganz außer Acht lassend, weist Anna Mori Paciullo, die unter Mitarbeit von Paola Monacchia das das Werk beschließende Glossar zusammengestellt hat, opportunerweise auf die genannten Schwierigkeiten hin, weshalb vorgezogen worden ist, nicht immer spezifische, sondern mehr allgemeingültige Erläuterungen zu geben. Jedenfalls haben die Mode- und Kleidungsspezialisten ausreichenden Stoff zu Reflektion und detaillierterer Interpretation. Sicher ließe sich, wie immer in solchen Fällen, über die Aufnahme von Wörtern und das Fehlen anderer diskutieren, auch über die hier und da gegebenen Erklärungen, wie z. B. die des *vaio*, *vario*, ein Fell, das zu generell als grauer Winterpelz des Eichhörnchens definiert wird, wo doch der Name selbst auf die Charakteristik dieses wechselnd hellen (Bauchseite) und dunklen (Rückenseite) des meist als Futter verwendeten Fells hinweist, wie auch die ikonographischen Quellen und die Heraldik klar erkennen lassen. Trotz dieser vielleicht zu kleinlichen Kritik, verdient der vorliegende Quellenband, der die Forschung mit einem hervorragenden Arbeitsinstrument bereichert, Basis für weiterführende spezifische Studien, volle Anerkennung für die geleisteten Mühen und den Reichtum an Informationen. Diese sind vor allem auch der Herausgeberin zu danken, die in ihren einführenden Seiten mit Klarheit wichtige Aspekte, Finalitäten und Mechanismen dieser Gesetzgebung innerhalb eines noch nicht in sich geschlossenen und nur heute als einheitliche geopolitische Realität empfundenen Territoriums aufzeigt.

Hannelore Zug Tucci

Corrado Buzzi (Hg.), Lo Statuto del Comune di Viterbo del 1469, Fonti per la storia dell'Italia medievale. Antiquitates 24, Roma (Istituto storico italiano per il medio evo) 2004, XVIII, 420 S., 5 Tafeln, ISBN 88-89190-09-4, € 50. – Nachdem die meisten Kommunen des Kirchenstaats sich mit der päpstlichen Herrschaft definitiv abgefunden hatten, ließ Papst Paul II. (1464–1471) Ordnung in die lokalen Rechte bringen. So wurden nicht nur in Viterbo, sondern auch in Assisi und Rom im Jahr 1469 neue städtische Statuten erlassen. Auf Grund ihres im Vergleich zur kommunalen 'Blütezeit' späten Entstehungsdatums wurden diese Statutensammlungen von der Forschung eher stiefmütterlich behandelt, außer in jenen Fällen, in denen ältere Aufzeichnun-

gen fehlen. Dies gilt auch für Viterbo, wo sich zwei bedeutende, von Pietro Egidi 1930 edierte Satzungen des 13. Jh. erhalten haben. Doch um zu erfahren, ob und wie die kommunalen Gesetzgeber auf die historischen Veränderungen des späteren Mittelalters reagierten, muss man, da aus dem 14. Jh. nur ein paar Einzelverordnungen überliefert sind, auf die Neuredaktion von 1469 zurückgreifen. Diese konnte bisher entweder mit Hilfe der in der Biblioteca Comunale degli Ardenti in Viterbo bereitstehenden Fotos oder im Original benutzt werden; beides war unter anderem deshalb mühsam, weil die Handschrift stellenweise beträchtliche Leseprobleme bereitet. Die neue Edition ist daher eine willkommene Arbeitshilfe, mit der der um die mittelalterlichen Quellen Viterbos hoch verdiente Bearbeiter sein wissenschaftliches Werk krönt. Wie ihre Vorgängerin von 1251/1252 teilt sich auch die Neufassung von 1469 in vier, jeweils durch eigenständige Präambeln eingeleitete Bücher. Nur die Reihenfolge von Buch III und IV wurde vertauscht, so dass sich folgende Gliederung ergibt: I *De regimine civitatis* (70 Rubriken), II *Super civilibus* (103 Rubriken), III *De maleficiis* (174 Rubriken) und IV *De extraordinariis* (160 Rubriken). Der Form nach beanspruchte die Stadt auch 1469 volle Satzungsautonomie, denn der Auftrag zur Redaktion der vier Bücher wurde den acht Statutaren von den acht kommunalen Prioren erteilt. Aber sowohl aus den Präambeln als auch aus übergeordneten Bestimmungen (I 1) wird klar, dass der Manövrierraum der Kommune am *honor* des Papstes und seines Provinzgouverneurs endete. Der Vergleich dieser Statuten mit denen von 1251/1252 ergibt, dass die Gesetzgeber sich durchaus um Anpassung an den Wandel der Zeiten bemühten, wie z. B. die erb- und familienrechtlichen Kapitel des zweiten Buches (II 70ff.) oder der Bericht über den Sturz der Stadtherrschaft der Präfekten von Vico (IV 147) zeigen. Auf der anderen Seite hielten sie eisern an längst obsoleten Einrichtungen fest, z. B. am *Liber Quatuor Clavium*, einem kommunalen Schenkungsregister (1998 ediert von C. Buzzi, s. QFIAB 81, S. 827f.), das schon im 14. Jh. außer Gebrauch gekommen war. Die Qualität der durch historische Erläuterungen und ein sehr nützliches Glossar erschlossenen Edition ist, nach Stichproben zu urteilen, über alle Zweifel erhaben. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass der Abdruck sich auf den Text von 1469 beschränkt und die letzten 20 Blätter der Handschrift, die päpstliche Bestätigungen und Zusatzverordnungen ab 1471 enthalten, weggelassen wurden. Thomas Frank

Gianfranco Ciprini, La Madonna della Quercia. Una meravigliosa storia di Fede, I: La storia. L'Arte, II (in Zusammenarbeit mit Fr. Ciprini): Monografie, Appendice documentaria, Viterbo (Quatrini A. & F.) 2005, 515 und 254 S., zahlreiche Abb., keine ISBN (zu beziehen über die Parrocchia S. Maria

della Quercia). – Ca. 5 km südöstlich von Viterbo befindet sich das in der Frühneuzeit neben Loreto berühmteste Marienheiligtum der Apenninhalbinsel. Die Wallfahrt zur *Madonna della Quercia* läßt sich zurückverfolgen bis zum Beginn des 15. Jh., als sich die Nachricht von einem wundertätigen Ziegelstein mit dem Bildnis der Jungfrau Maria verbreitete, welchen der Besitzer zum Schutz seines Weinbergs an einer Eiche anbringen ließ. Schon 1467 erlaubte der Bischof von Viterbo, Kardinal Pietro Gennari, offiziell die Verehrung des Gnadenbildes (I, 21). Noch im selben Jahr begann auf Veranlassung Papst Pauls II. der Kirchenbau (II, 18). Kurze Zeit später übernahm der Dominikanerorden die Wallfahrtsstätte. G. Ciprini hat nun eine zweibändige Dokumentation zur Geschichte der örtlichen Marienverehrung vorgelegt, mit der er sich seit Jahrzehnten befaßt. Bd. I enthält zunächst einen historischen Abriß, der die Bedeutung der *Quercia* für ganz Mittelitalien und darüber hinaus erkennbar werden läßt. Sie wird nicht zuletzt durch die Präsenz von nicht weniger als 14 Päpsten unterstrichen, die von Ende des 15. bis Ende des 17. Jh. zum Marienort bei Viterbo wallfahrteten, u. a. Pius V., der die vor Lepanto gegen die Türken ausziehende Flotte unter den besonderen Schutz der *Madonna della Quercia* gestellt hatte (I, 81ff.). Der zweite Teil (I, ab 339) bringt detaillierte Angaben zur Architektur und künstlerischen Ausgestaltung von Kirche und Klostergebäuden. Bd. 2 ist ebenfalls zweigeteilt. Er versammelt in einem ersten Teil kleinere Schriften von G. Ciprini. Wichtig der im Anhang beigegebene Dokumentenanhang (II, 117–222) mit der Wiedergabe von einschlägigen Quellen, die im Archivio Storico Madonna della Quercia, aber auch in anderen lokalen Archiven überliefert sind, u. a. eine Auflistung der Händler und Handwerker, die während der *fiere* von 1518 ihre Waren anboten (II, 121ff.). Der Publikation sind eine Bibliographie sowie ein Personen- und Ortsregister beigegeben. Alexander Koller

Sandro Carocci/Marco Venditelli, L'origine della Campagna Romana. Casali, castelli e villaggi nel XII e XIII secolo, Miscellanea della Società romana di storia patria 47, Roma (presso la Società) 2004, VIII u. 375 S., 91 Abb., € 40. – Daß die „Campagna Romana", mit der man meist Einöde, Ruinen, Landschaftsmalerei verbindet, auch dem Historiker gehört (dem Mediävisten wie dem Neuhistoriker: man denke an die rasante wirtschaftsgeschichtliche Studie des jungen Werner Sombart), wird schon im Titel dieses wichtigen Sammelbandes zum Ausdruck gebracht. Denn damit wird bereits die Auffassung ausgesprochen, daß das für die Umgebung Roms eigentümliche Grundbesitz- und Bewirtschaftungssystem nicht einen unvordenklichen natürlichen, sondern einen konkreten historischen Beginn gehabt habe: ein Vorgang, den Jean Coste – dessen Anregungen sich viele der Autoren verpflichtet fühlen –

in beabsichtigter Parallele zum „incastellamento“ kühn das „incasalamento“ genannt hat. Auf einen Nenner gebracht, ist es die Besitzergreifung des Umlands durch die Stadt, die mit dem Ende des Römischen Reiches zunächst ganz auf sich selbst zurückgeworfen wurde und erst im 12./13. Jh., aber nun mit ungewöhnlichem Drang, eine neue Dynamik entfaltete, die auf das Umland ausgriff und die römische Campagna nun der Stadt und ihrer Führungsschicht dienstbar machte. Wie diese Durchdringung vor sich ging und was sich aus den – vergleichsweise dürftigen – römischen Quellen darüber wissen läßt, wird in vier Beiträgen vorgeführt, die die Fragestellung aus unterschiedlicher Blickrichtung behandeln. Grundlegend die einleitende, umfangreiche und das ganze Spektrum verfügbarer Quellen einbeziehende Studie von S. Carocci und M. Venditelli, beide Autoren seit langem ausgewiesene Kenner der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des hochmittelalterlichen Rom, die die im 12. Jh. einsetzende Dynamik und ihre Akteure verfolgen: die führenden Familien, die geistlichen Institutionen, die Kommune, die investierenden Kaufleute (das Eindringen städtischen Kapitals aufs Land im Hochmittelalter ist immer ein ungemein interessanter Vorgang), die Rolle der Viehzüchter-Zunft (*bovattieri*) als römische Eigenheit, usw. Die Studie zeigt, wie die neue Besitz- und Bewirtschaftungsform des Casale die Agrarlandschaft hier umgestaltete; welche (rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen, demographischen) Voraussetzungen, und welche Intentionen (intensive Bewirtschaftung, Kontrolle, soziales Ansehen) mehr zur Gründung offener *casali*, welche mehr zur Gründung geschlossener Kastell-Siedlungen führten; und daß *casale*- und *castello*-Gründung einander anfangs, im Unterschied zu später, sehr nahe, beinahe austauschbar waren. Was hier an Entwicklungslinien verfolgt und an Indizien beachtet wird, macht diese Studie, bei allen ihren römischen Eigenheiten, zu einem Modell für die Untersuchung auch anderer stadtnaher Agrarlandschaften. – Daniela Esposito untersucht die erhaltenen Baureste solcher *casali* (und das sind viele, insgesamt sozusagen „eine zweite eindrucksvolle Stadt mit Türmen und Befestigungen außerhalb der Stadt“!) und versucht, den Mauerwerkstrukturen datierende Elemente abzugewinnen: nicht leicht bei unansehnlichem Tuffmauerwerk – aber weiter als in dieser minutiösen Analyse (instruktiv belegt mit 91 Abb., darunter viele steingerecht gezeichnete Aufrisse) wird man schwerlich kommen. Spolienverwendung war naheliegend, ist aber geringer als man erwarten würde: doch sind auch die Ziegel, worauf die Spolienforschung bisher wenig geachtet hat, „sempre di recupero“, stets römisches Material. – Susanna Passigli unternimmt es, einige *casali* zwischen via Casilina und via Tuscolana flächig zu erfassen, um eine Vorstellung von Ausdehnung, Zugänglichkeit, Stückelung, Nachbarschaften zu geben, und bezieht dafür, von rückwärts, die reiche frühneuzeitliche Kartographie ein. –

Mauro Lenzi gibt Hinweise, was über voraufgehende Besitz- und Bewirtschaftungsverhältnisse der Campagna überliefert und somit über die – zwar rund 420 mal genannten, aber doch schwer greifbaren – frühmittelalterlichen *casalia* zu wissen ist, und welche spätantike Begrifflichkeit zugrundelag (*locus est non fundus sed portio aliqua fundi. Fundus autem integrum aliquid est*: Dig. 50, 16, 60, und die mutmaßliche Zuordnung des *casale*). Arnold Esch

Maria Teresa Gigliozzi, I Palazzi del papa. Architettura e ideologia: il Duecento (La corte dei papi 11), Roma (Viella) 2003, 280 S., ISBN 88-8334-067-1, € 20. – Die Papstpaläste des 13. Jh. werden von der Vf. an den beiden römischen Beispielen Lateran und Vatikan sowie den außerrömischen Komplexen in Viterbo, Orvieto und Rieti behandelt. Damit klammert Gigliozzi die Anlagen von Montefiascone, Assisi oder Anagni aus. Der zentrale Beitrag der Arbeit liegt in der architekturgeschichtlichen Aufarbeitung der einzelnen Anlagen und einer Analyse der einzelnen Bauphasen, zu der reichliches Bildmaterial beigefügt wurde, auf das im Text immer wieder durch Marginalien verwiesen wird. Die Vf. möchte nicht so sehr die zeremonielle Funktion der Palastanlagen in den Vordergrund stellen, sondern sich vielmehr aus architektonischer Perspektive ihrer Materie widmen. Dazu unterscheidet sie drei Funktionen der Baulichkeiten: „alla rappresentanza, alla residenza e al culto" (S. 31), doch genauso müßten bei einer ausgewogenen Analyse der Anlagen fortifikatorische Elemente berücksichtigt werden, neben den Räumlichkeiten für den Papst zudem auch die seiner direkten Umgebung, die päpstliche Verwaltung und die für die Versorgung dieser Personenkreise notwendigen Einrichtungen: Küche, Backstuben, Weinkeller, Pferdestelle etc. (S. 22). Dabei betont die Vf., daß die spätere Funktion eines Einzelelementes, die aus dem Zusammenspiel mit der Gesamtanlage erwachsen sein kann, nicht immer seiner ursprünglichen Funktion entsprochen haben muß (S. 35). Der zeitliche Ausgangspunkt der Abhandlung ist der Pontifikat Innozenz' III., der den Vatikan zu einer echten Alternative gegenüber dem Lateran ausbaute. Zum Lateranpalast fallen die Ausführungen – von Einzelobjekten wie der Aula Leos III., den Wandmalereien unter Innozenz II. oder der Benediktionsloggia Bonifaz' VIII. – recht knapp aus, was aufgrund der wenigen baulichen Reste bei einer architekturhistorisch ausgerichteten Arbeit nicht verwundert. Für den Gesamtkomplex kommt sie zu dem Schluß, daß eine Rekonstruktion der Funktion der einzelnen Räumlichkeiten im Lateran, wie sie beispielsweise im 9. Jh. bestanden haben mag, nicht möglich ist (S. 61 f.). Die erste Erwähnung eines *palatium* am Vatikan läßt sich in der Zeit Eugens III. fassen (S. 50). Die eigentliche Untersuchung setzt aber auch hier mit Innozenz III. ein, der den Vatikan in der für das 12. Jh. gut belegten Form des Bischofspalastes als einer

Kombination von Turm und Aula ausbauen ließ (S. 55). Die im wesentlichen in fünf Phasen entstandenen mittelalterlichen vatikanischen Paläste (Eugen III., Innozenz III., Innozenz IV., Nikolaus III. und zweite Hälfte des 14. Jh.) sind bis heute in ihrer Grundsubstanz noch gut erhalten und erkennbar. Im Gegensatz zum Lateran besaß der Vatikan vor allem eine bessere Schutzmöglichkeit für die Päpste, da die neue Konstruktion eines *palatium superius* im unteren Geschoß den Wachen ihren Platz zuwies und dadurch den Päpsten im oberen Stockwerk erhöhte Sicherheit bieten konnte (S. 82). Die Entstehung der außerrömischen Palastanlagen sieht die Vf. als eine Folge der kurialen Mobilität (S. 12). Sie sind sämtlich umgewandelte Bischofspaläste, deren Entstehung immer in den Kontext der gesamten städtebaulichen Umgestaltung eingebettet wird. Der Wert der architektonischen Analyse sei an einigen Beispielen verdeutlicht: So deutet Gigliozzi den Verbindungsbereich der Palastanlage in Orvieto in seiner Funktion als eine Loggia (S. 157) und den oberen Saal des Palazzo Soliano als Raum, der vorrangig für ein Konsistorium oder gar Konklave errichtet worden war, zumal in diesem Palastteil der Audienzsaal anders als sonst üblich nicht im oberen, sondern im darunter liegenden Stockwerk untergebracht ist (S. 171f.). Der Bogen an der Palastanlage in Rieti wird nicht als ein Stützbogen, sondern als erster Schritt einer Erweiterung unter Bonifaz VIII. interpretiert (S. 185). Ein Anhang (S. 213–226) bietet eine skizzenhafte Darstellung der Restaurierungen in Orvieto und Rieti. Daran schließt sich eine Aufstellung der Aufenthalte der Päpste in den außerrömischen Palästen an (S. 227–233), die ausschließlich auf der Arbeit von Paravicini Bagliani beruht (vgl. QFIAB 69, S. 547f.). Hier wurden – anders als im Text des Buches – Assisi und Montefiascone aufgenommen. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Personen- und Ortsregister sowie ein Abbildungsverzeichnis schließen den Band ab. Jochen Johrendt

Hugo Brandenburg, Die frühchristlichen Kirchen Roms vom 4. bis zum 7. Jahrhundert. Der Beginn der abendländischen Kirchenbaukunst, Fotos von Arnaldo Vescovo, Regensburg (Schnell und Steiner) 2004, 336 S., 167 Farbabb., 109 s/w Abb., ISBN 3-7954-1656-6, € 79. – Die epochale Wende Anfang des 4. Jh., als unter Konstantin dem Großen das Christentum als Religionsgemeinschaft zunächst geduldet, dann privilegiert und gefördert wurde und damit die Christianisierung des Römischen Reiches begann, fand ihren Niederschlag auch in der Architektur. Erst jetzt entwickelte sich eine christliche Sakralarchitektur, deren Formen in Rom wesentlich geprägt wurden und die Gestalt christlicher Kultbauten für Jahrhunderte, ja letztlich bis heute bestimmten. Ausgehend vom antiken Bautypus der Profanbasilika entstand bereits mit der Lateranskirche, der ersten Stiftung Konstantins, das Vorbild für

die abendländischen Kirchenbauten, die christliche Basilika. Sie stellte zugleich einen Bruch mit der Tradition des antiken Sakralbaues dar, den eine prächtige Außendekoration kennzeichnete. So verband sich hier in schöpferischer Weise Altes und Neues und stellte eine Lösung vor, die sich auch an die verschiedenen Entwicklungen und Bedürfnisse der folgenden Zeit anpassen ließ. Anhand der römischen Kirchen von der konstantinischen Zeit bis zum Beginn des 7. Jh. entwirft Hugo Brandenburg ein beeindruckendes Panorama dieses „Beginns der abendländischen Kirchenbaukunst". Dabei wird bei Lateranskirche und -baptisterium, bei den Märtyrer- und Memorialbauten und den Gemeindekirchen (*tituli*) außer auf Architektur und Bautypus auch auf die Lage und vor allem die Ausstattung der einzelnen Kirchen eingegangen. Als ausgewiesener Kenner der frühchristlichen Bauten, der sich nach der archäologischen Bauaufnahme von S. Stefano Rotondo bereits einem neuen Großprojekt, der Architektur und Bauplastik von S. Paolo fuori le mura, zugewandt hat, stellt der Vf. die Entwicklung umfassend und auf dem neuesten Forschungsstand dar. Dabei konnte er zum Teil auf seine Publikation über „Roms frühchristliche Basiliken des 4. Jahrhunderts" (1979) zurückgreifen, die jedoch überarbeitet und erheblich erweitert wurde. Ein besonderer Zugewinn sind die prachtvollen farbigen Fotografien, die eigens für den Band angefertigt wurden. Sehr nützlich ist auch der umfangreiche Anhang (S. 257–323), der Pläne, Aufrisse, Axonometrien und weitere Fotografien (s/w) enthält. Hinweise im Text auf die entsprechenden Abb. wären allerdings hilfreich gewesen; ohne diese muß der Leser „auf Verdacht" im hinteren Buchteil nachschlagen und entdeckt etwa den Lageplan der behandelten Kirchen (S. 323) erst durch Zufall. Überhaupt fragt man sich, ob ein Lektorat des Bandes stattgefunden hat – fast auf jeder Seite finden sich Tippfehler, und das Register ist nur eingeschränkt nutzbar: Es fehlen ganze Einträge (z. B. die Namen einer ganzen Reihe von Personen) sowie Seitenzahlen bei den vorhandenen (z. B. bei „Reliquientranslation"), der Nutzen von Einträgen wie „Wand" ist fraglich, bei SS. Nereo ed Achilleo wird nicht zwischen der Basilika in der Domitillakatakombe (deren Beschreibung S. 131 f. im Register ganz fehlt) und dem *Titulus Fasciolae* unterschieden etc. Ungeachtet dessen liegt mit diesem Buch – das übrigens parallel auch in einer italienischen Ausgabe erschienen ist („Le prime chiese di Roma", Milano [Jaca Book] 2004) – eine umfassende Darstellung vor, die sicher ihren Platz als neues Standardwerk einnehmen wird.

Gritje Hartmann

Elvira Ofenbach, Sulle orme dei santi a Roma. Guida alle icone, reliquie e case dei santi, Città del Vaticano (Libreria Editrice Vaticana) 2003, 267 S., zahlr. Abb., ISBN 88-209-7438-X, € 19,50. – Ziel dieses Bandes ist nicht,

ein vollständiges Verzeichnis der heute in Rom vorhandenen Ikonen und Reliquien zu bieten, sondern dem modernen Pilger einen Führer durch die Stadt „auf den Spuren der Heiligen" an die Hand zu geben. Die Auswahl von 100 Kirchen ist denn auch vom pragmatischen Gesichtspunkt der Zugänglichkeit bestimmt; angeordnet sind sie entsprechend ihrer Lage (topographische Zuordnung nach *rioni* bzw. „Chiese fuori rione"). Zu den einzelnen Kirchen sind jeweils Ordenszugehörigkeit o. ä., Adresse und Öffnungszeiten sowie gelegentlich ein kurzer Hinweis zur Geschichte angegeben, dann folgen die Informationen zu Heiligen und Reliquien, geordnet in drei Kategorien: „Icone – immagini sacre" verzeichnet Ikonen und besonders verehrte Heiligenbildnisse, meist Marienbilder, die in der Regel auch abgebildet werden. In der Rubrik „Abitazione – cappella di un santo/beato" finden sich Hinweise auf Orte, an denen sich Heilige, Selige, Päpste oder andere Persönlichkeiten länger aufgehalten oder an denen sie bestimmte Tätigkeiten vollzogen haben, etwa die (angeblichen) Wohnhäuser von Märtyrern, über denen der Legende nach eine Kirche errichtet wurde (z. B. S. Cecilia, hier Nr. 75), oder Konvente, in denen Heilige eine Zeitlang beherbergt wurden (z. B. der Dominikanerkonvent S. Sabina, Nr. 71). Zuletzt werden unter „Reliquie" die in der jeweiligen Kirche aufbewahrten Reliquien aufgelistet, von den Aposteln und Märtyrern der Spätantike bis zu den jüngsten Heiligen wie dem Opus Dei-Gründer Josemaria Escrivá (in S. Maria della Pace, Nr. 91). Ein kurzes Literaturverzeichnis und Register der Kirchen, der Ikonen und Bilder sowie der Heiligen beschließen den Band. Zwar erhebt er nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Darstellung zu liefern, doch wäre bei den historischen Hinweisen insbesondere zum Ursprung der frühchristlichen Kirchen wie auch zu den spätantiken Heiligen und Märtyrern etwas mehr Vorsicht geboten gewesen, wenn hier mitunter spätere Überlieferung und legendäre Ausgestaltung als geschichtliche Tatsachen präsentiert werden (vgl. z. B. die Angaben zu S. Prassede und S. Pudenziana, Nr. 46 f., und den titelgebenden Heiligen, die bereits ein Blick in das im Literaturverzeichnis ja aufgeführte Handbuch der Kirchen Roms von Walther Buchowiecki zurechtgerückt hätte). Ergänzend sei auf den Band von Nine Robijntje Miedema, Die römischen Kirchen im Spätmittelalter nach den Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae (Tübingen 2001), hingewiesen, der eine vergleichende Betrachtung der Reliquienverehrung im Spätmittelalter ermöglicht. Bedauerlich ist ferner, daß die frühen Heiligen nicht immer eindeutig identifiziert werden – soweit das möglich gewesen wäre –, während bei den bekannteren die Lebensdaten angegeben sind. Gleichnamige Heilige werden auch im Register nur ansatzweise voneinander unterschieden; zudem kommt es hier gelegentlich zu Doppelungen bzw. Verwechslungen (so verzeichnet die *Bibliotheca Sanctorum* nur einen Calepodius; der auf S. 52 genannte Felix

gehört zu den Märtyrern von Scili und ist wohl nicht identisch mit den anderen gleichnamigen Heiligen etc.), und Gruppen von Heiligen werden getrennt aufgeführt (irreführend v. a. bei unbekannteren Heiligen wie Marcus und Marcellianus). Nichtsdestotrotz finden sich in diesem Führer auch für den Historiker interessante Hinweise. Gritje Hartmann

Nine Robintje Miedema, Rompilgerführer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Die „Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae" (deutsch/niederländisch), Edition und Kommentar, Frühe Neuzeit 72, Tübingen (Max Niemeyer) 2003, ISBN 3-484-36572-2, 554 S. mit 43 Abb., € 122. – Das hier anzuzeigende Buch ist die schon länger angekündigte Ergänzung eines 2001 erschienenen Bandes der Autorin (Die römischen Kirchen im Spätmittelalter nach den „Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae", vgl. QFIAB 82, S. 975f.). Während die Münsteraner Germanistin damals vor allem einen sorgfältig erarbeiteten Katalog aller römischen Kirchen, die in den Ablasslisten vorkommen, publiziert hatte, liegt nunmehr der Schwerpunkt auf der Edition und Kommentierung der relevanten deutschen und niederländischen Texte. Bereits in der Einleitung (S. 11) macht die Vf. deutlich, dass die handschriftlich überlieferten Versionen sehr stark voneinander abweichen und erst der Buchdruck zu einem „Standardtext" geführt hat, der „mehr als ein halbes Jahrhundert nahezu unverändert tradiert" worden ist. In den „Vorbemerkungen zu den Editionen" (S. 15–90) analysiert die Vf. die Geschichte von vier unterschiedlichen Texten, die dann auf der Grundlage von ausgewählten Handschriften oder Drukken ediert sind: die *Indulgentiae* selbst (S. 91–166 und 167–202), die *Stationes cum indulgentiis* (s. 203–222) sowie die *Historia et descriptio* (S. 223–294). Die anschließenden drei Kapitel widmen sich den Quellen der *Historia et descriptio* (s. 300–345), mentalitätsgeschichtlichen Aspekten (S. 346–397) – besonders der Reliquienverehrung und dem Ablass –, schließlich dem Erwerb des Romablasses in der Heimat am Beispiel von Klöstern und Städten (S. 398–462). „Schluß und Ausblick" (S. 463–465) sind etwas knapp ausgefallen. Mehrere Listen, Verzeichnisse und Register sowie die Abb. beschließen den Bd. Vor allem die beiden letzten größeren Kapitel dürften auch den Nichtspezialisten stärker interessieren. Und der Historiker könnte meinen, daß gerade für die Romablässe daheim ein Blick in das Repertorium Germanicum und in das Repertorium Poenitentiariae Germanicum keinesfalls geschadet hätte. Doch soll dieser Einwand nicht den überaus positiven Eindruck mindern, den die Lektüre des Buches hinterlässt. Und es wäre zu wünschen, wenn auch die lateinischen und die übrigen volkssprachlichen Versionen der Ablasslisten ähnlich sorgfältig untersucht und ediert würden.

Bernhard Schimmelpfennig

Ronald G. Musto, Apocalypse in Rome. Cola di Rienzo and the politics of the New Age, Berkeley/Los Angeles/London (University of California Press) 2003, XX, 436 S., Abb., Karten, ISBN 0-520-23396-4, $ 60. – Das Interesse am „Tribunen" Cola di Rienzo reißt nicht ab. Nachdem sich Amanda Collins und Tommaso di Carpegna Falconieri dem Feind der römischen Barone und Freund Petrarcas zugewandt haben (vgl. die Besprechung in QFIAB 84, S. 720ff.; weniger Aufmerksamkeit verdient dagegen Carmela Crescenti, Cola di Rienzo. Simboli e allegorie, Parma 2003), legt nun auch Ronald G. Musto eine Biographie vor. In bester angelsächsischer Erzählkunst und gemäß dem Anspruch, Cola „into the context of a physical, cultural, and social world" zu verorten (S. 21), zeichnet der Autor ein lebhaftes und detailreiches Bild des damaligen Roms, das – in Abwesenheit der in Avignon residierenden Päpste – unter Gewalt und Willkür litt. Wie schon im Titel anklingt, sieht Musto Colas Handeln bestimmt von der langen Tradition der mit der Ewigen Stadt verknüpften Heilserwartung, die nicht zuletzt 1300, im ersten Jubiläumsjahr, viele Menschen in Bann zog: Rom sollte unter Cola das Neue Jerusalem der Apokalypse werden; ein neues Zeitalter des Friedens sollte anbrechen. Auch wenn man wenig über die Bildungseinrichtungen in Rom weiß, verschaffte dem jungen Cola gewiß die Ausbildung als Notar (man denke nur an die *ars dictaminis*) die Voraussetzungen für seine rhetorischen Erfolge. Musto bettet zu Recht Colas Begeisterung für die Antike in die Tradition des mittelalterlichen *renovatio*-Gedankes ein (allgegenwärtig sind in Rom Spolien und Reliquien, die eine ideelle Verbindung zur heidnischen und christlichen Antike herstellten; S. 46). Bereits die Revolution von 1143 hatte die säkulare wie religiöse Reform angestrebt und das Eigenbewußtsein der Römer geschärft. Erfreulich, daß Musto bei der Beschreibung der Rolle des Baronaladels nicht der schon bei den Zeitgenossen aus propagandistischen Gründen verbreiteten Schwarz-Weiß-Malerei folgt. Die Barone waren keine rachedurstigen „gangster families" (S. 88f.). So übernahmen die Colonna schon 1293 formell *pro bono statu, pace et quiete dicte terre* – mit Worten also, die sich auch bei Cola di Rienzo finden – die Ortschaft Ninfa süd-östlich von Rom (S. 92). Colas Handstreich gegen die Barone im Mai 1347 war von langer Hand vorbereitet. Er bediente sich dabei auch visueller Mittel, insbesondere der in den italienischen Stadtkommunen verbreiteten propagandistischen Wandgemälde (Kap. 6: Preparing for the Apocalypse). Colas Bildkritik wandte sich nicht nur gegen die Barone, sondern alle Schichten und Berufe, die an der Korruption teilhatten. Aber auch das sittliche und religiöse Verhalten sollte gehoben werden, was an das Verständnis der „civic religion" in den Städten Italiens und an den franziskanisch geprägten Reformwillen der Spiritualen (S. 120ff.) erinnert. Musto als Kenner der Schriften der Franziskaner-Spiritua-

len – er hat 1993–1996 die *Letters of Angelo Clareno* herausgegeben – beschreibt das auch in Rom verbreitete apokalyptische Schriftgut (s. Joachim von Fiore, Dante, Papstvatizinien etc.). Der Autor kann auf mögliche Fehlinterpretationen und Auslassungen in den Beschreibungen der Bildprogramme und der Farbsymbolik Colas durch den Anonimo romano hinweisen (so z. B. S. 209; zu weiteren Zweifeln an den moralisierenden Urteilen des Chronisten vgl. S. 339 f., 345). Überhaupt unterzieht Musto dessen bekannte *Cronica*, eine Hauptquelle für Aufstieg und Fall des Tribunen, der Prüfung und kommt zu dem Schluß, daß sein Verfasser keineswegs ein „political insider" war und alle treibenden Kräfte erkannte. So entging ihm die entscheidende Rolle des Papstes im Hintergrund der Ereignisse (S. 2 f.). Colas politische Versprechen (dann festgelegt in den Konstitutionen des *buono stato*, S. 143 ff., Kap. 8) waren auf die Bedürfnisse der römischen (gehobenen) Mittelschicht der *mercanti*, *bovattieri* und *cavallerotti* abgestimmt (letztere seien z. B. durch die Neuauflage einer aktiven Contado-Politik gewonnen worden) (S. 135, 145). Er gab damit dem „empty political slogan" (S. 147) des *buono stato* wieder konkrete Inhalte, auch weil er mit dem Begriff bewußt an den Status = *aetas* = age (im Sinne einer Stufe im fortschreitenden Erlösungsprozess) des joachimitisch-spiritualistischen Gedankenguts anknüpfte, worin ihm allerdings nicht alle seiner Anhänger folgten (S. 148 f., 211). Konsequent war daher die Einführung einer neuen Zeitrechnung nach seiner Machtergreifung (*liberate rei publice anno primo*). In Colas *buono stato* erfüllte sich beides, die römische Geschichtstradition wie das mittelalterliche apokalyptische Denken. Der redegewandte Cola wies seine Zuhörer mit Blick auf das anstehende Jubiläumsjahr 1350 auch auf die zu erwartenden Versorgungsprobleme hin. Seine erstaunlichen Anfangserfolge konnten tatsächlich kurzzeitig die Illusion schaffen, das Rom wieder zum *caput mundi* geworden sei (S. 160 ff., Kap. 9). Zu Recht stellt sich Musto die Frage, wie weit Colas elegante, an Kommunen und Könige verschickte „state letters" nicht auch das Können seiner Schreiber – die besten des Distrikts von Rom (wie schon der Anonimo romano bemerkte)! – widerspiegeln (S. 163). Als ein Höhepunkt der Regierung Colas gilt die seit dem 24. Mai angekündigte sogenannte „Römischen Synode", die sich vom 1. bis 15. August hinzog. Der Pomp der Feiern, die im Ritterbad im Baptisterium am Lateran, in der Krönung Colas zum Tribun und in der Zitation die Kaiser-Kandidaten gipfelten, war bedeutungsgeladen (176 ff.). Cola läßt im Brief an den Papst vom 5. August klar „a Joachite expectation of the Angel Pope and Last World Emperor coming together for that apocalyptic event: the Jubilee" erkennen (S. 190). Es verwundert deshalb nicht, daß Papst Klemens VI., der anfänglich den Umsturz Colas wohlwollend begleitet hatte, von nun an den Tribunen, dessen Kampf gegen die Barone immer unberechenba-

rer wurde, als eine Gefahr für die päpstliche Gewalt in Rom begriff. Klemens wies schließlich seinen in Rom weilenden Legaten an, Cola zu entmachten; am 3. Dezember verhängte er den Bann über ihn (S. 237ff.). Wohl auch aufgrund der päpstlichen Drohung mit dem Interdikt und der Suspension des ersehnten Jubiläumsjahres verlor Cola die Unterstützung des Volkes (S. 250f.). Seine Abdankung am 15. Dezember und baldige Flucht leiteten zu einer nicht weniger interessanten Phase im Leben Colas über. Bei Eremiten in der Tradition Cölestins V. und Spiritualen in den Abruzzen (man denke nur an den geheimnisvollen Fra Angelo von Monte Volcano) fand Cola Bestärkung in seinem Sendungsbewußtsein. Mitte Juli 1350 kam Cola nach Prag an den Hof Karls IV., der für Prophezeiungen und apokalyptische Vorstellungen empfänglich war und sie für seine politische Selbstinszenierung geschickt zu nutzen verstand (S. 269ff., Kap. 12). Cola sah in Karl den Endzeitkaiser und bot sich – allerdings vergeblich – als sein Wegbereiter in Rom an. In Prag schrieb er auch einen Kommentar zu Dantes *De monarchia* (S. 279f.). Kurz seien an dieser Stelle noch die weiteren Stationen seines Lebens gestreift, die ihn als Häftling auf Burg Raudnitz, als päpstlicher Gefangener nach Avignon und als Senator – diesmal von Gnaden des Kardinallegaten Albornoz – nach Rom führten, wo er 1354 in einem Volkstumult umkam (S. 341ff.). Insgesamt kann man Musto für seine ausgewogene „contextual biography" (S. XIV) des Tribunen danken, die einige neue Aspekte zu seiner komplexen Persönlichkeit und Vorstellungswelt enthält. Musto versucht sich – wie der Anonimo – mitunter in psychologischen Deutungen (z. B. S. 226) und sieht auch den Gesundheitszustand des Tribunen – er litt seit 1343 an epileptischen Anfällen – als bestimmend für manche seiner Handlungen (S. 292ff.). Auf einige gravierendere Unstimmigkeiten sei hingewiesen: Colas Amt als Notar der *Camera Urbis* wird fälschlicherweise der Position des nachmaligen Kardinals Giovanni Colonna als päpstlicher Notar gleichgestellt (S. 81); auf S. 87 muß die Namensangabe Giacomo „de Sciarra" Colonna mit Giacomo di Stefano korrigiert werden; Andreozzo Normanni wird immer noch als „one of the Colonna" bezeichnet (S. 103); die Nennung der Kirche S. Anastasia [!] in Arenula auf S. 153 ist durch die der alten Zisterzienser-Abtei S. Anastasio *ad aquas salvias* (= Tre Fontane) zu ersetzen; Musto verkennt den Hospitalsorden von S. Spirito in Sassia als „major confraternity of the city" (S. 186); auf S. 198 ergeben sich einige Unstimmigkeiten zu den verschiedenen Orsini-Linien; Karl IV. wurde 1355 nicht von einem „papal vicar of the city" (S. 346) gekrönt, sondern vom Kardinal von Ostia, Pierre Bertrand. Andreas Rehberg

Simona Feci, Pesci fuor d'acqua. Donne a Roma in età moderna: diritti e patrimoni, I libri della Viella 40, Roma (Viella) 2004, 286 S., ISBN 88-8334-120-1, € 25. – Seit einigen Jahren zeichnet sich eine neue differenziertere Sicht des Umgangs von Frauen mit Besitz in Spätmittelalter und Früher Neuzeit ab. Frauen in Italien war der Besitz von mobilem und immobilem Eigentum keineswegs verwehrt, er war allerdings an spezielle rechtliche Formen gebunden, die sich grundlegend von den für Männer gültigen Formen unterschieden. Es gilt also auszumachen, worin diese Formen bestanden, inwieweit sie tatsächlich einschränkend wirkten und wie die Frauen mit ihnen umgingen. Fecis Ausgangspunkt ist die nur im ersten Moment paradox anmutende Formulierung, diese speziellen juristischen Rahmenbedingungen hätten die weibliche *capacità di agire* stark eingeengt, sie zugleich aber erst ermöglicht. Dies wird verständlich vor dem Hintergrund des herrschenden Frauenbildes, das nach antikem Vorbild grundsätzlich vom fehlenden Urteilsvermögen der Frauen ausging und sie im Geschäftsleben folgerichtig Kindern und geistig Behinderten gleichstellte. Ohne eine Art männliche Vormundschaft hätte jede Art von Disposition über Eigentum durch Frauen unterbleiben müssen, wirtschaftlich eine Unmöglichkeit. Feci untersucht einführend die Entwicklung solcher Rahmenbedingungen in den Statuten italienischer Städte seit dem 13. Jh. Die frühen Statuten bis ins 14. Jh. hinein verloren erstaunlicherweise kein Wort über die unterschiedliche Behandlung von Männern und Frauen im Geschäftsleben. Die große Welle der Einschränkung der weiblichen *capacità di agire* begann erst in den seit etwa 1350 formulierten Statuten, was bereits der zeitgenössische Jurist Angelo degli Ubaldi notiert hatte. Einschränkung hieß hier vor allem, dass die Zustimmung des Ehemannes oder mindestens eines männlichen Verwandten beim Vertragsabschluss obligatorisch wurde. Florenz kannte eine Art Amtsvormundschaft für Frauen ohne Anhang, Perugia sogar eine Behörde, die die weibliche Geschäftstätigkeit generell beaufsichtigte. Das Fehlen solcher Einschränkungen nach dem 14. Jh. war selten (Parma). Gründe für den Übergang zu solchen diskriminierenden Bestimmungen – deren Ausbreitung hier auch auf zwei Karten (S. 63–64) anschaulich gemacht wird – sind vorerst kaum zu finden, auch wenn wirtschaftliche Motive sehr wahrscheinlich sind. Wirtschaftliche Motive, nämlich die engmaschigere Kontrolle wachsender Familienvermögen, waren es dann auch, die die späte Einführung juristischer Sonderbestimmungen für Frauen in den römischen Statuten von 1494 bedingten. Hier in Rom, Fecis eigentlichem Forschungsgebiet, nahmen diese Bestimmungen sehr rigide Formen an: Verträge von Frauen mussten die Zustimmung zweier männlicher Verwandter finden und zusätzlich von einem Richter überprüft und beglaubigt werden. Nur Rechtsinstrumente *propter nuptias* und Testamente von Frauen waren davon

ausgenommen. Fecis Untersuchung der Notariatsakten dieser Zeit fördert das überraschende Ergebnis zutage, dass die einschränkenden Bestimmungen in Rom erst mit dem Jahr 1533 voll angewandt wurden, ein Ergebnis, das derzeit noch nicht voll erklärbar ist, möglicherweise aber mit den wirtschaftlichen Folgen des *Sacco di Roma* zusammenhängt. Die Geschäftstätigkeit von Frauen scheint aber auch dann nicht wirklich eingeschränkt gewesen zu sein, denn gegen Ende des 16. Jh., wo die Gebührenpflichtigkeit der richterlichen Beglaubigung eine quantitative Auswertung erlaubt, muss man mit mehreren Hundert vor dem Notar geschlossenen weiblichen Verträgen im Jahr rechnen (ohne die genannten Ausnahmen). Als Problem erwiesen sich dagegen immer wieder die Richter, denn auch nachdem die römische Kommune 1588 das Beglaubigungsrecht endgültig an sich gebracht hatte, fiel immer wieder die Inkompetenz und Oberflächlichkeit der damit betrauten Personen auf, die formal und inhaltlich unhaltbare Rechtsgeschäfte bestätigten. Die *Sacra Rota* entwickelte sich, zeitweise in Konkurrenz zum *Auditor Camerae*, zum zuständigen Gerichtshof für Streitigkeiten um die weibliche Geschäftstätigkeit; ihren Archiven verdanken wir umfangreiches Material zu diesem Themenkreis. Als besonders aufhellend erweist sich das Kapitel „Dal notaio", wo Feci das außerordentlich weite Spektrum weiblicher Geschäftstätigkeit unter den genannten Einschränkungen in der Praxis zeigt. Wie zu erwarten, vertrugen sich die restriktiven Vorschriften nur unter Reibungen mit Umfang und Vielfalt der Geschäftstätigkeit von Frauen, weshalb die Formalien immer wieder nur unvollständig oder modifiziert angewandt wurden. Handelten Frauen etwa als Vormünderinnen ihrer Söhne, so fielen die formalen Einschränkungen ganz weg, da sie offiziell im Namen eines Mannes agierten. In seltenen Fällen benutzten Frauen aber auch die vergleichsweise breite Öffentlichkeit der voll angewandten Formalien, um illegalen Druck auf sie bei der Verfügung über ihr Eigentum anzuprangern. Feci kombiniert in diesem Buch souverän theoretische Äußerungen von Juristen, Notariatsakten (aus den Jahren 1600, 1650 und 1700) und Rota-Entscheidungen zum Problem der eingeschränkten *capacità di agire* römischer Frauen. Auswahl und Darstellung von Beispielen – ein ganzes Kapitel ist einem komplizierten Streit innerhalb der Familie Barberini 1646–1668 mit allen seinen Aspekten gewidmet – ebenso wie die kluge und sparsame Verwendung von Tabellen und Grafiken verstärken den positiven Eindruck. Wer allerdings, verlockt vom Titel und von der Fragestellung, eine Sozialgeschichte weiblichen Besitzes in Rom und des Umgangs damit oder gar Hinweise auf eine differenzierte weibliche Sicht auf das Besitzrecht und seine Probleme erwartet, wird enttäuscht sein. Fecis Buch beschäftigt sich so gut wie ausschließlich mit den juristischen Aspekten des Themas, die nicht selten wohl suggestiv genug waren, um vorhandene andere Ansätze zu überwuchern. Peter Blastenbrei

Arne Karsten/Volker Reinhardt, Kardinäle, Künstler, Kurtisanen. Wahre Geschichten aus dem päpstlichen Rom, Darmstadt (Primus) 2004, 207 S., ISBN 3-89678-511-7. € 24,90. – In Zeiten knapper Hochschulkassen hat sich auch die Geschichtswissenschaft mit Vermarktung auseinanderzusetzen. Mit Reinhardt und Karsten ist es erneut die römische Frühneuzeitforschung, die ihre Forschungsergebnisse einem breiten Publikum vorstellt. In „Kardinäle, Künstler, Kurtisanen" präsentiert das Autorenduo aus Fribourg und Berlin 18 unterhaltsame Geschichten, die vom ausgehenden 15. Jh. bis in die 1730er Jahre den größten Teil der frühen Neuzeit abdecken – fußnotenfrei, dafür aber großzügig bebildert. Jede dieser römischen Episoden erhebt dabei den Anspruch „wahr", also mit Quellen belegt zu sein. „Traumfluchtunterstützung durch äußerste historische Präzision", so nennt der notorische Sprachvirtuose Reinhardt diesen Ansatz in der Einleitung (S. 10). Reinhardt und Karsten gelingt es in bestechender Weise, ihre Quellen zum Sprechen zu bringen. Dabei lassen sie nicht nur Vertreter der „großen Politik", sondern auch Stimmen aus der „Welt des kleinen Mannes" zu Wort kommen. Der Leser bekommt ebenso dargelegt, wieso die aus der Sicht Guicciardinis fatale Bündnispolitik Clemens' VII. Medici 1527 in den Sacco di Roma münden musste, wie er zum schaudernden Zuschauer eines Kriminalprozesses wird, der 1638 mit der öffentlichen Hinrichtung zweier Metzger endete, die ihren Würsten Menschenfleisch beigemischt hatten. Er bewundert die entschiedene Reformpolitik des „Sanierers" Innozenz' XI. (1676–1689) und staunt darüber, dass es mit Maria Veralli-Spada eine Frau und zwölffache Mutter war, die nach dem Tod des kardinalizischen Onkels Bernardino 1661 die Geschicke der Familie in die Hand nahm. Er erfährt selbst von „Verlierern", deren gescheiterte Karrieren ebenfalls Teil der Realität an der frühneuzeitlichen Kurie waren. Weniger realistisch erscheint hingegen das Bild Michelangelos, den man sich Reinhardt zufolge als Kreuzung aus „Christus, wie ihn sich die Maler vorstellen" und einem „betagten Satyr" vorzustellen hat (S. 103). Im Falle Caravaggios schließlich stimmt schlichtweg nicht, dass sich seine Aufnahme in den Malteserorden auf seinen „Ehrgeiz, Malteserritter zu werden" (S. 120), zurückführen lässt. Caravaggio verdankte seinen Malta-Aufenthalt nach der Verbannung aus dem Kirchenstaat allein der Protektion einflussreicher Gönner (hierzu zuletzt einschlägig: Philip Farrugia Randon, Caravaggio Knight of Malta, Gzira 2004). Gleichwohl: das Lesevergnügen vermindern solcherlei Stilisierungen in keinem Fall, zumal, wenn es sich um die überragenden Künstlerpersönlichkeiten ihrer Zeit handelt. Viel eher fragt man sich, wo in „Kardinäle, Künstler, Kurtisanen" eigentlich die Kurtisanen abgeblieben sind, und wo die „Käsekrämer, Kutscher und Kammerdiener", die „Glücksritter, Geschäftemacher und Gekken", wo die „Lebenskünstler, Lebenshungrigen und Lebenslänglichen" (alle

S. 10), von denen sich allein in der Einleitung Spuren finden. Die wichtigste Frage nach Lektüre des Bandes ist jedoch rhetorischer Natur: Kann ein der Geschichte der frühen Neuzeit Unkundiger sich geeignetere Führer durch das päpstliche Rom wünschen, als zwei Historiker, denen neben ihrer fundierten Quellenkenntnis auch genuine Begeisterung für ihr Fach anzuspüren ist? Arne Karsten und Volker Reinhardt geben alles für die frühe Neuzeit – und alles für die Alliteration. Moritz Trebeljahr

Roma in guerra, 1940–1943, a cura di Lidia Piccioni, Roma moderna e contemporanea 3/2003, Roma (Università degli Studi Roma Tre) 2004, S. 343–677, ISSN 1122-0244, € 30. – Die harte Realität des Zweiten Weltkrieges erreichte Rom erst am 19. Juli 1943, als der erste alliierte Bombenangriff auf das Arbeiterviertel San Lorenzo niederging. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Römer den Krieg seltsam ambivalent erfahren, zum einen befanden sie sich zwar am Puls der faschistischen Macht, zum anderen schien der Krieg sie nicht direkt zu betreffen. Der hier vorliegende Sammelband bündelt 15 Artikel, in welchen diese „friedvollen Kriegsjahre" der Stadt Rom aus den verschiedensten Blickwinkeln beleuchtet werden. Dabei reicht die Spannbreite der Untersuchungen von sozialgeschichtlichen Ansätzen über architektonische Fragen bis zu den Erinnerungen an den Bombenkrieg. Hervorgehoben wird von den meisten Autoren die Sonderstellung der Ewigen Stadt, die nicht nur die Regierung, den König und die militärische Führung, sondern auch den Vatikanstaat und den Papst beherbergte. So bot etwa das ungewöhnlich dichte Netz von Institutionen vielen Römern die Möglichkeit, nicht an die Front zu rücken, da sie daheim unabkömmlich waren (L. Piccioni, M. L. D'Autilia). Die starke Präsenz der Kirche versprach außerdem Schutz, die Unberührbarkeit der heiligen Stadt wurde von Priestern nicht nur betont, sondern von dem Großteil der Bevölkerung auch geglaubt (F. Malgeri, S. Casmirri). Selbst im Stadtrat wurden Bunker- und Versorgungsfragen für den Notfall nur marginal behandelt, die Administration hielt einen Angriff auf die Stadt für unwahrscheinlich. Folge war, dass Rom auf die Attacke vom 19. Juli 1943 weder emotional noch logistisch vorbereitet war. Sowohl in der Nahrungsmittelversorgung wie auch dem Verkehr deckte der Krieg die strukturellen Probleme der Stadt auf (P. Salvatori). Parallel musste die wachsende Metropole als „Schaufenster des Regimes" herhalten, so dass das Stadtbild von zahlreichen Baustellen geprägt war. Im Vordergrund standen dabei nicht allein repräsentative Gebäude für den Partei- und Regierungsapparat, sondern auch umfangreiche Baumaßnahmen, welche die Kandidatur für die olympischen Spiele 1940/44 und die Weltausstellung 1942 vorbereiten sollten. Angesichts des rapiden demographischen Wachstums der Stadt wurde im Jahre

1942 der städtebauliche Rahmenplan von 1931 überarbeitet, um die zufällige Ausdehnung der Stadt „a macchia d'olio" in eine kometenschweifartige Struktur entlang des Tibers Richtung Ostia zu lenken (P. O. Rossi, Forschungsgruppe QART). Dass ein architekturgeschichtlicher Ansatz dieser Art politische Aussagekraft entfalten kann, verdeutlicht das Beispiel des *Palazzo del Littorio*, der als riesiger repräsentativer Sitz der faschistischen Partei geplant war, doch nach einigen Neukonzeptionen dem Außenministerium übergeben wurde. Die Partei musste sich mit einem kleinen, abgelegenen Dienstgebäude bescheiden: der Machtverlust des PNF manifestierte sich in Stein (V. Vidotto). Betrachtet man den Sammelband als Ganzes, muss man feststellen, dass die bunte Zusammenstellung der Beiträge den Leser unbefriedigt zurücklässt. Der Rahmen „Rom im Krieg, 1940–1943" erweist sich als zu groß gewählt, die einzelnen Forschungsaspekte wirken darin verloren, da sie nicht ineinander greifen. Dennoch zeigen die hier skizzierten Auszüge, dass das Buch durchaus mit Gewinn gelesen werden kann. So bleibt nur übrig, Lidia Piccioni beim Wort zu nehmen und den Band als „Beginn einer Arbeit" (S. 362) zu verstehen. Dass es sich lohnen wird, den gezogenen Rahmen zu füllen, haben die Autoren bewiesen. Malte König

Giuliana Vitale, Élite burocratica e famiglia. Dinamiche nobiliari e processi di costruzione statale nella Napoli angioino-aragonese, Mezzogiorno medievale e moderno 4, Napoli (Liguori) 2003, 342 S. mit 26 Tab. bzw. Grafiken und 14 Abb., ISBN 88-207-3484-2, € 20. – Giuliana Vitale, bereits durch mehrere Arbeiten zur Geschichte des Adels in der Stadt und im Königreich Neapel während des Spätmittelalters bekannt, legt hier eine gelungene Synthese zur Sozialgeschichte des stadtneapolitanischen Adels während der zweiten Hälfte des 14. und des 15. Jh. vor. Tatsächlich gliedert sich die Untersuchung in zwei Teile: eine systematische Analyse (S. 26–205) und Prosopographien der bedeutendsten neapolitanischen Familien. Im Mittelpunkt des ersten Teils steht vor allem die Ausbildung der politischen und wirtschaftlichen Macht der bedeutendsten Neapolitaner Familien. Zu Recht unterstreicht V., daß es sich weitgehend um eine förmliche *noblesse de robe* handelte, da häufig Juristen oder enge Berater des Königs mit umfangreichen Besitzungen belehnt wurden und somit zumindest teilweise eine Metamorphose vom Rechtsgelehrten zum Lehnsträger stattfand. Zum Teil rächt sich hier jedoch die zu stark verengende Sicht allein auf die Stadt Neapel, da das vielleicht dramatischste Beispiel einer Familie, deren Aufstieg mit einem Juristen begann und welche in der Folgezeit Lehen in einem solchen Umfang anhäufen konnte, daß sie sogar die offene Rebellion gegen die Krone wagen konnte – die Pipini von Barletta und Altamura – mit keinem Wort erwähnt wird. Diese zu starke Beschränkung

allein auf die Familien aus der Hauptstadt des *Regno* ist teilweise auch den folgenden Bemerkungen zur Struktur und Dynamik der Familien und des Instrumentariums, welches den einzelnen Geschlechtern zur Stärkung ihrer Machtstellung zur Verfügung stand, abträglich. Letztendlich kam es schon seit Johanna I. zu einer Konzentration der Lehnsträger auch aus den periphären Provinzen in Neapel, die letztendlich alle bestrebt waren, sich ein großes Stück aus dem Kuchen der Ämter, die ja mit einträglichen Einkünften verknüpft waren, herauszuschneiden. Eine Tendenz, die auch durch die Itinerare der Herrscher gefördert wurde, da seit Karl II. der Königshof in Neapel fest ansässig war. Königsnähe bedeutete aber Macht, weshalb die Stadt im Schatten des Vesuv seit 1300 diese Magnetwirkung entwickeln konnte. Ein klassisches Beispiel für diese Anziehungskraft der *Parthenope* sind die Fürsten von Tarent, welche das berühmte *mezzo regno* zu Lehen hielten, sich aber ausschließlich in Neapel aufhielten, um die königliche Politik maßgeblich beeinflussen zu können. Die Frage, ob es sich bei dieser Machtelite, um städtisches Patriziat oder Feudaladel handelte (S. 27), ist deshalb wohl eindeutig im letzteren Sinne zu beantworten. Überrascht hat den Rezensenten zudem, daß die Autorin kaum ein Wort über den Thronkampf zwischen den französischen Angiovinen und den Königen aus der Seitenlinie Anjou-Durazzo während der Jahre 1383–1399 verliert. Gerade die dramatischen Ereignisse dieser Jahre hatten den „Durchbruch" der großen Geschlechter zur Folge, da Ludwig I. und Ludwig II. von Anjou nahezu wahnwitzige Konzessionen von Lehen und Einkünften machten, um ihre Anhängerschaft zu vergrößern, weshalb die *Durazzeschi* förmlich gezwungen waren, nachzuziehen, wenn sie nicht die Unterstützung weiter Teile des Adels verlieren wollten. Das Resultat dieses Konflikts war letztendlich eine wahre Inflation von Fürsten- und Herzogtümern und die Entstehung von de facto Signorien innerhalb des Königreichs, weshalb man kaum von einer Teilhabe der bedeutenden Geschlechter am Aufbau des „angiovinisch-aragonischen Staates" sprechen kann, sondern der Ausdruck „Destruktion" wohl eher zutrifft. Trotz der angesprochenen Mängel und der zu starken Fixierung allein auf den Adel in der Hauptstadt des *Regno* handelt es sich um einen wichtigen strukturgeschichtlichen Beitrag zur Geschichte des Königreichs Neapel am Vorabend der Renaissance, der – wie jedes gute Buch – Fragen beantwortet, aber auch neue Probleme aufwirft und zu weiterführenden Forschungen unter einer erweiterten Fragestellung auf das gesamte Königreich Neapel anregen sollte. Andreas Kiesewetter

Cristina Rognoni, Les actes privés grecs de l'Archivo Ducal de Medinaceli (Tolède), Bd. I: Les monastères de Saint-Pancrace de Briatico, de Saint-Philippe-de-Bojôannès et de Saint-Nicolas-des-Drosi (Calabre, XIe–XIIe siè-

cles), Textes, documents, études sur le monde byzantin néohellénique et balkanique 7, Paris (Association Pierre Belon) 2004, 283 S., ISBN 2-7025-1262-3, ohne Preis. – In diesem Band hat Cristina Rognoni die Privaturkunden aus dem Archivbestand der Stadt Messina kritisch ediert, der im Anschluß an den Messinesischen Aufstand (1674–1678) gegen die spanische Herrschaft 1679 nach Sevilla gebracht und erst vor wenigen Jahren in dem noch größtenteils unedierten Fonds Messina im Archivo Ducal Medinaceli in Toledo ausfindig gemacht wurde. Der Fonds Messina besteht insgesamt aus 1426 Pergamenten, darunter ist der größte Teil in lateinischer (1202) und griechischer Sprache (213) verfaßt, es sind jedoch auch arabische und bilinguale (griechisch-arabisch, griechisch-lateinisch, lateinisch-armenisch) Dokumente, sowie jeweils ein hebräisches und ein niederländisches enthalten. Dabei erstreckt sich die Spannbreite von königlichen, gräflichen und kirchlichen Privilegien über Bullen und Briefe päpstlicher Provenienz bis hin zu Privaturkunden aus dem 11. bis 18. Jh., wodurch ein Einblick in die politischen Ereignisse und die wirtschaftlichen sowie sozialen Strukturen ermöglicht wird. Die 213 griechischen Privaturkunden des Fonds Messina dokumentieren die Periode von 1037/1038 bis 1352 und umfassen das Gebiet von Südkalabrien und Ostsizilien (Val Demone). Im vorliegenden Band werden von der Vf. nach einer kurzen Einführung über die diplomatischen Besonderheiten dieser griechischen Privaturkunden die Dokumente zugunsten der in Südkalabrien gelegenen griechischen Klöster San Pancrazio und San Filippo de Bojôannès di Briatico und San Nicola di Drosi, die Roger II. im Jahre 1133 dem Archimandritat San Salvatore di Messina als abhängige *metochia* untergeordnet hat, ediert. Schenkung, Verkauf und Tausch von Ländereien, Weinbergen und *villani*, Inventarsauflistungen, Testamente, Streitschlichtungen und Urteilssprüche sind Gegenstand der 24 griechischen Privilegien, die in dem Zeitraum von 1037 bis 1175 für San Pancrazio und San Filippo de Bojôannès di Briatico ausgestellt wurden. In den gleichen Kontext können die sechs Verfügungen für San Nicola di Drosi aus den Jahren 1065 bis 1140/1141 eingeordnet werden. Die Edition eines jeden Dokumentes folgt einem festen Schema: Privilegiengattung, Datierung, Regest, Beschreibung des Pergamentzustandes und der äußeren Textmerkmale, Analyse der inneren Bestandteile, Bemerkungen zur Authentizität sowie eine kurze Interpretation des Inhalts und schließlich Transkription des griechischen Textes. Allerdings ist die Datierung des Jahres bei den Dokumenten Nr. 12 (ϛ'φ'ϛ' = 656 anstatt ϛ'φ'ϛ'ϛ' = 6596), Nr. 18 (ϛ'χ'μ'δ' = 6644 anstatt ϛ'χ'ξ'δ' = 6664) und Nr. 19 (ϛ'χ'μ'ξ' = 66460 anstatt ϛ'χ'ξ'ϛ' = 6666) unvollständig bzw. falsch transkribiert. Dabei scheint es sich wohl um Flüchtigkeitsfehler zu handeln, da die entsprechenden Datierungen in den Regesten richtig aufgeführt werden. Im Anhang dieses Bandes sind die von Vera von Falkenhau-

sen erstellten ausführlichen Regesten der öffentlichen Urkunden aus normannischer Zeit (1083?–1176) für San Nicola di Drosi veröffentlicht. Beigefügt ist dieser Edition eine CD mit Photographien der publizierten Dokumente. Für alle Forscher, die sich mit den normannischen Verhältnissen im Mezzogiorno befassen, dürfte diese Edition besonders willkommen sein. Denn das vorliegende Urkundenmaterial bietet einen äußerst interessanten Einblick in die Beziehungen griechischer Klöster in Südkalabrien zu den örtlichen griechischen Großen und den normannischen Herrschern. Der griechische Einfluß auf das religiöse und administrative Leben im normannischen Süditalien ist durch diese Dokumente bis ins ausgehende 12. Jh. anschaulich nachzuvollziehen. Julia Becker

Wolfgang Stürner, Breve chronicon de rebus Siculis, MGH, Scriptores rerum germanicarum in usum scolarum separatim editi 77, Hannover 2004, VI, 129 pp., ISBN 3-7752-5477-3, € 20. – Finalmente trova una degna edizione e collocazione anche uno dei pochi testi cronachistici riconducibili all'ambiente svevo peninsulare, il cosiddetto *Breve chronicon*, sinora disponibile nella incerta edizione dell'Huillard-Bréholles (Historia diplomatica Friderici II, Parigi 1852, I, pp. 887–908) e nelle aggiunte pubblicate ad opera di Bartolomeo Capasso (Le fonti della storia delle Provincie Napoletane dal 568 al 1500, Napoli 1902, p. 102). In particolare Huillard-Bréholles si era fondato su una trascrizione operata sulla base del cod. Vat. Ottob. 2940, datato alla fine del XIV secolo e contenente una versione del testo che si arresta con la morte di Federico II e la inserzione del testamento dello stesso imperatore. Il Capasso invece estrapolò dal codice Napoli, Bibl. Naz. VIII C 9, sempre della fine del XIV secolo, la parte finale che non contiene il testamento e si distende sino alla morte di Manfredi e l'ingresso di Carlo I nel Regno, pur con un altro paio di cospicue lacune. – Incertezza nell'approntamento di un testo criticamente fondato ha avuto sino a tempi recenti pesanti ricadute anche sulla datazione, comprensione e interpretazione del testo stesso, sulle quali si sofferma nella ampia introduzione (pp. 1–42) l'editore; la nuova edizione permette invece di piantare dei nuovi e robusti paletti interpretativi. In primo luogo l'anonimo A. esprime con chiarezza di aver scritto nell'anno 1272, escludendo quindi la possibilità di una scrittura coeva alla scomparsa di Federico II. Egli era già adulto all'epoca della crociata di Federico nel 1228; per questa il suo racconto si fa, oltre che dettagliato nella descrizione delle singole tappe di avvicinamento a Gerusalemme, anche impostato in prima persona plurale, a esplicitare la volontà di testimonianza diretta e partecipata di quegli avvenimenti. Si tratta quindi di personaggio vicino alla corte di Federico, ma sopravvissuto alla caduta della dinastia, nonché proveniente da am-

bienti ecclesiastici, come sembra tradire il ricorso anche inconsapevole a microcitazioni bibliche segnalate dall'editore, nonché a testi della ormai già solida tradizione dei vaticini pseudogioachimiti. Giustamente l'editore afferma che non è per questo necessario fare dell'A. un monaco florense: i testi (pseudo)gioachimiti erano ormai moneta piuttosto corrente dopo la metà del XIII secolo, tanto da non poter essere considerati esclusivi di un ordine monastico o di un ambiente culturale. Allo stesso modo paiono deboli gli elementi per fare dell'A. un calabrese, in quanto Cosenza e i suoi dintorni non assumono mai un carattere predominante rispetto ad altri contesti, specie quello pugliese. Resta il problema del finale dell'opera; qui l'editore opta decisamente per una preferenza a vantaggio della versione lunga del codice napoletano, viste anche le ragioni di omogeneità stilistica e contenutistica. Come debole argomentazione contraria possiamo solo aggiungere che la scelta di collocare un documento a chiusura del testo narrativo avvicina la versione del codice vaticano alla scelta operata quasi due secoli prima da Goffredo Malaterra nel *De rebus gestis Rogerii*, la cui chiusura era affidata al privilegio pontificio del 1098 per Ruggero I di Sicilia. Bene ha quindi fatto l'editore a mantenere in chiusura anche una edizione del testamento di Federico, nella versione e con gli errori propri del codice vaticano. – Aperto rimane comunque il rapporto di questo autore proprio con la tradizione cronachistica di età normanna, in quanto egli sembra usare poco i cronisti precedenti, con un'unica, probabile citazione dallo pseudo-Falcando e da Romualdo Salernitano, meno insomma delle citazioni pseudogioachimite; la natura invece di epitome della sua opera avrebbe lasciato sospettare un più massiccio ricorso alla tradizione. Probabilmente egli ha una conoscenza tale delle fonti che gli permette di rielaborarle poi in funzione del suo programma di scrittura. A questo riguardo l'editore mette in rilievo l'elemento ideologicamente più importante: la affermazione del diritto ereditario nella successione al trono di Sicilia, dagli Altavilla sino a Manfredi. La debolezza di questa celebrazione, scritta dopo sei anni già di governo angioino, sta nella mancanza di prospettive; il segno del suo fallimento si traduce nella amnesia finale della sventura di Corradino, che non viene neanche citato, pur essendo l'ultimo a poter reclamare la corona di Sicilia per quel diritto ereditario celebrato dall'anonimo! – L'edizione del testo segue quindi criteri e rigore della collana, affiancando al testo latino una traduzione tedesca (tranne il testamento di Federico II) e un apparato di note molto essenziale per la identificazione di luoghi e personaggi citati nel testo; in chiusura l'accurato indice dei nomi e dei luoghi. Francesco Panarelli

Lawrence V. Mott, Sea Power in the Medieval Mediterranean. The Catalan-Argonese Fleet in the War of the Sicilian Vespers, New Perspectives on Maritime History and Nautical Archaeology, Gainesville–Tallahassee (University Press of Florida) 2004, 338 S. mit 21 Abb. und Karten, ISBN 0-8130-2662-8, € 59,95. – Es dürften wohl kaum Zweifel bestehen, daß die Flotte die eigentliche „arma vincente" der Krone von Aragón im Krieg der Sizilischen Vesper war. Tatsächlich konnte dank ihrer Überlegenheit in dem mehr als zwanzigjährigen Ringen mit den Angiovinen um den Besitz der Insel Sizilien das Haus Aragón die maritime Vorherrschaft im westlichen Becken des Mittelmeeres erringen und auch eine Expansionspolitik in der Levante einleiten. Erstaunlicherweise blieb die Struktur und Organisation dieser „Wunderwaffe" in der Forschung, abgesehen von Einzelbeiträgen, bisher weitgehend unberücksichtigt, obwohl sich im Kronarchiv von Aragón noch eine reichhaltige ungedruckte Überlieferung befindet. Trotz des eher irreführenden Untertitels seines Buches – Aragón war eine reine Landmacht und besaß niemals eine Flotte (treffender wäre von katalanisch-sizilischer Flotte oder zumindest Flotte der Krone von Aragón zu sprechen) – will und kann M. diese Lücke nun endlich weitgehend schließen, wobei der Autor für diese Aufgabe auch besonders prädestiniert schien, da er schon mit einigen bemerkenswerten Publikationen vor allem zu technischen Aspekten der Schiffahrt im Mittelmeerraum während des Mittelalters hervorgetreten ist. Nach einem knappen Überblick über den Verlauf des Krieges der Sizilischen Vesper mit einigen Detailfehlern (die Seeschlacht von Malta fand z. B. nicht in der Nacht vom 7.–8. Juni 1283 im heutigen Grand Harbour, sondern in der Nacht vom 5.–6. Juli im sogenannten Dockyard Creek statt), untersucht M. ausführlich das Amt des Admirals der katalanisch-sizilischen Flotte. Im Zentrum dieses Abschnitts steht natürlich Roger di Lauria, der mit sechs Seesiegen wohl erfolgreichste Admiral der Weltgeschichte und Lord Nelson des Mittelalters (vgl. jetzt auch A. Kiesewetter, Lauria, Ruggero di, in: Dizionario biografico degli Italiani 64, 2005; mit einigen Korrekturen gegenüber M.). M. gelingt es zu zeigen, daß das Amt unter Lauria entscheidend an Bedeutung gewann, und es sich nicht um eine einfache Übernahme des staufischen Admiralats handelte, wie häufig behauptet, sondern das Admiralat der Krone von Aragón auch maßgeblich durch die Organisation des kastilischen *almirantazgo* und des katalanischen *almirall* beeinflußt wurde. Gebührender Raum wird auch der Finanzierung der Flotte vor allem durch Steuern und Zölle, Anleihen, Lösegelder, aber auch durch die Tribute der Inseln Ǧerba und Kerkennen sowie Plünderungszüge an die nordafrikanische Küste gewidmet. Hervorzuheben ist, daß M. in diesem Zusammenhang erstmals systematisch vier Urkunden auswertet, die heute im Kathedralarchiv von Valencia aufbewahrt werden – wohin offensichtlich ein

Teil des Privatarchivs Roger di Laurias Eingang fand – und von welchen bisher lediglich zwei Stücke bekannt waren. Es handelt sich um Quittungen, die im Namen König Jakobs II. von Sizilien und Aragón für den Admiral ausgestellt wurden und ein nahezu lückenloses Verzeichnis über die Einnahmen und Ausgaben der Flotte in den Jahren 1283–1292 enthalten. Diese Quellen liefern auch wichtige Informationen zur inneren Organisation der katalanisch-sizilischen Flotte und der Rekrutierung und Besoldung der Mannschaften. Man könnte im heutigen Sinne fast von einer „multikulturellen" Flotte sprechen, da auf den einzelnen Schiffen häufig Mannschaften verschiedener ethnischer Provenienz Dienst taten. Gerade die Heterogenität der Schiffsbesatzungen – auf den ersten Blick ein offensichtlicher Nachteil – trug freilich entscheidend zu den Erfolgen der Flotte bei, da fast ausschließlich Spezialisten für die einzelnen Aufgabenbereiche (z. B. sizilianische Ruderer, aragonische Kavallerie, aber auch muslimische Bogenschützen aus dem Königreich Valencia) zum Einsatz kamen. Ansprechend sind auch die Kapitel über die verschiedenen Schiffstypen, welche in der Flotte verwendet wurden (die Beilage von Plänen und Skizzen wäre freilich wünschenswert gewesen), und die Armierung und Verproviantierung der Flotte auf See. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang besonders die statistischen Vergleiche zu den Flotten der italienischen Seerepubliken Genua und Venedig, die zeigen, daß die katalanisch-sizilischen Mannschaften – abgesehen vom Wein – deutlich höhere Rationen an Nahrungsmitteln erhielten als ihre Kollegen auf venezianischen oder genuesischen Schiffen; vielleicht eines der Geheimnisse des Siegeszuges der katalanischen Flotte während des Spätmittelalters, denn mit leerem Magen läßt sich bekanntlich nicht gut kämpfen. Trotz einiger kleiner Mängel – M. blieb z. B. verborgen, daß die katalanisch-sizilische Flotte de facto ihren Schiffsraum fast ausschließlich durch gekaperte Galeeren vergrößerte (zwischen 1283 und 1287 fielen rund 100 Schiffe des angiovinischen Gegners in ihre Hände) – handelt es sich um einen der wichtigsten Beiträge der letzten Jahre zur Geschichte des Seekrieges während des Spätmittelalters, den jeder der sich mit maritimer Geschichte beschäftigt, mit Gewinn zur Hand nehmen wird. Andreas Kiesewetter

Lina Scalisi, Il controllo del sacro. Poteri e istituzioni concorrenti nella Palermo del Cinque e Seicento, I libri di Viella 42, Roma (Viella) 2004, 205 S., ISBN 88-8334-134-1, € 20. – La riproduzione secentesca della „Sala nuova dei Parlamenti" del palermitano Palazzo dei Normanni, sulla copertina del libro, porta al cuore dello studio di Lina Scalisi: il luogo di riunione dei ceti ecclesiastico, militare e demaniale è il teatro dell'attività politica e istituzionale della Sicilia moderna, animata ora dall'aperta conflittualità, ora dalla ‚dissimula-

zione onesta'. Distaccandosi sin dall'Introduzione dall'eredità storiografica otto-novecentesca di stampo liberale, l'A. ritiene funzionali ad uno studio socio-politico del Regno tra Cinque e Seicento modelli di maggiore flessibilità, come quello già sperimentato nell'opera innovativa di Helmut G. Koenigsberger, The Government of Sicily under Philip II of Spain: a study in the practice of Empire (London, 1951). Il dibattito politico-religioso in Sicilia all'indomani del Concilio di Trento è il felice spazio storiografico per mettere in campo un approccio che non riduca ad un monolite valori ed interessi concorrenti: la „costruzione del consenso" in una società dotata di un altissimo livello di stratificazione sociale non ammette spiegazioni unilaterali o metodologie di indagine che non diano giustizia della complessità strutturale del fenomeno. Obbedendo a questi principi, l'analisi delle tensioni relative alla recezione della riorganizzazione post-conciliare nella „quasi capitale Palermo", tra la fine del XVI e la prima metà del XVII secolo, è realizzata attraverso un fitto intreccio di forze miranti ad ottenere il „controllo del sacro", e, nella realtà rappresentata dall'A., gli attori principali – il viceré Marco Antonio Colonna, l'arcivescovo di Palermo, cardinale Giannettino Doria, o il giudice del Tribunale della Regia Monarchia, Luís de Los Cameros – incarnano i protagonisti di una „commedia dall'esito incerto" in cui il ‚potere' appare diffuso e parcellizzato. Non solo: interessi confliggenti o condivisi tra esponenti della gerarchia ecclesiastica e membri dell'élite locale incidono nel gioco politico che sfugge a schematismi e non risulta riconducibile ad alcuna categoria omogeneizzante. Di conseguenza, la dissimulazione, intesa come sospettosa prudenza nei confronti di chiunque detenga il potere in maniera esclusiva, interpreta l'unico atteggiamento politico adatto, ad un tempo, ad evitare lo scontro e a garantire la sopravvivenza degli interessi in campo.

Rafaella Pilo

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Alberzoni Maria Pia
Bardelle Thomas
Bauer Stefan
Becker Julia
Benziger Wolfram
Bertram Martin
Blasberg Christian
Blastenbrei Peter
Borchardt Karl
Brechenmacher Thomas
Börner Maria Teresa
Brunsch Swen Holger
Clemens Lukas
Cortesi Mariarosa
D'Acunto Nicolangelo
D'Elia Nicola
Dell'Omo Mariano
Dirmeier Arthur
Esch Arnold
Fosi Irene
Frank Thomas
Gavinelli Simona
Giani Loredana
Giordano Silvano
Girgensohn Dieter
Hartmann Gritje
Heyden Ulrich van der
Hofmann Thomas
Huschner Wolfgang
Israel Uwe
Jaitner-Hahner Ursula
Johrendt Jochen
Keller Hagen
Kiesewetter Andreas
Klinkhammer Lutz
Koller Alexander
König Malte
Lützelschwab Ralf
Matheus Michael
Meine Sabine
Miccoli Giovanni
Nattermann Ruth
Osti Guerrazzi Amedeo
Panarelli Francesco
Petersen Jens
Pilo Rafaella
Pöttgen Kerstin
Rando Daniela
Rehberg Andreas
Reinhard Wolfgang
Reinhardt Nicole
Rutar Sabine
Salonen Kirsi
Schimmelpfennig Bernhard
Schlemmer Thomas
Schmugge Ludwig
Schnettger Matthias
Schuchard Christiane
Scriba Friedemann
Sennebogen Waltraud
Stauber Reinhard
Trebeljahr Moritz
Valente Massimiliano
Wildvang Frauke
Wörsdörfer Rolf
Zug Tucci Hannelore
Zwierlein Cornel

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

Abulafia, D. 577
Adami, Cl. 660
Aga Rossi, E. 733
Aggravi, L. 630
Aglietti, Cr. 605
Airaldi, G. 577
Albertoni, G. 594
Alberzoni, M. P. 577
Altgeld, W. 709
Alzati, C. 577
Amandoli, Cl. 605
Ambrosoli M. 574
Andall, J. 636
Andenna, Cr. 661
Andenna, G. 576, 577, 613
Andreolli, B. 594, 768
Angiolini, E. 595
Arnold, Kl. 624
Arnoux, M. 619
Arpinati, G. 729
Arrivo, G. 624
Ascheri, M. 577, 629
Augenti, A. 617
Aurora, I. 577
Azzara, Cl. 609

Bacci, M. 605
Baldoli, Cl. 719
Balletto, L. 581
Bazzano, N. 631
Becker, R. 700
Behrmann, C. 686
Belardelli, G. 641
Bellabarba, M. 622, 749
Bellavitis, A. 619
Belli, M. 769
Beltramini, M. 764
Benvenuti, A. 773
Berengo, M. 574
Bernasconi, M. 699
Bertalot, L. 677
Bettotti, M. 750
Bianchi, A. 610
Bianchi, R. 679
Bianchi, S. 646
Bierbauer, V. 583
Billanovich, G. 595
Billanovich, M. Ch. 742
Blastenbrei, P. 620
Bleckmann, M. 620
Boaga, E. 634
Bocchi, Fr. 577, 603
Boesch Gajano, S. 649
Boglioni, P. 611
Bölling, J. 627
Bonacini, P. 594
Boncompagni, A. 720
Bonechi, S. 634
Borchardt, K. 593
Borst, A. 651
Bottacin, Fr. 756
Botteri Ottaviani, M. 750
Boureau, A. 671
Braca, A. 615
Braidi, V. 595
Brandenburg, H. 782
Brandt, S. 639
Braun, H. 590
Brechenmacher, Th. 703
Brentano, R. 660
Brosius, D. 593
Büchel, D. 685
Bullough, D. 607
Burdett, Ch. 637
Burgarella, F. 610
Burkardt, A. 695
Busetto, G. 574
Bustreo, G. P. 609
Buzzi, C. 777

Cafagna, L. 641
Cagnin, G. 609, 660
Calchi Novati, G. 637
Callagher, B. 580
Calò Mariani, M. St. 606
Cameli, M. 660
Cammarosano, P. 613
Campanini, A. 595
Canali, M. 720
Canobbio, E. 660
Canzian, D. 609, 761
Capasso, B. 796
Capitani, O. 604
Capra, C. 574
Carducci, G. 577
Carocci, S. 617, 779
Carolei, A. 611
Caroli, M. 605
Casazza, L. 609, 660
Casmirri, S. 792
Castagnetti, A. 577, 749
Castelnuovo, E. 616

Castronovo, V. 641
Casula, C. 577
Cavada, E. 749
Cavallo, G. 613
Ceccarelli Lemut, M. L. 586
Chaline, O. 631, 690
Chiesa, P. 581, 608
Chittolini, G. 574, 577, 604
Ciprini, Fr. 778
Ciprini, G. 778
Clarke, P. D. 591
Clavout, O. 589
Clemens, L. 594, 604
Cohen, D. 639
Colbacchini, R. 750
Collodo, S. 609
Colombo, P. 636
Coloredo Castellary, A. 604
Colusso, A. 763
Constable, G. 577, 612
Contini, A. 624
Cordova, F. 721
Cornelißen, Chr. 638
Corrain, C. 609
Corrao, P. 620
Corrias, Fr. 713
Cortesi, M. 595, 624
Coser, E. 768
Costi, G. 632
Cowdrey, H. E. J. 577
Cracco, G. 612, 750
Crainz, G. 736
Crescenti, C. 786
Criscuolo, V. 632
Croce, G. M. 634
Crouzet-Pavan, E. 619
Cuozzo, E. 577
Curzel, E. 660, 750
Czortek, A. 586

D'Acunto, N. 577
D'Alessandro, V. 577
D'Autilia, M. L. 792
D'Haenens, A. 577
Dain, A. 643
Dal Prà, L. 750
Dalena, P. 577
Dalla Casa, B. 729
Dassovich, M. 705
Dawes, B. 707
De Boer, W. 688
De Caprariis, L. 719
De Caprio, F. 630
De Crescenzo, A. 616
De Giorgi, F. 634
De Leo, P. 577, 610
De Vitt, Fl. 660
Del Torre, G. 574
Del Treppo, M. 578, 676
Dell'Era, T. 733
Della Misericordia, M. 621
Dellantonio, G. 750
Delogu, P. 614
Dempewolf, E. 680
Dentoni Litta, A. 776
Denzel, M. A. 667
Deun, P. van 579
Deutinger, R. 575
Di Giovanni, Fr. 727
Di Nucci, L. 640
Diesenberger, M. 607
Dilcher, G. 613
Dinzelbacher, P. 613
Dohrn-van Rossum, G. 620
Dolcini, C. 594
Donati, Cl. 574
Donato, M. M. 604
Dondarini, R. 604
Dopsch, H. 587, 588, 606
Draghi, A. 617
Draskóczy, I. 667
Drell, J. H. 615
Drücke, S. 627
Duncan, D. 636

Egger, Chr. 664
Eisenach, E. 622
Elm, K. 596
Emich, B. 686
Enzensberger, H. 576
Epstein, S. R. 619
Errani, P. 634
Errera, A. 648
Esch, A. 577, 589, 593
Esposito, A. 592, 621
Esposito, D. 780
Esposito, R. F. 634

Falchini, C. 611
Falkenhausen, V. von 576, 579
Fanti, M. 766
Fargnoli, N. 773
Farina, M. 634
Fassera, P. 587
Faust, U. 634
Feci, S. 789
Fedalto, G. 763
Felsini, D. 733
Felten, Fr. J. 584, 612
Feo, G. 594
Ferrante, L. 622
Ferrari, M. C. 590
Ferucci, A. R. 768
Flachenecker, H. 585
Flascassovitti, Ch. D. 578
Floris, D. 750
Flug, Br. 591
Fodale, S. 578
Fois, L. 660
Fois, M. 632
Fonseca, C. D. 576, 604
Fontana, P. 744
Fornasari, G. 588
Forzatti Golia, G. 578
Fosi, I. 621
Frale, B. 668
Frank, Th. 660
Franzina, E. 718

Fratini, C. 606
Fratini, L. 644
Frauenknecht, E. 588
Freund, St. 587
Fried, J. 574
Friedmann, D. 604
Frioli, D. 742, 750
Frommel, Chr. L. 618
Frugoni, Ch. 618
Fubini, R. 598, 599, 604
Fuchs, Fr. 588, 624
Furlan, I. 763
Füssel, St. 624

Gabathuler, M. 590
Gaillard, M. 585
Galante, M. 615
Galasso, Cr. 623
Galdi, A. 615
Galetti, P. 594
Galli della Loggia, E. 640
Gallina, M. 600
Gallo, D. 609, 756
García y García, A. 589
Gardoni, G. 660
Garimberti, E. 595
Garms-Cornides, E. 631
Garrison, M. 607
Gaspari, P. 715
Gasparri, St. 749
Gelichi, S. 594
Gentilini, S. 750
Geuenich, D. 584
Geyer, H. 756
Ghignoli, A. 660, 768
Giacchè, L. 605
Giacomelli, L. 750
Giannetto, M. 733
Gianni, L. 742, 763
Giansante, M. 595, 768
Giese, M. 583
Giese, W. 582
Gigliozzi, M. T. 781
Giordano, S. 631
Girgensohn, D. 758
Glass, D. F. 615
Gnola, D. 635
Gobbi, D. 634
Goetz, H.-W. 583
Goldbrunner, H. 678
Görich, K. 583
Gramsch, R. 593
Grandis, Cl. 610
Granzotto, P. 734
Grassi, Fr. 769
Greci, R. 595
Grégoire, R. 611
Grillo, P. 742
Grossi Turchetti, M. L. 646
Grossi, P. 578
Grothe, E. 636
Guillou, A. 578
Guzzetti, L. 756

Hächler, St. 621
Hack, Th. 627
Hafner, U. 621
Hageneder, O. 664
Hammermayer, L. 582
Haren, M. 591
Hartmann, W. 658
Heiss, H. 748
Helmrath, J. 592
Herbers, Kl. 607
Herf, J. 639
Hermes, R. 743
Hersperger, P. 589
Hesse, Chr. 591
Hlawitschka, E. 583
Hoffmann, C. A. 620
Hogg, J. 611
Hollberg, C. 759
Hotz, B. 593
Houben, H. 576, 577, 581, 604
Hudon, W. V. 632
Huillard-Bréholles, J. L. A. 796
Hunecke, V. 757
Huschner, W. 655
Ikas, W.-V. 665
Incisa di Camerana, L. 706
Infelise, M. 574
Inglot, M. 634
Irsigler, Fr. 667
Ishida, Y. 640
Jacquart, D. 616
Jahn, W. 583
Jaitner, Kl. 694
Jaitner-Hahner, U. 677, 694
Johrendt, J. 657
Jugie, P. 593

Kaiser, R. 585, 590
Karsten A. 685, 791
Keller, H. 612
Kelly, Th. F. 615
Kiesewetter, A. 576, 798
Kintzinger, M. 582
Kirmeier, J. 584
Kitzler, J.-Chr. 697
Klausmann, Th. 628
Klinkhammer, L. 638, 710
Koch, W. 577, 583
Köchli, U. 686
Koenigsberger, H. G. 800
Kofler-Engl, W. 748
Koller, A. 630
Kovačević-Kojić, D. 667
Kurze, W. 586, 770

Labanca, N. 637, 719
Lacchè, L. 635
Laimer, M. 748
Landau, P. 589
Lavarla, C. 578
Lavenia, V. 687
Lazzari, T. 594
Lazzi, G. 644

Le Pogam, P.-Y. 618
Lemaitre, J.-L. 578
Lenzi, M. 781
Leonardi, Cl. 610, 613
Leoncini, G. 611
Leone, A. 578
Li Vigni, B. 738
Librenti, M. 594
Licinio, R. 578
Lindgren, U. 583
Lohmer, Chr. 588
Lohrmann, D. 619
Lombardi, D. 623
Lombardi-Diop, Chr. 638
Loré, V. 615
Lorente Sariñena, M. 636
Lorenz, S. 584
Lošek, Fr. 607
Loud, Gr. A. 578, 616
Lovato, A. 660
Lucioni, A. 586
Luconi, St. 720
Ludwig, K.-H. 667
Luperini, S. 622
Luttrell, A. 673
Luzzatto, S. 739
Luzzi, S. 753

Maas, P. 643
Macartney, C. A. 705
Maier, Chr. T. 590
Maierù, A. 613
Majer, J. 667
Majocchi, P. 660, 740
Malgeri, F. 792
Manca, A. G. 635
Mantelli, Br. 639, 719
Marchetto, G. 622
Marchisello, A. 622
Marino, A. 604
Marrocchi, M. 770, 773
Martin, D. D. 611
Martin, J.-M. 578
Martines, L. 680
Märtl, Cl. 575, 583, 588, 592, 625
Martucci, R. 636
Mascanzoni, L. 594, 595
Masturzo, A. 616
Matheus, M. 591
Mathieu, Kl.-M. 749
Matthew, D. 614
Matzke, M. 667
Maurer, H. 585
Mauro, L. 616
Mayhew, N. 667
Mazzucco, G. 586
McKitterick, R. 607
Mehlin, B. 701
Meier, Chr. 614
Meiffret, L. 674
Melani, L. 644
Mele, M. G. 605
Melis, G. 733
Meloni, M. G. 605
Mengozzi, M. 634
Mentzel-Reuters, A. 575
Menzel, M. 583
Merendino, E. 580
Mériaux, Ch. 585
Meriggi, M. 574
Merlo, G. G. 740
Merta, Br. 607
Mertens, D. 584
Metzger, W. 625
Metzler, G. 686, 697
Meyer, A. 589, 590, 592
Mezzadri, L. 629, 633
Miccoli, G. 574
Michelic, D. 604
Michetti, R. 606
Michielin, A. 760
Miedema, N. R. 785
Miethke, J. 590
Miglio, M. 578
Millet, H. 660
Minnucci, G. 613
Mishima, K. 640
Modigliani, A. 604, 675
Mola, L. 619
Molin Pradel, M. 581
Molteni, F. 634
Mommsen, H. 639
Monacchia, P. 777
Monciatti, A. 616
Monnet, P. 619
Montanari, M. 594, 740
Montecchi, G. 594
Morelli, A. 719
Morelli, R. 619
Mori Paciullo, A. 777
Morini, E. 610
Mörschel, T. 686
Mott, L. 798
Moullot, D. 672
Mueller, R. C. 619
Müller, J. U. 716
Müller, S. 594
Müller, W. P. 591
Murauer, R. 664
Musajo, I. 660
Musca, G. 578
Musi, A. 702
Musto, R. G. 786
Muzzarelli, M. G. 595, 775
Myssok, J. 628

Nabert, N. 611
Nanni, St. 634
Neri, S. 604
Nesbitt, J. 581
Nico Ottaviani, M. G. 775
Nicoletti, A. 763
Niederkorn-Bruck, M. 606
Nössing, J. 749
Noto Marrella, S. di 594
Noto, M. A. 702
Novembri, V. 628, 631, 773
Nubola, C. 620, 621

Obermair, H. 585, 745, 747
Obermair, W. 748
Occhipinti, E. 578, 586
Ofenbach, E. 783
Orlandi, G. 634
Orlando, E. 623, 762
Orsina, G. 733
Ortalli, Gh. 578, 595, 604
Osti Guerrazzi, A. 728
Ostinelli, P. 591, 620, 743
Ott, M. 684

Pace, V. 612
Padovani, A. 594
Pagano, S. 633, 727
Palme, R. 667
Palumbo, G. 606
Panarelli, F. 578
Paolini, L. 595, 766
Paravicini Bagliani, A. 617
Parente, U. 634
Parmeggiani, R. 767
Pasini, C. 581
Pasquali, G. 594, 643
Pasqui, D. 633
Passigli, S. 780
Pauler, R. 583
Pavanello, G. 634
Peduto, P. 614
Pellegrini, L. 670
Pellettieri, A. 578
Penco, G. 586
Perol, C. 773
Petersen, S. 639
Petersohn, J. 682
Peverada, E. 586
Pfeifer, G. 666, 748
Picciaredda, St. 725
Piccioni, L. 792
Pifferi, St. 630
Pirillo, P. 594
Pischedda, K. 621
Pispisa, E. 578
Pistoia, U. 660
Piva, P. 660
Pizzorusso, G. 630
Platania, G. 630
Plongeron, B. 634
Poeschke, J. 626
Polonio, V. 587
Pomaro, G. 644
Poncet, O. 570
Ponzanesi, S. 637
Pöpper, Th. 626
Poppi, A. 755
Porta, P. 604
Poso, C. D. 578
Potestà, G. L. 578, 613
Poumarède, G. 690
Pretelli, M. 720
Prezzolini, C. 628, 631, 772
Principe, A. 719
Probst, V. 625
Profizi, Ch. 634
Proietti Pedetta, L. 605
Prosperi, A. 631
Pucci, M. 616

Quagliariello, G. 732
Quaglioni, D. 612, 620, 621
Rabotti, G. 594
Racine, P. 743
Rädle, F. 628
Ramminger, J. 694
Rando, D. 613, 625, 741
Randon, Ph. F. 791
Rehberg, A. 591
Reichlmayr, G. 582
Reindel, K. 587
Reinhard, W. 593, 697
Reinhardt, V. 683, 686, 791
Rendtel, C. 589
Reske, Chr. 625
Ricasso, G. 578
Riccetti, L. 660
Ricuperati, G. 574
Riedmann, J. 749
Rigon, A. 587
Rinaldi, R. 594
Riva, Cl. 635
Rizzolli, H. 667
Rocciolo, D. 634
Röckelein, H. 652
Rognoni, Cr. 578, 794
Roilo, Chr. 748
Romano, S. 617, 641
Roncalli, A. G. 712
Ronchey, S. 757
Ronconi, F. 642
Ronzani, M. 578
Rosa, M. 635
Roselli, G. 727
Rossetto, Fl. 609
Rossi, G. 613
Rossi, M. 741
Rossi, P. O. 793
Rudelle, O. 635
Rugolo, R. 757
Ruschi, R. 633
Rusconi, R. 578
Russo, D. 614
Rutar, S. 764
Rutz, D. 591

Sabbatucci, G. 641
Sabrow, M. 639
Salmini, Cl. 574
Salonen, K. 591, 593
Salvatori, P. 792
Sanfilippo, M. 629, 630, 718
Sangermano, G. 578, 615
Santi, B. 773
Sarfatti, M. 722
Satzinger, G. 626
Scalisi, L. 799
Scaramella, P. 623
Scharer, A. 606

Scheer, T. S. 582
Schelbert, G. 618
Schieder, W. 638
Schieffer, R. 574, 582, 588, 652, 654
Schildt, A. 639
Schilp, Th. 584
Schimmelpfennig, B. 589, 593, 627
Schirmer, U. 667
Schmid, A. 587, 588
Schmidt, H. R. 621
Schmidt, T. 663
Schmieder, F. 594
Schmucki, O. 693
Schmugge, L. 589, 593
Schneider, H. 575
Schneider, U. 756
Schneider, W. 746
Schuchard, Chr. 592
Schulte, P. 662
Schulz, Kn. 589
Schwarz, Br. 589, 591, 663
Schwarz, U. 593
Schwenkter, W. 638
Schwinges, R. C. 590
Scottà, A. 763
Segl, P. 587
Seibert, H. 582
Seibert, J. 583
Seidel Menchi, S. 621
Semeraro, C. 634
Semmler, J. 584
Semoli, P. 644
Senatore, F. 676
Sensi, M. 605
Seraphim, Fr. 639
Settia, A. A. 610, 741
Siebenhüner, K. 623
Sked, A. 705
Skinner, P. 615
Small, P. 638
Smurra, R. 603
Soddu, F. 636
Soffietti, I. 578
Soldi Rondinini, G. 578
Sommerlechner, A. 664
Sordini, B. 769
Sorelli, F. 763
Spinelli, G. 586, 633, 634
Spremić, M. 667
Stampfer, H. 747, 748
Staubach, N. 625
Stefanik, M. 667
Stein-Kecks, H. 624
Stern, W. B. 667
Stoppacci, P. 644
Störmer, W. 582, 587, 606
Stotz, P. 590
Stourzh, G. 636
Strocchi, Cl. 750
Studt, B. 592
Stürner, W. 796
Sudmann, St. 626
Suhling, L. 667

Tacchi, Fr. 711
Tagliaferri, M. 634
Taosatti, G. 733
Tasini, G. 660
Tasser, R. 666
Taviani, C. 621
Tenenti, A. 604
Teti, M. A. 611
Teuscher, S. 621
Tewes, G.-R. 593
Theisen, F. 636
Thiessen, H. von 686, 697
Thoma, G. 582, 583
Ticchi, J.-M. 633
Tinnefeld, F. 582
Tinti, F. 660
Tizzoni, M. 667
Todero, F. 766
Torre, A. 635
Torresani, S. 604
Tosco, C. 606
Tosti, M. 604
Tóth, I. G. 631, 691
Toubert, P. 579
Tramontana, S. 579
Traverso, E. 601
Traviani, L. 616
Triulzi, A. 637
Trolese, F. G. B. 586
Trombetti Budriesi, A. L. 595
Turchi, L. 624
Turchini, A. 606
Turrini, P. 629

Ungari, A. 731
Urbanitsch, P. 636

Valente, M. 710
Varanini, A. M. 760
Varanini, G. M. 749, 750, 760
Vasina, A. 579, 594
Vauchez, A. 579
Venditelli, M. 779
Vergani, R. 610, 619
Vetere, B. 579
Vial, É. 719
Vian, G. 634
Vian, G. M. 726
Vidotto, V. 793
Vitale, G. 793
Vitolo, G. 579, 613, 615
Vivanti, C. 574

Wahl, R. 636
Wasserschleben, F. W. H. 658
Wehrli-Johns, M. 590
Weigl, H. 664
Weinmann, A. 627
Westermann, A. 667
Westermann, E. 666
Wickham, Chr. 614
Winter, S. 756

Wittmer-Butsch, M. 589, 590
Wittneben, E. L. 669
Wolfram, H. 607
Wolfrum, E. 639
Wollasch, J. 576
Woller, H. 639
Würgler, A. 620

Yagyu, K. 639
Zabbia, M. 616
Zanarini, M. 594
Zanatta, L. 720
Zanella, G. 594
Zangarini, A. 761
Zarri, G. 611
Zaslavsky, V. 732
Zecchino, F. 579
Zendri, Chr. 620
Zerbi, P. 613
Zerbinati, E. 609
Zettler, A. 585
Zey, Cl. 574, 582
Zielinski, H. 584
Zimmermann, M. 756
Zitzlsperger, Ph. 685
Zorzi, A. 705
Zotz, Th. 584
Zunckel, J. 686, 697
Zutshi, P. 590, 592

Repertorium Poenitentiariae Germanicum

Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut in Rom

Der wissenschaftliche Beirat des Deutschen Historischen Instituts in Rom (DHI) hat im Jahr 1992 die Begründung einer parallelen Reihe zum »Repertorium Germanicum« beschlossen, das »Repertorium Poenitentiariae Germanicum«. Damit wird der Forschung ein weiteres wichtiges Quellenwerk aus dem Vatikanischen Archiv für die deutsche Geschichte des Spätmittelalters bereitgestellt.
Alle Bände enthalten lateinische Regesten aus den Supplikenregistern der päpstlichen Pönitentiarie nebst diversen Indices. Die dort erstmals publizierten Texte enthalten unbekanntes Quellenmaterial für die Kirchen-, Sozial-, Landes- und Familiengeschichte des deutschsprachigen Raumes im Spätmittelalter.

Band VI: Sixtus IV. (1471–1484)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge unter Mitarbeit von Michael Marsch und Alessandra Mosciatti

2 Teile mit zus. ca. 1440 Seiten. Geh. ca. € 198.–. ISBN 3-484-80160-3

In »Repertorium Poenitentiariae Germanicum VI« sind 7478 lateinische Regesten aus den Suppliken-Registern der Pönitentiarie, der obersten päpstlichen Bußbehörde, aus der Zeit Sixtus' IV. (1471–1484) ediert. Damit wird neben dem »Repertorium Germanicum« ein weiteres wichtiges Quellenwerk für die deutsche Geschichte unter dem bekannten Papst für die Forschung bereitgestellt.

Bereits erschienen:

Band I: Eugen IV. (1431–1447)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge mit Paolo Ostinelli und Hans Braun

1998. XXVII, 166 Seiten. Geh. € 28.–. ISBN 3-484-80150-6

Band II: Nikolaus V. (1447–1455)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge unter Mitarbeit von Krystyna Bukowska und Alessandra Mosciatti

1999. XXXI, 364 Seiten. Geh. € 56.–. ISBN 3-484-80155-7

Band III: Calixt III. (1455–1458)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge und Wolfgang Müller

2001. XXIII, 354 Seiten. Geh. € 54.–. ISBN 3-484-80156-5

Band IV: Pius II.

Bearbeitet von Ludwig Schmugge mit Patrick Hersperger und Béatrice Wiggenhauser

1996. XXXVI, 534 Seiten. Geh. € 79.–. ISBN 3-484-80145-X

Band V: Paul II. (1464–1471)

Bearbeitet von Ludwig Schmugge unter Mitarbeit von Peter Clarke, Alessandra Mosciatti und Wolfgang Müller

2002. XXIX, 818 Seiten. Geh. € 122.–. ISBN 3-484-80159-X

Annkristin Schlichte

Der »gute« König

Wilhelm II. von Sizilien (1166–1189)

2005. X, 395 Seiten. Ln € 58.–. ISBN 3-484-82110-8 (Bibliothek des DHI in Rom. Band 110)

Die Regierungszeit Wilhelms II. von Sizilien (1166–1189) galt Zeitgenossen und Späteren als ›Goldenes Zeitalter‹ des Normannenreiches. Die Studie setzt sich das Ziel einer kritischen Bestandsaufnahme und Gesamtbilanz der Königsherrschaft Wilhelms II. Auf der Basis urkundlicher und erzählender Quellen werden die verschiedenen Bereiche königlichen Handelns – Verwaltung und Recht, Städte- und Kirchenpolitik, Wirtschaft und Handel, Stellung der Muslime und Griechen, Herrschaftsrepräsentation, Außenpolitik – untersucht. Dabei entsteht das Bild eines entschiedenen, aber auch prachtliebenden Königs.

Uwe Israel

Fremde aus dem Norden

Transalpine Zuwanderer im spätmittelalterlichen Italien

2005. VIII, 380 Seiten. Ln € 54.–. ISBN 3-484-82111-6 (Bibliothek des DHI in Rom. Band 111)

Diese Studie zeigt, daß Mobilität für die spätmittelalterliche Gesellschaft konstitutiv war. Gleichwohl fiel es den transalpinen Immigranten schwer, Kontakt zur alten Heimat zu halten, was ihre Akkulturation beförderte. Die anhand eines Tableaus italienischer Aufnahmestädte gefundenen Ergebnisse zu Zuwanderungsphasen, Migrantengruppen sowie Inklusions- und Exklusionsfaktoren werden in einer Mikrostudie am Beispiel der im Einzugsbereich Venedigs gelegenen Stadt Treviso vertieft. Es zeigt sich, daß die ›Fremden aus dem Norden‹ nicht ›fremder‹ waren als Zuziehende aus anderen Orten Italiens auch.

Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit

Herausgegeben von Michael Matheus

Ca. 330 Seiten. Ln ca. € 48.–. ISBN 3-484-82112-4 (Bibliothek des DHI in Rom. Band 112)

Der Band versammelt im wesentlichen die Beiträge der gleichnamigen Tagung des Deutschen Historischen Instituts in Rom vom 29. bis 31. Oktober 2003. Darin werden sowohl die deutsch-italienischen Beziehungen der Nachkriegszeit, besonders unter dem Aspekt der Kulturpolitik, allgemein behandelt als auch die Geschicke der einzelnen Institute und Bibliotheken in Rom: das Deutsche Historische Institut, das Deutsche Archäologische Institut, das Römische Institut der Görres-Gesellschaft, die Villa Massimo, die Bibliotheca Hertziana, die Deutsche Bibliothek (das spätere Goethe-Institut) und die Deutsche Schule.

Jörg Erdmann

»Quod est in actis, non est in mundo«

Päpstliche Benefizialpolitik im ›sacrum imperium‹ des 14. Jahrhunderts

Ca. VIII, 323 Seiten. Ln ca. € 48.–. ISBN 3-484-82113-2 (Bibliothek des DHI in Rom. Band 113)

Der Einfluss der Päpste auf die Pfründenbesetzung im Mittelalter wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Im Rahmen dieser EDV-gestützten Untersuchung soll für das 14. Jahrhundert ein genaueres Bild über den Einflusswillen und das Einflussvermögen der Kurie auf die Benefizienvergabe im *sacrum imperium* gewonnen werden. Eine Gegenüberstellung der in den päpstlichen Registern nachweisbaren Provisionen mit den tatsächlichen Pfründeninhabern vor Ort ergibt dabei für fast alle Benefiziengattungen im Reich den überraschenden Befund, dass der päpstliche Einfluss geringer war als vielfach vermutet.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22657 8257

90/9